Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

I. Abtheilung:

Frühlingsfrische.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,
Verf. von „Roman eines Dichterlebens" (Göthe), „Rahel" u. s. w.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Ein beginnendes Menschendasein.

Am grünen Rhein, in dessen klarer Fluth sich die Berge mit ihren Rebengeländen, ihren Burgruinen und ihren dunkelgrünen Waldungen spiegeln, steht die Stadt Düsseldorf. In dieser Stadt stand ein Haus in der Bolkerstraße, in welchem eine junge Frau in der Neujahrsnacht 1800, als eben ein scheidendes Jahrhundert in den Abgrund der Ewigkeit rollte, ein wohlgestaltes Knäblein gebar, das sie mit überquellender Mutterwonne an ihr freudebebendes Herz drückte und mit seligen Thränen benetzte.

Diese Frau war Louise von Geldern, die Gattin des jüdischen Kaufmanns Samuel Heine, der eben auf einer Geschäftsreise begriffen, sich dermalen in London befand.

Am andern Morgen wurde die Thür des durch grüne Rouleaux und vorgezogenen Gardinen verdunkelten Wochenzimmers, in welchem die Kindbetterin auf garnirten Kissen lag, von einer schüchternen Hand geöffnet; ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen streckte den blonden Lockenkopf herein und rief mit seinem klaren Silberstimmchen:

„Madame Heine, ist es wahr, daß Ihnen der Klapperstorch in seinem langen Schnabel ein kleines Bübchen gebracht hat?“

Ein Nachbarskind erkennend, erwiderte die Wöchnerin: „Ja, liebe Johanna, es ist wahr.“

„Darf ich das Kindchen sehen?“

„Gewiß darfst Du es sehen, Du darfst es sogar küssen und auf den Arm nehmen.“

Madame Heine gab ihrer Base Esther, die ein Mittelding von Gesellschafterin, Wirthschafterin und Kammerjungfer war, einen Wink. Diese nahm das neugeborene Kind aus der Wiege und hielt es der Kleinen zum Ansehen hin.

„Ist das nicht ein Prachtjunge?“ sagte sie mit verwandtschaftlichem Stolz, „derb und fest, eine Haut wie Milch und Blut; ich wette, der neue Alcibiades, von dem Herr Cramer einen so schönen Roman geschrieben, hat nicht stattlicher in seiner Wiege ausgesehen.“

Diese letzten Worte richtete sie an die Wöchnerin, die still vergnügt lächelte. Die gute Esther war nehmlich sehr belesen in Romanen und suchte ihre Belesenheit bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen. Das kleine Mädchen starrte den Säugling mit großen Augen an.

„Möchtest Du nicht auch so ein Brüderchen haben?“ fragte Esther.

„Ach nein, ach nein!“ rief Johanna und begann bitterlich zu weinen.

„Nun, warum weinst Du denn, Du dummes Ding? Was hast Du denn an unserm Buben auszusetzen?“

„Ach Gott! ach Gott! Das arme Kindchen hat ja keine Arme und keine Händchen; ach, wie Schade um das arme, liebe Kindchen.“

Und Johanna weinte und schluchzte auf eine herzbrechende Weise.

„Dummes Putchen,“ schalt die Base, „das Kind hat so gut Arme und Hände wie Du, aber sie sind eingewindelt und von der Wickelschnur umgeben. Nachher, wenn die Amme kommt und es aufwickelt, kannst Du Dich überzeugen, daß das Kind alle seine Glieder hat. Doch jetzt höre auf zu weinen,

meine Frau Base könnte sich sonst alterniren und ihre historischen Krämpfe bekommen, und dann bekäme ich die meinigen auch, denn historische Krämpfe sind ansteckend."

„Hysterisch, Mamsell Esther, hysterisch, müssen Sie sagen," belehrte der eintretende Arzt, der die letzte Rede der alten Jungfer vernommen hatte; „man hat hysterische Krämpfe und historische Bücher, das darf man nicht verwechseln."

„Das ist tutmamschoß*), Herr Doctor," erwiderte Esther ein ganz klein wenig ärgerlich über die Zurechtweisung, „hysterische Bücher und historische Bücher bleiben sich ganz gleich. In Cölina, oder das Kind des Geheimnisses, kommt auch eine Dame vor, die von diesem historischen Uebel sehr geplagt wird."

„Nun, meinetwegen, so behalten Sie denn Ihr historisches Leiden, wenn es denn durchaus einmal der Geschichte angehören soll," gab der Arzt lachend zur Antwort, ging zu der Wöchnerin, gab seine Verordnungen, und schritt dann in seinen weißen seidenen Strümpfen und goldbeschnallten Schuhen, mit leisen Schritten wieder aus dem Zimmer hinaus.

Jetzt kam die Amme und wickelte das Kind auf.

„Siehst Du nun," rief Esther dem kleinen Mädchen zu, „siehst Du nun, daß unser Junge in keiner Hinsicht dem lahmen Wachtelpeter gleicht, der der Held eines gar schönen Buches ist, das ich einmal gelesen habe; er wird vielmehr groß und stark werden, wie der Domschütz, der seine Gesellen commandirt, wie der Bonaparte seine Soldaten — Cousine," wandte sie sich an Madame Heine, „dieses Buch sollten Sie einmal lesen, es ist noch schöner wie der Guido von Sonsdom und wie die Urne im einsamen Thale."

Das kleine Mädchen freute sich, als es das Kindchen mit den von den Hüllen befreiten Gliedern nun so anmuthig stram-

*) Tout la même chose.

peln sah, es kniete vor ihm nieder und küßte ihm das rosige Mündchen und die kleinen Händchen, und als es gewaschen und wieder eingewindelt war, wollte sich Johanna still und bescheiden aus dem Zimmer der Wöchnerin entfernen, allein diese rief sie an ihr Bett, reichte ihr eine kleine Düte mit Zuckerwerk, deren sie mehre auf ihren Nachttisch liegen hatte, mit den Worten: „Das hat Dir mein Sohn mitgebracht!" und jubelnd sprang nun die Kleine fort zu ihrer Mutter, der sie entgegenrief:

„Mama, das Guts hat mir Madame Heine's kleiner Junge mitgebracht, den ihr der Storch in die Wiege gelegt hat. Lasse mir doch auch so einen kleinen Brudermann bringen."

An dem Abend dieses Tages kam Herr Samuel Heine von seiner Reise zurück, und bewillkommnete den neuen Weltbürger, den ihm die geliebte Gattin indessen geschenkt hatte, mit der innigen Zärtlichkeit der ersten Vaterempfindung. Nachdem er ihm die Hand auf das Haupt gelegt und den Segen des Allmächtigen auf den Neugeborenen herabgerufen hatte, küßte er ihn mehrmals mit großer Innigkeit, und ihn der Mutter zurückgebend, sagte er:

„Der Knabe soll Heinrich heißen, nach einem mir sehr werthen Freunde, den ich in der Themsestadt gefunden habe." —

Dabei blieb es, obgleich die Mutter ihren Sohn lieber nach ihrem Vater genannt hätte, der ein beliebter Arzt und sehr geachteter Mann war, aber ihr Respect vor dem Willen des Gatten war so groß, daß sie keinen Einwand wagte, sondern sich schweigend in den Ausspruch ihres Eheherrn fügte, und so wurde denn der Knabe Heinrich genannt.

Auf den Erstgeborenen folgten in den nächsten Jahren nach einander noch drei Geschwister, Charlotte, Gustav und Max, mit denen Heinrich in Munterkeit aufwuchs und zu einem strebsamen, intelligenten Knaben wurde, der neben den Geschwistern auch viel mit den Nachbarskindern verkehrte in seinen

freien Stunden, denn schon vom vierten Jahre an bekam er Hausunterricht, und schon im sechsten mußte er in die Schule gehen, und wenn er ungeduldig wurde oder Langeweile hatte, dann erzählte ihm seine Mutter gar wunderschöne Geschichten von edlen, großen Menschen, die früher gelebt und für das Wohl der Menschheit gewirkt hatten, so daß der Knabe oft in seiner Begeisterung rief:

„So einer möcht' ich auch werden, Mama!'

Zu anderen Zeiten erzählte sie ihm von fremden Ländern und ihren Wundern; sie beschrieb ihm das Morgenland mit seiner Pracht, die Ufer des Ganges mit den darauf erbauten Tempeln, den braunen Hindumädchen, den Palmenwäldern; Cedern und Elephanten malte sie ihm aus; sie beschrieb ihm den Nil mit seinen Krokodillen, das heiße Arabien mit seinen Löwen und Tigern, den Tempel Salomons mit seiner Herrlichkeit; sie weihte ihn ein in die Geschichte des Volkes, dem er entstammt war, sie lehrte ihn auch die Nixen, Elfen, Gnomen und Wichtelmännchen kennen, und so wurde seine Phantasie mit den reizendsten und abwechselndsten Bildern erfüllt, und es war daher kein Wunder, daß er später zum Dichter wurde.

Doch auch die Base Esther trug nicht wenig dazu bei, dem Knaben die Einbildungskraft zu erhitzen, denn sie erzählte ihm Mährchen, die an Albernheit alles Denkbare überboten, sie führte ihn in die Feen- und Hexenwelt ein, lehrte ihn den Putzenmann und den Wuwelakes kennen, machte ihn mit Gespenstern und verwünschten Prinzessinen, mit bösen Zauberern, mit grimmigen Riesen und boshaften Zwergen bekannt. Was die vernünftige Mutter gut machte, das verdarb die unvernünftige Base, aber Beide arbeiteten sich dennoch einander in die Hände, denn sie weckten in ihm den Sinn für das Große, Schöne, Erhabene und zugleich für das Wunderbare und Phantastische, kurz, sie legten den Grund zu seiner späteren, poetischen Ausbildung.

Eines Abends, da der Knabe im Garten war und die großen, mit langen seidenen Lidern befranzten Augen auf den Vollmond gerichtet hielt, sagte er zu der Base Esther, die in einer nahen Geisblattlaube sitzend, die zwölf schlafenden Jungfrauen las:

„Base Esther, ist wirklich ein Mann im Monde, der auf die Welt herunter sieht und die kleinen Kinder frißt, wenn sie unartig sind?"

„Dummer Junge, habe Dich nicht so, wie kann denn ein Mann im Monde sein, der ja viel kleiner als ein Mann ist und heute so, morgen anders aussieht."

„Der Gärtner Christian hat aber doch gesagt, es sei ein Mann darin, der sich benebele und alle vier Wochen einmal voll würde."

„Albernes Geschwätz! Wie kann man einem Kinde so etwas weiß machen."

Nach diesen Worten senkte sie die Augen wieder auf ihren Roman und las weiter.

„Base Esther," hob der Knabe nach einer Weile wieder an und zupfte sie am Rock.

„Kann man denn gar keine Ruhe haben vor dem Balg," rief sie ungeduldig; „da bin ich eben an einer so schönen Stelle, wo der Satan erscheint und der Ritter ihm seine Seele verschreibt. Was willst Du denn schon wieder?"

„Base Esther, ich möchte wissen, was der Mond ist, und warum er nicht einen Tag aussieht, wie den andern."

„Nun, der Mond ist ... der Mond," rief Esther mit einiger Betroffenheit, „das heißt, er ist eine Frucht, und er sieht nicht einen Abend aus wie den andern, weil er erst reifen muß."

„Aber was macht denn der liebe Gott mit dem Mond, wenn er reif geworden ist?"

„Dann ... dann pflückt er ihn ab und legt ihn zu den anderen Vollmonden in einen großen Vorrathsschrank."

„Und wo steht dieser große Schrank, Base Esther.“

„Er steht am Ende der Welt, da, wo sie mit Brettern zugenagelt ist.“

„An diesen Schrank möchte ich wohl noch einmal kommen, Base Esther. Kann man den Mond wohl essen?“

„Freilich, da er eine Frucht ist.“

„Wie schmeckt denn der Mond?“

„Er schmeckt wie ... er schmeckt wie Ananas, das heißt sehr gut.“

„Hast Du wohl einmal Mond gegessen?“

„Ja, bei der Hochzeit Deiner Aeltern hatten wir ein Mondviertel bekommen, das wurde mit Zucker und Citronensaft gegessen und schmeckte sehr schön.“

„Da hätte ich mitessen mögen.“

Esther klappte ihr Buch zu, erhob sich und verließ den Garten, um dem Knaben, der mehr fragte, als sie beantworten konnte, nicht länger Rede stehen zu müssen. Ursula, eine alte Magd, die schon Frau Heine hatte erziehen helfen, kauerte vor einem Gartenbeet, in dem sie Salatkräuter pflückte; sie hatte das Gespräch mit angehört und war eben im Begriff ihren Liebling zu sich zu rufen, um ihn nach ihrer Weise aufzuklären, als mehrere Kinder in den Garten kamen, um mit Heinrich zu spielen.

Dieser eilte auf sie zu und theilte ihnen brühwarm mit, was er so eben über den Mond gehört hatte.

„Das ist nicht wahr,“ rief seine vierjährige Cousine Eveline, „unsere Kinderfrau hat gesagt, die alten Vollmonde schlüge der liebe Gott, mit einem großen Hammer entzwei und mache die kleinen Sterne daraus.“

„Das ist erst recht nicht wahr,“ rief ein flachsköpfiger Knabe, „unser Kutscher weiß es ganz genau, daß die Vollmonde Feuermelonen sind, die in der Hölle verzehrt werden. Da es aber dort keinen Zucker gibt, so wird Salz und Pfeffer

darauf gestreut und die Teufel und die Verdammten müssen sie essen.“

„Pfui, da möchte ich nicht mit essen, pfui, Salz und Pfeffer“ rief Heinrich's Schwesterchen Lottchen und schüttelte sich.

„Wie seid Ihr doch so dumm, daß Ihr Euch solche Rüben aufbinden laßt,“ rief ein etwas größerer Knabe, der schon einige Begriffe von Physik hatte und ihnen nun den Mond und dessen Einflüsse auf natürliche Weise erklären wollte.

Da aber die früher geäußerten Meinungen mehr mit ihren kindlichen Ansichten übereinstimmten, so verlachten und verhöhnten sie den Knaben, und da dieser auf seiner Ansicht beharrte, so pufften sie ihn, er wehrte sich, es gab eine allgemeine Balgerei, sie kratzten sich blutig und bespuckten sich polemisch, bis Herr Heine dazu kam und dem Streit dadurch ein Ende machte, daß er seinen Erstgeborenen mit ein paar Ohrfeigen regalirte und die Nachbarskinder nach Hause schickte.

Als die alte Ursula eine Stunde später die Kinder ihrer Herrschaft zu Bette brachte, sagte sie zu dem Aeltesten:

„Heinrich, was Dir die Base Esther vorhin von dem Monde sagte, war nur Scherz; der Mond ist eben so wenig eine Frucht, wie die Sonne, die der liebe Gott zum Heil der Menschen erschaffen hat, damit sie von ihr erwärmt werden, die Saaten durch sie reifen und die Wäsche trocknet, und mitten in ihre Strahlen hat er sein Auge hineingesetzt, damit auf die Welt zu schauen und das Treiben der Menschenkinder zu beobachten.“

„Ich will Dir glauben, Ursula, aber wenn Du weißt, daß die Sonne das Auge Gottes ist, so wirst Du mir wohl auch sagen können, was der Mond ist.“

„Der Mond ist die Leuchte Gottes, mit deren Schein er den Menschen die dunkelen Nächte erhellt.“

„Aber warum sieht er denn nicht einen Abend aus, wie den andern? warum ist er bald klein und bald groß? warum ist er bald wie ein Sechster gestaltet und bald umgekehrt? warum

ist er bald blaß wie ein Gespenst, und bald roth wie ein feuriger Mann?"

„Weil . . . weil . . . nun, wahrscheinlich weil zuweilen dem lieben Gott das Brennöl ausgeht und er zuerst neues kaufen muß."

Dieser Grund leuchtete dem Knaben ein, doch stellte er noch die Frage auf:

„So hat die Base auf der Hochzeit meiner Aeltern wohl auch keinen Mond gegessen?"

„Ach was, dummer Schnack! Kuchen hat sie gegessen, aber keinen Mond, den kann man nicht essen."

Heinrich legte sich zu Bett, aber er konnte nicht schlafen, die Nerven und die Phantasie waren gleich sehr erregt bei ihm; da hörte er plötzlich mitten in der Nacht in des Nachbars Garten einen Knall wie von einem Pistolenschuß, er fuhr erschrocken aus den Kissen empor, und auch Esther, die in dem Kinderzimmer schlief, sah von dem Roman auf, in dem sie noch beim Lampenschimmer las.

„Gott, bin ich erschrocken," rief sie aus, „ich dachte, der leibhaftige Satan stehe plötzlich vor mir, in Feuer und Flammen, und einen Pech- und Schwefelgeruch ausathmend, wie er in dem Alten überall und nirgends zu erscheinen pflegte."

„Base Esther, was war Das?" rief der Knabe mit leise zitternder Stimme und sah sich mit ängstlichen Blicken in dem Zimmer um, welches durch das durch einen Schirm gedämpfte Licht nur schwach erleuchtet war.

„Was wird es sein!" sagte Esther gleichgültig, „es wird sich wohl Einer aus Liebeschagrillen todtgeschossen haben, so was ist nichts Neues, das passirt alle Tage. Die alten Ritter, wenn sich die Dame grausam gegen sie erwies, stürzten sich in ihre Schwerter, später ließ man sich vom Liebesgram verzehren, jetzt jagt man sich eine Kugel durch den Kopf, das ist Alles tontmamschooß."

„Ach, der kleine Wilhelm wird sich doch nicht todtge-

schossen haben," jammerte Heinrich und rang die kleinen Hände.

„Kleine Kinder bringen sich nicht um, das überlassen sie den großen Leuten."

„Ach! es ist auch gar zu schrecklich, todt zu sein, und wenn der Wilhelm stürbe, der so lieb, so gut und so schön ist, so würde ich auch sterben."

„Schweige und schlafe," gebot die Base und löschte jetzt das Licht aus, denn die Romanlectüre konnte doch nicht verhindern, daß sie nicht auch das Bedürfniß der Ruhe fühlte. Sie ließ bald ein gemüthliches Schnarchen hören, und auch der Knabe schlief endlich ein.

Am folgenden Morgen sah Heinrich zu seiner großen Freude den kleinen Wilhelm mit seinen Geschwistern munter im Garten herumspringen; er riß das Fenster auf und rief ihm zu:

„Nun, Wilhelm, wer hat sich denn heute Nacht in Eurem Garten todtgeschossen?"

„Todtgeschossen! bist Du klug, Heinrich. Niemand hat sich todtgeschossen."

„Aber ich habe doch einen mächtigen Knall gehört, wie von einer Pistole."

„Das war unsere Aloe, die alle hundert Jahre nur einmal blüht, die ist mit einem tüchtigen Knall aufgesprungen; komme herüber und sieh Dir das wunderliche Ding an."

Heinrich drangsalirte die alte Ursula, bis sie ihn in aller Eile anzog, und ohne erst zu frühstücken, lief er hinüber in des Nachbars Garten, wo er denn zu seinem großen Erstaunen sah, daß das niedrige, harte Gewächs mit den sonderbar breiten, scharfgezackten Blättern, woran man sich die Hände leicht verwunden konnte, jetzt hoch in die Höhe geschossen war und ganz oben auf seinem Stengel eine prachtvolle Blume trug, die einer goldenen Krone zu vergleichen war. Da die Kinder gar nicht so hoch hinauf sehen konnten, so baute ihnen der alte Gärtner

Christian mit einem freundlichen Schmunzeln, da er das kleine Völkchen sehr lieb hatte, aus verschiedenen Blumengestellen eine hölzerne Treppe, auf der sie nun wie Eichhörnchen hinaufsprangen und neugierig in den offenen Blumenkelch schauten, aus welchem die gelben Staubfäden mit nie gesehener Pracht, die fremdländischen Düfte mit unbeschreiblichem Wohlgeruch hervordrangen.

Nachdem sie sich satt an der Wunderblume gesehen hatten, lief Heinrich schnell nach Hause, würgte in Eile sein Frühstück hinunter, nahm seine Bücher und ging mit Wilhelm in die Schule in das Franziskanerkloster, und als sie um eilf Uhr aus war, begannen die Knaben, statt ruhig nach Hause zu gehen, an jener Seite des alten Gebäudes zu spielen, wo hinter den steinernen Mauern die Düssel fließt. Erst suchten sie glatt abgeschliffene Kieselsteine, dann bemühten sie sich in dem Wasser Fischchen zu fangen, die ihnen aber stets durch die zugreifenden Finger glitten. Darüber geriethen sie in großen Eifer und wurden immer erpichter auf den Fang. Da kam mit einemmal, jämmerlich schreiend, ein mageres, elend aussehendes Kätzchen, das böse Buben weiter oben in das Wasser geworfen hatten, die Düssel heruntergeschwommen, und Heinrich rief:

„Wilhelm, hole doch das arme Kätzchen aus dem Wasser, es muß ja sonst ersaufen."

Lustig stieg der Knabe auf das über dem Bache liegende Brett, beugte sich nieder, erreichte glücklich das Kätzchen, aber in dem Augenblick, da er es auf das Land warf, glitt er auf dem schlüpfrigen Brette aus und fiel in das Wasser. Heinrich erhob ein furchtbares Angstgeschrei, welches Leute herbei rief, die den Knaben aus dem Wasser zogen, aber sie behaupteten, er sei todt. Heinrich wollte es nicht glauben, er tobte wie ein Verzweifelnder. Der verunglückte Knabe wurde nach Hause getragen. Heinrich ging, die gerettete Katze in sein Sacktuch ein-

gewickelt, als Leidtragender unter strömenden Thränen hinten nach. Wilhelm's verzweifelnde Aeltern ließen alle mögliche Rettungsversuche anstellen, aber der arme Wilhelm war und blieb todt, die Katze hat ihn noch lange Zeit überlebt.

Heinrich's Brust war nun von einem tiefen Weh belastet, das doppelt schmerzlich war, weil er ein Geheimniß zu tragen hatte, denn strenge verschwieg er, daß der gute Wilhelm eigentlich auf seine, wenn auch schuldlose Veranlassung, den Tod im Wasser gefunden hatte, aber seine ganze Liebe übertrug er nun auf Wilhelm's kleines Schwesterchen Veronika, ein blondes Engelsköpfchen, das ihn mit den Zügen des verstorbenen Bruders anlächelte. Diesem Kinde weihte er den rührendsten Cultus der treuesten Anhänglichkeit und würde unbedenklich sein junges Leben für dasselbe gelassen haben.

Eines Nachmittags, da Heinrich aus der Schule kam, vernahm er, die kleine Veronika sei plötzlich von einer bösartigen Halsbräune befallen worden und gestorben. Der Knabe war wie erstarrt vor Schrecken; Abends führte ihn die alte Ursula zu dem auf zwei Stühlen stehenden, von brennenden Kerzen umgebenen Särglein. Das bleiche Gesichtchen schien zu lächeln; auf den hellblonden Löckchen hatte sie einen Kranz von Röschen und Rauschgold sitzen, das weiße Todtenhemdchen war mit rosa Schleifen verziert. Heinrich glaubte Anfangs, ein wächsernes Engelchen zu sehen, bald aber erkannte er das liebliche Antlitz seiner gestorbenen kleinen Freundin und er rief weinend:

„Ach Gott! warum ist denn die kleine Veronika so still.“

„Das thut der Tod,“ erwiderte die alte Ursel und sprach ein stilles Gebet für die Seelenruhe der kleinen Leiche.

„So kommt sie wohl zu dem Wilhelm in das Grabloch?“ fragte Heinrich. „Ach Gott! ach Gott! ich bin nicht Schuld, daß die kleine Veronika gestorben ist, ich bin gewiß nicht Schuld daran.“

Ursula hatte alle Mühe, den weinenden Knaben zu be=

ruhigen; sie dachte damals nicht, daß sie drei Monate später selber eine Leiche sein würde, und als sie es war, begleitete Heinrich sie zur letzten Ruhestätte auf den christlichen Kirchhof und setzte ihr unter bittern Thränen einen Rosenstock auf das Grab, und wenn er aus der Schule kam, ging er oft hinaus auf den stillen Gottesacker, begoß den Stock mit frischem Wasser und hatte seine Freude daran, wenn die daran befindlichen Knospen aufgingen und zu schönen Rosen wurden, denn die alte, treue Magd hatte den Rosenduft vor allen andern Blumendüften geliebt.

Eines Tags hatte die Base Esther einen schweren Aerger, denn sie sah von dem Fenster aus zu, wie Heinrich jedem ihm begegnenden Kapuziner die Hand küßte.

Sie lief sogleich auf das Comptoir zu Herrn Heine und rief mit hochwogender Brust:

„Herr Vetter! — Herr Vetter! was habe ich eben für eine Altercation gehabt."

Herr Heine blickte von seinem Hauptbuch auf, schob die Feder hinter das Ohr, sah sie mit festen Blicken an und sagte:

„Nun."

„Ach, der Heinrich, der abscheuliche Junge."

„Was hat der Heinrich angefangen?"

„Etwas Entsetzliches. Denken Sie nur, er hat es grade gemacht wie der junge Theobold in dem Beruf zum geistlichen Stande. Ich habe mit diesen meinen Augen zugesehen, wie er drei ihm begegnenden Kapuzinern die Hand küßte."

„Ist das Alles?"

„Ist das nicht genug?" eiferte die Base; „ein Judenknabe, der Kapuzinern die Hand küßt, das ist noch nicht erlebt worden."

„Er geht in eine christliche, ja, in eine Klosterschule, da wird es wohl so Gebrauch sein," sagte Herr Heine ruhig.

„Das ist ja eben das Unglück," fuhr Esther hitzig fort, „ein Judenjüngelchen gehört zum Bagger, auf daß er Hebräisch

und die Gesetze der Thora lernt, nicht in eine Schule der Gojims; sie werden ihn bekehren und taufen, wie die Mohrin Iglon in dem neuen Roman von Lafontaine ... wie heißt doch nur gleich der Titel ... bekehrt und getauft wurde.... Ich sag's, der Heinrich wird werden zum Schweinefleischfresser, zum Spötter über die Macht Jehova's ... Gott, soll ich's erleben! wird sich lassen schmatten und abfallen von dem israelitischen Glauben ... Es ist unerhört, daß Samuel Heine's Sohn küßt einem Kapuziner die Hand."

„Lassens Sie's gut sein, wenn mein Knabe nichts Schlimmeres thut, so wollen wir ihm die Freude gönnen. Seine Lippen werden sich nicht immer mit Kapuzinerfleisch begnügen, dafür stehe ich Ihnen."

„Das muß man sagen," rief Esther giftig, „Sie sind nicht skrophulös in Bezug auf Religion, und wenn der Vater so denkt, kann der Sohn nimmer werden ein echter Jud'."

Herr Heine griff ruhig wieder zur Feder und begann eifrig zu schreiben, der Base dadurch andeutend, daß ihre Audienz nun zu Ende sei. Sie verließ mit Groll im Herzen, das Comptoir.

In seinem achten Jahr las Heinrich den ersten Roman, und zwar den Don Quixote von Cervantes: Mit dem Buch in der Tasche, stahl er sich frühmorgens von Hause weg in den Hofgarten, setzte sich in die Seufzerallee, auf eine moosige Steinbank in der Nähe des Wasserfalls, und nahm Alles, was er las, für baren Ernst. Er vergoß die bittersten Thränen, wenn der edle Ritter für alle seine Edelthaten nur Undank und Prügel erntete. Die edle Prinzessin Dulzinea von Tobosa bewunderte er bald, und bald war er höchst erbittert auf sie, wenn sie den Ritter, der bereit war, seinen letzten Blutstropfen für sie zu vergießen, so gar schnöde behandelte. Dagegen war Sancho Pansa mit seinen derben Späßen und seinen endlosen Sprichwörtern, sein entschiedener Liebling.

Um diese Zeit nahm ihn seine Mutter einmal mit nach Brühl in das alte Schloß. Mit der Familie des dortigen Schloßverwalters befreundet, brachte sie zuweilen einige Tage bei diesen guten Leuten zu, und wollte ihrem Sohn auch die Freude gönnen, in dem Garten herum zu springen, der freilich sehr vernachlässigt war, so daß man an den aufgeschossenen Taxuswänden kaum die Wege erkennen konnte. Doch wie ein amerikanischer Wilder durch den Urwald, wußte sich Heinrich Pfade zu bahnen, bis zu den marmornen Bildsäulen hin, denen meistens der Kopf, wenigstens die Nase oder sonst ein Glied fehlte. Die Diana war auf eine lächerliche Weise mit Ephen umwachsen, aus dem Füllhorn einer Göttin des Ueberflusses blühte mißduftendes Unkraut hervor, nur eine Statue war verschont geblieben; von ihrem Postament herabgestürzt, lag sie unverstümmelt im hohen Grase und zeigte ihre reinen Gesichtszüge, die die höchste Schönheit verkündeten.

Heinrich hatte bei Tage diese Bildsäule mit der höchsten Bewunderung betrachtet, denn in ihm war der Schönheitssinn schon früh lebendig. In der Nacht wälzte er sich schlaflos in seinem Bette und dachte an die schöne Göttin, und er wünschte mit aller Gluth seiner kindlichen Phantasie, sie lebendig zu sehen und den Saum ihres Gewandes berühren zu dürfen. Der helle Mondschein drang durch die zum Theil zerbrochenen Scheiben der hohen, gothischen Fenster und lockte ihn endlich hinaus in die helle Sommernacht, denn er war plötzlich von dem unwiderstehlichen Verlangen erfaßt worden, die herrliche Bildsäule auf die schönen Mundwinkel zu küssen. Er sprang auf „Was gilts, ich küsse Dich noch heute, Du schönes Bildniß!“ sprach er halblaut vor sich hin. Und im Hemde, mit bloßen Füßen, schlich er sich aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, verließ leise das Haus und arbeitete sich hastig durch das Laubwerk. Kein Laut regte sich. Im grünen Grase lag regungslos die holde Göttin, ein stiller Schlaf

schien ihre lieblichen Glieder gefesselt zu halten; Heinrich fürchtete, sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer zu wecken. Er hielt den Athem an, als er sich über sie hinüber beugte, um die schönen Gesichtszüge zu betrachten, und schauerliche Beängstigung stieß ihn von ihr ab; bald aber zog ihn knabenhafte Lüsternheit wieder zu ihr hin, sein Herz pochte, als wäre er im Begriff eine Mordthat zu begehen. Endlich wagte er es, die schöne Göttin mit einer Inbrunst, einer Zärtlichkeit, einer Verzweiflung ohne Gleichem zu küssen, dann brach er in schmerzliche Thränen aus und wälzte sich bis zum Tagesanbruch schluchzend im Grase herum — es machte ihn namenlos unglücklich, daß die schöne Göttin nur ein kaltes Steinbild, nicht ein lebendiges, warmfühlendes Weib war.

Der alte Tambour.

Heinrich spielte mit einigen Schulkameraden auf dem Marktplatze, in dessen Mitte eine vom Alter geschwärzte, große Reiterstatue steht, die einen schwarzen Harnisch an hat und eine gewaltige Allongeperrücke auf dem Haupte trägt. Als die Knaben eine Pause in ihrem lärmenden Spiele machten, um an dem Fuße der Bildsäule auszuruhen, rief einer von ihnen den anderen zu:

„Sagt einmal, wen soll denn das wunderliche Steinbild, das da auf dem hohen Postamente steht, vorstellen?"

Da sagte der größte und folglich der gelehrteste unter ihnen:

„Habt Ihr denn Das schon wieder vergessen? Der Lehrer sagte uns doch neulich, daß es Kurfürst Johann Wilhelm sei, der ein gar braver, kunstliebender Herr gewesen und die Gemäldegalerie gestiftet habe; auch zeige man noch auf dem Observatorium einen gar künstlichen Einschachtelungsbecher von Holz, den er mit seinen eigenen Händen geschnitzt habe."

Heinrich, der die Augen bald träumerisch, bald sehnsüchtig, von der Bildsäule nach der nahen Theaterecke schweifen ließ, an der der säbelbeinige Hermann stand, der eben ganz frisch aus dem Ofen gekommene Aepfeltörtchen ausrief, die er in einem Korbe vor sich hertrug und sorgfältig mit einer weißen Serviette bedeckt hielt, sagte mehr zu sich selbst als zu den Anderen:

„Ich möchte doch wissen, wie viel silberne Löffel der alte Kurfürst wohl im Leibe trägt und wie viel Apfeltörtchen man sich wohl dafür kaufen könnte.“

Aepfeltörtchen waren nehmlich Heinrich's Hauptpassion und ihr Duft drang eben gar delicat und verführerisch zu ihm herüber.

„Was faselst Du da von silbernen Löffeln?“ fragte der Knabe, der seinen Kameraden vorhin den Panegyricus des Fürsten mitgetheilt hatte.

„Ich sage, daß ich gern wissen möchte, wie viele silberne Löffel der Kurfürst im Leibe hat, und wie viel von Hermann's warmen Aepfeltörtchen man sich dafür kaufen könnte.“

„Dummes Zeug! wie kann denn eine Bildsäule silberne Löffel im Leibe haben.“

„Und es ist doch so,“ behauptete Heinrich. „Suppe hat er keine im Leib, aber silberne Löffel genug, denn meine Mama hat es gesagt, und die lügt nicht.“

„So erzähle, was Du davon weißt.“

„Ja, Heinrich, erzähle,“ riefen die Anderen und schlossen einen Kreis um ihn.

„Meine Mama hat mich versichert,“ begann darauf der Knabe, „der Künstler, der diese Bildsäule gegossen, habe während des Gießens mit großer Bestürzung bemerkt, daß sein Metall nicht ausreiche zu dem Werke; aber kaum hätten dieses die Bürger gehört, als sie herbeigeströmt seien und hätten ihre silbernen Löffel gebracht, damit der Guß hätte vollendet werden können.“

Die Buben hörten mit Staunen diese Erzählung an, plötzlich aber faßten sie sich wie auf Commando bei den Händen, begannen um das Standbild herum zu tanzen, und einer sang dazu:

„Gieb die Löffel heraus, gieb die Löffel heraus,
Zu einem Aepfeltörtchenschmaus.“

Und die Anderen brüllten es im Chore nach.

Von diesem Tage an hatte die Reiterstatue bedeutend an Wichtigkeit gewonnen für die Düsseldorfer Schulknaben.

Wie Kurfürst Johann Wilhelm zu seiner Zeit, so war auch der eben herrschende Landesvater beliebt bei den Bürgern, denn er drückte sie nicht sehr, oder vielmehr die Bürger bemerkten den Druck eben nicht, weil sie durch langjährige Gewohnheit zu dem Glauben gelangt waren, es müsse so sein; so betrachteten sie den Kurfürsten wie einen Vater und benahmen sich als wohlerzogene Kinder gegen ihn.

Aber eines Morgens, als Heinrich wie gewöhnlich, mit seinen Büchern unter dem Arme, in die Schule gehen wollte, schlichen die Leute in einer wahren Begräbnißstimmung durch die Straßen und begaben sich schweigend nach dem Markte, wo sie vor dem Rathhause stehen blieben und einen langen papiernen Anschlag lasen, der auf der Thür angeheftet war. Das Wetter war so trübe wie die Gemüthsstimmung der Leute, die sich einander zuriefen:

„Habt Ihr es auch schon gehört, der Kurfürst ist abgereist. Welch' ein Unglück! Wir werden einen neuen Herrn bekommen, einen Franzosen. Wie wird das werden! Gott behüte uns vor Jammer und Trübsal.“

Ein dünner Schneider, Namens Kilian, kam in seiner Nankingjacke, die er sonst nur im Hause zu tragen pflegte, und in blau baumwollenen Strümpfen, die ihm auf den niedergetretenen Schlappen hingen, herbeigelaufen, blieb vor dem Anschlag stehen und murmelte dessen Inhalt mit bebenden Lippen vor sich hin, so daß Heinrich, der sich keck an Kilian's Seite gestellt hatte, nichts verstehen konnte. Aber nun wurde der Schneider von einem pfälzischen Invaliden bei Seite geschoben, der etwas lauter las, und dem während des Lesens Thräne um Thräne in den weißen Schnurrbart träufelte. Heinrich weinte mit ihm, dann aber fragte er:

„Warum weinen wir denn? sage mir's, Du alter Soldat.“ Ohne auf den Knaben zu achten, las der alte Invalide weiter:

„„Der Kurfürst läßt sich bedanken —“ und bei den Worten: „für bewährte Unterthanentreue, und entbinden Euch Eurer Pflichten —“ da weinte der alte Mann in der verblichenen Uniform noch stärker. Während die Leute lasen, wurde das kurfürstliche Wappen oberhalb der Rathsthür abgenommen, die Rathsherrn schlichen mit langen, bestürzten Gesichtern durch die Straßen, die Polizeidiener oder Gassenvögte, wie man sie damals nannte, standen mit verschränkten Armen müssig in den Gassen, als ob sie nichts mehr zu befehlen hätten, und ließen den verrückten Aloysius, der sich auf ein Bein stellte und unter gräßlichen Gesichtsverzerrungen die Namen der französischen Generale von seinen Lippen abschnurren ließ, ruhig gewähren, auch sperrten sie den besoffenen Juden Gumperz nicht ein, der sich unter dem Gebrülle: ça ira! ça ira, in der Straßenrinne herum wälzte.

Statt in die Schule zu gehen, lief Heinrich wieder nach Hause, riß die Thür des Wohnzimmers auf und rief weinend: „Der Kurfürst läßt sich bedanken!“ Seine Mutter hatte ihre liebe Noth mit ihm, er war nicht zu trösten, weil der Kurfürst fort war und der alte Invalide so sehr geweint hatte, ja, am Abend legte sich der Knabe, noch mit Thränen in den Augen zu Bette und hatte während der ganzen Nacht wüste Träume.

Als er am andern Morgen in die Wohnstube kam, saß sein Vater im weißen Pudermantel unter den Händen des Friseurs, welcher erzählte, daß im Laufe des Tages dem neuen Großherzog, Joachim Murat, auf dem Rathhause gehuldigt werden würde.

„Dieser Fürst ist von sehr guter Familie,“ sprach der Haarkräusler mit großer Zungengeläufigkeit; „denken Sie nur,

verehrtester Herr Heine, er hat eine wirkliche Schwester des großmächtigsten Kaisers Napoleon zur Frau bekommen, ist folglich der Schwager seiner Majestät des Kaisers der Franzosen und soll einen ganz ausgezeichneten Anstand besitzen. Er trägt sein wunderschönes, schwarzes Haar in langen Locken, wird in den nächsten Tagen seinen Einzug in unserer gesegneten Stadt halten und sicherlich allen Frauenzimmern den Kopf verrücken, das glaube ich Ihnen im Voraus versichern zu dürfen, hochgeehrter Gönner."

Auf der Straße erschallender Trompetenschall zog Heinrich aus dem Zimmer und vor die Hausthür, wo er sich die einmarschirenden Franzosen betrachtete. Ihm gefielen die von gewaltigen Bärenmützen überragten, ernstheitern Gesichter der Grenadiere, von denen ihm mancher freundlich zunickte, gar wohl, mehr aber noch gefielen ihm die Cocarden und die blinkenden Bajonette der Voltigeurs; seinen ganz besonderen Beifall aber erwarb sich der riesengroße, ganz mit silbernen Borden verbrämte Tambourmajor, der seinen silberbeknopften Stock bis an das erste Stockwerk der Häuser warf, und seine feurigen Blicke sogar bis in die Dachlauben gleiten ließ, denn alle Fenster bis unter das Dach hinauf, waren mit weiblichen Wesen besetzt, die sich neugierig die einziehenden Welteroberer anschauten.

Heinrich freute sich, weil nun Einquartierung in das Haus kam und eilte auf den Marktplatz, wo die Einquartierungsbillette ausgetheilt wurden. Hier hatte Alles bereits eine neue Gestalt angenommen, das französische Wappen prangte an dem Rathhause, der daran angebrachte Balkon war mit Teppichen behängt, französische Grenadiere standen mit dem Gewehr im Arme vor den Schilderhäusern, die Rathsherren stolzirten in ihren Feierkleidern einher, und wo sich ihrer zwei begegneten, sagten sie bon jour zu einander; der Platz war mit Bürgersleuten und Soldaten angefüllt, Heinrich aber

kletterte zu anderen Buben auf des großen Kurfürsten Pferd, um alle diese Herrlichkeiten bequem überschauen zu können.

„Ihr Buben, heute ist keine Schule, wegen der Huldigung," sagte der lange Daniel Kurz zu den Anderen.

Diese Freudenbotschaft wurde mit Jubel aufgenommen, aber die Huldigung ließ lange auf sich warten. Endlich erschien der Bürgermeister in seinem rothen Rock, sammt den Rathsherren, auf dem Balkon, auf dem französische Fahnen ausgesteckt worden; und nachdem einige Trompeter dreimal in ihre Instrumente gestoßen hatten, hielt der wohledle Herr eine Rede an die Bürgerschaft, worin er sagte, daß der neue Landesherr das Volk glücklich machen wolle; hierauf wurden die Fahnen geschwenkt, die Trommeln gerührt, die Trompeten geblasen, das Volk rief aus vollen Lungen Vivat, und auf den Wällen wurden Kanonen lärmend abgeschossen.

Als Alles vorüber war, ließ sich Heinrich von seinem hohen Standpunkte herabgleiten, lief nach Hause und sagte zu seiner Mutter: „Der neue Landesherr will uns glücklich machen, und darum ist heute keine Schule."

Am andern Tag hatte die Stadt Düsseldorf ihr alltägliches Aussehen wieder angenommen, es ging Alles wieder in der althergebrachten Ordnung her, und auch die Buben mußten wieder in die Schule gehen, nach wie vor, ach! und dem armen Heinrich gingen die lateinischen unregelmäßigen Zeitwörter so schwer in den Kopf, so gar schwer, daß er eines Tages vor dem großen, gekreuzigten Christus von grauem Holz, der in einem der dumpfen Bogengänge des Franziskanerklosters hing, auf die Kniee fiel und mit großer Innigkeit betete:

„O, Du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es Dir irgend möglich ist, so sieh zu, daß ich die unregelmäßigen Zeitwörter im Kopfe behalte."

An dem Tage aber, da nach der Huldigungsfeier die Knaben wieder in die Schule gehen mußten, glaubte der Abbé

d'Aulnoy, der eine rothe Perrücke trug und Unterricht in der französischen Sprache gab, er müsse nun besonders strenge auf die Erlernung der Sprache sehen, die nun die Landessprache werden würde, er ließ daher seinen Schülern keinen Fehler durch, und handhabte den Bakel, daß es eine Lust war. Als die Reihe an Heinrich kam, fragte der Lehrer:

„Henri, wie eißt die Glaub' auf Französisch?"

Der Knabe sann und sann, und nachdem der Lehrer seine Frage wenigstens sechsmal wiederholt hatte, antwortete er eben so oft, und zwar immer weinerlicher: „Er heißt le crédit." Da wurde endlich der Lehrer ganz kirschbraun im Gesicht und rief: „Er eißt la réligion, Du Hesel," und gab ihm eine gewaltige Ohrfeige, und Heinrich's Mitschüler lachten den Geschlagenen aus.

Diese Ohrfeige erweckte Heinrich's Ehrgeiz und er nahm sich vor, nun aus dem Grunde die französische Sprache zu lernen, um darin alle seine Kameraden zu übertreffen, und um sie praktisch zu üben, schloß er sich an den französischen Tambour an, der bei seinen Aeltern im Quartier lag, und der sich bald eben so sehr an den Knaben hing, als dieser sich an ihn, denn trotz seines wilden Aussehens und des schwarzen Schnurbarts, der die trotzigen, rothen Lippen beschattete und den Schmelz seiner wohlerhaltenen Zähne hervorhob und im Einklang zu seinem belebten Teint, dagegen im Widerspruch zu seinen silberschimmernden Haaren stand, besaß sein männliches Gesicht einen Ausdruck von Wohlwollen und Sanftmuth, und der kleine bewegliche Mensch hatte eine gar gemüthliche Natur und ein seelengutes Herz.

Heinrich begleitete seinen neugewonnenen Freund auf die Wache, zum Appel und auf die Parade; er war ihm behülflich, die Knöpfe an seiner Uniform zu putzen, daß sie glänzten wie die Spiegel, seine Weste mit Kreide einzureiben, und sein Lederzeug anzustreichen, denn Monsieur Legrand, der noch ein

paar gar feurige Augen im Kopfe hatte, hielt auf Sauberkeit, weil er den Düsseldorfer Mädchen gefallen wollte, er schwärmte für den beau sexe und sprach stets mit Begeisterung von demselben, und Heinrich zerbrach sich manchmal den Kopf, warum wohl der kleine, drollige Franzose so ein besonderes Wohlgefallen an einem schönen Sechser habe, und warum er gerade diese Zahl schön nenne, denn der Knabe meinte, da der Tambour in seinem gebrochenen Deutsch nicht viel mehr zu sagen wußte, als Brod, Kuß, Thee, so wolle er durch das Wort sexe, die Zahl Sechs bezeichnen. Wußte sich Legrand gar nicht verständlich zu machen, so nahm er seine Zuflucht zu seiner Trommel; er erklärte dem Knaben das Wort liberté, indem er die Marseillaise trommelte, und als Heinrich das Wort égalité nicht verstand, trommelte er das ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne; das Wort bêtise übersetzte er durch den Dessauer Marsch, den die Preußen in der Champagne getrommelt hatten, und es war wunderbar, daß ihn der Knabe meist richtig verstand. Einst, da er ihn gründlich belehren wollte über die Bedeutung des Wortes l'Allemagne, trommelte er die einfache Melodie eines Bärentanzes, welche dumm, dumm, dumm lautet. Heinrich ward sehr roth und ärgerte sich aus patriotischem Gefühl, weil er den maliciösen Tambour gar wohl verstand.

Er lehrte den Knaben aber auch die neuere Geschichte, indem er ihm die Erstürmung der Bastille und den rothen Guillotinemarsch vortrommelte, der ihm Mark und Bein durchschauerte.

So kam es denn, daß die Beiden sich täglich mehr verstehen lernten, denn Legrand lernte manches deutsche, Heinrich manches französische Wort, sie gingen fast täglich mit einander in den Schloßgarten, wo Heinrich im Grase auf dem Rücken liegend, andächtig zuhörte, wenn ihm der Tambour die Thaten des großen Kaisers beschrieb. Er erzählte ihm den Zug über

den Simplon, zeigte ihm Napoleon mit der Fahne in der Hand auf der Brücke von Lodi, dann im grauen Mantel bei Marengo, dann auf seinem arabischen Schimmel reitend in der Schlacht an den Pyramiden Aegyptens, später seine Grenadiere anfeuernd, in der Schlacht bei Austerlitz, in der vor Jena, bei Eylau und bei Wagram, und wo die Worte nicht ausreichten, da griff Legrand zu seinen Trommelklöppeln und trommelte, daß dem Knaben die Ohren gellten.

Eines Tages sagte der Tambour zu ihm:

„Morg' komm die groß' Napoleon! Vive l'empereur! Groß Parade, viel Trommel, viel musique, viel Schieß!"

Und er kam, der gewaltige Weltbesieger, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Es war am zweiten November 1810, als sich Heinrich im Schloßgarten durch das gaffende Volk drängte, und gleich darauf kam der Kaiser mit seinem Gefolge mitten durch die große Allee des Hofgartens hergeritten, welches doch bei fünf Thalern Strafe verboten war! — aber Heinrich bemerkte mit Staunen, daß die Polizei dem kühnen Uebertreter des Gesetzes nicht wehrte, und seine ganze Seele trat in seine Augen, als er den Mann in der unscheinbaren grünen Uniform, mit dem kleinen Hütchen auf dem Kopfe, in stolzer Sicherheit auf einem weißen Pferde daherreiten sah, dem er von Zeit zu Zeit gutmüthig den schlanken Hals klopfte, indem ihm dabei ein Lächeln um den Mund spielte, das die Herzen erwärmte. Sein Auge schaute klar über die ihn umringende Menschenmenge hin, aber weniger klar war seine Stirn; es mochten wohl schon wieder Gedanken an künftige Schlachten sich wolkenähnlich darunter aufthürmen.

Ruhig ritt der große Mann durch die Allee und hinter ihm drein sein goldblitzendes Gefolge; die ein Spalier bildenden Truppen präsentirten das Gewehr, die Offiziere salutirten mit den Degen, die Trommeln dröhnten, die Musik ließ ihre kriegerischen Weisen erklingen, auf allen Kirchthürmen läuteten

die Glocken, die Kanonen donnerten von den Wällen, der tolle Aloysius tanzte auf einem Bein und schnarrte wie ein verdorbenes Orgelwerk, die Namen: Hoche, Augereau, Junot, Moreau, Soult, Sebastiani, Marmont, Gerard, Ney, Victor rc, der stets betrunkene Gumperz brüllte ein revolutionaires Lied, und das Volk ließ den tausendstimmigen Ruf erschallen: Vive l'Empereur!

Nachdem Heinrich Alles mit angesehen hatte, kam er außer sich nach Hause, und als auch Legrand von der Parade zurückkam, fiel er ihm um den Hals und rief:

„Ja, ja, Du hast Recht, Dein Empereur ist ein grand homme!" und Beide brachen in ein tief aus dem Herzen kommendes vive l'Empereur aus.

Heinrich war ganz Begeisterung für den gewaltigen Herrscher, aber auch voll Erstaunen über die Polizei, die ihm gestattet hatte, durch die sonst so streng verpönte Allee des Schloßgartens zu reiten. Seine Begeisterung weckte den in ihm schlafenden Geist der Dichtkunst, er riß ein weißes Blatt aus seinem lateinischen Heft und kritzelte sein erstes Gedicht darauf, welches lautete:

Im Hofgarten zu Düsseldorf
Der Kaiser ritt durch die Allee
Mit grünem Rock und kleinem Hut,
Auf einem Rappen weiß wie Schnee.

Der alte Kurfürst auf dem Markt
Bedenklich schüttelt den Kopf,
Woran die Krone gewachsen ist,
Wie an den Nacken der Zopf.

Das Reiten bei fünf Thalern ist
In der Allee verboten.
O Polizei, wagst Dich nicht an
Den Kaiser mit Deinen Pfoten.

Dieses Gedicht machte kein kleines Aufsehen unter den Düsseldorfer Schulbuben, die ihren Kameraden wegen seines

poetischen Talents beneideten, und Heinrich war stolz auf sein erstes gereimtes Machwerk. Aber bald sollte den poetisch begabten Knaben ein harter Schlag treffen. Der Kaiser war noch nicht lange wieder fort, als die bisherige Besatzung von Düsseldorf gewechselt wurde, der kleine Tambour mußte weiter ziehen zu neuen Kriegsthaten und neuem Ruhm — denn auch er hatte ja Theil an dem Ruhm der großen Armee, weil sein Trommelwirbel die Truppen begeisterte. Es war eine rührende Abschiedsscene, der Tambour sowohl als der Knabe, weinte heiße Schmerzensthränen, es war, als ob Vater und Sohn zu einer ewigen Trennung schritten; aber es half nichts, es mußte geschieden werden.

Heinrich ging einige Tage in dumpfer Trauer einher, dann kehrte er mit doppeltem Eifer zu seiner kleinen Eveline zurück, die er über den militairischen Freund sehr vernachlässigt hatte. Anfänglich wollte sie nichts von ihm wissen, sie spielte die Spröde mit vieler Coquetterie, drehte ihm den Rücken, wenn er in ihre Nähe kam, und sagte endlich: „Gelt, nun der Tambour fort ist, nun bin ich Dir wieder gut genug, seither hast Du mich über die Achsel angesehen und glaubtest wohl selbst schon ein kleiner Napoleon zu sein.“

Aber er gab so gute Worte und bat sie so innig, wieder freundlich gegen ihn zu sein, daß sie ihm nicht auf die Dauer widerstehen konnte. So nahmen sie denn ihre früheren Spiele wieder vor; sie sahen miteinander die lahme Elster auf dem Schloßplatze herumhinken, die, wie es hieß, über hundert Jahre alt war, sie rauften sich mit anderen kleinen Mädchen und Jungen, sie rollten sich im Sande oder auf dem Grase herum, wobei Eveline ihre neuen Kleider so wenig schonte, daß sie von ihrer Mutter oftmals ausgescholten wurde; sie ließen sich von einem großen Neufundländer Hunde in einem Wägelchen ziehen, wobei Heinrich den Kutscher machte, oft aber auch krochen sie miteinander in's Hühnerhäuschen, stahlen die noch

ganz warmen Eier unter den Hühnern weg, um sie auszutrinken, versteckten sich unter's Stroh, krähten wie die Hähne, und freuten sich, wenn die Leute, welche vorbeigingen, glaubten, es wäre Hahnengeschrei; am Liebsten aber spielten sie Mann und Frau und Heinrich sagte einst:

„Ich werde Dich niemals schlagen, wie unser betrunkener Schuster seine Frau schlägt, Evelinchen, sondern ich werde Dich herzen und küssen, wie der junge Offizier, der in der Apotheke wohnt, Maier's Minchen herzt und küßt."

„Thut er das?" fragte Eveline neugierig. „Woher weißt Du es denn, Heinrich?"

„Weil ich es gesehen habe."

„Ach! das möchte ich auch gesehen haben."

„Ja, ich hab's mit meinen Augen gesehen," wiederholte der Knabe. „Neulich stand er im Hofgarten und schien ärgerlich; er sah bald rechts, bald links den Weg hinunter, endlich stampfte er mit dem Fuße und rief: Sacré nom de Dieu! aber da kam Minchen mit einem Schleier vor dem Gesicht daher, und gleich wurde der Offizier freundlich, ging ihr entgegen und führte sie in das dunkele Gebüsch. Ich schlich ihnen nach. Sie setzten sich in die Epheulaube neben der Muschelgrotte; er hielt Minchen mit den Armen umschlungen, küßte sie beständig von Neuem und that gar schön mit ihr, noch viel schöner als Papa und Mama miteinander thun, und gerade so will ich auch mit Dir thun."

Dagegen hatte Eveline nichts einzuwenden, sie schwieg lächelnd still, sie ließ sich küssen und umarmen, und benahm sich wie eine wohlgezogene Frau ihrem Ehemann gegenüber.

In den nächsten Tagen tapezierte Heinrich ein paar große, in dem Hofe stehende Waarenkisten mit buntem Papier aus, in die eine wurde Evelinens Puppenküche gestellt, die andere wurde mit zwei Schemeln und einem kleinen Tischchen ausmöblirt und nun begann das junge Ehepaar ein vornehmes

Haus zu machen. Ihr Vesperbrod und alle Eßwaaren, die sie beseitigen konnten, wurden zusammengetragen, dann besorgten sie gemeinschaftlich die Küche, Heinrich rieb Zucker oder Chocolate auf einem kleinen Reibeisen, Eveline würzte geschabte Aepfel mit kleinen Rosinen und feingeschnittenen Mandeln, sie machte Brodtorten und sonstige Leckerbissen, und wenn die Tafel gedeckt war, verzehrten sie die Speisen in großer Eintracht und stets mit dem besten Appetit. Zuweilen kam des Nachbars alte Katze zum Besuch zu ihnen; sie machten dann höchst anständige Knixe und Complimente vor ihr, sie wurde höflich gebeten Platz zu nehmen, und wenn sie es sich bequem gemacht hatte auf einem Fetzen von einem alten Teppich, dann erkundigten sie sich nach ihrem Befinden, sprachen auch öfters vernünftig wie alte Leute, und klagten, daß zu ihrer Zeit doch Alles besser gewesen wäre, jetzt müsse man so viele Steuern und Abgaben bezahlen, Liebe, Treue und Glauben sei aus der Welt verschwunden, Kaffee und Zucker würden alle Tage theurer, und das Geld sei so rar.

Zu den Tagesneuigkeiten übergehend, erzählte dann Eveline, daß ihres Vaters Jagdhündin in den Wochen läge, und nun wurden verschiedene Meinungen geäußert, welche Namen die vier jungen Säuglinge wohl in der Taufe bekommen würden. Heinrich wartete dagegen mit der Nachricht auf, daß der Canarienvogel der Base Esther eben in der Mause sei und daß in der Nacht ein Marder im Hühnerstalle gewesen, der eine brütende Henne todtgebissen habe.

Kaufmann oder Student.

Neben den kindischen Spielen betrieb Heinrich das Lernen ganz eifrig; so machte er denn nach und nach sämmtliche Klassen des Gymnasiums durch, und betrieb auch die neueren Sprachen sehr eifrig, da sein Vater ihn zum Kaufmannsstande bestimmt hatte, welcher Beruf jedoch keineswegs mit seinen Wünschen übereinstimmte, da er nur Sinn für ernste Studien Literatur, Kunst und Wissenschaft hatte, die in seinem Herzen einen wohl vorbereiteten Boden fanden, um gedeihlichen Samen aufzunehmen.

Im Jahr 1815 brachte Herr Samuel Heine seinen Sohn selbst nach Frankfurt, wo eben Messe war, und sagte zu ihm: „Bevor Du in das Geschäft eintrittst, sollst Du Dich erst umsehen in Frankfurt, sollst betrachten Alles, was merkwürdig ist, das ist bildend für die Jugend.“

Er führte ihn nun als getreuer Mentor in die Meßbuden, wo er ihm die Wachsfiguren, die verschiedenen Menagerien, allerlei Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten zeigte; dann ging man zu den englischen Reitern, an denen Heinrich großes Behagen fand, das sich bis zum Entzücken steigerte, als er bei einem der sich produzirenden Kinder eine auffallende Aehnlichkeit mit Eveline zu entdecken glaubte. Er verwandte nun kein Auge mehr von dem kleinen, rosigen, in Silberflor gekleideten

Wesen, und als die liebliche Erscheinung von dem Schauplatze verschwand, verfiel er in Betrübniß und sah und hörte nur noch automatenartig, was um ihn vorging.

Am andern Morgen trieb ihn sein Vater schon früh aus dem Bette und machte sodann eine Runde mit ihm durch die Stadt, um ihm die großen, sowohl christlichen, als jüdischen Waarenmagazine zu zeigen.

„Hier, mein Sohn,“ sagte er, „hier siehst Du die bedeutenden Lager, wo die kleinen Krämer ihre Waaren einkaufen zehn Prozent unter dem Fabrikpreise, und doch immer betrogen werden und der Verkäufer seinen Schnitt macht bei dem Geschäft. Begreifst Du das, Heinrich?“

„Nein, Vater, Du weißt, daß der Schacher mir nicht zusagt und ich nur gezwungen Kaufmann werde; ich werde es im Handel nie zu etwas bringen.“

„Dummer Junge,“ eiferte der Vater, „wie willst Du werden reich, wenn Du nicht willst treiben Handel? Nimm Dir ein Beispiel an meinem Bruder Salomon, der ist gekommen nach Hamburg mit einer alten ledernen Hose und fünf Groschen an baarem Geld; er hat verschachert die Hose, für den Erlös hat er gekauft Schnur, Garn und Knöpfe, hat damit gehandelt, und so ist er von Waare zu Waare, von Profit zu Profit gestiegen; jetzt ist er ein sehr reicher Mann, der über Millione gebietet, vor dem alle Senatoren den Hut abziehen, denn wer Millione in der Kasse hat, vor dem hat Jedermann Respect.“

Unter diesen Worten waren sie die Treppen des Römers hinaufgestiegen, dessen Räume und Merkwürdigkeiten sie sich alle zeigen ließen. Als sie die Krönungsherrlichkeiten betrachteten, umspielte den Mund des Jünglings ein eigenthümliches Lächeln, welches den beobachtenden Blicken seines Vaters nicht entging:

„Was hast Du zu lachen, Heinrich!“ fragte er.

„Ich dachte eben daran," erwiderte der Gefragte, „daß dieses Gebäude das Waarenlager war, wo die deutschen Kaiser gekauft wurden, zehn Prozent unter dem Fabrikpreis, bis der Artikel am Ende ganz ausgegangen ist."

„Laß Deinen sachlen Witz," sagte der Vater ernst, „er steht einem jungen Menschen schlecht an." — Heimlich aber freute er sich über die witzige Bemerkung seines Sohnes, dessen Geist sich täglich schöner entwickelte.

Am Abend nahm er ihn mit in das Lesezimmer der Freimaurerloge, wo sie auch zu Nacht speisten. Nach dem Essen setzte sich Herr Heine mit einigen Logenbrüdern zu einer Parthie Whist nieder. Heinrich kramte in den Zeitschriften herum, bis er eine fand, die ihm zusagte und in deren Lectüre er sich versenkte. Nach einer Weile flüsterte ein neben ihm sitzender junger Mensch ihm in die Ohren: „Das ist der Doctor Börne, welcher gegen die Comödianten schreibt."

Rasch aufblickend, sah Heinrich einen Mann von etwa dreißig Jahren, der auf einem der Tische unter den Journalen herum suchte und dann das Zimmer wieder verließ. Der Mann trug einen schwarzen Ueberrock und blendend weiße Wäsche, nicht stutzermäßig sondern vielmehr mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, so wie sich denn überhaupt in dem ganzen Wesen dieses Mannes, der von mittlerer Größe war und dessen blasses Gesicht nur angehaucht war von einer zarten Röthe, eine ablehnende Vornehmheit aussprach, und eine gewisse Geringschätzung, wie man sie nur bei Menschen findet, die sich erhaben fühlen über die ihnen von dem Schicksale angewiesene Stellung. Sein Auftreten hatte etwas Sicheres, sein Aussehen verrieth einen sehr bestimmten Charakter. Dem Blick, der aus den Augen dieses Mannes auf den aufschauenden Jüngling fiel, entströmte ein Funken, der diesem so wunderbar in die Seele brannte, daß er ihn nie wieder vergessen konnte.

Am folgenden Tag trat Heinrich seine Lehrzeit an und sein Vater kehrte in seine Heimat zurück.

Das war eine harte Zeit für den Jüngling, eine sehr harte Zeit. Da saß er, wie Prometheus an den Felsen, an das Copirbuch geschmiedet und der Geier des Mißmuths zernagte ihm die Leber. Das geistige Streben, die Ueberfülle der edleren Kraft, die er in sich fühlte, verleidete ihm die Comptoirarbeiten, denen er sich nur mit dem größten Widerwillen unterzog. Ward er auf die Post geschickt, oder hatte er sonst einen Gang zu machen für das Geschäft, so kam er nicht wieder; das Gefühl auf eine Zeitlang seiner Tortur entledigt zu sein, machte ihn so glücklich, daß er nicht so bald in das Comptoir zurückkehren konnte, welches ihm ein schauderhaftes Gefängniß zu sein schien, in dem seine geistigen Kräfte angeschmiedet waren, um in Stille und Dunkelheit langsam zu vermodern.

So verging ein Jahr voll unendlicher Qual für den hochbegabten Jüngling. Sein Prinzipal sagte oft zu ihm: „Heinrich, Sie sind ein geborener Esel, aus Ihnen wird nie und nimmer ein Kaufmann zu machen sein."

„Das glaube ich selbst, Herr Prinzipal," erwiderte der Jüngling mit düsterer Trauer, und schlich demüthig an seinen Pult zurück, um an den Federn zu kauen und gewaltsam die in seiner Seele jauchzenden Lieder zurückzuhalten, die sich oft unwillkürlich auf das Papier drängen wollten. — Nicht von dem schlau berechnenden Merkur konnte Der begünstigt werden, den Apollo bereits in der Wiege zu seinem Liebling erkoren hatte.

Sein Prinzipal schrieb Klagebriefe über Klagebriefe an Herrn Heine, es kamen Ermahnungen über Ermahnungen, erst mild und dann immer strenger, aber sie halfen nichts.

„Das Jüngelchen ist, bei meinem langen Leben, ein erzdummer Stock," dachte oft der Prinzipal, „hat keinen Begriff von der Regula de tri, hat keinen Styl, um den geringsten Avis-

brief zu schreiben, wird nie Waarenkenntniß erlangen, noch es lernen, eine Bilanz zu stellen oder ein Contocorrent zu führen. Gott, was thu' ich mit solch' einem Menschen! Wenn der je ein Kaufmann wird, will ich verdammt sein, ein Stockfisch zu werden."

Er sah hinüber nach seinem Lehrling, der über seinem Pult gebückt, fleißig zu schreiben schien.

„Heine, ist die Factura für Stradtmann und Söhne in Amsterdam fertig."

„Gleich, gleich."

Nach einer Viertelstunde wiederholte der Prinzipal die Frage und erhielt dieselbe Antwort.

Er wartete abermals eine Viertelstunde, dann erhob er sich leise, trat hinter den Pult, sah dem Schreiber über die Achsel und rief mit dem Tone des höchsten Entsetzens:

„Gott, der Allmächtige, der Mensch macht Verse, statt eine Factura zu schreiben. Heine, sind Sie geworden meschugge, was soll's geben mit Ihnen? Sie machen Schande Ihrer Familie. Nein, nein, einen Versmacher, der auf dem Comptoir Gedichte schreibt, kann man nicht brauchen in einem soliden Geschäft, wo es sich um Soll und Haben handelt. Sie ekeln mich an, pfui Teufel!"

Der erzürnte Prinzipal spuckte zu wiederholtenmalen vor seinem bestürzten Lehrling aus, der kein Wort sagte, sondern beschämt das Haupt unter den Scheltworten seines Prinzipals beugte, aber seine Augen standen voll Thränen und ein tiefschmerzliches Gefühl tobte in seiner Brust. Wie konnte Der, dem die ewig grünen Kränze der Musen verlockend winkten, wie konnte Der Zahlen zusammenrechnen und Kaffeeballen spediren.

Der Prinzipal setzte sich in der ersten Hitze hin und schrieb einen fulminanten Brief an Heine's Vater, worin er mit dürren Worten bat, ihn so bald wie möglich von dem nichtsnutzigen Poeten zu befreien, der so wie so, für den Kaufmannsstand

verloren sei, welcher ein gesetztes Gemüth und eine gründliche Kenntniß der Rechenkunst bedinge, welche unerläßliche Eigenschaften dem in Frage stehenden Individuum durchaus abgingen.

Dieser Brief erfüllte den Empfänger mit keiner geringen Bestürzung; er schrieb sogleich an seinen Bruder Salomon Heine nach Hamburg und bat um seinen Rath in dieser Angelegenheit. Der Onkel ließ den so gut wie verloren gegebenen Neffen Ende 1816 nach Hamburg kommen, nahm ihn in sein Haus und auf sein Comptoir, um selbst einen Versuch mit ihm zu machen, da er hoffte, daß er sich in seinem großartigen Bankgeschäft am ersten weiter ausbilden würde. Doch der scharfblickende Mann sah bald ein, daß der dumme Junge, wie er seinen Neffen zu nennen pflegte, durchaus nicht zu einem Geschäftsmann tauge.

Einst nahm er ihn allein:

„Heinrich," hob er an, „ich habe mich nun selbst überzeugt, daß nimmer ein Kaufmann aus Dir zu machen sein wird."

„Haben Sie diese Ueberzeugung gewonnen, Onkel? o, das freut mich von Herzen. Dem Himmel sei Dank, daß ich die verfluchten Copierbücher, Stratzen, Conteeorrente, und wie das Teufelszeug sonst heißt, los werde, sie haben mir immer so schwer auf der Seele gelegen, als ob mich der Alp drückte."

„Nun, Du sollst von diesem Druck befreit werden."

„Juchhe! Ich bin kein Galeerensclave mehr," rief er, und warf die Mütze jubelnd in die Luft, daß sie bis an die Zimmerdecke flog. Dann drehte er sich lachend auf dem Absatze herum, und in seinen Augen blinkten Thränen, die die Freude ihm auspreßte.

„Aber was willst Du werden? Denn Etwas muß der Mensch werden, um sein Brod verdienen zu können, da ihm die ge-

bratenen Tauben nicht in den Mund fliegen. Also sage, was willst Du werden?"

„Was Sie wollen, Oheim! Schuster, Gelehrter, Matrose, Alles in der Welt, nur kein Kaufmann, denn zum Schacher hat mich die Natur verdorben."

„Nicht ich muß entscheiden, sondern Du selbst mußt es thun — also sag's frei heraus, was möchtest Du werden?"

„Nun, wenn ich die Wahl habe, dann möchte ich am Liebsten studiren, denn dazu treibt mich meine Neigung."

„Gut, Du sollst studiren, und zwar sollst Du die Rechte studiren, dann sollst Du promoviren, damit Du dereinst Advocat in der freien Stadt Hamburg werden kannst, denn die Advocatur wirft einen guten Verdienst ab, der seinen Mann ernährt."

Heine schnitt ein Gesicht, als ob er Leibgrimmen verspüre, denn er hätte am liebsten Philosophie studirt — nun waren seinem Willen wieder Hemmschuhe angelegt. Der Onkel bemerkte jedoch seine widerwärtige Miene nicht und fuhr fort:

„Von heute an entbinde ich Dich aller Comptoirarbeiten, lebe wie Du willst, bis ich Antwort haben werde von Deinem Vater, an den ich noch heute schreiben will. Während Deiner akademischen Jahre werde ich Dir jährlich einen ausreichenden Zuschuß geben, denn Salomon Heine's Neffe soll nicht müssen leben wie ein Lump."

Heine fiel dem gütigen Onkel um den Hals, und stürzte dann wie ein Erlöster aus dem Zimmer hinaus, mit dem festen Vorsatze, nie mehr einen Fuß in das ihm verhaßte Comptoir zu setzen.

Während der Zeit, die er nun noch in Hamburg zubrachte, trat er zuerst in der damals in Hamburg erscheinenden Zeitschrift: „der Wächter", als Dichter auf, und seine Gedichte erregten gleich Aufsehen, obgleich er sie damals unter dem

Anagramm „Sy Freudhold Riesenharf" erscheinen ließ, das er mühsam aus seinem Namen Harry Heine aus Düsseldorf, gebildet hatte.

Im Anfang des Jahres 1819 begab er sich zu seinen Aeltern in die Heimat, wo die Mutter seine Wäsche und seine Garderobe wieder gehörig in Stand setzte.

Er sah Eveline wieder, die zu einem schönen Mädchen empor geblüht war, die alte Liebe schlug in neuen Flammen auf, das lange in seiner Seele verschlossene Glück stieg jetzt in Worten auf seine Lippen, der Mund ward zum Dollmetscher des Herzens, die früheren kindischen Gelöbnisse wurden nun mit heiligen Schwüren erneuert, und er durchlebte seine seligsten Stunden, wenn er im einsamen Stübchen an ihrer Seite saß, oder an mondbeglänzten Abenden Arm in Arm mit ihr durch die Straßen wandelte.

Eveline ließ sich von dem Zauber ihrer Empfindung hinreißen. Heine küßte sie feurig; sie dachte oft daran, daß der schöne Offizier, der einst in der Apotheke logirt hatte, Maier's Miendchen gerade so geküßt haben müsse, aber sie vermißte an Heine die schöne Uniform und die glänzenden Epauletten des jungen Offiziers, die jenem so göttlich gestanden hatten.

Am Vorabend vor Heine's Abgang zur Universität gelobten sich die Liebenden mit heiligen Eiden Treue für die Ewigkeit, trotz allen Hindernissen versprachen sie sich einander anzugehören und Mann und Weib zu werden — denn in jener Stunde der Begeisterung glaubten sie an die Liebe, die die heftigste aller Leidenschaften ist, welche sich an keine Schwierigkeiten kehrt und alle Hemmnisse zerbricht.

Als er nach Hause kam, war Base Esther eben beschäftigt, ihm den Koffer zu packen.

„Gerade gut, daß Du kommst," sagte sie; „sieh hier in die Deckeltasche stecke ich Dir drei Pfund Chokolate, wenn es Dir schwach im Magen wird, so iß ein Täfelchen davon.

Hier ist eine Flasche angesetzter Branntwein, habe unreife Pommeranzenschalen, schwarze Kirschen, Pfeffermünze und Zimmt dazu genommen; ein Gläschen davon des Morgens genommen, wird Dir nicht schaden und ist ein wahrer Göttertrank, besonders wenn Du ein paar von meinen selbstgemachten Pfeffernüssen dazu verspeisest; sie liegen unter den Schnupftüchern auf den feinen Hemden, das vergiß nicht und sei vorsichtig beim Auspacken, denn hier unter den Socken habe ich Dir ein Glas kölnisches Wasser und drei Töpfchen mit Aepfelpomade gesteckt. Das erinnert mich an ein herrliches Buch: „Julchen Tulpe, oder das Leipziger Pomadenmädchen," die hatte Abenteuer! — Was ich sagen wollte, suche Dir doch den Roman „Ritter Kuno von Kyburg" zu verschaffen. Denke Dir, er nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ..."

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Base Esther, laß mich in Ruhe mit Deinen vertrackten Romanen."

„O, die Romane haben ihr Gutes, man lernt viel Schönes daraus, da ist zum Beispiel „Calabrese, der schreckliche Krankenwürger" sehr zu empfehlen, dann „Link und Klunk," oder „die blutigen Racheopfer im Kloster Marienburghausen," auch „die sieben verborgenen Mordkeller oder das Hüfthorn des Eremiten" ist sehr schön; ferner „Gerhard von Scharfenstein und Hannes Birkhahn, oder die blutige That in den Scharfensteiner Mordhalle ..."

Heine hielt sich die Ohren zu. Glücklicherweise befreite ihn ein dreimal wiederholter Klingelzug von Esther's Gegenwart, die dadurch in das Zimmer seiner Mutter gerufen wurde.

Abends nach dem Nachtessen, nachdem Heine sich von Aeltern und Geschwistern verabschiedet hatte, verbrachte er noch einige Stunden einsam auf seinem Zimmer. Wenn man das väterliche Haus, dieses warme Nest unserer Kindheit verläßt, dann empfindet die Seele stets eine unüberwindliche Trauer, ein Gemisch von süßem Festhalten an der Vergangenheit, und

von Furcht vor der Zukunft — der Schauer des Abschiedes erregt uns immer eine Beengung des Herzens.

Am andern Morgen wurde er früh geweckt durch den Hausknecht, der seinen Koffer auf die Post tragen sollte. Mit ihm kam Esther in das Zimmer, die dem Abreisenden das Frühstück brachte.

„So gebt doch Acht, Daniel," sagte sie zu dem Hausknecht, in diesem Koffer ist eine Schnappsflasche und kölnisches Wasser. Thut fein sachte, damit nichts zerbricht."

Während Heine frühstückte, gab sie ihm noch Verhaltungsregeln. „Bleibe brav, wie der Sohn des Greises Como," sagte sie, „und hüte Dich vor Frauenzimmern wie Bella und Clarissa, welche furchtbare Räuberköniginnen im Kirchenstaate waren. Möge Dich der Himmel bewahren vor dem Zusammentreffen mit Menschen, wie „Duncan der Höllendrache, oder die gespenstige Felsenmutter auf Guttenstein", es soll Dir vielmehr gehen, „wie Franconio de Leganti", der ein durch Leiden zu Freuden eingegangener Räuberhauptmann war. Der Geist des „Lurian" soll Dir im Silbergewande erscheinen, aber „das schwarze Gespenst oder die Schwestern auf dem Bergschlosse Tors-Ky" Dich mit ihrem Besuche verschonen. Ach! Es muß schrecklich sein, wo so ein Geist vorhanden ist."

„Aber es ist noch weit schrecklicher, wo kein Geist vorhanden ist, denn da ist auch kein Verstand zu finden," rief Heine, sprang auf, drückte der Base mit einem kurzen Lebewohl die Hand, und eilte dem vorangegangenen Hausknecht nach auf die Post. Esther sah ihm verblüfft nach.

Treulos wie die Wellen.

Zu Ostern traf Heine in Bonn ein, um dort seiner wissenschaftlichen Bildung obzuliegen, und mit wahrhaft eisernem Fleiße betrieb er seine Studien, obgleich seine poetische Phantasie sich wenig angezogen fühlte durch die Justinianischen Institutionen, die Pandekten und Novellen und die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung eines längst vermoderten Kaisers. Aber er wohnte auch den Vorlesungen in andern Fächern bei, die seinem Geschmacke mehr zusagten, besonders war Geschichte und Alles, was sich auf deutsche Literatur bezog, sein Lieblingsstudium. Zu seiner Erholung opferte er den Musen oder er schrieb glühende Liebesepisteln an Eveline, die durch Vermittlung einer dritten Person in die Hände des jungen Mädchens kamen, denn da das Verhältniß der jungen Leute von der Familie weder gekannt noch gebilligt war, so durfte ihre Correspondenz nicht öffentlich betrieben werden.

In der ersten Zeit schrieb ihm Eveline wenigstens alle vier Wochen, dann wurden ihre Briefe seltener, endlich blieben sie ganz aus. Vergebens schickte er die stürmischsten Klageschreiben an sie, er erhielt keine Antwort mehr.

Da bekam er eines Tages Seitens der Familie die Anzeige von Evelinens Verlobung mit einem Andern, und eine Einladung zur Hochzeit — das Unglück kommt immer unerwartet.

Er ward völlig zerschmettert von dieser Nachricht, so viel Treulosigkeit hatte er nicht für möglich gehalten, sein Herz bekam einen Riß, dem das Blut in einzelnen Tropfen entsickerte.

Er suchte sich jedoch zu ermannen, wollte sich betäuben, ging in's Wirthshaus, wo er sich Austern und Rheinwein geben ließ, aber er konnte weder essen noch trinken, heiße Tropfen fielen in sein Glas, und auf dem Boden des Glases glaubte er seine Heimat und die Treulose an der Seite eines Andern zu sehen.

Von da an waren seine Nächte ohne Schlaf, seine Tage voll Kummer, doch überließ er sich keiner unmännlichen Trostlosigkeit, sondern suchte vielmehr Trost in den Studien und versäumte keine Vorlesung.

Der Dämon der Rache fraß sich in sein Herz ein, doch rächte er sich nur in Gedichten, die er auf die Treulose machte. Er wollte sich die Ungetreue aus dem Sinne schlagen, wollte ihr Bild aus seinem Herzen verbannen, aber er lernte erkennen, daß die Liebe nicht über Nacht vergeht, und daß alles Studiren nichts gegen dieselbe hilft.

Eines Tages da er bei dem Professor Heinrich hospitirte, der wegen seiner mehr als göttlichen Grobheit bekannt war und einen Abscheu gegen die Brillen hatte, rief dieser mitten in seiner Vorlesung Heine plötzlich an:

„Hören Sie, Sie da mit der Brille auf der Nase — na, wie heißen Sie denn nur gleich — kommen Sie doch einmal her."

Heinrich erhob sich und trat vor den Lehnstuhl des Professors.

„Was wünschen Sie, Herr Professor?"

„Ich will Ihnen nur sagen, daß ich mir das Anschauen meiner Person durch das Medium der Brillengläser, ein für allemal verbitte, und zwar von dem Einen wie

von dem Andern. Das lassen Sie sich gesagt sein, meine Herren."

Heine kehrte, ohne ein Wort zu erwidern, mit einem bedauerlichen Achselzucken und einem satyrischen Lächeln auf den Lippen, auf seinen Platz zurück, aber die anwesenden Studenten rächten ihren beleidigten Commilitonen und bestraften die Taktlosigkeit des Professors augenblicklich durch ein ungeheures Scharren mit den Füßen, und am folgenden Tage hatten alle Burschen, die sich in Heinrich's Vorlesung einfanden und Schulter an Schulter gedrängt, die Bänke füllten, sogenannte Kneipbrillen auf den Nasen sitzen.

Als der Professor hereinkam und vom Katheder aus sein Auditorium übersah, stieg ihm eine gewaltige Blutwelle in den Kopf, die ihm das Gesicht dunkelroth färbte; im ersten Augenblick wollte er, vom Zorn bemeistert, auffahren; doch die bessere Ueberlegung hieß ihn seinen Aerger verbeißen, und so commentirte er denn, wenn gleich wuthentbrannt im Innern, mit bekannter Scharfsinnigkeit die vierte Satyre des Juvenal.

Heine ließ sich selten in den Kneipen sehen, wo die Studenten bei Wein, Bier und Tabak ihre Abende verbrachten; er blieb lieber allein auf seinem Zimmer, wo er sich die Zeit mit Dichten vertrieb, und trank Milch, die ein wunderschönes Bauernmädchen aus Poppelsdorf täglich in das Haus brachte, worin er Quartier genommen hatte. Während sie ihm Milch aus einer blinkenden Blechkanne maß, pflegte er sie dafür freundlich in die frischblühenden Wangen zu kneifen, ihr mitunter wohl auch einen Kuß zu rauben.

Seit er jedoch die Kunde von Evelinens Treulosigkeit erhalten hatte, grollte er mit der ganzen Welt und folglich auch mit der hübschen Stina, die gar nicht begreifen konnte, was den schmucken Studenten plötzlich angewandelt habe. Er vermied die ihm sonst so lieb gewesene Gesellschaft seiner Freunde, Friedrich Steinmann und Karl Simrock, um an Sonntagen

und Collegienfreien Nachmittagen einsam nach Beul oder auf die Baumschule zu laufen und seinen düstern Gedanken nachzuhängen; manchmal dehnte er seine Ausflüge aber auch weiter aus, nach Godesberg, Königswinter, in's Siebengebirge, nach dem Rolandseck und Nonnenwerth, ja, sogar bis nach Köln; traf er Studenten an, so wich er ihnen sorgsam aus, und wenn ihm in der alten Domstadt die Straßenjungen seiner Studententracht wegen den Hohnruf: „Bönnischer Geck!“ nachriefen, so hörte er es nicht, oder gab wenigstens den üblichen „Kölnischer Drikkes!“ nicht darauf zurück.

So kam Evelinens Hochzeitstag heran: bald wollte er nach Düsseldorf, bald nicht; zehnmal packte er seinen Reisesack und packte ihn eben so oft wieder aus. Er hatte, nachdem er sie nochmals alle durchgelesen, ihre Briefe eingepackt, die er ihr, nachdem er ihr ihre Treulosigkeit, ihre Schwurvergessenheit vorgehalten haben würde, verächtlich vor die Füße werfen wollte, aber er holte sie wieder aus der Reisetasche hervor und verschloß sie, um sie als ein ewiges Andenken an die seligste Zeit seines Lebens aufzubewahren. In dieser Unschlüssigkeit vergingen die Stunden, endlich war es die höchste Zeit, aufzubrechen, wenn er hin wollte, und so faßte er denn wirklich den Muth, den Wagen zu besteigen, der ihn nach Düsseldorf bringen sollte; er wollte sehen, wie die Ungetreue seinen Anblick ertragen würde, er wollte die Folterqual erdulden, sie an der Seite eines Andern zu sehen, der einen Besitz erringen sollte, für dessen Erlangung er seine Seligkeit hingegeben haben würde.

„Ob sie wohl glücklich werden wird?“ sprach er unterwegs zu sich selbst. „Sie verdient es nicht um mich, aber ich wünsche ihr nichts Böses; könnte man das Glück einfangen, wie eine Lerche, ich wollte zum Vogelsteller für sie werden, müßte ich auch dem Teufel den Schwanz dafür küssen. Aber wer kann wissen, was ihr die Zukunft bringt! Nur die Vergangenheit ist uns klar, selbst die Gegenwart ist immer

einigermaßen dunkel, und die Zukunft ist voll verschleierter Geheimnisse.

Als Heine in Düsseldorf ankam, fand er seinen Vater krank; der wackere Mann litt seit einiger Zeit an einem Kopfübel, welches das Gehirn in bedenklicher Weise angegriffen hatte und noch zerstörender einzuwirken drohte — das Herz des Sohnes wurde daher gleich bei seinem Eintritt auf das schmerzlichste ergriffen, doch suchte er sich zu fassen und schickte sich an, noch im Laufe des Tages die übliche Anstandsvisite bei der Braut und ihren Aeltern zu machen.

Als ihm, nachdem er geschellt hatte, die alte Magd die Hausthür öffnete, erschrak sie sichtlich — sie war ja von jeher Evelinens Vertraute gewesen, durch deren Vermittlung Heine's Briefe an die Geliebte gelangt waren. Aus ihrem Benehmen konnte er erkennen, daß man trotz der an ihn ergangenen Eiladung, sein Kommen nicht erwartet hatte, daß es ungern gesehen werde.

Die Magd bat ihn, einen Augenblick im Vorzimmer zu verweilen, sie müsse ihn der Herrschaft erst melden.

„Seid Ihr indessen so vornehm geworden?“ fragte Heine spitz, „das Anmelden war doch sonst nicht Sitte in dem Hause meines Onkels, wo der Neffe aus und eingehen konnte, wenn er wollte. Nun, melde mich, alte Margreth, es ist recht, daß ich im Vorzimmer harren muß, denn ich bin ein unglücklicher Mensch und nur das Glück braucht nicht zu antichambriren, es findet überall offene Thüren.“

Die Alte ging mit einem langen Gesichte, kam gleich darauf wieder und winkte ihm einzutreten.

Er fand die Familie beisammen, die ihn freundlich begrüßte. Die mit der Musterung ihrer reichen Brautgeschenke beschäftigte Eveline reichte ihm mit einem tiefen Erröthen die Hand und nahm seinen satyrischen, mit geheimen Stacheln durchspickten Glückwunsch anscheinend ruhig an, obgleich ihres Vetters

Spottreden dieselbe Wirkung auf sie hatten, wie eine ätzende Flüssigkeit auf eine offene Wunde. Der Bräutigam wurde ihm vorgestellt und machte einen abstoßenden Eindruck auf ihn, vielleicht besonders darum, weil er im Voraus gegen ihn eingenommen war. Sein Aeußeres kam ihm vor wie das Ideal der Häßlichkeit, denn der Mann war klein, hatte einen Kahlkopf und von unten heraufblickende Augen, eine Hakennase, krumme Beine, lange Arme und unverhältnißmäßig große Hände, so daß ihn die Natur zum steten Nehmen bestimmt zu haben schien.

Auch Eveline fand er verändert; sie war das junge Mädchen nicht mehr, das er vor kaum einem Jahre verlassen hatte, sie stand jetzt in der Vollendung ihrer Schönheit; ihre anmuthigen Züge hatten sich vollkommen entwickelt, sie waren belebter geworden und hatten ihre ganze Person mit etwas Verführerischem übergossen, das unwiderstehlich reizte und anzog.

Es entspann sich ein Gespräch, in das Eveline hie und da ein Wort ganz unbefangen einmischte. Der Onkel fragte nach Heine's Studien, die Tante erkundigte sich mehr nach dem Leben und Treiben der Studenten, und der Bräutigam sagte:

„Es ist doch Schade, daß Sie sich nicht haben gewidmet dem Handel; da verdient man doch gleich Geld, während so ein Studirter Jahre lang muß hungern und länger, ehe er kommt zu einem Stück Brod."

„Da haben Sie Recht," rief Heine sarkastisch, „beim Studiren füllt man nur den Kopf, beim Handel dagegen den Beutel, und es ist dann ganz gleichgültig, ob der Kopf leer ist oder nicht."

Der Bräutigam glotzte ihn verwundert an, Eveline biß sich auf die Lippen. Heine versank oft mitten im Gespräch in ein tiefes, dumpfes Hinbrüten, aus dem er dann plötzlich

empor fuhr, um sich einer wilden Lustigkeit zu überlassen. Aber unter seinen übermüthigsten Späßen kam ein geheimer Stachel hervor, und aus den Ausbrüchen seines tollen Humors klang tiefe Wehmuth und die herbste Bitterkeit hervor.

Nach einer Stunde kam ein Hausfreund, der sich mit den Aeltern und dem Bräutigam zu einer Whistparthie niedersetzte. Eveline öffnete den Flügel und begann zu spielen, um sich eine Contenance zu geben. Heine lehnte sich auf ihren Stuhl und flüsterte ihr allerlei Vorwürfe in die Ohren, die sie nicht gern hören mochte.

„Ach!" rief sie endlich ungeduldig, indem ihre Hände wilde Accorde anschlugen, „wie bist Du doch so sonderbar, daß Du noch an unser kindisches Treiben denkst. Ich kann ja doch keinen Studenten heirathen."

„Aber das Herz konntest Du mir brechen mit kaltem Blute, aber unglücklich konntest Du mich machen mit lächelnden Lippen."

„Was machst Du mir Vorwürfe?" rief sie mit Heftigkeit, „meine Aeltern wollen es haben, ich bin ihnen Gehorsam schuldig."

„Und darum nimmst Du den häßlichen, putzigen Kerl."

„Die Häßlichkeit verhindert nicht, daß der Mensch ein Herz hat und oftmals ein recht gutes."

„Mancher aber hat einen leeren Geldsack an der Stelle des Herzens, den er stets zu füllen bemüht ist, gleichviel durch welche Mittel."

Als er das sagte, wurde er todtenbleich, seine Finger krümmten sich krampfhaft, denn das Blut verwandelt sich in Galle, wenn man von der Viper der Eifersucht gestochen wird.

Eveline ging aus Duraccorden in klagende Molltöne über, als sie sagte:

„Eigentlich ist Deine Base Esther an Allem Schuld; sie überredete mich, auf den Wunsch der Aeltern einzugehen, und

nannte mir wenigstens drei Dutzend Romane her, in denen die Mädchen von ihren Liebhabern betrogen wurden. „Ich weiß, daß Du den Harry liebst, sagte sie, er hat Dich auch vielleicht gern, aber die Liebe ist ein Zeitvertreib für junge Männer, und um so vergänglicher, je heftiger sie ist. Die Liebe ist eine Jugendkrankheit, die Jedermann durchmachen muß. An eine Heirath zwischen Euch ist nicht zu denken, Du wirst alt werden, ehe der Heinrich eine Frau ernähren kann; wirst vielleicht eifersüchtig werden müssen, wie Herzlande von Rappoltstein, die aus Eifersucht zur Verbrecherin ward.“ Aber wenn nun der Heinrich mich im Ernst liebt und unglücklich wird? wandte ich ihr ein. — „Der! o geh doch,“ versetzte sie — „und dann ist Hoffnung das unentbehrlichste Nahrungsmittel der Liebe, wenn es ihr daran gebricht, so stirbt sie; der Heinrich wird sich bald genug mit einer Andern trösten, er wird es gerade machen wie Herr von Palm in der schönen Sybille, einem Romane von Gustav Schilling. Auf der andern Seite drängten meine Aeltern — kannst Du mir es da verargen, wenn ich nachgab?“

„Also die Esther hat Dich verleitet,“ rief er bitter. „Freilich, wo der Teufel nichts Böses zu thun vermag, da schickt er eine alte Jungfer hin, die bringt es gewiß fertig.“

„Sei mir nicht böse, Heinrich,“ bat sie flehentlich, „es ging einmal nicht anders.“

Er gab ihr keine Antwort, sondern stürmte wie ein Wirbelwind aus dem Zimmer, und eilte nach Haus, um Esther mit einer Fluth von Vorwürfen zu überschwemmen.

„Gott, was will das Jüngelchen!“ rief diese entsetzt, „Du bist ja ungestüm, wieder Ritter Hasper a Spada, und wild, wie Glorioso, der kühne Räuberhauptmann. Sieh mich nicht so groß an mit Deinen Augen, die wie feurige Räder herumrollen, sonst werde ich ohnmächtig werden, wie das edle Fräulein Benigna, als der Burgpfaffe ihr unanständige Zumuthungen machte.“

Bei diesen Worten nahm sie die Gelegenheit wahr, durch

die offene Thür zu entschlüpfen und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr vor dem erzürnten Jüngling sehen.

Am andern Tag zog Heine den Gallafrack an und die seidene Weste, er legte Manschetten um seine Hand, ging hin und wohnte der Trauung und dem Hochzeitsfeste bei, obgleich ihm das Blut wild durch die Adern tobte und sein Herz in heller Flamme stand. Nach der Trauung brachte er Evelinen seinen Glückwunsch dar mit bebender Stimme; sie sah aus wie ein duftiges Engelsbild in dem weißen Tüllkleid, dem Myrthenkranz und Schleier, der sie wie ein lichtes Gewölk umfloß. Sie lächelte ihn freundlich an, als ob sie gar nicht wisse, daß sie ihm den Todespfeil in das Herz gedrückt habe.

Man fuhr nach Hause. Heller Kerzenglanz erleuchtete den mit Blumen geschmückten Saal, in welchem das Hochzeitsmahl stattfand; Harfen- und Geigenklang ertönte, Alles war in Saus und Braus, die geschmückten Gäste saßen an der Tafel. Die Braut strahlte in dem Glanze des funkelnden Brillantschmucks, den ihr der Bräutigam geschenkt hatte, und war sehr vergnügt, während Heine schmerzlich betäubt war. Eveline sah hochbeglückt aus, so oft ihr der Bräutigam die feinen Hände drückte. Da füllte er ein großes Kelchglas, trank daraus, reichte es der Braut hin, die ihm Dank zulächelte, und von dem Wein nippte. Heinen war es, als ob sie sein Blut tränke.

Bemerkend, daß Heine die Augen fest auf das Kelchglas gerichtet hielt, rief ihm der Bräutigam lachend zu:

„Trinken Sie doch von diesem St.-Julien, mein neuer Herr Vetter, er ist das beste Gewächs in Burgund; Manche ziehen ihm den Romané, Andere den Chambertin vor; ich bin der Ansicht, daß der St.-Julien ein weit feineres Bouquet hat."

Er schickte einen der aufwartenden Kellner hin, der dem Studenten von dem gepriesenen Weine einschenken mußte.

Heine berührte ihn nicht, er warf das Glas um, daß sein rother Inhalt sich wie Blut über das weiß damastene Tischtuch ergoß, und entschuldigte sich nicht einmal.

Dieses Betragen verstieß so sehr gegen alle Regeln der Etiquette, daß drei alte Jungfern, welche sich unter den Hochzeitsgästen befanden, dadurch stumm und starr wurden und jenen großen Käfern glichen, die sich todt stellen, sobald man sie mit den Fingern berührt.

Indessen hatte Eveline einen Apfel geschält und reichte ihn jetzt dem Bräutigam, der sein Messer nahm und ihn in Stücke zerschnitt. Heinen war es, als ob er ihm das Herz zerschneide.

Nun äugelte das Paar gar süß miteinander, der Bräutigam umschlang die Braut, küßte sie auf die rosigen Wangen, dann begann der Ball. Das Brautpaar tanzte vor. Nach und nach wurde Eveline so hingerissen von den Freuden des Tanzes, daß ihr die aufgelösten Locken wild um das Gesicht flatterten, sie kam Heine vor wie eine wilde Bacchantin, und der Bräutigam schien ihm ein bocksfüßiger, gehörnter Satyr zu sein. Gegen Mitternacht flüsterte er Evelinen etwas in die Ohren; sie ward roth, doch ohne zu zürnen, und nach einer Weile waren Beide verschwunden.

Dem armen Heine lag die Zunge wie Blei im Munde, er stand leichenstumm da und sah die Tänzer herumschweben. Dann ging er fort, warf sich auf sein Lager und hatte die ganze Nacht wüste, wilde Träume.

Eine ländliche Liebschaft.

Als Heine wieder nach Bonn zurückkam, sah er sehr bleich aus und eine gewisse Verbißenheit hatte sich auf seinem Antlitz gelagert. Eines Abends ging er am Rheinufer spazieren und blieb bei einem Haufen Studenten stehen, welche einigen Fischern zusahen, die in einem Kahn sitzend, fischten.

„Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht in's Wasser fallt, es werden hier Stockfische gefangen," rief Heine den Studenten zu.

Bei diesen Worten dehnten sich seine Mundwinkel scharf auseinander und ein satyrischer Zug spielte um seine Lippen, als er dabei den Studenten J. B. Rousseau bezeichnend am Arm faßte, als wolle er ihn vor dem Ausgleiten bewahren. Ein homerisches Gelächter ertönte:

Heine grüßte die jungen Leute, indem er die Mütze von brennend rother Farbe etwas weiter nach hinten schob, und bewegte sich weiter in seinem Rock von gelben Nanking, beide Hände in den Hosentaschen, mit nachlässigem Gange dahinstolpernd, indem er sich rechts und links umsah.

Abends kam der Student Friedrich Steinmann zu ihm auf sein Zimmer; er fand ihn am Schreibtisch, wo er seinen Schmerz um Evelinens Verlust in einigen Sonetten ergossen hatte, die er eben auszufeilen im Begriffe war.

Steinmann warf die Mütze auf das Bett und sich selbst auf einen Stuhl.

„Schon wieder am Schreibtisch, ewiger Stubenhocker," rief er. „Ich bin gekommen um Dich zu einem göttlichen Commers abzuholen, der heute gehalten werden soll."

„Ich werde nicht mitgehen, ich habe zu arbeiten," gab Heine gedehnt zur Antwort.

„Wer wird denn ewig ochsen und sich zum Sclaven des Studiums machen," rief leichtsinnig der Andere, „morgen ist auch noch ein Tag!"

„Erstens bin ich nicht im Begriff zu ochsen, sondern ich habe gedichtet, welches ich als eine angenehme Erholung betrachte, und dann soll man nicht auf morgen verschieben, was man heute thun kann."

„Weise gesprochen, mein tiefsinniger Philosoph, ich werde darauf antragen, daß man Dich künftig Sokrates II. nenne. Doch Scherz bei Seite, willst Du wirklich nicht mitgehen."

„Nein, ich muß meine Gedichte noch gehörig feilen, da ich sie für den westphälischen Musenalmanach bestimmt habe und morgen absenden will."

„Du scheinst die alte horazische Regel: Nonum prematur in annum, nicht befolgen zu wollen."

„Nein," erwiderte Heine lachend, „diese horazische Regel mag, wie andere Regeln der Art, sehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt sie nichts. Als Horaz dem Autor die Regel gab, sein Werk neun Jahre lang im Pulte liegen zu lassen, hätte er ihm auch zugleich das Recept geben sollen, wie man neun Jahre ohne zu essen zubringen kann. Als Horaz diese Regel ersann, saß er vielleicht an der Tafel des Mäzenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Fasanenpudding in Wildpretsauce, Hammelsrippchen mit Teltower Rüben, Pfauenzungen, indianische Vogelnester und Gott weiß, was noch mehr, und das Alles umsonst. Aber wir unglücklichen Spätge-

bornen leben in einer andern Zeit, unsere Mazänate haben ganz andere Grundsätze, sie glauben Autoren und Mispeln gediehen am Besten, wenn sie eine Zeitlang auf Stroh lägen; sie sind der Ansicht, daß die Hunde untüchtig zur Gedanken- und Bilderjagd würden, wenn man sie zu gut füttere und sie Fett ansetzten. Ach! und wenn sie ja einmal einen armen Hund füttern, so ist es der unrechte, der die fetten Brocken am wenigsten verdient."

„Heine, Du bist ein köstlicher Kerl mit Deinen Vergleichen. Was ich sagen wollte, hast Du die köstliche Geschichte von den beiden Schlegels schon gehört?"

„Nein, was ist das für eine Geschichte?"

„Simrock hat sie mir erzählt. Der eben hier anwesende Friedrich Schlegel machte dieser Tage eine kluge Bemerkung in Gegenwart seines Bruders, unsers Professors, A. W. Schlegel."

„Der Einfall ist göttlich," rief August Wilhelm, „ich will Dir ihn abkaufen." — „„Das kann mir recht sein," versetzte Friederich, „denn ich brauche gerade ein neues Nachtkamisol."" Der Handel wurde geschlossen und der Käufer soll wirklich die Absicht haben, den Gedanken seines Bruders unter seinem Namen zu veröffentlichen."

„Das ist echt Schlegelisch und wundert mich gar nicht," sagte Heine.

„Du gehst also wirklich nicht mit zu unserm Commers?"

„Nein."

„Dann gute Nacht und gute Verrichtung."

Steinmann ging. Heine vollendete seine Arbeit, dann schrieb er die Gedichte sauber ab und siegelte sie ein. Es war indessen spät geworden und er warf sich auf sein Lager, um von Evelinen zu träumen.

Am folgenden Morgen als Stina kam und ihm Milch brachte, fiel ihm mehr als früher, die reine Schönheit des jungen Mädchens auf, deren Gesichtsschnitt etwas Antik-Römi-

sches hatte. Die gebogene Nase, die fein geschnittenen Lippen, die dunkeln Augen mit den kühngewölbten Brauen gaben ihr einen Ausdruck von Würde und Entschlossenheit, wie man sie selten bei Mädchen ihres Standes findet; — überhaupt hatte Stina's Wesen bei aller jugendlichen Anmuth, etwas Ernstes und Gesetztes, welches imponirte. Heine hatte sie nach und nach zutraulich gemacht, sie setzte sich zuweilen bei ihm nieder und verplauderte ein Viertelstündchen mit ihm, ließ es sich auch ohne allzuviel Sträuben gefallen, wenn er ihre Hand ergriff, sie in die Wangen kniff, oder gar einmal küßte, doch wußte sie ihn stets in den gehörigen Schranken zu halten. An jenem Morgen fiel ihr die Bläſſe seines edelschönen Angesichtes auf, die noch mehr hervorgehoben wurde durch das kleine dunkele Schnurrbärtchen, das seine Oberlippe beschattete.

„Ist Er krank, Herr Student, weil Er so blaß aussieht," fragte das Mädchen mit einer gewissen Theilnahme.

„Mein Körper nicht, aber mein Herz ist krank," erwiderte Heine, indem er ihre Hand ergriff und zärtlich drückte; „es freut mich aber, daß Du mein schlechtes Aussehen bemerkt hast, das beweist eine Theilnahme, die mir sehr wohl thut."

Stina ward sehr roth, weil sie glaubte, des jungen Mannes Herz sei ihretwegen krank; schamhaft suchte sie ihm ihre Hand zu entziehen — sie konnte sich nicht verhehlen, daß der flotte Student ihr sehr wohl gefiel.

„Ich glaube, Er hockt zu viel hinter den Büchern," sagte sie, „darum sieht Er so käseweiß aus; das ewige Studium taugt nichts für die Leute, Er sollte mehr im Felde herum laufen, da würde Er bald ganz anders aussehen. Warum geht Er nicht zuweilen nach Poppelsdorf hinaus, wo wir die schöne Allee und den großen Garten haben."

„Da hast Du Recht, Stina, das ist ein guter Gedanke, ich werde künftig bei meinen Abendpromenaden die Schritte nach Poppelsdorf lenken."

„Wird Er es aber auch gewiß thun.“

„Ich gebe Dir einen Kuß als Pfand darauf.“

Stina erwehrte sich seiner verschämt, aber sie ließ sich doch küssen und erwiderte sogar den Kuß durch einen langen Lippendruck, dann sagte sie mit niedergeschlagenen Augen:

„Ich werde Ihm künftig immer Milch von derselben Kuh geben. Ich werde unsere beste Kuh eigens für Ihn melken, da soll Er einmal sehen, wie Er so dick werden und wie gut Er bald aussehen wird.“

„Du bist ein himmlisches Kind, Stina!“ rief lachend der junge Mann, „ja, ich will Dein Jupiter sein, da Du zu meiner Ziege Amalthea werden willst.“

Stina warf beleidigt die Lippen auf.

„Ob Er ein Ju-Peter ist, das weiß ich nicht,“ sagte sie grollend, „aber ich verbitte mir, daß Er mich eine Ziege nennt — ich will nicht mit einem Stück Vieh verglichen werden, ich bin eine gute katholische Christin.“

„Kind, ich will ja Deinem Christenthum nicht zu nahe treten, ich sprach nur vergleichsweise; Amalthea war die Amme Jupiters, den sie mit ihrer Milch nährte.“

„Nu, was braucht Er seine Amme eine Ziege zu nennen und das braucht sich ein tüchtiges Weibsbild nicht gefallen zu lassen. Also Er kommt heute Abend nach Poppelsdorf?“

„Ich komme.“

Stina nahm ihre Milchkanne, nickte dem Studenten freundlich zu, und ging.

Am folgenden Morgen kam sie mit einem sehr finsteren Gesichte, maß ihre Milch ab, ohne ein Wort zu reden, und wollte sich wieder entfernen.

Heine fing sie auf, als sie gerade durch die Thür wollte.

„Stina, was hast Du? warum zürnst Du mir?“

„Er ist ein Lügner.“

„Ich, ein Lügner? wie so?“

„Ja, ein Lügner. Er hatte mir versprochen nach Poppelsdorf zu kommen und ist ausgeblieben. Zum Narren halten lasse ich mich nicht, das lasse Er sich gesagt sein. Adjes."

Sie war im Begriff, durch die Thür zu entwischen, aber Heine hielt sie am Rock fest und zog sie mit Gewalt wieder in das Zimmer.

„Liebchen, verzeihe mir, ich hatte eine unaufschiebbare Arbeit fertig zu machen. Du kannst nicht glauben, wie trostlos ich war, daß ich Dir nicht Wort halten konnte. Aus Deinem Katechismus wirst Du wissen, daß die Pflicht vor allem Vergnügen geht. Verzeihe mir mein unfreiwilliges Vergehen, ich werde heute das Versäumte nachholen."

Die Wahrheit von der Sache war, daß er sein Versprechen ganz und gar vergessen hatte. Die aufkeimende Liebe des jungen Mädchens war jedoch leicht zu versöhnen, sie sagte daher schüchtern:

„Also Er hat sich nicht über mich lustig machen wollen?"

„Das ist mir selbst im Traume nicht eingefallen."

„Er hat wirklich arbeiten müssen?"

„Wie ein Brunnenputzer."

„Und Er wird heute kommen?"

„Auf Cerevis."

„Auf welchen Füß'?"

„Auf meinen eigenen, Du kannst Dich darauf verlassen. Wenn ein schmuckes Mädchen ein Stelldichein giebt, dann darf ein galanter Mann nicht fehlen. Ich gelobe Dir mit einem Dutzend Küssen, daß ich kommen werde."

Stina reichte ihm den hübschen Mund willig hin und ging sehr vergnügt fort. Trug sie doch eine selige Hoffnung im Herzen.

In der That hielt denn auch Heine diesmal Wort und schon weit vor Poppelsdorf traf er mit Stina zusammen. Hand in Hand ging er mit ihr durch die Felder und ergötzte sich an dem schuldlosen Geplauder des unverdorbenen Naturkindes.

Stina's Zuneigung that seinem verwundeten Herzen wohl, darum kam er nach dem ersten Abend immer wieder. Sie pflückten Feldblumen mit einander, sie ließen sich, unter einem Baume sitzend, von dem Mond bescheinen, sie hörten zu, wenn die Nachtigall ihr Liebeslied seufzte. Manchmal flocht Stina einen Kranz von Eichenblättern, womit sie ihrem jungen Freund die Mütze schmückte.

Manchmal auch gingen sie in den botanischen Garten, in dem seltene ausländische Bäume, Sträucher und Pflanzen standen und dessen Wege mit Kies bestreut waren, der das Grün der kurzgeschorenen Rasenplätze noch mehr hervorhob. In einem kleinen, von hohen, zu den Wolken aufstrebenden Papeln umgebenen Weiher, an dessen Rande sich blühende Seeblumen wiegten, schwammen ein Paar weiße Schwäne, die bald anmuthige Kreise zogen, bald den Kopf unter dem Flügel bargen, während der Abendwind leise mit dem grünen Röhricht spielte, das am Ufer stand.

Heine sah die aufkeimende Liebe des jungen Mädchens, ohne ein gleiches Gefühl für sie zu empfinden; es lag nicht in seiner Absicht, ihre Neigung zu ihm zu nähren, aber es gewährte ihm eine gewisse Lust, und jedenfalls eine angenehme Unterhaltung, zu wissen, daß ihm Stina gut sei.

Einst, da er sich selbst die Frage vorlegte: „Was soll aus diesem Verhältniß werden?“ gab ihm nach kurzem Bedenken der Leichtsinn die Antwort: „Pah, man vernarrt sich in ein Bauermädchen, wie man einmal Appetit nach Schwarzbrod und Handkäs bekommt, dann aber zu seinen gewohnten bessern Gerichten zurückkehrt.“

„Sage einmal, Stina, hast Du denn auch einen Schatz?“

„Nein,“ erwiderte sie treuherzig, „einen Schatz habe ich nicht.“

„Das wundert mich. Einem schönen Mädchen, wie Du eins bist, sollte es doch wahrlich nicht an Freiern fehlen.“

„Ja, Freier habe ich genug, aber das sind noch lange keine Schätze."

„Ei, was ist denn da der Unterschied?"

„Einen Schatz," erwiderte Stina mit niedergeschlagenen Augen, „einen Schatz hat man lieb, so recht von Herzen lieb — ach Gott! ich kann Ihm gar nicht sagen, wie lieb — aber die Freier, die können einem ganz gleichgültig, ja sogar recht verhaßt sein."

„Sieh, sieh, wie fein Du unterscheidest, kleine Katze. Und ist denn unter Deinen Freiern gar Keiner, der Dir gefällt?"

„Ach, nein! Seh Er, so ein Bauer kann mir nicht gefallen."

„Du willst also höher hinaus."

Sie nickte.

„Möchtest Du einen Stadtherrn? Vielleicht einen Gelehrten?"

Stina nickte mehrmals sehr schnell hinter einander.

„Da ist der zweite Sohn unseres Bürgermeisters," sagte sie, „den soll ich heirathen, der älteste studirt in Heidelberg — aber ich thu' es nicht, der Han-Evrist*) ist mir zuwider, er schielt auf einem Auge und das kann ich nicht leiden. Er ist auch sonst sehr häßlich, ist ein wahrer Kinderschreck im Dorfe; wenn er es sich einfallen läßt, die Kinder liebkosen zu wollen, so flüchten sie sich schreiend in die Häuser und verbergen sich in die Rockfalten ihrer Mütter; das macht ihn jedesmal ganz boshaft."

„Und diese abscheuliche Nachteule hat es gewagt, mit den Flügeln vor meiner weißen Taube zu schlagen. — Du möchtest wohl lieber seinen Bruder haben?"

„Behüt' mich die heilige Maria vor dem boshaften Roth-

---

*) Johann Evarist.

kopf, nein, den möcht' ich gar am wenigsten von allen Männern in der Welt haben."

„Aber Du mußt doch einmal einen Schatz nehmen."

Da faßte sich das Mädchen ein Herz und platzte heraus:

„Ja, wenn Er mein Schatz sein wollte, Ihn möchte ich schon haben."

„Dein Schatz sein will ich," rief er lachend, indem er das Mädchen näher an sich zog und an seine Brust drückte, „aber Dein Freier kann ich nicht werden."

„Warum denn nicht?" rief sie mit einer leisen Anwandlung von Schrecken und getäuschter Erwartung.

„Weil ein Student nicht heirathen kann," versetzte er kurz und begann eine lustige Melodie zu pfeifen. Das Mädchen aber rief mit großer Lebhaftigkeit:

„Ei, des Müllerhannes seine Anna-Trina in Beul, hat doch auch einen Studenten geheirathet."

„Da wird sie gewiß erst gewartet haben, bis er ausstudirt hatte und etwas geworden war."

„Nu, Er kann ja auch ein großes Thier werden, und warten will ich geduldig, wenn's auch noch so lange dauert."

„Wohlan," rief er scherzend, „wenn Du warten willst, bis ich Gerichtspräsident oder Justizminister bin, dann will ich Dich heirathen."

Stina stieß einen hellen Freudenschrei aus, fiel dem jungen Mann um den Hals und rief jauchzend:

„Ha, ja, ich will gerne warten, bis Er Justinemagister ist. Juchhe! nun habe ich einen Schatz! einen schönen, allerliebsten Schatz, der aussieht wie der heilige Johannes, der auf unserm Kirchenbilde gemalt ist. Alle Mädchen werden mir neidisch werden."

„Halt, Kleine!" rief Heine und legte ihr die Hand auf den plaudernden Mund, „lasse Deine Freude nicht zu laut werden, denn nur unter der Bedingung, daß Du so lange wartest,

bis ich das oben erwähnte Amt erhalte, werde ich Dich heirathen und plauderst Du ein Wort von der ganzen Sache aus, so sind wir geschiedene Leute."

„Ich werde schon den Mund zu halten wissen, das darf Er mir glauben."

„Auch möchte ich Dir rathen," hob Heine wieder an, „wenn sich eine andere passende Parthie für Dich darbietet, Dich ja nicht für gebunden zu erachten, sondern frisch weg zu heirathen."

„Nein, nein, lieber wollte ich Nonne werden. Wenn ich Ihn nicht kriegen kann, mag ich keinen Andern. Aber nun, da Er mein Schatz ist, darf ich wohl auch Du zu Ihm sagen."

„Das darfst Du, wenn es Dir Vergnügen macht."

„Und nicht wahr, ich darf ihn nun auch bei seinen Taufnamen nennen, darf Ju-Peter zu ihm sagen?"

„Ju-Peter! Was soll denn das heißen?" rief Heine befremdet.

„Stell' Er sich doch nicht, als wenn Er nicht wüßte, daß Er zu mir gesagt hat, daß Er der Ju-Peter sei. Weiß Er, es war damals, als Er seine Amme eine Ziege nannte."

Heine brach in ein ungeheures Gelächter aus.

„Ja," rief er, „ja, ich will Dein Ju-Peter sein, und Du sollst, wenn Du willst, meine Leda sein — aber stumm mußt Du sein, wie das Grab."

Auf dem Heimweg dachte er:

„So ein junges, verliebtes Mädchen ist doch ein schnurriges Ding! Da betrachtet mich die gute Stina nun wie einen Gott, der sie von dem Joch der Jungfrauenschaft erlösen und in das Land der Ehe führen soll. Sie bewundert mich förmlich. Doch blind und eifrig bewundern, was wir am wenigsten begreifen, ist einmal ein mächtiger Hauptzug in der menschlichen Natur."

Das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten hatte den Sommer über seinen Fortgang. Heine's Phantasie war beschäftigt, mehr verlangte er nicht; er hatte sein Wohlgefal-

len an dem Liebreiz, an der holden Naivetät des jungen Mädchens, aber kein Verlangen stieg in ihm auf, Stina's Unschuld war ihm heilig. An eine tiefe Liebe von ihrer Seite glaubte er nicht, er betrachtete ihre Zuneigung für ihn als das eitele Verlangen eines Landmädchens, das sich über seinen Stand zu erheben trachtet, das nach städtischem Putz lüstern ist, und dem ein schmucker Student besser gefällt, als ein plumper Bauer.

Versäumte es Heine einmal bei dem abendlichen Stelldichein zu erscheinen, dann führte das schlichte Naturkind Stina Scenen auf, als ob sie alle Komödienbücher der Welt durchstudirt hätte, es gab gesalzene Thränen und bittere Vorwürfe, sie beschuldigte ihn des Mangels an Liebe. Heine lachte sie aus und brachte sie in der Regel durch Scherzreden wieder zur Vernunft. Einst aber sagte er sehr ernst zu ihr:

„Stina, Du liebst mich zu sehr und weinst zu viel, Deine übergroße Liebe fängt an all' mein Feuer zu verzehren, und der Wolkenbruch Deiner Thränen, wird, was noch davon übrig ist, vollends auslöschen."

„Ich sage es ja, Du liebst mich nicht," schluchzte sie.

„Du hast in so fern Recht, mein Kind, als ich Dich nicht liebe, wie Du geliebst sein willst. Ich bin Dir von Herzen gut, wie ein Bruder seiner Schwester; wenn Dir das nicht genügt, so laß uns scheiden, und suche Dir einen Anderen, der mehr nach Deinem Sinne ist."

„O Ju-Peter, Ju-Peter, wie kannst Du mir ein so grausames Herzeleid anthun?" jammerte das Mädchen. „Nein, ich lasse nimmer von Dir, nimmer, ich will Dich haben und keinen Anderen, wenn ich auch noch so lange warten müßte."

„Aber, närrisches Ding, bedenke doch, daß Du alt und grau darüber werden wirst."

„Was thut's, wenn ich nur Dich habe."

„Kind, wenn die Jugend fort ist, dann hört die Liebe von selbst auf. Ich rathe Dir wohlmeinend, bei Zeit einen Andern zu nehmen; ich werde Dich doch nie heirathen können, weil es sehr zweifelhaft ist, ob ich jemals Gerichtspräsident oder Justizminister werden werde.“

„O Ju-Peter, Ju-Peter, willst Du mir denn das Herz brechen?“ schluchzte Stina.

„Nein, Stina,“ erwiderte er, „nein, ich will Dich nur vernünftig machen. Studentenliebschaften bringen den Mädchen kein Glück, also gieb mich auf.“

Aber Stina ließ ihre Beute nicht fahren, sie klammerte sich vielmehr mit der Kraft der Verzweiflung an sie fest, und so ging die Liebelei ihren Gang weiter. Das schlechte Winterwetter machte jedoch den Zusammenkünften im Freien ein nothgedrungenes Ende; desto länger aber verweilte Stina nun Morgens auf Heine's Stube, wenn sie ihm Milch brachte. Das fing an im Hause Aufsehen zu erregen, Heine bekam spitze Bemerkungen von seinen Hausleuten zu hören, er sagte es dem Mädchen und verbat sich um ihres Rufes willen, ihr langes Verweilen auf seinem Zimmer. Sie weinte, sie schmollte, aber der junge Student duldete sie von da an kaum länger um sich, als sie Zeit bedurfte, ihm seine Milch abzumessen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen.

Indessen zog sich zu Hause ein Gewitter über dem Haupte der armen Stina zusammen. Ihre Spaziergänge mit dem Studenten waren nicht unbemerkt geblieben, man munkelte allerlei darüber; endlich kamen die über sie umlaufenden Gerüchte auch zu den Ohren des Mannes, der sich um ihre Hand bewarb, und der das Wort ihres Vaters hatte, daß sie seine Frau werden müsse. Er besann sich nicht lange, ging zu seinem künftigen Schwiegervater und setzte ihm über das Betragen seiner Tochter die aller bedenklichsten Flöhe in die Ohren.

Während der alte Brennmaier ihn anhörte, schob er die

braunsammtne Pelzmütze bald auf die eine, bald auf die andere Seite, dann sagte er ganz ruhig:

„Geht unbesorgt nach Hause, Han-Christ, und laßt mich machen. Auf St. Kathrinentag ist Verlobung, und wenn der Advent zu Ende ist, wird Stina Eure Frau werden und alle zehn Finger nach Euch lecken."

„Wenn sie aber Mucken kriegt?" wand ihm der Freier nicht ohne Besorgniß ein.

„Die werde ich ihr auszutreiben wissen. Ich sage Euch, setzt Euch keine Grillen in den Kopf, es wird Alles nach unsern Wünschen gehen; ich kenne mein Kind, und die Stina kennt mich und meinen Farrenschwanz."

Der Freier ging der besten Hoffnung voll nach Hause. Brennmaier schloß einen Wandschrank auf, nahm einen Farrenschwanz heraus, legte ihn neben sich auf den Tisch, dann öffnete er die Thür und ließ mit Donnerstimme den Ruf: Stina! durch das Haus erschallen. Zwei Minuten später stand das Mädchen vor ihm und fragte nach dem Begehren des Vaters.

Er sah sie lange und durchdringend an, ohne ein Wort zu reden. Indessen fielen Stina's Blicke auf das Züchtigungsinstrument; eine jäh aufsteigende Röthe wurde sogleich durch eine tiefe Blässe auf ihren Wangen verdrängt — sie wußte, daß ihr eine böse Stunde bevorstand.

Jetzt hob der Vater mit gewaltigem Ernst zu sprechen an:

„Ich habe Dich gerufen, um Dir anzukündigen, daß von Deiner Seite nun alle Ziererei ein Ende haben muß. Du hast des Tabaksbauers Christian ausgeschlagen, hast dem Flachs-Rikes einen Korb gegeben, hast den Schulmeister von Beul mit Spott und Hohn abgewiesen — so bin ich nun mit dem Han-Christ übereingekommen, daß Euer Verspruch am St. Kathrinentag statt finden und der Pfarrer Euch gleich nach Advent als ein christliches Ehepaar zusammen geben soll. —

Hast mich verstanden, Stina?“ setzte er hinzu, da ihm das Mädchen die Antwort schuldig blieb.

„Ja, ich habe Euch verstanden, Vater,“ sagte sie, indem sie ihren ganzen Muth zusammen nahm, „und Ihr sollt mich nun auch verstehen. Den Han=Evrist will ich nicht zum Manne haben.“

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Herz zu ihm habe.“

„Was schiert mich Dein Herz, sein Weib sollst Du werden.“

„Ich thu's aber nicht.“

„Was! Du thust's nicht? Wer ist Herr im Hause, Du oder ich? Ich will Dich die väterliche Autorität respectiren lehren. Der Han=Evrist hat Haus und Hof, hat Aecker und Weinberge, hat vierzehn Kühe und vier Pferde im Stall, außerdem hat er eine große Schafheerde und gespartes Geld in der Truhe. Der Han=Evrist gefällt mir über die Maßen, er ist ganz so, wie ich mir immer einen Schwiegersohn gewünscht habe, und kurz und gut, Du mußt seine Frau werden, ich will's haben und dabei bleibt's!“

„Ich thu's aber nicht.“

„Du thust's nicht?“

Brennmaier griff zum Farrenschwanz.

„Jetzt zähl' ich bis drei, dann sagst Du, daß Du's thun willst, oder Dich soll das heilig Kreuzdonnerwetter erschlagen, Du ungerathener Balg. Also aufgepaßt: Eins! — Zwei! — Drei.“

Stina's Herz bebte vor Angst in ihrer Brust, dennoch rief sie mit trotzig aufgeworfenen Lippen:

„Nein, ich nehme den Han=Evrist nicht.“

Da ließ der Alte den Farrenschwanz durch die Luft schwirren, er fiel klatschend nieder und zog über Stina's Rücken und ihren halb entblößten Nacken, einen breiten, dunkelrothen Streifen. Sie stieß ein entsetzliches Schmerzgeheul aus.

„Willst Du ihn jetzt?“ fragte er hohnlachend.

„Nein,“ hauchte Stina, und der Vater schlug zu, bis sie ohnmächtig am Boden lag.

Der harte Mann rüttelte sie auf und sagte:

„Gesteh', Dir liegt ein Anderer im Sinn.“

Stina schwieg verstockt still, da aber ihr Vater abermals den Farrenschwanz schwang, und da sie aus seinen Aeußerungen ersah, daß ihm ihr Verhältniß bekannt worden war, so legte sie, um weiteren Schlägen zu entgehen, ein aufrichtiges Geständniß ab, fest auf den Gedanken beharrend, daß Heine sie heirathen würde.

„Das wird er bleiben lassen,“ rief ihr Vater, nachdem er Alles angehört und wohl erwogen hatte, „der nimmt Dich so wenig, als er meine lahme Stute heimführt als eheliche Hausfrau. Für heute hast Du Deine richtige Tracht erhalten, jetzt werde ich Dich in Deine Kammer einsperren, die ein vergittertes Fenster hat; zu Mittag und Abend bekommst Du nichts, als Wasser und Brod und alle Tage kriegst Du Deine Schläge, bist Du gefügig und so zahm geworden bist, daß Du Deinem Bräutigam aus der Hand frißt, wie mir meine zahme Atzel. Marsch vorwärts!“

Er trieb sie vor sich her in ihre Kammer, machte die Thür hinter ihr zu, drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse herum und steckte ihn, nachdem er ihn abgezogen, in die Tasche.

Am andern Morgen kam statt Stina's, die Magd vom Bauernhofe zu Heine und brachte ihm Milch.

Als dieses einige Tage hintereinander geschah, fragte er einst. „Ist die Jungfer Stina krank, weil sie die Milch nicht selber bringt?“

„Nein, krank ist sie nicht, aber sie soll nicht in die Stadt.“

„Warum denn nicht?“

„Ihr Vater will, daß sie den Han-Evrist heirathen soll.“

„Das soll sie ja thun!“ rief Heine eifrig. „Sage Sie ihr, ein guter Freund, der es recht gut mit ihr meine, lasse ihr rathen, ja zu heirathen, er lasse ihr von Herzen Glück wünschen und sich ein Stückchen Hochzeitskuchen ausbitten.“

„Sie wird aber nicht wollen, sie ist zu absternat.*)“

„Warum denn?“

„Die Leute sagen, sie habe einen Schatz in der Stadt.“

„Den soll sie aufgeben,“ fiel er dem Mädchen schnell in das Wort. „Sage Sie dem guten Kinde, ich hätte gesagt, ihr Schatz würde sie doch nicht heirathen können, und ein Sperling in der Hand sei besser, als eine Taube auf dem Dache. Sie solle um Gotteswillen keine alte Jungfer werden.“

Die Magd versprach, seine Aufträge zu bestellen und ging.

Acht Tage vergingen, ohne daß Heine etwas Weiteres von Stina hörte; fragen mochte er nicht und die Magd erzählte nichts von selbst.

Da, eines Morgens, als Heine über den Büchern saß und im fleißigsten Studium begriffen war, ging seine Thür auf und es trat ein langer schmaler Mensch herein, den seine Kanonenstiefel, die gelbledernen Hosen, das reich mit Schnüren besetzte schwarze Wams, und die blaue Mütze, die er auf gelberübenfarbenen Haaren sitzen hatte, als einen Studenten bezeichneten. Sein graublasses Gesicht, aus dem ein paar grüne Augen unheimlich hervorblickten, machte einen unangenehmen Eindruck, der noch erhöht wurde durch ein paar dünne, farblose Lippen, die beständig gichterisch zuckten. In der Hand hielt er einen derben Ziegenhainer.

Ohne die Mütze zu rücken, trat er an Heine heran, der ihn fragend und erwartungsvoll anschaute.

„Sind Sie der Justus Peter Heine?“ fragte der Fremde.

---

*) obstinat.

Ein leichtes Lächeln spielte um Heine's Lippen, als er mit einem lauten Nein antwortete.

„Sie sind nicht der Justus Peter Heine?“ sagte der Student nochmals zweifelhaft.

„Nein, ich heiße Heinrich Heine.“

„Gleichviel, Sie müssen doch der rechte Mann sein. Ich bin zwar weniger bekannt unter der hiesigen Studentenschaft, da ich in Heidelberg studire, aber so viel habe ich doch erfahren, daß nur ein einziger des Namens Heine auf hiesiger Universität ist, also müssen Sie das von mir gesuchte Individium sein.“

„Zur Sache, mein Herr, was wünschen Sie von mir?“

„Ich komme, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Und wofür, wenn ich bitten darf?“

Heine erhob sich von seinem Stuhle und trat dem Studenten mit funkelnden Augen gegenüber, der mit von furchtbarem Zorn entstellten Antlitz polterte:

„Sie haben eine Bekanntschaft?“

„Ich habe deren viele. Wollen Sie mir erklären, auf welche Bekanntschaft sie anspielen, und was Sie überhaupt unter Bekanntschaft verstehen?“

„Sie kennen die Stina von Poppelsdorf?“

„Das hübsche Milchmädchen! ja, die kenne ich; sie hat mir bis vor Kurzem alle Morgen meine Milch gebracht.“

„Und alle Abende sind Sie mit ihr spatzieren gegangen.“

„Auch das hat seine Richtigkeit. Ich leugne nie die Wahrheit, glaube auch nicht, daß es gegen die akademischen Gesetze verstößt, mit einem hübschen Mädchen spazieren zu gehen.“

„Es ist gesehen worden, daß Sie das Mädchen küßten.“

„Ein Kuß in Ehren, kann Niemand wehren, und Küsse sind bis jetzt zollfrei.“

„Herr, das Mädchen ist meine Base.“

„Dann können Sie sich einer hübschen Verwandtschaft rühmen."

„Mein Bruder will die Stina heirathen."

„Da thut er wohl daran, er wird eine recht niedliche Frau bekommen, bestärken Sie ihn ja in seinem Vorsatz."

„Sie denken wohl, solch' ein abgelecktes Mädchen sei noch immer gut genug für einen Bauer."

„Mein Herr, Sie stellen Voraussetzungen auf, die Ihnen nicht zukommen. Nochmals fordre ich Sie auf, zur Sache zu kommen und mir zu sagen, was Sie von mir wollen."

„Sie haben die Stina poussirt."

„Wenn Sie darunter verstehen, daß ich dem Mädchen ein reines Wohlwollen bezeigt habe, so sind Sie der Wahrheit auf der Spur; wenn Sie mehr voraussetzen, so sind Sie entschieden auf dem Holzwege."

„Sie haben dem Mädchen Flausen in den Kopf gesetzt, haben ihr die Ehe versprochen — wollen Sie Ihr Wort einlösen und die Stina heirathen?"

„Es ist mir nicht im Traum eingefallen, dem Mädchen ein Eheversprechen zu geben, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Die Stina lügt nicht," sagte der Student grob, „sie schwört bei allen Heiligen, Sie hätten versprochen, sie zu heirathen, sobald sie eine Anstellung haben würden."

Heine brach in ein ungeheueres Gelächter aus.

„Obgleich ich Ihnen nicht das Recht zugestehe, mich zu inquiriren," sagte er, „so will ich Ihnen doch Antwort geben, auf ihre unbescheidene Frage, weil es mir so beliebt. Als die Stina einst das Gelüste offenbarte, meine Frau zu werden, habe ich, um sie zu beschwichtigen, wie man Kinder auf ein gewünschtes Spielzeug vertröstet, ihr scherzweise gesagt, wenn sie warten wollte, bis ich Gerichtspräsident oder Justizminister sein würde, so wolle ich sie heirathen. Will sie bis dahin

warten," fügte er spöttisch hinzu, „so bin ich bereit, mein Versprechen zu halten, auf andere Weise halte ich mich nicht für gebunden, denn man soll das Feldblümchen nicht aus dem Boden reißen, um es unter Kamelien und andere Treibhausblumen zu versetzen."

„Sie sind ein schlechter Spaßmacher," rief der Student mit einer gräßlichen Gesichtsverzerrung.

„Und Sie sind nicht höflich," erwiderte Heine ganz kaltblütig, „Unhöflichkeiten brauche ich mir aber in meinen vier Pfählen nicht gefallen zu lassen, also heben Sie sich weg, und machen Sie einem Besuch ein Ende, der schon allzulange gedauert hat."

„Sie sind ein Verführer," rief der Andere mit greller Stimme.

„Herr, wägen Sie Ihre Worte besser, sonst könnte es Sie gereuen."

„Sie sind ein Ehrenschänder."

„Das ist die Behauptung eines Narren. Stina's Ehre ist mir heilig und unverletzlich gewesen."

Hierauf zuckte er die Achsel und kehrte dem Studenten den Rücken zu. Dieser gab sich aber nicht zufrieden, sondern rief mit einer schreienden Fistelstimme:

„Ich will Ihnen die Lust vertreiben, unsere Landmädchen zu verführen, ich werde Sie durchholzen."

Heine wandte sich wie der Blitz dem Redner wieder zu, sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten vor Unwillen, und mit einem bezeichnenden Blick auf ein Paar an der Wand hängende Pistolen deutend, sagte er mit erregter Stimme:

„Nehmen Sie sich in Acht, sie sind geladen. Zwingen Sie mich nicht, von meinem Hausrechte Gebrauch zu machen, und entfernen Sie sich durch die Thür, da es noch Zeit ist, sonst möchte ich in Versuchung kommen, Sie durch das Fenster zu spediren."

Der Student, statt der erhaltenen Weisung zu folgen, hob den Stock auf, aber ehe er ihn niederfallen lassen konnte, unterlief ihn Heine, schlug ihm den Stock mit einem kräftigen Faustschlage aus der Hand, hob den Studenten auf, nahm ihn wie eine leichte Latte auf den Arm und schritt mit ihm dem Fenster zu. Der Rothkopf strampelte mit den Beinen krallte sich mit den langen Fingern in Heine's Haare und rief in Todesangst:

„Lassen Sie mich los; ich sage Ihnen, lassen Sie mich los, Sie dummer Junge."

Kaum hatte er diese sakramentalen Worte ausgesprochen, als ihn Heine fahren ließ, und als der lange Mensch wieder vor ihm auf den Beinen stand, richtete er das sehr bleich gewordene Gesicht auf ihn und sagte:

„Das fordert Blut. Sie werden sich mit mir pauken."

„Ich bin bereit, Ihnen zur Ader zu lassen, das ist mein Metier als Mediziner," erwiderte der Andere höhnisch.

„Ich werde Ihnen meine Kartellträger schicken."

„Ich werde sie erwarten. Adieu."

„Gehen Sie zum Teufel."

Der Student verließ das Zimmer. Heine hob den von ihm vergessenen Stock auf und warf ihm denselben durch das Fenster auf die Straße nach.

Nachdem alle herkömmliche Gebräuche beobachtet worden, fand das Duell am nächsten Morgen statt, und zwar auf Pistolen. Hoffmann*) und Hagenbach waren Heine's Secundanten. Mehre Schüsse wurden gewechselt, ohne zu treffen. Der Mediziner war offenbar ein schlechter Schütze, denn er hielt immer zu hoch: Heine dagegen wollte seinem Gegner nicht an das Leben, daher suchte er ihn zu schonen, er wollte ihm nur einen Streifschuß zukommen lassen, doch gegen seinen

---

*) Derselbe, der später den Namen von Fallersleben annahm.

Willen zerschmetterte er ihm endlich die linke Schulter. Der Getroffene stürzte mit einem Wehelaut zusammen.

Der Arzt war noch mit dem Verbinden der Wunde beschäftigt, als der Universitätspedell mit einigen Polizeidienern auf dem Kampfplatze erschien. Der verwundete Student, der nur ein großes Maul hatte, im Grund aber ein erbärmlicher Feigling war, hatte eine anonyme Anzeige von dem abzuhaltenden Duell an den Rector der Universität geschickt. Gegen seine Berechnung erschienen die einschreitenden Sendboten jedoch zu spät auf dem Platze, um den Kampf verhindern zu können, der tückische Bramarbas hatte seinen wohlverdienten Denkzettel erhalten. Heine wurde fest genommen und in den Carzer abgeführt.

Das Duell bildete eine Zeit lang das Tagesgespräch in der guten Stadt Bonn. Der Arzt erklärte die Wunden des Mediziners nicht für lebensgefährlich, aber deren Heilung für schwierig und langwierig. Heine kam in den Ruf eines schamlosen Mädchenverführers, eines sittengefährlichen Menschen, dem Familienväter ihr Haus verschließen müßten. Es gab eine langwierige Untersuchung, die im Grunde nichts Nachtheiliges gegen den verlästerten Jüngling zu Tage förderte, der fest bei der Behauptung blieb, daß es kein Verbrechen sei, mit einem hübschen Mädchen spatzieren zu gehen und ihr hin und wieder einen Kuß zu stehlen. Man mußte ihn endlich entlassen, ohne ihn eines Unrechts überführen zu können, dennoch gab man ihm das Consilium abeundi, das heißt, die Weisung, daß er die Universität verlassen sollte.

Er ordnete in den nächsten Tagen seine Angelegenheiten und war eben mit Einpacken beschäftigt, als Stina's Magd bei ihm eintrat.

Sie setzte ihren Milchkorb auf den Boden und nahm behutsam einen kleinen Kranz von Wintergrün daraus hervor.

„Die Stina läßt Ihm sagen," hob sie an, „daß sie Alles weiß, was Er um ihrentwillen ausgestanden hat. Sie läßt

Ihm sagen, daß er wohlgethan hat, dem Fuchs eine Kugel auf den Pelz zu brennen, und daß sie gar nicht böse auf Ihn sei, obgleich Er sie nicht heirathe, nur soll Er sie nicht vergessen; drum schickt sie Ihm hier den Kranz, den soll Er in seiner Stube aufhängen, und so oft Er ihn ansieht, soll Er an die Stina denken, die Ihm Zeit Lebens gut bleiben und Ihn nie vergessen werde."

„Gewiß, gewiß, das will ich," versicherte Heine, und mit einer Art Rührung empfing er das Liebeszeichen des guten Mädchens aus den Händen der Magd.

„Ich soll Ihm auch sagen," fügte diese stockend hinzu, „daß die Stina nächsten Sonntag mit dem Han=Evrist copulirt wird."

„So hat sie sich doch zum Heirathen entschlossen," rief Heine. „Es freut mich von Herzen, daß sie nicht zur alten Jungfer werden wird; es fällt mir eine wahre Bergeslast von der Brust. Wie ist sie denn zu dem vernünftigen Entschluß gekommen?"

„Ei, ihr Vater hat sie mürbe geschlagen, sie eingesperrt und ihr fast nichts zu essen gegeben. Das half zur Hälfte. Dann kam unser Pfarrer, der hat ihr die Hölle gehörig heiß gemacht, hat ihr den kindlichen Gehorsam auseinander gesetzt und ihr zugeredet wie ein Galgenpater. Als der Hochwürdige fort war, sah sie so zerknirscht aus, wie eine renige Aepfeldiebin, die den Beichtstuhl verläßt, nachdem sie die Lossprechung empfangen hat. Sie ergab sich nun in den Willen des Vaters, besonders da sie einsah, daß der Han=Evrist im Grunde doch ein tüchtiger und ehrsamer Mensch ist."

Heine ließ das Mädchen seines warmen Antheils, seiner innigen Freundschaft versichern, dann zog er einen Ring vom Finger, den ihm seine Schwester Lottchen beim Abschied geschenkt hatte, und schickte ihn der guten Stina als ein Zeichen seiner Werthschätzung.

Als die Magd fort war, legte er den Kranz sorgfältig in eine Schachtel, die er in seinen Koffer stellte, und als er mit Einpacken fertig war, ging er aus, um sich bei einigen ihm werth gewordenen Professoren zu verabschieden.

Am längsten verweilte er bei August Wilhelm Schlegel, dem Manne, der so viel auf äußere Repräsentation hielt, daß er in seinen Vorlesungen nie ohne einen blitzenden Solitair am Finger zu haben, nie ohne das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche zu tragen, erschien und auf dem Katheder stets einen silbernen Armleuchter mit Wachskerzen zu seiner Rechten stehen hatte. Schlegel wollte dem jungen Studenten persönlich sehr wohl, er pflegte dessen Gedichte durchzusehen und ihm seine Ansicht darüber zu ertheilen; auch jetzt gab er ihm manchen guten Rath wegen seiner künftigen Studien mit auf den Weg und stellte ihm das beste Zeugniß aus.

Der scharfsinnige Historiker Hüllmann, der Aesthetiker Delbrück, der sprachkundige Radlof, alle diese Männer gaben ihm die löblichsten Zeugnisse des unermüdlichsten Fleißes — aber mit dem eigentlichen Brodstudium war er im Rückstand geblieben, die juristischen Kollegien hatte er so gut wie gar nicht besucht, seine Zeugnisse wiesen nichts weiter nach, als — daß er das Honorar dafür bezahlt hatte.

Heine ging zuerst nach Beul, wo er in ländlicher Abgeschiedenheit sechs Wochen verlebte, dann begab er sich nach Düsseldorf, obgleich seine Mutter mit ihrem indessen völlig geisteskrank gewordenen Manne, nachdem das Geschäft aufgelöst worden, nach Hamburg gezogen war. Die Heimath zog ihn mit allgewaltiger Kraft an, er wollte einige Monate dort zubringen, bevor er sich zum Bezug einer andern Universität entschloß.

Traum und Wiedersehen. Ein Gespenst aus vergangener Zeit.

Heine fühlte sich wunderbar bewegt, als er in Düsseldorf ankam und gleichsam ein Fremder war. Das väterliche Haus war ihm jetzt verschlossen, nicht wie sonst sprangen ihm die Geschwister auf der Schwelle jubelnd entgegen, unbekannte Gesichter sahen zu den Fenstern heraus. Eveline wohnte in Düsseldorf, aber sie hatte sich ihm durch ihre Treulosigkeit entfremdet, sie war das Eigenthum eines Andern, er wollte die Falsche gar nicht sehen. So ging er in ein Gasthaus, wo er sich am Abend aufgeregt auf sein Lager warf, allein da in der Jugend der Schlaf seine Rechte nicht aufgiebt, so schlief er endlich ein und ein sonderbarer Traum begann vor seinen Sinnen zu gaukeln.

Es war ihm, als befände er sich in einem wunderschönen Garten, voll der manchfaltigsten Blumen, an denen er seine Freude hatte, die Vögel sangen Liebeslieder, die linde Luft war mit Balsamdüften gewürzt, Alles schimmerte, Alles lachte und zeigte seine Schönheit, und mitten in dem Garten befand sich ein Marmorbecken, an dem Eveline stand und emsig ein weißes Gewand wusch. Sie sah wunderlieblich aus, ihre Wangen waren rosig angehaucht, ihre Augen strahlten wie Diamanten, sie kam ihm vor wie ein blondgelocktes Heiligenbild. Er trat näher und hörte,

wie sie bei ihrer Arbeit ein Lied summte, in dem er deutlich die Worte unterschied:

Rinne, rinne, Wässerlein
Wasche mir das Linnen rein.

Da trat er vor sie hin und sagte: „Sage mir, Du süßes Geschöpf, für wen ist dieses weiße Gewand bestimmt?"

„Rüste Dich zur Abreise," erwiderte sie feierlich, „ich wasche Dir Dein Todtenkleid."

Bei diesen Worten zerfloß ihr Bild wie Schaum vor seinen Augen. Gleich darauf war es ihm, als ob er sich in einem düstern, wilden Walde befände, dessen Bäume hoch in die Wolken hinein ragten. Er vernahm den Widerhall ferner Axtschläge, eilte zur Stelle und gelangte an einen freien Raum, in dessen Mitte eine prachtvolle Eiche in dem Schmucke ihrer Blätter und Früchte stand, deren Stamm von dem wunderbaren Mägdelein mit einem Beile behauen wurde, und indem sie das Beil schwang, sang sie dazu:

Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre mir den Eichenschrank.

Und wieder nahte sich ihr der junge Mann und flüsterte: „Sage mir, Du wunderbares Mägdelein, für wen zimmerst Du den Eichenschrank?"

„Ich zimmere Deinen Todtensarg," erwiderte sie schnell und abermals verschwand ihr Bild im Nebel.

Nun wurde er im Traume auf eine kahle Haide versetzt, in der er sich von kalten Schauern überlaufen fühlte. Da gewahrte er in der Ferne etwas Weißes, eilte darauf zu und fand wieder das schöne Mädchen, das mit einem Grabscheidt tief in die Erde grub. Kaum wagte er noch sie anzureden, denn sie war so überirdisch schön, schöner als er sie je in der Wirklichkeit gekannt, dennoch flößte sie ihm Grauen ein, als er sie singen hörte:

Grabe Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit.

Wieder nahte er sich ihr, von einer magnetischen Gewalt, der er nicht zu widerstehen vermochte, zu ihr hingezogen und flüsterte: „Sage mir, Du holdes Kind, was diese Gruft bedeutet?“

„Ich habe Dir Dein kühles Grab geschaufelt,“ erwiderte sie ernst und langsam, und zum dritten Male löste sie sich in Dunst auf.

Er aber schaute in die offene Grube, während ihn ein kalter Schauder durchrieselte, dann von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, stürzte er in das zu seinen Füßen gähnende Grab. Da wachte er auf.

Dieser Traum schien Heine so bedeutungsvoll, daß er ihn gar nicht vergessen konnte. Ihm fiel der alte Volksglaube ein, daß Das, was man in der ersten Nacht in einem Bette träume, in dem man noch nicht geschlafen habe, zur Wahrheit würde. Die Sehnsucht nach Evelinen ward wieder mächtig aufgeweckt in seinem Herzen. Es waren ihm so manche unbestimmte Gerüchte von einem höchst bedenklichen Gesundheitszustand über sie zu Ohren gekommen, und so beschloß er denn, seinen Groll niederzuschlagen und sie zu besuchen. Aber er ließ einige Tage vergehen, bevor er diesen Vorsatz ausführte. Endlich machte er sich auf den Weg nach Evelinens Wohnung. Er zog die Klingel an, die grell durch das Haus klang; schlürfende Tritte wurden hörbar und die Thür ging auf.

Heine erkannte sogleich die alte Margret, die ihm öffnete, und die er forschend ansah.

„Wo ist Eveline?“ fragte er.

Die alte Magd gab keine Antwort; sie ergriff schweigend seine Hand und führte ihn durch mehre leuchtende Gemächer, in denen der Prunk des Reichthums, aber auch Todtenstille herrschte, so daß sie ihm vorkamen wie die Vorhallen zum Tempel des Stillschweigens. Endlich kamen sie an ein dämmerndes Zimmer und mit abgewandtem Gesicht zeigte die Magd nach einer auf dem Sopha sitzenden Gestalt.

Heine erkannte sie so wenig, daß er fragte:

„Sind Sie meine Cousine Eveline?“

Er erstaunte selbst über die Festigkeit seiner Stimme, als er diese Frage that; da er aber keine Antwort erhielt, so fragte er mehrmals:

„Sind Sie Eveline?“

„So nennen mich die Leute,“ erschallte steinern und metallos eine Stimme.

Diese Worte drangen in Heine's Ohren wie eine Todtenglocke; ein schneidendes Weh durchfröstelte ihn, denn dieser hohle, kalte Ton war doch die einst so süße Stimme Evelinens, und dieses Weib im verblaßten lilaseidenen Kleide, die nachläßig angezogen und ungeschnürt dasaß, mit starren, gläsernen Augen, weißem Angesicht und lederschlaffen Wangenmuskeln, war die einst so schöne, so lieblich blühende Eveline.

Plötzlich sagte sie:

„Ich kenne Dich, Du bist mein Cousin Heinrich, mit dem ich im Hühnerhäuschen Versteckens spielte, als wir noch Kinder waren. Du bist lange auf Reisen gewesen,“ setzte sie dann laut und mit unheimlicher Vertraulichkeit hinzu: „Du siehst nicht mehr so schmachtend aus, liebster Freund, sondern gesund, Du mußt sehr solide gelebt haben.“

Ein süßes Lächeln umspielte bei diesen Worten den gelblich blassen Mund.

Alles Weh seiner Vergangenheit, seiner betrogenen Hoffnungen kam über Heine, der bitter und zornvoll sagte:

„Es könnte anders sein, als es geworden ist. Einst trat ein Traum vor meine Seele, der glänzend war, wie ein Stern, der sich aus dem Nebel löst. Ich hielt mich für einen Günstling des Gelingens und glaubte Alles, was ich wünschte. Wir spielten Mann und Frau, und haben uns nicht geschlagen, sondern geherzt und geküßt; dann haben wir Versteckens gespielt, und am Ende wußtest Du Dich so gut zu verstecken, daß ich Dich gar

nicht wiederfand. Die Zeit ist Dir zu lang geworden, Du hast Dir das Hochzeitskleid genäht, um als Bräutigam den dümmsten Jungen in die Arme zu schließen."

Eveline nickte mehrmals schnell hintereinander mit dem Kopfe und lachte laut auf.

„So ist es wahrhaftig," sagte sie gleichgültig, „ich habe einen mit Leder überzogenen, hölzernen Stock geheirathet, der sich Gemahl nennt, doch Holz bleibt Holz und Leder bleibt Leder."

Und klanglos widrig lachte sie abermals auf, so daß Angst durch Heine's Seele drang und Zweifel sich seiner bemächtigte.

Plötzlich hob Eveline leise flüsternd wieder an:

„Ich will Dir etwas vertrauen, Heinrich, aber Du darfst es keinem Menschen sagen. Ich hasse meinen Mann, und der gallreichste, unerbittlichste Haß, ist der häusliche Haß, und nun, hi! hi! hi!" setzte sie mit einem unheimlichen Lachen hinzu, „nun mußte mein lederner Stock plötzlich einsehen, daß er einen Leichnam geheirathet hatte, dessen Herz und Seele paralysirt war ... der war schön angeführt, nicht wahr, Heinrich?"

Diese Worte durchwühlten Heine's Seele wie ein Messer, das man in einer Wunde herum dreht.

„Ist es denn möglich," dachte er, „daß die einst so blumenkeuschen Lippen Evelinens, solche Aeußerungen zu thun vermögen! Ist das dieselbe Eveline, von der ich erwartet hätte, daß sie den Schrei des Herzens unter einer keuschen Zurückhaltung ersticken würde, selbst wenn sie daran sterben müßte."

Und der Schmerz nahm wieder Besitz von Heine's Seele, durch welche der Zorn nur wie der Blitz durch einen dunkeln Himmel gefahren war.

Eveline hob sich jetzt in die Höhe, nahm rasch vom Stuhle den Kaschmirshawl, warf ihn um die Schultern, setzte einen Hut auf, hing sich in Heine's Arm, und zog ihn, ohne daß ihnen Jemand vom Gesinde begegnete, durch die durch Zufall offenstehende Hausthür auf die Straße.

Sie führte ihn vor die Stadt an das Ufer des Rheins. Die Sonne stand schon niedrig, ihre letzten Strahlen fielen auf die Gipfel der Bäume, die nebst den Blumen und dem majestätisch dahin fließenden Strom, von ihrem Purpur überfluthet wurden. Kein Hauch bewegte das leichte Laub der Bäume, die Gesträuche ließen ihre jungen Triebe hängen, der Wind hielt seine Seufzer ein.

„Siehst Du das große goldene Auge im blauen Wasser schwimmen?“ fragte Eveline hastig.

„Still, armes Wesen!“ sagte Heine, der im Dämmerlichte ein mährchenhaftes Weben schaute.

Eveline schwatzte jetzt viel wunderliches Zeug, das oftmals keinen Zusammenhang hatte, und dann wieder ganz vernünftig klang.

„Sie haben Alle gesagt, ich würde glücklich werden,“ hob sie nach einem gedankenvollen Stillschweigen wieder an; „mein Mann ist reich ... sehr reich ... und das Geld ist ein Gott, und jeder Gott liebt seine Anbeter ... hi! hi! hi! ... aber trotz aller Mühe, die ich mir gab, mein Herz erwärmen zu lassen, konnte es nicht in Brand gesteckt werden ... mein Glück ist kalt geblieben, wie die matten Strahlen der Wintersonne, die im Regen erlöschen.“

„Wenn man das Glück nur mit den Augen und nicht mit der Seele sucht, so verfällt man leicht in Irrthum,“ murmelte Heine leise vor sich hin.

„Die Armuth des Herzens ist am schwersten zu tragen,“ hob Eveline, wie zu sich selbst redend, wieder an, „und die Einsamkeit, die eine Schwester des Schmerzes ist, ist der beste Trost für Jene, die keine Freude auf der Welt mehr haben.“

So gefiel sich das arme Wesen stets in Selbstquälereien; wenn man aber eine Wunde stets berührt, so verschlimmert man sie, statt sie zu heilen. Eveline wühlte in ihrem Herzen und

vermehrte das Uebel. Statt die Asche ihrer Kinderliebe ruhen zu lassen, die in dem Augenblick, da sie sie für erkaltet gehalten, noch einen Rest von Wärme ausgeströmt, hatte sie darin herumgestochert und eine Feuersbrunst heraufbeschworen.

Sie schwatzte noch eine Weile fort, dann setzte sie sich endlich ermüdet mit Heine auf eine Steinbank nieder, die unter einer alten Eiche stand.

Da saßen sie still und traulich beisammen, sahen sich an und versanken immer tiefer in Betrübniß. Aus den Gipfeln der Eichen klang es wie Sterbeseufzer. Tiefschmerzlich sang die Nachtigall; das rothe Licht der Sonne drang durch das Laub und umflimmerte Evelinens blasses Antlitz, lockte Gluthen aus ihren starren Augen und mit der süßen Stimme von ehemals, sagte sie:

„Wie wußtest Du denn, daß ich so elend bin? denn das Du es wußtest, las ich längst in Deinen wilden Liedern."

Statt zu antworten, drückte er ihr stumm die Hand.

Da saßen sie, bis die Sterne am Himmel standen, und als sie in die Stadt zurückgingen, wurden die aus den Schornsteinen aufwirbelnden Rauchsäulen bereits von dem Monde versilbert.

Das Hausgesinde kam ihnen, die Herrin suchend, bestürzt in den Straßen entgegen, und die alte Margret weinte helle Freudenthränen, als sie Eveline wieder sah, die ihr laut lachend die runzelvollen Wangen streichelte.

Heine begleitete die Geisteskranke bis an ihre Hausthür, dort sagten sie sich frostig Lebewohl. Eveline, deren Stimmung plötzlich gänzlich verändert war, knixte einen höflichen Knix. Heine fühlte, daß er sie nicht wiedersehen dürfe, wenn er ihren Zustand nicht verschlimmern wolle; er wußte jetzt, daß sie ihn nicht vergessen hatte, daß sie ihn, und nur ihn allein geliebt hatte und noch liebte, da er aber erkannte, daß er nicht als Seelenarzt das große Werk ihrer geistigen Auferstehung be=

werkstelligen konnte, so hielt er es für Pflicht, ihre Nähe zu meiden.

Einige Tage vergingen dem jungen Manne in trübseliger Stimmung, doch sich seinen peinigenden Gedanken entraffend, ging er eines Nachmittages, nachdem es den ganzen Morgen geregnet hatte, in den Schloßgarten und sah traurig zu den Bäumen auf. Der Himmel hatte sich wieder erhellt, es wehte ein frischer Wind, der die noch mit Regentropfen belasteten Blätter der Linden und Akazien schüttelte. Der Frühling hatte den Garten mit herrlichen Wohlgerüchen parfümirt, aber wie gesagt, sah Heine traurig zu den Bäumen auf, an denen er früher mit ganz anderen Gedanken und Hoffnungen aufgesehen hatte, als er Vogelnester suchte, oder Maikäfer, deren Summen ihn sehr belustigte, wenn sie unter seinen im singenden Tone gesprochenen Worten:

Maikäfer, schnarr,
Dein Vater ist ein Narr,
Deine Mutter ist nicht recht gescheidt,
Ei, sind das verrückte Leut —

lustig dahinschwebten. Damals war er vergnügt und voll inneren Sonnenscheins gewesen, aber jetzt waren die Blumen seines Herzens abgeblüht.

Er war an diesem Tage doppelt verdüstert, weil er sich so einsam in seiner Vaterstadt fühlte, alle seine Lieben waren fort, nicht einmal die Base Esther war zurückgeblieben, die, wie ihm seine Schwester Lottchen neulich geschrieben, noch immer so fleißig wie früher, Romane las und jetzt die Geisteskinder des Schriftstellers H. Clauren, sehr bevorzugte; sie schwärmte jetzt für dessen Mimilis und für die Mädchen mit den Schwanenhälsen und Flaumenpatschchen, welche die Ritter, Räuber und Geister völlig bei ihr verdrängt hatten. Aber die Base

hatte bei allen ihren Schwächen und Verkehrtheiten doch ein gar gutes Herz, und es wäre dem jungen Mann jetzt ein wahrer Trost gewesen, wenn er sie noch wie sonst vorgefunden hätte.

Er hatte die ihm theuern Gräber besucht; das des kleinen Wilhelm, zu dessen Tode er als unschuldiger Schuldiger die Veranlassung gegeben hatte, und das seines Schwesterchens, dessen er sich in Liebe erinnerte, aber auf dessen Namen er sich, trotz allem Nachforschen in seinem Gedächtnisse, nicht besinnen konnte, und das ihm auch das kleine hölzerne Kreuz auf dem Grabe nicht verrathen konnte, da die Schrift längst darauf verwischt war. Auch den Hügel der alten Ursula hatte er aufgesucht; der von ihm gesetzte Rosenstrauch stand noch darauf, aber aus Mangel an Pflege war er eingegangen. Aus einem Gefühl von Pietät gab Heine dem Todtengräber Geld, um die drei Gräber mit neuen Blumen zu besetzen und künftig in Ordnung zu halten.

Ging er durch die Straßen, so fühlte sich sein Herz bedrückt, denn auch die indessen neu angestrichenen Häuser waren ihm fremd geworden, keine bekannten Gesichter blickten mehr durch die Scheiben und lächelten ihn vertraulich an, nur der alte Kurfürst, der noch immer auf derselben Stelle auf dem Markte stand und das Elend der Zeit mit angesehen hatte, schien ihn wieder zu erkennen und ihm freundlich zuzunicken. Auch in dem Hofgarten vermißte er manchen Baum, der ihm früher lieb gewesen war. Hübsche Mädchen gingen im schönsten Aufputze spazieren und unter ihnen erkannte er endlich einige Nachbarskinder, mit denen er früher Prinzessin im Thurm gespielt hatte. Andere, die er als reizende Liebesäpfelchen gekannt hatte, waren jetzt zu dürren Schnitzen und Huzzeln geworden. Ein Mann, der früher reich und vornehm gewesen war, stand jetzt am Wege und bettelte.

Es trieb ihn, die hölzerne Bank aufzusuchen, in die er

einst Evelinens Namen eingeschnitten hatte; aber er war fast nicht mehr zu finden, wegen der vielen andern hineingeschnittenen Namen. Er setzte sich nieder und alle Liebesträume, die er auf dieser Bank geträumt hatte, kamen ihm wieder in den Sinn; auch der alten Kinderspiele gedachte er, und selbst der albernen Mährchen, die ihm Esther erzählt, und die die alte Ursula mit ihrem schlichten, hausmachenden Verstande immer erklärt und verbessert hatte. O, wie war damals die Welt so hübsch, als er mit Wilhelm's kleinem, blondlockigen Schwesterchen vor der marmornen Statue auf dem Marktplatze saß, die Vögel sangen und das Kind ihn so innig mit seinen stillen Augen ansah, wenn er ihm von dem alten, verwüsteten Schlosse erzählte, in dem des Nachts eine gespenstige Dame ohne Kopf in einem schwarzseidenen Schleppkleide herum wandelte, und allerlei sonstiger Geisterspuk stattfand.

Während Heine so dasaß und die Bilder der Vergangenheit an sich vorübergleiten ließ, hörte er hinter sich verworrene Menschenstimmen, ohne anfänglich den Inhalt ihres Gesprächs zu verstehen, dann vernahm er deutlich die Worte:

„Ach! die armen Franzosen! Es ist ein Jammer, sie anzusehen."

„Ja, sie sehen sehr elend aus, aber sie kommen auch aus der russischen Gefangenschaft."

„Wie denn so? der Feldzug war ja achtzehnhundertundzwölf, und jetzt zählen wir zwanzig, also volle acht Jahre mehr."

„Ei, die armen Leute waren nach Sibirien geschickt und dort alle die Jahre her vergessen worden; obgleich es längst Friede war, mußten sie dort in den Bergwerken hart arbeiten und Zobel fangen."

„Daß sie viel Elend ausgestanden haben, sieht man ihnen an. Gott wie zerlumpt sehen die armen Teufel aus; der nackte Hunger blickt ihnen aus den verwitterten Gesichtern, man

erkennt in ihnen die schmucken Leute nicht mehr, welche auszogen, um den russischen Kaiser zu bekriegen."

Ganz erstaunt erhob sich Heine von seinem Sitze, um des Anblicks der heimkehrenden Franzosen ebenfalls theilhaftig zu werden.

Da sah er denn ein Häuflein matter, meistens hinkender Menschen, welche die Gespenster ihrer selbst zu sein schienen, die aber dennoch eine Art taktmäßigen Schritt einhielten; ihnen voran schwankte ein Tambour, der aus tiefliegenden Augen, wie das Schicksal verklagend, umherblickte, und mit matten, todesmüden Händen die Trommel rührte. Er sah aus, als hätte er schon einmal eine Zeit lang im Grabe gelegen und wäre, halb von den Würmern zernagt, wieder aufgestanden. Der graue Soldatenmantel hing ihm in Fetzen um den abgemagerten Leib, das erstorbene Gesicht war citronengelb, der Schnurrbart starrte borstig in die Welt hinaus, und dennoch erkannte Heine seinen einst so sehr geliebten Freund, Monsieur Legrand in ihm.

Und als er den Tambour so anstarrte und unwillkürlich die Hand nach ihm ausstreckte, erkannte dieser auch in dem Jüngling den Knaben wieder. „Henri," rief er mit todesmatter Stimme und zog den Freund auf den Rasen nieder, „o, die Rußland viel bös Land ... viel misère ausgestanden, viel kalt ... o, o, viel bös Land."

Nun saßen sie, während die Andern weiter fortwankten, begleitet von dem neugierig gaffenden Volke, wieder da, wie ehemals, als der Franzose dem begierig aufhorchenden Knaben die Größe seines Kaisers auf der Trommel vordemonstrirte. Auch jetzt begann er sein Instrument, das ihm die habgierigen Russen gelassen hatten, wieder zu rühren, aber er sprach nicht dabei, wie früher, sondern er kniff die schmerzgepreßten Lippen fest aufeinander und seine Augen leuchteten unheimlich und in fieberhafter Gluth. So trommelte er alle alte Märsche durch

und ließ die Thaten seines großen Kaisers und die Schlachten, bei denen er die Trommel gerührt hatte, gleichsam noch einmal im Geiste an sich vorüberziehen; aber allmählich verwandelten sich seine Siegeswirbel in einen gedämpften Trauerton, Legrand schien einen Todtenmarsch anzustimmen, seine Augen öffneten sich weit und dem Studenten war es zu Muthe, als ob das Weiße darin eine unermeßliche Schneefläche sei, und der Augapfel eine Anhäufung von Menschen- und Pferdeleichen — es war eben die Schlacht bei der Moskwa, die der Tambour getrommelt hatte.

„O Gott, o Gott, Legrand, Du trommelst ja Thränen!" rief Heine als der Franzose fortfuhr, dem Instrumente einzelne leise, tiefschmerzliche Töne zu entlocken, und aus seiner Brust als Echo tiefe Seufzer steigen zu lassen. Aber er ermattete immer mehr und mehr, seine abgemagerten Hände begannen vor Frost zu zittern. Heine sah ihn mit Entsetzen an.

„Komm mit mir in mein Gasthaus," sagte er, „Du bedarfst der Pflege, der Erquickung, komm, ich werde für Dich sorgen."

Legrand schüttelte den Kopf und starrte träumerisch vor sich hin. Noch einmal bewegte er mechanisch die Trommelklöppel, aber sie berührten das Fell nicht mehr — er schien auf eine ferne Stimme zu horchen und war gänzlich vergeistert, dann schaute er den jungen Mann mit einem unendlich tiefen, flehenden Blick an, ließ das müde Haupt auf die Brust sinken, und war todt.

Heine hatte den letzten Blick des Tambours verstanden. Er zog den in seinem Stocke verborgenen Degen heraus und durchstach das Trommelfell seines heimgegangenen Freundes mit vielen Stichen: die Trommel, die dem begeisterten Bewunderer des Ruhms und der Freiheit so lange eine treue Gefährtin gewesen war, sollte nicht in preußische Hände fallen; das Fell, auf dem so oft der Guillotinenmarsch, die Marseillaise und die glorreichen Schlachtmärsche getrommelt worden waren, sollte

nicht einem Feinde der Freiheit zu einem entwürdigenden Zapfen=
streiche dienen.

Heine sorgte für ein ehrliches Begräbniß des Franzosen,
ging als einziger Leidtragender hinter dem Sarge her, gab
dem Todten die Trommelklöppel, die er so lange ruhmvoll ge=
führt hatte, mit in sein letztes Bett und bepflanzte das Grab
des alten Tambours mit einer Einfassung von Buchs, nachdem
er in die Mitte eine Trauerweide gesetzt hatte.

Drei Schwestern. Maria.

Heine vermochte es nicht mehr auszuhalten in Düsseldorf, wo er keine eigentliche Heimat mehr hatte, seit die Seinigen fortgezogen waren, und seine Jugendfreunde sich in alle Welt zerstreut hatten, um ihren verschiedenen Lebensberufen entgegenzugehen.

Da schnürte er eines Morgens sein Bündel und wanderte den Rhein hinauf nach Andernach, wo er eine ihm befreundete Familie besuchen wollte.

Es waren drei schöne Töchter im Hause, mit denen er schon als Knabe manche Stunde vertändelt, und die er später hochgestellt hatte auf dem Altar seines Herzens, ohne jedoch mehr als jugendliche Anhänglichkeit und Freundschaft für sie zu empfinden.

Als er gegen die Stadt kam, sah er schon von Weitem die in den Garten gehende Rückseite des Hauses, an der sich Hopfen, wilde Reben, Osterluzai und Geisblatt hinaufrankten. Diese Schlingpflanzen bildeten grüne Vorhänge vor den Fenstern.

Mit freudigem Herzen überschritt er die gastliche Schwelle des Hauses, er wußte ja, daß man ihn hier aufrichtig willkommen heißen würde.

In dem Hausflur kam ihm ein schönes Mädchen entgegen, das ihn einen Augenblick fremd ansah.

„Gertrud!“ rief er.

„Heinrich, lieber Heinrich, sei viel tausendmal gegrüßt!“ jubelte sie laut, und hing an seinem Halse.

Ihr Freudenruf zog ihre beiden Schwestern aus dem Zimmer herbei. Katharina küßte ganz unbefangen den Jugendfreund und bewillkommte ihn in erfreuter Weise. Hedwig reichte ihm die zitternde Hand, ohne ein Wort zu sprechen, aber ihr schönes Gesicht schimmerte in einem wahren Verklärungsglanze.

Die Mädchen zogen den Jüngling in das Wohnzimmer. Gertrud nahm ihm die Reisetasche ab, die schlanke Katharina setzte sich an seine Seite und fragte nach Diesem und Jenem, und zerfloß in lieblicher Sanftmuth, wenn sie mit ihm sprach; ihre Augen hatten jenes innige Blau, das man nur bei Blumen findet, in das man gerne hinein sieht, weil man sich so viel Süßes dabei denken kann. Hedwig, die eben die Haushaltungswoche hatte, ging selig lächelnd ab und zu und sorgte für Erfrischungen.

Gertrud schenkte ihm feurigen Rheinwein ein und nöthigte ihn zum Trinken; er that es aber erst, nachdem ihre Lippen den Rand des Kelchglases berührt hatten, dann stürzte er den Wein aus, bis auf den letzten Tropfen, umfaßte Gertrud's zierliche Gestalt und sagte schäkernd:

„Gertrud, Du hast Dich schön entwickelt, Du bist wie die flammende Rose. Als Du mir vorhin um den Hals fielst, glaubte ich, Du würdest in meinen Armen verduften und verbrennen, und doch konntest Du mich nicht recht leiden, als Du noch ein kleiner Springinsfeld warst.“

„Warum mußtest Du mich auch immer necken und quälen,“ sagte die jüngste der drei Schwestern mit einem anmuthigen Grollen. „Du warst oft recht unleidlich, Heinrich, und hast mir manche kleine Freude versalzen; später aber, als die Vernunft bei mir zum Durchbruch kam und Du besser gegen mich

wurdest, da erkannte ich, daß Du im Grunde doch ein guter Junge warst, und meine Abneigung verschwand, wie die Morgendünste vor den brennenden Sonnenstrahlen."

„Und jetzt hoffe ich, wirst Du mir Dein Wohlwollen erhalten."

„Gewiß, wenn Du gut bist. Doch sage, freust Du Dich denn auch, uns wiederzusehen?"

„Wäre ich sonst gekommen, Kind? Unter Euch fühle ich mich glücklich wie ein Blinder, der durch ein Wunder das Licht seiner Augen wieder erlangt hat."

Er wandte sich jetzt von Gertrud ab, um zu Hedwig hinzutreten, die Platz an ihrem an dem Fenster stehenden Arbeitstisch genommen hatte. Sie strahlte von Glück, und das Glück, das selbst häßliche Züge verschönert, verbreitet über edle Gesichter eine so prachtvolle Klarheit, daß man davon geblendet wird, wie von einem göttlichen Feuer. Als Heine sich ihr näherte, beugte sie das Haupt auf die Brust nieder, so daß die schwarzen Locken ihr über das erröthende Gesicht fielen und die glänzenden Augen wie Sterne an einem dunkeln Nachthimmel hervorleuchteten. Die verschämten Lippen sprachen fast kein Wort, aber er wußte doch, was laut in ihrem Innern sprach, wenn er ihr auch die Antworten auf seine Fragen so zu sagen abkaufen mußte. Er bat sie, ihm etwas vorzuspielen.

Hedwig setzte sich an das Clavier und spielte. Aber nun sollte sie auch singen. Sie versuchte Beethoven's Adelaïde anzustimmen, aber sie war zu bewegt. Sie mußte mitten in diesem Tonstück, in dem jede Note Liebe flötet, aufhören, und Thränen entstürzten ihren Augen.

Da beugte sich Heine hinter ihrem Stuhl zu ihr nieder und flüsterte ihr in das Ohr:

„Die Musik ist die Sprache der Seele, und ihre Lehrmeisterin ist die Liebe — und Du, mein süßes Mädchen, Du

strahlst in einem göttlichen Gefilde, wohin die Prosa des Lebens nicht dringt."

Diese Worte drangen in Hedwig's Herz wie Himmelsthau in den brennenden Sand der Wüste. Ihr mit einem Hauch von Wehmuth überzogenes Gesicht lächelte selten; aber wenn es lächelte, so lächelte es mit Verstand, und das that sie in diesem Augenblick.

Jetzt kamen auch die Eltern nach Hause und bewillkommneten den jungen, gerngesehenen Gast, und nun fragte er nach der kranken Johanna, die eine Cousine der drei Schwestern war und schon seit Jahren an einem zehrenden Uebel dahin siegte. Heine vernahm mit Bedauern, daß sie kränker sei, daß der Arzt ihre nahe bevorstehende Auflösung verkündigt habe, und so ließ er sich gleich von Gertrud zu der Kranken führen, um sie zu begrüßen.

Johanna war ein schönes, duftiges Mädchen, das jetzt sechs bis sieben und zwanzig Jahre zählen mochte. Heine setzte sich von jeher gern zu ihr, weil sie so schöne Sagen zu erzählen wußte, von den alten Rittern und der Lorelei, die verlockende Lieder sang, um die Vorüberfahrenden in's Verderben zu locken. Sie war ein schlankes, blasses Mädchen, todkrank und sinnend, mit Augen klar wie die Wahrheit, und mit fromm gewölbten Lippen. In den Zügen ihres Gesichtes lag eine ganze Geschichte, aber eine fromme, vielleicht eine Liebeslegende, doch hatte er nie den Muth, sie danach zu fragen.

Jetzt ging er zu ihr, begrüßte sie mit Theilnahme und hielt lange ihre fieberbrennende Hand in der Seinigen; sie lächelte ihn mild an, sagte, daß sie bald von dieser Erde scheiden würde, und sprach viel von der Vergangenheit mit ihm. Er beschloß, recht viele Stunden bei ihr zuzubringen, denn er verehrte sie sehr hoch und fühlte sich immer wohl und gleichsam gereinigt in ihrer Nähe.

Heine theilte sich nun seine Tageszeit ein. Er gehörte zu den Leuten, die gerne früh aufstehen, und pflegte oft die Sonne zu wecken. Dieser Gewohnheit treu, verließ er am frühen Morgen das Haus, um weite Spaziergänge zu machen, die Berge und fast unzugängliche Felsen zu erklettern, oder im Rhein zu baden und zu schwimmen. Wenn er nach Hause kam, setzte er sich, nachdem er mit der Familie gefrühstückt, zu Johannens Füßen und hörte ihren Erzählungen zu, denn die Schwestern waren alsdann in der Haushaltung beschäftigt; aber die Nachmittage und Abende brachte er in ihrer Gesellschaft zu, er las ihnen vor, neckte sie, ging mit ihnen spazieren, jagte sich im Garten mit ihnen herum, und des Nachts träumte er von der armen, geisteskranken Eveline.

Eines Morgens da er eben sein Zimmer verließ und leise die Stiege herabschleichen wollte, um Niemand im Hause im süßen Morgenschlummer zu stören, hörte er unten in der Hausflur das leise Gemurmel einer Stimme. Er blieb beobachtend und lauschend stehen. Er sah Hedwig vor einem in einer Mauerblende angebrachten Marienbilde, das mit Goldflittern und Blumen geziert war, und vor dem stets eine kleine Oellampe brannte, auf den Knieen liegen und eifrig beten. Er belauschte ihr Gebet und hörte, wie sie die Muttergottes anrief, dem guten, aber unbesonnenen Heinrich das Klettern, Baden und das Trinken, wenn seine Lungen erhitzt seien, zu verwehren, seine Gesundheit zu erhalten, ihn vor Gefahren zu schützen, und ihn allerwegen zu segnen.

Dieses so innige, kindliche Gebet rührte ihn; er wußte es ja längst, daß sie eine stille Neigung zu ihm im Herzen trug.

Er wartete, bis sie sich von den Knieen erhoben und sich entfernt hatte; dann stieg er leise die Treppe hinunter und verließ das Haus, durcheilte die öden Straßen und begab sich in's Freie.

Die Natur war mit den Perlen des Morgens geschmückt. In den Feldern herrschte schon reges Leben. Die mit tausend verschiedenfarbigen Blumen geschmückten Wiesen wurden eben gemäht, roth, gelb, weiß, blau und lila mischten ihre Schattirungen durch einander, die durchdringenden Gerüche des jungen Heues durchwürzten die reine Luft. Frauen und Mädchen, die große Strohhüte auf hatten und barfuß gingen, schichteten das Heu zu Schobern auf, oder häuften es unter lärmenden Gesängen mit Rechen zusammen.

Es war ein überaus anmuthiges Bild, das sich dem jungen Mann in dem Felde darbot, aber er hatte heute keinen rechten Sinn dafür, er mußte immer an Hedwig denken, die er vielleicht geliebt haben würde, wenn sie sich gleichgültig gegen ihn gezeigt hätte und ihm Eveline nicht allzunahe in den Sinn gelegen hätte.

Er dachte jedoch rechtlich genug, die hoffnungslose Neigung des jungen Mädchens weder nähren noch mißbrauchen zu wollen, und beschloß deshalb seinen Aufenthalt in Andernach möglichst abzukürzen.

Mit diesem Vorsatze ging er nach Hause und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen der kranken Johanna.

Sie war besonders lieb und traut an jenem Morgen und bereits wie verklärt von der nahen Auflösung. Heine sah sie tiefsinnig an, er wußte ja, daß sie bald sterben würde, und sie wußte es auch.

Nach einem längeren Stillschweigen sagte er:

„Das Leben ist so gar spaßhaft süß, und die Welt so lieblich verworren, aber ihr Getriebe regt mich auf; doch ich weiß nicht, woher es kommt, aber wenn ich Dich ansehe, werde ich ruhig und heiter, es wird mir, als sei stiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel hielten Gottesdienst darin."

„Das kommt daher," erwiderte Johanna mit einem milden Lächeln, „weil in mir Ruhe und Frieden ist, der seinen Widerschein auf Dich wirft."

Heine erzählte ihr nun Geschichten aus seiner Kindheit, sie hörte ernsthaft zu, und wenn er sich nicht auf die Namen besinnen konnte, so half sie ihm nach und erinnerte ihn daran.

„Woher weißt Du die Namen," fragte er erstaunt.

„Ei," sagte sie schelmisch, „ich habe sie von den Vögeln erfahren, die an dem Fließe meines Fensters nisten. Es sind dieses die nemlichen Vögel, die Du einst als Knabe mit Deinem Taschengelde den hartherzigen Bauernjungen abkauftest und dann fortfliegen ließest."

„Auch Das weißt Du," rief er mit wachsendem Erstaunen.

„O ja," sagte die Kranke mit ihrer sanften, lieblichen Stimme, „und ich weiß noch mehr — ich weiß, daß Du sehr gut bist, und wenn sich eine böse Regung in Dir erheben will, so denke nur an die kleine, todte Veronika."

„Haben Dir die geschwätzigen Vögel auch diesen Namen genannt," rief der junge Mann, sie mit großen Augen anstarrend. „Ich hatte dieses Kind, die blondgelockte Spielgefährtin meiner Kindheit, so lieb, so sehr lieb. Später kam sie mir aus dem Sinn; nachher habe ich mir in erinnerungssüchtigen Stunden den Kopf zerbrochen und konnte nicht mehr auf den Namen kommen."

Er versank in Träumereien, die Vergangenheit stieg vor ihm auf; er sah im Geiste, wie er dem kleinen Mädchen Kornblumen suchen und sie zum Kranze binden half; er sah die sich in Todesnoth befindende Katze die Düssel herabschwimmen, sah, wie von ihm angetrieben, der kleine Wilhelm auf das Brett trat, die Katze rettete, selber aber ausglitt, in das Wasser fiel und elend ertrank. Er sah die starre Leiche mit den triefenden Haaren und Kleidern nach Hause tragen, das Herz wurde ihm centnerschwer, eine Thräne, die er unbemerkt wegzuwischen suchte, benetzte ihm die Augenlider.

Johanna störte seinen Gedankengang nicht, sie lächelte gar schön für sich, aber sie, die von Natur ein verschwiegenes

Wesen war, sagte ihm nicht, daß sie dieselbe Johanna war, die als Kind bei seiner Geburt so schmerzliche Thränen geweint, weil sie geglaubt hatte, er sei ohne Arme geboren worden. Sie war später mit ihren Eltern weggezogen, dann nach deren Tode als erwachsenes Mädchen zu ihren Verwandten nach Andernach gekommen; dort sah Heine sie wieder, ohne sie zu erkennen; er befreundete sich mit ihr, ohne daß sie je ihrer früheren Bekanntschaft gedachte, und sonderbarerweise ward auch nie in der Familie erwähnt, daß sie eine geborne Düsseldorferin sei.

Nachdem sie lange schweigend dagesessen hatten, sagte Johanna plötzlich ergebungsvoll:

„Ich werde nächsten Donnerstag sterben; lieber Heinrich: versprich mir, Andernach den Tag zuvor zu verlassen."

„Hoffentlich ist dieses nur eine schwärmerische Vermuthung von Dir," rief Heine mit geheimer Seelenangst und besorgter Theilnahme. „Du wirst noch lange nicht sterben, doch Andernach werde ich schon morgen verlassen."

„Warum so schnell."

Er gab keine Antwort, da fuhr Johanna, seine Hand ergreifend, fort:

„Ich weiß, warum Du gehst. — Du thust wohl daran; ihr Gemüth wird wieder ruhig werden, wenn Du fort bist. Wo man nicht wieder liebt, muß man keine Hoffnung aufkommen lassen — wenn die rechte Stunde noch nicht geschlagen hat, ist das menschliche Herz von Asbest für das Feuer der Anderen."

„Also billigst Du mein Benehmen und traust mir Gutes zu," rief er erfreut.

„O ja, der Baum ist edel, seine Früchte werden süß werden, wenn sie reifen, aber die Rinde ist rauh. Doch besser so, als anders. Du gehörst nicht zu den jungen Männern, die von weitem etwas zu sein scheinen, und in der Nähe Gecken sind."

„Was hilft das," sagte Heine mit einem leichten Seufzer,

„an meinem Dache werden die glückbringenden Schwalben nie Ihre Nester bauen.“

„Darauf erwidere ich: Was thut das, wenn Du unter Glück nur äußern Wohlstand verstehst. Du mußt den Balsam der Zufriedenheit durch Deine Adern strömen lassen, als eine Vorbedeutung von Ruhe und Hoffnung.“

„Ach!“ versetzte er trübselig „bisher hat mir meine Jugend gelogen, das Leben hat mich getäuscht, und die Hoffnung strahlte mir nur in die Augen wie ein Stern, der schnell vom Himmel herunter fällt und erlischt.“

„Was sind das für unselige Gedanken für einen Menschen in Deinen Jahren,“ tadelte Johanna. „Du mußt denken, daß unterm Schnee grünes Gras steht, und daß hinter der dunkelsten Wolke der blaue Himmel verborgen ist, und glaube mir, selbst bei der bittersten Armuth gibt es Tage, an welchen sich das Herz sehr reich fühlt.“

„Du sprichst wie eine Heilige,“ rief Heine voll tiefen Gefühls und küßte der Kranken die schlanke, weiße, fast durchsichtige Hand.

Gertrud rief ihn jetzt zu Tische.

Er faßte sie bei der Hand und ging mit ihr die Treppe hinunter. Auf dem ersten Absatz blieb er stehen, zog sie an sich und küßte sie auf den blühenden Rosenmund. Sie erwehrte sich seiner und sah ihn grimmig an.

„Was blitzest Du mich an, mit Deinen meuchelmörderischen Augen, die scharf geschliffen sind, wie gläserne Dolche,“ rief er zwischen Ernst und Scherz.

„Was brauchst Du mich zu küssen außer beim Kommen und Gehen,“ zürnte sie; „man küßt nur seine Geliebte.“

„Nun möchtest Du denn nicht meine Geliebte sein.“

„Ei behüte; ich habe Dich so recht gern, aber anders nicht; nicht so, wie man seinen Geliebten gern haben muß.“

„So hast Du Dir wohl schon einen Andern ausgesucht.“

„Ach! warum nicht gar, ich bin ja noch so jung.“

„Jung gefreit, hat noch Niemand gereut.“

„Wo bleibt Ihr denn?“ rief Hedwig, den Kopf zur Stubenthür heraussteckend, „die Suppe wird kalt.“

Das war ein Mahnruf, der nicht überhört werden durfte, und dem sie sogleich Folge leisteten.

Gleich nach Tische fuhr die ganze Familie in einem Kahn über den Rhein, wo der Vater Holz kaufen und die Mutter einige ihr gehörende Aecker besehen wollte. Die jungen Leute erklommen indessen die Berge und tummelten sich in fröhlicher Lust herum. Man nahm das Abendbrod im Wirthshaus ein; es war schon spät, als man heimfuhr. Der mit Millionen Sternen übersäete Himmel flimmerte wie ein mit Goldflittern gesticktes Ballkleid, die laue Luft war mit süßen Wohlgerüchen durchduftet, der Abendwind strich liebkosend über die Wellen, der Mond beleuchtete die grünen Wiesen am Ufer, wo hie und da noch eine an Schlaflosigkeit leidende Grille im Grase zirpte.

Als man angekommen war, ging Katharina in die Küche, um der Mutter, die sich ein wenig unbehaglich fühlte, Thee zu kochen. Heine begab sich noch einen Augenblick zu der kranken Johanna, um sich in der Stille von ihr zu verabschieden.

Als dieses geschehen war, zog es ihn noch in den Garten hinab. Eine harmonische Stille hatte sich indessen von dem Himmel auf die eingeschlafenen Fluren herabgesenkt, daher hörte er schon von Weitem das lebhafte Flüstern zweier weiblichen Stimmen. Wie aus der Erde aufgetaucht, stand er plötzlich vor Hedwig und Gertrud, und sagte ironisch:

„Kinder, soll ich Euch den Zankapfel schälen und in kleine Stückchen verschneiden, damit Ihr ihn besser hinunterschlucken könnt?“

Mit einem leisen Aufschrei flog Hedwig vor ihm davon, wie ein Vogel vor einem Gewitter.

„Wie ist es doch abscheulich von Dir, uns so zu erschrecken.“ schalt Gertrud, „besonders da wir eben von Dir sprachen.“

„So; und was habt Ihr denn über mich verhandelt?"

„Hedwig trug mir auf, Dir zu sagen, daß sie Dich bitten läßt, nicht so rasch die Felsen zu besteigen und nicht im Rhein zu baden, wenn Du Dich heiß gelaufen hast, auch dann nicht gleich zu trinken. Sie zittert immer, so oft Du hustest."

„Sage Hedwig, ich ließe ihr danken für ihre Besorgniß. Uebrigens könne sie unbesorgt sein, denn ich klettere wie der Turnmeister Jahn, und schwimme wie ein Seegott. Zudem werde ich morgen um eilf Uhr mit dem Dampfschiffe abreisen."

„Wie, abreisen!" rief das junge Mädchen ganz bestürzt, „ich dachte, Du bliebest noch Wochenlang hier."

„Nein, ich muß nach Godesberg. Ein Freund aus Bonn schrieb mir gestern, daß sich dort eben eine Familie aufhalte, die mir sehr werth ist, die muß ich besuchen."

„Das wird Hedwig ..." sie verschluckte, was sie sagen wollte, und setzte dann bedächtig hinzu: „sehr überraschen; das muß ich ihr gleich sagen."

Sie sprang fort, um die Schwester aufzusuchen.

In der Nacht wollte kein Schlaf in ein paar schöne Augen kommen, und ein zärtliches Herz hatte einen schweren Kampf mit seinem Gefühl zu kämpfen.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück saß Hedwig im rothen Mieder an Nähtisch. Heinrich setzte sich zu ihr. Sie waren allein, eine peinliche Stille herrschte. Plötzlich sprang sie auf, schnitt sich die schönste aller Locken von dem Haupte und gab sie dem Freunde.

Ueberrascht und erstaunt legte er das unerwartete Pfand in seine Brieftasche, dann sagte er:

„Ich danke Dir, Hedwig, Du bist ein liebes, gutes Kind! die Locke soll mir ein theures Andenken sein, und ein Talisman, der mich behütet, wenn die Teufel der Versuchung mich verlocken wollen. Meine Base Esther pflegte immer zu sagen: Hüte Dich vor grimmen Teufelsfratzen, aber mehr noch vor den

sauften Engelsfrätzchen; auch vor alten, schwarzen Katzen, meinte sie, solle ich mich hüten, besonders aber vor jungen, weißen Kätzchen, die erst Sammetpfötchen geben und uns hinterher zerfleischen."

Durch diese Worte, die brennend wie geschmolzenes Blei auf ihre Seele fielen, wurde der in Hedwig's Herzenswunde zurückgebliebene Stachel herumgedreht, sie rief mit wogender Brust:

„Das ... das ... was Deine Base gesagt hat, läßt sich vielleicht eher auf die Kater anwenden."

„Nun, wie Du meinst, Kind, meinetwegen auch auf die Kater, die ein unzüchtiges Geschlecht sind. — Ich wollte, ich könnte Dir recht viel sein," setzte er hinzu, indem er ihre Hand ergriff, „aber das Verhängniß ist meinen Wünschen entgegen und ich darf Dich nicht auf ein grünes Feld der Hoffnung führen, das am Ende für Dich zu einem erstarrenden Eisfelde werden müßte, dazu bin ich zu ehrlich. Willst Du mich aber als einen treuen, redlichen, Dir bis zum Tode ergebenen Freund annehmen, so komm an mein Herz und besiegele unsern Bund durch einen Kuß."

Er breitete ihr die Arme entgegen, sie sank an seine Brust und ihre Lippen hafteten in einem langen Kusse aufeinander; dann rief Hedwig feierlich:

„Ich schwöre, ewig Deine Freundin zu sein, und ..."

Heine unterbrach sie.

„Schwöre nicht," rief er, „sondern küsse nur; an Deine Küsse will ich glauben, das Wort ist eitel Dunst und Hauch."

Nahende Schritte trieben die jungen Leute auseinander. Hedwig setzte sich und griff zum Nähzeug; Heine nahm den als Hauskalender beliebten hinkenden Boten in die Hand und that, als ob er ganz und gar in die Lectüre desselben versunken sei. Die Mutter kam herein und brachte auf einem Teller ein Gläschen Liqueur und einige Anisplätzchen, die der junge Mann vor seiner Abreise genießen sollte.

So kam die Scheidestunde heran. Heine nahm einen kurzen herzlichen Abschied, und als er das Verdeck des Dampfschiffes betrat, murmelte er:

„Es bleibt doch eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mann erkaltet, sobald er die Ueberzeugung gewinnt, daß er eine tiefe Neigung eingeflößt hat.“

Hedwig war indessen in die Giebelstube des Hauses geeilt, die einen weiten Ueberblick über den Rhein auf- und abwärts gewährte. Ein geheimer Instinct sagte ihr zwar, daß Heinrich auf ewig für sie verloren sei, aber ihr Herz hing dennoch fest an ihm; sie verwandte kein Auge von ihm, so lange sie ihn auf dem Verdeck erkennen konnte, und als das Dampfschiff endlich hinter einer Krümmung des Stromes verschwand, sank sie auf die Kniee und weinte bitterlich.

Heine landete in Godesberg, wo eben eine schöne Freundin von ihm, ihrer leidenden Gesundheit wegen, einen Landaufenthalt mit ihrem Gemahl genommen hatte.

Als er die Schwelle des von ihr bewohnten Hauses überschriitt, wurde er gewaltig angekläfft von einem braunen Dachshund, welcher der Liebling der Dame war; aber nachdem er den Fremden beschnüffelt hatte und freundliche Gesinnungen in ihm erkannt haben mochte, wurde das Thier ruhig, leckte ihm die liebkosende Hand und begleitete ihn zu seiner schönen Herrin, die im Garten war. Freundlich von ihr bewillkommnet, setzte sich Heine auf den Rasen zu ihren Füßen nieder, der braune Dächsel legte sich neben ihn und Beide sahen hinauf in das wunderbar klare Auge der jungen Dame, in dem alle Herrlichkeit der Erde und des Himmels enthalten war.

„Warum sehen Sie mich so durchdringend an?“ fragte endlich die schöne Frau, durch die Blicke des Studenten einigermaßen in Verlegenheit gesetzt.

„Warum, gnädige Frau!“ erwiderte er — „das will ich Ihnen sagen, weil Sie einen ganzen Himmel voll Seligkeit in

Ihren Augen tragen, der mich noch verrückt machen und in das Tollhaus bringen wird."

„Thor! Sie wollen mich durch Schmeichelei bestechen," sagte die Dame mit einem unnachahmlichen Lächeln; „was haben meine Augen denn Besonderes?"

„Sie haben Etwas, das sich nicht beschreiben läßt, aber ich will Ihnen mittheilen, was die Leute davon sagen. „God-dam," sagte voriges Jahr ein Engländer, nachdem er Sie an der Gasttafel zu Coblenz gesehen hatte, „wenn sie einem so recht ruhig von oben bis unten betrachtet, so schmelzen einem die kupfernen Knöpfe vom Frack weg, und obendrein das Herz in der Brust." Darauf sagte ein Franzose: „Foudre, sie hat Augen vom größten Kaliber, und wenn so ein Dreißigpfünder-Blick herausschießt, krach! so ist man verliebt bis über die Ohren." — Dann sagte der lange, schmächtige, röthlichblonde Advocat Kilian aus Mainz: „Ihre Augen kommen mir vor, wie zwei Tassen schwarzer Kaffee" — und dabei warf er unmenschlich viel Zucker in seine Tasse."

„Das waren schlechte Vergleiche," rief die schöne Frau und versank in Schweigen.

Heine und der Dachshund schwiegen auch, aber sie schauten mit stillem Entzücken auf die schöne Herrin, deren edles Gesicht mit den reinen, griechischen Zügen aus einer Umrahmung von schwarzen Locken und Flechten hervorsah; die etwas mageren Wangen waren kaum angehaucht von einem röthlichen Schimmer, der schöne Mund ward von einem Zuge umspielt, der aus Wehmuth, Seligkeit und kindischen Launen zusammengesetzt war — sie sah unbeschreiblich verführerisch aus.

Jetzt kam eine hohe, ritterliche Gestalt mit eisgrauen Locken und einer Stirn, die durch mehre vernarbte Säbelhiebe ehrenvoll gezeichnet war, langsamen Schrittes die Allee herauf; es war der Gemahl der schönen Dame. Bei seinem Anblick erhob sich Heine, um ihn zu begrüßen, und als ihm der alte General

freundschaftlich die Hand geschüttelt hatte, nahm er seinen früheren Platz wieder ein, und hörte zu, wie die beiden Ehegatten von dem Siebengebirge sprachen, welches eben von dem Purpur der Abendröthe bestrahlt wurde, und von dem grünen Rhein, der in erhabener Majestät dahinfluthete.

Heine hatte heute keinen Sinn für das Siebengebirge, den roth flammenden Himmel und den grünen Strom, noch für die mit weißen Segeln versehene Kähne, die auf den Wellen schwammen; ihn kümmerte weder die Musik, die aus einem größern Boote erscholl, noch der Gesang eines schafköpfigen Studenten, der, am Ufer liegend, sich mit der Guitarre begleitete — er schaute fortwährend in den dunkeln Augenhimmel der Freundin, die beim Sprechen die Worte wie Seufzer und doch mit einer gewissen Ungeduld und Raschheit hervorstieß, und die Rede floß ihr wie ein Perlenstrom, oder wie ein heiterer Blumenregen aus dem schöngeformten Munde.

Da ward es dem Studenten zu Muthe, als ob sich seine Seele ganz und gar mit Abendroth und blauem Himmel fülle, die lieblichsten Erinnerungen aus seiner Kindheit begannen in ihm zu tönen, und wie ein silbernes Glöcklein erklang in ihm die Stimme der kleinen Veronika. Da faßte er, wie unbewußt, nach der Hand der schönen Frau und drückte sie an seine brennenden Augen, bis das Klingen und Singen in seiner bewegten Seele ausgetönt hatte, dann sprang er auf und lachte.

Durch sein rasches Aufspringen erschreckt, sprang der Hund ebenfalls auf und begann so wüthend zu bellen, daß er das Echo der Berge weckte. Der General sah ganz grimmig drein und sagte: „An dem Hundespectakel sind Sie schuld, Heine. Sie sind doch wahrhaftig ein Narr.“

„Excellenz haben vielleicht Recht,“ erwiderte er lachend, „aber wenigstens bin ich ein gutmüthiger Narr, der Niemand etwas zu Leide thut. Ich dachte eben an die herzige Veronika,

und wenn ich an das liebe Mädchen denke, so werde ich allemal ein wenig verrückt."

„Ist das Ihr Liebchen?" fragte der alte Krieger, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Nein, General, es ist ein Kind, das schon in meiner Kindheit gestorben ist und begraben wurde."

Und wieder griff er nach der Hand der schönen Frau und küßte sie, — nach dieser Hand, die so weiß, durchsichtig und glänzend war, als sei sie aus Alabaster geformt, und dabei doch so weich, duftig und lieblich, wie ein Lilienblatt. Er spielte mit den schlanken Fingern, an deren mittelstem ein Ring mit einer großen glänzenden Perle stak — auf dem Goldfinger trug sie einen Goldreif mit einem blauen, geschnittenen Stein, und an dem Zeigefinger einen Diamant, den Heine für einen Talisman hielt, weil er sich so gar behaglich und glücklich fühlte, so lange er ihn ansah.

Da er so gar selig aussah und wie verklärt zu ihr aufblickte, so fragte die Generalin:

„An was denken Sie, Heine?"

„Daß Sie eine Madonna sind, an die ich ewig meine Andacht richten möchte."

„Ketzer! Die Madonna ist im Himmel," sprach sie und schlug ihm leise auf den Mund.

„O Maria," rief er, „wenn Sie mich so manipuliren, so glaube ich steif und fest an den Magnetismus, und ich treibe meine Ketzereien noch weiter, indem ich behaupte, daß der Himmel nur da ist, wo Sie sind."

Abermals schlug sie ihm auf den Mund, aber gleich that es ihr leid; sie nahm eine Zuckerbrezel aus einem mit Backwerk gefüllten Körbchen, das nebst allerlei herrlichem Obst auf einem Tischchen vor ihr stand, brach sie entzwei und gab ihm die eine, und dem Dachs, der einen vorüberfliegenden Vogel anbellte, die andere Hälfte, indem sie lächelnd sagte:

„Ihr habt Beide keine Religion und werdet nicht selig wer-

den, d'rum muß man Euch auf dieser Welt mit Kuchen füttern, da für Euch im Himmel kein Tisch gedeckt wird."

Der General sagte kopfschüttelnd, doch gutmüthig: „Ich bleibe dabei, daß Sie ein Narr sind, Heine."

Der junge Mann nickte ihm beistimmend zu.

„Ich glaube es selbst, General," sagte er. „Ich bin ein Dichter und die sind in der Regel Narren, oder werden wenigstens dafür gehalten" — dann sich an die Dame wendend, erwiderte er, auf deren letzte Bemerkung: „So halb und halb mögen Sie Recht haben, ich bin wirklich sehr irreligiös; ich lese eben den Thomas Paine, das système de la nature, den Westphälischen Anzeiger und den Schleiermacher, lasse mir den Bart und den Verstand wachsen, und beabsichtige unter die Rationalisten zu gehen."

Die Generalin fuhr ihm mit ihrer schönen Hand über die Stirn.

Die Hand haschend und einen Kuß darauf drückend, sagte er:

„O, wenn Sie das thun, so bleibt mir der Verstand stille stehen und süßes Träumen erfüllt mich; ich glaube wieder fromme Marienliedchen zu hören und muß an die kleine Veronika denken."

Es war indessen kühl geworden, die zarte Frau begann zu frösteln; der General hing ihr sorgsam einen türkischen Shawl um die Schultern, bot ihr den Arm und führte sie in das Haus. Heine und der gähnende Dachs folgten hinten nach.

So vergingen zwei Wochen, in denen Heine herrliche Tage verlebte. Er verließ das Haus und den Garten nicht; sobald Maria ihr Zimmer verließ, setzte er sich zu ihren Füßen nieder, er las ihr vor, plauderte mit ihr und spielte mit dem Hunde, aber während sein Aeußeres ruhig blieb, ward seine Seele zu einem flammenden Gedicht, sein Blut wogte stürmisch und doch war er von einer seligen Ruhe erfüllt; oft glaubte er im Himmel zu sein und das Glück der Seligen im Anschauen seiner Madonna zu genießen.

Maria blieb sich immer gleich, sie war stets ruhig und heiter freundlich, aber von Tag zu Tag wurde sie blässer, wurde ihr Gang schleppender und ihre Kräfte nahmen sichtbar ab. Noch bot sie die seltene Vereinigung der plastischen Schönheit des Körpers mit der göttlichen Schönheit der Seele dar, aber der Körper war seinem Verfalle nahe, die Seele mußte zurückkehren zu ihrer ursprünglichen Heimat.

Eines Abends, da Heine ihr Gutenacht sagte, blickte sie ihn mit großer Innigkeit an. „Gute Nacht," sagte sie, „ich sehne mich nach Ruhe, ich bin todmüde."

Heine sah ihr voll Besorgniß nach, als sie in ihr Schlafzimmer wankte. Sie kam ihm vor wie eine Blume, die zu schwer für den sie tragenden Stengel, das Haupt senkt, um zu welken und zu sterben.

In der Nacht heulte der Sturm in der Luft und der ferne Donner weckte das Echo des Gebirges. Heine konnte keine Ruhe finden, er warf sich aufgeregt auf dem Lager herum, erst gegen Morgen schloß ihm der Schlummer die erhitzten Augendeckel zu. Bald aber wurde er wieder erweckt durch heftiges Hin- und Herrennen in den Gängen; Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, laute und doch ängstliche Stimmen erschallten — nach einer Weile wurde seine Thür geöffnet und die Schreckenskunde erreichte ihn, daß die schöne Herrin vom Nervenschlag gerührt, todt in ihrem Bette gefunden worden sei.

Schmerzbetäubt verließ Heine den ganzen Tag das Zimmer nicht, denn jetzt war es ihm auf einmal klar, daß er Maria liebte, mit wahnsinniger Leidenschaft liebte, und sie war ihm gestorben, er hatte sie verloren, ehe er seiner Liebe bewußt worden war ... ach! er hätte sich mit ihr begraben lassen mögen.

Am Abend begab er sich in den Saal, in dem indessen die Leiche ausgestellt worden war. Da lag Maria im Brautgewande in einem kostbaren, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Sarge, schön wie eine Erscheinung aus einer höhern Welt. Seide und

Flor umhüllte die edle Gestalt wie ein duftiges Gewölk; der Schleier war madonnenartig um den Kopf geschlagen, der Brautkranz saß auf den schwarzen Locken, die breitbefranzten Augenlider waren geschlossen, sie schien zu schlafen, um im nächsten Augenblick mit einem seligen Lächeln zum Leben und zur Freude zu erwachen.

Dieses anmuthige Bild wurde von einer kleinen Oellampe beleuchtet, die nur einen matten, trüben Schein darauf warf. Neben dem Sarge saß eine alte Waschfrau als Leichenwächterin und betete in einem schmutzigen, sehr verbrauchten Gebetbuche.

Heine deutete der Alten an, sie möge sich entfernen, er wolle statt ihrer Leichenwache halten. Sie weigerte sich. Da warf er ihr ungeduldig einen Thaler zu, den sie gierig auffing, worauf sie sich entfernte, doch nicht ohne einen höchst mißtrauischen Blick auf den Zurückbleibenden zu werfen.

Kaum war sie fort, als sich Heine dem wahnsinnigsten, verzweiflungsvollsten Schmerz überließ — er warf sich auf die Knie, er weinte laut, er schrie, er rief die Verstorbene mit tausend zärtlichen Namen; dann sprang er auf und lief, wie von den Furien getrieben, im Saale auf und ab. Dann zog ihn sein Herz wieder zu der geliebten Todten hin, er warf sich über sie, er bedeckte ihren kalten, erblasten Mund mit zahllosen Flammenküssen, er versuchte ihr die eigene Seele einzuhauchen — da erlosch die Lampe, er befand sich in der Finsterniß allein mit der Leiche, die er vergebens zu beleben suchte.

Am andern Morgen war er, ohne Abschied von dem General genommen zu haben, verschwunden.

Eine Ballbekanntschaft.

Wir finden Heine auf der Universität Göttingen wieder, wohin er durch Westphalen zu Fuß gewandert war, um sich durch den Anblick der freien Natur der Gedanken an die wahnsinnige Eveline und an die todte Maria zu entschlagen, die er Beide geliebt hatte. Mit einem derben Knotenstock in der Hand, war er über die rothe Erde geschritten, auf der das Vehmgericht einst seine finstern Schrecknisse verbreitet hatte; er hatte die reichen Schönheiten des Sauerlandes, die Prachtnatur der Grafschaft Mark und des Weserthals bewundert, und hatte so in langsamen Tageswanderungen die Musenstadt erreicht, die sein künftiger Aufenthalt sein und ihn schöpfen lassen sollte aus den Quellen der Weisheit.

Göttingen war jedoch nicht mehr, was es früher gewesen war, Heine sah bald genug hinter die Couliſſen, entdeckte den Qualm der Lampenlichter, sah die zusammengeflickten, schlecht überpinselten Decorationen, die lang herabhängenden Zöpfe von falschen Haaren, die dick aufgelegte Schminke und die mit Goldpapier überzogenen Rüstungen von gemeinem Pappendeckel — sein scharf blickendes Auge war nicht zu täuschen.

Ein Student, Namens Waldeck,*) mit dem er sich bald

*) Der bekannte Waldeck, der in Berlin den berüchtigten Proceß hatte.

nach seiner Ankunft befreundet hatte, fragte ihn eines Tages auf einem Spatziergange, den sie an einem schönen Wintertage mit einander machten, wie es ihm in Göttingen gefalle.

„Ich denke,“ erwiderte er, „das durch Würste und seine Universität berühmte Göttingen muß einem am Besten gefallen, wenn man es hinter sich hat, wie es seine Glanzperiode und Blüthezeit hinter sich hat.“

„Sie urtheilen zu scharf.“

„Ich glaube kaum. Die wedelnden Hundeschwänze der Professoren ekeln mich an, und es sind famose Wedler darunter, das werden Sie mir zugestehen müssen, Waldeck.“

„Es sind aber auch Männer von großen Verdiensten darunter, das werden Sie nicht bestreiten können.“

„Nun, hie und da mag wohl einmal eine Aloe blühen, aber selten genug. Sehen Sie, ich will aufrichtig gegen Sie sein, Waldeck. Ich hege Schmerzen in mir, und die alten Schmerzen, die sich auf meiner Wanderschaft zerstreut hatten, begeben sich jetzt wieder nach ihrer alten Kneipe, welche meine eigne Brust ist, und die ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth höre ich langsam und bedächtig herumtrippeln; ein neugeborenes Töchterchen höre ich fortwährend greinen — Fräulein Reue wird die Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine höre ich die Worte: Du hättest in Bonn bleiben sollen.“

„Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn Sie sie in allen möglichen Variationen nachgreinen und die ganze Tonleiter des vergeblichen Jammers durchseufzen; Sie haben es einmal so gewollt.“

„Und des Menschen Wille ist nicht immer sein Himmelreich, sondern wird ihm oft zur Hölle, in der es unerträglich heiß ist. Sie wollen mir,“ fuhr er mit spöttisch verzogenem Munde fort, „zu verstehen geben, daß ich nicht klüger gewesen sei, als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein

fallen ließ, und ihnen aus Aerger darüber, auch seine Strümpfe nachwarf. Ich sage Ihnen, Waldeck, ich ennuyire mich hier furchtbar. Der steife, patente, schnöde Ton, der hier herrscht, ist mir in der Seele zuwider, drum lebe ich auch hier wie ein Abgeschiedener."

„Was Sie da sagen entbehrt allerdings nicht aller Begründung — dagegen kann man hier sehr gemüthlich ochsen."

„Ja, das kann man, und das war's auch, was mich hieher zog," erwiderte Heine. „Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen des paradiesischen Dorfes Beul, wo ich nach meinem Abgang von Bonn einige Wochen im süßen Nichtsthun verträumte, zur Zeit der Dämmerung auf und ab wandelte, sah ich im Verklärungsglanz den leuchtenden Genius des Ochsens vor mir schweben im Schlafrock und Pantoffeln: mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen empor haltend, und mit der andern nach Göttingen's Thürmen hinzeigend. Sogar die lauten Wogen des Rheins haben mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich
Reite Deine Schwänze nach;
Einst bereust Du, daß Du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag.

Klingt das nicht höchst tragisch, Waldeck? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn darin, als in dem Schwanengesang der Sapho, die Herr Grillparzer in Wien für das schaulustige Theaterpublicum gedichtet hat."

„Schlagen Sie sich die düstern Gedanken aus dem Kopfe," ermahnte Waldeck. „Wissen Sie was, es ist heute Concert und Ball zu einem wohlthätigen Zweck in einem öffentlichen Locale; die ganze schöne Welt Göttingens wird sich dort versammeln. Lassen Sie uns dahin gehen, das wird Sie zerstreuen." —

Heine hatte anfänglich keine Lust, er suchte keine Zer-

streuung, denn seit Evelinens Treulosigkeit, und besonders seit Maria's Tode war ihm das schöne Geschlecht gleichgültig worden; dennoch ließ er sich bereden, und so kehrten die beiden jungen Leute um, und schlugen den Weg nach der Stadt wieder ein.

Plötzlich vernahmen sie ein sonderbares Geräusch in der Luft. Aufblickend, gewahrten sie einen großen Vogel, der mit den Flügeln schlagend, in der Luft herum kreiste, dann sich immer tiefer senkte, bis er mit einem dumpfen Schlag ohnweit von den beiden Spaziergängern niederfiel.

Sie traten neugierig hinzu. Das Thier, das ein schöner, großer Schwan war, war todt und hatte einen Pfeil in der Brust stecken.

„Im Winter ein Schwan," rief Heine, „wo kommt der her? und was bedeutet der Pfeil in seiner Brust?"

Waldeck war der Meinung, daß sie ihn zu dem Professor Blumenbach tragen sollten, auch rief er sogleich einen Bauerknaben an, der sich willig finden ließ, den Vogel gegen ein Trinkgeld in die Stadt zu tragen.

Der Professor erkannte den Pfeil für einen afrikanischen; irgend ein schwarzer Häuptling mochte ihn von seinem Bogen nach dem edeln Thier abgeschnellt haben, und der arme, auf den Tod verwundete Vogel, war mit dem Pfeile in der Brust, mit Aufwendung seiner letzten Kräfte, nach dem nordischen Neste zurückgekehrt, um dort zu sterben, war aber vom Tod ereilt worden, ehe er es hatte erreichen können.

Die beiden jungen Leute gingen nun nach Hause, um sich passend anzukleiden, und begaben sich sodann an den Ort, wo die Lustbarkeiten statt finden sollten.

Das Concert hatte bereits seinen Anfang genommen, die Ouvertüre aus Don Juan verrauschte eben ihre brillanten Schlußaccorde. Nach einer kurzen Pause wurde eine junge Dame auf den erhöhten Raum geführt, worauf das Orchester

sich befand, und mit klangvoller Stimme und großer Meisterschaft begann sie die große Rache-Arie der Elvira aus dem unterbrochenen Opferfest zu singen.

Die klangvolle Stimme brauste wie Orgelton durch den geräumigen Saal, die schwierigen Colloraturen rollten wie ein Perlenregen aus der geschmeidigen Kehle der Sängerin. Sie schien noch sehr jung zu sein, kaum das achtzehnte Jahr mochte sie zurückgelegt haben, und dabei besaß sie die stolze Schönheit eines griechischen Götterbildes. Ihr dunkles Haar fiel in langen, seidenweichen Locken zu beiden Seiten ihres feinen, blaßgerötheten Gesichtes nieder und war mit einer einzigen Moosroose geschmückt; ein weißes, gesticktes Mullkleid umfloß die schlanke Gestalt, die Taille war von einem Gürtel von rosa Atlasband umgeben, dessen lange Enden bis über die Kniee niederfielen, das Leibchen und die Aermel waren mit gleichfarbigen Schleifen verziert.

„Wer ist die junge Dame, die eben gesungen hat?" erkundigte sich Heine bei seinem Begleiter.

„Sie heißt Agnes von Anderten, ist die Tochter eines höheren Staatsbeamten in Hannover und befindet sich, wie es heißt, auf längere Zeit hier zum Besuche bei ihrem Onkel, dem pensionirten General von Decker."

„Sie ist reizend, ich möchte sie wohl kennen lernen. Können Sie mich ihr vorstellen?"

„Ich nicht," erwiderte Waldeck, „aber unser Studiengenosse, der Graf Hahn, kann es thun. Ich will es ihm sagen."

„Thun Sie es, Sie werden mich sehr verbinden."

Nach dem Schlusse des Concertes wurde Heine dem alten General vorgestellt, der Gefallen an der lebhaften, geistreichen Unterhaltung des jungen Mannes fand und ihn einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen. Als bald darauf seine Nichte sich zu ihm gesellte, stellte er ihr den neugewonnenen Bekannten vor. Sie nahm ihn freundlich auf.

Indessen war der Concertsaal in einen Tanzsaal umgewandelt worden, die Instrumente ertönten; Heine bat sich die Ehre aus, den ersten Walzer mit dem Fräulein tanzen zu dürfen. Agnes legte ihre Hand gewährend in die seinige.

Während des Tanzes wurzelten die Blicke der beiden jungen Leute in einander fest, ihre Herzen begannen heftiger zu schlagen, Gott Amor hatte seinen Pfeil abgedrückt, wie der schwarze Häuptling den seinigen auf die Brust des Schwans; die bisher so stolze Agnes empfand zum ersten Male eine menschliche Regung, der junge Mann mit dem edlen, geistreichen Gesichte und den tiefblauen Augen, begann Raum zu gewinnen in ihrem Herzen; die Worte, die er in den Tanzpausen an sie richtete, waren voll Witz, Geist und Gemüth, nie hatte noch ein Mann einen so vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht.

Als der Tanz aus war, führte Heine sie unter heiterm Geplauder zu ihrem Oheim zurück, und kaum hatte er sich entfernt, als sie mit großer Lebhaftigkeit den alten General fragte:

„Gehört dieser junge Mann zu der gräflichen Familie der Heine auf Dreieichen, oder ist er Freiherr, Baron, lieber Onkel?"

„Er ist weder das Eine, noch das Andere," erwiderte der alte Herr, „sondern er ist, wie mir Graf Hahn, während Du tanztest, sagte, ganz einfach ein Bürgerlicher, und noch dazu ein Jude."

„Ein Jude, und ich habe mit ihm getanzt!" rief das Fräulein mit einem wahren Schreckensschrei. „O pfui, pfui, Onkel, ich werde es mir nie verzeihen, mit einem Juden getanzt zu haben, ich muß nach Schacher riechen."

Sie nahm ein Flacon aus ihrer Tasche und begoß sich die Hände mit kölnischem Wasser. Der General sah ihr lächelnd zu.

„Kind, Kind, man muß in unsern Zeiten tolerant sein,"

sagte er verweisend, „der Adel hat seine frühere Geltung nicht mehr, er wird nach und nach von dem besitzreichen Bürgerthum verdrängt — man erlebt es alle Tage, daß unsere hochadeligen Pergamente in den Schlamm der unnatürlichsten Mesalliancen vergraben werden. Es ist nicht mehr wie früher, wo dem Adel Reichthum, Freiheit, Ueberfluß, Ruhm und Macht zu Theil wurde, während das Volk Elend, Sclaverei und Entbehrung zu ertragen hatte. Seitdem die Rothschilds sich zu Finanzkönigen aufgeworfen haben, sind sogar die Juden so sehr im Werthe gestiegen, daß man die Schmach, mit ihnen getanzt zu haben, nicht mehr mit kölnischem Wasser abzuwaschen braucht. Zudem soll Dein Tänzer, wie mich Hahn versichert hat, ein begabter Dichter sein. Seine in allen Zeitschriften zerstreuten Gedichte sollen großes Aufsehen machen."

„Wie, er wäre der Dichter Heinrich Heine, dessen Gedichte der Professor Gubitz im Gesellschafter unter dem Titel: Poetische Ausstellungen, veröffentlicht hat?"

„So wird es wohl sein. Unser Cousin Hahn behauptet, ganz Deutschland jubelte dem Dichter mit dem reichen Liederschatze dankend ein Hosiannah zu, und sein Name würde bald von dem Gestade der Ostsee bis zu der Küste Adria's, in vollem Tone erklingen."

Agnes versank in tiefes Nachdenken; sie nahm an diesem Abend keine Aufforderung zum Tanze mehr an und verlangte unter dem Vorgeben eines heftigen Kopfwehs, schon früh nach Hause.

Waldeck hatte die ganze Unterredung zwischen dem General und seiner Nichte mit angehört, und hinterbrachte sie ganz warm an Heine.

Dieser wurde wüthend, denn nichts berührte ihn so empfindlich, als wenn man ihm seine jüdische Herkunft vorwarf; das war seine schwache Seite, war eine offene Wunde, die

nicht ohne Schmerzen berührt werden konnte; er knirschte mit den Zähnen und rief außer sich:

„Das soll die stolze, hoffärtige Dirne büßen, ich will ihr den Juden eintränken. Zu meinen Füßen soll sie liegen und um Liebe betteln, dann will ich sie verächtlich von mir stoßen, wie einen Stein, der einem im Wege liegt."

„Sie haben große Dinge vor," rief Waldeck lachend, „doch Sie werden sich doch wohl nicht an dem Mädchen rächen wollen wegen einer Unbesonnenheit, die ihr zu verzeihen ist, wegen der Standesvorurtheile, mit denen sie genährt ward."

„Warum soll ich mich nicht rächen," rief Heine aufgeregt, „auch Gott rächte sich an den empörten Engeln, indem er sie und ihren Rädelsführer Satan auf ewig in den Abgrund der Hölle verbannte. O, der Trank der Rache schmeckt süß, und ich will ihn ausschlürfen bis auf den letzten Tropfen."

Er ging nach Hause und brütete die ganze Nacht über allerlei Pläne. Den andern Tag miethete er sich in einem Hause ein, von dem er die Wohnung des Generals im Auge haben konnte. Er besuchte in längeren Zwischenräumen den alten Herrn, aber immer zu einer Zeit, wo er Agnes hatte ausgehen sehen. Traf er mit ihr an einem öffentlichen Orte zusammen, so grüßte er sie ehrerbietig, aber er näherte sich ihr nicht, er legte überall die kälteste Gleichgültigkeit gegen sie an den Tag — er verfolgte im Stillen seinen Plan, der Engel der Finsterniß trieb ihn unabläßig vorwärts."

Agnes hatte von jenem Balle, da sie erfahren, daß Heine der allbeliebte Dichter sei, sein Bild in ihrem Herzen mit nach Hause genommen. Sie lebte fortan nur noch in seinen Gedichten, nach denen sie alle Zeitschriften durchstöberte. Mehre Einladungen zu Gesellschaften in dem Hause ihres Onkels, der großes Wohlgefallen an ihm fand, hatte Heine unter verschiedenen Vorwänden abgelehnt. Traf er sie auf

einem öffentlichen Balle, so forderte er sie nicht mehr zum Tanzen auf, aber er tanzte auch mit keiner Andern. Agnes, die den Werth und die Macht ihrer Schönheit kannte, wollte fast verzweifeln, da alle ihre Versuche, den jungen Mann in ihr Netz zu ziehen, so wirkungslos an ihm abprallten.

Magister Heinrich Kitzler.

Es war Sylvesternacht. Die Studenten hatten sich in den verschiedenen Kneipen zusammengefunden und die letzten Stunden des scheidenden, die ersten des kommenden Jahres in tollem Jubel verbracht. Aber wie gewöhnlich artete die Freude in Ausgelassenheit aus, es gab Straßenskandal, Fenster und Laternen wurden eingeworfen, mißliebigen Personen eine Katzenmusik gebracht, dann bekamen die angetrunkenen Musensöhne Streit unter sich selbst, es entstanden Ausforderungen und die Pedelle, die Ruhe stiften wollten, bekamen höllische Prügel.

Es war zwei Uhr in der Nacht, als Heine sein Quartier aufsuchte, und da er bei seinem Stubennachbar, dem Magister Heinrich Kitzler, noch Licht sah, so ging er ohne Umstände in dessen Zimmer, um das seinige bei ihm anzuzünden.

„Nun, Magister, da brütet Ihr ja noch über Euren vertrackten Büchern, wie eine gelehrte Nachteule über ihren Eiern. Könnt Ihr nicht einmal am Sylvesterabend das vertrackte Studiren lassen und einmal fröhlich sein mit den Fröhlichen.“

Der Mann richtete die sanften, gutmüthigen Augen auf ihn und sagte wehmüthig:

„Ach nein, ich tauge nicht unter die Leute, meine Bücher sind mir die liebste Gesellschaft, unter den Herren Studiosen geht es mir zu lärmend zu.“

„Das war freilich heute der Fall," lachte Heine. „Wir haben höllisch gesoffen, der Wein ist eine Wohlthat Gottes, der uns fröhlich und mittheilsam macht — freilich läßt er uns auch zuweilen über die Stränge schlagen, wie es diese Nacht geschah. Der Pedell Doris hat die fürchterlichsten Prügel gekriegt, die wie ein hölzerner Platzregen auf seinen breiten Buckel fielen. Wenn dem seine Haut nicht mit Eisen gefüttert ist, dann wird er die erhaltenen Schläge noch lange spüren. Denkt Euch nur, Kitzler, fünfundachtzig Duelle wurden contrahirt zwischen der Burschenschaft und den Landsmannschaften, die im Laufe dieser Woche in Bovden, im Ritschenkruge und in der Rasenmühle ausgefochten werden sollen."

„Meinem lieben Herrgott sei Dank, daß ich nicht mit dabei war," sprach der Magister mit gefalteten Händen und mit einem frommen Aufblick nach oben, „solche Raufereien verstoßen gegen meine friedlichen Grundsätze. Seid Ihr auch betheiligt an dem blutigen Handel."

„Das versteht sich, ich gehe mit dem langen Mainzer Juristen los, der immer ein so vorlautes Maul hat; dem werde ich einen Circumflex geben, daß er sein Lebtag an mich denken soll."

„Macht nur, daß Ihr nicht selber einen Denkzettel davon tragt."

Magister Heinrich Kitzler war ein sonderbarer Kauz. Sein Aeußeres war keineswegs abstoßend; das feine, natürlich gelockte Haar harmonirte gar wohl mit der zarten, fast weiblichen Färbung der Wangen, die Augen vom schönsten Blau blickten gar gutmüthig unter den schöngezeichneten Bogen der Augenbrauen hervor, der wohlgeformte Mund war klein, aber die hohe Stirn war viel zu glatt, als daß je eine eigentlich männliche Gesinnung darüber hingezogen sein konnte. Er war gelehrt, ideenreich, fleißig, aber er vermochte sich oft selber nicht zurecht zu finden in dem Labyrinth seiner Gedanken, und so kam denn

nie ein Buch von ihm auf der Leipziger Messe zum Vorschein. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer gar sonderbar, wenn Kitzler ihn um ein Buch bat, dessen er sehr bedürftig sei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. — „Es wird noch lange unter der Feder bleiben," murmelte dann der alte Stiefel, während er die Bücherleiter hinanstieg. Sogar die Mägde lächelten, wenn sie auf der Bibliothek die Bücher abholten für Kitzler, der allgemein für einen phantastischen Esel galt, während er im Grunde nur ein ehrlicher Mann war. Niemand kannte die wahre Ursache, warum nie ein Buch von ihm heraus kam.

Heine hatte inzwischen sein Licht an der trübbrennenden Oellampe des Gelehrten angezündet. „Nun," sagte er, „wird denn Ihr Manuscript bald das Licht des Tages erblicken und sich in ein gedrucktes Buch verwandeln?"

„Mein Werk über die Vortrefflichkeit des Christenthums ist vollendet," erwiderte Kitzler, „vor einer Viertelstunde habe ich die Schlußworte darunter geschrieben."

Er sagte das so trübselig und betrachtete sein Manuscript mit so viel Wehmuth, daß Heine einsah, daß er sich nicht darüber freute, dennoch sagte er:

„Nun wird Ihr Name doch endlich in dem Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen."

„Ach nein," seufzte Kitzler aus tiefster Brust, „auch dieses Werk werde ich in's Feuer werfen müssen, wie die früheren."

„Seid Ihr des Teufels, Magister," rief Heine lebhaft, „warum wollt Ihr die sauere Arbeit vernichten? Ihr solltet zwangsweise arbeiten müssen, denn der Zwang ist eine Macht, der die Genüsse des Herzens und die Kräfte des Geistes verdoppelt."

Kitzler starrte gedankenvoll vor sich nieder. Jedesmal wenn er ein Buch schrieb, nachdem er alle seine Gründe für das Thema, das er beweisen wollte, entwickelt hatte, glaubte er

sich verpflichtet, die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen, und er grübelte dann von dem entgegengesetzten Standpuncte aus, die scharfsinnigsten Argumente, die dann unbewußt in seinem Gemüth Wurzel faßten, und wenn das Buch fertig war, hatten sich die Meinungen des armen Verfassers umgewandelt, und es war eine dem Buche ganz entgegengesetzte Ueberzeugung in seinem Geiste erwacht. Er war alsdann ehrlich genug, den Lorbeerkranz des schriftstellerischen Ruhmes auf dem Altar der Wahrheit zu opfern, das heißt, sein Manuscript in's Feuer zu werfen.

„Da habe ich nun," sagte er traurig, „zwanzig Körbe Kirchenväter excerpirt, da habe ich ganze Nächte am Studirtische gehockt und Acta Sanctorum gelesen, während auf Eurer Stube Punsch getrunken und der Landesvater gesungen wurde. Da habe ich nun für theologische Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, achtunddreißig sauer erworbene Thaler an Vandenhoeck und Ruprecht bezahlt, statt mir für das Geld einen warmen Winterrock und einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund seit zwei Jahren, und Alles, um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuschlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Plank mich fragt: „Wann wird denn endlich Ihre Vortrefflichkeit des Christenthums herauskommen, Herr Magister?" Ach! das Buch ist fertig und würde auch dem Publikum gefallen, denn ich habe den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darin verherrlicht, habe bewiesen, daß dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnsinn gesiegt haben, aber ich Unglückseligster, in tiefster Brust fühle ich...."

„Sprecht nicht weiter," rief Heine mit gerechter Entrüstung „wagt nicht, Verblendeter, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Wenn Ihr auch die Wunder des Evangeliums leugnen möchtet, so könnt Ihr doch

nicht leugnen, daß der Sieg des Evangeliums selber ein Wunder war. Eine kleine Schaar wehrloser Menschen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weisen und triumphirte durch das bloße Wort. Aber welch' ein Wort! Das morsche Heidenthum erkrachte bei dem Worte dieser fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich verkündigten und nichts fürchteten auf der alten Erde. Dieses erste Auftreten des Christenthums, sein Kampf und sein vollkommener Sieg, ist die schauerlich-erhabenste Erscheinung der Weltgeschichte."

Heine sprach diese Worte mit um so würdigerem Ausdruck, da er an jenem Abend viel Eimbecker Bier, Wein und Punsch zu sich genommen hatte und seine Stimme sehr volltönend erscholl.

Kitzler ließ sich dadurch nicht verblüffen; mit einem ironisch schmerzlichen Lächeln sprach er:

„Bruderherz! gebt Euch keine überflüssige Mühe; Alles, was Ihr da sagt, habe ich selbst in diesem Manuscript weit besser und weit gründlicher auseinandergesetzt. Ich habe den verworfenen Weltzustand zur Zeit des Heidenthums auf's Grellste ausgemalt, habe unumwunden ausgesprochen, daß sogar Jupiter, der Oberste der Götter, nach dem königlich hannovrischen Criminalrechte hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen verdient hätte. Dagegen habe ich die in den Evangelien vorkommenden Moralsprüche gehörig paraphrasirt und gezeigt, wie nach dem Muster ihres göttlichen Vorbildes, die ersten Christen trotz Verachtung und Verfolgung, nur die schönste Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Aber alle Lust und Liebe für meine Apologie versiegte, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Christenthums schildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir neuere Schriftsteller in die Hände, die sich weder günstig über diesen Sieg aussprachen, noch davon erbaut schienen, daß die Christen, wo das geistige Schwert und die geistigen Flammen nicht aus-

reichten, zu dem weltlichen Schwert und den weltlichen Flammen ihre Zuflucht nahmen. Nun wandelte mich ein gewisses Mitleid an für die schönen Tempel und Bildsäulen, die nicht mehr der Religion angehörten, die schon lange vor Christi Geburt todt war, sondern sie gehörten der Kunst. Aber ach! diese schönen Denkmäler der Frühlingsperiode der Menschheit, gingen unwiderbringlich zu Grunde durch den schwarzen Zerstörungseifer der Christen und so will ich nicht durch Herausgabe dieses Buchs nachträglich Theil nehmen an solchem Frevel, nein, das will ich nimmermehr. — Und Euch, Ihr zerschlagenen Bildsäulen der Schönheit, Euch, Ihr Manen der todten Götter, Euch, die Ihr mir noch liebliche Traumbilder seid im Schattenreiche der Poesie, Euch opfere ich dieses Buch."

Bei diesen Worten warf Kitzler sein Manuscript in die Gluth des neben ihm stehenden Ofens, und von der Vortrefflichkeit des Christenthums blieb nichts übrig, als ein Häuflein grauer Asche, denn als Heine, der auf dem Sprunge stand, sein Licht hinstellte, um dem bedrohten Manuscript zu Hülfe zu kommen, sprang Kitzler auf und hielt ihm die rechte Hand abwehrend entgegen, während er mit der Feuerzange, die er in der Linken hielt, die Blätter tiefer in die Gluth hinein drückte.

„Was habt Ihr gethan, Mensch!" rief Heine fast erschrocken, „wie konntet Ihr die Arbeit vieler Monate so leichtsinnig vernichten."

„Es würde ja doch nur Zank und Streit daraus entstanden sein," sagte der Magister muthlos.

„Wer wird denn dem Kampf entsagen, bevor man ihn begonnen?" warf ihm Heine mißbilligend ein.

„Ach!" seufzte Kitzler, „ich bin nicht zum Kampfe geboren, mein Muth und meine Kraft erlahmt bei der kleinsten Widerwärtigkeit, ich bin auch in der Regel nicht sehr mittheilsam, aber es gibt bittere Stunden, in welchen das Herz und auch die eingeschluckte Demüthigung sich Luft machen muß."

Heine sah den Gelehrten mitleidig an.

„Kitzler," sagte er, „Ihr solltet Eure Kraft nicht so ausschließlich auf einen Gegenstand werfen; ich, an Eurer Stelle, würde immer gleichzeitig zwei Werke schreiben, eins für und eins gegen den Gegenstand, denn seht, man muß nicht alle seine Eier in einen Korb legen."

„Man muß aber auch nicht zwei Hasen gleichzeitig jagen wollen, sonst bekommt man weder den einen, noch den andern," versetzte der Magister mit einem gewaltigen Gähnen. Sehend, daß er des Schlafs bedürftig war, entfernte sich Heine mit einem freundlichen Gutenachtwunsche.

„Der arme Pechvogel, dem Alles mißglückt, dauert mich," sprach er zu sich selbst, während er sich auskleidete. „Den Pfeifenkopf, den er sich nicht kaufen konnte, soll er haben, ich will ihm morgen den schönsten, der aufzutreiben ist, zum Neujahr schenken."

Er legte sich zu Bette und bald schnarchte er, wie Herkules nach einer seiner schwierigsten Arbeiten geschnarcht haben mag, denn sein Geschnarche glich bald dem dumpfen Rollen des Donners, bald dem Geknarre eines schwer beladenen Frachtwagens, wenn er über eine Brücke fährt.

Am andern Morgen, bevor er ausging, öffnete er die Thür des Magisters und rief ein schallendes Profit-Neujahr hinein.

„Der gute Kitzler dankte und wünschte ihm alles Gute."

„Hören Sie, Magister, Sie haben bisher kolossales Pech*) gehabt."

„Das steht fest," gab er seufzend zur Antwort.

„Sie müssen sehen, ein ungeheures Schwein**) zu bekommen."

---

*) In der Studentensprache bedeutet Pech: Unglück.
**) Schwein: Glück.

„Wie kann ich das?“

„Sie müssen sich verwusseln lassen, vielleicht heißt es auch verwutzeln, ich bin meiner Sache nicht gewiß.“

„Was wollen Sie sagen?“ fragte der Magister und machte große Augen.

„Kommen Sie mit in das Hôtel auf die Wehnder Straße; die Oesterreicher, die wir hier haben, werden heute Morgen um zehn Uhr, einem Landesgebrauch gemäß, sich und ihre Freunde verwutzeln.“

„Aber ich verstehe Sie nicht, mein Bester.“

„Sie werden einen Schweinskopf mit Kreen, hier zu Lande Meerettig genannt, verzehren, und dazu beträchtlich viel Rothwein trinken.“

Der Magister sah Heine so erstaunt an, als ob er eine ihm völlig unbekannte Sprache spräche.

„Wenn man dieses am Neujahrstage thue,“ hob Heine wieder an, „behaupten sie, so bringe das Glück für das ganze Jahr, denn so wie das Schwein sich durch den Morast wusele, so arbeite sich der Mensch durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens durch und vermöge dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen. Gehen Sie also mit und lassen Sie sich verwutzeln, dann wird Ihnen künftig Alles glücken.“

„Dummes Zeug!“ sprach der Magister und zuckte mit einem mitleidigen Lächeln die Achseln.

„Sie wollen also nicht mitgehen?“

„Gewiß nicht, Herr Heine, ich bin nicht abergläubig.“

„Ich auch nicht, aber ich will den Witz doch mitmachen und mich dabei amüsiren.“

„Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen.“

Bei diesen Worten drehte er sich herum und griff wieder zur Feder. Heine warf die Thür in's Schloß und ging singend die Treppe hinunter.

Befriedigte Rache.

Das Frühjahr kam herbei. Auf den Wällen, die sich rings um die Stadt Göttingen ziehen, belebten sich die abgestorbenen Bäume wieder und bevölkerten sich mit tausend und abertausend Nachtigallen und zahllosen andern Vögeln, die ihre Nester in das Gezweige bauten; das war ein endloses Zwitschern und Singen, ein Festconcert, welches täglich dem großen Schöpfer des Weltalls von seinen gefiederten Sängern gegeben wurde. Agnes hatte bald erkundet, daß Heine jeden Morgen und Abend einen Spaziergang um die Wälle machte, daß er oft Stundenlang mit einem Buche in der Hand, unter einem der vielhundertjährigen Bäume saß und las, oder träumerisch dem Gesange der Nachtigallen zuhörte. Unter dem Vorwande: Brunnen trinken zu müssen, ging Agnes nun ebenfalls täglich zwei Mal über die Wälle spazieren, und ließ sich von ihrer Kammerjungfer einen Krug mit Pyrmonter Wasser nachtragen.

Kam sie an Heine vorbei, so erhob er sich von seiner Bank und grüßte sie mit kalter Höflichkeit, ohne anscheinend zu bemerken, daß sie ihr freundlichstes Gesicht an ihn verschwendete, ihre auffordernsten Blicke an ihn richtete. So ging das Spiel von beiden Seiten einige Wochen lang fort. Agnes war mehr als einmal im Begriff, die Sache aufzugeben, aber dann reizte sie wieder der Triumph, diese starre Kälte zu besiegen — und sie

mußte sich gestehen, daß ihr Herz wirklich für den jungen Mann sprach, daß sie wider Willen eine unbezwingliche Neigung für ihn gefaßt hatte.

„Ist denn dieser Mensch von Marmor!" rief sie oft in der Einsamkeit ihres Zimmers aus. „Hat er mich denn bezaubert, daß ich nicht von ihm lassen kann. So viele schöne und ausgezeichnete Männer bemühen sich um meine Gunst, und keiner rührt mich — und dieser einzige Mensch, der mich kaum zu bemerken scheint, dieser hat es verstanden, mein stolzes Herz in Bewegung zu setzen. Ich liebe ihn, ich liebe ihn glühend, obgleich er ein Jude ist," setzte sie flüsternd und vor sich selbst erröthend hinzu. „O, Agnes, Agnes, wie tief bist Du gesunken! Ich fühle Das, ich sehe es ein, und dennoch kann ich nicht von ihm lassen ... O, ich würde die Welt an das Erringen seiner Gegenliebe setzen ... zudem muß man bei ihm über den Dichter den Juden vergessen ... Ich kann ihm aber doch nicht entgegenkommen, kann mich ihm nicht an den Hals werfen ... O, unglückliche Agnes, warum mußte gerade dieser Mensch Deinen Weg kreuzen."

Wieder trieb sie einige Tage lang das alte Spiel, dann kam sie dem eiskalten Menschen dennoch entgegen, indem sie, nachdem sie an ihm vorübergegangen war und einen Gruß mit ihm ausgetauscht hatte, ihr gesticktes Taschentuch fallen ließ.

Heine triumphirte, denn er durchschaute das Treiben des jungen Mädchens. Er hob das Tuch auf, ging ihr nach und sagte sarkastisch:

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen Ihr Taschentuch überreiche, denn da ich nicht eitel genug bin, zu glauben, daß Sie mir es als ein besonderes Zeichen Ihrer Gunst zugeworfen haben, so muß ich annehmen, daß es Ihnen zufällig entfallen ist, und erstatte es hiermit zurück."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," erwiderte Agnes mit einem tiefen Erröthen; dann, als Heine sich mit einer tiefen Verbeugung zurückziehen wollte, setzte sie rasch, jedoch mit bebender Stimme

hinzu: „O, bitte, gönnen Sie mir noch einige Minuten. Ich habe mich schon so lange danach gesehnt, dem Dichter Heine auszusprechen, wie sehr seine Gedichte mich entzücken. Sie verstehen die Kunst, die Herzen zu rühren, die Seele anzusprechen ... o, mein Herr, wo nehmen Sie nur alle die herrlichen Gedanken her."

„Sie beurtheilen mich zu nachsichtig, mein Fräulein," sagte er im kältesten, gleichgültigsten Tone.

„O nein, nein, ich bin nur gerecht," fiel sie ihm schnell in das Wort, „Ihre Poesien gehören unstreitig zu den bedeutendsten Poesien der Neuzeit."

„Und doch wollen manche Leute behaupten, sie röchen nach Knoblauch, weil ein Jude sie geschrieben habe," sagte Heine mit scharfer Betonung und indem er jede einzelne Sylbe abwog.

„O, werden Sie nicht bitter, und lassen Sie die Menge Ihrer aufrichtigen Bewunderer nicht büßen für die Sünden einzelner Neider und Mißgünstigen. Mein Oheim schätzt Sie sehr als Dichter, und eben so sehr als Mensch."

„Der Herr General ist sehr gütig."

„Ihre Besuche gewähren ihm jedesmal eine wahre geistige Erquickung, nur sind diese Besuche allzuselten, und ich hatte noch nie das Vergnügen, Sie in unserm Hause zu treffen."

Er lächelte sonderbar, als er erwiderte:

„Es waltet in der That ein böses Verhängniß über mir, das meine Besuche immer zu Zeiten statt finden läßt, wenn Sie von Hause abwesend sind."

„Warum besuchen Sie unsere Gesellschaften nicht, wozu mein Oheim, wie er mich versicherte, Sie jedesmal einladen läßt."

Agnes fand es für angemessen, zu verschweigen, daß sie jedesmal selbst die Liste der einzuladenden Personen aufsetzte. Heine sagte:

„Ich könnte mich mit Studien, mit überhäuften literarischen Arbeiten entschuldigen, doch will ich keine Unwahrheit vorwenden, sondern ich will Ihnen vielmehr offenherzig sagen, daß ich Gesellschaften nicht liebe, weil man darin die uns werthen Personen so wenig genießen kann."

„Diese Aeußerung wäre sehr schmeichelhaft, wenn ich sie auf meinen Oheim und auf mich beziehen dürfte," setzte Agnes stockend und mit einem freudigen Erröthen hinzu.

„Beziehen Sie, mein Fräulein, beziehen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

„Sie haben doch wohl sonst keinen Grund, aus unsern Gesellschaften wegzubleiben?"

„Doch, mein Fräulein, ich habe noch einen andern Grund."

„Und dieser ist?"

„Ich bin nicht gern, besonders in Gesellschaften, worin der Adel vorwiegend ist, als Jude über die Achsel angesehen."

„O," rief Agnes mit fast ängstlicher Hast, „o, wer wird sich Das erlauben in einer Zeit, in welcher die Vorurtheile mehr und mehr verschwinden."

„Und doch ist die Zeit noch sehr fern, in der man nicht mehr der Zeitgenosse irgend eines Vorurtheils sein wird."

„Wollen Sie mir eine Bitte gewähren?"

„Ich stehe zu Befehl, mein Fräulein."

„So besuchen Sie unsere nächste Gesellschaft, die übermorgen stattfinden wird."

„Sobald Sie es gebieten, werde ich mich schicklicherweise dem Gebote der Herrin fügen," erwiderte er mit einer kalten Verbeugung.

„Geben Sie mir die Hand darauf."

Er reichte ihr die Hand, deren Berührung sie mit einem süßen Schauer erfüllte, auch hielt sie sie in einem langen, warmen Druck umfaßt, der so innig war, als ob sie Heine's Seele durch die Hand zu sich herüberziehen wollte. Jedoch

bemerkend, daß er den Druck unerwidert ließ, ließ sie endlich seine Hand mit einem schmerzlichen Seufzer fahren, winkte ihrer in der Entfernung stehenden Begleiterin und entfernte sich mit derselben. Heine sah ihr mit dem Lächeln befriedigter Eitelkeit nach.

„Die hätte ich im Sacke," murmelte er vor sich hin. „Das Vögelchen ist richtig in die Schlinge gegangen, aber ich werde es darin zappeln lassen, bis es sich vor Liebesweh zu Tode geflattert hat."

An dem zu der Gesellschaft bezeichneten Abend machte Heine eine sorgfältige Toilette; er wollte nicht nur durch seinen innern Werth, sondern auch durch seinen äußern Menschen Agnesens Augen bestechen, auch sah er wirklich sehr anziehend aus. Das kleine Bärtchen stand schön zu seinen edeln Gesichtszügen und hob die matte Röthe seiner Wangen hervor; die hohe Stirn verkündete den Denker, der tiefe Blick des blauen Auges hatte etwas schwärmerisches und eignete den jungen Mann ganz besonders, den Frauen zu gefallen, auch hätte bei seinem Eintritt Agnes beinah einen Schrei der freudigsten Ueberraschung ausgestoßen, da sie bisher an seinem Kommen noch immer einigermaßen gezweifelt hatte.

Agnes stand mitten im Saale im Gespräch mit dem Professor Blumenbach, der nach einer kurzen Unterhaltung mit ihr, zu einer Gruppe Herren trat. Heine schritt nun auf sie zu, um sie zu begrüßen. Sie trug ein Kleid von hochrother Seide, das tief ausgeschnitten, die blendende Weiße ihres Nackens recht augenfällig machte. Corallen umschlangen ihren Hals und ihre Arme, und ihr üppiges Haar war mit jenen Blumen geschmückt, die man das Maltheserkreuz, oder auch brennende Liebe heißt. Dieser Anzug sagte dem Character ihrer Schönheit besonders zu.

Nachdem ihr Heine einige passende Worte gesagt hatte, ließ er den Blick kritisch über sie hingleiten und sprach:

„Sie haben eine reizende Toilette gemacht, mein Fräulein! So muß die Herodias ausgesehen haben, als sie sich das abgeschnittene Haupt Johannes des Täufers bringen ließ, und sie vor Freude über den Anblick zu tanzen begann.“

„Wie mögen Sie einen so häßlichen Vergleich wählen,“ sagte Agnes mit einem leisen Vorwurf; „tanzen wollen wir allerdings, aber nicht vor Freude über ein abgeschnittenes Haupt, sondern aus Lust an der Sache. — Glauben Sie mir, ich habe kein böses Herz.“

„Ja so, ich vergaß, daß Sie brennende Liebe in den Haaren tragen,“ spöttelte er.

„Vielleicht auch in dem Herzen,“ flüsterte sie leise, und schamhaft erglühend schlug sie die schönen Augen zu Boden.

„Dann gratulire ich Ihnen, wenn sie getheilt ist, und beklage Sie, wenn sie etwa keine Erwiderung finden sollte,“ sagte Heine in immer gleich sarkastischem Tone.

Agnes erröthete noch tiefer und sagte mit noch immer niedergeschlagenen Augen:

„Lassen wir Das, Sie haben mich durch Ihr Kommen sehr erfreut, Ihre Gegenwart wird ... meinen Oheim sehr glücklich machen,“ setzte sie fast flüsternd hinzu.

In diesem Augenblicke kam der General auf Heine zu, und Agnes wurde durch ihre Pflichten als Wirthin in Anspruch genommen.

Heine hielt sich den ganzen Abend über zu den Herren. Nach dem Thee wurde bei dem Klange eines Fortepiano's, einer Geige und einer Flöte getanzt, aber sobald die ersten Töne erklangen, setzte sich Heine mit dem General, dem Professor Blumenbach und einer alten Dame zu einer Whistparthie nieder.

Nach einer Weile trat Agnes hinter seinen Stuhl und sagte vorwurfsvoll: „Sie tanzen nicht?“

„Sie sehen, mein Fräulein, daß ich anderwärts in Anspruch genommen bin, auch ziehe ich das Spiel dem Tanz

bei weitem vor," erwiderte er kalt und kurz und spielte einen Atout aus.

Agnes ging weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Als nach zwei Stunden die Whistpartie zu Ende war und Heine einsam an einen Pfeiler gelehnt stand, gesellte sich Agnes zu ihm und sagte mit einem sanft bittenden Blick:

„Werden Sie auch jetzt nicht tanzen, Herr Heine?"

„Nein, mein Fräulein, ich werde auf dieses Vergnügen verzichten."

„Und warum denn?"

„Weil wir Juden," sagte er langsam und sehr betonend, „ungeschickt zu körperlichen Uebungen sind, und weil es Damen giebt, welche die Schmach, mit einem Juden getanzt zu haben, für so groß erachten, daß sie die Berührung desselben durch kölnisches Wasser abzuwaschen suchen."

„Wie, Sie wissen um meine unverzeihliche Uebereilung?" rief Agnes im höchsten Schrecken, indem sie schneebleich wurde.

„Ich weiß Alles, mein gnädiges Fräulein, und will Ihren Judenhaß nicht durch Zudringkeit vermehren."

„O, mein Gott! verzeihen Sie mir," flehte Agnes mit Innigkeit, „ich war ein dummes Geschöpf, als ich mich so unpassend benahm; ich kannte Sie nicht, hielt Sie für einen bedeutungslosen Menschen, wußte damals nicht, daß Sie der Dichter jener Lieder sind, die mich bezaubert haben ... O, über Ihren Werth vergißt man den Juden ... sagen Sie mir, daß Sie mir meine Unbesonnenheit verzeihen."

„Mein Fräulein, nehmen Sie sich zusammen, man beobachtet uns," sagte er leise und dringend, aber im Geheimen lachte er, es war ihm gerade recht, daß er und das Fräulein Aufmerksamkeit erregten.

Agnes richtete sich stolz auf.

„Was kümmert mich die Meinung der Welt, wo es

sich um Ihre Achtung handelt, die allein Werth für mich hat," rief sie mit hochwogender Brust. „Doch Sie haben Recht," fuhr sie fort, „man muß den Böswilligen keinen Stoff zu Lästerungen geben — finden Sie sich daher morgen Abend, sobald es dunkelt, auf dem Walle rechts von der Allee ein, ich muß Sie sprechen. Werden Sie kommen?"

„Da Sie es befehlen, werde ich pflichtschuldigst erscheinen," erwiderte er mit einem zweideutigen Lächeln.

Agnes entfernte sich. Beide sprachen sich im Laufe des Abends nicht mehr.

Als es am folgenden Tage anfing zu dämmern, fand sich Heine pünktlich bei dem ihm gegebenen Rendezvous ein. Er mußte warten. Endlich kam Agnes, in einem dunkeln Anzuge und tief verschleiert. Die Wälle waren menschenleer, nur hie und da kam ein Student mit einem Frauenzimmer zur Seite, zu der er sich am Tage nicht bekannt haben würde. Agnes und Heine schritten schweigend dahin; die junge Dame athmete tief und schwer, ihr Gemüth war in der höchsten Aufregung. Endlich sagte Heine:

„Sie haben mich hierher beschieden, mein gnädiges Fräulein, um mir eine Mittheilung zu machen."

„Ja, so," rief sie gepreßt, „gönnen Sie mir nur Zeit, mich erst zu fassen, meine Gedanken zu sammeln."

Sie gingen wieder eine Strecke, dann hob Heine abermals an:

„Mein Fräulein, ich bin bereit zu hören."

„Mein Gott, sind Sie denn so gar ungeduldig?"

„Der Aufenthalt im Freien ist eben nicht der angenehmste, der Abend ist kühl, die Luft ist voll feuchter Dünste."

„Da fürchten Sie wohl, Ihr Herz zu erkälten."

„Warum gerade das Herz? — Oder hätten Sie es vielleicht darauf abgesehen?" sprach er scharf betonend. „Das fällt

mir schwer zu glauben, denn ich bin kein eitler Geck, mein Fräulein ... ich gehöre ja zu dem verachteten Judengeschlecht, das nicht übermüthig werden darf."

„O," rief Agnes außer sich, „o, muß ich denn die unbesonnene Aeußerung eines in Standesvorurtheilen auferzogenen Mädchens ewig vorwurfsvoll vor meinen Ohren klingen hören? Können Sie denn nicht vergessen, was ich seitdem mit bitteren Thränen in schlaflosen Nächten bereut habe? Was kümmert es mich jetzt, ob Sie ein Jude oder ein Heide sind, ich schätze nur den Werth des ungewöhnlichen Menschen in Ihnen, und das ganze Ziel meines Strebens, ist, Ihre ..."

Sie hielt stockend inne.

„Fahren Sie fort," sagte der unbarmherzige Mensch mit eisiger Kälte.

Da stieß Agnes mit Mühe und unter furchtbarem Herzklopfen die Worte hervor:

„Das ganze Ziel meines Strebens, ist, Ihre ... Hochachtung zu erringen."

Mit diesen Worten fiel ihr eine Bergeslast von der Brust, und in feurigen Worten schilderte sie nun den Zustand ihres Gemüthes. Sie erzählte, wie von dem Augenblicke an, da sie erfahren, daß er der Dichter Heine sei, eine Umwandelung mit ihr vorgegangen und er für sie ein ganz anderer Mensch geworden sei; wie sie sich seitdem unablässig mit seinem Bilde, mit seinen Gedichten habe beschäftigen müssen — wie er der Gedanke ihrer Tage, der Traum ihrer Nächte sei.

In der Hitze ihrer Darstellung hatte Agnes den Schleier zurückgeschlagen. Der Mond war indessen hinter Wolken hervorgekommen, und sein volles Licht fiel auf ihr von innerer Aufregung geröthetes Gesicht: sie war wunderbar schön; auch betrachtete Heine sie mit stiller Bewunderung, aber sein Mund blieb verschlossen und schweigsam.

„Nun," sagte sie endlich in bebender Erwartung, „nun,

habe ich mich denn noch nicht deutlich genug ausgedrückt? werden Sie mir jetzt verzeihen?"

„Ich verzeihe Ihnen," sagte er mit komischem Pathos und reichte ihr die Hand. „Aber, mein gnädiges Fräulein, ich kann doch unmöglich glauben, daß die Erflehung meiner Verzeihung der alleinige Zweck Ihres Hierherkommens war."

„O," rief sie, und schlug die Hände vor das in Scham erglühende Gesicht, „verstehen Sie mich denn noch immer nicht, oder wollen Sie mich nicht verstehen."

„Ich muß gestehen, daß ich etwas schwer von Begriff bin," sagte er höhnisch.

„Sind Sie denn ein Mensch, oder sind Sie ein Eisblock, den das Polarmeer hierhergespült hat, der ..."

„Der weniger zum Umgang für die Damen, als für Eisbären taugt, — wollen Sie wohl sagen?" fiel ihr Heine lachend in die Rede.

Agnes schüttelte heftig den Kopf, dann rief sie sehr erregt:

„Wollen Sie mich denn gar nicht verstehen? Muß ich es denn deutlich aussprechen, daß ..."

Sie hielt stockend ein.

„Ich bitte um geneigte Fortsetzung, mein gnädiges Fräulein."

„Daß ich Sie liebe," hauchte das gefolterte Mädchen fast tonlos.

„Diese Erklärung ist klar wie Quellwasser, und ich verstehe sie vollkommen wohl," rief Heine mit verhaltenem Jubel, aber Agnes verstand die Bedeutung seiner Worte nicht mehr, ihre physischen und moralischen Kräfte waren jetzt zu Ende, sie schloß erbleichend die Augen; es war ihr plötzlich, als wären ihre Adern mit Blei gefüllt, sie glitt an Heine nieder und lag in halber Ohnmacht vor ihm auf den Knieen.

Heine ließ sie einige Secunden lang liegen, seine Augen

weideten sich an der demüthigen Stellung des jungen Mädchens, sein Herz schwelgte in dem Gefühl des befriedigten Stolzes, dann hob er sie auf und führte sie sanft nach einer Bank, auf der er sich an ihrer Seite niederließ.

Er schlang den rechten Arm um ihren in Wonneschauer erbebenden Körper, und mit der Linken ergriff er ihre Hand, die er sanft drückte.

Agnes legte ihr Haupt an seine Brust und schwelgte in dem Gefühl einer unaussprechlichen Seligkeit. Nach einer Weile sagte Heine mild:

„Du liebst mich also, Agnes?"

„Unaussprechlich," rief sie mit Feuer.

„Du liebst mich in dem Maße, daß Du mir Alles aufopfern würdest?"

„Unbedingt Alles."

„Das ist viel gesagt. Würdest Du mich denn auch heirathen?"

„Es wird mir die höchste Ehre sein und ist das Ziel aller meiner Wünsche, Deine Gattin zu werden."

„Selbst wenn ich ein Jude bliebe?"

Agnes schwieg einen Augenblick, dann sagte sie fest:

„Auch dann will ich die Deine sein."

„Dann müßtest Du aber zu meinem Glauben übertreten."

„Wenn es sein muß, soll auch Das geschehen, Dein Gott soll der meine sein."

„Oder," fuhr er fort, „oder wir müßten, da sich unsere Gesetze der Verbindung eines Juden mit einer Christin widersetzen, eine Zufluchtsstätte in Amerika suchen, wo die Sitten toleranter sind."

„Ich werde Dir bis an das Ende der Welt folgen, mein Geliebter; für Dich ist mir kein Opfer zu schwer."

„Wir werden aber viel entbehren müssen. Bedenke, Du opferst mir Deine Stellung, Deine Standesvorurtheile, Deine

Verwandten, vielleicht den Segen Deiner Aeltern, und ich werde Dir nichts dafür bieten können, als Mangel und Entbehrung bei harter Arbeit, denn ich bin nicht reich, ich werde als einfacher Landbauer dort leben müssen. Willst Du ein solches Loos mit mir theilen?"

„Mit Dir theile ich jedes Schicksal," rief Agnes liebeglühend aus. „Uebrigens werden wir nicht Noth zu leiden haben, da ich zwanzigtausend Thaler in Staatsobligationen besitze, die mir meine verstorbene Tante auf ihrem Sterbebette schenkte; auch besitze ich für einige tausend Thaler Schmuck und Pretiosen."

„Und das Alles willst Du mir opfern?"

„Was mein ist, ist Dein!"

„Das ist viel, das ist wirklich viel von Dir," rief er, fast gerührt von so viel Opferwilligkeit. Er breitete die Arme auf, Agnes sank hinein, und die Lippen der beiden jungen Leute vermählten sich in einem langen Kusse.

Aber bald erlangte der Geist des Bösen wieder Macht über Heine, er machte sich plötzlich los von Agnes, erhob sich von der Bank, blieb mit gekreuzten Armen stehen und sah das arme Mädchen mit so giftigem Spotte an, daß es bis in die innerste Seele vor seinem veränderten Aussehen erschrak.

„Heinrich, was wandelt Dich an?" rief sie angstbebend, „eben warst Du noch so zärtlich, und jetzt siehst Du aus, als ob Du mich gar nicht liebtest."

Heine schlug ein teuflisches Spottgelächter auf.

„Man soll zwar das Glück nicht abschrecken, wenn es uns heimsuchen will, aber ich verzichte darauf," sagte er so schneidend scharf, wie ein Scheermesser. „Nein, mein gnädiges Fräulein, nein, ich liebe Sie auch nicht, ich werde nie ein Weib lieben, das mir sein Herz auf dem Teller präsentirt. Das züchtige Weib darf den Mann nicht suchen, es muß sich von ihm suchen lassen. Wer von mir geliebt sein will, muß

mich en canaille behandeln — merken Sie sich Das zur Abkühlung bei künftigen Anwandlungen von Liebesgluth. — Revanche wollte ich haben für die mir angethane Beleidigung, und diese ist mir in vollem Maße geworden — ich habe die Ehre, Ihnen dafür zu danken, mein gnädiges Fräulein. O, die Rache schmeckt doch süß, sie ist ein feuriger Göttertrank."

Agnes starrte den Sprecher an, als ob sie den Sinn seiner Worte gar nicht zu fassen vermöge, dann stieß sie einen gellenden Angstschrei aus, erhob sich, und nachdem sie einen jammervollen, wie um Hülfe flehenden Blick gegen Himmel geworfen hatte, stürzte sie, wie vom Wahnsinn getrieben, oder von den Furien verfolgt, den Wall hinunter, ohne zu bemerken, daß sie den Schleier, den Hut und endlich auch den Pelz verlor, rannte über den Alleeplatz nach der Wehnder Straße, mitten durch die Leute, die ihr erstaunt nachsahen. Heine folgte ihr von Weitem nach, ohne sie aus den Augen zu verlieren, bis sie hinter der Thür an dem Hause ihres Onkel verschwand.

Leiden und Freuden in Berlin.

Nach dem Vorfall mit Agnes wurde der Aufenthalt in Göttingen täglich drückender für Heine, und so entschloß er sich kurzerhand, ihn mit Berlin zu vertauschen, wo er seine Studien mit regem Fleiße wieder aufnahm und sich bald heimisch fühlte, weil es ihm gelang, dort sogleich in Kreise zu kommen, wie sie seinen geistigen Anforderungen zusagten und entsprachen.

„Nun, wie gefällt es Ihnen in Berlin?“ fragte Frau von Varnhagen, die bekannter ist unter dem Namen Rahel, eines Tages den jungen Dichter.

„Soll ich aufrichtig sein, gnädige Frau?“

„Gewiß, ich liebe Aufrichtigkeit in allen Dingen.“

„Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß ich Berlin für ein großes Krähwinkel halte.“

„Wie, die Hauptstadt des Staates der Intelligenz halten Sie für ein Krähwinkel?“ rief Rahel fast betroffen.

„Ja, gnädige Frau, denn in allen großen Städen findet man ein Volk, in Berlin aber nur Gebildete und Pöbel, daher ist auch kein Volkssinn, keine Volksfeste und keine Volksbühne in Berlin.“

„Und daraus schließen Sie —?“

„Daß hier der Schein mehr gilt, als die Wirklichkeit, was schon die Berliner allgemeine Redensart: M a n s o t h u n! andeutet.“

Rahel lehnte sich in ihren Sessel zurück und sagte gedankenvoll:

„Allerdings sind die Berliner ein eigenes Volk. Wissen Sie, wie Saphir Berlin im Vergleich mit Wien characterisirt?"

„Nein, ich weiß es nicht."

„So will ich es Ihnen sagen. Er vergleicht beide Städte höchst treffend mit einer Straßenscene in beiden Residenzen. Er sagt: Zwei Schusterjungen raufen sich in der Himmelpfortgasse, es versammelt sich eine Menge Menschen, die sich bemüht, sie auseinander zu bringen; sie sagen: Ta, Buabn, seid's g'scheidt, gebt's a Fried', ihr Schlankeln! Seid's ruhi! (ruhig). — In Berlin balgen sich in der Königsstraße zwei Straßenjungen. Es versammeln sich Leute und hetzen sie noch mehr aneinander. Der Eine ruft: Haltet man fest! Der Andere schreit: Gieb dem Racker eens auf's Obercapitolium. Man zu, drauf los, und so weiter!"

„Der Mann hat Recht," rief Heine, der sich mit dem Stuhl hinten überbeugte und sich darauf wiegte, wie ein ungezogener Engländer, „ganz Recht hat der Mann, denn so verfeinert sich ein analoges Benehmen bis zu den Kunst- und literarischen Straßenbuben hinauf. Wissen Sie, was mir hier noch ganz besonders zuwider ist, gnädige Frau?"

„Nun, was ist's?"

„Es ist die grasirende Theaterwuth. Jede Unterhaltung dreht sich um Schauspieler und Sängerinnen, alle Federn schreiben über die Bühne, und was sagen Sie zu dem Unsinn, den ein überschwenglicher Balletkritiker unlängst in die Welt sandte, indem er von irgend einer Tänzerin behauptete: sie habe Goethe getanzt."

Rahel zuckte die Achseln.

„Ist es nicht eine Schande, daß gute Tänzerinnen mehr gelten, als gute Minister," hob Heine wieder an, „obgleich die letzteren den Kopf anstrengen müssen, während jene nur die

Füße in Bewegung zu setzen brauchen. Wenn in der Oper Ferdinand Cortez die Elephanten aufmarschiren nach dem Tact der Ambosmusik, so hat das Publicum mehr Freude daran, als an der ganzen übrigen, herrlichen Musik des Componisten. Es will mich zuweilen bedünken, als wäre ganz Berlin in ein großes Irrenhaus verwandelt."

„Das ist denn doch ein zu kühnes Urtheil."

„Es ist nicht zu viel gesagt, beste Frau, denn hier muß man die Metropole der Kunst und Wissenschaft, wie die Berliner ihre Stadt gern nennen hören, nicht nur für ein großes Irrenhaus halten, sondern man steht selbst in Gefahr, dem Wahnsinn zu verfallen. Bedenken Sie, daß, seit ich im Beginne des Märzmonats das Straßenpflaster der staubigen Residenz zum erstenmal betrat, ich wahrnehmen mußte, daß die Freischützopernwuth in allen Schichten der Gesellschaft herrscht. Von früh Morgens bis spät in die Nacht, werde ich durch das Lied vom Jungfernkranz verfolgt. Bin ich in der besten Laune aufgestanden, so wird doch gleich meine ganze Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den Jungfernkranz zwitschernd, an meinem Fenster vorüberzieht. Eine Stunde später steht die Tochter meiner Wirthin auf und begrüßt den Morgen mit dem Absingen des Jungfernkranzes. Mein Barbier poltert die Treppe herauf und singt dabei: Veilchenblaue Seide! — die kleine Wäscherin kommt mit Lavendel, Myrth' und Thymian! So geht es fort, mein Kopf dröhnt, ich halt's nicht aus, stürze aus dem Hause, werfe mich in eine Droschke, damit ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Ich steige aus. Ist das Fräulein zu sprechen?" Der Diener läuft, die Thür fliegt auf, die Holde sitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem süßen:

Wo bleibt er denn, der Freiersmann
Ich kann ihn kaum erwarten.

„Sie singen wie ein Engel," rufe ich mit krampfhafter

Freundlichkeit. — „Ich will nochmals von vorn anfangen," lispelt die Allzugütige, und sie windet wieder den Jungfernkranz, windet, windet, bis ich mich selbst vor unsäglicher Qual wie ein Wurm winde, und vor Seelenangst ausrufe: „Samiel, hilf!" Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem dröhnenden Gesang, und lispelt: „Was fehlt Ihnen, Bester?" — Es ist pures Entzücken, mein Fräulein, ächze ich mit einem forcirten Lächeln. — „Sie sind krank," lispelt sie, „gehen Sie nach dem Thiergarten." — Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze hinaus — und bin erlöst."

Frau von Varnhagen, die während seiner Erzählung nicht aus dem Lachen gekommen war, fragte nun, ob die Erlösung denn von langer Dauer gewesen sei.

„Leider nein," erwiderte Heine; „hören Sie weiter die Odyssee meiner Leiden. Ich werfe mich in die erste beste Droschke, rolle nach dem Brandenburger Thor, steige aus und laufe in den Thiergarten. Da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: Wir winden Dir den Jungfernkranz. Nun verläßt mich das vermaledeiete Lied den ganzen Tag nicht. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit der veilchenblauen Seidenschnur gewürgt. Hier wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort von einem Blinden herunter gefidelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten, ein Gröhlen, ein Fistuliren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasperlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich zur Abwechslung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir

entgegen, ein Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja, ich glaube gar, die Hunde auf der Straße bellen ihn."

„Nun gerathen Sie auf den Weg der Uebertreibung," rief Rahel unter fortwährendem Lachen.

Heine wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und hob dann wieder an:

„Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der Geliebten, denn — Sie verzeihen, gnädige Frau — aber ein Liebchen muß ein Student immer haben, sonst ist er kein echter Musensohn — sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar — da, auf einmal fängt die Unglückselige an zu singen: Wir winden Dir den Jungfernkranz. In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwird nach Hause, werfe mich knirschend in's Bett, höre noch die alte Köchin mit zahnlosem Munde, den Jungfernkranz singend, heruntertrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke."

„Halten Sie ein, oder ich ersticke," rief Rahel in der unbändigsten Heiterkeit. Heine lehnte sich wie erschöpft in den Stuhl zurück und seufzte tief auf. Nach einer Weile fragte Rahel:

„Haben Sie sonst keine Ausstellungen an unserm guten Berlin zu machen?"

„O, noch die Hülle und Fülle," erwiderte er mit großer Lebhaftigkeit.

„So lassen Sie hören."

„Erstens verwerfe ich das Clauren-Delirium, das die Menschen erfaßt hat, welche noch immer nicht ablassen von der Anbetung ihrer Götzen, der die Mimilis und die unerträglichen Mädchen mit den Flaumenpatschchen erfunden hat. Es sind Abirrungen des menschlichen Geistes, wenn er solche Auswüchse der Literatur als lebensfähig anerkennt."

„Darin muß ich Ihnen vollkommen beistimmen," rief Rahel, „die Clauren'schen Romane sind eine wahre Satyre auf den guten Geschmack. Doch, was haben Sie noch ferner zu tadeln?"

„Den Goethe=Cultus, verehrte Frau. Diese Goethe=Abgötterei, die einer der Haupttöne in dem ewigen Einerlei der hiesigen, sogenannten begabten Kreise ist, ist mir zuwider wie Gift. Nirgends ist dieser Götzendienst so sehr im Schwunge, als hier, und der alte Herr in Weimar schüttelt selbst bedenklich den Kopf darüber und brummte bereits in seinen zahmen Xenien.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich,
Ob die Andern verrückt sind.

„Lassen Sie mir den Goethe=Cultus ungehudelt," rief Rahel mit Wärme, „ich gehöre selbst zu den eifrigsten Verehrerinnen des großen Mannes."

„Ja so," erwiderte Heine mit einem ironischen Lächeln, „ich vergaß, daß Ihr Herr Gemahl der Hauptapostel und Erzpriester des Vereins ist, von dem die neue Lehre ausgehen soll in alle Welt — ja, daß er der Jünger ist, den der Meister liebgewonnen hat, — und er benutzt die Berliner Zeitungen als Missionsblätter."

„Spötter, wie dürfen Sie es wagen, meine Ohren dergleichen hören zu lassen," schalt Rahel, indem sie ihm einen leichten Schlag auf die Hand gab.

„Verzeihung," rief Heine mit erheuchelter Reue, „Varnhagen soll mir fortan heilig sein. Aber nicht wahr, den zweiten Johannes des hiesigen Apostelvereins, den Geheimerath Schultz, den geben Sie mir preis."

„Warum?" rief Rahel aufhorchend. „Was hat Ihnen Schultz gethan?"

„Er hat bei Goethe's letzter Geburtstagsfeier ein unverzeihliches Gedicht begangen, welches also anfing:

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So wohlig und frisch,
Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethen
Gebraten am Tisch,
Ein köstlicher Fisch."

„Nun ja, das war eine Eselei von Schultze," gestand Frau von Varnhagen zu. „Was aber Goethe betrifft, so ist er doch der erste jetzt lebende Dichter und der größte Mensch; ihm zu huldigen ist eine Ehrensache der deutschen Nation, das werden Sie zugeben."

„Nein, das gebe ich nicht zu, gnädige Frau!" widersprach Heine. „Ich halte Goethe weniger für einen großen Menschen, als für einen großen Egoisten; sein Ich ist seine Welt, Geld und Lorbeeren sind seine Götter; zu Beiden hat die deutsche Nation redlich ihr Scherflein beigetragen, das steht fest und er selbst bestätigt es in den Zeilen:

Mit unsern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publicum gaben
Das hat es uns tüchtig bezahlt."

„Sie sind ein Ketzer, den man zum rechten Goethe-Glauben führen muß."

„Geben Sie sich keine Mühe, gnädige Frau, Sie werden mich trotz allem Eifer nicht bekehren. Der Goethe mag seine Bahn wandeln, und ich will die meinige gehen, aber mich selbst überleben möchte ich nicht. Sehen Sie, Verehrteste, es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unsern Augen, Ansichts des ganzen Publikums alt wird. Wir haben dieses zwar weniger bei Wolfgang von Goethe gesehen, der den ewigen Jüngling mit Glück zu spielen versteht,

als bei August Wilhelm Schlegel, dem bejahrten Gecken. Wir haben es gesehen, nicht bei Adalbert von Chamisso, der mit jedem Jahr sich blüthenreicher verjüngt, aber wir sehen es bei Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmann, der jetzt ein alter Mensch geworden ist. O ihr Götter, ich bitte Euch nicht, mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jungen Geister ankläfft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig flennt. Laßt mich zu einem Greis werden, der die Jugend liebt und der, trotz der Altersschwäche, noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren. Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt."

Heine hatte diese Worte in dem Ton eines begeisterten Sehers gesprochen, jetzt erhob er sich und sagte, plötzlich zu dem Ton der höchsten Gleichgültigkeit übergehend.

„Jetzt habe ich Sie genug gelangweilt, und habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen, gnädige Frau!"

Rahel bat ihn, zum Thee zu bleiben, aber er ließ sich nicht halten, sondern er ging in die neue Friedrichstraße, wo er seine Wohnung Nr. 47 bei M. Moser hatte.

Er setzte sich an den Schreibtisch und beschäftigte sich mit der Durchsicht mehrer von ihm entworfener Tragödien, die er unter der Aegide eines Berliner Verlegers, nächstens dem Drucke zu übergeben dachte, und bei dieser Durchsicht beschäftigte ihn mehr als je, das Andenken Evelinens, des Engelsköpfchens im Rheinweingoldgrund, das ihm als Zuleima in seinem Almansor vorgeschwebt, die Erinnerung an die todte Maria, die er als Maria in seinen Ratcliffe verherrlicht hatte.

Ein literarischer Abend bei Elise von Hohenhausen.

Etwa ein Jahr später finden wir Heine in dem Salon der Regierungsräthin Elise von Hohenhausen, die selber eine anmuthige Dichterin und Uebersetzerin der Schriften von Walter Scott und Byron war, auch thätig mitarbeitete an dem von ihrem Manne, während seiner Wirksamkeit als Beamter in Minden, gegründeten Mindner Sonntagsblatt. Diese Dame, die damals zwei bis dreiunddreißig Jahre zählen mochte, war durchaus literarisch gebildet und vereinigte mit dieser Bildung Geschmack und ein gediegenes Urtheil. Sie pflegte allwöchentlich am Dienstag einen literarischen Thee zu geben, bei dem sich abwechselnd Alles versammelte, was in Berlin einigermaßen Anspruch auf geistige Bedeutung machen konnte. Auch Heine hatte durch Rahel Zutritt zu diesem auserwählten Kreise erhalten.

Die Hausfrau eine mehr interessante als auffallend schöne Dame, war noch allein, als er in den hell erleuchteten, einfach, aber geschmackvoll möblirten Saal trat, in dem der Geist der Gemüthlichkeit zu walten schien.

„Nun," rief sie ihm entgegen, „Ihre Tragödien sind mir heute von dem Buchhändler zugeschickt worden, ich hatte aber noch nicht Zeit, deren Lectüre zu beginnen."

„Sie haben kaum die Presse verlassen," erwiderte Heine.

„Sie werden es erleben, gnädige Frau, daß man sie sehr herunter reißen wird, und doch will ich Ihnen im Vertrauen gestehen, daß sie gut sind, daß sie weit besser sind, wie meine Gedichtsammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist."

„Sagen Sie Das nicht," fiel ihm Frau von Hohenhausen schnell in die Rede, „wir haben Ihre Gedichte einen großen Genuß gewährt, es ist viel Schönes und Wahres darin enthalten."

„Nun ja, sie sind wie Walderdbeeren, Manches ist gewürzig darin, nur haben sie auch die Fehler dieser Frucht, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Unsere beau monde liebt aber mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgenüsse, und die rohe Menge liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen."

„Nun, nun, gar so arg mag es denn doch wohl nicht sein," sagte die Regierungsräthin mit sanfter Stimme, „doch Sie lieben es, mit starken Farben aufzutragen. — Was ich sagen wollte, kennen Sie einen gewissen Karl Immermann, dessen poetische Erzeugnisse einiges Aufsehen zu machen scheinen?"

„Persönlich kenne ich ihn nicht, aber als Dichter schätze ich ihn sehr," erwiderte Heine und setzte mit Ueberzeugung hinzu: „Vor diesem Menschen müssen Viele den Hut abziehen, und ich zuerst. Das ist eine kräftig leuchtende Dichtergestalt, wie es deren Wenige giebt."

„Es freut mich, Das aus Ihrem Munde zu hören, denn auch ich verspreche mir viel von ihm, und werde Sie, da er mich, wenn er aus Westphalen hierher kommt, zuweilen besucht, mit ihm bekannt machen."

„O, thuen Sie Das," rief Heine feurig, „Sie werden mich sehr dadurch verbinden."

„Wie ich höre, sind Sie Mitglied des von Eduard Gans

Karl Zunz und Moses Moser gestifteten Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden."

Heine verbeugte sich bejahend.

„Sie sollen neulich einen höchst anziehenden, zunächst an die israelitischen Frauen gerichteten Vortrag gehalten haben."

„Haben Sie davon gehört!" rief der junge Mann erregt. „Es ist mir lieb, wenn mein Vortrag gewirkt hat. Ich gedenke meine Zeitschrift unter dem Titel: „Der Rabbi" zu begründen."

„Das wird von Interesse sein," meinte Frau von Hohenhausen, „davon müssen Sie mir mehr erzählen."

Jetzt fanden sich nach einander die Gäste der Hausfrau ein. Zuerst kam, seine Frau am Arme führend, Varnhagen mit der feinen, aristokratischen Miene; dann Adalbert von Chamisso, dem das lange, graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte, Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Colorit, den stolz gewölbten Brauen über den dunkeln Augen, an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelssohn, übersprudelnd von Witz und gutgewählten Anecdoten, fand sich auch ein, eben so der Maler Wilhelm Hänsel*), Leopold von Ledebour**), ein studirender Lieutenant, der Dichter Apollonius von Maltitz***), Graf Georg von Blankensee, der ritterliche Sänger. Ludwig Robert und seine schöne Gattin Friederike. Amalie von Helvig, die Uebersetzerin der Frithjofssage, Helmine von Chezy, die fahrende Meistersängerin, Frau von Bardeleben, die Freundin Raumer's, Frau von Meldow; doch unter allen anwesenden Frauen nahm Rahel unstreitig den ersten Platz ein.

---

*) Später Professor, gestorben 1861.
**) Jetzt ein bekannter Historiograph.
***) Jetzt russischer Gesandter in Weimar.

So wie sie erschien, ging ihr Heine entgegen, küßte ihr die Hand und rief: „Da kommt meine angebetene Muse!“ dann führte er sie zu einem Sitz, und nachdem er sie von Hut und Mantel befreit hatte, nahm er an ihrer Seite Platz.

Als die Gesellschaft beisammen, und der Thee eingenommen worden war, wurden die neuesten Erscheinungen in der Literatur besprochen, kritisch beleuchtet und beurtheilt; hierauf wurde Heine gebeten, irgend ein von ihm verfaßtes Gedicht vorzutragen.

Ohne sich lange nöthigen zu lassen, las er ein überschwengliches Liebesgedicht vor, welches mit den Worten schloß:

Und laut aufweinend stürzt' ich mich zu ihren süßen Füßen.

Ein homerisches Gelächter ertönte, welches den jungen Dichter ganz außer Fassung brachte.

„Die Füße waren wohl von Zuckergebäck, mein lieber Heine,“ spottete Chamisso.

„Ja, sie kamen direct aus Stehly's Conditorei,“ erwiderte Maltitz.

„Nein, das nicht, sondern die von Heine geliebte Dame hatte die Zuckerkrankheit, deshalb fand er ihre Füße so süß,“ sagte Ludwig Robert mit der ernsthaftesten Miene von der Welt.

„Es steht Jedem frei, die Füße seiner Geliebten so zu finden, wie er eben Lust hat,“ rief der Lieutenant von Ledebour, „warum sollte dieses Recht nicht auch Herrn Heine gestattet sein.“ —

„Sie hatte vielleicht Füße von Honigkuchen,“ witzelte Helmine von Chezy.

„Dann müßte sie ja brauner wie ein Indianer gewesen sein,“ meinte der Philosoph Bendavid. „Vielleicht hat er die Braut aus dem hohen Liede gemeint, von deren braunem Teint ja auch Salomo spricht.“

Rahel hatte indessen den Dichter, der sein Gedicht, in

der Mitte des Zimmers stehend, vorgelesen hatte, wieder an ihre Seite gewinkt und sagte milde:

„Heine, solchen Unsinn dürfen Sie nicht wieder schreiben."

„Warum nicht?" rief ihr Bruder Robert, der ihre Aeußerung gehört hatte. Nach der Behauptung eines großen Geistes*) ist die Begeisterung des Dichters ein süßer Wahnsinn — Wahnsinn aber und Unsinn, Rahel, sind Geschwister, und so rief bei Heine der süße Wahnsinn den süßen Unsinn hervor, und die ganze Süßigkeit warf sich auf die Füße von Heine's Geliebten, und wahrscheinlich bekam er diese Süßigkeit in einem Kusse auf die mehrerwähnten Füße zu schmecken, und so soll ihm der süße Genuß wohl bekommen."

Heine, der sein Gedicht bisher beschämt und ingrimmig in der Hand herum gedreht hatte, zerriß es jetzt in kleine Stücke, die er mit den Worten: „So thue ich Buße!" zu Rahel's Füßen niederwarf.

Diese belobte ihn für diese Selbstüberwindung, dann neigte sie sich zu seinem Ohr und flüsterte:

„Sie haben ein großes Talent, Heine, welches aber erst in Ihnen reifen muß, sonst wird's inhaltleer und höhlet zur Manier aus; auch haben Sie den großen Fehler, zu glauben, was Ihnen entschlüpfe, und was Sie sagen, sei eben gut genug für die Menschen."

„Ich wage es nicht, Ihnen zu widersprechen, und nehme Sie fortan als meine Patronin an, wenn Sie es sein wollen," erwiderte er unterthänig.

„Gut, ich will es sein," sagte Rahel, nachdem sie sich einen Augenblick bedacht hatte, „aber seien Sie darauf gefaßt, daß ich Ihnen nichts durchlassen werde: Ich will künftig alle Ihre Sachen vor dem Drucke sehen, und werde scharf tadeln."

---

*) Shakspeare's.

„Darauf gehe ich ein," rief er rasch; „Sie sind mir immer eine liebreiche Freundin, die mir stets die unermüdlichste Theilnahme widmet und sich oft nicht wenig für mich ängstigt in dieser Zeit meines jugendlichen Uebermuths, da die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzt, als erleuchtet."

Jetzt wandte sich Frau von Hohenhausen an die Gesellschaft mit den Worten:

„Herr Heine hat in unserer Mitte einen Einbruch erlitten, den er vielleicht nicht völlig verdient hat, denn das Gedicht war schön, bis auf den etwas überschwenglichen Schluß: Herr Heine wird nun die Güte haben, uns eine seiner Tragödien vorzulesen, und wird sich damit glänzend rächen für den ihm vorhin widerfahrenen kleinen Unfall."

„Oder noch ärgeres Fiasco machen," antwortete Heine, dennoch griff er, dem Wunsch der Hausfrau entsprechend, lächelnd zu dem Buche und begann sein Trauerspiel Almansor vorzulesen.

Als er fertig war, waren die Meinungen getheilt; der Eine überhäufte ihn mit Lobsprüchen, der Andere übergoß ihn mit der Lauge seines scharfen Tadels. Heine hörte Alles gleichgültig an, denn seine Blicke weilten eben mit Bewunderung auf den schönen Zügen der Frau Robert. Von ihren Reizen begeistert, drängte es ihn, ein Gedicht auf sie zu machen, er zog sein Taschenbuch hervor, aber er fand weder ein unbeschriebenes Blatt Papier, noch einen brauchbaren Bleistift. Er erbat sich daher das nöthige Material von der Hausfrau, die ihn in ein Nebenzimmer an ihren Schreibtisch verwies.

Kaum hatte er den Salon verlassen, als die Meinungen über ihn sehr ungenirt laut wurden.

„Das Talent dieses Menschen ist ein ungezügeltes Roß, das sich nie Zaum und Gebiß wird anlegen lassen," äußerte sich Maltitz.

„Talent ist ihm gewiß nicht abzusprechen," warf Varn=

hagen bedächtig hin, „aber er wird wohl auf ganz eigenthümlichen Bahnen dahin stürmen.“

„Eigenthümlichkeit soll ja eben das Gepräge des Dichters sein,“ warf ihm Adalbert von Chamisso ein, „aber wer kann sagen, was aus dem jungen Manne werden wird, da es zu jeder Zeit schwer ist, das Talent in der Knospe zu würdigen, und Heine's Talent liegt doch eben noch in der Knospe.“

„Immermann's Talent hat sich auch noch nicht zur Dichterblume entfalten können,“ rief der Lieutenant von Ledebour dazwischen, „auch er hat den rechten Sonnenschein noch nicht gefunden, der die herbe grüne Knospe sprengt, aus der sich die Purpurblüthen seines Namens entfalten werden — aber bei Diesem wenigstens, wird der sprengende Sonnenschein nicht ausbleiben, dafür möchte ich mich mit meinem Leben verbürgen.“

„So halten Sie Heine für geringer als Immermann,“ rief Frau von Hohenhausen mit flammenden Augen.

„Allerdings, gnädige Frau!“ versetzte der Lieutenant, „Immermann hat sich bereits in einer Weise entwickelt, die Großes für die Zukunft verspricht. Heine wird noch viel Weg zurückzulegen haben, bevor er ihn einholt.“

Es wurde nun viel hin und hergestritten über den Werth der beiden jungen Dichter, man nahm Partei für den einen oder für den andern, endlich rief Frau von Hohenhausen mit glühenden Wangen:

„Sie wissen Alle, wie werth mir Immermann ist als Mensch und Dichter, ich erkenne ein immenses aber ungeregeltes Talent in ihm; allein es ist meine feste Ueberzeugung, daß Heine ihn überflügeln wird. Wie Ihnen allerseits bekannt ist, beschäftige ich mich eben mit der Uebersetzung der Gedichte des gefeierten Britten, Lord Byron, und ich habe mich gleichsam in dessen Geist völlig hineingelebt — nun, ich sage Ihnen und ich glaube mich in meiner Voraussicht nicht zu irren — Heine wird dessen Nachfolger in Deutschland werden.“

Diese Meinung fand den heftigsten Widerspruch; Maltitz verwarf sie geradezu als eine Unmöglichkeit; Andere, die der liebenswürdigen Hausfrau nicht offenbar widersprechen wollten, schüttelten ungläubig den Kopf.

„Heine's Talent wird Niemand in Abrede stellen können," rief endlich die Generalin Amalie von Helvig, „aber ob es sich zur höheren Bedeutung entfalten wird, oder nicht, muß erst die Zukunft lehren; inzwischen lasse ich mir die Rose seiner Poesie gefallen, nur möchte ich wünschen, daß sie nicht so sehr von den Stacheln des Sarkasmus umdornt wäre."

„Ich weiß nicht, woher es kommt," wandte sich Frau von Bardeleben an die ihr zur Seite sitzende Frau von Waldow, „aber so oft ich von einem neuen Dichter höre, empfinde ich dasselbe Grauen, als wenn ich plötzlich vor meinen Ohren rufen hörte: Da kommt wieder ein toller Hund."

„Der Vergleich ist nicht schmeichelhaft für unsere Zunft," rief Ludwig Robert lachend.

„In den meisten Erzeugnissen Heine's," ergriff nun Rahel das Wort, „schlägt eine reiche Lebensader, das lasse ich mir nicht wegdisputiren; er hat Das, was das Erste und Letzte beim Dichten ist: Herz und Seele, und Das, was daraus entspringt: eine innere Geschichte."

„Ich stimme meiner Frau bei," rief Varnhagen, „Heine's Gedichten, die allerdings auch ihre Schwächen haben, merkt man es an, daß er ihren Inhalt einmal stark durchempfunden und durchgelebt hat. Mit kecker, fast dramatischer Anschaulichkeit, zeichnet er die Zustände seines Innern."

„Mir kommt es wie eine schwere Last des Schicksals vor, in unsern Tagen mit poetischem Talente geboren zu sein," sagte Frau von Helvig. „Alles Andere, wodurch die Menschheit gefördert wird, vermag eher sich gewaltsam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poesie will den guten, weichen Boden im Herzen der Zeitgenossen, um sich ganz gesund entfalten zu können."

„Es ist zu allen Zeiten das Loos der Dichter gewesen, daß sie sich mußten hudeln lassen," warf ihr Rahel ein.

„Allerdings sind auch unsere größten Geister von rohen Gemüthern derb mißhandelt worden," ließ sich Chamisso vernehmen, „aber es ist auch gewiß, daß Jeder von ihnen, einen Kreis guter Menschen um sich versammelte, der mit der rührendsten Theilnahme an ihm hing, und allen seinen Schritten folgte."

„Jetzt hat sich Das umgekehrt," rief Varnhagen. „Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, aber die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das weltliche Evangelium, wie Goethe die Poesie nennt, ist so groß, daß ihr nur ebenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abspricht, an die Seite gesetzt werden kann."

In diesem Augenblick kam Heine wieder aus dem Nebenzimmer. Er hielt ein beschriebenes Blatt Papier in der Hand, kniete vor Friederike Robert nieder, und reichte es ihr dar, indem er sagte:

„Verlassen Sie Berlin mit seinem dicken Sande, seinem dünnen Thee und seinen überwitzigen Leuten: kommen Sie mit nach Indien, wo Ambradüfte ihren Duft verbreiten, Pilgerschaaren nach dem Ganges ziehen; dort, wo Palmen wehen, wo Lotusblumen zu Indea's Burg emporblühen, dort will ich zu Ihren Füßen sinken und Ihnen sagen: Madame, Sie sind die schönste aller Frauen!"

Friederike blickte ihn mit einem süßen Erröthen an, ohne zu wissen, was sie zu dieser öffentlichen Huldigung sagen sollte, endlich rief sie lachend:

„Ei, können Sie mir denn Das nicht auch in Berlin sagen?"

„Nein," rief er feurig, „nur wo die Antilopen springen und stolz gespreitzte Pfauen schreiten, nur wo der Kolibri aus neuen Blumengeschlechtern hervor flattert, nur dort kann ich Ihnen sagen: Ja, Du bist schön, Du Schönste aller Schönen,

denn in Deinen Zügen lauscht Gott Kama und haucht liebliche Gesänge aus ihnen, Wassant liegt auf Deinen Lippen und in Deinen Augen entdecke ich neue Welten."

Und wieder hielt er ihr das Papier in seiner Hand hin, das ihm Friederike, hold erröthend, abnahm mit der Frage: „Was ist Das, Herr Heine?"

„Es ist eine der Schönheit und Anmuth dargebrachte Huldigung," erwiderte er, indem er sich erhob.

Friederike überlas das Gedicht mit flüchtigen Blicken und rief dann: „Das ist zu viel, Sie erzeigen mir mehr Ehre, als mir gebührt."

„Vorlesen! vorlesen!" tönte es von allen Seiten.

Ludwig Robert nahm das Papier aus den Händen seiner Frau und las das Sonnet vor, welches mit den Worten begann:

Fern an den Ufern des Ganges 2c.

und im wesentlichen dieselben Gedanken enthielt, welche Heine vorhin in Prosa vor Friederike ausgesprochen hatte.

Als der Vorleser geendigt hatte; belohnte ein wahrer Beifallssturm den jungen Dichter. Varnhagen klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Das haben Sie gut gemacht, Heine," rief er mit einem aufmunternden Lächeln, „dieses Gedicht ist Gold werth."

„Gold," rief der Dichter, mit einer höchst drolligen Miene, „Gold bekommt ein deutscher Dichter nicht zu sehen, er muß froh sein, wenn ihm mit Kupfer legirtes Silber für seine Geisteskinder zu Theil wird. — Ja, wenn ich den Pinsel führen, wenn ich die Wände mit bunten Bildern verzieren könnte, wenn ich kunstgerecht auf dem Klavier zu trommeln oder zu singen verstände, dann würden mir Herren und Damen Beifall klatschen und Gold würde mir zufließen, wie Wasser — allein da ich Poesie — die brodloseste aller Künste treibe, muß ich mich mit meinem eigenen Beifall begnügen, muß ich

wenn Andere sich in Champagner zu Göttern trinken, Durst leiden, oder ich muß ... pumpen."

Das Gelächter über diesen Vorfall war kaum verhallt, als Frau von Hohenhausen sagte:

„Wenn es den Herrschaften gefällig wäre, so wollen wir nun eine kleine Collation einnehmen."

In der Weinstube bei Lutter.

In der Weinstube bei Lutter ging es lärmend her, denn viele junge Schöngeister, welche für das excentrische Leben des überspannten, phantastischen Gerichtsraths Hoffmann, der durch seine Phantasiebilder in Callot's Manier, seine Elixire des Teufels und andere Werke sich einen bedeutenden Ruf als humoristischer Schriftsteller erworben hatte, begeistert waren, theilten dessen Nachtschwärmereien und gingen, wie er, von der Idee aus, daß der Geist sich um so freier und ungebundener erhebe, je mehr der Körper durch ein zügelloses Losstürmen auf die Gesundheit zu einem Schatten herabsänke. Dieses Leben war freilich von einer gewissen genialen Liederlichkeit nicht gar weit entfernt.

Hoffmann saß denn auch wie gewöhnlich, mit seinen Freunden, dem genialen Schauspieler Ludwig Devrient, und dem Bassisten Hillebrand, an einem aparten Tisch, und zeichnete in den Pausen zwischen dem Ausstürzen zweier Champagnergläser, überaus witzige Caricaturen, worüber Devrient ruhig lächelte, und der junge lebenskräftige Bassist überlaut lachte. Plötzlich sagte dieser:

„Devrient, was fehlt denn Ihrer Nichte? Madame Schröder-Devrient hat heute die Probe des Tancred absagen und sich krank melden lassen, und doch befand sie sich gestern

Abend noch bei der blühendsten Gesundheit. Welch' ein Leiden mag sie wohl so plötzlich überfallen haben?"

„An was sie leidet," brummte Devrient, „das will ich Dir sagen, Peter-Joseph ... wie kann ein vernünftiger Mensch, der in der civilisirten Welt lebt, Peter-Joseph heißen ... die schöne Wilhelmine, die mein Neffe Karl geheirathet hat, leidet, wie sie mir im Vertrauen sagte, an Berlin."

„An Berlin?" rief Hillebrand, „ist denn Berlin eine Krankheit?"

„Und was für eine!" rief Hoffmann lebhaft, indem er sich auf seinem Stuhle hin- und herdrehte, und die Augen flammen ließ, wie ein Paar Karfunkeln. „Diese Krankheit ist schon alt und ihre Symptome wurden schon oft des Langen und Breiten angeführt; auch Heilmittel versuchte man längst, doch waren es nur Palliative, das Radicalmittel steht erst noch zu erwarten, ein öffentliches Geheimniß ist es längst. Nur der Name dieser Krankheit ist neu, und Madame Schröder-Devrient gebührt das Verdienst, sie so benannt zu haben."

„Nun, die Krankheit scheint wenigstens nicht ansteckend zu sein," lachte Hillebrand, indem der große, schöne Mann den blonden Lockenkopf schüttelte, „ich für meinen Theil habe noch nichts davon gespürt."

„Wird noch kommen," sprach Devrient, „bleibt nicht aus. Alle nicht Eingeborenen müssen daran. Raupach wird gewiß melancholisch lächeln, wenn er von der Existenz dieser Krankheit hört, an der auch er schon lange leidet, und an der schon Viele gestorben sind. Er hat bisher immer nicht gewußt, woran er litt, nun wird es ihm klar werden."

„Es scheint," rief Hillebrand, „daß seine Stücke auch an Berlin leiden, und ihm wie diesen thut vielleicht eine Luftveränderung noth."

„Ja, ja, es hat seine Richtigkeit mit dieser Krankheit," rief Hoffmann und schnitt dabei die wunderlichsten Gesichter;

dann aß er einen Sardellensalat aus einer vor ihm stehenden kleinen Saladière, ließ den Pfropfen einer frischen Champagnerflasche, die der Kellner eben gebracht hatte, knallend an die Decke fliegen, schenkte die Gläser voll, und fuhr dann fort: „Diese Krankheit Berlin ist eine gefährliche Krankheit. Sie fängt mit einem hübschen und süßen Gefühle an, aber die Folge ist ein langes, einsames Elend. Ich habe sie schon einmal durchgemacht, aber ich habe manchmal Angst vor einem neuen Anfalle."

„Nun, es wird ja Mittel dagegen geben," meinte Hillebrand, und prüfte dann den Rest des Schaumweins, der sich noch in seinem Glase befand, mit Kennermiene auf der Zunge.

„Nein, es giebt kein Mittel dagegen," eiferte der sehr bewegliche Hoffmann, der während des Sprechens hüpfende Bewegungen machte, so daß er bald einem verliebten Frosch, bald einem in Verzweiflung gerathenen Floh glich; „es hilft keine Medicin dagegen," fuhr er fort, „kein Flanell, kein Transpiriren; sie setzt sich am Herzen an, wie ein Pilz. Ich sah neulich einmal Spontini wieder. Er hat gealtert, er sieht blaß aus; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte an die Krankheit Berlin denken."

Jetzt kam ein junger, jüdischer Componist in die Stube, der als sehr eitel bekannt war, trat zu der Gruppe an den Tisch, grüßte und sagte dann zu Hillebrand:

„Ich componire eben eine Oper, das wird ein Prachtwerk werden, und eine Baßpartie ist darin, ich sage Ihnen, magnifique ... Sie sollen sie singen, Herr Hillebrand, wenn sie wird kommen zur Aufführung."

Hillebrand steckte beide Hände in die Westentaschen, sah ihn an und fragte mit zweifelhafter Miene:

„Wird sie denn zur Aufführung kommen, Herr Levini."

„Ah, der Levi hat sich einen italienischen Schwanz angehängt," rief Hoffmann spöttisch, „das ist Recht, der deutsche

Kater würde sonst Nichts gelten und seine Katzenmusik würde ausgepfiffen werden."

„Katzenmusik!" rief der Componist beleidigt, „ich verbitte mir dergleichen Anzüglichkeiten, ich bin ein Künstler."

„Wer bloß Künstler ist, ist nur ein halber Mensch," erwiderte Hoffmann. „Sehen Sie, Männchen, keine Kunst hat engere Grenzen, als die Musik. Um das Gebiet derselben zu erweitern, achtet man die wirklichen Grenzen nicht und macht aus der Kunst Künstelei, und aus der Künstelei eine Stärke."

„Mein Herr Gerichtsrath," rief der erbitterte Musiker, „Sie führen eine Sprache, unter der ich Persönlichkeiten herauswittere ..."

„Und da wollen Sie mich auf den Fidelbogen herausfordern," fiel ihm Hoffmann sarkastisch in die Rede. „Immer zu, ich stehe meinen Mann und weiß diese Waffe zu handhaben, und weil ich etwas von Musik verstehe, so entblöde ich mich nicht, Ihnen zu sagen: Das wahre Gebiet der musikalischen Kunst ist beschränkt auf die Melodie, aber die Zeiten der Melodie sind einstweilen vorbei und die meisten Musikkünstler sind nur paraphrasirende Affen der alten, längst begrabenen Meister."

„Nein, das wird immer ärger, das kann ich nicht mehr hören," rief der junge Meister mit zornrothen Wangen.

„Wenn Sie meine Bemerkungen nicht hören und beherzigen wollen, so stopfen Sie sich die Ohren zu, oder heben Sie sich weg aus meiner Nähe," sagte Hoffmann barsch.

„Sie gehen in der That zu weit, Herr Gerichtsrath."

„Es steht Ihnen ja frei noch weiter zu gehen."

Aber der Componist regte sich nicht von der Stelle, er blieb viel mehr wie angewurzelt und sagte:

„Sie haben Unrecht, Herr Gerichtsrath, Sie haben wahrhaftig Unrecht, die Musik ist sehr gesucht und gewünscht, auch hat es nie so viele Componisten gegeben, als eben jetzt."

„Das sei Gott geklagt,“ rief Hoffmann lebhaft; „ja die Musikwuth grassirt unter den sogenannten Componisten, aber auf was beruht sie bei den Meisten?“

Da der Künstler die Antwort auf diese Frage schuldig blieb, so hob Hoffmann wieder an:

„Ich will es Ihnen sagen, die Musikwuth der meisten Tonkünstler beruht auf ihrer Leerheit. Die Musik bietet das geeignete Mittel etwas zu leisten, ohne Etwas zu sein, und zu unterhalten, ohne selbst Geist zu haben.“

„Ein solches Urtheil von Ihnen zu hören, ist mir sehr befremdend,“ sprach der junge Israelite, „Sie selbst sind Musiker, sind sogar Musikdirector gewesen, Sie sollten halten die Musik über Alles hoch.“

„Das thue ich auch, aber ich schätze nur die gute Musik, und selbst darin liebe ich Maaß und Ziel. Allzuviel Musik macht den Geist krank und verweichlicht den Character; Musik cum grano salis aber veredelt Beide.“

„Ein gutes Schauspiel ist mehr werth, als zehn gute und zwanzig schlechte Opern,“ ließ sich nun Devrient vernehmen; „die Oper ist die Klippe für die Musik und der Kirchhof für die Poesie.“

„Halt!“ rief Hillebrand, „jetzt muß ich für mein Handwerk in die Schranken treten, greift mir die Oper nicht an, die Millionen Menschen erfreut und ernährt.“

„Recht, Herr Hillebrand, recht,“ rief das jüdische Genie, „stehen Sie mir bei, helfen Sie mir brechen eine Lanze für die Musik, die eine göttliche Kunst ist, die vom Himmel stammt ...“

„Und auf Erden den Menschen die Ohren betäubt,“ fiel ihm Hoffmann in das Wort. „So giebt es zum Beispiel für mich nichts Lächerlicheres in der Welt, als das offizielle, sogenannte Phantasiren auf dem Klavier. Höchstens wird diese Lächerlichkeit durch diejenige überboten, daß eine ganze große

Concert=Gesellschaft mit ernstem Gesichte so einen auf Commando phantasirenden Concertgeber sein Instrument Viertelstunden lang kann betasten und behämmern sehen, und dann in dem Augenblick, wo sie einzuschlafen beginnt, plötzlich in rauschenden Applaus, wie eine Kette Feldhühner, in die Höhe fährt."

Devrient und Hillebrand stimmten dem Humoristen bei, Levi wollte widersprechen, doch Hoffmann schnitt ihm das Wort ab, indem er wieder anhob:

„Fast alle Musikstücke schließen auf gleiche Weise mit einen ohrenbetäubenden Anlauf. Man glaubt einen Schnellläufer zu sehen, der in der Nähe des Ziels sich erschöpft fühlt, sich mit einer letzten Kraftanstrengung nach demselben hinschnellt und dann — Plumps! niederstürzt."

„Ja, so ist es," rief Devrient, „beim Schreiben ist für die meisten Leute das Schwerste der Anfang: beim Componiren scheint das Schwerste, das Ende zu sein."

Der Künstler hatte genug gehört und mehr als ihm lieb war; mit einer kurzen Verbeugung wandte er sich, seinen Aerger verbeißend, weg, aber er sollte aus dem Regen unter die Traufe kommen, denn schon am nächsten Tisch ward er am Arme festgehalten und in den Kreis junger Leute hineingezogen, die dort bei der Punschbowle saßen, und denen kein Wort von der Unterhaltung entgangen war, die er mit dem phantastischen Dichter der Serapionsbrüder gehabt hatte.

„Levini," rief der Student Uechtritz, „Sie sind von einem Unglück bedroht."

„Ich, wie so?" rief der Jude mit ängstlicher Hast und ließ die kleinen, listigen Augen fragend im Kreise herumschweifen, „was soll mir drohen für ein Unglück, meine Herren."

„Das will ich Ihnen sagen," hob Uechtritz wieder an. „Köchy hat den Vorsatz gefaßt, eine Kritik über Ihre Oper zu schreiben und Sie gehörig in die Pfanne zu hauen."

„Wie kann er Das thun?“ rief Levi, „ist doch meine Oper noch gar nicht fertig componirt, wie will er schreiben eine Kritik über Etwas, das er gar nicht kennt.“

„O, wie weit sind Sie noch in den Fortschritten unseres Jahrhunderts zurück,“ rief Ludwig Gustorff, „gerade was man nicht kennt, das reißt man am Schrecklichsten herunter. Heut' zu Tage werden die meisten Theaterkritiken geschrieben, ohne daß der Kritiker einen Fuß in das Schauspielhaus setzt. Seine Urtheile werden ihm ohne Beihülfe der Augen und der Ohren, durch den Geist eingegeben.“

„Ist das wahr, Herr Köchy?“ rief der Componist zaghaft, „wollen Sie zu Grunde richten meine Taranteltänzerin, ehe sie noch ist fertig geboren an das Licht der Welt?“

Köchy, bei dem in der Regel unter dem tollen Haufen allein Besonnenheit und Regelmäßigkeit zu finden war, neigte mit einem freundlichen Lächeln den denkenden, sinnenden Kopf und nickte bejahend.

„Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir wollen schaden?“ rief Levini und warf ihm durch die in Gold gefaßte Brille einen zermalmenden Wuthblick zu.

„Nichts haben sie ihm gethan,“ rief von Borch und das ist auch gar nicht nothwendig, da er Ihnen nur schaden will, um sich zu nützen. Seine Kritik wird in der Löschpapiernen*) erscheinen und Spener wird sie ihm gut honoriren.“

Levini sah sich abermals im Kreise um und- sagte dann mit einigem Zagen.

„Aber dann könnte Herr Köchy ja eben so gut eine belobende Kritik schreiben, das Honorar wird dasselbe bleiben.“

„Nein, das geht nicht,“ sagte Köchy sehr ernsthaft, „die Welt ist nicht begierig auf Lob, sie will Scandal haben, damit muß

---

*) Die Haude und Spener'sche Zeitung, die auf graues Papier gedruckt war.

man sie füttern bis zum Uebermaß, wenn man ihres Beifalls sicher sein will."

„Und da soll ich das Opfer sein?" rief Levini kläglich, „und Sie wollen mir ruiniren meine ganze Zukunft, mich bringen um meinen künftigen Ruhm ..."

„Jeder ist sich selbst der Nächste," sagte Köchy lakonisch.

Levini ward sehr unruhig, er rutschte auf dem Stuhle hin und her, kratzte sich hinter den Ohren und schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen; endlich sagte er:

„Nun, wie wäre es, wenn ich Sie honorirte, damit Sie zu meinem Lobe schrieben, die Erwartung des Publicums spannten, oder wenn Sie Das nicht wollen, wenigstens das Schreiben gegen mich unterließen. Es soll mir nicht ankommen auf ein paar Louisd'or."

„Angenommen in Köchy's Namen und im Namen der ganzen Gesellschaft," rief Uechtritz. „Blechen Sie, Levini, blechen Sie, wir wollen das Geld sogleich verjubeln und Sie als Amphion hoch leben lassen, und bei Gelegenheit will ich Ihnen aus Dankbarkeit das Libretto zu einer neuen Oper schreiben."

„Das sollte mir sehr lieb sein," rief der Componist verklärt, „und wie würde der Titel heißen von dieser neuen Oper?"

„Wuschala, die Hottentottin, das ist ein Stoff, der noch nicht da gewesen ist. Alle Nationalitäten sind schon auf die Bühne gebracht worden, nur die Hottentotten noch nicht. Diese Wuschala verliebt sich in einen Europäer, und da er sie nicht erhört, so wird sie wahnsinnig aus Liebe. Der Hottentott Kurkumäh, den sie verschmäht, stirbt aus Eifersucht den Tod der Selbstverbrennung durch europäischen Branntwein, läßt sich aber aus Rache in diesem Zustand in ein Pulverfaß fallen, und sprengt so das Schiff des von seiner Geliebten begünstigten Weißen mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Das wird Effect machen."

Es ertönte ein Gelächter, daß Lutter's Weinstube in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Levini hatte indessen seine Börse gezogen und zwei Friedrichsd'or auf den Tisch geworfen. Der Kellner wurde gerufen, ein Champagnerpunsch wurde bestellt, und als man damit die Gläser gefüllt hatte, ließ man den Spender des köstlichen Trankes hochleben.

„Schade, daß Grabbe*) nicht da ist," rief Borch, „er würde nicht ermangeln, dem Punsch die gebührende Ehre anzuthun. Er fehlt doch sonst keinen Abend, wo mag er nur bleiben?"

„Ei," sagte Uechtritz, „er wird ganz gleichgültig die Hände in die Taschen seiner blauen Hosen gesteckt, in den Straßen herumschlendern, und um jeden Brunnen, an dem er vorbeikommt, wie ein alter Hexenmeister, zwei bis dreimal herumwandeln und die Wasser holenden Mägde in die Flucht treiben."

Kaum hatte er Das gesagt, als der Genannte in der Weinstube erschien. Es lag etwas tief Verdrießliches in seinem Gesichte; die Oberlippe preßte die Unterlippe, als ob er einen widerlichen Geschmack auf der Zunge hätte, oder einen Schmerz verbisse. Er verlangte einen Schoppen Wein, und war im Begriff, sich einsam in eine Ecke zu setzen, als Gustorff zu den Anderen sagte:

„Er kann zuweilen sehr einsilbig sein und scheint heute seinen verdrießlichen Tag zu haben. — He, Grabbe, komm her, wir haben heute einen kolossalen Freipunsch — halte mit."

„Freipunsch!" rief Grabbe, indem er näher kam, „wo es etwas zu trinken giebt, bin ich allemal dabei, zumal, wenn es nichts kostet."

Er kam herbei, man rückte zusammen, so daß er Platz zwischen dem Componisten und Uechtritz bekam, der ihm ein

---

*) Später Auditor in Detmold.

Schoppenglas mit Punsch füllte. Grabbe setzte es an die Lippen und stürzte es auf einen Zug aus.

„Mensch, bist Du rasend," rief von Borch, „durch solch' unmenschliches Saufen mußt Du Dir ja Leib und Seele zu Grunde richten."

„Es hat keine Gefahr," rief Grabbe mit einem wilden Gelächter, „meine Kehle ist ausgepicht, ich bin im Zuchthaus geboren und meine Mutter hat mich mit Branntwein aufgesäugt, statt mit Milch."

Der Componist rückte erschrocken von ihm weg, und flüsterte seinem Nachbar rechts erschrocken in die Ohren:

„Gott, welche Blamage, zu sein in Gesellschaft mit Einem, der der Sohn ist von einem Mörder, Straßenräuber, Mordbrenner, Falschmünzer oder sonst einem Spitzbuben, der vielleicht ist worden gehängt."

„Beruhigen Sie Ihre übergroße Delicatesse," sagte Köchy lachend, „Grabbe ist ganz ehrlicher Leute Kind, sein Vater war Zuchthausverwalter in Detmold."

„Das ist ein Anderes," sprach Levini und rückte dem wilden Menschen mit Behutsamkeit wieder näher; indessen rief Gustorff:

„Grabbe, Köchy hat wieder ein paar neue Gedichte gemacht, Du sollst sie lesen und Dein Urtheil darüber abgeben."

„Köchy's Gedichte??? Uih!" rief Grabbe und verzog den Mund bis an die Ohren, „die sind eben so wenig nach meinem Geschmack, wie die von Ludwig Robert."

„Nun," rief von Borch, „sie sind doch wenigstens eben so viel werth, wie die Trauerspiele Heinrich von Kleist's."

„Wer vermag Das zu behaupten," rief Grabbe ganz ernsthaft, „Heinrich von Kleist war bis zum Todtschießen verkannt worden."

„Schöner Trost," lachte Köchy — „ich bin nicht gesonnen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, um Anerkennung zu

erlangen. Uebrigens ist es bekannt, daß Du nur Werth auf die Sachen von Heine legst."

„Heine!" rief Grabbe und sah sich suchend in der Stube um, „ja, wo ist denn der Heine, der Teufelskerl fehlt ja heute schon wieder."

„Wo wird er sein," rief Uechtritz, „unter den Linden wird er auf- und abwandeln und zärtliche Blicke nach einem gewissen Schaufenster versenden."

„Hat er dort eine Amourschaft?" fragte mit zartem Lispeln der Componist.

„Weit gefehlt," lachte Uechtritz, „lange lag Heine in seinem erfindungsreichen Bette, die Tage zählend und wieder zählend, schmachtend gleichsam nach dem Augenblick, da seine Tragödien bei Dümmler zum Fenster heraus gucken würden. Jetzt gucken sie heraus und zwar nicht um Gotteswillen, wie ich vermuthe, und da sieht man denn seit dem Tage dieser Offenbarung Heinrich's Gestalt selbstgefällig unter den Linden umherwandeln, mit Armensünderwänglein, über welche sich indische Gluth ergießt, sobald er bei dem Duodez-Brockhaus vorbei peripatetisirt."

Grabbe goß wieder eine gehörige Portion Punsch in sich hinein, dann sagte er kopfnickend: „Der wird seinen Weg machen und wird aufgehen als ein neuer Stern an dem Himmel der Literatur."

„Das heißt, bis er in dem Nebelmeer der Kritik verschwindet," lachte Gustorff.

„Schweige, Neidhammel," herrschte ihn Grabbe an, „ich sage Dir, der Heine wird eine Revolution machen in der deutschen Literatur."

„Bah," rief Uechtritz, „eine Revolution ist ein Ding, das weder Kopf noch Schwanz hat, sie ist ein Kreis ohne Anfang und ohne Ende, das bringt *der* Heine nicht fertig."

„Ich sage Dir," rief Grabbe aufwallend, „der Heine ist ein Löwe, der braucht die Mähne nur zu schütteln, um die ihn belästigenden Mückenschwärme der Unberufenen abzuschütteln, denn

das Urtheil der Sachverständigen wird er nicht zu scheuen brauchen, wenn der Most in ihm vergohren und sich zu Wein abgeklärt haben wird. Für ihn wird dann das Gute aus dem Bösen entstehen, wie das Heil aus der Gefahr entsteht. Die Zeit wird kommen, wo er sich gegen seine Beleidiger wenden wird, und dann wehe dem Ungeschickten, der den gereizten Löwen nur verwundete, statt ihn zu tödten, er wird sicher von seinen Klauen zerrissen werden."

„Nun, sie sind doch schon tüchtig hinter ihm hergewesen," warf ihm Borch ein, „sie haben seine Schwächen aufgedeckt, haben ihm Frivolität vorgeworfen, und er hat doch auch wahrhaftig noch kein Meisterwerk geliefert."

„Aber er wird welche liefern, wartet's nur ab," rief Grabbe mit Donnerstimme, „für den Heine stehe ich ein, und die hiesigen Kritiker sind bösartige Hunde, die kriechend werden, sobald man ihnen einen Friedrichsd'or in den offenen Rachen wirft, und doch stets bereit sind, in die Hand zu beißen, die sie streichelt. Aber," fuhr er fort, indem er ein Messer ergriff und sich einige seiner borstigen Haare damit abschnitt, „aber wer gegen den Heine auftritt und ihn zu molestiren wagt, der hat es mit mir zu thun. Hier mit diesen Spießen werde ich neun und neunzig Poeten und Literaten von der hiesigen Sorte todtstechen."

Bei diesen Worten streute er die abgeschnittenen Haare über das Hühnerragout mit Pastetchen, das sich der neben ihm sitzende Componist eben hatte auftragen lassen.

„Gott der Allmächtige, Herr Grabbe, was fällt Ihnen ein," schrie dieser voll Entsetzen auf, „Sie haben mir verunreinigt mein souper, das ich nun nicht genießen kann, und doch bezahlen muß."

„So tractiren Sie einen armen Hund damit, der wird es mit sammt den Haaren fressen."

Levini erhob sich scheltend, um sich einen andern Platz zu suchen. Grabbe sah ihm spöttisch nach und rief:

„Gott, o Gott! welche große Plattfüße haben Sie, Herr Levini! darauf wollen wir nächstens einen Ball halten und uns zu Schanden tanzen.“

Es gab ein allgemeines Gelächter auf Kosten des verhöhnten Componisten. Grabbe füllte sich indessen das Glas wieder aus der Bowle und leerte es in einzelnen Zügen, die er jedesmal mit dem Wohlbehagen eines vollendeten Trinkers auf der Zunge prüfte. Während dieses geschah, rief Gustorff:

„Uechtritz, Tieck hat etwas Gutes über Deinen Otto gesagt.“

„Meinetwegen,“ rief Uechtritz gleichgültig; „die giftige Katze macht hier Aufsehen, wenigstens in Deinem Schädel, in welchem sie zuweilen herumspukt, mir ist es gleichgültig, ob man mich lobt oder tadelt, wenn ich nur selbst mit meinem Werk zufrieden bin, ich werde mich doch oben halten.“

„Du denkst eben,“ warf ihm von Borch ein, „daß auf der literarischen Laufbahn nicht Jeder, der stolpert, auch auf die Nase fällt.“

„Bei Hofe aber, dem Du Deine Wirksamkeit dereinst zuzuwenden gedenkst, fällt Mancher, ohne daß er erst stolperte.“

„Steck's ein und laß Dir die gute Lehre in Schmalz backen von Deiner Hausfrau,“ rief Köchy, heiter auflachend.

Jetzt kam Heine und bot den Gesellen einen freundlichen guten Abend. Er wurde fröhlich bewillkommnet und nahm Platz bei den Anderen.

„Woher so spät?“ wurde er gefragt, „wir haben Dich längst erwartet.“

„Ich komme von Varnhagens, wo ich mich, wie gewöhnlich, köstlich amüsirt habe.“

„Das ist kein Wunder,“ wandte sich Gustorff an die Freunde, „Rahel ist Heine's Angebetete, er schwärmt für sie. — Nun, Heinrich, weise mir nicht gleich ein so mordgieriges Gesicht, ich meine es in allen Ehren, die stolze Tugend der Frau von Varn-

hagen ist über jeden Verdacht erhaben — und ihre Jahre schützen sie vor Verläumdung," setzte er lachend hinzu.

„Merkt es Euch, daß ich keinerlei Bemerkungen über diese Dame dulde," rief Heine mit finster zusammengezogenen Brauen, dann reichte er Grabbe die Hand über den Tisch hinüber und fragte:

„Wie ist Deine Stimmung heute, Grabbe?"

„Sie ist sauer."

„Er gleicht einem Gewitter, das in seinem Schooße nur Blitz und Donnerschlag hegt und sich nicht im Regen entladen kann," sagte Uechtritz.

Ohne die Rede des jungen Mannes zu beachten, wandte sich Heine wieder an Grabbe.

„Du hast doch damals den Brief wegen unserer angeblichen Bekehrung zum Katholicismus, an Adam von Müller abgeschickt?"

„Habe ich."

„Und die Antwort?"

„Ist keine erfolgt. Der Müller hat eine feine Nase, er hat die faulen Fische unter den schönen Redensarten hervor gerochen."

„Was ist denn Das für eine Geschichte mit dem Katholischwerden?" fragte Köchy neugierig.

„Die muß ich Euch erzählen," rief Heine schalkhaft lachend. „Ihr wißt Alle, daß Grabbe sehr sorglos ist."

„Sorglosigkeit ist die nothgedrungene Philosophie der Armen," fiel ihm Grabbe brummend in das Wort, „und ich war nie von der Selbstsucht des Glücks besessen."

Heine hob wieder an.

„Manchmal aber ist er trotz seiner Sorglosigkeit sehr melancholisch. Er hat aus dem Laden seines Hauswirths, der ein Quincailleriehändler ist, eine Orgel auf seine Stube geschafft, auf der er, wenn ihn seine Melancholie befällt, oft Stunden-

lang zu spielen pflegt, daß seine Hausgenossen davon laufen möchten, und die glücklicheren Katzen wirklich voll Entsetzen über die Schornsteine davon springen und selbst die Spatzen und Schwalben aus ihren an den Dachfirsten befindlichen Nestern sich in die Lüfte erheben, um nichts mehr von dem dämonischen Spiel zu hören."

Grabbe lächelte still vor sich hin, indem er dabei mehrmals sein Glas füllte und leerte. Heine sprach.

„Nach einem solchen Tage kam er Abends in sehr gedrückter Stimmung heiser zu Lutter, wo er sich zu mir und noch einigen Anderen gesellte. Wir waren gerade bei Casse, es gab eine höllische Sauferei, doch statt aufgeräumt zu werden, wurde Grabbe von Minute zu Minute trübseliger und steckte uns endlich mit seiner Stimmung an. Da machte Einer den Vorschlag, wir wollten allesammt katholisch werden. Augenblicklich war der eingeduselte Humor wieder flott, wir beschlossen ein Schreiben an Adam von Müller in Leipzig zu richten, der auch ein Convertit ist, hofften, daß er auf unsern Antrag eingehen würde, uns unter seiner Leitung in den Schooß des Heils zu führen, und glaubten uns auf seine Kosten gehörig belustigen zu können. Grabbe hat den von uns allen unterschriebenen Brief aufgesetzt, der ein Meisterstück der feinsten Ironie war."

„O," lachte Grabbe, bei dem die Wirkung des im Uebermaß genossenen Punsches sich jetzt geltend machte, „dieser Tage habe ich noch einen ganz andern Brief geschrieben, und rathet einmal, an wen."

„Der Eine rieth auf Diesen, der Andere auf Jenen, keiner errieth den rechten Mann." Da sagte Grabbe mit verschmitzter Miene:

„Ich will es Euch sagen. Ich habe an den Kronprinzen von Preußen geschrieben."

„An den Kronprinzen von Preußen!" erscholl es wie aus einem Munde.

„Ja, ich bin des Studirens und des Lumpenlebens auf der Universität müde. Ich will mich der Bühne widmen und Schauspieler werden.“

„Du, Schauspieler! ... Mensch, bist Du toll! ... Willst Du Deine herrlichen Kenntnisse im juristischen Fache unter den Scheffel stellen, statt damit zu leuchten?“ tönte es durcheinander. Grabbe sagte gelassen:

„Jeder muß wissen, was er zu thun hat. Ich habe dem Kronprinzen geschrieben, ich stände auf dem Puncte unterzugehen, wenn er sich meiner nicht annähme; er möge für mich ein Engagement als Schauspieler vermitteln, ich fühle den Drang zur Bühne, die Leute sagten, ich wäre ein Genie. — In begreiflicher Bescheidenheit setzte ich hinzu, ich wisse nicht, was daran sei, doch fühle ich, daß ich eins mit dem Genie gemein hätte, nämlich den Hunger.“

Die Meisten lachten, nur Heine fragte ganz ernsthaft:

„Und welcher Bescheid ist Dir geworden?“

„Bis jetzt keiner.“

„Und wie lange ist es her, daß Du den Brief abgesendet hast?“

„Acht Tage.“

„Dann wirst Du keine Antwort bekommen, denn der Prinz ist sehr expedit.“

„Ich werde noch vier Wochen darauf warten, und wenn ich bis dahin Nichts erlangt habe, werde ich nach Dresden gehen, um dort mein Glück zu versuchen.“

„Grabbe, lobe mich in der sächsischen Residenz und verschaffe mir dadurch ein Mädchen mit dreißigtausend Thalern,“ rief Uechtritz.

Mehr und mehr in den Geist der Trunkenheit verfallend, sprang Grabbe nun wie mit Siebenmeilenstiefeln vom Hundertsten in's Tausendste. Zwischen ein Paar alten Juristen, die hinter ihm an einem Tische saßen, galt es, eine verwickelte Frage

zu lösen; da blitzte Grabbe plötzlich mit ein Paar Worten hervor, welche jene Frage so klar entschieden, daß man unwillkürlich von der Macht des höheren Genius' überrascht wurde — aber auch die absurdesten Dinge brachte er vor, und wagte sich neckend und schraubend an jede Persönlichkeit.

Im Laufe der Unterhaltung erzählte Heine, daß es heiße, dem Dichter Klingemann solle ein Denkmal gesetzt werden. Grabbe lachte hell auf.

„Dem Klingemann ein Denkmal!" rief er, „nun hört Alles auf, wenn es aber doch einmal sein soll, so will ich gleich das Modell dazu entwerfen. Ich bin der Ansicht, man soll einen Erdehügel aufwerfen in Form eines Vulkans, und einen Esel darauf setzen, dem das Feuer, welches aus dem Vulkan aufsteigt, hinten und vornen herausfährt. Das ist das passendste Denkmal für Klingemann."

„Grabbe," rief Gustorff, nachdem er sich von einem wahrhaft wiehernden Lachen erholt hatte, „man sollte Dich zum Hof-Denkmal-Entwerfer ernennen, Du verdienst es und wärst der passendste Mann dazu."

Der Componist, der, nachdem er an einem andern Tische sein Abendbrod verzehrt, sich wieder zu der lustigen Gesellschaft gesellt, aber sich in möglichst weiter Entfernung von Grabbe placirt hatte, fiel diesem jetzt in die Augen. Er sah ihn mit einem höhnischen Lächeln durchbohrend an und rief:

„Da sind Sie ja wieder, Herr Levini! Na, haben Sie abgespeist — ich wünsche gute Verdauung. Hätten Sie meine Haare mitgefressen, die ich Ihnen wohlmeinend auf Ihr Ragout gestreut, so würden Sie doch wenigstens ein Mal in Ihren Leben Haare auf der Zunge gehabt haben."

„Herr Grabbe," rief der geärgerte Componist, „fangen Sie schon wieder an; lassen Sie mich in Ruhe, ich bin kein Freund von Grobheiten, und Sie sind sehr massiv."

„Was grob ist, ist stark," polterte Grabbe. „Nu, Recht

mögen Sie haben, grob mag ich sein, aber ich bin auch ein Arzt, der die Krankheiten der Leute auf den ersten Blick erkennt und ihnen eine richtige Diagnose stellt. Sie, zum Beispiel, mein Lieber, Sie leiden an dem Gebrechen der Eitelkeit, das bei Ihnen bereits zu einem chronischen Zustande geworden ist, und leiden dabei auch noch am Kunstwahnsinn — Wahnsinn aber ist ein Zustand, in dem man sich einbildet, Etwas zu besitzen, was gar nicht für uns vorhanden ist. Unheilbare Krankheiten behandelt aber ein einsichtsvoller Arzt weder mit Honig noch mit Rosenwasser, sondern er wendet die schärfsten Gifte dagegen an, um eine Linderung des Zustandes hervorzubringen. Verstanden, Männeken?"

Der verhöhnte Componist hatte genug, er verlangte nicht mehr zu hören, und entfernte sich, seine Wuth verbeißend, mit eiligen Schritten aus der Weinstube, aus der ihm das Gelächter der fröhlichen, etwas angebrannten jungen Leute bis auf die Straße nachhallte.

Grabbe wandte jetzt seinen Stachel gegen einen preußischen Hauptmann, der an einem in der Nähe befindlichen Tische mit einem Civilisten über die Zweckmäßigkeit der Bekleidung des preußischen Militairs stritt.

„Hören Sie 'n Mal, Herr Hauptmann, ob wohl der liebe Gott auch Kamaschen tragen mag?"

„Nein, Herr, der geht barfuß, weil es im Himmel, wegen der vielen Lappen, die sie bekanntlich in die Hölle fallen lassen, keine Schneider giebt," erwiderte der Angerufene.

„Gut, gut," lachte Grabbe, „haben sich charmant herausgebissen! Herr Hauptmann. Ja, mit dem lieben Herrgott ist es so eine eigene Sache, die Juden machten ihn zu einem großen Patriarchen, das war zeitgemäß. Wenn jetzt aber wieder einer gemacht würde, so bekäme er sicher eine Pairs- und Deputirtenkammer, denn andere Zeiten, andere Sitten. Uebrigens, wie steht's mit der Legitimität Gottes? — er hat doch

keine Ahnen. — Na, über den lieben Gott und seinen Hofstaat von Engeln und Heiligen muß man den Prediger Nöritz salbadern hören. He! hat einer von Euch den Nöritz schon gehört?"

Da die Antwort verneinend ausfiel, so fuhr er fort:

„Der Pastor Nöritz hat eine so schneidende Stimme, daß er den Leuten den Bart damit abschneiden kann; mein Karl läßt sich immer unter der Predigt rasiren."

Die Weinstube batte sich nach und nach so ziemlich entleert; eben als wieder ein Häuflein sich entfernte, hörte er, daß man von dem Gesange der Madame Brandt sprach, die eben in Berlin gastirte und am Abend zuvor die Emmeline in der Schweizerfamilie gesungen hatte.

„Ach ja, die Madame Brandt," rief Grabbe mit lallender Zunge, „ich habe sie auch gehört, ihre Töne waren so süß, daß mir complet übel davon wurde. Der Jacob muß einen guten Magen haben, daß er ein so süßes Emmelinchen vertragen kann. Pfui, Teufel."

Heine erhob sich jetzt.

„Es ist schon spät," sagte er, „ich dächte, wir gingen und legten uns schlafen."

„Wo denkst Du hin," rief Grabbe, „ich denke noch nicht an's Schlafengehen, ich muß erst noch ein Bißchen spectakeln und Scandal machen."

Dennoch erhob er sich mit den Anderen, er stand aber auf sehr wankenden Füßen.

Drei Studenten, die noch nicht lange nach Berlin gekommen waren und an einem benachbarten Tische sitzend, dem Thun und Treiben Grabbe's mit dem regsten Interesse gefolgt waren, erhoben sich jetzt, traten auf Grabbe zu, und einer von ihnen, der Eichholz hieß, ergriff das Wort und sagte ihm, wie es sein und seiner Gefährten sehnlichster Wunsch sei, näher mit ihm bekannt zu werden und seine Freundschaft zu erwerben.

Grabbe schien ihm mit den funkelnden Augen die Seele durchbohren zu wollen, obgleich in seinen Mienen eine große Schalkheit ausgedrückt war.

„Also näher bekannt wollen Sie mit mir werden? — Es wird mir eine Ehre sein.“ — Bei diesen Worten beugte er sich zu ihm nieder, als ob er ihn küssen wolle, und biß ihn in die Wange. — „Hier haben Sie einstweilen ein Zeichen meiner Hochachtung,“ sagte er, und sich von dem verblüfften Menschen abwendend, der erschrocken mit der Hand nach der gebissenen Stelle fuhr, wandte er sich an seine Freunde und sprach: „Nun kommt, Kinderchen, nun wollen wir ein Paar Laternen zertrümmern und ein halbes Dutzend Fensterscheiben einwerfen.“

Die ganze Bande folgte dem Vorantaumelnden jubelnd nach. —

Ein polnisches Judenmädchen.

Heine schlenderte eines Tages mit dem jungen Polen Eugen von Breza, einem Mitstudirenden, mit dem er sich befreundet hatte, unter den Linden umher, die wandelnden Blumen musternd, die in Damengestalt sich dort ergingen — dann schritten sie dem Brandenburger Thore zu, um sich nach dem Thiergarten zu begeben. Auf dem Wege dahin sahen sie ein Mädchen, das eben im Begriff war, zur Jungfrau aufzuknospen, auf einem Steine sitzen und heftig weinen. Sie blieben bei der Kleinen stehen und erkundigten sich nach der Ursache ihres Leides.

Das Mädchen blickte auf und strahlte sie an aus ein paar großen, schwarzen Augen, die man nicht prachtvoller in der Welt finden konnte: schwarzes, etwas krauses Haar schlang sich in reichen Zöpfen um ihren Kopf, die Züge waren edel-schön, und ihre Gestalt zeigte die herrlichsten, wenn auch noch nicht völlig entwickelten Formen.

„Ach!“ sagte sie auf die Frage der jungen Leute, „ich seufze unter dem Gewicht eines schweren Unglücks, aber was hilft es, wenn ich Euch mein Leid auch erzähle, Ihr könnt mir doch nicht helfen, und wer wird auch einer verachteten Jüdin helfen wollen.“

„Das wollen wir, mein Kind,“ rief Heine mit warmem

Eifer, „gewiß, das wollen wir, wenn es anders in unserer Macht steht, Dir helfen zu können.“

„Ja, ja, erzähle uns, was Dir das junge Herz bedrückt, wir wollen Dir gewiß Deine Last zu erleichtern suchen, wenn es irgend möglich ist,“ setzte Eugen von Breza hinzu.

Das Mädchen wischte sich die Thränen mit der Schürze ab und begann mit ausländischer Aussprache zu erzählen.

„Mein Vater ist ein gelehrter polnischer Rabbi, aus der alten Stadt Gnesen, aber seine große Gelehrsamkeit machte ihn ungeschickt zur Erwerbung irdischer Güter, und so versanken wir um so tiefer in Armuth, als sich mit jedem Jahr unsere Familie vermehrte. Ich habe nehmlich noch dreizehn Geschwister, wovon ich die Aelteste bin. Zum Uebermaß des Unglücks starb im vorigen Jahre meine Mutter, unsere treue Pflegerin und wir versanken immer tiefer in's Elend. Da kam eines Tages ein Brief mit der Nachricht, daß hier in Berlin ein reicher Verwandter meines Vaters gestorben sei und ihm fünftausend Thaler vermacht habe. Der gute Mann sank voll Andacht auf die Kniee und dankte dem Allmächtigen für die große Hülfe in der Noth, dann überließ er meine Geschwister der Obhut einer armen Verwandten und machte sich zu Fuß mit mir auf den Weg hierher. Wir hatten eine mühselige Wanderschaft voll Beschwerden und Entbehrungen, denn ach! wir mußten uns fast gänzlich auf die Hülfe fremder Menschen verlassen, und da wir Beide nicht zu betteln verstanden, so mußten wir oft Hunger leiden.“

„Armes Kind, wie sehr mußt Du gelitten haben,“ sagte Heine mit einem mitleidigen Blick auf das hübsche Mädchen.

„Und doch war das mein größtes Leid noch nicht,“ sagte die junge Jüdin mit tiefer Betrübniß. „Wenn mein Vater sagte: „Jessika, habe Muth, wir sind nun bald am Ziele!“ dann begnügte ich mich oft mit einer Zwiebel oder einer gelben

Rübe, die wir, von unserer großen Noth getrieben, aus einem Felde stahlen, indem wir Gott für unsere Frevelthat demüthig um Verzeihung baten; ich überwand dann den Schmerz meiner wunden Füße und wanderte rüstig weiter an der Seite meines armen Vaters, der so bleich und abgehärmt aussah. Einst, da wir zwei Tagereisen von hier, in einem Dorfe bei Glaubensgenossen um ein Obdach in einer Scheune oder einem Stalle flehten, und ihnen unsere Geschichte und die Aussicht auf die Erbschaft erzählten, wechselten die Leute sonderbare Blicke miteinander, und nachdem uns besonders ein großer, widerwärtig aussehender Mann auf das Genaueste ausgefragt hatte, durften wir bleiben und wurden auch mit Speise und Trank versehen. Als wir am andern Morgen aufbrechen wollten, trat der Mann, der mir eine instinctartige Abneigung eingeflößt hatte, zu uns und sagte: „Ihr dauert mich, Ihr guten Leute, und da ich ein mitleidiges Herz habe, so will ich Eure Lage zu erleichtern suchen. Meine Aeltern haben eine Schenke in Berlin, bei ihnen sollt Ihr einkehren, sie werden Euch nicht hart halten, und was Ihr verzehrt, könnt Ihr bezahlen, wenn Ihr Euere Erbschaft werdet erhoben haben. Hier habe ich Euch ihre Wohnung aufgeschrieben, und diesen andern Zettel gebt Ihr meiner Mutter, sie wird auf meine Empfehlung hin keinen Anstand nehmen, Euch zu beherbergen und mit allem Nöthigen zu versorgen.“ Mein Vater ergoß sich in heißen Danksagungen, und wir setzten unsern Stab weiter.“

„Jessika, es giebt doch noch gute Menschen,“ sagte er „sobald wir das Haus verlassen hatten; man soll doch nie an Gottes Güte verzweifeln; wer hätte hinter der rauhen Hülle jenes Menschen ein so weiches, mitleidiges Herz gesucht? — und ich muß Dir gestehen, meine Sorge wegen eines Unterkommens in Berlin war groß. Wenn man mit leeren Händen kommt, ist man nirgends gut aufgenommen.“

„Ich muß gestehen,“ fuhr Jessika fort, „daß ich nicht so

unbedingt an die große Güte des Mannes glauben, der uns unaufgefordert in seinen Schutz genommen hatte; mein Herz war von einem bangen Vorgefühl bedrückt. Ich rieth meinem Vater, vor allen Dingen die erhaltenen Zettel zu lesen. —

Der Eine enthielt den Namen der Straße in der sich die Judenschenke befand, in deutscher Sprache, nebst Angabe der Hausnummer. Der andere war in einer Sprache, oder vielmehr in Zeichen geschrieben, die mein Vater, trotz seiner großer Gelehrsamkeit, nicht zu entziffern vermochte.

Bis zum Tode erschöpft, kamen wir endlich hier an, und fanden nach vielem Umherfragen die Judenschenke auf. Die Wirthin, eine große, starke Frau mit harten Gesichtszügen, hat einen Schnurbart, der sie befähigt, Soldat zu werden, ihre Hände sind wahre Tatzen, wehe dem, der eine Ohrfeige von ihr erhält. Eine gebogene Nase, ein stolzer Mund und ein doppeltes Kinn mildern zwar in Etwas die Strenge ihrer Züge, aber sie macht doch im Ganzen einen beängstigenden Eindruck. Sie maß uns mit verächtlichen Blicken und fragte, ob wir auch Geld hätten, um unsere zu machenden Ausgaben zu bezahlen.

„Komm, Vater, komm, laß uns weiter gehen,“ sagte ich in ängstlicher Hast.

Mein Vater aber reichte, statt aller Antwort, der Frau den für sie bestimmten Zettel. Ein sonderbares Lächeln glitt über ihr häßliches, schmutziges Gesicht, während sie las.

„Da Ihr von dem Itzig recommandirt seid, so mögt Ihr bleiben, selbst wenn Ihr keinen Heller habt,“ sagte die Frau.

„Was giebt's, Saralieb, wie heißt's?“ rief ihr herbeikommender Mann, der seinen Blick mißtrauisch über unsere ärmlichen Gestalten hinschweifen ließ.

„Die Leute wollen nehmen Quartier bei uns, Asser.“

„Haben sie auch Moses und die Propheten?“ rief der

Mann, „Vagabunden und Bettelgesindel können wir nicht aufnehmen bei uns.“

„Sind brave Leute, sind recommandirt vom Itzig,“ erwiderte die Frau und reichte ihrem Manne den erhaltenen Zettel hin.

„Nu, sie mögen bleiben,“ sagte er, nachdem er gelesen hatte, „wen der Itzig schickt, der soll nicht werden gewiesen von meiner Schwelle, der soll sein gut aufgehoben bei uns.“

Es wurde uns nun ein kleines, dunkles, nach dem Hofe gehendes Zimmer im untern Stockwerk angewiesen, und wir wurden mit dem Nöthigen versehen.

Einige Wochen vergingen, bis die unerläßlichen Förmlichkeiten bei den Gerichten erfüllt und die erforderlichen Nachweisungen von unserer Seite geliefert waren. Endlich wurden meinem Vater gestern die fünftausend Thaler ausgezahlt, die er mit einem wahren Glückseligkeitsgefühl nach Hause brachte. Er fiel mir, vor Freude weinend, um den Hals, dann sank er auf die Kniee und dankte Gott für das ihm bescheerte Glück. Hierauf war es seine erste Sorge, unsere Zeche zu bezahlen und unsern Wirthsleuten für alle uns erwiesene Freundlichkeit zu danken; dann mußte ich in der größten Eile Alles zu unserer Abreise rüsten, die heute in der Frühe, aber nicht zu Fuß, sondern mit einer Fahrgelegenheit statt finden sollte.

Wir legten uns heiter zu Bett und mein Vater schlief bald ein, ich aber warf mich aufgeregt auf dem Lager hin und her, ohne den Schlaf finden zu können. Mitternacht mochte vorüber sein, als ich etwas vor der Thür rascheln hörte, es wurde auf die Klinke gedrückt, aber ich hatte glücklicherweise einen alten Nachtriegel, den ich Tags zuvor im Hofe gefunden hatte, in die Holzverkleidung angeschraubt und zugedreht. „Wer ist da!“ rief ich. Ich erhielt keine Antwort, aber ich hörte sich entfernende Schritte. Nach einer Weile fing ich an einzuschlummern, doch im Halbschlafe vernahm ich, daß eine Fen-

sterscheibe eingedrückt wurde. Der Schrecken ermunterte mich, ich setzte mich auf und konnte beim Scheine des Mondes bemerken, wie ein Arm hereinlangte und das Fenster von innen aufriegelte, woranf zwei Männer mit verhüllten Gesichtern einstiegen. Mit einem durchdringenden Angstschrei rief ich meinem Vater zu, auf seiner Hut zu sein.

„Schweige, verdammte Kröte, wenn Dir Dein Leben lieb ist," herrschte mir der eine der Männer zu, trat an mein Bett steckte mir einen mitgebrachten Knebel in den Mund und band mir Hände und Füße.

Indessen war auf meinen Angstschrei mein Vater aus dem Schlafe empor gefahren und hatte zu seinem neben dem Bette stehenden Knotenstock gegriffen, mit dem er sich tapfer wehrte gegen die Angriffe des Räubers, der mit einem kurzen Knüppel bewaffnet, ihm mehre dröhnende Schläge auf den Kopf versetzte. Der alte Mann wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung und sein Angreifer würde kein leichtes Spiel mit ihm gehabt haben, wenn ihm nicht sein Kamerad, nachdem er mit mir fertig geworden, zu Hülfe gekommen wäre. Ein abermaliger gewichtiger Schlag auf den Kopf machte den alten Mann, der bereits aus mehren Wunden blutete, völlig wehrlos; mit einem ächzenden Laut sank er zurück, der Stock entglitt seinen Händen, ich hielt ihn für erschlagen, und mein Schmerz, dem jede Aeußerung verwehrt war, machte mich fast wahnsinnig.

Die beiden Räuber, die sich die Gesichter mit Larven verhüllt hatten, begannen nun bei dem Scheine einer Blendlaterne die Stube zu durchsuchen, und als sie das Geld nicht fanden, rissen sie den Körper meines armen Vaters ohne Umstände aus dem Bette und warfen ihn auf den Fußboden. Im Stroh verborgen, fanden sie denn auch den Schatz in einer ledernen Tasche, die sie mit nahmen und sich auf demselben Wege entfernten, auf dem sie gekommen waren.

Unter unsäglicher Anstrengung gelang es mir endlich, den Knebel aus meinem Munde zu entfernen, ich stieß ein Jammergeschrei aus und rief um Hülfe, aber Nichts regte sich im Hause, und aufstehen konnte ich nicht, da ich an Händen und Füßen gebunden war. Endlich gegen Tagesanbruch hörte ich Geräusch; ich rief wiederholt um Hülfe. Es kam Jemand an unsere Thür und die Stimme der Wirthin rief: „Was soll's heißen, warum ist die Thür verschlossen? Das Schloß schließt schon lange nicht mehr. Was habt Ihr so zu schreien? Seid Ihr geworden krank?"

„Hülfe! Hülfe!" rief ich fortwährend aus Leibeskräften.

Gleich darauf erschien das Gesicht der Wirthin an dem in den Hof gehenden Fenster.

„Was soll's? was habt Ihr zu schreien, daß Ihr mir macht das ganze Haus rebellisch? alle Gäste werden wach."

„Ach! gute Frau," rief ich, „wir sind diese Nacht beraubt worden, mein armer Vater ist wahrscheinlich erschlagen, ich bin an Händen und Füßen gebunden; bindet mich um Gotteswillen los, damit ich meinem Vater beistehen kann."

„Beraubt! Erschlagen!" rief die Wirthin mit kreischender Stimme, indem sie zu dem niedern Fenster hereinstieg. „Wie sollen kommen Diebe in mein ehrlich Haus? wollt Ihr bringen meine Wirthschaft in Verruf? Ihr seid wohl selbst Diebsgesindel, gehört zu einer Räuberbande, die Ihr in mein Haus gezogen habt, um mich zu bestehlen, und nun stellt Ihr Euch, als ob Ihr bestohlen worden wärt, um straflos durchzukommen. — Abner-Ben-Asser," rief sie ihrem Manne zu, der indessen herbeigekommen war und seinen spitzen Kopf neugierig zum Fenster herein streckte, „die Dirne sagt, sie sei diese Nacht bestohlen worden — Das sind faule Fische — sieh' nach, ob uns nichts fehlt — hier wird eine Comödie gespielt, um uns sicher zu machen."

Der Wirth, der sich auf das Geheiß seiner Frau entfernte,

kam gleich darauf wieder und sagte zornig: „Das Gedippel und Gedagges soll kommen auf die Diebe — zwei Säcke mit Hafer sind fort und das neue alte Pferdegeschirr, das ich erst hab gekauft vom Lion Bär."

„Hab' ich's nicht gesagt, daß wir die Bestohlenen sind," keifte die Wirthin; „mir ahnte gleich nichts Gutes, als diese verdächtigen Leute in unser Haus kamen. Was hat nur unser allzugutherziger Itzig gedacht, uns solche Räuberbrut zu empfehlen? Aber in's Zuchthaus sollen sie, daran setze ich meinen Kopf. Und Ihr," wandte sie sich an das Gesinde und die Gäste, die sich indessen in dem Hofe versammelt hatten und neugierig durch das Fenster glotzten, „habt Ihr alle geschlafen wie die Murmelthiere, daß Ihr nicht habt gehört Geräusch im Hause?"

Ich flehte das hartherzige Weib fortwährend an, mich los zu binden. Sie that es endlich unter Schelten und Keifen. Sobald ich mich frei fühlte, war ich mit einem Satze neben meinem unglücklichen Vater, der steif, kalt und regungslos auf dem Boden lag und aus mehren Kopfwunden blutete. Ich brach in herzzerreißenden Jammer aus.

„O Gott! die Grausamen haben den alten Mann getödtet," rief ich schmerzlich. „Doch nein, vielleicht ist noch Leben in ihm. Um Jehova's willen, seid barmherzig, holt einen Arzt herbei, vielleicht ist noch Hülfe möglich."

Mein Schmerz rührte einen der Gäste, welcher der Frau vernünftig zusprechend, sagte:

„Wie mögt Ihr behaupten, die Leute seien mit den Dieben im Einverständniß gewesen — würden sie alsdann haben erschlagen den alten Mann?"

Das schien der Wirthin einigermaßen einzuleuchten, sie zog gelindere Saiten auf, ja, sie war sogar behülflich, meinen Vater wieder in das Bett zu legen. Indessen war eine mitleidige Magd fortgelaufen und hatte einen in der Nähe wohnenden Chirurgen geholt. Dieser wusch die Wunden meines

Vaters aus, untersuchte sie, schüttelte den Kopf und sagte, der Mann sei zu alt, um eine zu seiner Rettung nothwendige Trepanation auszuhalten. Als er hörte, daß ich ihn nicht zu belohnen vermöge, machte er sich für seine Mühe dadurch bezahlt, daß er meinem Vater die silbernen Ohrringe auszog, die dieser seit seiner Jugend getragen hatte, und ging fort, ohne daß er wahrscheinlich wieder kommen wird.

Die Wirthin wandte sich nun an mich.

„Höre," sagte sie, „ohne Bezahlung kann ich Euch nicht behalten, und hinauswerfen will ich Euch nicht; die Pflege des alten Mannes wird kostspielig werden, gehe also auf die Straße und sprich die Leute um Almosen an, aber das sage ich Dir, unterstehe Dich nicht, mir wieder unter die Augen zu kommen, ohne wenigstens einen Thaler mitzubringen, denn unter einem Thaler täglich, kann ich Euch nicht behalten."

Bei diesen Worten nahm sie mich beim Arm, führte mich auf die Straße und machte die Thür hinter mir zu.

Nun irre ich seit mehren Stunden in der großen Stadt herum, ohne den Muth zu haben, einen Menschen anzusprechen."

Mit diesen Worten schloß das junge Mädchen seine Erzählung und brach wieder in herzzerreißendes Weinen aus.

„Armes, armes Kind!" riefen die beiden jungen Männer wie aus einem Munde; dann sahen sie sich einander an, und von demselben Gedanken durchblitzt, riefen sie gleichzeitig: „Die Wirthsleute selbst haben den Raub begangen."

„Das habe ich auch einen Augenblick gedacht," rief Jessika, ihr schönes, trauerndes Gesicht erhebend, „aber ich verjagte gewaltsam diesen Gedanken, weil ich Niemand Unrecht thun will."

„Hast Du auf der Polizei Anzeige gemacht?" fragte Heine.

„Wie sollte ich, Herr?" erwiderte das Mädchen. „Ich bin noch so jung und unerfahren in den Gebräuchen der Welt, ich weiß nicht, was zu thun, und was zu lassen ist."

„So wollen wir es für Dich thun," sagte Heine, „und so Gott will, werden wir Dir wieder zu dem geraubten Gelde verhelfen. Auch für Deinen Vater soll gesorgt werden, und so er zu retten ist, wird er Dir erhalten bleiben. Du bist doch mit mir einverstanden, Eugen?" wandte er sich an den Freund.

„Du hast mir aus der Seele gesprochen," erwiderte dieser und gab sich dem Mädchen nun als Landsmann zu erkennen, indem er sie in polnischer Sprache ansprach.

Dadurch wurde das Zutrauen der hübschen Jessika noch vermehrt. Sie erhob die Augen voll unendlicher Dankbarkeit gegen den Himmel, aber ihr Gefühl war zu mächtig, als daß sie es in Worten hätte ausdrücken können; sie kreuzte die Arme über der Brust, und plötzlich auf die Knie sinkend, war sie im Begriff Heine die Füße zu küssen, als dieser sie rasch emporriß und ihr zuflüsterte:

„Mache kein Aufsehen auf der Straße, Kind! Sieh, die Leute werden schon aufmerksam auf uns. Komm, wir wollen eine Droschke nehmen und auf das Polizeibureau fahren."

Doch ehe er es verhindern konnte, ergriff Jessika den Saum seines Rockes und drückte einen Kuß darauf. An Heine's Wimpern zitterte eine Thräne der Rührung.

Sie stiegen in eine Droschke und fuhren auf die Polizei, wo Heine die Anzeige des Vorfalls machte. Kaum hatte er den Namen der Schenke, die „zum lahmen Hund" hieß, genannt, als der Commissair rief: „Das ist eine Herberge für Vagabunden, in der nur das schlechteste Gesindel einzukehren pflegt. Die Wirthsleute sind bekannte Diebshehler, und Ihre Vermuthung, daß diese selbst den Diebstahl begangen haben möchten, wird wohl richtig sein. Wir wollen die Sache gleich untersuchen."

Er stieg in die Droschke zu unsern Freunden, zwei Gehül-

fen und drei Polizeidiener mußten ein zweites Fuhrwerk besteigen, während noch drei andere zu Fuße nachfolgten.

Vor der Schenke angekommen, umstellten die Polizeidiener das Haus. Der Commissair ging mit seinen Begleitern hinein. Der Wirth, der unter der in den Hof führenden Thür stand und den ihm wohlbekannten Commissair erkannte, rief sogleich in den Hof hinaus:

„Sara, gieb Acht auf die Weißfische, daß sie nicht verkochen.“ Hierauf ging er dem Commissair entgegen und rief unter großem Geschrei und dem lebhaftesten Geberdenspiel: „Gott, was soll's, Herr Kummsair, daß Sie kommen in mein Haus? Wir sind ehrliche Leute geworden. Sie werden doch nicht glauben, daß wir haben geganeft das Geld und haben gemacht kapores den Alten? Gott soll's hüten, Herr Kummsair.“

„Es wird sich Alles finden, Mann, und Eure Ehrlichkeit ist der Polizei ja längst bekannt,“ sagte der Commissair mit einem höhnischen Lachen. „Warum habt Ihr keine Anzeige gemacht von dem Vorfalle?“

„Wollt' ich's doch eben thun, Herr Kummsair; konnt' ich doch nicht kommen eher ab aus dem Geschäfte; hatte ich doch schon gesagt zu meiner Frau: Sara, bürst' mir meinen Schabbesrock aus, daß ich kann gehen uff der Polizei. Sara,“ wandte er sich an seine indessen hinzugekommene Frau, „Sara, habe ich nicht so gesagt?“

„Ja, Abner-Ben-Asser, so hast Du gesagt, das kann ich beschwören auf der Thora,“ bestätigte die Frau.

Jessika war gleich nach ihrem Eintritt in das Haus zu ihrem Vater geeilt, der zwar Lebenszeichen von sich gab, aber fortwährend ohne Besinnung dalag.

Der Commissair begab sich mit den beiden Freunden und den Wirthsleuten auf den Schauplatz des Ereignisses, wo er Jessika auf das Genaueste vernahm und von seinem Schreiber ein Protokoll über deren Aussagen aufnehmen ließ. Hierauf schritt

er zu einer umsichtigen Hausuntersuchung, die sich vom Keller bis auf den Speicher ausdehnte. Bei jedem durchsuchten Raume, in dem sich nichts Verdächtiges vorgefunden, rief die Wirthin triumphirend:

„Sehen Sie, Herr Kummsair, Sie haben uns gethan schweres Unrecht, haben uns gethan himmelschreiendes Unrecht mit Ihrem Verdacht; wir sind unschuldig wie die Kinder im Mutterleib. Will ich doch verschwarzen, wenn ich nicht sage die Wahrheit.“

Kein Ofenrohr, nicht das kleinste Töpfchen in der Küche blieb undurchsucht, sogar die Heubündel im Stalle wurden aufgebunden, die Fußböden und Wandverkleidungen wurden aufgerissen, aber nirgends fand sich eine Spur des entwendeten Geldes. Schon wollte sich der Commissair getäuscht und ärgerlich entfernen, als sein Blick im Hofe auf einen überdachten, eingemauerten Waschkessel fiel. Er untersuchte erst das Aschenloch und den Raum für das Feuer, dann deckte er den Kessel auf, den er bis an den Rand mit Wasser gefüllt fand; schon wollte er den hölzernen Deckel wieder fallen lassen, als in dem Wasser der Henkel eines Blechdeckels, der einen großen Topf verschloß, zum Vorschein kam. Die Wirthin erbleichte zu Schnee und das Gesicht ihres Mannes wurde erdfahl.

„Aha, nun wird Eure Unschuld glänzend an den Tag kommen,“ höhnte der Commissair, indem er durch seine Untergebenen den Topf aus den Wasser heben und öffnen ließ.

In dem Topfe lag eine lederne Tasche, und darin wohl verwahrt und unversehrt das geraubte Geld.

Der Commissair ließ dem diebischen Ehepaare Handschellen anlegen. Sie erhoben ein großes Geschrei, betheuerten noch immer ihre Unschuld, behauptend, ein Anderer, von dem sie nichts wüßten, müsse dieses Geld dahin verborgen haben; sie warfen sich auf die Knie und baten unter Jammern und Wehklagen, sie nicht unglücklich zu machen, ihr Geschäft nicht zu ruiniren —

aber ohne Rücksicht auf ihre Klagen und Betheurungen zu nehmen, ließ der Commissair, der seine Leute kannte, das Diebsgesindel unter einem großen Zudrange von Menschen, die sich vor dem Hause versammelt hatten, einstweilen in die Hausvogtei abführen.

Inzwischen hatten sich Heine und sein Freund wieder nach dem unglücklichen jungen Polenmädchen umgesehen und fanden das hübsche Kind noch immer vor dem Bette des Verwundeten knieend, dessen kalte Hände sie in den ihrigen hielt und sie mit ihren Küssen zu erwärmen suchte; aber der alte Mann gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er von Zeit zu Zeit schmerzlich stöhnte.

Mit Beihülfe des menschenfreundlichen Commissairs sorgten nun die beiden jungen Männer dafür, daß der Unglückliche nach der Charité gebracht wurde, wohin sie ihn mit seiner Tochter begleiteten. Heine empfahl ihn dringend der besondern Beachtung des dirigirenden Arztes. Dieser versprach sein Möglichstes zu thun und untersuchte sogleich mit einigen Hülfsärzten die Wunden des Greises. Er erklärte eine Trepanation für unerläßlich, war aber der Ansicht, daß der Erfolg bei dem hohen Alter und der Schwäche des Mannes jedenfalls sehr zweifelhaft sei.

Jessika wollte durchaus bei ihrem Vater bleiben, um ihn zu pflegen, man sagte ihr aber, daß dieses unstatthaft sei; doch versicherte sie der Director der Anstalt, daß sie ruhig sein könne, daß ihrem Vater die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden würde. So entfernte sie sich denn weinend und schweren Herzens mit ihren beiden jungen Begleitern.

Als sie wieder in einer Droschke saßen, beriethen die beiden Freunde, was nun mit dem jungen Mädchen anzufangen sei. Eugen wollte sie in ein anständiges Gasthaus bringen und der Fürsorge des Wirths empfehlen, aber dem widersprach Heine.

„Das geht nicht," sagte er, „das könnte ein zweideutiges Licht auf unsern Schützling werfen."

„Wir können sie aber doch nicht zu uns nehmen,“ warf ihm Eugen ein. „Weißt Du ein besseres Unterkommen für sie, als das von mir vorgeschlagene.“

„Das Beste wäre wohl, wenn sie in einer israelitischen Familie untergebracht werden könnte.“

„Weißt Du eine solche?“

„Hm! vielleicht Moser's.“

„Deine Hausleute? Das geht nicht wegen Dir.“

„Da hast Du Recht. Doch da fällt mir ein, Frau von Varnhagen wird sich des guten Mädchen annehmen, Rahel's Engelherz wird sich auch diesmal nicht verläugnen. Ich wüßte wirklich Niemand, der geeigneter wäre, Jessika's Lage zu würdigen und ihr den nöthigen Schutz angedeihen zu lassen.“

Man fuhr zu Frau von Varnhagen, Heine stieg allein aus; während die beiden Andern im Wagen zurückblieben, machte er mit der ihm eigenen Beredtsamkeit Rahel schnell mit den Verhältnissen des Mädchens bekannt und gewann ihre ganze Sympathie für dasselbe.

„Holen Sie schnell das arme Kind herauf,“ rief sie mit edler Wärme, „ich brenne vor Begierde, ihr meinen Trost angedeihen zu lassen.“

Heine beeilte sich, Jessika heraufzuholen.

„Armes, unglückliches Kind, sei mir willkommen in meinem Hause,“ rief Rahel bei ihrem Eintritte, schloß sie liebevoll an ihr Herz und küßte sie sanft auf die reine, hohe Stirn.

Heine ließ sie beruhigt in Gesellschaft der milden Trösterin zurück, nachdem er versprochen hatte, sie am andern Morgen zu einem Besuche bei ihrem Vater abzuholen.

Und als er ankam, erkannte er seine Schützlingin fast nicht wieder, so sehr fand er sie zu ihrem Vortheile umgewandelt; die dürftige Kleidung des vorigen Tages war durch einen einfachen, sehr anständigen Anzug ersetzt worden, womit Rahel sie versorgt hatte. Sie trug einen bis an den Hals heraufgehenden

Oberrock von feinem, grauen Wollenstoff, der von oben bis unten mit einer dichten Reihe Perlmutterknöpfchen besetzt war; um den Hals schloß sich eine Krause von gesticktem Tüll; das geschmackvoll geordnete Haar war mit einer schwarzen Sammtschleife verziert.

Mit einem leisen Freudenschrei eilte sie auf ihren Beschützer zu und reichte ihm die Hand, die er sanft drückte, dann verließ sie das Zimmer, um sich zum Ausgehen anzukleiden.

„Das Mädchen macht mir Freude," sagte nun Rahel zu Heine; „sie besitzt einen Schatz von Herzensgüte, Demuth und solidem Wissen; ihr Vater hat ihren Geist trefflich ausgebildet, während er sie arm an allen Lebenserfahrungen ließ."

Jessika kam jetzt zurück; sie hatte ein leichtes, amaranthfarbiges Flortuch umgehängt und einen weißseidenen Hut mit einem Veilchenbouquet aufgesetzt, der sie allerliebst kleidete. Jessika sah jetzt nicht mehr aus wie ein armes Mädchen, sondern sie glich einer jungen Dame aus den gebildeten Ständen.

Heine war stolz darauf, ihr den Arm zu geben. Auf der Straße sahen die Leute dem jungen Paare mit sichtlichem Wohlgefallen nach.

In der Charité erfuhren sie, daß der Rabbi die Trepanation zwar überstanden habe, aber daß sein Bewußtsein noch immer nicht zurückgekehrt sei; die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn herausreißen zu können. Jessika weinte trostlos an dem Lager des Greises und mußte endlich in halber Ohnmacht weggebracht werden.

Heine machte zu ihrer Erholung einen Spaziergang mit ihr und suchte sie glimpflich auf die bevorstehende Katastrophe vorzubereiten.

Täglich zweimal holte er sie fortan ab, um sie zu dem Kranken zu bringen, und täglich zweimal machte er einen Spaziergang mit ihr, der besonders des Abends einen großen Reiz für sie hatte, wenn der Mond die Gegenstände mit seinem milden Lichte versilberte.

In der Zwischenzeit erhob Rahel das Mädchen durch ihren belebenden Umgang, oder sie fuhr mit ihr aus und zeigte ihr die Merkwürdigkeiten der preußischen Königsstadt.

Am neunten Tage starb Jessika's Vater. Ihr Schmerz war tief, aber er fand Linderung in der aufrichtigen Theilnahme, die ihr von Seiten der guten Menschen gezeigt wurde, mit denen ihr Schicksal sie so wunderbar zusammengeführt hatte.

Heine sorgte dafür, daß der alte Rabbi streng nach den Gebräuchen seines Glaubens beerdigt wurde, und er selbst ging mit seinem Freunde Eugen von Breza als Leidtragender hinter dem Sarge des Verstorbenen her.

Indessen hatte Rahel viele Menschen für das Schicksal des unglücklichen jungen Mädchens zu interessiren gewußt, die öffentlichen Blätter hatten von Jessika gesprochen, Jedermann bemühte sich sie zu sehen, und wer sie gesehen hatte, wollte etwas für sie thun. Subscriptionslisten wurden in Circulation gesetzt, es wurde reichlich gespendet, um Jessika und ihre Geschwister vor der Noth des Lebens sicher zu stellen, selbst der König und alle Glieder des Königlichen Hauses gaben ihre Beiträge, und als Rahel die in einem Zeitraum von acht Tagen eingegangene Summe zählte, fand sie zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß sie über zehn tausend Thaler betrug.

Jetzt wurde eine passende Reisegelegenheit gesucht, um das junge Mädchen ungefährdet in seine Heimat zu senden. Diese fand sich denn auch in einem würdigen Ehepaar, dem man Jessika mit Sicherheit anvertrauen konnte.

Zwischen Heine und seiner Schützlingin hatte sich eine Art geschwisterliches Verhältniß festgestellt; er war dem jungen Mädchen mit der innigsten Zärtlichkeit zugethan, ohne daß sich je eine Regung des Verlangens in dieses schöne Gefühl einmischte, und Jessika verehrte ihn mit der glühenden Dankbarkeit, die ein irdisches Wesen für einen Gott hegt, der es mit Wohlthaten überschüttet hat. Die Liebe des Weibes zu dem Manne

schlummerte noch in ihr in einer nicht aufgesprungenen Knospe.

Am Vorabend ihrer Abreise schritt er mit ihr, nachdem sie mit Rahel und einer kleinen Gesellschaft am Nachmittag Kaffee im Thiergarten getrunken hatte und die Andern bereits voraus gefahren waren, im Mondschein der Stadt zu. Er führte sie an der Hand wie ein Kind; Beide schwiegen, aber um so lauter sprachen ihre Gefühle in ihnen. Plötzlich umfaßte er sie, drückte ihren Kopf an seine Brust, und sprach mit Empfindung das schöne eben in ihm lebendig gewordene Gedicht:

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein,
Ich schau Dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist's als ob ich die Hände,
Auf's Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte.
So rein und schön und hold.„

Als er das Gedicht gesprochen hatte, küßte er sie erst auf die Stirn, dann auf beide Augen, und endlich auf den Mund.

Jessika weinte still, aber selig vor sich hin, das Gedicht hatte sie wunderbar ergriffen und die edelsten und schönsten Vorsätze in ihr wach gerufen:

Als sie nach Hause kam und Rahel sie in ihre Arme schloß, sagte diese, von ihrem Aussehen betroffen.

„Was ist mit Dir vorgegangen, Kind? Du siehst ja aus wie eine Verklärte, deren Angesicht die Glückseligkeit der reinen Geister abstrahlt."

„Herr Heine hat mich in den Himmel sehen lassen und ich habe Gott gelobt, immer an der Tugend festzuhalten," erwiderte Jessika mit einem seligen Lächeln. „O, liebe, gnädige Dame, lassen Sie sich das schöne Gedicht von ihm sagen, mit dem er vorhin mein Herz erfreute."

Heine mußte auf Rahel's Wunsch, das Gedicht nochmals hersagen. Jessika hörte ihm mit andächtig gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Blicken zu. Als er fertig war, zitterte eine Thräne in Rahel's Wimpern.

„Herr Heine ist ein edler Mensch," sagte sie, „er meint es gut mit Dir, befolge seine Rathschläge, dann wirst Du auf dem Pfade des Guten wandeln und Gott wird Dich behüten, damit Dein Fuß nicht strauchelt."

Am andern Morgen reiste Jessika ab, und nahm außer dem für sie gesammelten Geld, auch die geraubte Summe mit, die ihr von den Behörden wieder zugestellt worden. Das jüdische Ehepaar, das ihren Vater beraubt und erschlagen, oder vielmehr so arg zugerichtet hatte, daß sein Tod eine nothwendige Folge der erlittenen Mißhandlungen war, wurde zum Tode verurtheilt, doch von dem König zu lebenslänglicher-Zwangsarbeit begnadigt.

Lodoiska und Jadwiga.

Seit Jessika's Abreise war fast ein Jahr vergangen, das Heine für seine innere Ausbildung nicht unbenutzt hatte vorbeistreifen lassen. Eines Morgens, da er eifrig in den Büchern vergraben war, kam Eugen von Breza mit einem offenen Brief in der Hand, in sein Zimmer und rief mit einiger Aufregung:

„Denke Dir, Heinrich, mein Vater beruft mich wegen Familienangelegenheiten ganz plötzlich nach Hause, — er muthet mir zu, sogleich abzureisen.“

„Du sollst abreisen?“ rief Heine, den diese Nachricht gleich sehr überraschte und unangenehm berührte. „Das ist mir in der That sehr fatal, Eugen, ich habe Dich so lieb gewonnen, habe mich so fest an Dich gekettet. Aber Du kommst doch wohl bald wieder?“

„Vermag ich Das zu sagen?“ erwiderte der junge Pole. „Mein Vater ist ein alter Herr, der wunderliche Launen hat; wer weiß, ob er nicht seinen einzigen Sohn jetzt als Stütze um sich haben will.“

„Aber Du hast ja noch gar nicht ausstudirt,“ warf ihm Heine ein und knüpfte eine Hoffnung an diesen Einwurf.

Eugen lachte.

„Das kann man nehmen, wie man will; Brodstudien

brauche ich keine zu machen, und zu meiner Bildung ist Das, was ich bisher erlernt habe, so ziemlich ausreichend — meinst Du nicht auch?"

„Ja, Du hast Dir Kenntnisse gesammelt und bist ein guter Kopf," erwiderte Heine niedergeschlagen, „und Dein Weggang ist mir tiefschmerzlicher Verlust."

Er umarmte den Freund und hielt ihn lange voll Gefühl an seine Brust gedrückt.

Als er ihn wieder losließ, sagte Eugen gedankenvoll: „Wenn mich mein Vater nur nicht gar verheirathen will."

„Wenn er Das wirklich will," rieth Heine, „so thue ihm den Willen, denn es ist wirklich nicht gut, daß der Mensch allein sei."

„So sagt wenigstens die Bibel," erwiderte Eugen, „und ich würde mich in die Zumuthung fügen, wenn es nur nicht gerade Diese oder Jene sein sollte, die den Anforderungen der Väter entspricht, ohne daß das Herz der Söhne gefragt wird, ob es auch in die Wahl einstimme."

„Das wäre freilich schlimm, wenn das vorkommen sollte. Doch Dein Vater, der Dich liebt, wird Dich zu keiner Verbindung zwingen, die Deiner Neigung offenbar widerstrebt."

„Darauf möchte ich kein Gift nehmen," versetzte Eugen. „Du kennst unsere polnischen Magnaten nicht. Im gewöhnlichen Umgang voll Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, ausgerüstet mit allen Vortheilen der feinsten Bildung, sind sie unumschränkte Könige, ja, Tyrannen in ihrem Hauswesen. Frau und Kinder sind nicht viel mehr als ihre Sclaven, blinder Gehorsam ist ihre erste Pflicht. Mein Vater hat sich bisher zwar stets gütig gegen mich erwiesen, aber ich würde es nicht wagen, seinem Willen offen entgegen zu handeln."

„Selbst da nicht, wo es Dein Lebensglück gilt."

„Da vielleicht am allerwenigsten. Der Wille der Sarmaten ist unbeugsam, wo es sich um die Ehre und das stolze Fortblühen ihres alten Stammes handelt."

„Armer Freund, ich bedaure Dich," sagte Heine mit Gefühl. Beide schwiegen einige Secunden, dann fragte Heine: „Wann reisest Du ab?"

„Morgen. Doch würde sich diese Reise noch um einige Tage verschieben lassen, wenn Du geneigt wärest, mir einen heißen Wunsch zu erfüllen."

„Kannst Du an meiner Willfährigkeit zweifeln?" rief Heine eifrig. „Sprich, Eugen, worin besteht Dein Wunsch? Kann ich ihn erfüllen, so ist er erfüllt!"

„Seine Erfüllung hängt einzig und allein von Deinem Willen ab."

„So sprich doch Mensch, so sprich endlich, wenn ich nicht vor Ungeduld aus der Haut fahren soll."

„Nun denn, begleite mich auf das Schloß meines Vaters nach Polen."

„Wie," rief Heine überrascht, „ich soll Dich nach Polen begleiten?"

„Wenn Du mich wirklich lieb hast, so thust Du es ohne Widerrede."

„Mensch, was ficht Dich an?" rief Heine lachend, „ich soll mich mitten aus meinen Studien herausreißen, um in Polen auf der faulen Haut herum zu lungern."

„Ein zeitweiliges Ausruhen wird Dir wohlthun, Du hast Dich in der letzten Zeit zu sehr angestrengt. Deine Abwesenheit wird höchstens drei Monate dauern, und was Du indessen versäumst, kannst Du leicht nachholen."

Heine brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Freund," rief er lustig aus, „Freund Du hast die Rechnung gemacht, ohne den Zustand meiner Kasse zu revidiren. Ich könnte mit meinem Baarvorrath nicht zu Fuß in meine Heimat kommen, also noch viel weniger mit Extrapost nach Polen."

„Unsinn, Heinrich!" fiel ihm der Pole schnell in das

Wort, „die Reise wird mich nicht mehr kosten, ob ich sie allein oder mit Dir mache. Einen Wagen habe ich von zu Hause mitgebracht und die Postpferde muß ich so wie so bezahlen, also mache Dir keine Scrupel. Vielleicht kehre ich sogar wieder mit Dir zurück."

„Ja, wenn Das wäre, so könnte sich die Sache machen."

„Laß uns hoffen, daß es so sein wird."

„Und wenn ich wüßte, daß ich Dir einen großen Gefallen damit thäte," sagte Heine nachdenklich.

„Du thust mir den allergrößten Gefallen damit, Freund, das darfst Du mir sicher glauben."

„Aber ich habe noch eine Bedenklichkeit."

„Laß hören, welche."

„Ob mich auch Dein Vater gern aufnehmen wird."

„Kennst Du denn die Gastfreundschaft der Sarmaten so wenig, daß Du daran zweifelst? Und würde ich Dich mitnehmen, wenn ich nicht der besten Aufnahme für Dich gewiß wäre? Das Schloß meines Vaters liegt hinter Gnesen, der alten Hauptstadt Großpolen's, in der früher die polnischen Könige gekrönt wurden. Die Gegend ist wildromantisch; wir werden die Zeit mit Reiten, Jagen und Fischen todtschlagen, auch werden wir die alterthümlichen Städte meines Vaterlandes mit ihren wunderlichen Bauwerken besuchen. — Da fällt mir ein, da kannst Du ja auch Deine Wunderblume wiedersehen, das schöne Judenmädchen lebt ja in Gnesen."

„Jessika!" rief Heine, der längst an dieses Wiedersehen gedacht hatte, und eine dunkele Röthe färbte seine Wangen.

„Ja, Jessika, die Dir gar nicht gleichgültig geblieben ist; gestehe es nur, das Mädchen liegt Dir noch immer im Herzen."

„Allerdings liegt sie mir im Herzen, doch nur wie eine reine Perle auf dem unentweihten Grund des Meeres — wie eine heilig geliebte Schwester verehre ich sie. Ich werde Jessika mit inniger Freude wiedersehen."

„So gehst Du also mit!“ rief Eugen und hielt ihm die offene Hand hin.

„Topp, ich gehe mit!“ erwiderte Heine und schlug ein.

Eugen warf seine betrodelte Mütze mit einem Siegesgeschrei an die Decke des Zimmers, fing sie wieder auf, faßte Heine um den Leib, tanzte wie toll mit ihm durch die Stube und legte die ausgelassenste Freude an den Tag, und nachdem er den Freund wieder losgelassen, fragte er eilfertig: „Wann können wir abreisen?“

Heine besann sich einen Augenblick.

„Uebermorgen,“ sagte er.

„Gut, so gehe ich, um die nöthigen Anstalten zu treffen.“

Auch Heine machte seine kleinen Vorbereitungen, er schrieb an seine Mutter, an seinen Onkel Salomon, und nachdem er seinen Koffer gepackt hatte, nahm er nur Abschied von Rahel, an die er durch die Bande der innigsten Verehrung gefesselt war.

Die seltene Frau trug ihm die liebevollsten Grüße an Jessika auf und gab ihm ein kleines Geschenk für dieselbe mit. Es bestand in einem an einem Sammetbande hängenden goldenen, mit Rubinen eingefaßten Herz, in dessen Mitte sich eine edle Perle befand.

Die beiden jungen Männer traten ihre Reise an einem prachtvollen Augusttag an. Weiße Wolkenflocken flogen am Himmel hin, gejagt von einem milden Winde, der auf seinen Flügeln den Geruch der Kleeäcker, über welche er hingestrichen, zu den Reisenden trug. Der Himmel, die Luft, die süßen Ausdünstungen der Wiesenblumen, das Gesumme der Insecten, der Flug der Vögel, die mit ihren Schwingen die Erde kaum berührten, bildeten im Verein mit der raschen Bewegung des Wagens, eine Quelle unerschöpflicher Lust für die beiden Reisenden.

Gegen Abend wurde die Hitze drückend. Als sie das

Wirthshaus erreicht hatten, in dem sie Nachtquartier nehmen wollten, ließen sie sich eine Mahlzeit auftragen, und nachdem diese genossen war, trugen sie ihre Stühle auf den alterthümlichen Altan, der sich vor den Fenstern hinzog, um ein wenig Abendluft zu genießen. Die Stadt sah düster und staubig aus, die alterthümlichen, ungleichartigen Giebelhäuser mit ihren spitzen Dächern, waren meistens schlecht im Stande gehalten. Einige Kinder spielten auf der Straße, indem sie kleine Steinhäufchen aufsetzten, nach welchen sie warfen. War der Werfende so glücklich, ein Häufchen zusammen zu werfen, so erschallte ein allgemeines Triumphgeschrei. Vor den Hausthüren saßen bei ihren Gemüse putzenden, oder mit einer Handarbeit beschäftigten Müttern, kleine Mädchen, die mit ihren Puppen spielten. Zuweilen fuhr ein Karren vorüber, oder es begegneten sich zwei Fußgänger, die stehen blieben, um ein Paar Worte mit einander zu wechseln. Indessen aber zog sich ein Gewitter mehr und mehr zusammen, die Luft wurde immer drückender, einzelne Blitze durchzuckten den sich mehr und mehr verfinsternden Himmel, und bald begannen denn auch thalergroße Regentropfen, auf das schmutzige Straßenpflaster zu fallen. Die Frauen und die kleinen Mädchen waren in einem Nu von den Hausthürtreppen verschwunden, aus den Fenstern ertönten älterliche Mahnrufe, um auch die Knaben unter das schützende Obdach des Hauses zu rufen, worauf sich die kleine Schaar dann auch lärmend zerstreute, während Regenschirme von allen Farben in den Straßen auftauchten.

Bald darauf brach das Gewitter in seiner vollen Majestät aus. Heine und Eugen hatten den Altan verlassen und sich hinter die geschlossenen Fenster geflüchtet, von wo aus sie mit Bewunderung dem großartigen Naturschauspiele zusahen.

Nachdem die Wolken ihre aufgesammelte Elektricität entladen hatten, begann der Regen allmählich sanfter nieder zu rieseln, bis er sich endlich gänzlich verlor. Unsere Reisenden suchten ermüdet ihr Lager auf.

Am andern Morgen hatte sich der Himmel völlig aufgeklärt, die Luft war abgekühlt, der Staub niedergeschlagen; die Sonne versandte ihre Strahlen, ohne durch allzugroße Hitze zu belästigen, es war ein Reisewetter, wie man sich kein herrlicheres wünschen konnte, auch setzten die beiden jungen Leute ihren Weg mit wahrer Lust fort und rollten noch einige Tage durch anmuthige Fluren, über Berge und durch blühendes Thalgelände; schattige Wege führten zu Dörfern, deren Gärten mit Obstbäumen, verschiedenen Gemüsearten und Sonnenblumen bepflanzt waren; in den Höfen sah man Hühner und Gänse herum laufen, in den Ställen hörte man Gaisen meckern oder Kühe brüllen; in den Straßen blieben die zur Schule wandernden Dorfmädchen mit ihren Abcbüchern in der Hand, neugierig stehen, um den vorüberrollenden Reisewagen zu begaffen und die Darinsitzenden um eine kleine Münze anzusprechen. Kleine Buben, die mit den Enten um die Wette, in einer Wasserpfütze herumpatschten, gaben auf eine kurze Weile ihre angenehme Beschäftigung auf, um neben dem Wagen Räder zu schlagen.

Endlich, nachdem einst nach einem schönen Tage die Sonne in Purpur untergegangen war und die Dämmerung ihren grauen Schleier über die Gefilde zu werfen begann, sagte Eugen zu dem Freunde:

„Sieh, dort das Schloß, das sich hinter jenen Baumgruppen erhebt, das ist die Wohnung meines Vaters."

„Ah!" rief Heine, und sah aufmerksam das großartige, thurmreiche, auf einer Erhöhung liegende Gebäude an, das er eine Zeitlang bewohnen sollte.

Bald kamen sie an einem Park von wunderbar wilder Schönheit vorbei, der zu dem Schloß gehörte, das von fruchtbaren Feldern und smaragdgrünen Wiesen umgeben war. Weißdorndickichte wechselten mit unangebautem Lande ab, dann kamen wildreiche Waldstrecken, die sich meilenweit hinzogen

und große Seen und Teiche in sich schlossen. Heine war vollständig gefesselt durch diesen für ihn so neuen Anblick, und als sie jetzt einrollten in den großen Schloßhof, als Diener mit Fackeln herbeistürzten, die, nachdem sie den Wagentritt heruntergeschlagen, ihren jungen Gebieter mit unverkennbarer Liebe, doch auch mit sclavischer Unterwürfigkeit begrüßten, indem sie ihm den Rock und die Stiefel küßten, auch gleiche Ehre seinem Begleiter erzeigen wollten, der sich jedoch lebhaft dagegen wehrte, wußte Heine nicht, was er sagen sollte, und folgte seinem Freunde stumm an die große Freitreppe, auf welcher der alte Starost, eine hohe Greisengestalt, in polnischer Nationaltracht stand, der sich dahin begeben hatte, um seinen Sohn einige Minuten früher bewillkommnen zu können.

Während die Diener geschäftig den Wagen abpackten und das Gepäck in das Schloß schafften, eilte Eugen in die Arme seines Vaters, der ihn voll Herzlichkeit an die Brust drückte; hierauf stellte er dem alten Herrn seinen Freund vor.

„Seien Sie mir willkommen in den Hallen meiner Väter,“ sagte der Starost und umarmte auch den mitgekommenen Gast.

Heine wollte sein Mitkommen mit einigen Worten entschuldigen, der alte Herr legte ihm die Hand auf den Mund.

„Kein Wort weiter,“ sagte er gebieterisch, „Sie sind der Freund meines Sohnes, und als solcher sind Sie mir ein hochwillkommener Gast. Betrachten Sie sich hier wie zu Hause, was mein ist, steht zu Ihren Diensten. Befehlen Sie meinen Dienern als unumschränkter Herr, sie werden Ihnen gehorchen. Im Anfang werde ich Ihnen meinen Sohn täglich auf einige Stunden entziehen müssen, doch könnt Ihr den Rest des Tages gemeinschaftlich in Lust und Freude verleben, und ich hoffe, auch in Ihren einsamen Stunden wird es Ihnen nicht an Unterhaltung hier fehlen, da meine Nichte Lodoiska sich beeifern wird, Ihnen die Zeit zu verkürzen.“

„Ist Lodoiska hier?“ rief Eugen überrascht.

„Ja, wie Du weißt, starb ihre Mutter, meine Schwester vor einem Jahr; Lodoiska war damals in der Pension zu Paris, ich ward ihr Vormund; seit kurzem ist sie hier, um fortan bei mir zu leben, und bestrebt sich, mir durch liebevolle Zärtlichkeit meine alten Tage zu versüßen."

Man begab sich jetzt in das Schloß. Oben an der Treppe stand erwartungsvoll eine schöne junge Dame, den Oberkörper über das Marmorgeländer gebeugt, um die Heraufkommenden einen Augenblick eher zu sehen. Kaum wurde sie von Eugen erblickt, als er immer vier Stufen zugleich übersprang, um schneller zu dem lieblichen Wesen zu gelangen, das er mit lauten Freudeäußerungen umarmte und sodann dem Freunde als seine Cousine vorstellte.

Man begab sich jetzt in den Speisesal, wo eine reichliche Mahlzeit und trefflicher Wein die abgematteten Reisenden erwartete. Während Eugen seine Cousine ausschließlich in Beschlag nahm, mit ihr flüsterte und lachte, und sie an tausend kleine Eulenspiegelstreiche aus ihrer Kindheit erinnerte, unterhielt sich Heine mit dem alten Herrn, an dem er einen höchst unterrichteten, geistreichen Mann fand, der in allen Fächern des Wissens wohl bewandert war. Man trennte sich erst spät, um Stärkung in den Armen des Schlafs zu suchen.

Wie der alte Herr es bestimmt hatte, so wurde es gehalten. Schon am nächsten Morgen schloß er sich mit seinem Sohne ein, um von Geschäften mit ihm zu verhandeln. Heine ging indessen in die Schloßbibliothek, die sehr reichhaltig war. Er nahm sich einige Bücher mit auf sein Zimmer und setzte sich damit an das offene Fenster, welches die Aussicht in den weitläufigen Garten und den daran stoßenden Park hatte. Vor dem Fenster erhoben sich hohe Bäume, die ihre Zweige in dem Morgenwinde wiegten. Aus dem Garten stiegen köstliche Gerüche von den Resedebeeten auf, Insecten schwirrten in der Luft, es war ein herrlicher Morgen.

Oft von seinem Buche aufblickend, sah Heine Lodoiska in einem weißen Morgenkleide, über das eine niedliche schwarze Taftschürze gebunden war, einen leichten Strohhut mit grünen, flatternden Bändern auf dem blonden Haare, ein kleines Körbchen tragend, Arm in Arm mit einem andern jungen Mädchen, lachend und schäkernd durch die Alleen schreiten. Da zog es auch ihn wie mit magnetischer Gewalt hinunter.

Aber als er in dem Garten war, hatte er die Spur der beiden Mädchen verloren; so weidete er denn sein Auge an den grünen Rasenplätzen, die von Blumenbeeten durchschnitten waren, worauf rothes Geranium und Grasblumen von allen Schattierungen blühten. Höchst imponirend fand er die von den Sonnenstrahlen vergoldeten Ulmen, die silberschimmernden Pappeln, die hundertjährigen Eichen, die majestätischen Buchen und die mit rothen Beeren geschmückten Sperlingsbäume; und aus dem Grase zu seinen Füßen funkelten ihn wie tausend und abertausend Edelsteine die vielfarbigen Käfer an, die sich fröhlich im Sonnenschein tummelten.

Plötzlich gelangte er an einen runden, von Oleanderkübeln umgebenen Platz, an dem sich ihm ein reizendes Schauspiel darbot.

In der Mitte des Platzes war zwischen zwei hohen Balken eine Schaukel angebracht, auf welcher, ihm den Rücken zukehrend, Lodoiska saß und von ihrer hinter ihr stehenden Gefährtin geschaukelt wurde.

„Höher, Jadwiga, höher, mein Mädchen! sei nicht so lässig, das geht ja so sanft, als wenn Du ein Wochenkindchen einwiegen wolltest."

Das arme Mädchen strengte sich an, aber ihre Kräfte reichten nicht aus, die Schaukel wollte in keinen schnelleren Gang kommen.

Heine, der von Eugen ein wenig Polnisch gelernt, hatte Lodoiska's Rede verstanden. Er trat leise näher, tippte Jadwiga

auf die Schulter und legte gleichzeitig den Finger auf den Mund. Den Wink verstehend, trat sie bei Seite, Heine nahm ihre Stelle ein, und nun flog die Schaukel schwirrend durch die Luft, wie ein Lämmergeier, der die schweren Flügel geräuschvoll schlägt. Lodoiska jubelte vor Lust.

„Jadwiga, Du bist ein köstliches Geschöpf," rief sie. „Wenn Polen einmal wieder hergestellt wird und ich Königin werden sollte, werde ich Dich zur Oberhofschauklerin ernennen. O, es ist eine himmlische Lust, so wie ein Vogel durch Gottes freie Luft zu fliegen. Kannst Du nicht noch höher, Jadwiga? O, wenn ich doch nur bis in den Himmel hinein fliegen könnte."

Heine hielt endlich erschöpft ein, die Schaukel nahm einen langsameren Schwung an, der immer schwächer und schwächer wurde. Lodoiska rief ungeduldig:

„Nun, faule Jadwiga, warum schaukelst Du mich nicht mehr? bist Du schon müde?"

Jadwiga ließ ein schelmisches Lachen ertönen, Lodoiska sah sich um und erblickte Heine. Wie der Blitz war sie von der Schaukel und sagte auf Deutsch:

„Sie sind es gewesen, ja, nun kann ich mir denken, warum ich so hoch flog. Nun, ich danke Ihnen. Das Schaukeln ist ein Göttervergnügen — wollen Sie es nicht auch einmal versuchen, wir werden Sie schwingen."

Heine dankte.

„Haben Sie den Garten schon betrachtet? Kommen Sie, ich will Ihnen mein Vogelhaus zeigen."

Sie nahm das am Boden stehende Körbchen wieder auf, das sie vorhin am Arme getragen hatte, faßte Heine unbefangen bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Jadwiga, ein hübsches, schlankes Mädchen, das sich durch ungewöhnlich große dunkle Augen und einem etwas bräunlichen Teint auszeichnete, folgte ihnen nach.

Lodoiska führte den Freund ihres Cousins an eine Stelle, wo sich aus blendenden Blumenmassen ein aus Golddraht geflochtenes Vogelhaus erhob, an dem sich Schlingpflanzen aufrankten, und in dessen Innern weiße Marmorbecken standen, die mit Wasser gefüllt waren, welches zum Trank und Bade der hunderterlei Vögel diente, die darin auf vergoldeten Stäben herumhüpfend, oder sich in Ringen schaukelnd, ihr Gezwitscher ertönen ließen. In einem nahen Taubenschlag sah man Turteltauben zärtlich neben einander sitzen. Das schneeweiße Federfüßchen schritt gravitätisch auf und ab, das blaue Halsband pickte begierig Saamenkörner, der Kardinal blähte sich auf, der Schillerhals zeigte seine Farbenpracht und das Pfauenschwänzchen coquettirte mit einem Holztauber.

Lodoiska streute Futter aus und lockte die Tauben, sie flogen ihr auf Kopf, Schultern und Arme. Hierauf füllte sie auch den Vögeln ihre verschiedenen Trögelchen mit Samenkörnern, während Jadwiga die Marmorbecken an einem nahen Springbrunnen mit kristallklarem Wasser füllte. Als Lodoiska bald mit diesem, bald mit jenem Vogel liebreich koste, diesem Lobsprüche ertheilte, jenem eine Strafrede hielt, glich sie einer Feenkönigin in ihrem Reiche; es lag eine unendliche Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, und als sie sich nun in ein längeres Gespräch mit Heine einließ, kam jedes Worte so natürlich und ungekünstelt aus ihrer Seele, und sie lachte so von Herzen, daß er von Minute zu Minute größeres Wohlgefallen an ihr fand.

Während die Beiden miteinander sprachen, stieß Jadwiga plötzlich einen schwachen Schrei aus. Eugen, den sein Vater endlich entlassen hatte, war leise hinter ihr hergeschlichen und hielt ihr die Augen zu.

„Das ist Starost Eugen," rief sie, „ich fühle den großen Siegelring an seiner Hand."

Eugen ließ sie los, nahm sie aber sogleich beim Kopf und

küßte sie und zwar so, daß er die blauen Glockenblumen, womit ihr Haar geschmückt war, zerknickte.

„Wie geht es Dir, meine liebe kuhaugige Jadwiga," rief er, „ich hoffe, Du bist mir noch immer ein Bißchen gut."

Da er Deutsch gesprochen hatte, so glaubte Jadwiga auch in dieser Sprache antworten zu müssen, die sie hinlänglich verstand, der sie jedoch nicht mächtig genug war, um sich geläufig darin ausdrücken zu können.

„O Starost Eugen viel bös Mann," sagte sie ein wenig verdrießlich; „warum gut Jadwiga immer Kuh nennen? Jadwiga haben nicht Hörner und machen nicht Muh."

„Liebchen, meinen Scherz mußt Du Dir schon gefallen lassen, Du weißt, er ist nicht bös gemeint." — Und an Heine gewendet, setzte er hinzu: „Das ist meine liebe Milchschwester, Heinrich, die Tochter unsers Hausverwalters, ein liebes, einfaches Kind, deren ganze Gefallsucht in dem Luxus der äußersten Reinlichkeit besteht. Die Blumen, die ihr der Garten giebt, sind der einzige Schmuck, womit sie sich zu zieren liebt."

In diesem Augenblick erschallte die Tischglocke und man beeilte sich, dem Schlosse wieder zuzuschreiten. Außer den Familiengliedern wurden von dem Hausherrn auch die höheren Schloßbeamten und der Kaplan zur Tafel zugezogen und in der Regel waren auch noch einige Gutsnachbarn eingeladen. So ging es einen Tag wie den andern. Der Nachmittag gehörte den jungen Leuten; es wurde gejagt, gefischt, man machte viele Spazierritte zu Pferde, oder man fuhr in die Nachbarschaft, um Besuche zu machen; es erfolgten Einladungen, ländliche Bälle wurden veranstaltet, man durchtanzte und durchjubelte manche Nacht.

Blieb man zu Hause, so wurden oft Spaziergänge bei Mondschein in dem Parke gemacht, oder man ruderte in einem Kahn auf dem Teiche herum. Bei Eugen und Lodoiska hatten die Herzen bald gesprochen. Schon nach den ersten acht Tagen

fühlte sich der junge Mann von dem Zauber der Liebenswürdigkeit, von der reinen Weiblichkeit seiner Cousine gefesselt, und auch er hatte ihr gefallen. Der erste Eindruck steigerte sich, je näher sie sich kennen lernten; er fühlte, daß die schöne Form nur der Abglanz von Lodoiska's schöner Seele sei, und so sagte er einst zu Heine, dem er seine Gefühle offenbart hatte: „Lodoiska ist die Rechte, sie ist es, oder sonst Keine auf Erden."

Am Sonntag darauf war große Mittagstafel auf dem Schlosse, alle Freunde und Bekannte waren geladen. Da erhob sich nach dem Braten der alte Starost und verkündigte, ein mit edlen Wein gefülltes Kelchglas in der Hand haltend, die Verlobung des jungen Paares; nach seinem Willen und nach dem Wunsche ihrer Herzen sollten sich zwei Menschenseelen verschmelzen, um fortan nur eins zu bilden, um ihr ganzes Leben hindurch miteinander Leid und Freud' zu tragen.

Ein lautes Beifallsgeschrei, ein nicht endenwollendes Gläsergeklinge erschallte, man ließ das Brautpaar hochleben und beglückwünschte es; das Fest nahm einen höchst lärmenden Fortgang und dauerte bis tief in die Nacht hinein.

In dem Leben der Schloßbewohner trat nun eine kleine Veränderung ein, denn wenn die vier jungen Leute auch gemeinschaftlich einen Spatziergang antraten, so wußte sich doch jedesmal das Brautpaar sehr geschickt zu verlieren, um auf einsamen Wegen weiter zu wandeln und seine Gefühle auszutauschen. Man konnte nicht sagen, daß Heine gerade böse darüber gewesen wäre, ihm genügte vollkommen an Jadwiga's Gesellschaft, mit der er plauderte und scherzte; oft liefen sie schäkernd einander nach, oder sie saßen im Grase, wo Heine dem Mädchen das glänzend schwarze Haar mit frischen Blumen schmückte und ihr dabei von Deutschland erzählte, von seiner Schwester Lotte, von seiner alten Mutter und der Base Esther, die so gern Romane las.

Einst da er wieder bei ihr saß, und ihr aus einem Körb-

chen abgeschnittene Astern reichte, die sie zu einem Kranze band, und sich bemühte, ihr allerlei Lobeserhebungen über ihre schlanke Gestalt, das Feuer ihres Auges und den himmlischen Ausdruck ihrer Züge zu sagen, ertönte, da er eben im Begriffe war, ihre weiße Hand zu haschen und einen glühenden Kuß darauf zu drücken, Eugen's spöttische Stimme aus dem Gebüsche, der den Freund mit dessen eigenen Worten zu schlagen suchte, indem er ein von demselben verfaßtes Gedicht recitirte, welches also lautete:

Den König Wismawitra
Treibt's ohne Rast und Ruh,
Er möchte durch Kampf und Büßung
Erwerben Washiska's Kuh.

O König Wismawitra,
O welch' ein Ochs bist Du,
Daß Du so viel kämpfest und büßest
Und Alles um eine Kuh.

Jadwiga sprang mit einem Aufschrei des Zornes in die Höhe, warf das Körbchen mit den Blumen um, und lief davon. Eugen trat, mit seiner schönen Braut am Arme, lachend aus dem Gebüsch.

Jadwiga, die den Inhalt des Gedichtes auf ihre Person bezogen hatte, begegnete am Abend Eugen in einem der Schloßgänge und sagte mit reger Empfindlichkeit zu ihm:

„Starost Eugen, was hat Jadwiga gethan, daß Du so häßliche Verse auf sie machst?"

„Ei, hast Du Dich geärgert, kleine Milchschwester? Nun, Das schadet Dir nichts, Du kannst einen Puff vertragen. Uebrigens habe nicht ich die Verse, sondern mein Freund Heine, der ein begabter Dichter ist, hat sie dieser Tage gemacht."

Diese Worte fuhren dem armen Mädchen wie ein vergifteter Pfeil durch die Seele. Einige Tage lang mied sie Heine geflissentlich, dann kam sie nach und nach wieder herbei, aber

sie war scheu und verschüchtert, ihre Reden waren kurz abgebrochen, es war sichtlich, daß etwas in ihr gohr.

Eines Tages, da der Himmel blau und wolkenlos und das Wasser meergrün war, ließ sie sich jedoch bereden, gegen Abend mit Heine eine Wasserfahrt zu machen; da sich gerade ein frischer Wind erhob, so bestiegen sie ein kleines Segelboot und ließen sich von den Wellen treiben. Heine saß kosend zu ihren Füßen, er suchte wie gewöhnlich das Mädchen durch allerlei schöne Redensarten zu unterhalten. Jadwiga gab keine Antwort, sie fütterte die um das Boot kreisenden Schwänen mit Brodkrumen aus ihrer Tasche, oder versenkte die Hand in die klare Fluth und versuchte kleine Fische zu haschen, die ihr aber jedesmal durch die schlanken Finger glitten. Endlich sagte sie:

„Eugen haben mir gesagt, daß Starost Heine ein Dichter sei. Ist Das wahr?"

„Ja, süße Seele, Eugen hat die Wahrheit gesagt."

„Ich möchte wohl hören Gedichte von ihm."

Heine griff willfährig in seine Tasche, nahm seine Brieftasche heraus, aus der er einige zwanzig, auf einzelne Blätter geschriebene Gedichte nahm, die er auf seine Knie legte und nun las er dem Mädchen schwärmerische Liebeslieder vor. Sie horchte mit hingeneigtem Ohr und einem sehnsüchtigen Lächeln zu, da aber immer das rechte nicht kommen wollte, so that sie ihm ungeduldig Einhalt, indem sie rief:

„Haben Starost Heine gemacht der Gedicht von das Kuh und die Ochs?"

„Du meinst das Gedicht vom König Wismawitra? Ja, das habe ich gemacht, mein schönes Kind."

„Gemacht auf gut Jadwiga?"

„Wo denkst Du hin, mein Kind," rief Heine lachend, „es bezieht sich nicht auf Dich, sondern auf eine alte Sage, die ich benutzt habe."

Unglücklicherweise ging in diesem Augenblicke Eugen mit

Lodoiska am Ufer vorüber, der Neckteufel erfaßte ihn, und von ihm angetrieben, ließ er laut die Worte erschallen:

Den König Wismawitra
Treibt's ohne Rast und Ruh 2c.

Da streckte Jadwiga von unsäglichem Zorn erfaßt, ihre Hand nach den auf Heine's Schooß liegenden Gedichten aus, erfaßte sie und versenkte sie mit Blitzesschnelle in die klare Fluth des Teichs, indem sie sagte: „Starost Heine thut Lügen sagen, er hat die bös Vers' doch gemacht auf Jadwiga ... pfui, haben ein schlechte Herz."

Heine war im ersten Augenblick starr vor Schrecken. Eugen rief vom Ufer herüber: „Was ist geschehen, Heinrich? Was ist vorgefallen?"

„Sie hat meine neuesten Gedichte in's Wasser geworfen," rief Heine zurück.

„Und Du hast keine Abschriften?"

„Leider nein."

„Jadwiga, was hast Du gethan, boshafte Katze!" schalt Eugen. „Du hast einen Schatz in die Tiefe versenkt, der nicht wieder zu heben ist, Du verdientest ausgepeitscht zu werden."

Jadwiga brach in Thränen aus. „Warum hat er gesagt, Jadwiga sei eine Kuh? Das hat ihm Starost Eugen vorgesagt, der ist auch kein Hengel*)," schluchzte sie.

„Laß sie," rief Heine, „glücklicherweise habe ich noch Kopf und Herz, und werde Anderes schaffen können."

Er faßte bei diesen Worten das Steuerruder und ließ das Boot langsam dem Ufer zutreiben, wo sie bald darauf landeten.

---

*) Engel.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

I. Abtheilung:

Frühlingsfrische.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,
Verf. von „Roman eines Dichterlebens" (Göthe), „Rahel" u. s. w.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theiles.

Eine Judenhochzeit.

Heine weilte bereits fast zwei Monate auf Schloß Breza, als er eines Tages erklärte, es sei nun die höchste Zeit, sich nach Jessika umzusehen.

Eugen stimmte ihm bei und fuhr mit ihm nach Gnesen, wo man am Spätnachmittag ankam. Eugen hatte im Auftrag seines Vaters einen Geschäftsmann aufzusuchen, mit dem er längere Zeit zu verkehren hatte. Heine begab sich indessen in die alterthümliche Cathedrale, in welcher der heilige Adalbert begraben liegt. Er ließ durch einen Lohndiener den Glöckner holen, der herbeikam, um dem Fremden als Führer zu dienen, und sie schritten durch das große Portal in das Kirchenschiff, wo sich Heine ein paar Stunden aufhielt mit Betrachtung der Bilder, des Chors und der Seitencapellen und die massiven Säulen, die den Riesenbau stützten, in ihrer strengen Einfachheit bewunderte. Lange blieb er vor dem Denkmal des heiligen Adalbert stehen, das in einem silbernen Sarcophag besteht, darin die Gebeine des Heiligen modern, und auf diesem Sarcophag steht sein Bild in Lebensgröße mit Bischofsmütze und Krummstab, die Hände fromm gefaltet, Alles von massivem Silber. Jetzt begann die Orgel zu rauschen, in einer Seitencapelle ward ein Abendgottesdienst gehalten, der Priester murmelte Gebete, die letzten Sonnenlichter fielen durch die bunten

Fensterscheiben. Die Kirche war leer, nur vor dem Grabmal des Heiligen lag jetzt eine schwarzgekleidete Frauengestalt, die eifrig betend, mit einem Seitenblick auf den Fremden, murmelte: „Ich bete Dich an."

Jetzt wurde die Monstranz der Anbetung der Gläubigen ausgesetzt und der letzte Segen ertheilt. Die Orgel rauschte mit schwellendem Ungestüm, die betende Gestalt erhob sich und verließ die Kirche. Die hohen Bogen und Säulenknäufe verschwammen jetzt in den letzten Schein der Dämmerung, die Kerzen am Altar wurden ausgelöscht, nur die ewige Lampe glimmte wie ein einsames Leuchtwürmchen in dem ungeheuern Gebäude.

Heine verließ das Gotteshaus und ging nach Hause, wo er Eugen seiner bereits harrend fand.

„Es ist heute ein öffentliches Concert, dem ein Ball folgen wird," rief er dem Freunde entgegen.

Da Heine es zufrieden war, so machten die beiden jungen Männer ein wenig Toilette und begaben sich sodann in das Local, wo das Concert stattfinden sollte und sie die Elite der Gnesener Herren- und Damenwelt versammelt fanden.

Die berühmte Claviervirtuosin Maria Scymanowska ließ sich hören und bot ihrem Publicum einen wahren Kunstgenuß. Heine erkannte in ihr die Dame, die vorhin so eifrig an dem Grabmal des heiligen Adalbert gebetet und ihn in Zweifel gelassen hatte, ob ihr: Ich bete Dich an! mehr dem Heiligen oder ihm gegolten hatte. Jetzt schwelgte er mit einem wahren Göttergenuß in der Fülle der harmonischen Töne, welche die schlanken Finger der noch jugendlich schönen Frau mit seltener Meisterschaft dem Instrumente zu entlocken verstanden.

Nach dem Schluß des Concertes fand der Ball statt, der sehr angenehm ausfiel. Eugen fand einzelne bekannte Familien aus der Umgegend, mit denen zum Theil auch Heine bekannt war. Sie tanzten und scherzten die ganze Nacht mit den

schönen Polinnen und der erste Streif des Morgens begann bereits an dem Horizonte herauf zu dämmern, als sie endlich müde und matt das Lager aufsuchten.

Sie schliefen bis spät in den Morgen hinein, endlich erwachte Heine, sah auf die Uhr, weckte den Freund und sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett.

„Es ist bereits eilf Uhr," rief er eifrig. „Spute Dich, Eugen, es ist die höchste Zeit, Jessika endlich aufzusuchen."

„Treibt Dich die Sehnsucht denn gar so sehr?" erwiderte der Freund lachend, indem er in die Beinkleider fuhr. „Hätte nicht gedacht, daß Du eine so beständige Liebe in dem Herzen tragen könntest ... doch das schöne Judenmädchen hat Dir's wirklich angethan, die Rose von Saron hält den deutschen Schmetterling gefesselt."

„Sprich kein dummes Zeug und laß uns lieber frühstücken," versetzte Heine, indem er den Schellenzug anriß und dem herbeistürzenden Kellner Kaffee zu bringen befahl, dann sich wieder an Eugen wendend, sagte er: „Der Zweck unsers Hierherkommens war, Jessika zu sehen, so wollen wir denn diesen Zweck zu erreichen suchen."

„Gut, gut, Du sollst zufriedengestellt, Deine Sehnsucht soll befriedigt werden. Stärke nur erst Deinen irdischen Leichnam mit Speise und Trank, dann wollen wir sofort aufbrechen, um die Perle des Orients aufzusuchen."

Sie verzehrten ihr Frühstück, kleideten sich vollends an und begaben sich in die Judengasse, wo sie einen kleinen Knaben nach der Wohnung des Rabbi Ebn-Ben-Abner fragten.

Der Knabe sah sie mit dummem Erstaunen an.

„Zu dem Rabbi könnt Ihr nicht gehen," sagte er, „der liegt weit, weit im fernen Lande begraben, wo ihn böse Männer erschlagen haben."

„Sein Haus werden sie aber wohl nicht mit ihm begra-

ben haben," sagte Heine, „das wird wohl noch auf dem alten Platze stehen und Du wirst es uns zeigen können."

„Ja, das steht noch auf der alten Stelle," gab der Knabe zur Antwort, „und seine alte Muhme Deborah wohnt darin mit den Kindern. Dort das kleine Haus, an dem die vielen Blumenstöcke vor den Fenstern stehen, das ist es."

Die beiden jungen Männer schritten auf das angedeutete Haus zu, das sie erst von außen betrachteten. Es war ein kleines, unscheinbares Häuschen mit einem spitzen Giebeldach, aber die altergrauen Mauern waren von unten bis oben mit Ephen umzogen; hinter den kleinen, runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben waren schneeweiße Vorhänge aufgehängt, und auf dem Gesimse vor den Fenstern standen dicht aneinandergereiht Blumenscherben, in welchen bunte Astern und sonstige Herbstblumen blühten.

Heine und Eugen überschritten nun die Schwelle und öffneten eine Stubenthür, hinter welcher sie lautes Kindergejubel vernahmen. Sie traten ein und fragten nach Jessika.

Augenblicklich verstummte der Lärm, die Kinder starrten die beiden Fremden aus großen, schönen Augen an, dann lief ein kleines, krausköpfiges Mädchen in die Küche mit dem Rufe: „Muhme Deborah, da sind Männer, die nach Jessika fragen."

Alsobald kam eine sauber aussehende Matrone, die eine blendend weiße Küchenschürze umgebunden hatte, in das Zimmer. Sie hatte in der einen Hand ein Messer und in der andern einen Fisch, den sie im Begriff war, abzuschuppen. Bei dem Anblick der Fremden rief sie ihnen den jüdischen Bewillkommnungsgruß entgegen, an den sie sogleich die Frage knüpfte: „Was wollt Ihr mit Jessika?"

„Wir sind Bekannte von ihr und wollen sie besuchen," gab Eugen zur Antwort.

Die Kinder schlossen einen Kreis um die Fremden und die alte Jüdin, welche rief:

„Bekannte wollt Ihr sein von Jessika! Da müßte ich Euch auch kennen, ich kenne Euch aber nicht, habe Euch nie gesehen, und Jessika hat keine Bekannten, die nicht auch die meinigen sind.“

Sie maß die Fremden, die ihr jetzt sehr verdächtig vorkamen, mit einem mißtrauischen Blick. Dieses bemerkend, beeilte sich Eugen zu sagen:

„Daß Ihr uns nicht kennt, gute Frau, das hat seine Richtigkeit, aber Eure Jessika kennt uns um so besser. Ruft sie nur her, Ihr werdet sehen, daß sie uns mit Freude begrüßen wird.“

„Ich soll Jessika rufen?“

Die Kinder brachen in ein schelmisches Gelächter aus.

„Ja, ja, ruft sie nur,“ sprach Eugen dringender. „Sie wird uns die Hände reichen und uns mit einem Freudengeschrei begrüßen, denn sie ist uns lieb und theuer wie eine gute Schwester. Wir sind eigens aus dem fernen Berlin hergekommen, um sie zu sehen.“

„Mein Gott, seid Ihr vielleicht die braven Herren, die sich des armen Kindes so großmüthig angenommen haben?“

„Wir haben gethan, was jeder rechtliche Mensch an unserer Stelle gethan haben würde, indem wir das junge Mädchen dem sichern Schutze einer anständigen Dame übergaben und ihr zu dem geraubten Eigenthum ihres Vaters wieder verhalfen.“

„Gott der Allmächtige segne Eure Seelen,“ rief die Alte mit Freudenthränen; „Ihr habt Euch angenommen des verlassenen Kindes, habt erleichtert die letzten Stunden meines Bruders. Das wird der Engel der Vergeltung haben eingetragen in das große Buch des Lebens und es wird Euch werden heimgezahlt von dem Herrn der Welt. Doch erlaubt einen Augenblick.“

Sie verließ das Zimmer, eilte in die Küche, legte den halbgeschuppten Fisch auf eine Schüssel, wusch sich die Hände und kehrte wieder in die Stube zurück, wo sie die Hände der beiden jungen Leute ergriff und recht herzlich drückte, dann bückte sie

sich nieder und bevor sie sich dessen versahen, küßte sie ihnen nach polnischer Sitte, die Stelle, wo ihr Herz schlug.

„Wenn Ihnen an dem Segen einer alten Frau etwas gelegen ist," sagte sie weich, „so haben Sie ihn in reichlichem Maße. Jehova soll ..."

„Laßt es gut sein, gute Frau," fiel ihr Heine ungeduldig in das Wort, „wir haben unsere Schuldigkeit gethan, nichts weiter. Doch nun zögert nicht länger, Jessika herbei zu rufen, wir sehnen uns nach dem Anblick ihres lieblichen Gesichtes und haben Grüße einer edeln Frau an sie auszurichten."

„Ja so, Ihr wißt es nicht ... Jessika ist nicht mehr in Gnesen."

„Nicht mehr in Gnesen!" wiederholte Heine ganz bestürzt.

„Nein, sie ist nicht mehr hier. Das Kind hat gemacht ein großes Glück; Gott der Allmächtige hat sichtlich gehalten die Hand über ihr und sie belohnt für ihre große Tugend. Als sie heim kam mit dem vielen Gelde, und das Schicksal meines unglücklichen Bruders bekannt wurde, wurden den Kindern Vormündern ernannt. Unsere Leute kamen alle her, um die arme Jessika zu sehen, sie zu trösten in ihrem schweren Leid und sie zu beloben wegen ihres guten Betragens. Hundertmal mußte sie erzählen die Geschichte von den beiden edeln Herren, die sich ihrer so großmüthig angenommen hatten. Da kam auch ein junger Mann aus Posen, der Sohn des reichen Kaufmanns Wieslopsky, der sich hier aufhielt wegen eines Handelgeschäftes; der sah die Jessika und sein Herz ward erfüllt von Liebe zu ihr. Er kam wieder und immer wieder, sah sie an und seufzte, bis er endlich begehrte, sie solle werden sein Weib. Mein Jessikachen sagte nicht Nein, denn sie hatte gewonnen lieb den jungen, schönen Mann. Aber nun gab es Kampf mit seinen Aeltern; der alte Millionenmann wollte nicht lassen heirathen seinen einzigen Sohn ein Mädchen, die

blutwenig hatte, er sollte nehmen eines vornehmen Juden Tochter, aber der Ruben erklärte, er würde nimmer berühren ein anderes Weib, denn die Jessika; er würde sich lassen werden krank und sterben vor Kummer. Da kamen die Aeltern selber hierher nach Gnesen, und als sie das Mädchen sahen, da waren ihre Herzen gewonnen, sie hatten nichts mehr einzuwenden, ihr Sohn sollte werden glücklich. Vor drei Wochen kam die Mutter wieder, um die Kalle ihres Sohnes abzuholen in ihr reiches Haus. Die Jessika nahm ihre beiden ältesten Schwestern mit, um sie bei sich zu behalten; drei Knaben hat der Bräutigam, Gott segne seine Seele dafür, in guten Schulen untergebracht, damit sie zu tüchtigen Juden erzogen werden. Ich bin einstweilen mit den acht jüngsten Kindern hier geblieben. Wenn nun die Herren Lust haben, ein Stückchen von Jessika's Brautkuchen zu versuchen, so werden sie gerade zurecht kommen, wenn sie sofort nach Posen reisen, denn dieser Tage wird mein Herzenskind stehen unter der Chuppe,*) um ihrem Bräutigam angetraut zu werden."

„Und glaubt Ihr, daß sie glücklich werden wird?" fragte Heine mit Dringlichkeit.

„Ob sie wird werden glücklich? welche Frage!" rief Deborah fast mit Aerger. „Freilich wird sie werden glücklich, denn sie liebt ihren Bräutigam über Alles, und er trägt sie auf den Händen. Sie wird werden eine vornehme Madame, wird haben Wagen und Pferde, schöne Kleider und prächtigen Schmuck und Alles in Hülle und Fülle; wie sollte sie da nicht sein glücklich."

In diesem Augenblick kam mit erhitzten Wangen, eins der Kinder herein, die inzwischen, da ihnen die Unterredung zu lange dauerte, hinausgelaufen waren, und rief eilfertig:

„Muhme Deborah, die Katze hat geholt den schönen, großen

---

*) Der Traunungshimmel, der über die Brautleute gehalten wird.

Fisch, den wir zu Mittag haben wollen essen mit Pfefferkuchensauce."

„Den schönen Fisch!" rief Deborah, und die Röthe der Bestürzung färbte ihr die runzelvollen Wangen.

„Ja," rief der Knabe mit steigendem Eifer, „sie lief damit die Hühnersteige hinauf auf den kleinen Speicher über dem Geisenstall. Isaschar lief ihr nach mit der Feuerzange, aber die Katze wird sein gescheidt, sie wird sich nicht lassen erwischen, wird sich verstecken mit dem Fisch unter's Heu, oder wird damit springen auf's Dach, wohin ihr Isaschar nicht nach kann. Etsch! etsch! er ist geutzt trotz der Feuerzange."

Da die beiden Freunde einsahen, daß sie das Hausmütterchen nicht länger abhalten durften von ihren Beschäftigungen, so verabschiedeten sie sich unter freundlichen Worten. Die alte Frau rief ihnen tausend Segenswünsche nach.

Auf der Straße blieben die beiden Freunde stehen, sich fragend, was nun zu thun sei. Eugen fand sich allerdings durch sein Herz nach Schloß Breza zurückgezogen, allein er war doch auch seinem Heinrich ergeben genug, um nach einer kurzen Berathung sich bereit zu erklären, mit ihm nach Jessika's neuem Wohnorte aufzubrechen.

Eine Stunde später rollten sie auf der Landstraße nach dem sandigen Posen dahin, welche Stadt an der Warthe liegt und im Mittelalter zur Hansa gehörte. Heine wurde von einer rastlosen Ungeduld vorwärts getrieben. Endlich erreichten sie die Vorstadt Wilbishag und fuhren sodann über die Warthabrücke, welche diese Vorstadt mit der eigentlichen Stadt verbindet, an der prachtvollen St. Stanislauskirche und dem großartigen Rathhause vorüber, welches nach dem 1803 stattgehabten großen Brande in dem edelsten Style neu erbaut wurde, und erreichten endlich den ersten Gasthof der Stadt, in dem sie abstiegen.

Es war schon zu spät, um sich schicklicherweise noch in dem

Hause von Jessika's Schwiegerältern präsentiren zu können, doch am nächsten Morgen zur geeigneten Stunde erfragten sie leicht die Wohnung des reichen Kaufherrn und begaben sich dahin. Bei ihrem Eintritt fanden sie das Haus festlich geschmückt mit Blumen und Laubgewinden, die Dienerschaft prunkte in Gallalivreen; auf ihr Befragen erfuhren sie, daß die Herrschaft sich so eben nach altisraelitischem Gebrauche im festlichen Aufzuge nach der Synagoge begeben habe, wo der junge Herr im Begriff sei, sich zu verheirathen.

Unsere Freunde wendeten sogleich die Schritte und begaben sich ebenfalls in die Synagoge, wo das Brautpaar eben unter der Chuppe stand und der Rabbi es nach den vorgeschriebenen Formeln des Gesetzes als Mann und Weib zusammengab.

Mit stiller Bewunderung weilten die Blicke der beiden jungen Männer auf der schönen Braut, die gar anmuthsvoll aussah in dem reichen polnischen Nationalcostüm. Stiefelchen von rothem Sammet mit goldenen Sporen bekleideten ihre niedlichen Füßchen, den Leib umschloß ein goldgesticktes, weißes Atlasgewand, das jedoch nur bis auf die Knöchel fiel, und über diesem trug sie einen etwas kürzeren, vorn offenen Ueberwurf von purpurfarbigem Sammet, den ebenfalls Goldstickerei und ein breiter Hermelinbesatz zierte. Das Atlasgewand hatte enganschließende Aermel, welche die plastische Form des Arms in ihrer ganzen Schönheit zeigten, der Ueberwurf hatte weite Hängeärmel, welche den Arm nur bis an den Ellbogen umschlossen und dann frei herabhingen. Auf dem Kopfe trug sie eine polnische, mit Hermelin besetzte Mütze, auf der eine Reiherfeder prangte, die von einer kostbaren Diamantagraffe festgehalten wurde. Hals, Ohren, Handgelenke und die Finger der schönen Braut funkelten im Glanze kostbarer Diamanten und vielfarbiger Edelsteine.

Endlich war die Trauung vorüber und der Zug ordnete sich zur Heimkehr, voran ein Dutzend Musikanten mit Geigen

und Flöten, dann kam Hand in Hand das glückliche Brautpaar, dem die Aeltern folgten, an welche sich die eingeladenen Gäste anschlossen.

Heine und Eugen hatten sich an einen Pfeiler gestellt, um den Zug vorüber zu lassen. Da fiel zufällig Jessika's Blick auf die Beiden, einen Augenblick blieb sie stutzend stehen, dann riß sie sich los von der Hand des ihr angetrauten Mannes, eilte auf die jungen Männer zu, deren Hände sie ergriff und in gewaltiger Aufregung an ihren stürmisch wogenden Busen drückte, indem sie mit zitternder Stimme rief:

„Ihr hier! Ihr hier! Allmächtiger Gott, welche unverhoffte Freude."

Der Bräutigam sprang voll Eifersucht herbei und rief mit zornfunkelnden Augen:

„Was soll's, Jessika? Was wandelt Dich an? Wer sind die Leute?"

Die Aeltern traten neugierig hinzu, die Musikanten hörten auf zu spielen, die Gäste schlossen in gespannter Erwartung einen Kreis um die Gruppe.

Jessika suchte sich zu sammeln, dann wandte sie sich mit freudestrahlenden Augen an ihren Bräutigam.

„O Ruben, theurer Ruben, Du wirst Dich mit mir freuen, und auch Ihr, geliebte Aeltern, Ihr werdet Theil nehmen an meinem Glück. Dieser Tag ist ein doppelt gesegneter, einmal weil er mich mit Dir, mein Ruben, auf ewig verband, und dann weil er diese Männer hergeführt, deren Erscheinen gerade an diesem Tage eine schöne Vorbedeutung für das Glück unserer Ehe ist — denn wißt, Ihr Theuern, daß dieses die edeln Männer sind, die sich in Berlin so großmüthig meiner annahmen, ohne deren Beistand ich vielleicht elend umgekommen oder dem Verderben anheim gefallen sein würde."

„Gottes Segen komme millionenfach über sie," rief der Bräutigam und bewillkommnete die jungen Leute mit aufrichtiger Freude.

Auch die Aeltern begrüßten sie nun, und selbst die Gäste, die um die Berliner Vorfälle wußten, blieben nicht zurück; es gab ein endeloses Händedrücken und die Lobsprüche fielen von den Lippen wie Hagel; man freute sich, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sie wurden eingeladen, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen, und als sie die Einladung angenommen hatten, begann der Zug, an den sich die jungen Männer anschlossen, sich abermals zu ordnen, und unter dem Aufspielen eines festlichen Marsches zog man aus dem geweihten Gottestempel hinaus auf die Straße.

Aber man war noch nicht weit gekommen unter den Klängen der Musik, als man Schreckensrufe vernahm und bestürzte Menschen eilig über die Straße in die Häuser flohen. Eben als man um eine Ecke bog, wurden die Rufe deutlicher und man konnte die Worte vernehmen: „Flieht, flieht! ein wüthender Hund.“

Augenblicklich stand der Zug still, die Musik verstummte mit einem schrillen Mißton, die Musikanten liefen davon und jener, der den Rumpelpaß spielte, warf sein Instrument auf die Erde, um der drohenden Gefahr schneller entfliehen zu können; auch ein Theil der Gäste flüchtete in die zunächst stehenden Häuser. Der Bräutigam wollte seine Braut fortziehen, aber die Füße waren ihr schwer geworden wie Blei, sie stand wie in die Erde gewurzelt da, und glich in ihrer Todtenblässe einem leblosen Steinbilde. Den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, kam das furchtbare Thier immer näher, die Haare emporgesträubt, mit blutunterlaufenen Augen und dickem Schaum vor dem Rachen. Der Bräutigam ergriff instinctartig die große Baßgeige und hielt sie wie einen Schild vor seine bedrohte Braut, denn in gerader Linie schritt das Thier auf sie zu und war jetzt nur noch wenig Schritte von ihr entfernt. Da sprang Heine in eine offene Schmiedewerkstätte, ergriff einen großen Hammer, und mit einem gewaltigen Schlage zerschmetterte er gerade im ge-

fährlichsten Augenblicke der Bestie den Schädel, daß das Blut und Gehirn weit umher spritzte, dann lehnte er sich, den Hammer noch immer in der Hand haltend, geisterbleich an die Mauer eines nahen Hauses.

Jetzt nach überstandener Gefahr kam denn auch wieder Leben und Bewegung in die erstarrten Menschen. Auch Jessika wurde wieder lebendig. Mit raschen Schritten eilte sie auf Heine zu und sank mit stummen Lippen, aber mit aufgehobenen Händen und vielsagenden Blicken vor ihm auf die Kniee.

Heine ließ den Hammer fallen, beugte sich nieder und küßte sie sanft auf die reine Stirn.

Es war ein schöner, heiliger Moment, allen Zuschauern standen Thränen in den Augen.

Jessika wurde, von den wechselnden, auf sie einstürmenden Gefühlen übermannt, von einer leichten Ohnmacht angewandelt. Der Bräutigam nahm sie in seine Arme, die fürsorgende Schwiegermutter, die ein Flacon mit kölnischem Wasser in der Tasche trug, besprengte sie mit dieser belebenden Flüssigkeit, worauf sie sich schnell wieder erholte und ihre sie umgebenden Lieben mit einem seligen Lächeln anblickte; dann sagte sie, auf Heine deutend:

„Das ist der Schutzengel, den der allmächtige Gott in den Weg gestellt hat, um mich zu retten, so oft mir Gefahr droht. O, wie kann ich ihm jemals danken.“

„Können wir ihm auch nicht danken auf würdige Weise,“ sagte der Schwiegervater mit von Rührung gemischter Würde, „so soll doch kommen unser Dank zu gut den Nothleidenden. Ich wollte geben zu Ehren der Vermählung meines Sohnes den Armen tausend Gulden, jetzt werde ich geben viertausend, wegen der Rettung meiner Schwiegertochter.“

„Und ich lege zweitausend dazu,“ rief der Bräutigam.

Jessika drückte ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater stumm, aber mit Innigkeit die Hände.

Indessen war der erschlagene Hund aus dem Wege geschafft worden, die Musikanten fanden sich wieder ein, der Zug ordnete sich zum dritten Male und erreichte jetzt ohne weitere Hemnisse das Haus des reichen Handelsherrn.

In dem Hause war alle Pracht des üppigsten Reichthums entfaltet, die Gemächer waren mit dem höchsten Luxus ausmöblirt; die in dem Hauptsaale aufgeschlagene große Tafel bog sich fast unter der Last des darauf befindlichen Silbers, die feinsten Speisen, die ausgesuchtesten Weine folgten im reichsten Ueberflusse aufeinander. Heine hatte den Ehrenplatz neben der Braut, Eugen den neben dem Bräutigam angewiesen bekommen, dann erst folgten die Aeltern und die Gäste nach dem näheren oder ferneren Grad ihrer Verwandtschaft. Beim Nachtische wurden die üblichen Trinksprüche auf das Wohl des Brautpaars ausgebracht. Heine beugte sich zu Jessika's Ohr und flüsterte ihr zu:

„Ich werde keinen Trinkspruch ausbringen, ich wiederhole nur, was ich schon früher sagte:

Du bist wie eine Blume
So hold, so schön und rein 2c."

Ein süßes Erröthen zog über Jessika's Gesicht.

„O, Sie sind gut, unendlich gut," sagte sie mit Innigkeit. „Wie kann ich Ihnen je gebührend danken für die gute Meinung, die Sie vom ersten Augenblick an von mir hatten."

„Was hat der Herr gesagt?" fragte der Bräutigam, der doch wohl nicht ganz frei von Eifersucht sein mochte.

„Der Herr, der in seinem Lande ein beliebter Dichter ist," erwiderte Jessika, „hat mich an ein Gedicht erinnert, das er einst die Güte hatte, auf mich zu machen."

„Ein Gedicht auf meine Braut! O, bester Herr, das müssen Sie uns hersagen," rief Ruben mit großer Dringlichkeit. „Nicht wahr, Herr, Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab?"

Da auch die Aeltern und alle Gäste mit einstimmten in den Wunsch des Bräutigams, so ließ sich Heine nicht lange

bitten; er sagte mit schöner, klangvoller Stimme das kleine Gedicht her und machte einen tiefen Eindruck damit.

Jessika saß mit hochgerötheten Wangen und niedergeschlagenen Augen da, während Heine das Gedicht hersagte, und als die Gäste sodann in einen Beifallssturm ausbrachen, stand der Bräutigam auf, fiel dem Dichter um den Hals und rief mit von Thränen erstickter Stimme:

„Ja, so ist sie! edler Mann, Sie haben meine Jessika richtig erkannt und beurtheilt, wie soll ich Ihnen danken dafür. Seien Sie fortan mein Freund, mein Bruder; erlauben Sie mir, Sie Du zu nennen.“

Heine stimmte gern in seinen Wunsch ein, die beiden jungen Leute gaben sich den Bruderkuß und ein schöner Freundschaftsbund war geschlossen.

Indessen hatte sich der Schwiegervater von seinem Sitze erhoben, und hatte sich hinter Jessika's Stuhl gestellt; er legte ihr die Hand segnend auf das Haupt und wiederholte mit tiefem Gefühl die Worte des Gedichtes:

Mir ist's, als ob ich die Hände
Auf's Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein, so schön und hold.

„Ja, bleibe so wie Du bist,“ setzte der alte Mann gerührt hinzu, „so wirst Du stets sein die Perle meines Hauses, das höchste Glück meines Sohnes, der es verdient, ein gutes Weib zu haben, welches die höchste Segnung des Himmels ist, wie ich aus Erfahrung weiß.“

Er warf bei diesen Worten einen zärtlichen Blick auf seine Gattin, die ihm voll anerkennenden Gefühls die Hand drückte. Nach einer Weile sagte sie:

„Wir sind in eine feierliche Stimmung hineingerathen, die gar nicht passen will für ein Freudenfest; bei einer Hochzeit muß es lustig hergehen. Wenn es daher der Gesellschaft

gefällig ist, so wollen wir die Tafel aufheben und den Tanz beginnen lassen."

In einem anstoßenden Saale, in dem die Musik während der Tafel gespielt hatte, begann jetzt der Ball, den Jessika mit ihrem Bräutigam eröffnete, indem sie eine Cracovienne mit ihm tanzte, wobei das schöne Paar die höchste Anmuth der Bewegungen und der jugendlichen Gestalten entfaltete.

Nachdem noch einige Tänze vorüber waren, verlor sich Jessika unvermerkt aus der Gesellschaft.

Bald darauf kam ihre jüngere Schwester Juditha, ein Mädchen von vierzehn Jahren, und ersuchte Heine, ihr zu folgen.

Sie führte ihn in ein trauliches Cabinet, das nur ein kleines Sopha und einige Jardinièren voll seltener Blumen enthielt. Von der Decke hing eine Lampe von Alabaster herab, die ein gedämpftes Licht verbreitete, wie Mondschein.

Jessika saß im grauseidenen Reisekleide auf dem Sopha und bat Heine, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Als er ihr willfahrt hatte, hob sie an:

„Ich bin Ihnen so tief verpflichtet, daß ich Ihnen meine Schuld nie werde abtragen können, außer in Gebeten um Ihr Glück, die ich täglich zum Himmel richten werde. Ohne Abschied von der Gesellschaft zu nehmen, werde ich in einer Viertelstunde mit meinem Manne den Wagen besteigen, um eine Reise nach Petersburg und Moskau zu machen — doch von Ihnen wollte ich nicht scheiden, ohne Ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen und Ihnen ein kleines Andenken an den heutigen Tag zurück zu lassen."

Heine führte ihre Hand zum Munde. Jessika ergriff abermals das Wort:

„Mein Schwiegervater sinnt auf ein reiches Geschenk für Sie, aber ich bin überzeugt, daß Reichthümer nicht lockend für Sie sind. Was ich Ihnen dagegen biete, hat keinen materiellen Werth, sondern nur den Werth des Herzens, weil es das Theuerste

ist, was ich besitze. Diese kleine, altmodische Uhr trug meine Mutter an ihrem Hochzeitstage und schenkte sie mir in ihrer Sterbestunde, nehmen Sie sie, und möge sie Sie täglich an die Stunde erinnern, in welcher Sie die wüthende Bestie vor meinen Füßen erschlugen und mich dadurch vor dem gräßlichen Tode der Wasserscheu bewahrten."

Heine empfing das altmodische Kleinod, das sie ihm in die Hand drückte; er preßte es erst an sein Herz, dann an seine Lippen. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn und rief:

„Wie kann doch der Mensch so vergessen sein. Hier diese Gabe habe ich Ihnen von Frau von Varnhagen mit ihren besten Wünschen zu übergeben."

Er griff in die Tasche und zog ein kleines Etui hervor, aus dem er das goldne Herzchen nahm, das ihm Rahel für ihre junge Schützlingin mitgegeben hatte. Jessika ließ eine Freudenthräne darauf fallen und hing dasselbe um ihren Hals.

„Es soll mich nie verlassen," rief sie. „Sagen Sie der edelmüthigen Dame, daß ich ihrer gedenke wie eines Engels der reinsten Güte und der Barmherzigkeit, bringen Sie ihr meine heißesten Wünsche für ihr Glück. Aber nun leben Sie wohl, die Zeit drängt, Ruben wird ungeduldig werden. Eine frohe Ahnung, der ich vertraue, sagt mir, daß wir uns nicht zum letzten Mal gesehen haben."

Bei diesen Worten erhob sich das schöne Wesen, tauschte noch einen warmen Händedruck mit dem Freunde aus und verließ das Cabinet, dessen schwere Sammetportière sie hinter sich zufallen ließ. Heine blieb noch eine Weile in dem Cabinet sitzen, dann, nachdem er das Abrollen des Reisewagens gehört hatte, der das glückliche Brautpaar dem Norden zutrug, suchte er Eugen auf, den er mitten unter dem Gewühle der Tanzenden im neckenden Gespräche mit einem schönen Judenmädchen fand; er gab ihm einen Wink, und bald darauf verließen sie die Gesellschaft, um nach ihrem Gasthause zurückzukehren.

Auf Schloß Breza zurückgekehrt, wurde bestimmt, daß Eugen seinen Freund nach Berlin zurück begleiten sollte, um seine dortigen Verhältnisse zu ordnen, die wegen seiner schnellen Abreise ungeordnet geblieben waren. Er trennte sich mit schwerem Herzen von seiner schönen Braut; Jadwiga spielte noch immer die Gekränkte und nahm einen kurzen, kalten Abschied von Heine.

In Berlin war Eugen's Bleiben nicht lange; er kehrte bald auf das Schloß seines Vaters zurück, wo er sich schon nach einem halben Jahre mit seiner schönen Cousine vermählte. Heine betrieb seine verschiedenen Studien noch anderthalb Jahre; in den Ferien gestattete ihm sein Oheim größere Reisen, die er einmal bis nach England ausdehnte, um mit erneuertem Eifer dann wieder an seine philosophischen Studien zu gehen — doch nebenbei studirte er auch mit großer Emsigkeit die Grundsätze der christlichen Lehre und begab sich oft nach Salzwedel, um sich Das, was ihm dunkel war, von dem dortigen Superintendenten, Doctor Bonitz, erläutern zu lassen. Eines Tages unternahm er eine Reise nach Heiligenstadt, wo er am 28. Juni 1828 zur evangelischen Kirche übertrat und mit dem Vornamen Christian Johann Heinrich in das Taufregister eingetragen wurde. Der erwähnte Superintendent Bonitz vertrat Pathenstelle bei ihm.

Bald darauf begab er sich nach Göttingen, um dort zu promoviren und durch eine öffentliche Disputation die juristische Doctorwürde zu erlangen.

Kleine Reiseabenteuer.

Heine war mit der Post nach Göttingen gefahren, wo er in dem vornehmsten Gasthofe auf der Wehnderstraße abstieg und sich gleich nach seiner Ankunft breit in das Fenster legte, um die studirenden Jünglinge mit farbigen Mützen und betrodelten Pfeifen einherstolziren zu sehen, die zu mehrern Arm in Arm, ein lustiges Studentenlied brüllend, im tollen Uebermuth vorüberzogen, oder einzeln, gemessenen Schrittes über die Straße gingen, verliebte Blicke nach gewissen Fenstern werfend, wo schöne Mädchen hinter den zurückgebogenen Vorhängen hervor lauschend, ihre Grüße sittig erröthend erwiderten. Heine gedachte nicht ohne Lust der Zeit, wo er selbst als einer der Haupthähne den Comment aufrecht erhalten, auf der Rasenmühle oder im Ritschenkrug mit ihnen getollt und so manchen Ausflug nach Bovden in ihrer fröhlichen Gesellschaft gemacht hatte. Auch Agnesens, der adelstolzen Jungfrau gedachte er, die einst im dunkelblauen Reitkleide, mit wehenden Straußfedern auf dem Hute, durch die Straßen Göttingen's gallopirt war, und ein satanisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sich erinnerte, wie tief er das stolze Mädchen gedemüthigt hatte, das den Juden in ihm verspottet und ihn dann so heiß, so bis zum Wahnsinn geliebt hatte.

Er suchte einige alte Bekannte auf, mit denen er einen

fröhlichen Abend verbrachte, und in den nächsten Tagen hielt er eine öffentliche Disputation. Hugo, der damalige Decan der juristischen Facultät, hob in einer bedeutsamen Rede, des Promovirenden Verdienste als deutscher Dichter hervor, und so erhielt er unter vielen Lobsprüchen den Doctorhut.

Nachdem er den Bekannten, die er noch auf der Universität vorgefunden, einen fröhlichen Schmaus gegeben hatte, machte er sich eines Morgens, als die Bevölkerung der gelehrten Stadt noch im süßen Schlummer lag und die Schönen von ihren neuesten Balleroberungen träumten, mit einem grauen Reisekittel bekleidet, den Tornister auf dem Rücken und einen starken Knotenstock in der Hand, zu Fuß zum Wehnder Thor hinaus und hörte mit stiller Verwunderung einen früh aus dem Neste gekrochenen Schulknaben zu seinem Kameraden sagen: „Mit dem Theodor will ich nichts mehr zu thun haben, er ist ein Lumpenkerl! gestern wußte er nicht einmal wie der Genetiv von mensa heißt.“

„Sieh, sieh,“ dachte Heine, „es piepen schon die Jungen, wie die Alten sungen, und was das Büblein sagte, bezeichnet ganz die trockene Buchstabenklauberei der hochgelahrten Georgia Augusta.“

Er ging lachend weiter und gelangte auf die Landstraße, auf der ein linder Morgenwind wehte und die Vögel in allen Büschen und Baumwipfeln sangen. Auch Heine's Brust erweiterte sich nach und nach; er begann eine fröhliche Melodie vor sich hinzupfeifen, dann sang er mit lauter Stimme ein von ihm gedichtetes Lied, wozu er im Wandern eine Melodie improvisirte. Als er damit zu Ende war, athmete er so recht wohlbehaglich auf und brummte vor sich hin:

„Wenn man so ein Semester durch geochst hat, so thut es einem doch wohl, einmal aus dem Pandektenstall in die freie Natur zu kommen. Die grauen Spinneweben, womit uns die römischen Casuisten das Gehirn überzogen, fallen dann von

selbst ab, und der Geist der altrömischen Juristen wird von dem Geist Gottes verdrängt, der aus Blüthen und Blumen, aus dem Geräusch der Gewässer, dem Gelispel der Luft und dem Lied der Nachtigall zu uns spricht."

Heine hatte die Absicht, den Harz zu bereisen und den Brocken zu besteigen.

Die Landstraße fing nach und nach an sich zu beleben. Heine nickte jedem vorbeikommenden Milchmädchen zu, hatte für jeden ihm begegnenden Eseltreiber ein Witzwort. Hinter Wehnden kamen ihm die beiden Universitätspedelle entgegen, die sonderbarerweise Schäfer und Doris hießen, doch hatten sie nur die Namen mit einer Geßner'schen Idylle gemein und gar nichts Schäferliches war ihnen eigen, denn es lag ihnen ob, ein wachsames Auge darauf zu haben, daß keine Musensöhne der Georgia Augusta sich in Bovden paukten. Schäfer grüßte den Wanderer sehr freundlich.

„Schönen guten Morgen, Herr Heine," rief er ihm zu „wollen vom schönen Wetter profitiren zu einer Fußwanderung, wünsche einen guten Genuß, ja, von Herzen wünsche ich Ihnen viel Plaisir. Wo hinaus geht denn die Wanderung, wenn man zu fragen so frei sein darf?"

„Ich will auf den Brocken, um die Hexen tanzen zu sehen und mich dem Teufel zu verschreiben, Herr College."

„College, hoho! Das wäre zu viel Ehre. Wie meinen Sie denn Das, Herr Doctor Heine?"

„Je nun, ich bin Schriftsteller und Ihr auch."

„Ich Schriftsteller?" rief der Pedell im höchsten Erstaunen, „nun das ist das Erste, was ich höre — ich habe keine Ahnung davon gehabt."

„Ihr habt meiner doch oft genug in Euern periodischen Schriften erwähnt," lachte Heine, „mich auch zeitweilig citirt, und wenn Ihr mich nicht zu Hause fandet, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür geschrieben."

„Ja freilich, wenn Sie es so meinen,“ rief der Andere nun auch lachend. „Sie müssen doch immer Ihre Späße machen, Sie sind noch derselbe Uzvogel, der Sie früher waren.“

„Und Ihr seid ein Schlemihl. Da habt Ihr Etwas, um auf meine Gesundheit zu trinken.“

Er warf ihm eine Münze zu, die der Pedell dankend mit seiner Mütze auffing und sodann mit seinem Collegen Doris der Stadt zuwanderte. Der Letztere hatte kein Wort an Heine gerichtet, denn er hatte die große Holzerei in jener verhängnißvollen Neujahrsnacht nicht vergessen, deren unglückliches Opfer er gewesen war, und wobei ihm die muthwilligen Studenten das Fell gerbten, daß es rauchte. Da auch Heine dabei betheiligt gewesen, so trug er ihm deshalb noch immer Groll nach.

Heine wanderte weiter bis nach Nörten, wo er im Posthause einkehrte. Die vor dem Hause stehende Magd bewillkommnete ihn als einen alten Bekannten aus früheren Zeiten. Er maß sie vom Kopf bis zu den Füßen und sagte spöttisch:

„Bleibe mir drei Schritte vom Leibe, Du gelbledernes Weibsbild mit den fahlen Wangen und den hohlen Augen. Treib's nur so fort, so wirst Du bald genug zur Vogelscheuche werden, jetzt aber gieb Raum, damit ich in die Stube kann.“

Die Magd machte ihm verblüfft Platz, er trat in die Wirthsstube, wo die hochbusige Postmeisterin, die ihm früher sehr wohlgewollt hatte, einen Roman von Hoffmann aus der Hand legte, in dem sie eben las und ihn mit einem freudigen Aufschrei begrüßte.

Sie war eine dicke, heitere, rothbäckige Frau mit einem hohen Busen, der mit der den Hals umschließenden, ausgezackten, steifen Spitzenkrause aussah, wie eine Festung. Sie war eine thätige, wirthschaftliche, praktische Frau, deren einziges Vergnügen im Romanenlesen bestand, und unter allen Schriftstellern war Hoffmann der Mann, der es verstand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu setzen.

An dem andern Fenster saß ein schlankes, blasses Mädchen mit ernsthaften, blauen Augen, goldenen Hyacinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen, rothen Muttermahl am Kinn und las in einem rothen Saffianbande mit Goldschnitt, denn es war Sonntag, an welchem sich die Landbewohner in der Regel eine Extrafreude erlauben.

„Willkommen, Herr Heine,“ rief die Postmeisterin, „ich habe Sie ja in sieben Ewigkeiten nicht gesehen. Wo kommen Sie denn nach vier Jahren wieder einmal hergeschneit?“

Heine gab in kurzen Worten die nöthigen Erläuterungen und fragte dann nach der kleinen Sophie, ihrem Schwesterchen, die er als Kind lieb gewonnen hatte. Die Postmeisterin deutete auf das junge Mädchen und sagte:

„Das ist sie. Gelt, die ist groß geworden, ja, aus Kinder werden Leute — aber sie ist ein schwächliches Ding, weil sie zu schnell in die Höhe geschossen ist.“

Heine begrüßte das junge Mädchen mit ein paar freundlichen Worten. Die Postmeisterin rief dazwischen:

„Nun, es freut mich, Herr Heine, daß Sie mein geringes Haus wieder mit ihrer Gegenwart beehren. Sie bleiben doch über Mittag bei uns?“

„Nein, werthe Busenia, (so pflegte er sie wegen ihres Vortrags neckend zu nennen), nein, ich will mich nur ein wenig erfrischen und dann gleich wieder weiter wandern.“

„So! so! nun, womit kann ich aufwarten?“

„Ich möchte ein Butterbrod und eine Kanne Bier.“

Die Postmeisterin watschelte fort, um ihren Gast zu bedienen, der indessen den Tornister ablegte, in Sophiens Nähe auf einer hölzernen Bank Platz nahm und sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Nach einer Weile fragte er:

„Was lesen Sie denn da Schönes, Fräulein Sophie?“

Das blonde Mädchen, das zart war wie eine Sinnpflanze war, und ein blaues Kleid trug, das so duftig aussah, als

wäre sie in eine blaue Wolke eingehüllt, sagte mit reinklingender Stimme:

„Ich lese den Heinrich von Ofterdingen von Novalis.“

„So! so! Sie bevorzugen den Novalis, das ist ein gar schwärmerischer Schriftsteller, der Kirchhofsromantik macht. Lieben Sie denn nicht auch den Hoffmann, wie Ihre Schwester?“

„O pfui,“ sagte sie mit einem zarten Erröthen, „ich schaudere, wenn meine Hand zufällig einen Hoffmann'schen Roman berührt. Nein, ich liebe nur das Zarte, Edle, das Hocherhabene in der Literatur, alles Rohe ist meiner innersten Natur zuwider.“

„Sie besitzen ein zartes Gemüth, Fräulein Sophie.“

Beide schwiegen einige Secunden, dann fragte Sophie:

„Glauben Sie an Träume, Herr Heine?“

„Hm! warum nicht, sie hängen immer mit unsern Seelenzuständen zusammen, und ich habe manchmal schon sehr bedeutungsvolle Träume gehabt.“

„Auch ich hatte einen solchen in dieser Nacht und will Ihnen erzählen, was mir träumte. — Mir war als befände ich mich in einem herbstlichen Garten, in dem eine Illumination statt gefunden hatte, ich hörte das Gespräch zwischen dem letzten Lämpchen, der letzten Rose und einem wilden Schwan. Die Rose sagte: „Ich bedaure Dich, armes Lämpchen, Du wirst bald erlöschen.“ — „Das werde ich,“ erwiderte das Lämpchen, „und ich bin gar nicht betrübt darüber, denn ich habe mich selbst verzehrt, indem ich leuchtete und Andern nützlich ward. Du aber wirst auch bald verblühen, jedoch ohne genützt zu haben und das ist ein trauriges Loos.“ Ein wilder Schwan, der den Beiden zuhörte, schlug ein gellendes Gelächter auf und rief: „Wie mögt Ihr nur so thöricht in die Welt hineinschwatzen, das Nützen für Andere hat seine gute Seite, aber die Hauptsache ist, daß man das kurze Leben genießt.“ Das Lämpchen und die Rose schwiegen betroffen still, die Morgennebel brachen

heran, da erlosch das Lämpchen, die Rose fiel verwelkt von ihrem Stengel, und der Schwan entfaltete seine weißen Flügel und flog gegen Süden hin. — Die Rose, Herr Heine, das war ich, und denken Sie nur, der Schwan hatte ein menschliches Gesicht, und dieses Gesicht glich dem Ihrigen wie ein Wassertropfen dem andern."

„Da hat Ihnen Ihre aufgeregte Phantasie allerdings ein sonderbares Traumbild vorgespiegelt," sagte Heine, doch das weitere Gespräch wurde unterbrochen durch den Wiedereintritt der Posthalterin, welche das verlangte Butterbrod nebst dem Krug Bier vor ihren Gast hinstellte. Während er aß und trank suchte sie ihn durch freundliches Gespräch zu unterhalten.

Als er gegessen hatte, erleichterte Heine seinen Tornister, indem er ein Paar blaue Hosen daraus nahm, die er dem kleinen Aufwärter im Posthause schenkte, den die Studenten Colibri nannten.

Dieser wollte ihm in seiner Freude die Hand küssen. Heine gab ihm eine Maulschelle, daß die kleine, putzige Figur fast um und um purzelte und sagte ärgerlich:

„Drücke Dich, Du verpfuschtes Menschenexemplar, und laß Dir nie wieder einfallen, so hündisch gegen mich zu sein, ich verabscheue das Händelecken." Hierauf reichte er Sophie die Hand. „Adieu, Fräulein Sophie," sagte er, „lesen Sie nicht zuviel im Novalis, er macht zu sentimental, und träumen Sie nicht mehr von entblätterten Rosen und von Schwänen mit Menschengesichtern, die Studenten gleichen, das ist nicht gesund für junge, hübsche Mädchen."

Sophie reichte ihm mit einem tiefen Seufzer die Hand und wandte sich dann ab von ihm.

Die Wirthin war ihm behülflich, den Tornister umzuhängen und gab ihm das Geleite bis vor die Thür.

„Leben Sie wohl, dicke Busenia," sagte er, indem er ihr derb die Hand schüttelte, „behalten Sie mich eingeschlossen in

Ihrem fetten Herzen, und prellen Sie die Studenten nicht allzusehr, wenn Sie ihnen die Zeche mit doppelter Kreide anschreiben."

„Ei, was denken Sie denn, Herr Heine!" rief die Posthalterin beleidigt.

„Ich denke, daß ein christliches Gemüth vor allen Dingen das Ende bedenken müsse, darum sage ich: Busenia, haben Sie Gott vor Augen, damit Ihre unsterbliche Seele nicht dereinst in der Höllengluth schmoren muß. Und nun nochmals: Leben Sie wohl, alter Besen."

Er drückte ihr noch einmal die Hand, daß sie laut aufschrie, und verließ das Haus.

„Juristen, böse Christen!" murmelte die Posthalterin, indem sie dem Fortschreitenden durch die offenstehende Hausthür nachsah — „aber man kann dem jungen Blut nicht böse sein — der Heine war stets ein drolliger Kauz, wie mir noch gar keiner vorgekommen ist."

Heine wanderte weiter durch die brennende Sonnenhitze bis Nordheim, wo er im Wirthshause gerade zum Mittagessen zurecht kam, das er sich, nach der ermüdeten Wanderung, vortrefflich schmecken ließ. Als ihm der Wirth beim Vorsetzen der Suppe guten Appetit wünschte, versetzte Heine:

„Daran fehlt es mir nicht, mein guter Mann; ich werde Euern Gerichten alle mögliche Ehre anthun und sie werden mir besser munden, als die salzlosen, ledernen Stockfische mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgesetzt wurden."

„Ei, ei, speist man da so schlecht," erwiderte der Wirth mit einem Katzenbuckel und einem Grinzen voll der angenehmsten Ueberraschung, „das thut mir leid für die Herren Studenten, die in der Regel keine Feinde von einem guten Tisch sind."

„Sie kommen von Göttingen?" fragte ein Heine gegenübersitzender, grün gekleideter Herr, auf dessen rother Kupfer-

nase sich eine grüne Brille wiegte, und der in Begleitung zweier Damen reiste, wovon die eine seine fleischreiche Gemahlin, die andere: eine lange, hagere, spindeldürre Gestalt, seine Schwester war.

„Ja, mein Herr, ich komme von Göttingen," beantwortete der Student die an ihn gerichtete Frage.

„Möchten Sie in diesem Falle so gütig sein, mir ein gutes Gasthaus zu empfehlen, denn wir wollen dahin und gedenken uns einige Tage dort aufzuhalten."

„Da möchte ich Ihnen rathen," erwiderte Heine mit großer Ernsthaftigkeit, „dort den ersten besten Ihnen begegnenden Studenten nach dem Hôtel-de-Brühbach zu fragen, das ich Ihnen aus eigener Erfahrung bestens empfehlen kann. Ich habe früher manche Woche darin logirt und an der dortigen Tafel gegessen, oder vielmehr ist mir immer auf meinem Zimmer servirt worden, ohne je von dem Wirthe geprellt worden zu sein."

Der Herr ergoß sich in Danksagungen, der junge Doctor aber lachte schalkhaft in sich hinein, denn das Hôtel-de-Brühbach war das Carzer, das von den lustigen Musensöhnen also genannt wurde.

„Logiren in dem Hôtel-de-Brühbach auch anständige Leute?" fragten gleichzeitig die beiden Damen.

„Sehr anständige Leute," erwiderte Heine mit gutem Gewissen, „sogar Grafen und Barone logiren öfters darin, als Bürgerliche."

Der Wirth sah Heine schlau lächelnd an, denn ihm mochte die Benennung wohl nicht unbekannt sein. Der Grüne dankte nochmals und stieg nach Tische mit seinen beiden Damen wieder in den Reisewagen, und da er Mühe hatte, seine schwerfällige, fette Gemahlin in das Fahrzeug zu hissen, so murmelte der am Fenster stehende Heine zwischen den Zähnen:

„Der Laubfrosch hat zwei sonderbare Weiblein zur Be-

gleitung. Die Eine stammt offenbar von Pharao's fetten Kühen ab, aber die andere leitet ihren Ursprung von den mageren her."

Auch unser Wanderer nahm jetzt den Knotenstock wieder in die Hand zur Fortsetzung seiner Reise, und freute sich, als es hinter Nordheim bereits anfing, gebirgig zu werden. Er hatte einen freundlichen Gruß für jeden zur Braunschweiger Messe ziehenden Krämer, und neckte einen Schwarm Bauernmädchen, die in hohen, mit weißer Leinwand überzogenen Käfigen eingefangene Singvögel zur Messe trugen. Heine behauptete, sie hätten die Hauptgimpel, frei herumflatternd, zu Hause gelassen, und als ihn die Mädchen erstaunt ansahen, sagte er lachend:

„Ja, ja, seht mich nur an, Ihr habt Eure Schätze zu Hause gelassen."

„Ei, sind denn das Gimpel?" wandte ihm eine hübsche Rothbäckige ein.

„Freilich, wenn sie so lose Vögel, wie Ihr seid, lieben; ihnen wird sicherlich der Kuckuk ein Ei in's Nest legen."

Die Mädchen schalten ihn wacker aus, er zog lachend fürbaß und kam Abends todtmüde in Osterode an, wo er ohne Abendbrod sogleich das Lager aufsuchte und dem Gott Morpheus in die bereitwillig geöffneten Arme sank.

Die Sonne schien gar freundlich durch das Fenster, als er am andern Morgen neugestärkt aufwachte. Er frühstückte und schlug dann den Weg nach Clausthal ein, der ihn beim schönsten Wetter bergan führte. Oft blieb er stehen und sah von den Höhen hinab in das Thal, in welchem Osterode's rothe Ziegeldächer aus dem Grün der dunkeln Tannen hervorleuchteten. Nach einer Weile begegnete ihm ein Handwerksbursche, der grüßend an ihn heran trat und ihn um einen Zehrpfennig bat.

„Woher des Weges? Gesell," fragte Heine, indem er dem Burschen eine kleine Münze in den Hut warf.

„Aus Braunschweig, Herr, wo ich in Arbeit stand," erwiderte der junge Mensch und schritt an der Seite des Fragenden weiter.

„Nun, was giebt es denn Neues in der guten Welfenstadt?"

„O Herr, es giebt keine Wölfe in Braunschweig, außer einige ausgestopfte, die ich einmal im Museum gesehen habe, und Neues weiß ich auch nichts zu sagen, außer daß man sich erzählt, der junge Herzog sei auf dem Wege nach dem heiligen Grabe von den Türken gefangen worden und sie wollten ihn nur gegen ein unerschwingliches Lösegeld frei geben."

„Ah pah!" rief Heine, „das ist gewiß nichts weiter, als ein leeres Gerücht, welches durch die große Reise des Herzogs veranlaßt worden. Was treibt Ihr denn für ein Handwerk, guter Freund?"

„Ich bin, mit Ehren zu melden, ein Schuhmacher meiner Profession," erwiderte der kleine, niedliche junge Mensch, der vor Magerkeit fast durchsichtig war, und begann sodann mit einer hübschen, klangvollen Stimme das bekannte Volkslied anzustimmen:

„Ein Käfer auf dem Zaune saß, summ, summ ꝛc."

und als er damit zu Ende war und die beiden Wandergefährten lange stumm neben einander hergegangen waren, begann der Schuhmacher vor sich hinzuträllern:

„Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei!"

Heine mußte laut auflachen über diese Verketzerung des Goethe'schen Textes. Der Schuhmacher stimmte nacheinander noch mehre Lieder an, und sobald er an eine empfindsame Stelle kam, zerschmolz er in Wehmuth, wie Butter in einer heißen Pfanne; endlich sagte er:

„Der contraire Wind, den wir heute haben, kann einen Menschen doch müde machen, aber ich will den Weg zwischen die Beine nehmen, so werden wir doch weiter kommen."

„Besonders wenn Ihr Schritte macht, als ob Ihr die vorige Woche einholen wolltet," lachte Heine.

Sie gingen wieder eine Strecke, dann klagte der Schuhmacher:

„Die Welt ist doch gar weitläufig, und es ist verflixt, daß ich mir auf dem langen Wege Blasen unter die Füße gegangen habe.“

Dennoch hinkte er noch etwa hundert Schritte weiter, dann aber ließ er sich unter einem schattigen Baume sachte und mit einem tiefen Seufzer in's Gras nieder.

„Ei, ei,“ rief Heine, „Euer zartes Häuptlein beginnt ja zu wackeln wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen. Seid Ihr denn gar so müde.“

„Ach ja, Herr! ich armes Schindluderchen bin wieder einmal völlig marode,“ sagte der Schuster mit einem wehmüthigen Lächeln, und Heine ging mit einem: „Nun, so behüte Euch Gott!“ allein weiter.

Im nahen Walde traf der Wanderer mit einem Knaben zusammen, der wie ein Zeisig sang, und von allen Bäumen her von den Vögeln Antwort erhielt. Das klang gar lieblich und schön.

„Was machst Du da, Kleiner?“ rief ihn Heine freundlich an.

Der Knabe sah ihn mit seinen großen blauen Augen forschend an und fragte:

„Seid Ihr der neue Forstwart.“

„Nein, der bin ich nicht, aber man wird doch fragen dürfen?“

„Nu, Ihr seht ja, was ich mache, was braucht Ihr da lange zu fragen. — Ich suche dürres Reisig für meinen kranken Oheim.“

„Kannst Du mir sagen, wie das nächste Dorf heißt, und mir den Weg dahin zeigen.“

„Das ist Lerrbach, und der Weg geht da links hinaus und in dem Dorfe wohnen Kropfleute und weiße Mohren, die sind sakermentsch häßlich.“

Heine wußte, daß er unter der letzten Bezeichnung Albinos verstand. Er warf dem Knaben einen Silbergroschen zu, den dieser mit einem lauten Jubelgeschrei auffing und gleich darauf, mit seinem Reisigbündel auf dem Kopfe, seine nackten Füße in Bewegung setzte und zwischen dem Gebüsche verschwand.

Mit dem Glockenschlag zwölf gelangte Heine in das Bergstädtchen Clausthal und begegnete gleich bei seinem Eintritt der flachshaarigen Jugend, die mit funkelnden Aeuglein und rothen Bäcklein eben jauchzend aus der dumpfen Schulstube gestürzt kam und den sie anlächelnden Fremden durch Mützabziehen freundlich grüßte.

In der Krone einkehrend, wurde ihm grüne Petersiliensuppe, Blaukohl und ein mächtiger Kalbsbraten vorgesetzt, an dem er sich wahrhaft erquickte; dann folgten gebratene Böklinge mit Eiern, und auf das Ganze ward ein Kaffee gesetzt, dann machte sich der Reisende auf, um die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu besehen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt wurde er am Eingang zu den Gruben von den Bergleuten in Empfang genommen, die ihn mit einer stahlblauen, weit über den Bauch herabhängenden Jacke, Beinkleider von ähnlicher Farbe, einem hinten aufgebundenen Schurzfell und einem grünen Filzhut ohne Rand bekleideten, der aussah wie ein abgestutzter Kegel; dann hingen sie ihm ein Grubenlicht vor die Brust, und nachdem ihm ein Steiger die nöthigen Vorsichtsmaßregeln eingeprägt und ihm gesagt hatte, wie er sich an Leitern festzuhalten habe, stiegen sie zuerst in die K a r o l i n a durch eine Art Kammerschlott ein.

„Hört,“ sagte Heine nach einer Weile zu dem Steiger, „hört, Mann, das ist denn doch die schmutzigste Karoline, die ich je kennen gelernt habe.“

„Es ist halt ein Bergwerk,“ erwiderte der Steiger mit einem trübseligen Lächeln, „und unter der Erde kann es nicht schmuck und sauber sein, wie in einem Festsaal auf der Oberwelt.“

„Das ist ja ein verflucht schlüpfriger Weg, den wir da zurück zu legen haben."

„Fluchen Sie nicht, Herr, das bringt Unglück," rief der Steiger erschrocken; „übrigens ist der Weg nicht gefährlich, man muß sich nur mit den Händen fest an den Sproßen halten und ja nicht auf die Füße sehen, um nicht schwindelig zu werden."

Bald darauf vernahm man ein verworrenes Rauschen und Summen, es wurden Tonnen mit zerklopftem Erz und hervorgesickertes Wasser hinaufgewunden, dann gelangte man in die Stollen, in denen der einsame Bergmann das Erz aus der Wand klopfte. Heinen wurde es unheimlich zu Muthe in diesem unterirdischen Reiche, er schnappte bald nach Luft und sehnte sich auf die Oberwelt zurück, aber der Steiger führte ihn erst noch, durch einen langen, in den Berg gehauenen Gang, in die Grube Dorothea, in der es bei Weitem frischer und mithin behaglicher war. Aus der Tiefe kamen allmählich Bergleute mit ihren Grubenlichter in die Höhe und stiegen mit dem üblichen Bergmannsgruße: Glück auf! an Heine und seinem Begleiter vorüber.

Endlich stiegen auch sie aus dem Gewirre der Schachte und Stollen wieder an das Tageslicht empor, und Heine athmete erleichtert auf, als er das heitere Sonnenlicht wieder über seinem Haupte erglänzen sah.

Als er jetzt Abschied nahm von dem Steiger und dabei äußerte, daß er seine Schritte nach Goslar lenken wolle, sagte ein dabei stehender alter Bergmann:

„O Herr, da könntet Ihr mir einen großen Gefallen thun. Ich habe bei Goslar einen Bruder wohnen, wenn Ihr dem einen Gruß von dem alten Jochem bringen wolltet, so würdet Ihr gewiß das Herz des wackern, alten Knaben erfreuen."

„Das will ich gern bestellen," erwiderte Heine, „sagt mir nur das Nähere."

„Wollt Ihr wirklich?“ rief der Greis mit einer frohen Regung. „Nun, so sagt ihm, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, ihn noch einmal zu sehen, bevor ich die Einfahrt in die letzte Grube thun muß, aus der Keiner wieder herauf kommt, und das wird wohl bald geschehen. Er solle mich doch noch einmal besuchen, bevor sich meine müden Augen schließen, doch auch seine Frau soll er mitbringen, und meine liebe Nichte auch. Wollt Ihr ihm Das ausrichten, Herr?“

„Hier habt Ihr meine Hand darauf, daß ich Alles richtig bestellen werde. Sagt mir nur, wo ich die Leute finde.“

Der Bergmann gab ihm die nöthigen Anweisungen, und als sich der Wanderer bereits von ihm verabschiedet hatte, rief er ihm noch nach:

„Und hört, Herr, küßt mir die liebe Nichte viele tausend Mal, sie muß ein schmuckes Kind geworden sein.“

„Das werde ich gewiß nicht vergessen, wenn das Mädchen hübsch ist, verlaßt Euch darauf,“ rief Heine und winkte ihm einen letzten Gruß mit der Hand zu, dann kehrte er in die Krone zurück, wo er übernachtete.

Den andern Tag stieg er bergan und kam endlich nach Goslar, welches seine Erwartungen sehr täuschte. Seine Phantasie hatte ihm eine ansehnliche Stadt vorgemalt, aber er fand nur ein Nest mit krummen Straßen, durch die ein kleines Wässerchen floß.

Er kehrte in einem Gasthofe am Markte ein und hatte sich kaum zum Mittagessen gesetzt, als der Wirth ein Verhör mit ihm anzustellen versuchte.“

„Liebwerthester Herr, ich erlaube mir zu fragen, woher Sie kommen.“

„Aus meinem letzten Nachtquartier, Herr Wirth.“

„So! so! Und mit welcher Gelegenheit?“

„Mit eigener Gelegenheit, das heißt, auf Schusters Rappen.“

„Hm! hm! Und gehen —?“

„Vorläufig immer der Nase nach, mein Bester, dann geht der Mund nicht irre, wie Sie wohl wissen werden.“

„Ei! Ei!“ machte der Wirth, doch in Gedanken setzte er hinzu. „Das ist ein erzgrober Geselle, wie mir noch keiner vorgekommen ist.“

„Jetzt kam ein Fremder herein, ein alter, müder Mann in abgetragenen Kleidern, der sich eine Flasche Bier und etwas kalte Küche geben ließ. Augenblicklich machte sich der neugierige Wirth an ihn und fragte, woher er käme.

„Das wäre schwer zu sagen,“ erwiderte der Fremde, „ich habe die ganze Welt durchwandert, habe besonders lange auf Batavia gelebt, hatte mir große Reichthümer erworben, die ich leider aber alle wieder verlor, und jetzt kehre ich nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder in meine Vaterstadt zurück.“

„Darf man sich zu fragen erkühnen, welche diese Vaterstadt ist?“

„Warum nicht?“ antwortete der Fremde, nachdem er einen Bissen gegessen und ihn mit einem tüchtigen Schluck Bier hinunter gespült hatte, „meine Vaterstadt ist Quedlinburg, wo unsere Familie ihr Erbbegräbniß hat.“

„Und deshalb wollen Sie hin?“

„Ja, deshalb allein, ich habe keine Verwandten mehr am Leben.“

„Nun,“ rief der Wirth mit einer sehr aufgeklärten Miene, „ich meine denn doch, daß es für die Seele gleichgültig wäre, wo der Leib begraben liegt.“

„Haben Sie Das schriftlich?“ rief der Fremde mit einem Anflug von Aerger, dann setzte er begütigend, fast ängstlich hinzu: „Ich will darum über fremde Gräber nichts Böses gesagt haben. ein Jeder hat so seine eigenen Ansichten,“ und nun fing er an zu erzählen, auf welch' eine schöne Art die Türken und die Chinesen ihre Todten begrüben. Heine ließ ihn bei dem redseligen Wirth zurück, und begab sich auf den Kirchhof, der ihm jedoch nicht gefiel.

Aber mehr als der stille Gottesacker, zog ihn ein lebendiges, mit Fleisch und Blut begabtes Wesen an. Als er am Morgen in die Stadt eingezogen war und sich neugierig in den winkeligen Straßen umgesehen, hatte er an dem etwas hochgelegenen Fenster einer Parterrewohnung ein allerliebstes Mädchen bemerkt; das mit einem braunen, wunderschönen Lockenköpfchen und Rosenwänglein geziert war, und aus einem Paar veilchenblauen Augen gar schelmisch in die Welt sah, sodaß das Bild des hübschen Mädchens sogleich Besitz von dem Herzen des jungen Mannes nahm. Als er jetzt von dem Kirchhof kam, suchte er das Fenster wieder auf, das er auch bald herausfand, aber statt des Lockenköpfchens war jetzt da nur ein Wasserglas zu sehen, in welchem ein Sträußlein weißer Glockenblumen prangte. Rasch entschlossen, kletterte der verwegene Jüngling hinauf, eignete sich mit räuberischer Hand die Blümchen zu und steckte sie mit der größten Gelassenheit auf seine Mütze, ohne sich um die Leute zu kümmern, die verwundert auf der Straße stehen blieben und den jungen Mann anglotzten, dessen ungebührliches Treiben, wie sie vermutheten, nur von dem Abkömmling eines Rinaldo Rinaldini oder wenigstens eines Schinderhannes ausgehen konnte. Nach einer Weile ging er abermals an dem Fenster vorüber und war nun so glücklich, die Schöne wieder hinter den Scheiben zu erblicken. Er grüßte und deutete mit der Hand auf die auf seiner Mütze prangenden Blumen. Ihr Gesicht überzog sich mit einer dunkeln Röthe und voll Verwirrung wich sie von dem Fenster zurück.

Heine hatte ihr diesmal noch tiefer in das süße Antlitz geschaut, dessen Holdseligkeit ihn mit unnennbaren Gefühlen erfüllte. „Es ist gut, daß meines Bleibens nicht hier ist,“ murmelte er vor sich hin, „denn in dieses Mädchen würde ich mich einmal so recht gründlich verlieben, und dann unnennbar selig, oder tief unglücklich sein. —“ Er fühlte sich wie festgebannt an das Haus, welches die Holde bewohnte, von Stunde zu

Stunde ging er vorüber, und sein scharfes Auge bemerkte mit Lust, daß sie ihn hinter dem Vorhang belauschte. Als die Nacht völlig hereingebrochen war, kam sie vor die Hausthür und schien sich nach etwas umzusehen. Heine, der auf der Lauer stand, schoß wie ein Pfeil zu ihr hin — sie zog sich mit einem schwachen Aufschrei, der aus Schrecken und Freude gemischt war, langsam in den dunkeln Hausgang zurück, aber er sah ihr helles Kleid wie den Stern der Verheißung schimmern, folgte ihr dreist nach, ergriff sie keck bei der Hand und flüsterte:

„O liebes, liebes Mädchen, Deine Schönheit hat mich in Banden geschlagen, Du hast Dich eingenistet in das Herz des armen Zugvogels, der ein Liebhaber von schönen Blumen und Küssen ist, und stiehlt, was man ihm nicht freiwillig giebt."

Bei diesen Worten drückte er sie rasch an sein Herz und küßte sie mehrmals auf den blühenden Mund. Ihre elastische Gestalt bebte in seinen Armen, sie stieß abermals einen schwachen Schrei aus und suchte sich dem Kecken zu entwinden. Er aber hielt sie fest und flüsterte beschwichtigend:

„O, zürne nicht, Du süßes, süßes Kind! mein Herz reißt mich hin. Warum bist Du auch so verführerisch! Bliebe ich hier, so müßtest Du mein trautes Weib werden, so aber reise ich morgen fort und komme wohl niemals wieder. O, laß mich noch einmal süßen Honig nippen."

Und wieder drückte er sie an sich und raubte ihr Kuß auf Kuß, und jetzt fühlte er den Gegendruck ihrer schwellenden Lippen, der ihn mit Wonneschauern durchrieselte, aber in diesem Augenblick ertönte eine rauhe Mannsstimme in der Tiefe des Ganges.

„Cordula, warum schriest Du wie ein Kibitz? Galerst Du wieder mit der Hahlgans, der rothen Cathrine, die Dich immer zu dummen Streichen verleitet? Gleich komm herein und sprich den Abendsegen."

Das Mädchen riß sich erschrocken von dem jungen Manne los, der mit leisen Schritten davon schlich, wie die Katze vom Taubenschlag.

Heine ging nach Hause, aber er war zu aufgeregt, um schon das Lager aufsuchen zu können; er stand noch lange am Fenster und blickte nach dem Rammelsberg hinüber, der sich im Mondschein gar wunderbar ausnahm. Die Blumen im Garten unter ihm, hauchten ihre Düfte aus und betäubten seinen Sinn, ihm war zu Muthe, er wußte selbst nicht wie, und erst als eine schwerfällige Glocke in dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde von dem Kirchthurme ertönen ließ, warf er sich auf das Lager, wo er in einen unruhigen Schlummer verfiel und von dem schönen Mädchen und den süßen Küssen träumte, die er von ihren süßen Lippen gestohlen hatte.

Das Bergmannskind.

Den andern Morgen machte sich Heine auf den Weg, um den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzusuchen. Es war ein herrlicher Sonntag, an dem die Sonne siegreich mit den Nebeln kämpfte. In den schauernden Wäldern neigten die Bäume träumerisch ihre grünen Häupter gegeneinander, als seien sie im Begriff, sich Liebesworte zuzuflüstern; die Vögel schmetterten ihr Morgenlob des Schöpfers durch die blaue Luft, der Rasen war mit Diamanten gestickt und die Glöckchen der von dem Hirten zur Weide geführten Heerde klangen gar lustig durch die feierliche Morgenstille.

Nachdem Heine sich mehrmals verirrt hatte und von einem dickwanstigen Goslarer Bürger mit einem dummdreisten Gesichte zurecht gewiesen worden war, kam er auf den rechten Weg, der zu der Hütte des von ihm gesuchten Mannes führte. Der Bürger gab ihm eine Strecke weit das Geleite und erzählte ihm die unsinnigsten Spukgeschichten, die sich jedoch alle ganz natürlich auflösten. Heine war froh, als er den bockledernen Gesellen endlich los war, dessen Gegenwart ihm die Natur entzauberte.

Jetzt erreichte er die Hütte, deren Schwelle er mit ziemlich ermüdeten Füßen überschritt. Mit einem kräftigen Drucke öffnete er die Stubenthür und fand die Familie um den Tisch

versammelt, der Vater hatte eben das Gebet beendigt und die Mutter war beschäftigt, eine kräftige Zwiebelsuppe in die irdenen Teller zu schöpfen, die dem müden, hungrigen Wanderer gar lieblich in die Nase duftete.

„Gott zum Gruße, liebe Leute!" rief er fröhlich und warf die Mütze an die Decke und fing sie wieder auf. „Da komme ich ja eben zurecht, um es mit zu haben, ich bitte mir einen Teller Suppe und für die Nacht ein Lager aus; nicht wahr, Ihr gewährt meine Bitte?"

„Einen Teller Suppe könnt Ihr wohl haben," erwiderte der Greis, nachdem die ganze Familie den Eindringling neugierig betrachtet hatte; „so lange wir Etwas haben, versagen wir den Hungernden nie Speise und Trank — was aber das Nachtlager betrifft, so müßt Ihr weiter gehen, in das Dorf hinunter, oder hinüber nach Goslar, hier ist kein Wirthshaus."

„Das thut mir leid," erwiderte Heine mit gutgespieltem Kleinmuth; „Euer Bruder Jochem meinte, Ihr würdet mich sicher gastfreundlich aufnehmen, wenn ich Euch Grüße von ihm brächte, und ich bin eigens wegen Euch den weiten Weg hergekommen."

Das etwa fünfzehnjährige Töchterchen, das fast noch mehr Kind als Jungfrau war, rief:

„Er kommt von dem Oehm, Vater, da müssen wir ihn wohl behalten; er kann ja hier in der Stube auf der Streue schlafen."

Und von dem Vater schweiften ihre Blicke auf den jungen Fremdling, sie ward sehr roth und ihre Augen funkelten wie blaue Diamanten.

Die Mutter sagte kein Wort, aber sie lächelte ihren Mann freundlich an. Da nahm dieser das Wort:

„Freilich, wenn Ihr von dem Jochem kommt, so ändert Das die Sache gewaltig, und Ihr könnt bei uns bleiben, so lange es Euch gefällt."

Das Mädchen, an dem noch Alles eckig und unausgebildet, war eine für ihr Alter hoch aufgeschossene, aber schmächtige Gestalt, die in den lieblichen Zügen jedoch bereits alle Spuren der aufkeimenden Schönheit trug. Ilse näherte sich mit schüchterner Freundlichkeit dem Fremden, nahm ihm geschäftig Stock und Ranzen ab, schob ihm einen Stuhl an den Tisch, lief an ein Gestell, worauf buntbemalte, irdene Teller standen, holte einen solchen für den unerwarteten Gast herbei, legte ihm einen blankgescheuerten, blechernen Löffel dazu, und lud ihn durch einen freundlichen Wink ein, Platz zu nehmen.

Die Hausmutter, eine gar säuberliche Matrone, schöpfte ihm Suppe aus und reichte ihm den Teller mit einem „Gesegne es Euch Gott" hin.

Heine aß und sein Lebtag hatte ihm noch keine Mahlzeit so gut geschmeckt, wie hier die einfache Kost der wackern Leute, die außer der Suppe, in einem Gerichte Kartoffeln bestand, worauf ein Stückchen Schweinefleisch lag, nebst grobem Brode. Zum Nachtische trug die Mutter noch einen Ziegenkäse auf. Als Heine seinen Hausleuten sagte, wie vortrefflich ihm das Essen gemundet habe, sagte der Greis:

„Ja, meine Alte versteht zu kochen, wenn auch nur in einfacher Weise, wie es sich für uns geringe Leute schickt, Ihr mögt wohl einen tüchtigen Appetit mitgebracht haben. Hunger aber ist der beste Koch, der alle Speisen trefflich würzt, sowie auch der Durst dem Quellwasser den besten Wohlgeschmack verleiht. Doch nun erzählt uns, wie Ihr mit dem Jochem bekannt geworden seid."

Heine erzählte seine Grubenfahrt und wie der alte Bergmann, als er gehört, daß er nach Goslar wandere, ihm viele Liebesgrüße an die Seinigen aufgetragen und ihm noch besonders anempfohlen habe, das liebe Nichtchen viel tausendmal für ihn zu küssen und zu herzen — und die That mit

den Worten verbindend, zog er das liebliche Kind an sich und herzte es tüchtig ab. Die Aeltern hatten nichts dagegen einzuwenden, sie sahen lächelnd zu; und das Mädchen erwiderte unter einem schönen Erröthen die Küsse des jungen Mannes.

Nach dem Essen schnallte Heine seinen Ranzen auf, aus dem er mehre Gegenstände nahm, die er in Goslar vorsorglich gekauft hatte, und jetzt als Geschenke des alten Bergmanns der Familie überreichte. Die niedliche Ilse bekam ein seidenes Halstuch nebst einem silbernen Kreuzchen an einem schwarzen Sammetbande, wie sie die Landmädchen um den Hals zu tragen pflegen; die Mutter wurde mit einer kattunenen Schürze, der Vater mit einer schön geschnitzten Tabaksdose bedacht.

Ilse jubilirte wie eine junge Lerche, die Mutter betrachtete still vergnügt das ihr gewordene Geschenk, und der Vater sagte:

„Der Jochem muß wohl eine reiche Goldader gefunden haben, da er uns so beschenkt. Nun, er ist all' sein Lebtag eine gute Seele gewesen und hat sich unsertwegen vielfach wehe gethan. Gott lohne es ihm tausendmal. Möchte ihn wohl noch einmal wiedersehen, aber es wird schwerlich Rath dazu werden, der Weg nach Clausthal ist weit und meine Beine sind alt, sie wollen nicht mehr recht fort. Nun, wie der liebe Gott will! Sehen wir uns hinieden nicht mehr, so werden wir uns dereinst mit um so größerer Freude dort oben wiederfinden."

Er ging an einen Schrank und holte eine Flasche Branntwein, in dem ihm Heine Bescheid thun mußte auf die Gesundheit des Bruders. Die Mutter ging hinaus, um dem Gast zu Ehren einen tüchtigen Kaffee zu kochen.

Nach einer Weile fielen dem alten Mann die Augen zu. Ilse zog den Fremden hinaus, um ihm ihr Blumengärtchen zu zeigen und ihm ein kleines Sträußchen zu pflücken,

das sie ihm in das Knopfloch steckte. Dann führte sie ihn in den Stall zu der Geis, die ihnen Milch gab, und zu den fünf Hühnern, die ihnen Eier legten, und zu den Tauben, die sie zog, und zu einem Bach, in dem Forellen über den Kiesgrund dahinschossen. Alles, was ihr lieb war, mußte der Fremde sehen und bewundern, und als nach einer Weile die Mutter zum Kaffee rief, gingen Beide Hand in Hand in die Stube und waren vertraut mit einander wie Geschwister.

So kam unter traulichen Gesprächen der Abend heran, an dem die Hausfrau ein wahrhaft fürstliches Mahl auftischte. Der Vater war einmal auf kurze Zeit fortgegangen und hatte zwei große Forellen gefangen, die nun an der Seite einer Schüssel voll Kartoffeln in der Schale prangten; Ilse hatte ein Paar Tauben geopfert, und ihre Augen strahlten von Glück, als sie sah, wie gut sie dem lieben Gast schmeckten.

Nach dem Essen setzte die Mutter, die nun den Sonntag, an dem alle Handarbeit ruhte, als beendet betrachtete, sich an ihr Spinnrad; der Bergmann spielte Zither und sang mit leiser Stimme eine alte Weise dazu. Draußen hatte sich der Wind erhoben und begann in den grünen Tannen zu rauschen, die als getreue Wächter vor der Hütte standen, während der Mond sein Silberlicht durch ihr Gezweige ergoß. Heine saß auf einen wunderlich geschnitzten Lehnstuhl, vor ihm kauerte Ilse auf einem Schemel, den Arm auf seine Kniee gestützt, die Purpurrose des Mundes halb geöffnet, ihn anfunkelnd mit den blauen Sternen ihrer Augen, und hörte begierig auf Das, was er ihr von seinen Reisen erzählte, und Alles, was sie hörte, war ihr neu, und Alles kam ihr wunderbar vor. Als er fertig war, flüsterte ihm auch die Kleine manches Geheimniß zu.

„Seid Ihr denn immer so einsam auf diesem Berge gewesen, mein Kindchen?“ fragte endlich Heine.

„Ach nein,“ erwiderte Ilse, „ich hatte noch andere Geschwister, die theils gestorben, theils sich verheirathet haben und

fortgezogen sind; einen Bruder habe ich, der ist nach Amerika unter die Wilden gegangen, die die Leute schlachten, kochen und essen. Dann hatten wir auch noch eine Muhme, aber seit die todt ist, können wir nicht mehr in die Schützenhalle nach Goslar gehen, wo es gar so prächtig ist, wenn das Vogelschießen abgehalten wird. Ach! Das solltest Du ein Mal sehen, wie es da so lustig hergeht, und wie geputzt die schönen Fräuleins sind."

„Du möchtest wohl lieber in Goslar, als hier oben wohnen?"

„Freilich möcht' ich," erwiderte sie mit einem halb unterdrückten Lachen, das sogleich in bittern Ernst überging. „Hier auf der kalten Berghöhe ist es gar einsam, und ich fürchte mich vor den bösen Berggeistern, die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schwieg die Kleine, als erschrecke sie vor ihren eigenen Worten und bedeckte mit beiden Händchen ihre Augen, denn draußen rauschten lauter die Tannen, in der Stube schnurrte das Spinnrad der Mutter und die Zither klang geisterhaft dazwischen.

Jetzt schlug die Kuckuksuhr an der Wand neun Uhr. Die Mutter schob ihr Spinnrad zurück, der Vater ging hinaus und kam gleich darauf mit zwei Bund Stroh zurück, die er auf den Boden ausbreitete, seine Frau deckte ein weißes Leintuch und eine wollene Decke darüber, dann sagte der Bergmann zu seinem Gaste:

„Nehmt's nicht übel, Herr, wenn ich und meine Alte uns jetzt zur Ruhe begeben; ich muß morgen vor Tag auf die Arbeit, und die Frau muß mir die Morgensuppe kochen, d'rum müssen wir früh in die Federn und deshalb will ich Euch auch schon heute die Hand recht herzlich zum Abschied schütteln. Solltet Ihr den Jochem nochmals sehen, so grüßt ihn recht herzlich von uns Allen."

„Das dürfte schwerlich der Fall sein, denn ich will wei-

ter hinauf auf den Brocken, und werde schwerlich denselben Weg zurücknehmen," erwiderte Heine und verabschiedete sich sodann mit einem kräftigen Händedruck von seinem Wirth.

„Hier ist Euer Lager, Herr; ein Schelm giebt es besser, als er's hat," setzte die Frau hinzu, „wenn Ihr aber noch ein Stündchen mit der Ilse verschwatzen wollt, so darf Euch unser Weggehen nicht daran verhindern. Wir sind alte Leute und können das lange Aufbleiben nicht vertragen."

Sie goß nochmals Oel auf die düsterbrennende Lampe und folgte dann ihrem Manne in die Schlafkammer, wo man Beide bald darauf schnarchen hörte. Heine blieb vergnügt plaudernd bei der holden Ilse sitzen. Beide hielten sich gegenseitig wach.

„Du glaubst also an Geister?" nahm Heine das abgebrochene Gespräch wieder auf.

Das Mädchen sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an.

„Glaubst Du denn nicht daran?" fragte sie im höchsten Erstaunen.

„Nein; Geister sind Hirngespinnste, Gebilde der aufgeregten Phantasie, nichts Wirkliches."

„Da bist Du aber mächtig irre," rief Ilse mit großem Eifer, „es giebt gewiß und wahrhaftig Geister, zum Beispiel die Elfen, die ein lustiges Völkchen sind und Nachts im Mondschein Tänze aufführen; dann die Nixen, die grüne, flatternde Haare haben und die Zither schlagen; dann die Salamander, die goldene Krönchen auf dem Kopfe tragen und im Feuer leben; dann die Alraunen, die langbärtige Männlein sind, mit einem Greisengesicht und kurzen Beinchen. Sie lehren das Feuer und die Vögel besprechen, pflücken in der Johannisnacht das Kraut, wodurch man unsichtbar wird. Sie reiten auf dem Winde, wissen die Sterne zu deuten und kennen Runensprüche, womit man die Todten auferwecken kann; sie lehren, wie man die Springwurzel gewinnt, die verborgene

Schätze andeutet, und wie man den weißen Specht bethört, der diese Schätze behütet."

„Ei, Du läßest ja ein ganzes Heer Geister aufmarschiren, kleine Abergläubige," lachte der junge Mann, indem er Ilsen mit der Hand über das rosige Gesichtchen fuhr. Diese hob sehr ernsthaft wieder an:

„Spotte nicht; das können die Geister nicht vertragen und rächen sich dafür. Die Erdgeister, oder die Wichtelmännchen, dienen und helfen den Menschen; sie tragen rothe Mäntelchen, unter denen sie ängstlich ihre Füße verstecken, denn, weißt Du, sie schämen sich, weil sie Entenfüße haben."

„Entenfüße! Woher weißt Du denn Das so genau?"

„Ei, es war ein Mal ein Hirt, der hatte hier oben am Berge einen vortrefflichen Kirschenbaum stehen; als die Früchte reif waren, begab es sich drei Mal hinter einander, daß des Nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Hürden und Bänke getragen war, wo der Hirte gewöhnlich die Kirschen aufzubewahren pflegte. Der Hirte konnte nicht begreifen, wie Das geschehen war, die Leute aber sagten: „Das thut Niemand, als die redlichen Zwerge, die kommen des Nachts in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangeschlichen, leise wie Vögel, und schaffen emsig das Tagewerk der Menschen." Der Hirt wurde neugierig, er hätte gern gewußt, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße verbargen und ob diese anders gestaltet wären, als Menschenfüße. — Als nun wieder die Kirschen reiften, streute er Asche um den Baum aus, und den andern Morgen eilte er mit Tagesanbruch zu der Stelle hin. Der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah in der Asche die eingedrückten Spuren vieler Entenfüße. Der Hirt lachte und machte sich gar lustig darüber, daß das Geheimniß der Zwerge nun verrathen sei. Diese erzürnten sich darüber, verließen ihre Wohnungen, flohen tiefer in's Gebirge und grollten dem Menschengeschlechte. Der Hirte wurde siech und blöd-

sinnig bis an sein Lebensende — meine Großmutter hat ihn noch gekannt — und erst als er todt war, kamen die Wichtelmännchen wieder aus ihren Schlupfwinkeln herbei."

„Was Du nicht sagst! Und haben sie Dir denn auch schon Deine Arbeit verrichtet?"

„O nein, denn sie sind jetzt mißtrauisch gegen die Menschen; sie verrichten unsere Arbeit nicht mehr, aber sie stehlen unser Brod und unsern Speck; Abends liegt es noch im Schrank, und am Morgen ist es wie weggeblasen. Sie naschen uns auch die Sahne von der Milch und lassen den Topf dann unbedeckt stehen, und die Katze säuft den Rest."

„Es werden wohl hungrige Ratten und Mäuse sein, die diese Diebstähle begehen," widersprach der junge Mann.

„Nein, es sind die Wichtelmännchen," beharrte Ilse, „die Muhme sah ein Mal mit eigenen Augen eins davon huschen, und unsere Katze ist eine Hexe, die des Nachts drüben auf den Geisterberg nach dem alten verfallenen Thurme schleicht. Dort hat einst ein Schloß gestanden, in dem es gar lustig herging und den ganzen Tag Waffengetöse erklang. Blanke Ritter, schöne Damen und prächtige Edelknappen schwangen sich beim Fackelschein im Ringelreihen. Turniere wurden abgehalten. Da verwünschte ein böser Zauberer das Schloß sammt den Leuten darin, die Burg zerfiel in Trümmer, in denen jetzt Eulen nisten, und der Klagekauz jämmerlich schreit, und große Fledermäuse mit den Flügeln schlagen, und ein schwarzer Hund mit feurigen Augen einen vergrabenen Schatz bewacht. Die selige Muhme hat mir oft erzählt, daß wenn man das rechte Wort, nächtlich zu der rechten Stunde, drüben am rechten Orte ausspräche, dann verwandelten sich die Trümmer wieder in ein prächtiges Schloß, in dem die Ritter, die Damen und die Edelknappen wieder lebendig würden und wieder lustig tanzten, tränken und an wohlbesetzten Tafeln jubelten. Wer aber jenes Wort zu sprechen

vermöge, dem gehöre das Schloß sammt den Leuten, die dem Glücklichen unter Pauken- und Trompetenschall huldigen würden."

Während Ilse sprach, hatte sie ihre goldenen Haare, die den Tag über in reichen Zöpfen um ihren Kopf gelegen hatten, aufgeflochten und spielend um Heine's Hand gewickelt; jetzt faßte sie, wie ein wahres Kind, seinen Daumen, und so von einem zu dem andern, bis zu dem kleinen Finger gehend, rief sie neckend: „Der ist in den Brunnen gefallen, der hat ihn herausgeholt, der hat ihn abgetrocknet, der hat ihn in's Bett gelegt, und der kleine Spitzbube hat ihn wieder aufgeweckt."

Heine beugte sich zu ihr nieder und küßte ihr den lachenden Mund. Sie sah ihm, plötzlich ernst werdend, tief in die Augen und rief mit einer gewissen Aengstlichkeit:

„Da Du nicht an Geister glaubst, so betest Du auch wohl nicht?"

„O ja, liebe Ilse, ich habe schon oft gebetet."

„Ich glaub's nicht," rief sie zweifelnd, „ich kann's nicht glauben, daß Du oft gebetet hast; das Zucken Deiner Lippen kommt wohl nicht vom Beten her. Dieses Zucken erschreckt mich jedesmal und würde mich wahrhaft ängstigen, wenn es nicht durch den frommen Strahl der Augen beschwichtigt würde. Auch bezweifle ich, daß Du den rechten Glauben hast. Glaubst Du wohl an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist?"

„Ja, mein Kindchen; schon als Knabe, als ich noch auf dem Schooß der Mutter saß, glaubte ich an Gott den Vater der in Liebe und Güte waltet, der die Erde erschaffen und Sonne, Mond und Sterne ihren Lauf vorgezeichnet hat. Als ich größer wurde und vernünftiger, glaubte ich auch an den Sohn, der uns liebend die Liebe offenbarte und zum Dank dafür von dem Volke gekreuzigt wurde. Jetzt glaube ich auch an den heiligen Geist, der die Zwingburgen und das Joch

der Knechtschaft zerbricht, der alle Todeswunden heilt, das alte Recht erneuert, alle Menschen als ein gleichgeborenes, adeliges Geschlecht betrachtet, die bösen Nebel und die dunkeln Hirngespinste verscheucht, und wohlgewappnete Ritter erwählt, die muthbeseelt seinen Willen erfüllen, ihre Schwerter blitzen, ihr Banner wehen lassen. Möchtest Du wohl solch' einen stolzen Ritter sehen, mein Kindchen?"

„Ei, wohl möchte ich."

„Nun, so schaue mich an und küsse mich, denn ich selber bin solch' ein Ritter vom heiligen Geiste."

„Ach, geh!" rief Ilse mit einem lauten Gähnen, „ich lasse mir keine Rübe aufbinden; so wie Du, sehen die Ritter nicht aus; die tragen glänzende Harnische, blank wie die Spiegel, und goldene Helme, mit wehenden Federn darauf, und bunte Feldbinden — auch führen sie Schwert und Lanze."

„Gerade solch' ein Ritter, wie Du ihn beschreibst, war ich heute Nacht im Traume."

„Ach! Das mußt Du mir erzählen," rief das Mädchen und suchte sich die schlaftrunkenen Aeuglein wieder hell zu reiben; „es ist so schön zu träumen, und ich träume so gern. Erzähle, was Du geträumt hast.

Heine hob an:

„Mir träumte, ich sei ein Ritter und stiege in einen tiefen Brunnen hinab, in dem unten eine wunderschöne Prinzessin von einem bösen Riesen verwünscht, im Zauberschlafe lag, und als ich mich recht umsah, war der Brunnen die Clausthaler Grube. Plötzlich sah ich überall Lichter schimmern, aus allen Fugen und Löchern stürzten Zwerge herbei, die gar grimmige Gesichter schnitten, weil ich ihre Wachsamkeit getäuscht hatte und in den Brunnen eingedrungen war; sie hieben mit ihren spannenlangen Schwertern nach mir, einige von ihnen aber stießen in Hörner, aus denen sie gellende Töne zogen, worauf immer mehr Zwerge herbeigestürzt kamen, die

ihre kleinen, dünnen Beinchen gar eilfertig in Bewegung setzten und grausenhaft mit den dicken, ungestalteten Köpfen wackelten. Als ich auf die putzigen Kerlchen zuschlug, daß das helle Blut herausfloß, sah ich daß es die rothblühenden, langbärtigen Distelköpfe waren, die ich Tags zuvor auf meiner Wanderschaft mit meinem Stocke abgeschlagen hatte; da waren sie denn auch in einem Nu verscheucht, und nun gelangte ich zu einem großen Saal, in dem die holde Prinzessin in einem silberschimmernden Prachtgewande auf rothsammtnen Kissen lag und schlief. Ich kniete an ihrem Lager nieder und küßte ihren süßen Mund ..."

„Du hast sie geküßt?" fiel ihm Ilse mit einer Regung von Eifersucht in das Wort.

„Ja freilich habe ich sie geküßt," erwiderte Heine lachend, „und ich würde ein großer Thor gewesen sein, wenn ich es nicht gethan hätte, denn ich küßte das starre Marmorbild lebendig, ich weckte ihre Seele auf in dem steinernen Leibe, und bald fühlte ich das Beben der herrlichen Gestalt, den Gegendruck der göttlich schönen Lippen. Mir war es, als ob hundert Sonnen ihr blendendes Licht um mich ergössen, aber plötzlich wurde es wieder Nacht, ein wildes Meer umrauschte mich mit seinen tosenden Wellen, auf welchen die Gespenster der längst Verstorbenen tanzten, deren weiße Leichengewänder im Winde flatterten, und hinter ihnen her jagte im buntscheckigen Gewande ein Hanswurst, der sie mit einer langen Pritsche hetzte. — Dieser Hanswurst war ich, meine Rüstung hatte sich in eine Harlequinsjacke verwandelt. Aber jetzt tauchte aus dem wildempörten Wogen allerlei scheußliches Wassergesindel auf, schreckliche Meerungeheuer streckten hohnlachend ihre Krallen nach mir aus, mich erfaßte das höchste Entsetzen und ich wachte auf."

„A — ih, A — ih," gähnte Ilse, „das war ein böser Traum, der nichts Gutes bedeutet. A — ih, Du bist von einem Unglück bedroht, die Sache hätte einen andern Ausgang nehmen müssen."

„Nicht wahr, der Ritter hätte, nachdem er die Prinzessin gefunden, ein Stück aus ihrem kostbaren Schleier schneiden müssen, und wenn dann durch sein mannhaftes Benehmen, ihr Zauberschlaf gebrochen gewesen wäre und sie wieder in Pracht und Herrlichkeit in ihrem Schlosse auf dem goldenen Thron gesessen hätte, hätte der Ritter vor sie hintreten und sagen müssen: „Allerschönste Prinzessin, habe ich die Ehre von Dir gekannt zu sein?“ — Und wenn sie dann geantwortet hätte: „Nein, tapferer Paladin, nein, ich kenne Dich nicht, sintemal ich Dich mein Lebtag noch nicht gesehen habe“ — dann hätte er das aus ihrem Schleier herausgeschnittene Stück ihr vorzeigen müssen, worauf sich Beide in die Arme gefallen sein und sich acht Tage später unter den großartigsten Feierlichkeiten geheirathet haben würden.“

„Ach ja, geheirathet,“ murmelte Ilse ganz schlaftrunken, und gähnte ganz verzweifelt.

„Ich will Dir nur noch sagen, Ilse, daß die Prinzessin Dir auf ein Haar geglichen hat, und daß sie gerade so süß küssen konnte, wie Du.“

Mit einer letzten Anstrengung schlang Ilse ihren Arm um den Hals des jungen Mannes, dann ließ sie das müde Haupt auf dessen Kniee sinken und war in einem Nu eingeschlafen.

Den jungen Doctor aber blickte Alles im Zimmer so bekannt an, es war ihm, als hätte er Tisch und Schrank früher schon einmal gesehen. Der Perpendikel der Wanduhr bewegte sich so traulich hin und her, die Zither fing kaum hörbar, von selber an zu klingen, Alles heimelte ihn so wohlthätig an, er saß da wie im Traume, bis er endlich die Arme verschränkte, den Kopf an die Rücklehne des Sessel anlehnte und ebenfalls einschlief.

So fand ihn die Mutter, als sie bei Tagesanbruch aus der Kammer in die Stube kam. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief mit gellender Stimme:

„Ei, Du Spectakel, was ist denn das für eine Wirthschaft! Ach Herrjes, Ilse, willst Du gleich von dem Herrn weg; Ilse schämst Du Dich denn gar nicht?“

Aber sie hätte noch eine ganze Stunde lang donnern und wettern können, ohne daß die beiden jungen Leute, die in dem festen Schlafe der Jugend versenkt waren, sich geregt hätten. Da wurde ihr mütterliches Herz milde, sie ging geräuschlos in die Küche, um die Morgensuppe zu kochen, und als sie die dampfende Schüssel hereinbrachte, und ihr Mann aus der Kammer kam, winkte sie ihm, leise aufzutreten, und auf die Schlafenden deutend, flüsterte sie ihm zu:

„Wecke sie nicht auf, Alter, sie liegen gar so lieb und unschuldig da, man könnte schier vermeinen, ein Paar Engel zu sehen.“

Der Bergmann betrachtete die jungen Leute und nickte beistimmend, indem er die Hände faltend, seinen Morgensegen betete, dann setzte er sich geräuschlos an den Tisch und begann seine Suppe zu verzehren.

Ilse und Heine bildeten aber auch eine wunderliebliche Gruppe. Der schöne, kräftige Jüngling ward in seiner beginnenden Männerschönheit wie verklärt von einem eindringenden Sonnenstrahl, der ihm das Haupt wie mit einem Glorienschein umgab, und das liebliche Kind, das vor ihm auf dem Schemel kauerte, dessen langes, aufgelöstes Goldhaar ihm in reichen Wellen den Rücken hinunter floß und sich in dem den Boden bedeckenden Sande verlor, lag so vertraulich im arglosen Schlummer auf seinen Knieen, man konnte nichts Schöneres und Anmuthigeres sehen.

Als der Bergmann gefrühstückt hatte, setzte er noch einen Schluck Branntwein auf die Suppe, küßte seine Lebensgefährtin, die ihn mit einem frommen Bibelspruch entließ, nahm seinen Spitzhammer und begab sich auf die Arbeit. Die Frau begann, nachdem sie die Suppe warm gestellt hatte, Ordnung in der

Stube zu machen, sie trug die Streu hinaus, putzte das Hausgeräthe ab, ordnete und schaffte, aber Alles still und geräuschlos, um ja die Schläfer nicht zu wecken, aber endlich wachten sie von selbst auf, sahen sich an und brachen in ein helles, fröhliches Gelächter aus.

„Ihr habt ein schlechtes Ruhelager gehabt, Herr," sagte die Frau, „und daran ist gewiß die dumme Dirne schuld, die Euch belästigt hat."

„Ich habe geschlafen wie ein Prinz, liebe Frau!" versicherte Heine, „oder wie vielleicht Gottes Engel im Paradiese schlafen mögen, ich fühle mich erquickt und neubelebt, das dürft Ihr glauben."

Ilse hatte sich indessen erhoben, und schweigend in einem Winkel niederknieend, verrichtete sie ihre Morgenandacht, dann ging sie hinaus, um sich in dem nahen Bach zu waschen. Als sie wieder herein kam, schickte sie den Jüngling hinaus, damit er sich ebenfalls reinige, und während dieses geschah, kämmte und ordnete sie ihr schönes Haar vor einem Spiegel, der nicht größer war, als eine Spanne, und ihr Bild lächelte ihr lieblich daraus entgegen, wie ein frisch erblühtes Mairöschen.

Nun aßen Ilse und Heine unter Lachen und Schäkern ihre Morgensuppe miteinander.

Als aber bald darauf der junge Mann sich zum Abschied rüstete, als er den Büchsenranzen umhing, den Stock und die Mütze ergriff und Abschied nahm von der Mutter, da begann Ilsens junges Herz mächtig zu schlagen und ihre Augen wurden von Thränen verdunkelt.

„Du willst gehen," rief sie schluchzend, „Du willst wirklich von uns gehen und nicht wieder kommen?"

„Sei doch kein thörichtes Ding, Ilse," schalt die Mutter, „was soll denn der Herr auf unserm einsamen Berge? ihn lockt das Geräusch und die Freude der Städte, wir haben ihm nichts

zu bieten, als Stille und ein ärmliches Leben, das kann ihn nicht verlocken.“

Heine wollte das Mädchen zum Lebewohl umarmen, aber Ilse ließ es sich nicht nehmen, ihn den Berg hinunter zu begleiten.

Sie stiegen Hand in Hand hinab in das Thal, Heine plauderte viel, um das Mädchen zu erheitern. Ilse blieb schweigsam und traurig, hie und da pflückte sie ein am Wege stehendes Blümchen ab.

Endlich war das Thal erreicht und jetzt mußte geschieden sein.

„Ach! ich wollte, daß Du ewig hättest bei uns bleiben können,“ sagte Ilse unter strömenden Thränen.

„Das geht nun aber einmal nicht, mein Kindchen,“ erwiderte Heine, indem er ihr die Wangen streichelte, „also wollen wir es kurz machen, um uns den Abschied nicht zu erschweren. Lebe wohl, traute Ilse, und denke zuweilen freundlich an Einen, der Dein liebes Bild in seiner Erinnerung mit sich nimmt, um es nie zu vergessen.“

„Gott behüte Dich auf allen Deinen Wegen,“ schluchzte das Mädchen, steckte ihm die abgepflückten Blümchen, die sie zu einem Sträußchen zusamengebunden hatte, auf die Mütze, und warf sich dann trostlos weinend an seine Brust.

Er umarmte und küßte sie innig, dann riß er sich los und ging mit raschen Schritten fort.

Ilse eilte den Berg wieder hinauf, indem sie sich oft umdrehte und dem Scheidenden so lange nachsah, als sie ihn zu sehen vermochte. Auch Heine wandte sich oft nach ihr um und winkte ihr Grüße mit den Sacktuch zu.

Als er verschwunden war, ging Ilse gedrückten Herzens der älterlichen Hütte zu — sie war über Nacht aus einem harmlosen Kinde zu einer tief empfindenden Jungfrau geworden.

Zusammentreffen auf dem Brocken.

Wieder bergab und bergauf ging nun Heine's Wanderschaft; er selbst war still und bewegt und genoß die Natur in der rechten Stimmung, und wenn er an die liebe unschuldige Ilse dachte, so flimmerten in seinen Augen Perlen, wie solche im Grase flimmerten; im Rauschen der Tannen glaubte er ihren sehnsüchtigen Liebesruf zu vernehmen, und aus der Ferne klangen die klargestimmten Heerdeglöckchen wie ihr süßes Geflüster zu ihm herüber.

Es mochte um die Mittagsstunde sein, als ihm eine große Heerde mit ihrem Hirten begegnete.

„He, guter Freund!" rief ihn der Wanderer an, „möchtet Ihr mir wohl sagen, wie der große Berg heißt, der da vor mir liegt."

„Ei," erwiderte freundlich der junge blonde Hirte, das ist ja der weltberühmte Brocken, auf dem die Hexen ihren Sabbath halten und der Teufel seine Feste feiert. Wollt Ihr da hinauf?"

„Ja, aber zuvor möchte ich in irgend ein Dorf, um mich an Speise und Trank zu erquicken. Könnt Ihr mir den Weg nach einem solchen andeuten."

„O Herr," rief der Hirte, „viele Stunden um den Berg herum liegt kein Haus und keine Hütte, doch wenn Ihr mein geringes Mahl mit mir theilen wollt, so soll es Euch herzlich gegönnt sein."

Heine nahm das Anerbieten bereitwillig an; sie setzten sich unter einen schattigen Baum nieder und ließen sich Schwarzbrod und Käse gut schmecken, dann zog der Hirte eine Strohflasche aus seiner ledernen Tasche und bewirthete seinen Gast mit Branntwein, der diesem herrlich mundete, und die Schäfchen, die sich um die Beiden drängten, leckten die Krumen ihres Mahles auf, und die großäugigen Kühe machten ihnen Tafelmusik, indem sie ihre Glöckchen erklingen ließen, wozu der wachsame Hund den Baß geräuschvoll bellte.

Heine wollte seinen gastfreundlichen Wirth belohnen, aber da er nicht zu bewegen war, etwas anzunehmen, so verabschiedete er sich mit einer herzlichen Danksagung und einem warmen Händedruck von dem Hirten und begann den mit himmelhohen Tannen besetzten Berg hinan zu steigen und über mächtige Granitblöcke zu klettern, die hie und da im Wege lagen. Auf dem Gezweige der Tannen sprangen muntere Eichhörnchen herum, die ihn neckend mit Tannäpfel bewarfen; zuweilen spazierte ein gelber Hirsch an ihm vorüber, der ihn mit seinen großen, klugen Augen ansah und sich gar nicht zu fürchten schien; einmal blieb einer sogar stehen, als ob er sich erkundigen wolle, was der Fremde wohl in dem Walde zu schaffen habe.

Wenn Heine ermüdet war, so ruhte er auf Steinen, die fußhoch mit Moos bewachsen waren und mit grünem Sammet überzogene Stühle zu sein schienen. Er sah dem Wasser zu, das wie flüssiges Silber unter den Felsen hinrieselte; er ließ sich halb einlullen von dem Quellengemurmel und dem Gesang von Millionen Vögeln und streckte träumerisch die Hand aus nach allerlei sonderbar gestalteten Bergblumen.

Nach einer kurzen Rast wandelte er weiter, aber je höher er stieg, desto niedriger wurden die Bäume, bis er am Ende nur noch Heidelbeerengesträuch, Erdbeerenbüsche und Waldkräuter fand; die Granitblöcke wurden kahler, die Luft merklich kälter, der Weg immer erschöpfender, so daß der Reisende sehr froh war, als er

endlich das im Jahr 1800 von dem Grafen von Stollberg-Werningerode erbaute einstöckige Brockenhaus erreichte, das er mit allerlei Gästen angefüllt fand.

Mit fast ersterbender Stimme verlangte er Thee, und ihm schauderte bei dem Gedanken an ein Lager auf einer allgemeinen Streue. Allein der Wirth, seine Erschöpfung bemerkend, wies ihm ein Bett in einem kleinen Zimmerchen an, in dem bereits ein baumlanger, spindeldürrer, in einen braunen Oberrock gehüllter Kaufmann Platz gefunden hatte.

In der Wirthsstube fand Heine Studenten von allen Universitäten. Die erst frisch Angekommenen labten sich an Speise und Trank. Andere schickten sich bereits wieder zum Fortwandern an, schrieben ihre Namen nebst allerlei faden Bemerkungen in das Fremdenbuch, wurden von dem Hausmädchen mit Brockensträußchen beschenkt, wofür sie ihr ein Trinkgeld in die Schürze warfen oder sie durch eine frivole Liebkosung belohnten. Alles war voll Leben und Bewegung.

Nachdem sich Heine durch mit Rum vermischten Thee gehörig erwärmt, durch Schinken und Wildbraten gesättigt hatte, bestieg er die Thurmwarte, wo er einen kleinen, dicken Herrn mit zwei Damen fand, die gänzlich in die herrliche Aussicht versunken, ihm den Rücken zukehrten. Bei der einen Dame konnte man trotz des sie umhüllenden, schwarz seidenen Mantels wahrnehmen, daß sie eine prachtvolle Gestalt von den edelsten Formen hatte; lichtbraune Locken fielen auf ihre Schultern, auf dem Haupte hatte sie einen schwarzen Atlashut sitzen, auf dem drei weiße Federn wehten — selbst von rückwärts hatte die Erscheinung etwas Imposant-Reizendes.

Bei dem Geräusche der Schritte des Kommenden, drehte sich die Gesellschaft um; der schlanken Dame entfuhr ein halbunterdrückter Schrei. Heine erkannte augenblicklich Agnes von Anderten in ihr.

In der ersten Secunde war er betroffen, doch schnell ge-

faßt, schritt er auf sie zu, verbeugte sich tief und sagte mit einem Lächeln, dessen Ironie nur sie zu deuten vermochte:

„Mein Fräulein, die Glücksgöttin lächelt mir offenbar, da sie mich eine so tief verehrte Bekannte auf dieser Bergeshöhe finden läßt. Mein Herz sagte mir den ganzen Tag, daß mir heute noch etwas Frohes begegnen würde, nun ist meine Ahnung in Erfüllung gegangen und ich danke dem gütigen Himmel dafür. Sie erlauben, daß ich Ihnen meine Ehrfurcht bezeige."

Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Agnesens Herz krampfte sich zusammen vor unaussprechlichem Zorn, aber sie mußte an sich halten — und seit Jahren hatte sie jenen brennenden Schmerz getragen, der uns keinen Einblick in uns selbst gestattet, hatte sie eine Wunde in ihrem Herzen gespürt, die man zu reizen fürchtet, weil man, wenn man mit der Sonde hinein fährt, weder Thränen noch Rührung darin findet, sondern nur Wuth und Verzweiflung.

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Ihr guter Oheim sich der besten Gesundheit erfreut," hob Heine wieder an. „Erst vor wenig Tagen verließ ich Göttingen und hatte die Freude, ihn noch vor meiner Abreise zu sprechen. Hätte der vortreffliche Herr ahnen können, welch' ein angenehmes Zusammentreffen mir bevorstand, so würde er mir gewiß die zärtlichsten Grüße an seine theure Nichte aufgetragen haben."

„Du kennst den Herrn, Agnes?" fragte der kleine, dicke Herr.

„Ich kenne ihn," hauchte das Fräulein leise.

„Sie waren bei meinem Schwager eingeführt?" wandte er sich nun an den jungen Mann.

„Ja, mein Herr, ich hatte das Glück, in seinem Hause wohlgelitten zu sein, und mich der besondern Huld und Gnade des gnädigen Fräuleins zu erfreuen."

Agnes biß sich vor innerer Erregung die Lippen blutig.

„Stelle uns den Herrn vor, meine Tochter," gebot der Vater.

Agnes wurde von einer zornigen Aufwallung durchbebt, wie von einem elektrischen Schlag, aber es blieb ihr, ohne daß ihr Betragen auffällig wurde, nichts zu thun übrig, als zu gehorchen; sie murmelte eintönig:

„Herr Heine, Studiosus aus Göttingen. Mein Vater, der geheime Regierungsrath von Anderten; meine Mutter, eine geborne Gräfin von Decker."

Hierauf wandte sie sich um, lehnte sich auf den Rand der Warte und starrte gedankenvoll in die Ferne.

„Man genießt hier eine herrliche Aussicht," sagte der Geheimerath zu dem Bekannten seiner Tochter, „es lohnt sich der Mühe heraufzusteigen, der Ueberblick ist wahrhaft großartig. So ein hoher Berg hat doch etwas Romantisches."

„Hm!" erwiderte Heine, „Viele wollen behaupten, der Brocken sei philiströs, und schon Claudius sang:

„Der Brocken ist der lange Herr Philister!"

ich bin jedoch der Ansicht, daß Das ein Irrthum ist. Durch die weiße Nebelkappe, die er zuweilen über seinen Kahlkopf zieht, giebt er sich allerdings einen gewissen philiströsen Anstrich, aber er thut Das aus purer Ironie, denn es ist ja notorisch, daß er seine burschikosen Zeiten hat, wie zum Beispiel in der Walpurgisnacht, wo er seine Nebelkappe jauchzend in die Luft wirft und echt altdeutsch romantisch verrückt wird."

Die Mutter war indessen zu ihrer Tochter getreten und flüsterte:

„Ein artiger junger Mann — ist er von Familie?"

„Er ist ein gemeiner, frecher, zudringlicher Jude," erwiderte Agnes, und Thränen des Zorns funkelten in ihren schönen Augen, und ihr Busen hob sich vor innerem Grimm in raschen Wellenschlägen.

„Ein Jude!“ wiederholte die Mutter mit gerümpfter Nase — dann setzte sie hinzu: „Nun, auf Reisen muß man Manchen ertragen lernen, den man im Salon nicht dulden würde; an Verstand scheint es ihm übrigens nicht zu fehlen, hier auf dem einsamen Brocken wird er uns amüsiren.“

Agnes gab keine Antwort, sie beugte sich weiter hinaus über die Brüstung und suchte ihren maßlosen Zorn hinunter zu würgen.

Heine war indessen mit dem Regierungsrath in ein Gespräch über das Harzgebirge gerathen; er zog eine Landkarte dieser Gegend aus der Tasche, breitete sie auf dem in der Mitte der Thurmplatte stehenden steinernen Tische aus, und begann dem alten Herrn alle Städte und Dörfer der Umgegend zu nennen. Das gefiel ihm sehr. Auch seine Gemahlin war herangetreten und hörte den Erklärungen des jungen Mannes mit regem Interesse zu.

„Komm doch her, Agnes!“ rief der Vater, „was Dein Bekannter uns hier erklärt, ist höchst interessant — höre doch auch zu, mein Kind.“

Aber Agnes hatte taube Ohren, sie blieb schmollend auf ihrem Platze stehen.

Der alte Herr erzählte nun, daß er mit seinen Damen in Italien gewesen sei, und nannte alles Schöne her, was er in Rom, Florenz und Venedig gesehen hatte. Die Mutter, die einen Zug strenger Frömmigkeit um den Mund hatte, gab auch ihr Wort dazu und warf zuweilen das Gewicht ihrer Meinung in die Waagschale des Gesprächs, aber sie sprach doch meist nur von den Raphael'schen Prachtgemälden in dem St. Petersdom in Rom.

Indessen fing es an zu dämmern, und in dem Maße als die Sonne sank, ward es kälter, auch kamen jetzt eine Menge Studenten und wandernde Handwerksburschen herauf, welche das Schauspiel der untergehenden Sonne sehen wollten, und

ein Gefühl von Andacht überkam sie Alle beim Anblick der wunderbaren Feuerkugel, die still und feierlich nach und nach in ihr kühles Wellenbad im Meere versank. Die Meisten hatten die Hände gefaltet, und auf den vom Abendroth angeglühten Gesichtern lag stille Andacht und die Empfindung der Größe und Allmacht des Schöpfers.

Man begann nun hinunter zu steigen: Der geheime Regierungsrath lud Heine ein, noch ein Stündchen mit ihm und seiner Familie auf ihrem Zimmer zu verplaudern, und er nahm die Einladung bereitwillig an. Heine ließ dem Ehepaar beim Hinuntersteigen aus Schicklichkeit den Vortritt und ging an Agnesens Seite hinten drein. Das Fräulein wußte es durch ein kleines Zögern so einzurichten, daß Andere zwischen sie und ihre Aeltern kamen, dann sagte sie zähneknirschend zu ihrem Begleiter:

„Ich bewundere Ihre Unverschämtheit. Wie konnten Sie es wagen, sich mir zu nähern?“

„Warum denn nicht,“ erwiderte Heine lachend, „die Schönheit hat eine allmächtige Anziehungskraft, und Du bist heute dämonisch schön in Deinem Zorn, Agnese! so könnte ich Dich lieben, wenn Du immer so wärst, — könnte Dich eben so sehr lieben, als Du mir durch Deine schmachtende Zärtlichkeit für den Juden einst zuwider wurdest.“

Diese Worte waren ein spitzes, glühendes Eisen, das er in das Herz des stolzen Mädchens stieß und mit Wollust darin herumdrehte; Agnes stieß einen Wuthschrei aus.

„Nennen Sie mich Sie, und erinnern Sie mich nicht an die Zeit, wo ich mich so tief erniedrigt habe, mein Herz vor Ihnen zu prostituiren,“ rief sie mit zischender Stimme. „Nennen Sie mich Sie, oder ich vergesse mich so weit, mich an Ihnen zu vergreifen. Sie sind ein Ungeheuer, ein eingefleischter Teufel, der Genius des Bösen. O, o, warum sind Sie je in meinen Weg gekommen?“

„Ich bin Fatalist, mein Fräulein, und glaube daher, daß es Vorherbestimmung war. — Sie bewahrheiten den Spruch, schöne Agnes, daß Liebe und Haß nahe verwandt sind — allein bedenken Sie, daß Haß und Verachtung sich noch näher stehen."

Kaum hatte er diese harten Worte ausgesprochen, als er sie bereute, aber es war vergebens, er konnte sie nicht zurücknehmen.

„Verlassen Sie mich augenblicklich," rief Agnes; „wagen Sie es nicht länger, uns mit Ihrer Zudringlichkeit zu belästigen."

„Zudringlichkeit! wer kann mich ihrer beschuldigen!" rief Heine mit stolz erhobenem Kopfe. „Ihr Herr Vater hat mich eingeladen, den Abend mit ihm zu verbringen, ich habe seine freundliche Aufforderung angenommen, und so werden Sie, Allerschönste, mich wohl ertragen müssen."

„Abscheulicher, wollen Sie mich denn morden durch Ihre verhaßte Gegenwart?"

„Im Gegentheil, mein Fräulein, ich werde mich bemühen, Sie auf das Angenehmste zu unterhalten. Ihr theures Leben wird mir heilig sein, ich denke nicht im Entferntesten an Mord und Todtschlag."

Agnes stampfte vor unsäglicher Wuth mit den Füßen, aber dadurch that sie einen Fehltritt. Heine fing sie in seinen Armen auf und hielt sie einen Augenblick mit spöttischer Zärtlichkeit an seine Brust gedrückt. Sie riß sich von ihm los und in ihrem wildempörten Gefühl schlug sie nach ihm, entriß ihm den Handschuh, den er in der rechten Hand hielt, zerriß ihn und warf ihm die Fetzen in's Gesicht.

„So gefällst Du mir, meine wilde Tigerkatze," rief Heine lachend aus; „Du bist wahrhaft großartig schön, wenn Deine Augen im grünen Feuer funkeln und Deine Pulse vor Wuth beben. Doch es ist Schade um den Hand-

schuh, den ich hier auf den Brocken nicht ersetzen kann; meine Hand kommt dadurch in Gefahr, ihre aristokratische Zartheit und Weiße zu verlieren, und Du wirst die Schuld an diesem Unfall tragen.

„Agnes, wo bleibst Du denn?" ließ sich unten an der Treppe die Stimme der Mutter vernehmen.

„Gleich, gleich, hier sind wir schon, gnädige Frau!" rief Heine; „ich habe nur dem gnädigen Fräulein noch einige Auskunft über die Brockenflora gegeben."

Der geheime Regierungsrath dankte ihm für seine Freundlichkeit, seine Frau aber sah ihre Tochter mit mütterlicher Besorgniß an:

„Was ist Dir, mein Kind? Du kamst sehr erhitzt auf uns zu, und jetzt bist Du auf einmal todtenblaß geworden und Schauer scheinen Deinen Körper zu durchbeben."

„Es ist Nichts, Mama, ich habe nur ein wenig Kopfweh," gab Agnes zur Antwort, und schritt den Andern voran, auf das Brockenhaus zu.

In dem Zimmer der Familie sprach Heine mit den Aeltern von Goethe's Werther, von Angorakatzen, etruskischen Vasen, türkischen Shawls, Maccaronis und den Gedichten des Lord Byron, über dessen Gottlosigkeit er wacker schimpfte. Agnes hörte verdrossen zu, ohne mitzusprechen, bis sie endlich den Wunsch äußerte, sich wegen zunehmender Kopfschmerzen zu Bette zu legen. Da die Familie nur ein Zimmer hatte bekommen können, mußte sich Heine nothgedrungen empfehlen. Er that es mit dem satyrischen Wunsche einer guten Besserung und nachdem er der Kranken noch anempfohlen hatte, sich kalte Aufschläge auf das Herz zu legen, da dieses wunderbar auf den Kopf wirke.

Heine ging noch hinaus auf den Berg spatzieren, auf dem es nie ganz dunkel wird und der Nebel an jenem Abend sehr mäßig war; er betrachtete den Hexenaltar und die Teu-

felskanzel, als er plötzlich bekannte Stimmen hörte, die ihn bei Namen riefen, und befreundete Arme ihn umschlangen, werthe Lippen ihn küßten. Es waren Göttinger Studenten, welche die Universitätsstadt vier Tage später als er, verlassen hatten, und die nicht wenig erstaunt waren, ihn ganz einsam und allein auf dem Blocksberge zu finden.

„Nun,“ rief er, „es ist schön von Euch, daß Ihr Euch herausgemacht habt aus dem gelehrten Sibirien, wo die Cultur so groß ist, daß die Bären in den Wirthshäusern angebunden werden, und die Zobel den Jägern guten Abend wünschen.“

Im Wirthszimmer wurde nun ein gemeinschaftliches Abendmahl eingenommen. Außer den Göttingern, bestand die Gesellschaft meistens aus Studenten aus Halle. Anfänglich drehte sich das Gespräch um Duelle, dann wurden die in Halle bestehenden verschiedenen Bierwürden durchgenommen, und Einer rief:

„Ihr Göttinger solltet ein Mal zu uns herüberkommen und Euch am Hofe des Königs von Cypern sehen lassen.“

„Ja,“ rief ein Anderer, „das solltet Ihr. Die letzte Cour bei demselben war sehr glänzend; er hat sich einen natürlichen Sohn erwählt, hat die Staatsmaitresse abgedankt und sich eine Lichtenstein'sche Prinzessin an das linke Bein antrauen lassen, worüber das gerührte Ministerium vorschriftsmäßig Thränen von der Größe der Gurkenkerne vergossen hat.“

„Ihr Göttinger erinnert Euch doch noch der beiden Chinesen, die sich vor zwei Jahren in Berlin sehen ließen?“ fragte ein Dritter.

„Freilich,“ erwiderte ein Göttinger, „es waren ein Paar Rindskameele — was ist mit ihnen?“

„Sie sind jetzt in Halle zu Privatdocenten der chinesischen Aesthetik abgerichtet worden.“

Ein homerisches Gelächter belohnte diesen Witz, dann rief Einer:

„Das China ist doch ein vertracktes Land. Setzen wir ein Mal den Fall, ein Deutscher würde sich dort für Geld sehen lassen, ohne seine Nationalität zu verrathen."

„Oho," rief ein Göttinger, „die gelehrten Mandarinen würden doch errathen, daß er ein echter Deutscher sei, weil seine auf dem Anschlagzettel aufzuführenden Kunststücke in Philosophiren, Tabakrauchen und Geduld bestehen würden."

„Es müßte aber bemerkt werden," rief ein Commilitone von ihm, „daß die Zuschauer zur Fütterungsstunde keine Hunde mitbringen dürften, weil diese dem guten, geduldigen Deutschen sonst die besten Brocken wegschnappen würden."

Während die Witze wie Feuerfunken hin und herflogen, wurde doch auch den mit Fleischspeisen und Kartoffeln angefüllten Schüsseln wacker zugesprochen, obgleich die Gerichte schlecht zubereitet waren, und das Weißbier und der Wein liefen gar glatt die Gurgeln hinunter. Es wurde immer lauter und launiger an dem Tische, und als nun gar die Punschbowlen kamen, wurde der alte Landesvater angestimmt, aber auch andere Lieder mit schönen Melodien, besonders das Arndt'sche:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte 2c."

Nach und nach, als die Bowlen leerer und die Köpfe voller wurden, gab es ein wildes Durcheinander. Der Eine fistulirte, der Andere brummte den Baß; hier wurde deklamirt, dort sprach man Latein. Heine's Nachbar, ein Greifswalder, warf sich plötzlich an seine Brust und rief begeistert: „O Freund! Freund! o, daß Du mich verständest. Sieh, ich bin ein glücklich Liebender, ich werde wieder geliebt, und Gott verdamme mich, von einem gebildeten Mädchen, denn sie trägt ein weißes Kleid und spielt Klavier."

Auf Heine's anderer Seite saß ein Schweizer, der ebenfalls die Wirkung der Spirituosen spürte, er ergriff Heine's

Hand, drückte sie zärtlich an Brust und Lippen, und rief schwärmerisch: „O Bäbely! liebe Bäbely!“

Heine hielt es jetzt für angemessen, sich aus dem Getümmel zurück zu ziehen. Im Hausgange rannte ein vollkommen betrunkener Göttinger an ihm vorüber nach der Hausthür, vor welcher er ganz mörderisch wirthschaftete. Seine dröhnende Baßstimme übertobte das Tosen des Windes, bald fluchte, bald jauchzte er.

„Es ist doch eine höllische Schweinewirthschaft,“ tobte er endlich, „daß da auf der ganzen langen, dunklen Wehnderstraße nicht eine einzige Laterne brennt, und man nicht einmal sehen kann, bei wem man die Fenster einzuschmeißen hat.“

Heine suchte sein Lager auf. Sein Zimmergenosse lag bereits in einer weißen Nachtmütze und in einer saffrangelben Jacke in seinem Bette und schnarchte harmonisch. Dieses störte Heine, der deshalb nur in einen Schlummer voll wüster, beängstigender Phantasiegebilde versank. Endlich weckte ihn der Brockenwirth, damit er den Sonnenaufgang nicht verfehle.

Heine trat auf den Thurm, wo ihm ein paar einsame Augenblicke vergönnt waren. Nach und nach wurde es heller im Osten, die Sonne begann sich durch das Nebelmeer zu arbeiten — da trat Ilsens liebliches Bild in dem Nimbus ihrer Unschuld vor seine Seele. Sein Herz wurde von namenloser Sehnsucht ergriffen, er wünschte sich Siebenmeilenstiefel, um nach der Hütte des lieben Kindes zu eilen. Vor ihrem Bettchen hätte er stehen mögen, um ihr die reine Stirn, den Rubin des Mundes zu küssen, und ihr in die Lilienohren zu flüstern: „Denk' im Traum, daß wir uns lieben.“

Indessen waren auch die andern Brockengäste heraufgekommen. Sie rieben sich die frierenden Hände, oder auch den Schlaf aus den Augen, und starrten die rothe Kugel an, die majestätisch im Osten emporstieg. Heine begrüßte die Fa-

milie von Anderten und richtete einige spöttische Artigkeiten an Agnes, die ihm empört den Rücken zukehrte; dann ging er hinunter, um in der wohleingeheizten Wirthsstube Kaffee zu trinken. Während er frühstückte, durchblätterte er das neben ihm liegende Fremdenbuch, in welches die Brockenbesucher ihre momentanen Empfindungen einzuschreiben pflegen, und in hundert Variationen fand er darin den abgedroschenen Witz: „Benebelt heraufgekommen, und benebelt hinuntergegangen."

Als er eine halbe Stunde später vor die Hausthür trat, war die Familie von Anderten gerade im Begriffe, in den Reisewagen zu steigen. Heine beeilte sich, sich von ihnen zu verabschieden, und wollte Agnes eine wunderbare Bergblume schenken, die sie ihm nicht abnahm.

„So nimm doch die Blume, Agnes," gebot die Mutter; „Du benimmst Dich ja gar wunderlich gegen einen alten Bekannten, sei doch ein wenig freundlich."

„Die Morgenkälte scheint auf das Gemüth des gnädigen Fräuleins zu wirken," sprach Heine entschuldigend und bot Agnes die Blume abermals dar, die sie jetzt mit einem stillen Wuthblicke annahm.

„Wie heißt diese Blume?" fragte die Mutter.

„Ich vermag den Gattungsnamen nicht zu sagen," erwiderte Heine. „Für das gnädige Fräulein mag sie um des Gebers willen, das Brockenvergißmeinnicht heißen."

Der geheime Regierungsrath nahm die Blume in die Hand, zählte die Staubfäden und sagte trocken: „Sie gehört zur achten Classe —" dann gab er sie seiner Tochter zurück.

Heine küßte den Damen die Hand und hob sie in den Wagen. Die Mutter lächelte ihn huldreich an, die Tochter warf ihm einen Blick voll niederschmetternder Verachtung zu und ließ die Blume, wie aus Versehen, zu seinen Füßen niederfallen. Heine hob sie auf und reichte sie ihr abermals mit einer Verbeugung und einem Lächeln, dessen schneidender

Spott ihr tief in die Seele drang. Nachdem er auch den geheimen Regierungsrath in den Wagen gehißt hatte, reichte ihm dieser nochmals die Hand und lud ihn ein, wenn er je Hannover berühren sollte, nicht nur sein Haus zu besuchen, sondern ohne Umstände bei ihm abzusteigen. Heine versprach es zu thun, dann setzten sich die Pferde in Bewegung und der Wagen rollte den Berg hinunter.

Frei vom Joche.

Heine mußte nun nach Hamburg wandern, wo er, nachdem Willen seines Onkels, ein gesetzter Mensch werden und eine Lebensstellung annehmen sollte, die ihm nicht nur Ehre, sondern auch Verdienst brächte. Heine richtete die Schritte mit schwerem Herzen nach der Elbestadt, denn es war ihm keineswegs darum zu thun, eine Advocatur anzunehmen, das Recht der Wittwen und der Waisen zu vertheidigen, und Actenstaub zu schlucken. Aber was half es, er mußte in den sauern Apfel beißen und war auch willig, wenigstens den Versuch zu machen, sich dem Unvermeidlichen zu unterwerfen, obgleich sich ihm die Haare emporsträubten bei dem bloßen Gedanken, daß auch er die wächserne Nase der Göttin Themis in beliebige Formen zu drehen, sich bemühen solle.

Seine Mutter empfing den lang vermißten Sohn mit der innigsten Freude, den Vater fand er noch immer geisteskrank, abgestumpft für das Leben, ein bloß vegetatives Dasein führend. Der Oheim begrüßte ihn nicht ohne eine gewisse Wärme des Gefühls, da indessen zu seinen Ohren der ruhmvolle Ruf gedrungen war, den sich sein Neffe durch seine poetischen Erzeugnisse und so manches Werk seiner Feder errungen hatte. Herr Salomon Heine war nicht ohne Sinn für Poesie, auch war er eitel genug, sich über den wachsenden Dichterruhm seines

Neffen zu freuen, obgleich er ihm das nicht zeigte, sondern es verborgen hielt in dem geheimsten Winkel seines Herzens. Nach den ersten gegenseitigen Mittheilungen begann er nun, dem jungen Mann auf den Zahn zu fühlen, um zu ermessen, in wiefern er geeignet sei, in das practische Leben einzutreten und die juristische Laufbahn zu beginnen. Da er nun fand, daß Heine's innerste Natur sich gar sehr dagegen empörte, so stand er ab von seinem Verlangen, indem er sagte:

„Nun, ich sehe, daß Du bist noch nicht reif genug an Verstand, um zu sein solide. So will ich Dir denn noch gönnen einige Jahre, um zu leben nach Deinem Hange, nachher aber will ich hoffen, daß Du Dich wirst setzen auf die Buchsen und treiben die Juristerei als einen nothwendigen Broderwerb, denn die gebratenen Lerchen sind noch Niemand geflogen in den Mund, wenn er ihn auch noch so weit aufsperrte."

Wer war glücklicher als Heine! Er flog mit einem wahren Jubelgeschrei dem guten Onkel an den Hals und erstickte ihn fast in einer stürmischen Umarmung; er segnete in Gedanken viel tausendmal den edeln Mann, der ihn wenigstens noch für eine Weile frei machte von dem drückenden Joche der Jurisprudenz, der ihn erlöste von dem Fluch der Rechtsverdreherei. Der gute Salomon hatte alle Mühe, dem ungestümen Dankeserguß seines Neffen Schranken zu setzen — und er hielt Wort, indem er durch großmüthige Unterstützung ihm die Möglichkeit erleichterte, fernerhin seiner Lieblingsbeschäftigung leben zu können.

Nun verlebte er die Morgen unter literarischen Arbeiten; er stieg in die wunderbaren Schachte seines Geistes und seines Herzens hinab und förderte mit emsiger Bergmannsgeduld manche gediegene Goldstufe an das Licht; freilich kamen auch manche Schlacken mit zu Tage, die aber den Werth des Goldes nicht verminderten, sondern im Gegentheil seinen Glanz nur noch mehr hervorhoben. Standen seine Phantasiegebilde auf dem

Papier, so pflegte er sie mit schöpferischer Wonne zu überlesen und mit unglaublicher Geduld zu feilen, weil er seine Werke nur in vollkommen schöner Form in die Welt hinaus senden wollte, sie sollten dem kritischen Auge der Sylbenklauber und Deutler, weder Fehler noch Schwäche darbieten. — Nachmittags machte er — bald zu Wasser, bald zu Lande, bald allein, bald in Gesellschaft, einen Ausflug in die Umgegend, von dem er nicht selten neue Ausbeute mit nach Hause brachte, die ihm bei seinen dichterischen Arbeiten vortrefflich zu statten kamen.

Die Abende verbrachte er im Hôtel-de-Saxe oder in einem der Alsterpavillons, wo er mit Allem verkehrte, was Hamburg damals an ausgezeichneten Geistern aufzuweisen hatte. Der geniale Schauspieler und Theaterdirector Lebrün, der so manches artige Lustspiel geschrieben hat, der Dramaturg Reinhold, welcher Gatte der gefeierten Schauspielerin Christine Reinhold war und die Hammonia herausgab, der Schriftsteller Kosmali, Zimmermann, der Verfasser der neuen dramaturgischen Blätter, Ludwig, der Redacteur der Blätter der Börsenhalle, Mayer, der Freund und Biograph des großen Mimen Schröder, der dänische Romanendichter Kruse, der junge Literat August Lewald, der beliebte Bühnendichter Töpfer, Baron von Maltitz, der Verfasser so vieler humoristischen Schriften (Pfefferkörner rc.), bildeten eine Gesellschaft, die eben so belehrend wie unterhaltend für ihn war.

Heine erlebte die Freude, daß seine Werke in Hamburg von Alt und Jung, von hohen und niedrigen Ständen verschlungen wurden; man riß sich gleichsam um seine Bücher, aber er selbst fand keine Anerkennung, man bekümmerte sich nicht um seine Person, er fand keinen Zutritt in vornehmen Kreisen, wohl auch schon darum, weil seine von ihm innigst verehrte Mutter ihres wahnsinnigen Gattens wegen, in großer Zurückgezogenheit von der Welt lebte.

Außer seiner Mutter liebte er auch seine einzige Schwester

Charlotte mit der ganzen Gluth seines Herzens. Oft saß er zu ihren Füßen und las ihr seine Gedichte vor, oder er zog ihre blonden, seidenweichen Locken durch die Finger und sah ihr tief in die blauen, glänzenden Augen, bis er mit einem Seufzer sein Haupt auf ihre Kniee legte und sich in Gedanken verlor.

Nachmittags besuchte er zuweilen den Schauspieler Forst, der einen Cirkel bei sich versammelte, in dem sich die dramatischen Künstler Cornet, Jost, Emil Devrient, nebst mehren jungen Advocaten und Medicinern einfanden. Sie saßen mit Geist zu Gericht und urtheilten mit scharfen Zungen über Alles, was in das Bereich ihrer Kenntnisse kam. Mildernde Umstände wurden bei ihren Verurtheilungen nicht respectirt; und ging es auch oft weder gerecht noch milde her, so waren diese Sitzungen doch stets sehr lustig, und es gab eine reiche Ausbeute an Witz und vortrefflichen Gedanken.

Im Sommer lebte er in dem stillen Städtchen Wandsbeck, gänzlich mit seinen Studien beschäftigt; er kam selten zur Stadt, weil er sich nicht von seinen Büchern zu trennen vermochte.

So trieb er es fast zwei Jahre; da erschien der Band seiner Reisebilder, in dem er einen Theil derselben seinem Oheim Salomon Heine gewidmet hatte.

Als er ihm das Buch überreichte und ihn auf die Widmung aufmerksam machte, schmunzelte der alte Herr.

„Nu, nu," sagte er, „hättest wohl was Anderes davor setzen können, als meinen Namen, der sich besser in meinem Hauptbuch, als vor einer Gedichtsammlung ausnimmt." — Aber innerlich fühlte er sich doch geschmeichelt durch diese öffentliche Huldigung, er schwamm in dem blauen Nebel der befriedigten Eitelkeit, und so setzte er hinzu: „Nu, will's heute Abend lesen, hoffe davon zu haben Freude. Komme morgen wieder, damit ich Dir meine Meinung kann sagen darüber."

Als Heine sich am andern Tage wieder einstellte, schmunzelte der alte Herr noch freundlicher, als Tags zuvor.

„Ich glaube, es steckt etwas in Dir," sagte er; „aber Du mußt darum nicht hochmüthig werden, weil ich das sage, denn ich bin kein Sachverständiger, und es wäre mir immer lieber, wenn Du Dich mit dem jus beschäftigtest, als daß Du Dich von dem Teufel der Reimreißerei reiten lässest ..."

„Onkel," fiel ihm Heine rasch in das Wort,•„wenn man den götttichen Honig der alten Schriftsteller gekostet hat, so muß man unwillkürlich zum Dichter werden. Ihnen selbst würde es so gehen, wenn Sie sich entschließen könnten, die Götterspeise zu versuchen."

„Honig, was thu' ich mit Honig! Das ist eine Speise für Kindermägen, das hält nicht wider," rief der alte Herr mit einer Art von gelindem Entsetzen. „Wollte lieber, Du hättest dem Kabeljau und dem Rauchfleisch der Jurisprudenz tüchtig zugesprochen und sie verdaut, das wäre gesünder und nahrhafter gewesen, als das süße Geschlecke der Dichterei, die ihren Mann nicht ernährt. Nu, Du wirst noch zu Dir kommen, wirst hoffentlich, wie es mein Wunsch und Dein Vortheil ist, noch werden ein tüchtiger Advocat — da Du mir aber hast machen wollen Freude, so will ich Dir auch machen Plaisir, hier nimm Das und verwende es vernünftig, es ist viel Geld, das für Dich gleichsam aus den Wolken fällt.

Bei diesen Worten überreichte er ihm eine Banknote von hundert Pfund Sterling.

„Onkel, Sie sind meine irdische Vorsehung," rief Heine, indem er den Onkel stürmisch umarmte und ihm den gestärkten Jabot ganz rücksichtslos zerdrückte; dann stürmte er fort, um eine halbe Stunde später bei dem Buchhändler Campe einzutreten, der sein Verleger war.

Er fand ihn in seinem Comptoir im Gespräch mit dem Redacteur Ludwig. Heine hielt ihm triumphirend seine Banknote entgegen.

„Der Alte hat Blut gelassen," rief er, „das hat er mir für die Widmung gegeben, und das ist mehr als Sie, zäher Mensch, mir für den ganzen Band gaben."

„Ein Jeder thut nach seinen Kräften," erwiderte Campe mit einem feinen Lächeln, indem er die Achsel zuckte.

„Sie strengen aber die Ihrigen nicht genug an."

„Ja, Sie haben Recht," fiel ihm Ludwig ein, „er könnte mehr thun, ich habe es auch schon gesagt; wir Schriftsteller bleiben arm und mager, und die Buchhändler werden reich und fett, denn sie nähren sich von unserm Mark."

Da Campe von einem Andern als von ihm angegriffen wurde, so warf sich Heine augenblicklich zu seinem Verthei=diger auf.

„Nun, der Campe ist noch keiner der schlechtesten," sagte er. „So lange er so bleibt, wie er ist, bleibe ich bei ihm. Sie glauben indessen nicht, wie sehr er sich verändert hat," fügte er lachend hinzu. „Ehe er nach Italien reiste, war er ein vortrefflicher Mensch."

Campe war daran gewöhnt, über sich scherzen zu hören, auch sagte er nichts; er lächelte ganz vergnügt vor sich hin und nahm Heine nichts übel. Dieser hob, an Ludwig gewendet, wieder an:

„Da hat er etwas von einem gewissen Börne verlegt, das kostet ihm zu viel und will noch immer nicht recht ziehen."

„Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längst vergessen sein werden," warf ihm der Buchhändler ein.

„Das ist ein Unglück für ihn und für Sie, daß so lange darauf gewartet werden muß," gab ihm Heine lachend zur Antwort.

Ludwig, der indessen die Blicke in mehre umherliegende Zeitschriften geworfen hatte, rief plötzlich:

„Aber nein, das ist zu arg! Heine, hier lesen Sie ein=mal Menzel's, des Stuttgarter Bullenbeißers Literaturblatt,

worin er unter den Erzählungen eines gewissen Steinmann, mörderliche, fleischermäßige Gemälde herausgewittert hat, die nur für englische Doggen, nicht für Menschen geschrieben seien."

„Damit," hob Campe an, „steht die von Menzel altersgrau und grünmoosbewachsene getaufte Jena'sche Literaturzeitung im directen Widerspruch, denn sie wünscht den Erzeugnissen des jungen Schriftstellers ein recht großes Publicum."

„Also sich diametral einander gegenüberstehend, treibt man heut' zu Tage kritische Studien in der Journalistik," rief Heine; „pfui, da möchte einem ja complet übel werden; und um einer solchen Uebelkeit vorzubeugen, und damit mir der Magen keine Chicane spielt, will ich in den Schweizerpavillon gehen und ein tüchtiges Frühstück zu mir nehmen."

Er nickte den Beiden freundlich zu, verließ das Haus und begab sich mit raschen Schritten auf den Jungfernsteig.

Der Jungfernsteig bestand aus einer Lindenallee, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuser, auf der andern von dem großen Alsterbassin begrenzt wird; und vor diesem standen, in's Wasser hineingebaut, zwei zeltartige Kaffeehäuser, welche Pavillons genannt wurden, und deren Einer, welcher der Schweizerpavillon hieß, von Heine besonders bevorzugt wurde. Auch jetzt ging er dahin und setzte sich vor die Thür an einen kleinen Tisch, verzehrte zwei Dutzend Austern, auf die er ein Beefsteak mit Kartoffeln und eine Tasse schwarzen Kaffee setzte, und dachte in seiner Wohlbehaglichkeit eigentlich an gar nichts. Die in ihrem Zenith stehende Sonne glühte nicht allzuheiß, sie lächelte gar heiter und lieblich und übergoß mit ihrem Glanze die Linden, die Häuser, die Alster und die sich auf ihren Wellen sanft wiegenden Schwäne auf eine fast mährchenhafte Art. Heine betrachtete, dem süßesten farniente hingegeben, die jungen Mädchen, die mit ihren geflügelten Häubchen und verdeckten Körbchen vorüberflatterten,

wie junge, schüchterne Tauben; da trippelten in ihren schwarzen Röcken die bunten Vierlanderinnen dahin, die ganz Hamburg mit Erdbeeren versahen; da stolzirten im prächtigsten Aufputz die schönen Kaufmannstöchter vorbei, die dem Glücklichen, der ihre Liebe gewinnt, so viel baares Geld, manchmal Millionen mitbringen. Da hüpfte, weißbestrumpft und nette Corduanschuhe an den zierlichen Füßen, eine junge Amme vorbei, auf den Armen ein wunderliebliches, rosenwangiges Knäblein tragend, das sie beständig küßte, während sie an ihren auf fremden Meeren herumschwimmenden Schatz dachte. Da wandelten Personen von zweideutigen Sitten, die auf die Jagd nach galanten Abenteuern gingen, Vestalinnen, denen das heilige Feuer längst ausgegangen war, Najaden, die nach Seegöttern seufzten, Dryaden und Hamadryaden, die auch den häßlichsten Satyr nicht verschmähten. Plötzlich kamen zwei prächtige, noch ganz junge Mädchen, in rosagestreiften Kleidern daher.

„Das ist Minka und die schöne Heloise," rief ein Jüngling dem andern zu.

„Es sind göttliche Dirnen," rief ein langer Berliner und sah ihnen mit der Lorgnette entgegen.

Ein großer, dicker Assecurator, der geputzt war wie ein Pfingstochse, sagte, nachdem er sich den wässernden Mund abgeleckt hatte:

„Ja, sauber und appetitlich sind sie, das muß ihnen der Neid lassen. Die Eine möchte ich mir 'n mal als Frühstück, die Andere als Abendbrod zu Gemüthe führen, und ich würde an solchen Tagen gar nicht zu Mittag speisen."

„Sie ist ein Engel!" sagte ein Seecapitain so laut, daß sich die beiden Mädchen zugleich umsahen und sich dann einander eifersüchtig anblickten.

Heine sagte gar nichts, er betrachtete abwechselnd die Mädchen und den heitern, sanften Himmel, und den langen

Petrithurm mit der schlanken Taille, und die stille, blaue Alster, worauf die Schwäne so stolz und anmuthig ihre Kreise zogen, so daß er ihnen manchmal Stunden lang zusehen konnte, wie sie unter und wieder auf tauchten. Plötzlich dachte er:

„Die Mädchen sind hübsch und leichtsinnig sind sie auch; Du könntest ihnen nachgehen, solch' eine Bekanntschaft ist schnell gemacht, wenn man Geld in der Tasche hat — ich will mir einen vergnügten Tag mit ihnen machen."

Er erhob sich und ging in der Richtung fort, die die Mädchen eingeschlagen hatten, deren helle Gewänder er nur noch ganz in der Ferne schimmern sah. Endlich, als er sie beinahe erreicht hatte, sah er sie im lebhaften Verkehr mit zwei dänischen Offizieren, dann bestiegen sie eine jener Knochenzerbrechungsmaschinen, die man Droschken zu nennen pflegt, und fuhren mit ihnen davon.

Heine hatte das leere Nachsehen, er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und ging nach Hause, wo er einen Brief fand, in welchem ihn der Buchhändler Cotta nach München berief, um, im Verein mit Lindner, die politischen Annalen zu redigiren. Nachdem noch einige Briefe gewechselt worden waren, nahm Heine das Anerbieten an und nahm seinen Weg über Frankfurt, mit dem festen Vorsatze, den Doctor Börne in seiner Behausung aufzusuchen, um ihn persönlich kennen zu lernen und vielleicht als Mitarbeiter zu gewinnen. Aber wenn er, nachdem er in der Mainstadt angekommen, einen ihm auf der Straße Begegnenden fragte: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Doctor Börne wohnt?" da sahen ihn die Leute groß an und erwiderten: „Börne! den kenne ich nicht, aber dort wohnt Doctor Wenzel, und um die nächste Ecke herum Doctor Mappes, Beide sind sehr geschickte Aerzte." — Oder man sagte: „Börne! ja, der Name ist mir schon ein Mal vorgekommen, aber ich weiß nichts

Näheres von ihm." — Ein Dritter gab ihm den Rath, einen Polizeidiener zu fragen, und nachdem er dadurch zu der Ueberzeugung gekommen war, daß wirklich kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gelte, gelang es ihm endlich nach vielem Nachfragen und Fehlsuchen, den Literaten aufzufinden.

Heine bei Börne.

Der berühmte Maler Moritz Oppenheim in Frankfurt hatte den Doctor Börne gemalt und das Bildniß war zur vollen Zufriedenheit des Malers ausgefallen. Jetzt in einen goldenen Rahmen eingefaßt, hatte er es in früher Morgenstunde dem Originale geschickt, und kam dann selbst, um zu hören, ob Börne noch Etwas daran auszusetzen habe.

Beide Männer — Börne noch im tiefsten Negligé, wie er gerade aus dem Bette aufgestanden war — standen vor dem Bilde und betrachteten es, der eine mit prüfenden Blicken, der andere mit jener Wohlgefälligkeit, welche Künstler gewöhnlich ihren Werken zu schenken pflegen, wenn sie erkennen, daß sie wohlgelungen sind. Börne sagte mit einem befriedigten Kopfnicken:

„Die Stellung, die Sie dem Bilde gegeben haben, ist gut, und daß Sie mich im warmen Schlafrocke gemalt haben, ist auch gut, aber warum haben Sie mir den Staatsmann*) in die Hand gegeben?"

„Ich mußte Ihnen doch Etwas hinein geben, und die Zeit ist vorüber, wo man es schön fand, Portraits mit einer Blume in der Hand, oder einem Papagei auf der Schulter zu malen."

---

*) Ein damals von Gelehrten und Diplomaten viel gelesenes Buch.

„Nun, wenn ich denn doch einmal Etwas in der Hand haben soll, so wäre mir ein Stück Zwetschenkuchen das Liebste gewesen.“

„Dann würden Sie sich allerdings durch Originalität ausgezeichnet haben, denn ich glaube nicht, daß das schon einmal dagewesen ist.“

Börne betrachtete abermals das Bild mit einem zufriedenen Lächeln von allen Seiten, dann sagte er:

„Ja, ja, es ist gut, Sie haben den Börne richtig aufgefaßt und gut wiedergegeben, nur haben Sie das Bild um eine Million weniger Fünf Karolin zu wohlfeil hingegeben.“

„Ei,“ lachte der Maler, „so würde selbst weiland König Crösus nicht bezahlt haben, und Sie gebieten nicht über dessen Schätze.“

„Sehen Sie,“ fuhr Börne fort zu scherzen, „ich nehme eine halbe Million für den Stoff und eine halbe Million für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So bescheiden war ich auch in meiner Jugend, aber das verliert sich, man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Doch vielleicht sind Sie begnadigter, als Andere, und lernen es nie.“

Er zog eine Schublade auf, nahm fünf Goldstücke, wickelte sie sorgfältig in Papier, drückte sie dem Maler mit großer Freundlichkeit in die Hand und sagte:

„Haben Sie Dank, mein Apelles! Wenn ich dereinst ein großer Mann sein werde, wird die Welt Ihr Werk anstaunen und sich fragen, wer mehr zu bewundern sei, — das Original des Bildes, oder der Schöpfer des Gemäldes — so werden wir Beide mit einander der Unsterblichkeit entgegen gehen.“

„Wohl uns, wenn wir ihren Tempel erreichen,“ sagte der Maler und verbeugte sich zum Abschiede, doch als er gehen wollte, rief Börne:

„Halt! noch einen Augenblick, ich habe Ihnen noch Etwas zu sagen ... hören Sie auf meine Weisheit. Malen Sie künftig nicht zu wohlfeil, denn Reichthum ist ein haltbarer Fels, Armuth eine schwache Sandbank des Lebens. Vor der letzteren kann uns eigene Kraft bewahren, vor der ersteren nur Gottes Gnade. Es ist ein Fluch im Gelde, danken Sie mir daher, daß ich Ihnen nur so mäßig geflucht habe.“

„Ich werde mir die Lehre hinter die Ohren schreiben,“ sprach der Maler und ging lachend davon, nachdem ihm Börne noch ein Mal freundlich zugenickt hatte.

Indessen hatte Heine Börne's Wohnung glücklich erfragt, und wurde in ein Zimmer gewiesen, in dem er es sehr behaglich fand, denn Börne verschwendete viel für Blumen, er liebte Teppiche, Vorhänge und eine bequeme Bedienung. Heine fand in dem Zimmer ein schmächtiges, sehr zufrieden aussehendes Männchen, das ein enganliegendes, gesticktes Camisölchen von grauer Wolle trug. Die frühere vornehme Unzufriedenheit, die stolze Verdüsterung, die Heine, da er ihn als Knabe einst in dem Lesezimmer der israelischen Freimaurerloge gesehen, an ihm bemerkt zu haben glaubte, war völlig verschwunden aus seinen Gesichtszügen; die schwarzen Haare lagen glattgekämmt an dem kleinen Kopfe an, die Wangen hatten einen Anflug von Röthe und die hellbraunen Augen glänzten sehr munter. Heine hatte Mühe, den Mann in ihm wieder zu erkennen, der ihm noch von früher her so lebhaft vor Augen schwebte; als er sich jedoch von dessen Identität überzeugt hatte, gab er sich zu erkennen und wurde sehr lebhaft aufgenommen.

„O, es freut mich sehr, daß Sie mich besuchen, mein lieber Heine, seien Sie mir herzlich willkommen,“ sagte Börne, drückte dem Besuchenden mit großer Wärme die Hand, und schon nach ein paar Minuten waren sie in dem vertraulichsten Gespräche

begriffen. Börne fragte nach Heine's Verlegern, dieser nannte ihm Cotta und Campe.

„Der Letztere," setzte er hinzu, „ist zwar ein wenig wunderlich, hat Dies und Das auszusetzen, aber er hat auch sehr gute Eigenschaften, besonders ist er sehr prompt im Bezahlen."

„Das ist freilich die löblichste Eigenschaft eines Verlegers," rief Börne, „und seine Wunderlichkeit habe ich auch bereits empfunden, da ich ihm etwas in Verlag gegeben, dennoch bin ich nicht abgeneigt, mich abermals an ihn zu wenden, da ich die Herausgabe meiner sämmtlichen Schriften beabsichtige."

„Da kann ich Sie versichern, daß Sie an Julius Campe keinen gewöhnlichen Buchhändler finden werden, der mit dem Edeln, Schönen, Großen nur Geschäfte macht, um Nutzen dabei zu finden, sondern daß er Das, was er für gut erkennt, oft unter den ungünstigsten Aussichten druckt und auch nicht selten sehr schlechte Geschäfte damit macht."

„Ei, das ist ja eine Perle unter den Verlegern, ich werde gewiß meinen Antrag an keinen Andern stellen. — Wissen Sie, daß Ihr Buch der Lieder mich manchmal bis zu Thränen gerührt hat."

„Und mir haben Ihre Theaterkritiken in der Waage das Zwerchfell auf die angenehmste Weise erschüttert."

„Ich habe dieser Tage auch den zweiten Band Ihrer Reisebilder gelesen, aber ..."

„Bitte, fahren Sie fort."

„Ich bin der Ansicht, daß Sie von Gott, welcher doch der Schöpfer des Himmels und der Erde ist und die Erde so weise regiert, mit zu wenig Ehrfurcht, dagegen von Napoleon, der doch nur ein sterblicher Despot gewesen, mit übertriebenem Respect gesprochen haben."

„Sind Sie kein Freund von Napoleon?"

„Wenigstens bin ich sein Feind nicht gewesen, so lange er den achtzehnten Brümaire nicht entwürdigt hatte — es hat

mich sogar verdrossen, daß die Fürsten sein Standbild so ungroßmüthig von der Vendomesäule herabgerissen haben, sie hätten" — setzte er mit einem bittern Seufzer hinzu — „sie hätten seine Bildsäule dort getrost können stehen lassen, sie hätten nur ein Placat mit der Inschrift: „Achtzehnter Brümaire" daran zu befestigen brauchen, so wäre ihm die Ehrensäule zu einer verdienten Schandsäule geworden. Wie schwärmte ich für diesen Mann bis zum achtzehnten Brümaire, ja, noch bis zum Frieden von Campo-Formio blieb ich ihm gut, als er aber die Stufen des Thrones erstieg, sank er immer tiefer im Werthe."

„Aha, Börne ist Deïst und Liberaler," dachte Heine; und er beschloß auf der Hut vor ihm zu sein.

„Ich habe ihn noch diesen Morgen bewundert," setzte Börne, auf ein aufgeschlagenes Buch deutend, hinzu, „als ich in Thiers' Revolutionsgeschichte die Anecdote las, wie Napoleon zu Udine bei einer Zusammenkunft mit Kobentzel, im Eifer des Gesprächs das Porzellan zerschlug, das Kobentzel meist von der Kaiserin Katharina erhalten hatte und das ihm gewiß sehr lieb war. Dieses zerschlagene Porzellan hat vielleicht den Frieden von Campo-Formio herbeigeführt."

Auf ein anderes Buch deutend, sagte Heine:

„Ich sehe, Sie haben hier auch das Werk von Wolfgang Mentzel, in dem er so entschieden gegen Goethe auftritt."

„Ja, er hat den stolzen Muth gehabt, dem stolzen Herrn in Weimar einmal die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, und hat wohl daran gethan. Mich hat der Respect immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszusprechen, aber der Mentzel, der hat Muth, der ist ein ehrlicher Mann und ein Gelehrter, den müssen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben. An dem Goethe ist gar nichts, er ist eine Memme, ein sehr serviler Schmeichler und ein Dilettant. — Sie gehen doch über Stuttgart?"

„Ja, ich beabsichtige dahin zu gehen, um Cotta zu sprechen."

„Da müssen Sie Mentzel besuchen, ich will Ihnen gleich eine Empfehlungskarte schreiben.“

Er schrieb mit eilfertigen Zügen die Karte, reichte sie Heine hin und sagte mit innerlichem Wohlbehagen:

„Der hat Muth wie kein Anderer, hat außerordentlich viel Courage; es will was heißen, den Goethe so mit offenem Visir anzugreifen. Der ist ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter. — Wie lange werden Sie hier bleiben?“

„Ich gedenke morgen meine Reise fortzusetzen.“

„Nein, das leide ich nicht,“ rief Börne eben so lebhaft als entschieden. „Sie müssen mir drei Tage schenken, hören Sie, drei Tage müssen Sie mir schenken — versprechen Sie mir das — geben Sie mir die Hand darauf.“

Heine wollte anfänglich nicht darauf eingehen, aber Börne drang mit so viel drolliger Herzlichkeit in ihn, daß er endlich auf dessen Wunsch einging.

„Nun denn, so wollen wir ausgehen; ich werde Ihnen die Stadt zeigen, werde Sie mit einigen Freunden und Freundinnen von mir bekannt machen, die werden sich freuen, Sie zu sehen.“

Ein starker Zug an der Klingel rief Börne's Bedienten herbei, der ihm beim Ankleiden behülflich sein mußte. Heine konnte bemerken, daß seine Kleidung von dem feinsten Tuche, seine Wäsche blendend weiß war, daß er ein geschmackvolles Muster an seiner Weste hatte, sehr saubere Handschuh trug und sich den Knoten seines Halstuchs nach der neuesten Mode binden ließ. Als er mit seiner Toilette fertig war, und der Bediente das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu Heine:

„So, nun habe ich den alten Adam aus- und einen neuen Menschen angezogen. Wie gefalle ich Ihnen?“

„Das sollte ein Mann nie einen andern Mann, sondern immer nur Damen fragen.“

„Sie haben Recht," sagte Börne gutmüthig, „auch dürfen Sie mich nicht für einen Gecken halten. Ich habe die Gewohnheit, diese Frage stets an meinen Conrad zu richten, um von ihm zu erfahren, ob nicht noch etwas an meinem Anzug fehlt."

„Und da haben Sie mir die Ehre angethan, mich für Ihren Bedienten anzusehen," sagte Heine mit scharfer Betonung.

„O, so müssen Sie es nicht nehmen," erwiderte Börne fast bittend — „zudem ist der Conrad so zu sagen ein Bruder im Apollo von uns, denn er macht Verse. Er war früher Auslaufer bei Doctor Pinthes, dem Redacteur der Casseler Zeitung, war bestimmt, die Literatur und die Kleider auszuklopfen."

„Ei, das ist ja ein wahres Genie! Und Sie sind zufrieden mit ihm?"

„Hm! ich habe oft gewünscht, er möchte weniger ästhetisch und dafür ein wenig flinker auf den Beinen sein, aber er hängt mit so grenzenloser Liebe an mir, daß ich ihm deswegen viel nachsehe. Doch lassen Sie uns gehen, wenn es Ihnen gefällig ist."

Er hatte unter dem Sprechen ein kurzes Mäntelchen umgehängt und einen weißen Hut mit einem breiten Kreppflor aufgesetzt, da er noch Trauer um seinen kürzlich verstorbenen Vater trug.

Sie gingen zuerst zu Doctor Stiebel, welcher Börne's Freund und Arzt war. Sehr erfreut, Heine kennen zu lernen, lud er die Herren auf den Abend zum Nachtessen ein, und ließ nicht ab, bis sie die Einladung annahmen.

Sie fanden einen Frankfurter Kaufmann bei ihm, der sich kürzlich hatte adeln lassen. Dieser richtete mehrmals das Wort an Börne, der statt zu antworten, nur Etwas in den Bart brummte, das Niemand zu verstehen vermochte. Als sich der neugebackene Baron endlich entfernte, sah ihm Börne, statt seinen Gruß zu erwidern, mit indignirten Blicken nach.

„Pfui Teufel!“ rief er, „weiß dieser Mensch sein erwuchertes Geld nicht besser anzuwenden, als sich den Adel dafür zu kaufen?“

„Nu, was ist dabei Uebeles?“ beschwichtigte Doctor Stiebel. „Ein jeder Narr kauft sich die Kappe, die ihm gefällt, das steht ihm frei und ist sein Recht, das ihm Keiner wehren kann, und wer weiß, Börne,“ setzte er neckend hinzu, „ob Sie nicht auch noch einen Orden im Knopfloch tragen werden.“

„Nimmermehr!“ rief zornvoll der kleine Mann. „Wie man sich adeln lassen oder einen Orden tragen kann, das ist mir unbegreiflich. Ich wollte lieber eine Livrée tragen und hinten auf die Kutsche springen, als solch' ein Hundszeichen auf meiner freien Männerbrust bambeln haben.“

„Und doch trachten so Viele nach der Auszeichnung eines Ordens,“ bemerkte Heine.

„Ja, die Fürsten geben Orden,“ versetzte Börne noch immer im Zorneseifer, „aber gewöhnlich haben Diejenigen, die sie empfangen, nichts Gutes dafür geleistet — doch lassen Sie uns gehen, lieber Heine — und Sie, Stiebel, lassen Sie Ihr Haus durchräuchern, damit der hochadelige Dunst daraus verschwunden ist, wenn wir heute Abend zum Essen kommen.“

Börne entfernte sich mit seinem Begleiter und brachte ihn, nachdem sie noch mehre Besuche gemacht hatten, zu seiner Freundin, Madame Wohl, einer jungen, anmuthigen Frau, die sie unter duftenden Blumen und von einer Menge Singvögel aller Art umgeben, fanden, die einen betäubenden Lärmen machten, wozu denn auch noch die grölzende Stimme eines Papagei's kam, der beständig rief: „Madame Wohl, brav sein, brav sein! Zucker haben, Madame Wohl, Zucker, Zucker!“

Madame Wohl legte ein Buch aus der Hand, als sie sich

zur Begrüßung ihrer Gäste von dem kleinen Sopha erhob, worauf sie saß. Börne stellte Heine vor, den die Dame mit einigen schmeichelhaften Worten bewillkommnete, denn mit allen Erscheinungen der neueren Literatur bekannt, waren ihr auch seine Werke nicht fremd geblieben, und bald war sie in ein anziehendes Gespräch mit ihm vertieft.

Börne hörte mit Wohlgefallen die geistvollen Aeußerungen seiner Freundin an, gab hie und da ein Wort dazu und streckte endlich die Hand mechanisch nach dem Buche aus, in dem sie gelesen hatte. Er rümpfte die Nase, als er sah, daß es Goethe's Wilhelm Meister war.

„Wilhelm Meister!" rief er — „schlechte Lectüre für eine Dame von gebildetem Geschmack. Ich sehe, daß Sie eben an der Scene mit den Schauspielern sind. Gefällt Ihnen die?"

„Ja, sie gefällt mir, weil sie einfach und wahr ist," antwortete Madame Wohl.

Da rief Börne aufwallend aus:

„Mich empört es, wie Goethe diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn! welche Geringschätzung! welche Verachtung!"

„Aber bemerken Sie, wie treffend er die vornehmen Leute geschildert hat," warf ihm die Dame ein.

„Ja, er hat eiskalte, vornehme Leute hingestellt. Das ist eben der Goethe, der keine Herzenswärme kennt. So ist auch im Tasso seine Sprache kalt."

„O, seine Schilderungen sind doch naturgetreu."

„Was schildert er denn?" fiel ihr Börne heftig in das Wort — „seine Welt, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist dahinter! Und immer räumt er der Unsittlichkeit den Sieg ein . . . und wie läßt er im Faust den Teufel mit Gott sprechen! Ich sage, der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet."

„Nun, das hat er wohl im Werther gethan."

„Ja, in seinem Werther, da ist er Mensch; man sieht, daß er damals noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des alten Harfners haben mich immer tief bewegt, ebenso Mignon und seine italienischen Dichtungen."

„Goethe," ließ sich nun Heine vernehmen, der diesem Gespräch bisher schweigend zugehört hatte. „Goethe hätte eigentich von deutschem Standpunct aus, ein episches Gedicht auf Napoleon machen müssen, das müßte etwas Außerordentliches geworden sein."

„Bleibt mir weg mit Euerm Napoleon," rief Börne, „der schwächste, erbärmlichste Fürst ist mir lieber, als er."

„Und doch kann Niemand seine Größe, seine Stärke leugnen," behauptete Heine.

„Ja, er war stark genug, den Despotismus zu gründen. Wäre er nach Amerika gegangen, hätte er viel erobert; er war aber nicht geschaffen, freie Staaten zu regieren, sein Wille war zu stark — doch ist's freilich unvernünftig zu sagen, er hätte anders handeln sollen — man kann nicht doppelt sein."

„Und was er gegen die Völker gesündigt, hat er abgebüßt in dem Martyrium, das ihn Hudson-Lowe auf Sanct-Helena erleiden ließ," sprach Madame Wohl dazwischen.

„Nun, der ist auch nicht halb so schwarz, als man ihn gemacht hat," entgegnete Börne. „Die Engländer sind hart gegen Gefangene, weil sie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen. Wer die Macht hat, mißbraucht sie, die Macht verblendet, der Mensch ist nun einmal so, deswegen müssen Gesetze sein, und Hofleute sind wie Hunde, sie müssen nun einmal einen Herrn haben, so schmeicheln sie jeder Macht. — Was Sie aber da sagten, Heine, wegen eines epischen Gedichtes, das Goethe vom deutschen Standtpunct aus hätte machen sollen, das ging nicht, Liebster, denn seit der alte Herr den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, ist er ein zu großer Anhänger Napoleon's geworden, um noch ein vollkommener Deutscher sein zu können."

„Ich möchte eigentlich genau wissen, welche Nation von allen die größte ist,“ warf Madame Wohl hin.

„Können Sie denn nur im Zweifel sein, Madame Wohl?“ rief Börne mit einer gewissen Entrüstung — „die Deutschen bilden die erste Nation und ihre Schriftsteller sind die tiefsten.“

„Aber Frankreich hat so viele große Männer hervorgebracht.“

„Lassen Sie die Deutschen nur einen Tag frei sein, dann werden über Nacht die großen Männer aus dem Boden wachsen. — Leider machen unsere politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, zu deren Sclaven.“

Es kamen jetzt Damen zum Besuch, worauf das Gespräch eine andere Wendung nahm. Die Herren empfahlen sich bald darauf. Kaum waren sie auf der Straße, als Börne mit wärmerem Interesse fragte: „Wie gefällt Ihnen Madame Wohl?“

„Sehr gut, sie ist schön, interessant und geistreich und,“ setzte er aushorchend hinzu, „sie scheint Ihnen sehr gefährlich zu sein.“

„Wie meinen Sie Das?“

„Sie lieben diese Frau.“

Ueberrascht sah Börne ihn an.

„Woraus schließen Sie Das?“

„Ich behaupte noch mehr; Sie werden von der fürchterlichsten Eifersucht gequält; Sie betrachten jeden Blick dieser Frau durch die gelbe Lupe des Mißtrauens.“

„Nun ja, Sie haben recht gesehen, ich läugne nicht, daß Madame Wohl meinem Herzen sehr nahe steht,“ erwiderte Börne, und rieb sich mit einem vergnügten Lächeln die feinbehandschuhten Hände. „Vor etwa zehn Jahren lernte ich in dem Hause der Schwiegermutter meines Freundes Stiebel, Madame Wohl kennen, die damals eben als noch ganz junge Frau

aus einem ehelichen Verhältniß geschieden war, das weder ihrer Neigung, noch ihren höheren geistigen Verhältnissen zugesagt hatte. Sie ward dadurch für mich, der ich ein Mann von Phantasie bin, höchst interessant."

„Das läßt sich um so mehr denken, da sie auch höchst reizend ist," rief Heine.

„Finden Sie Das wirklich? ist sie reizend?" rief der in seiner Herzenwahl sich geschmeichelt fühlende Börne mit einem seligen Lächeln. „O, Sie glauben nicht, was diese Frau durch lange gemüthliche Gewöhnung, durch sittlich reine Freundschaft mir geworden ist."

Heine, der an kein sittliches Zusammenleben der beiden Geschlechter glauben mochte, verzog den Mund zu einem satyrischen Lächeln, während Börne arglos fortfuhr:

„Ich verkehre täglich in der Familie, man ermuntert mich, ich genieße einen geistig anregenden Umgang. Madame Wohl schürt meinen Ehrgeiz an, ermuntert meinen Schaffungstrieb, ich treffe auf Reisen mit ihr zusammen, wohne in ihrer Nähe, wir haben sogar schon öfters unsere Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Casse vermischt, und wenn ich krank bin, entbehre ich keinerlei liebevoller Handreichungen."

Dieses aufrichtige Geständniß bestärkte Heine noch mehr in seiner vorgefaßten Meinung. — „Sie sind zu beneiden um eine solche Freundin!" — Diese Worte schob er mit spöttischer Miene in den begeisterten Redestrom des aufgeregten Mannes, um nur etwas zu sagen.

„Ja, das bin ich," sagte Börne mit Ueberzeugung, „bei Madame Wohl habe ich eine Familie, eine Heimath" — dann plötzlich, wie aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen aufseufzend, setzte er hinzu: „In späteren Jahren ist eine solche Leidenschaft noch weit gefährlicher, als in früheren."

„Man muß die Vernunft zu Hülfe rufen," rieth Heine.

„Ach! die Vernunft ist eine Canaille, die nicht selten zur

Bundesgenossin des Feindes wird, dem sie alle ihre Logik leiht. Sie hält sich immer zur Partei des Stärkeren, und verläßt sie wieder, sobald die Force derselben durch die Gewalt der Zeit gebrochen wird. Dann verhöhnt sie die Gefühle, die sie kurz vorher noch so eifrig vertheidigte. Ich sage Ihnen, lieber Freund, mißtrauen Sie in der Leidenschaft immer der Sprache der Vernunft, und ist die Leidenschaft erloschen, so mißtrauen Sie ihr ebenfalls und seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz."

Während er so sprach, lief er im gemüthlichen Hundetrab an Heine's Seite, welcher sagte:

„Ich begreife nicht, warum Sie sich mit Madame Wohl nicht enger verbinden?"

„Ach! wenn ich Das könnte, wäre ich der glücklichste Mensch von der Welt," seufzte Börne aus tiefster Brust — „ein Abgrund trennt uns — ich bin leider getauft, und Madame Wohl ist durch eine strenggläubige Mutter verhindert, sich taufen zu lassen."

„Also auch Sie sind getauft!" rief Heine einigermaßen erstaunt.

„Ja, ich glaubte dadurch glücklicher zu werden; und ist es dem Menschen denn zu verargen, wenn er dem Glück ein Opfer bluten läßt? Freilich kann die heilige Taufe des Christenthums uns Juden nur als leere Formel gelten, weil wir niemals aus Ueberzeugung die Religion wechseln, und nichts ist natürlicher, weil der Jude, selbst der, welcher nicht dem alten orthodoxen Glauben zugethan, dennoch die Hauptgrundsätze der Gesetzgebung Moses' in jeder anderen Religion wiederfindet, und daher die jüdische als Basis betrachtet. — Nicht wahr, auch Sie sind ein Christ geworden?"

Heine bejahte die Frage.

„Sie mußten es thun," sagte Börne, „mußten es thun, wie ich und so viele Andere. Macht man uns nicht den Reli-

gionswechsel zur Bedingung eines besseren Lebens? — aber die Religion ist die Folterbank, auf der in allen Staaten der Israelit in Fesseln geschmiedet, oder nach Wahl, leerer Formels-Wahl, frei gelassen wird."

Heine konnte dieser Aeußerung nicht widersprechen.

In der Frankfurter Judengasse.

Ablenkend von dem in dem vorigen Kapitel erwähnten Gespräche erkundigte sich Heine, was Börne eben schreibe.

„Nichts schreibe ich," erwiderte dieser mit schriller Stimme, „ich bin eben zu gesund, um schreiben zu können, und mit der zunehmenden Gesundheit verschwinden meine geistigen Fähigkeiten — mein Arzt, Stiebel, bei dem wir vorhin waren — Gott verdamme ihn — hat mich bis zur Dummheit curirt."

Sie waren unter diesen Worten in die Judengasse gekommen, da blieb Börne plötzlich stehen und sagte seufzend:

„Betrachten Sie diese Gasse und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter, das verrückte Poeten und Historiker preisen. Die Menschen sind todt, die hier gelebt und gelitten haben, aber wo die todten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine."

Sie standen eben vor einem hohen Giebelhause, dessen schwarze Mauern grell abstachen, da unter den Fenstern eine Reihe kreideweiser Talglichter aufgehangen war; der Eingang war zur Hälfte mit rostigen Eisenstangen vergittert, im Innern schien die Feuchtigkeit von den Wänden herab zu rieseln, und ein sonderbar näselnder Gesang von einer gebrochenen Mannesstimme tönte daraus hervor. Bald waren es sanfte Klagelaute, bald schwollen die Töne bis zum entsetzlichsten Zorn an.

„Was ist das für ein Gesang?“ fragte Heine seinen Begleiter.

„Es ist ein gutes Lied,“ antwortete Börne mit einem mürrischen Lachen, „Sie kennen es vielleicht in der deutschen Uebersetzung: „Wir saßen an den Flüssen Babel's, unsere Harfen hingen an den Trauerweiden,“ und so weiter — ein wahres Prachtgedicht.“

„Aber wer ist der Mann, der es singt.“

„Es ist der alte Rabbi Chayim, und er singt es sehr gut mit seiner zitterigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag sänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit soviel Ausdruck und so viel Gefühl, denn der alte Mann haßt noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jerusalem's durch Nebukadnezar.“

Sie gingen weiter, bis Börne plötzlich wieder stehen blieb, und auf ein unscheinbares Haus deutend, das, wenn man von der Bornheimer Straße kommend die Judengasse betritt, links in der Mitte steht, mit Nummer 18 bezeichnet ist und zwei große Thüren hat, die durch einen breiten Pfosten getrennt sind, sagte er:

„Das ist mein väterliche Haus, da bin ich geboren. Dort rechts muß sich die von mir eingehauene Jahreszahl 1794 befinden, sehen Sie doch gefälligst nach, ob die Inschrift noch leserlich ist und ob auch ein Monattag dabei steht. Es knüpft sich eine Jugenderinnerung daran.“

Heine sah nach. Die Jahreszahl fand sich vor, der Monattag war verwischt. Börne lächelte wehmüthig.

„Hören Sie, Doctor Börne,“ sagte Heine, „möchten Sie mir nicht einen kurzen Ueberblick über Ihre Jugendjahre geben; mich interessirt es immer, aus den in der Kindheit empfangenen Eindrücken zu sehen, wie der Mann sich herangebildet hat und zu Dem geworden, was er ist.“

„Ich will Ihnen zu Willen sein,“ sagte Börne nach einem

kurzen Bedenken, indem er wie eingewurzelt vor seinem väterlichen Hause stehen blieb, und während er sprach, einen Knopf an Heine's Rock herumzudrehen begann. „Mein Großvater war Finanz-Agent am ehemalig churfürstlich cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Bei einer Vacanz des churfürstlichen Stuhls war er sehr thätig für einen österreichischen Erzherzog, er wandte ihm viele Stimmen des Capitels zu. Maria Theresia sagte ihm in einer Audienz, die er bei seiner Anwesenheit in Wien hatte, daß sie ihm dauernd verpflichtet sei, und versprach, daß er und seine Nachkommen zu allen Zeiten in ihren Staaten jeden Vorschub zu ihren Unternehmungen finden sollten. — Mein Vater ließ sich als Kaufmann in Frankfurt nieder. Wir besuchten den Großvater einst, als ich noch ein kleiner schüchterner Knabe war. Meine Geschwister neckten mich wegen meiner Schweigsamkeit, der Großvater aber sagte: „Laßt mir den Jungen gehen, das giebt noch einmal einen großen Mann." Bis jetzt lieber Heine, ist seine Prophezeihung noch nicht in Erfüllung gegangen."

„Die Zukunft steht Ihnen ja noch offen, und es hängt nur von Ihnen ab, der Unsterblichkeit entgegen zu wandeln," sagte Heine mit leise durchklingendem Spott. „Doch bitte, erzählen Sie weiter."

„Als ich sieben Jahre alt war," nahm Börne harmlos wieder das Wort, „nahm mein Vater einen jungen Pädagogen, Namens Jacob Sachs an, dem er die Erziehung seiner drei Söhne übertrug. Dieser junge Mann war von den Ideen Mendelssohn's und Friedländer's fortgerissen und mit tiefem Unmuth nahm er die Weisung auf, seine Erziehung lediglich auf das Jüdischherkömmliche zu beschränken und gewissenhaft auf die Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Noch schwüler wurde es ihm um das Herz, als er zum ersten Mal seine Zöglinge sah. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter, ein dritter stand fremd und eingeschüchtert abseits. „Ist das ein

angenommenes Kind?" fragte er. Meine Mutter lachte und erwiderte: „Es ist mein zweiter Sohn Löb." — Aber meine Mutter liebte mich nicht sehr, denn ich war unansehnlicher als die Brüder, und ein Flecken, den ich auf dem einen Auge habe, gab meinem Blick etwas Unsicheres.

„Aber nicht nur meine Mutter, sondern auch die alte Magd Ellen, die der streng waltende Hausgeist war, mochte mich nicht leiden, weil ihr die Brüder oftmals verriethen, daß ich mir am Sabbath die Kleider ausgebürstet, oder daß meine Begierde mich verleitet hatte, von einer verbotenen Speise zu essen, oder daß ich gar an einem Fasttage genascht hatte. Die Alte machte mir das Leben recht sauer. Gab es eine Näscherei, so wurde sie in ungleiche Theile zerlegt, und ich bekam den kleinsten. Kam irgend eine Ungebürlichkeit im Hause vor, so mußte ich sie veranlaßt haben und ward dafür durchgeprügelt. Dieses Weibsbild verfolgte mich mit einer Abneigung, die sich mehr und mehr auch der Mutter mitgetheilt haben würde, wenn nicht der Lehrer dazwischen getreten wäre."

„Aber mein Gott," rief Heine, „waren Sie denn so geduldig, daß Sie sich nicht dafür zu rächen suchten."

„O ja, ich rächte mich, aber nur durch beißenden Witz, der die Andern lachen machte. Ellen gab mir den Spitznamen Katew, welches, wie sie wissen werden, Witzbold bedeutet und mit dem ich lange Zeit im Hause gerufen wurde. Einmal sagte Ellen: „Wirst Du Rabbi werden, so läßt sich die ganze Kille taufen." — „Dann," erwiderte ich, „dann bleibe ich der einzige Jude und verderbe Deinen beiden Söhnen den Handel." — „Löb," schrie sie, „Löb, Du kommst doch ganz sicher in die Hölle." — „Das sollte mir leid thun," gab ich zur Antwort, denn alsdann hätte ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor Dir.

„Das, lieber Heine, war meine Stellung im älterlichen Hause, die gewiß nicht beneidenswerth war. Indessen erwachte

mit den Jahren auch der Verstand und ich fing an, beständig über die Zurücksetzung meiner Glaubensgenossen zu grübeln, und als ich darüber einst mit dem Lehrer sprach, sagte er: „Siehst Du denn nicht, daß auch die Katholiken in Frankfurt zurückgesetzt sind und nicht gleiche Rechte mit den Protestanten genießen."

„Das ist sonderbar, da ja der Kaiser selbst katholisch ist," gab ich zur Antwort. „Erst kürzlich haben sie ihn hier mit großer Pracht gekrönt, wenn er aber hier bleiben und sich ansässig machen wollte, so könnte er ja nicht einmal Nachtwächter werden."

Der Lehrer mußte seufzend zugestehen, daß wir immer die Sclaven der Christen, früher der Römer gewesen sind, und ich konnte nicht begreifen, warum man uns unsere angeborenen Menschenrechte so verkürzte. Wenn es noch so kothig war, mußten wir auf den Fahrweg, durften den Fußweg nicht betreten. Waren öffentliche Lustbarkeiten vor den Thoren, so durfte kein Jude hindurch. Als Blanchard einmal in einem Luftballon in die Höhe stieg, durften die Juden den Segler der Lüfte nur aus ihrer Gasse verfolgen. Wurden durchreisenden Fürstlichkeiten zu Ehren Feste gegeben, so sperrte man die Juden in ihre Gasse ein; wenn es dennoch einer wagte, sich in den Straßen sehen zu lassen, so fing man ihn auf und brachte ihn auf die Hauptwache. Es war ihnen untersagt, die meisten Gasthäuser zu betreten, weder auf dem Römerberg noch in den Alleen durfte sich ein Jude sehen lassen. Jeden Sonntagnachmittag um vier Uhr wurde die Judengasse zugeschlossen und nur Solche wurden aus- und eingelassen, die einen Brief auf die Post oder ein Recept in die Apotheke zu tragen hatten. Das waren lauter Dinge, die mich schon in meinen Knabenjahren entsetzlich wurmten."

„Die Uebelstände, die noch aus einer früheren, uncivilisirten Zeit herührten, sind ja jetzt meistentheils abgeschafft," bemerkte Heine, „die Juden dürfen jetzt Menschen unter Menschen sein."

„Das heißt, bis auf einen gewissen Punct!" eiferte Börne. „Hier in Frankfurt möchten die Christen noch immer sagen: „Mach Mores, Jude!" nur vierzehn jüdische Paare dürfen sich jährlich verheirathen, im Casino wird kein Jude aufgenommen, keine Judendame, mag sie sich auch durch die höchste Bildung auszeichnen, hat Zutritt in den Gesellschaften der stolzen Patriziergeschlechter, nur können sie sie zu ihrem Leidwesen, nicht aus dem Theater und den Concerten verbannen. Auch die Freimaurerlogen schließen sich gegenseitig einander aus, um nur für sich auf christliche oder auf jüdische Weise zu mauern. Freilich, die Gesandten machen eine Ausnahme, die laden auch Juden in ihre Gesellschaften, aber warum? ... aus klingenden Gründen."

„Darum wurde der Rothschild sogar zum Baron gemacht," lachte Heine.

„Ach was, der Rothschild ist mir auch so Einer, der den Katzenbuckel macht und sich krümmt und windet, um einen Orden mehr zu erhalten. Ich hätte nichts dagegen, wenn sich die Rothschilde alle taufen ließen, denn ich will es Ihnen offen gestehen, daß die politische Stellung, welche die vorzugsweise jüdische Börse in Europa einnimmt, mir grausenderregend ist; mir schaudert vor diesem Geiste der Anleihen und der Papierspeculationen, wo mit den Thränen und dem Blute der Völker die Course der Staatseffecten notirt werden. Sehen Sie, Herr Heine, ich habe Mitleid mit dem armen jüdischen Manne, der mit einem Sacke auf dem Rücken, durch die Straßen läuft und nach den Fenstern der Häuser: „Nix zu handeln!" ruft — aber der Vorschub, den die reiche Judenschaft den Tyrannen leistet, ist mir widerlich und gräßlich, und was hat die Nation davon, wenn jetzt ein Judenmädchen auf dem Balle eines Gesandten tanzen darf, so lange nicht eine Verschmelzung, eine völlige Germanisirung des Judenthums stattfindet."

Bei diesen Worten drehte er so gewaltig an Heine's Rockknopfe, daß ihm dieser in der Hand blieb.

„O, was habe ich Ungeschickter da gemacht," rief er mit einiger Verlegenheit. „Zum Glück kann Conrad meine Verlegenheit wieder gut machen, er versteht sich ein Wenig auf's Schneidern und soll Ihnen den Knopf wieder annähen, sobald wir nach Hause kommen."

Indessen die Beiden so eifrig mit Sprechen und Zuhören beschäftigt waren, hatten sich die Fenster der benachbarten Häuser mit neugierigen Männer- und Frauenköpfen garnirt, die einander fragten, was der Löb vom Baruch selig dem Fremden wohl so Wichtiges zu erzählen haben könnte. — Inzwischen sagte Heine:

„Ueber die politische und sociale Stellung der Juden sind wir ganz von unserm eigentlichen Zwecke, der Mittheilung Ihrer Jugendgeschichte abgekommen ... lassen Sie uns den abgebrochenen Faden wieder anknüpfen."

„Da Sie es so wünschen," hob Börne wieder an, „so will ich Ihnen sagen, daß ich in die Jahre kam, in welchen man sich für einen Lebensberuf entscheiden muß. Die Frankfurter Juden hatten von dem Fürsten Primas seit Kurzem das Recht erhalten, sich für eine bedeutende Steuer frei zu kaufen, und somit eröffnete sich den studirenden Söhnen der Juden die Aussicht auf eine andere, als nur medicinische Wirksamkeit, welches mich bewog, nachdem ich drei Jahre lang in Halle unter Reil, dem Begründer einer neuen Fieberlehre, Medicin studirt hatte, umzusatteln, und in Heidelberg und Gießen mich der Cameralistik zu widmen. So erhielt ich denn 1811 hier in meiner Vaterstadt eine Anstellung im Polizeifache. Der Polizeicommissair von der Tann wußte meine Fähigkeiten zu würdigen, er vertraute mir fast ausschließlich die schwierigsten Arbeiten an, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Anderen Ehre und Geld einbrachten. —

Nachdem die Franzosen aus Deutschland vertrieben worden, wurde denn auch in Frankfurt wieder die alte freireichsstädtische Verfassung aus der Rumpelkammer hervorgesucht, die Anstellung der Juden hob sich von selbst auf, ich wurde mit vierhundert Gulden pensionirt. Zwar reiste mein Vater mit J. Gumprecht und G. G. Uffenheim, als Botschafter der Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß, um ihre wohlerworbenen Bürgerrechte gegen die Eingriffe der Restauration zu schützen, aber sie bewirkten nicht viel, und ein Geschenk von achttausend Gulden, das meinem Vater die Gemeinde für seine Mühe anbot, wies er zurück. — Nun reifte der Entschluß in mir, mich taufen zu lassen und als Schriftsteller aufzutreten, und im Jahre 1818 trat ich denn auch wirklich zum Christenthume und zwar zur lutherischen Confession über. Pfarrer Bertuch in Rödelheim leitete die geistliche Handlung, und sein Sohn, welcher Handlungsbeflissner war, war mein Pathe; von ihm nahm ich den Namen Karl an, und auch den Namen Baruch vertauschte ich gegen Börne. Ich war dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren längst völlig fremd geworden, und doch muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß mich seitdem schon mehr als einmal das Geld gereut, das mich meine Taufe gekostet hat."

„Dasselbe kann ich nicht von mir sagen," sprach Heine, „ich bin im Gegentheile herzlich froh, das Judenthum für immer abgeschüttelt zu haben."

„Warten Sie nur, Sie werden auch noch zur Erkenntniß kommen," behauptete Börne. „Doch ich fahre fort. Ich gab nun „die Waage" heraus, später auch die „Zeitschwingen," doch gingen die Letzteren bald wieder ein, während die Erstere fortbestand. Im März 1820 wurde ich auf Ansuchen der großherzoglich hessischen Regierung gefänglich eingezogen; man überfiel mich eines Morgens in meiner Wohnung und nöthigte mich, meine Papiere zusammenzupacken, wozu ich selbst noch einen

Geldsack und Bindfaden hergab, dann wurde ich auf die Hauptwache gebracht. Da meine Familie fürchtete, daß ich als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen sei, so verbrannte sie eilig einen ganzen Koffer voll alter Scripturen, wodurch mir vieles Werthvolle verloren ging."

„Das ist sehr zu beklagen," sagte Heine, „aber wessen waren Sie denn eigentlich beschuldigt?"

„Man beschuldigte mich, aufrührische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel auf heimlichen Wegen im Schloßgarten zu Darmstadt und an sonstigen Orten unbemerkt ausgestreut hatte. Sie können sich denken, daß ich bei dieser Anschuldigung gleichsam aus den Wolken fiel."

„Mußten Sie lange sitzen?"

„Nein. Schon nach vierzehn Tagen kam meine Unschuld an den Tag und man mußte mich frei geben. Aber ich war sehr streng gehalten worden — man nahm mir jedes schneidende Instrument, man glaubte von mir den Zusammenhang des europäischen Carbonarismus erfahren zu können. Die Tochter eines Hauses, in dem ich gern verweilte, Röschen Oppenheim, ging mir zu Gefallen des Tags zehnmal an der Hauptwache vorbei, und als sie einmal so glücklich war, mich am Fenster des Gefängnisses zu erblicken und mir freundlich zunickte, wurde ihr von der Schildwache bedeutet, dergleichen unterwegs zu lassen. — Als ich zur Mahlzeit weder Gabel noch Messer bekam, sagte ich zu dem Wärter: Sagen Sie einen Empfehl an den Herrn Bürgermeister, er solle mir künftig das Fleisch kleiner schneiden lassen."

„Und als Sie frei kamen?"

„Beschäftigte ich mich nach wie vor mit Literatur, machte zuweilen eine Reise, war auch einmal mit Madame Wohl in Paris — das war und ist mein Leben bis auf den heutigen Tag. Doch lassen Sie uns aufbrechen, es ist schon spät."

Von den gaffenden Bewohnern angestaunt, verließen sie

die Judengasse. Auf ihrem Wege kamen sie auch an einem Hause vorbei, auf welches Börne deutend, mit wegwerfender Miene sagte: „Hier haust der Bundestag.“

Heine sah sich das Haus an, vor welchem eine Schildwache ihr Mittagsschläfchen in aufrechter Stellung hielt. Er bemerkte, daß an den Fließen der Fenster Schwalben ihre Nester angebaut hatten.

„Nach der Behauptung meiner Großmutter, die sehr abergläubig war,“ warf er hin, „bringen die Schwalben Glück — der Bundestag wird prosperiren.“

Börne ließ nun in der bittersten Fülle Schmähungen über den von ihm gehaßten Bundestag los, und hörte nicht auf damit, bis sie am Ausgange der Saalgasse einem Rudel Buben begegneten, die mit ihren Büchern unter dem Arme eben aus der Schule kamen.

„Sehen Sie,“ sagte er, „vor diesen Buben habe ich mehr Respect, als vor ihren Vätern, denn die Zukunft gehört ihnen. Der dort mit der hohen Stirn ist gewiß begeistert für Hannibal und wünscht dem bösen Rom Haß und Untergang. — Dort der pfiffig aussehende Kleine möchte vielleicht den Mithridates einst nachahmen — aber wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arsenik, sondern auch einschläferndes Opium, und sogar das schleichende Aqua Toffana der Verläumdung. — Den mit den langen Beinen juckt es vielleicht, ein Catilina zu werden. Dort der kränkliche Bub' möchte gewiß lieber die Stelle des Brutus spielen. Ich habe Respect vor diesen Kleinen, die sich den ganzen Tag für die hochherzigen Geschichten der Menschheit interessiren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Interesse fühlen und an Kaffeebohnen, Cochenille und Manufacturwaaren denken. Ich hätte Lust, dem kleinen Brutus dort, der keinen Cäsar finden wird, eine Düte mit Zuckerkringeln zu kaufen.“

Da sie in diesem Augenblick den Römerberg erreichten, so wollte Börne seinen Begleiter in die Kaiserburg führen, um die goldene Bulle zu betrachten, aber Heine lehnte den Vorschlag ab, da er sie bereits gesehen hatte.

„Ich habe sie noch nie gesehen," sagte Börne. „Als Knabe machte ich mir die wunderlichsten Vorstellungen davon — ich hielt sie für eine Kuh mit goldenen Hörnern, bis ich später erfuhr, daß sie nur eine alte Haut sei, worauf geschrieben steht, wie sich Kaiser und Reich gegenseitig verkauften. — Nun will ich auch sterben, ohne sie gesehen zu haben."

Sie gingen nun in den römischen Kaiser, wo sie zu Mittag aßen, den Nachmittag verbrachten sie im Museum, Abends sahen sie im Theater den ersten Act eines Töpfer'schen Lustspiels, dann kam die Zeit heran, sich zu Doctor Stiebel zu begeben, der sie zum Nachtessen erwartete.

Ihr Weg führte sie wieder durch die Judengasse, die auf das Heiterste illuminirt war.

„Was hat Das zu bedeuten?" fragte Heine. Börne beeilte sich, zu erwidern:

„Die Kinder Israel's feiern an diesem Abend ihr Lampenfest, das einst gestiftet wurde zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Maccabäer so heldenmüthig über den König von Syrien erfochten haben. Es ist gleichsam der achtzehnte October der Juden, nur daß dieser maccabäische achtzehnte October bereits mehr als zwei Jahrtausende alt ist und noch immer gefeiert wird, statt daß der Leipziger achtzehnte October noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergessenheit gerathen ist."

„Die jetzige Generation hat eben wenig Sinn mehr für dergleichen Erinnerungsfeste."

„Freilich, freilich," rief Börne, „aber die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in diesem kleinen

Hause wohnt die alte Frau, die Lätitia, die so viele Finanz-Bonaparte geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne, noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will, und heute wegen des großen Freudenfestes, ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Und ich wette, es sind ihr Thränen in die alten Augen getreten, als sie sich mit wehmüthiger Wonne der Zeit erinnerte, wo der selige Mayer Amschel Rothschild, ihr theurer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, ihre Söhne noch kleine Bübchen waren, die kleine Lämpchen auf den Boden pflanzten und in kindischer Lust darüber hin und her sprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel."

„Sie haben wohl den alten Rothschild persönlich gekannt?" fragte Heine.

„Ja," erwiderte Börne, „der Stammvater der regierenden Dynastie war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Er hatte ein mildthätiges Gesicht mit einem schwarzen Bart, auf dem Kopfe trug er einen dreieckigen Hut, und die Kleidung war mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt umher, und beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder ihnen guten Rath gab. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, der eben aus der Synagoge kam. Nachdem er mit meinem Vater gesprochen, richtete er auch einige liebreiche Worte an mich und legte mir endlich die Hand auf den Kopf, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschild'schen Segen verdanke ich es, daß späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Tasche völlig ausging."

„Und dennoch will man behaupten, daß Sie die Rothschilde haßten."

„Ja," rief Börne, „ja, ich hasse sie auch, weil sie so unverschämt reich sind, daß viele Tausende mit einem Theil dieses Reichthums glücklich werden könnten; aber trotz aller Mühe ist es mir nicht möglich, sie verächtlich oder gar lächerlich zu finden. Auch haben diese Leute das sicherste Mittel angewendet, um jedem Ridicül zu entgehen, dem so manche andere baronisirte Millionairfamilien des alten Testaments verfallen sind, sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt an der Tagesordnung der reichen Juden und das Evangelium, das den Armen Judäa's vergebens gepredigt wurde, ist jetzt in floribus bei den Reichen. — Glauben Sie, Heine, daß durch die Taufe die innere Natur des Menschen ganz verändert werden kann?"

„Nein, ich glaube es nicht."

„Ich auch nicht."

Sie hatten jetzt das Haus des Doctors Stiebel erreicht.

„Der Stiebel beharrt noch treulich bei den jüdischen Gebräuchen," sagte Börne, während sie die Treppe hinaufstiegen, „der wird uns sicher die berühmte Schaletspeise*) vorsetzen."

So wie sie oben ankamen und die Thür öffneten, prallten sie überrascht fast wieder zurück, denn sechs weißgekleidete Kinder streuten Blumen vor Heine aus, dann ertönte unter Pianofortebegleitung, die Madame Wohl executirte, ein von jugendlichen Stimmen gesungenes, auf den Dichter angepaßtes Loblied, an dessen Schluß ein junges Mädchen ihm unter artigen Worten einen Lorbeerkranz überreichte.

Heine war ergriffen, er wußte nicht, was er sagen sollte, und als er erfuhr, daß Madame Wohl ihm zu Ehren diesen artigen Empfang improvisirt hatte, vermochte er nur mit stummem Dank ihre Hand an seine Brust und an seine Lippen zu drücken.

---

*) Eine sehr unverdauliche Speise, eine Art Puding, die aus Nudelteig, Gänsefett, Zucker und Rosinen besteht.

Er wollte nun den Lorbeerkranz abnehmen, dem ihm das junge Mädchen aufgesetzt hatte, aber das litt Börne um die Welt nicht, er mußte sich in dem Ehrenschmuck der grünen Blätter zu Tische setzen.

In der That erfreute sich Heine bei dem Mahle jenes Gerichtes, Schalet genannt, das vielleicht noch ägyptischen Ursprungs und so alt wie die Pyramiden ist.

Als Madame Wohl fragte, wie ihm dieses Gericht schmecke, erwiderte er:

„Es ist so vortrefflich, daß es zu bedauern ist, daß die christliche Kirche, die dem alten Judenthum so viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat."

„Vielleicht hat sie sich dieses für die Zukunft vorbehalten," sagte Doctor Stiebel, „wenn es ihr einmal ganz schlecht geht. Die Juden werden sich alsdann auch mit Ueberzeugung dem Christenthum anschließen."

„So sind Sie auch der Ueberzeugung, daß nur der Schalet sie zusammenhält in ihrem alten Bunde?" rief Börne und an Heine gewendet, setzte er hinzu: „Die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen sind, brauchen nur den Schalet zu riechen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, und so ist der Schalet so zu sagen der Kuhreigen der Juden."

Bald sprang das Gespräch auf andere Gegenstände über und nahm eine sehr heitere Wendung, wozu der reichlich genossene Champagner denn auch das Seinige beitrug. Als man sich spät trennte, mußte sich Heine gestehen, noch nicht leicht einen so angenehmen Abend verlebt zu haben.

Vom Weine angeregt, behielt er beim Fortgehen mit Börne den ihm geschenkten Lorbeerkranz auf, es war ja dunkel und die wenigen Nachtschwärmer, die ihm begegneten, konnten keinen Anstoß daran nehmen.

Ihr Weg führte sie abermals durch die Judengasse, wo

die meisten Lampen, die vor wenig Stunden so fröhlich geleuchtet hatten, nun erloschen waren; nur wenig Fenster waren noch beleuchtet und verkündigten, daß die Einwohner der Häuser noch vergnügt beisammen saßen. Die Straße war menschenleer, nur eine weibliche Gestalt, die einen großen Sack anhängen hatte, schlich mit leisen, vorsichtigen Katzentritten längs der Häuser hin. Es war die alte, triefäugige, wahnsinnige Gudel, die an jenem Abend von Haus zu Haus gegangen war und sich die Abfallbrocken von den Festmählern zusammengebettelt hatte. Ihre Ernte war ergiebig ausgefallen, denn ihr Bettelsack war bis oben angefüllt.

Plötzlich trat sie den beiden Männern in den Weg.

„Was schleicht Ihr durch die Gasse," rief sie mit heiserer Stimme. „Ich weiß, ich weiß ... Ihr seid Abgesandte von dem König Pharao, seid gekommen, um zu morden alle Erstgeburt ... hi! hi! hi! Gudel hat keine Kinder ... sie will verzehren das Passahlamm und sich nicht begnügen mit den Knochen ... hei! hei! die Fleischtöpfe Aegypten's haben heute gebrodelt."

„Gieb Raum, Gudel, laßt uns vorüber," sagte Börne, „da, hier hast Du Etwas."

Er drückte ihr ein Geldstück in die Hand.

Die Alte verneigte sich tief.

„Gebentscht*) sollst Du sein, Du Vorgänger des Messias, der kommen wird, die Welt zu erlösen von dem alten Fluch." — Da fielen ihre Augen plötzlich auf den Lorbeerkranz, den Heine trug, und der von dem aus einem Hause fallenden Scheine hell beleuchtet wurde.

„O waih!" rief sie, „das ist der Gekreuzigte mit der Dornenkrone, um deswillen unsere Leute geschmäht und verfolgt werden, soll kommen der Dalles über ihn."

Und mit wuthblitzenden Augen reckte sie ihren langen

*) Gesegnet.

mageren Arm aus, riß Heinen den Kranz vom Kopfe und trat ihn mit ihren Füßen in den Straßenstaub.

„Was unterstehst Du Dich, Gudel!“ rief Börne zornvoll, „soll ich Dich angeben bei dem Büttel und Dich lassen stecken in's Hundeloch?“

Heine hob mit einem trübseligen Blick den entweihten Kranz wieder auf, aber er betrachtete den Vorfall als ein böses Vorzeichen für seinen Ruhm.

Der Gedankengang der Wahnsinnigen hatte indessen eine andere Richtung bekommen.

„Büttel! ... Hundeloch! ...“ sprach sie lächelnd vor sich hin, dann setzte sie mit einem grellen Auflachen hinzu: „O Hanswurst! Hanswurst! Hanswurst!“

Die beiden Männer hatten längst den Ausgang der Straße erreicht, als ihnen noch immer der Ruf und das grelle Gelächter der wahnsinnigen Jüdin nachtönte.

Am andern Tage nach Tisch gingen die beiden Literaten nach Bornheim, wo sie Kaffee tranken und die Töchter Israel's betrachteten.

So verflossen die drei Tage, die Heine in Frankfurt zubrachte, in schöner Friedsamkeit. Börne bestrebte sich angelegentlich, ihm zu gefallen; er ließ die Raketen seines Witzes aufsteigen und so heiter als möglich leuchten. Beim Abschied sagte Börne dem Scheidenden seine Mitwirkung an den politischen Annalen zu.

„Halten Sie Wort — und bald,“ mahnte Heine. „Es gilt, für die liberale Presse Organe zu schaffen, die späterhin heilsamen Einfluß üben können; es gilt, die Zukunft zu säen — eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen haben, so daß der arme Säemann schon gleich nur Aerger und Schmähungen einerntet.“

Als er Das gesagt hatte, schüttelte er Börne nochmals die Hand und stieg in das Coupé des Postwagens. Börne erhob sich auf den Fußspitzen und rief ihm flüsternd zu:

„Nehmen Sie noch einen guten Rath von mir an: Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu collidiren, es sind gefährliche Feinde —“

Heine nickte, der Postillon klatschte mit der Peische, die Pferde setzten sich in Trab — Börne blickte, so weit er ihn sehen konnte, dem fortrollenden Wagen mit Wehmuth nach.

Lady Arabella.

Heine redigirte nun schon seit einigen Monaten die politischen Annalen in München, und es gefiel ihm dort, weil auch sein Bruder Max sich in dieser Stadt in der Malerkunst vervollkommnete, und auch weil er sich von einer schönen Engländerin gefesselt fühlte, die durch beißenden Witz glänzte, den köstlichsten Humor besaß, die vornehme Dame spielte, aber doch nur eine Abenteurerin zu sein schien.

Heine hatte Lady Arabella an der Table d'hôte kennen gelernt, und zwar durch folgenden Vorfall.

An seiner Seite saß ein Erzphilister, der eben einem Kellner eine Schüssel Karpfen in brauner Sauce abgenommen hatte; während er sich das beste Stück herausfischte, machte er gegen seinen Nachbar rechts die höchst geistreiche Bemerkung: „Es macht heute sehr heiß."

Heine gab ihm keine Antwort. Das verdroß den Philister, der sich mit derselben Bemerkung nun an seinen Nachbar links wandte, der ihm ein geneigtes Ohr schenkte und ihm sogar zur Antwort gab: „Ja, es macht sehr heiß!" — worauf ihm der Philister die Schüssel mit dem Karpfen zuschob, statt sie rechts herum zu reichen. So kam sie erst nach einem weiten Umweg an Lady Arabella, die sich das letzte Stück herausnahm, und sodann ihrem Nachbar Heine einige Lorbeerblätter anbot, die allein in der Sauce liegen geblieben waren.

„Ich bedaure, Sir, Ihnen nicht mehr bieten zu können," sagte sie mit einem maliciösen Lächeln, „aber Sie werden wohl das Sprichwort kennen, welches sagt, daß selbst das schönste Mädchen nicht mehr geben kann, als es hat — doch es sind Lorbeern, nach denen so Mancher vergebens strebt, ohne sie erlangen zu können."

„Was helfen die Lorbeern, wenn kein Karpfen dabei ist," seufzte Heine, dessen Lieblingsspeise Fische waren — „über diesen Verlust, Mylady," setzte er hinzu, „kann mich nur der Anblick Ihrer schönen Augen trösten, der auch ein Genuß ist."

„Aber ein sehr platonischer," scherzte die Dame.

Während die Beiden ein munteres Gespräch miteinander anknüpften, blinzelte der Philister mit seinen kleinen Maulwurfsaugen, strich sich wohlbehaglich den feisten Bauch, kicherte in sich hinein und lispelte: „Es macht heute sehr heiß."

Heine sah sich jetzt den Mann genauer an und flüsterte dann seiner Nachbarin zu: „Ich wette, daß dieser Mensch mit dem Wittwencassengesicht ein Charlottenburger ist."

„Woraus schließen Sie das?" fragte die Dame, die eben ein gefülltes Pastetchen mit der Gabel aufspießte.

„Sie sollen gleich sehen, daß ich Recht habe," versetzte der Gefragte, und sich an den Philister wendend, sagte er: „Sie haben Recht, mein Herr, es macht heute sehr heiß und die Witterung ist schön."

Als der Mann diese mit preußischem Accente gesprochenen Worte hörte, rief er ganz verklärt:

„I du meine Güte, sind Sie auch ein Preuße?"

„Ich schmeichele mir, diese Ehre zu haben."

„Wirklich, Sie sind ein Landsmann! Ne, hätte ich das gewußt, so würde ich den Karpfen rechts herum gereicht haben."

„Und hätten wohl daran gethan," fiel ihm Heine in das Wort, „denn es ist sehr verdrießlich, keinen Karpfen zu be-

kommen und zusehen zu müssen, wie er den Anderen gutschmeckt."

„Verzeihen Sie mir," sagte der Fremde gutmüthig und reichte Heine die Hand, und nun richtete er Frage auf Frage an ihn, die er jedoch meist selbst beantwortete, und dazwischen pries er das Lob Berlin's mit vollen Backen.

„Sind Sie schon lange in München mein lieber Herr?" fragte er. „Nicht wahr, es läßt sich doch nichts vergleichen mit unserm Berlin. Man nennt München das neue Athen! juter Jott kann man das thun! Was hat München denn für Aehnlichkeit mit Athen? — vielleicht die schlechten Suppen? — ja, das könnte man wohl sein, denn schlecht genug sind die Suppen hier, und von einer Kaltschaale hat man hier gar keinen Begriff. Ne, da lobe ich mir unser Berlin, da kann man bei Jagor speisen wie die Götter, lauter Nektar und Ambrosia. Besoffene Kerls findet man freilich in Ueberfluß hier, nur sind sie nicht wie die Athenienser, in köstlichem Wein von Chios besoffen, sondern in Bockbier, das die Menschen dumm und schwerblütig macht. Ne, ich halte es mit Berlin, das ist eene janz andere Stadt wie das kladerige München, welches außer den schlechten Suppen und den besoffenen Plebejern gar keine Aehnlichkeit mit Athen hat."

„Sie vergessen die gelehrten Eulen, welche hier als Professoren verkleidet, herumwandeln, und die Phrynen, an denen auch kein Mangel ist," erwiderte Heine mit der größten Ernsthaftigkeit. „Und," setzte er hinzu, „ich wüßte dagegen nicht, was so besonders an Berlin zu loben wäre, wo der Sand seine Heimat hat und die Windbeutel in allen Straßen herumlaufen. Die einförmigen Häuser, in den nach der Schnur gebauten Straßen, gähnen sich so langweilig einander an, es ist gar keine Poesie in Berlin, obgleich viel darin gereimt wird."

„O, o, o, Sie blasphemiren, in Berlin ist die geistreichste Gesellschaft zu finden."

„Und dennoch sind so wenig Geister dort anzutreffen, die Stadt ist so neu und sieht doch so welk aus, wie ein abgelebter Greis."

„I, i, i, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß München schöner sei, als unser jöttliches Berlin, betrachten Sie nur die krummen, winkeligen Straßen hier."

„Allerdings gibt es hier krumme Straßen und haarbeutelige Schlösser, aber auch großartige Paläste und heitere Kunsttempel."

„Ach was," rief der Berliner, „wenn auch etwas Kunst hier getrieben wird, so bleibe ich doch dabei, daß es ridicule ist, München das neue Athen zu nennen, man hat ja gar kein attisches Salz hier, das findet man nur in Berlin," setzte er sehr laut hinzu; „nur in Berlin ist Witz und Ironie zu Hause; in München hat man gutes Bockbier, aber wahrhaftig keine Ironie."

„Nan, Ironie gibt's nit bei uns," rief die eben vorbeispringende, schlanke Kellnerin Nannerl, „aber jedes andre Bier können's bei uns haben."

„Schöne Nannerl," rief Heine, „indem er sie auffing, schöne Nannerl, Ironie ist kein Bier, sondern eine Erfindung der Berliner, die die witzigsten Leute von der Welt sind, die sich ärgern, daß sie viel zu spät auf die Welt gekommen sind, um das Pulver erfinden zu können."

Er würde noch viel mehr gesagt haben, aber mit den Worten: „O, lassens mi aus mit dem Geschwätz, i hab zu thun," riß Nannerl ihren Schürzenzipfel los, an dem Heine sie bisher festgehalten hatte, und stürzte fort, denn von allen Seiten wurde stürmisch: A' Bier! a Bier! gerufen.

Der Berliner machte ein höchst verächtlich spöttisches Gesicht, als er sah, mit welchem Behagen die schäumenden Biergläser geleert wurden, und mit welchem Eifer die guten Münchner über die mehr oder minder große Vortrefflichkeit des Hopfentranks hin und her stritten.

„Das wollen Athenienser sein,“ sagte er mit einem maliciösen Lächeln und schuckte die Achseln.

„Aber Bester,“ sagte Heine, „bedenken Sie doch, daß man hier erst vor Kurzem auf den Gedanken gekommen ist, sich als ein neues Athen aufzuthun, daß die neuen Athenienser erst junge Anfänger sind, daher auch Mancher mehre Rollen zugleich spielen muß, so wie zum Beispiel der Dichter Graf Platen, der die zarte, griechische Knabenliebe besingt — er hat auch die aristophanische, göttliche Grobheit übernehmen müssen — aber er bringt es fertig, er kann Alles machen, denn er hat Alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantasie und Witz, und wenn er viel hätte, wäre er ein reicher Mann.“

„Ein Freund schreibt mir aus Erlangen,“ mischte sich ein gewisser Doctor Lautenbacher in das Gespräch, „daß sich in dortiger Stadt Platen den Spaziergängern auf öffentlicher Promenade mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopfe in den Weg gestellt, mit bebrillter Nase gegen den Himmel gestarrt und vorgegeben habe, daß er in poetischer Begeisterung sei. Das war denn doch gewiß Poetennarrheit.“

„Graf Platen,“ äußerte sich nun ein anderer Gast, der mit Heine sehr befreundete Doctor, Kolb mit einem sonderbaren Lächeln, „Graf Platten soll, wie man sagt, sehr zuvorkommend gegen Jüngere, ja die Bescheidenheit selbst sein. Man behauptet, er käme immer wieder, selbst wenn man ihm die Lästigkeit seiner Visite auf das Deutlichste merken lasse.“

„Ich gestehe,“ rief Heine, „daß ich den Grafen Platen für keinen so großen Narren halte, wie man wegen seiner Prahlsucht und beständigen Selbstberäucherung glauben sollte. Ein Bißchen Narrheit, das versteht sich, gehört immer zur Poesie, aber es wäre entsetzlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Portion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutende, geringe Dosis gegeben haben sollte.“

Ein schräg gegenüber sitzender Herr, der zwar Civilkleider trug, der jedoch in seiner ganzen Person einen militairischen Zuschnitt hatte und der seit dem Beginn des Gesprächs über Platen wüthende Blicke auf die daran Theilnehmenden, besonders aber auf Heine geschleudert hatte, erkundigte sich, während dieser mit seinen Bekannten weiter sprach und es nicht an beißenden Bemerkungen fehlen ließ, bei seinem Nachbar nach dem Namen des jungen Mannes, der eine so scharfe Zunge habe.

„Er heißt Heine," erwiderte der Gefragte.

„Heine! und ist?"

„Der bekannte Dichter, der das Buch der Lieder geschrieben hat."

„Ah so, ich danke Ihnen."

Der Herr notirte sich Etwas in sein Taschenbuch, stand auf, bezahlte seine Zeche und entfernte sich; aber er hatte kaum die Thür hinter sich zugemacht, als er mit den Zähnen knirschte und dann vor sich hinmurmelte: Warte, freches, unverschämtes Judenjüngelchen, das sollst Du mir theuer bezahlen, ich werde Dich vor ganz Deutschland blamiren und lächerlich machen."

Dieser Herr war der Graf von Platen.

Indessen tippte Lady Arabella Heine auf die Schulter und fragte:

„Wo werden Sie diesen Mittag hingehen?"

„Ich gedenke in den Montgelasgarten hinauszufahren, mich dort auf die Terrasse zu setzen, auf welcher man die schneebedeckten Tiroleralpen vor Augen hat, die in der Sonnenbeleuchtung wie eitel Silber glänzen."

„Und was gedenken Sie dort zu thun?"

„Was man eben da zu thun pflegt, Bier trinken, denn man versicherte mich, Bier gäbe hier leichtes Blut."

„Ist denn das Ihrige schwer."

„Ja, Mylady, denn es ist Winter in meiner Seele, Gedanken

und Gefühle sind mir wie eingeschneit, es ist mir so verdorrt und todt zu Muthe."

„Warum das?"

„Aus vielen Gründen, wozu denn auch die leidige Politik, ein alter Nachärger und der Schnupfen gehört — dann auch haben wir Alle einen Wurm in uns, der uns am Herzen nagt. Wenn die Gegenwart wolkenlos ist, so sehen wir immer Stürme in der Zukunft."

„O, lassen Sie doch die Grillen fahren. Wissen Sie was, gehen Sie heute nicht nach dem Montgelasgarten; ich reite nach Kultersheim, kommen Sie auch dahin, ich will versuchen, Sie aufzuheitern, wir treffen uns im Wäldchen."

Er neigte sich zustimmend.

„Wenn Sie das wollen," sagte er, „dann wird mir die ganze Natur lächeln, ein neuer Frühling wird für mich sprossen und neue Gefühle werden in meinem Herzen hervor schießen, wie junge Rosen im Mai."

„Schwärmer!" rief sie, drückte ihm unter dem Tischtuch die Hand, erhob sich und ging auf ihr Zimmer, um sich zum Ausreiten ankleiden zu lassen.

Auch Heine erhob sich und trat an das Fenster. Nach einer Weile sah er die Lady zu Pferde steigen und, von einem Reitknecht begleitet, dahin sprengen. Sie sah imponirend aus in dem grünen Reitkleide und dem mit wallenden Federn geschmückten Hut. Sie grüßte im Vorbeisprengen anmuthig mit der Reitpeitsche und warf dem Lauscher am Fenster einen vielsagenden Blick zu.

Heine begab sich zu einem Pferdeverleiher, miethete sich einen Paßgänger, und ritt der Engländerin nach.

Sie empfing ihn mit lächelndem Munde am Eingang eines grünen Tannenwaldes. Beide stiegen ab, die Pferde blieben unter der Aufsicht des Reitknechtes. Heine bot der Lady den Arm und ging mit ihr in den Wald. Der Tag war sehr heiß,

obgleich man sich erst im Anfang Aprils befand, aber der Frühling hatte seine Pracht diesmal früh entfaltet, und die Sonne lockte seine Kinder mit ihren Strahlen frühzeitig aus der Erde heraus.

Heine und die Engländerin setzten sich auf einen moos-bewachsenen Baumstamm. Ehe sie sich's versahen, ruhten ihre Hände in einander, und ein Bißchen später umschlang Heine die Taille der reizenden Frau, ohne daß sie ihm bedeutend wehrte.

Und reizend war Arabella. Ihre Gestalt hatte die schönsten Proportionen, ihre goldblonden Haare fielen in langen Locken zu beiden Seiten ihres Gesichtes nieder und der etwas runde Mund hatte die anlockende Frische einer appetitreizenden Frucht. Auf der Stirn lag ruhige Heiterkeit, unter dem Schleier der langbefranzten Augenlider drang von Zeit zu Zeit ein dunkel-blauer Blitz hervor, der stärker wirkte, als ein Feuerstrahl aus schwarzen Augen. Ihre Gesichtsfärbung war mehr bleich als roth, und ihr Lächeln, das stolz und anmuthig, verächtlich und nach-sichtig, fröhlich und spöttisch zugleich war, drückte abwechselnd alle Eindrücke, alle geistreichen Abschattirungen eines starken Characters aus.

Sie faßte Zutrauen zu Heine und erzählte ihm in flüchtigen Umrissen die Geschichte ihrer Jugend.

„Ich bin die Tochter aus einem edeln Hause," sagte sie, „aber die Vermögensverhältnisse meiner Aeltern geriethen in die Bredouille, weil mein Vater ein unverbesserlicher Spieler war, der mit der letzten verspielten Banknote, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wir blieben im Elend zurück, als sich ein Verwandter unserer annahm, aber zum Lohn für seine Wohlthaten, meine Hand verlangte. Meine Mutter, eine Dame, die ihre Wünsche immer erst dem Urtheil der Vernunft unterwarf, und ihren Willen, bevor sie ihm Aus-druck gab, immer erst durch das Sieb der Klugheit und der Ueberlegung laufen ließ, bestürmte mich so lange mit Vernunft-

gründen, bis ich mich zum Opfer der kindlichen Liebe hergab und den Vetter heirathete. Aber leider fehlte mir die Liebe, die Alles überwindet und jede Schwierigkeit aus dem Wege räumt, und bald verwandelte sich mein Gefühl in Haß, als ich wahrnahm, daß ich einen in Sünden ergrauten Wüstling geheirathet hatte, der seine Laster mit der Maske des sittenstrengen Mannes beschönpflasterte. Da schlug der Geier der schwarzen Verzweiflung seine Krallen in meinen Nacken ein und mein Gedankenflug wurde schwer wie Blei; lebenzerfressendes Herzeleid nagte an mir wie ein Krebsgeschwür, der Flug der Stunden schien mit Saumsal beladen zu sein, da entführte der Engel des Todes meine Mutter aus dem irdischen Jammerthal, ich war nun Herrin meiner Handlungen und ließ ein Band trennen, das weder die Weihe der Liebe noch der Achtung hatte, und daher nicht beglückend sein konnte. Ich will jedoch nicht verhehlen, daß mein ferneres Leben mich auf Abwege führte — verdammen Sie mich, wenn Sie können."

Heine verdammte sie nicht, er küßte sie vielmehr, und die Sterne standen bereits am Himmel, als Beide in der heitersten Stimmung das Wäldchen verließen und nach München zurückritten.

Die verhängnißvolle Gabel und der romantische Oedipus. Zwischen München und Genua.

Eines Tags trat Doctor Kolb bei Heine ein und fragte ihn:

„Haben Sie Platen's neueste Werke: Die verhängnißvolle Gabel und den romantischen Oedipus gelesen?"

„Nein, ist etwas daran?"

„Der Graf scheint einen starken Zahn auf Sie zu haben, denn er hat Sie in der feindseligsten Weise mitgenommen."

„Pah!"

„Sie können es nicht dabei lassen, Doctor Heine."

„Es ist mir in jedem Fall angenehmer, daß er mich zu verderben sucht, als wenn man mir nachsagte, daß mich Platen als Freund liebe. Ich danke Ihnen übrigens für den Fingerzeig."

Als Kolb fortgegangen war, ging Heine in einen Bücherladen, kaufte sich die beiden Bücher und fuhr in den Montgelasgarten, wo er sie aufmerksam durchlas und folgende Stellen mit Bleistift anstrich:

Nimmermann *).

Bin ich nicht ein großer Mensch!
Berlin vergöttert meine Kunst, und meiner Kunst
Kritiken stehn im Hegelischen Wochenblatt
Als Pfand von seinem Werthe. Dort erklärt' ich auch,
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitstrebender,
Kein Byron bloß mir, aber ein Petrarca scheint.

---

*) Unter diesem Namen hatte Platen den Dichter Immermann persiflirt.

Verstand.

(: Du ganz completter Gimpel :). Mir ein Pindarus.

Nimmermann.

Ihn nennen hatt' ich dürfen auch den Pindarus
Vom kleinen Stamme Benjamin; er nannte mich
Des jetzigen Zeitabschnitts ersten Tragiker.

— — — — — — — — — — —

Dies sing ich Dir, mein Heine, Same Abraham's.

Chor.

Er stirbt, und wimmernd fleht er schon Freund Hein' herbei.

Verstand.

Du irrst, er ruft Freund Hein' ja nicht, den herrlichen
Pertrark des Lauberhüttenfestes beschwört er bloß.

— — — — — — — — — — — —

Nimmermann.

Du bist der ersten Dichter einer, sagst Du selbst.

Publicum.

Mehr ist's, in einem Liedlein behauptet er's
Doch keiner glaubt's, wie's immer bei Propheten geht.

Nimmermann.

Welch' einen Anlauf nimmst Du, Synagogenstolz.

Publicum.

Gewiß, es ist Dein Busenfreund des sterblichen
Geschlechts der Menschen Allerunverschämtester.

Nimmermann.

Sein Freund, ich bin's, doch möcht' ich nicht sein Liebchen sein,
Denn seine Küsse sondern ab Knoblauchgeruch.

Publicum.

Drum führt er sein Riechfläschchen auch beständig mit.

Nimmermann.

Mein Heine sind wir Beide nicht ein paar Genies?
Wer wagt zu stören, Süßer, uns den süßen Traum?

Als Heine die beiden dünnen Heftchen zu Ende gelesen hatte, sah er sehr blaß aus, er ballte ingrimmig die Fäuste und murmelte vor sich hin: „Gräfchen, Gräfchen, Das sollst Du mir nicht umsonst gethan haben, der getaufte Jude wird Dir Deine Impertinenz vergelten und Dich schwer dafür büßen lassen, Das schwöre ich Dir bei Allem, was mir heilig ist."

Gleich darauf sah er Doctor Kolb in Gesellschaft mehrer Herren aus einem Seitengange kommen, er gab ihm einen Wink. Kolb eilte auf ihn zu. Heine deutete auf die Heftchen und sagte:

„Ich habe gelesen."

„Ja, und was sagen Sie dazu?"

„Diese beiden Machwerke zeigen mir ganz, wie der Graf ist mit all' seiner blähenden Welkheit, seinem Ueberfluß an Geistesmangel, seiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er ist, formirt ohne Form, piquirt ohne piquant zu sein, eine trockene Wasserseele, ein feister Freudenjunge, ein Troubadour des Jammers."

„Sie malen ihn treffend," sagte Kolb laut auflachend.

„Kann man ihn anders schildern," rief Heine. „Wie ein keifendes Waschweib erlaubt er sich, ganze Blumentöpfe voll Schimpfreden auf die Häupter der deutschen Literatur auszugießen. Und wie seicht ist er in seinem seinsollenden Witze. Hätte er zum Beispiel gesagt, daß, nachdem ich einige Stunden Liebeslieder geschrieben, ich mich niedersetzte und Dukaten beschnitte, oder daß ich am Sabbath mit einem langbärtigen Mauschel zusammenhockte und den Talmud sänge — daß ich in der Osternacht einen unmündigen Christen schlachtete und aus Malice immer einen unglücklichen Schriftsteller dazu wählte, das wäre doch Witz gewesen — aber solche Bilder wußte er nicht auszumalen. Hätte er nur ein Bißchen Phantasie, so würde er mich wenigstens als geheimen Pfänderverleiher geschildert haben."

Kolb würde dem sprudelnden Zornerguß Heine's gern noch länger zugehört haben, wenn nicht der Anstand erfordert hätte, daß er zu seiner Gesellschaft zurückkehre. Als er sich entfernt hatte, verfiel Heine in stilles Sinnen und starrte nach den schönen Tiroler Bergen hin, da wurde er plötzlich von seinem Tischbekannten, dem philiströsen Berliner, angesprochen, der sich ihm gegenüber ohne Umstände auf einen Stuhl setzte.

„Sie sehnen sich gewiß nach dem schönen Tirol hin," hob er an. „Ja, Sie haben Recht," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „ich für meinen Theil, möchte gern einmal Constantinopel sehen — ja, auf Ehre, das möchte ich — einen türkischen Harem zu besuchen, war von jeher der Wunsch meines Lebens. Ach, Constantinopel! und die Sophienmoschee, und die Dattelverkäufer! herrlich müßte es sein, Das zu sehen. — Waren Sie wohl ein Mal in Petersburg?"

„Nein, waren Sie dort?"

„I, Gott bewahre, solch' ein Plaisirvergnügen ist mir nicht zu Theil geworden, aber mein Schwager, der Kammergerichtsrath Putitzky, wäre vorigen Sommer beinah hingereist. Es soll 'n einzig schöne Stadt sein, das Petersburg mit seinen fürstlichen Palästen. — Haben Sie vielleicht Kopenhagen gesehen?"

„Auch nicht, aber ich bitte, machen Sie mir eine Schilderung davon."

Der Berliner lächelte pfiffig, wiegte den Kopf hin und her und sagte:

„Auf Ehre, Sie können sich keine Vorstellung von dieser Stadt machen, wenn Sie nicht dort gewesen sind."

„Sobald werde ich wohl nicht hingehen," erwiderte Heine, „ich beabsichtige vielmehr nächstens eine andere Reise anzutreten, ich gedenke nach Italien zu gehen."

Dieses hörend, sprang der Philister von seinem Stuhle auf, drehte sich dreimal um sich selbst herum, wie ein junger

Pinscher, der sich zum Schlafen niederlegen will, und trillerte fröhlich: „Tirily! Tirily! Tirily!"

Die Ekstase, in welche dieser trockene Philister bei der bloßen Erwähnung des Landes Italien gerieth, veranlaßte Heine, in den nächsten Tagen die Redaction der politischen Annalen niederzulegen, und seinen längst gehegten Plan, Italien zu besuchen, um so mehr auszuführen, da auch Arabella in Begleitung eines deutschen Prinzen, seit vierzehn Tagen dahin abgegangen war, und er versprochen hatte, sie in den Bädern von Lucca aufzusuchen."

Sobald er seine Verhältnisse geordnet und sich frei gemacht hatte, trat er seine Reise an. Sein Bruder Max, der ihn bis Tirol begleitete, um dort Gebirgsstudien für seine Kunst zu machen, sagte unterwegs mehr als einmal zu ihm:

„Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst, Heinrich. Was hast Du nur beständig zu tirilyren? Man sollte meinen, die Götter hätten Dich plötzlich in eine Wachtel verwandelt. Es ist kein vernünftiges Wort mit Dir zu reden, Du bist wie ausgetauscht."

In Innsbruck kehrten die Reisenden im goldnen Adler ein. Während sie in der Gaststube ihr Mittagsmahl verzehrten, bemerkte Heine, daß alle Wände mit Bildnissen von Andreas Hofer und einzelnen Scenen aus seinem Kriegsleben, in bunten Farben illuminirt, vollgehängt waren.

„Ei, Herr Wirth," rief Heine, während er ein treffliches Stück Gemsbraten verzehrte, „da habt Ihr ja des Hofers ganze Lebensgeschichte an Euern Wänden hängen."

„Muß i schon thun aus alter Erinnerung, Herr!" erwiderte der Wirth Niederkirchner, „denn der Hofer hat meinem schlechten Hause die Ehre angethan, darin zu logiren, so oft er nach Innsbruck kam. O, das war ein Mann, Herr! Das war ein Mann, wie's in der ganzen Welt keinen zweiten mehr giebt," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„So können Sie mir wohl noch viel von dem Sandwirthe erzählen?“

„Das könnt' i schon, wenn i nur mögt, und i mag auch, denn von dem Andreas redet jeder richtige Tiroler gern und ist stolz auf ihn und seine Heldenthaten.“

Und nun floß der alte Mann über von Redseligkeit und erzählte hundert kleine Züge von dem braven Patrioten, der sein Leben hatte lassen müssen, weil er seinem Kaiser treu geblieben war, und dann setzte er mit einem klugen Augenzwinkern hinzu: „Jetzt ist die Geschichte von Hofer auch völlig gedruckt heraus, aber auch ganz geheim verboten — aber i hab' das Büchel doch,“ flüsterte er leise den Fremden zu.

„Das müssen Sie mir zeigen,“ sagte Heine, wischte sich den Mund mit der Serviette ab, und stand vom Tische auf.

Der Wirth führte ihn in ein dunkles Stübchen, wo er seine Heiligthümer aus dem Tirolerkriege aufbewahrte, schloß einen Schrank auf, aus dem er ein in ein schmutziges blaues, Papier eingewickeltes Buch in grüner Decke nahm, das ein sehr zerlesenes Aussehen hatte, und das er dem Fremden mit einem vielbedeutenden Blicke hinreichte.

Heine schlug das Buch auf und erkannte mit Verwunderung Immermann's Trauerspiel in Tirol.

„Das Buch kenne ich,“ sagte er, „es ist ein großartiges, vortreffliches Werk, und —“ setzte er mit erröthendem Stolz hinzu — „der Verfasser ist mein Freund.“

„Ach, was Sie nit sag'n,“ rief Niederkirchner erregt aus. „Nu, wenn Sie ein Freund von dem braven Manne sind, der Das geschrieben hat, so müssen Sie mir von ihm erzählen, denn i hätt' längst gern mehr von ihm g'wußt.“

„Er ist ein gedienter Mann,“ sagte Heine, „ist von fester Natur, sehr ehrlich und sehr geschickt in Schreibsachen, so daß er nur Wenige findet, die ihm gleich kommen.“

„Und wenn's erlaubt ist zu fragen, aus welcher von unsern Städten ist er denn gebürtigt?“

„Er ist ein Preuße.“

„O geh'n's doch, ein Preuße, das glaub i nimmer,“ und mit einem mitleidigen Lächeln setzte er hinzu: „Warum nit gar ein Franzos.“

„Aber ich versichere Sie, daß Immermann wirklich ein geborner Preuße ist.“

„Nan, nan, i laß mir's halt nit ausreden, daß der Immermann a Tiroler ist, und zwar a ganz richtiger, der den Tirolerkrieg mitgemacht hat, wie könnt' er sonst Alles so genau wissen.“

Heine wollte ihm die Sache erklären, aber eine Magd streckte den Kopf zur Thür herein und rief:

„Herr, Du sollst hinunter kommen, der Bauer mit dem Wein ist da.“

Niederkirchner entschuldigte sich bei seinem Gast, der sich wieder in das Wirthszimmer begab, wo er die aufgehängten Bilder jetzt mit größerer Aufmerksamkeit betrachtete, und mit einem Lächeln wahrnahm, daß an einer Stelle die Bildnisse Hofer's, Napoleon's und des Königs Ludwig von Baiern einträchtig neben einander hingen.

Heine ging nun mit seinem Bruder aus, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu besehen, von denen sie nicht sehr erbaut wurden, dann, nachdem er von Max Abschied genommen, stieg er wieder in seinen Wagen und setzte seine Reise allein fort, oft erfreut von den Liedern, die in den Tiroleralpen so gar klangvoll und anmuthig gejodelt werden.

Abends, als er sich niederlegte, ließ er den Auftritt, den er in Innsbruck mit dem Wirth gehabt hatte, nochmals an seiner Seele vorübergehen, und er freute sich der Verehrung, die dem biedern Immermann und seinen Schriften gezollt wurde. „Gräfchen,“ sprach er in Gedanken, „so hoch wie den Immermann

wird man Dich nie stellen. Auf die Form, in der Du Meister bist, giebt das Volk nichts, und der Kern bei Dir ist angefressen, folglich für den Genuß verdorben."

Er nahm Platen's beide Heftchen aus seinem Nachtsack und las, wie er allabendlich that, die unterstrichenen Stellen, um nicht zu erkühlen in seiner Rache.

Den andern Morgen setzte er in aller Frühe seine Reise fort und in allerlei Träume befangen, erreichte er Italien mit seinem bunten, verwirrten Leben, das ihm heiß und summend entgegen strömte, und er erschrak fast vor den schwarzen italienischen Augen, die ihn in der alten Stadt Trient ansahen, als ob sie ihn durchbohren wollten.

Er stolperte wie im Schwindel befangen, durch die Straßen, Alles kam ihm so bekannt vor, als ob er da einmal zu Hause gewesen wäre — er glaubte zu träumen, und hätte gern eine Ohrfeige in Empfang genommen, nur um in's Klare zu kommen, ob er wirklich träume oder wache.

In diesem Augenblick, als er eben um die Ecke des Marktes biegen wollte, stolperte er über die Körbe einer dicken Obstfrau. In der ersten Bestürzung brachte er eine deutsche Entschuldigung vor.

„Du Sohn einer Hündin, Du deutsches Schwein, kannst Du nicht Acht geben, statt in die Sterne zu gucken," rief das erbitterte Weib und warf ihm eine Hand voll wirklicher Feigen an die Ohren, und Heine, zu dem Gefühl der Wirklichkeit zurückgekehrt, warf ihr einen Zwanziger in den Schooß, worauf die Falten ihres belfernden Gesichtes sich alsobald glätteten und die Schimpfworte sich in Danksagungen und Segenssprüche verwandelten. Einige österreichische Soldaten, die um den nahen Brunnen standen, der aus kupfernen Tritonen und Delphinen silberklare Wasserstrahlen goß, lachten ihn schadenfroh aus.

Als er darauf eine Stunde später aus dem Dome zurückkehrend, wieder über den Marktplatz ging, grüßte ihn die

Obstfrau so freundlich und zutraulich, als ob sie alte Bekannte gewesen wären. Er konnte nicht umhin, ihr einige Orangen und frische Mandeln abzukaufen, und während er sie aß, discutirte er mit der Obstfrau in der gemüthlichsten Weise. Sie fragte ihn, ob es auch in Deutschland Orangen und Citronen gäbe.

„Ach nein, liebe Frau," erwiderte er, „wir müssen sie aus Italien kommen lassen; in unserm Lande ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muß bei uns eine wollene Jacke tragen, um sich nicht zu erkälten, und unter uns gesagt, das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Aepfel. Von Mandeln haben wir nur die geschwollenen, und von Feigen können wir nur die schlechteste Sorte aus der ersten Hand beziehen, und wer sie bekommt, bekommt sie umsonst, pflegt aber in der Regel eine Realinjurienklage anzustellen."

Die Obstfrau verstand ihn nicht, sie sah ihn kopfschüttelnd an und mochte ihn wohl für ein Wenig verrückt halten.

Heine ging nun in die Locanda Grande zurück, wo er abgestiegen war und sich ein gutes Mittagessen bestellt hatte, aber es war ihm so wehmüthig um's Herz, daß er nichts essen konnte. Er setzte sich vor die Thür einer benachbarten Bottega, erfrischte sich mit Sorbet und wunderte sich, daß er in Italien war und nicht aus voller Brust tirilyren konnte. Die alten deutschen Schmerzen waren ihm über die Alpen nachgefolgt und er mußte viel an Eveline und an die todte Maria denken.

Am andern Morgen setzte er seine Reise mit einem Vetturino fort.

In Ala kehrte er in einem Wirthshaus ein, um zu Mittag zu speisen.

Das Wirthszimmer war mit Marmor gepflastert, aber überall herrschte großartiger Schmutz. Der Wirth fragte, womit er Excellenza dienen könne, und nannte ein großartiges Verzeichniß aller Speisen her, die bei ihm zu haben wären. Heine

traf seine Wahl. Der Wirth, der einen grünen Leibrock trug und auf der rothen Nase eine große, haarige Warze hatte, sprang geschäftig fort, aber es verging eine Viertelstunde um die andere, ohne daß er Etwas brachte. Von Zeit zu Zeit rannte er wie ein geschäftiger Floh, mit langen Sprüngen durch den Saal. Heine, dessen Magen längst knurrte, rief ihn an und fragte, wo die Speisen blieben.

„Gleich, gleich, Excellenza,“ erwiderte der Wirth mit einer unterthänigen Verbeugung; „es ist merkwürdig, wie gut Sie schon Italienisch sprechen . . . werden gleich bedient werden.“

Aber es verging abermals eine Viertelstunde und der Wirth brachte immer noch nichts. Da rief ihn Heine abermals an und begann gotteslästerlich zu fluchen. Der Wirth bekreuzigte sich.

„In der Minute wird Alles fertig sein, Excellenza. — Es ist wirklich zu verwundern, wie richtig Sie die italienische Aussprache treffen.“

Er wollte den Reisenden offenbar bestechen mit seinen Schmeicheleien. Endlich, nachdem abermals zehn Minuten verlaufen waren, durfte er die aus der thürlosen Küche hereinziehenden Bratendüfte nicht mehr länger nur riechen, sondern er durfte den Braten selbst auch kosten. Hatte er sich bisher geärgert, wenn er gesehen, wie der Wirth zungenschnalzend bald den einen bald den andern Topf aufgedeckt, den Inhalt versucht, sich den Mund verbrannt hatte und wieder fortgeschossen war, so wurde er nun für sein langes Harren und seinen Aerger entschädigt durch den Genuß eines wirklich guten Mahles, das vielleicht nicht allzureinlich zubereitet war, aber sehr lecker schmeckte.

Auch an Tafelmusik fehlte es unserm Reisenden nicht, denn die Frau und die Tochter des Wirths saßen in der Küche, wo sie Hühner rupften und dabei sangen. Der Wirth sprang ab und zu, sie zuweilen nach irgend einem Geräthe fragend, worauf dann die Tochter im Recitativ antwortete:

„Was weiß ich! il signor Padre mag es selber suchen.“

Hierauf stimmte sie wieder in den Gesang der Mutter ein, die sich nicht hatte stören lassen.

Plötzlich kam ein vierschröteriger Kerl mit einem wahren Räuber- und Mördergsicht in die Küche gestürzt und befahl brüllend, daß ihm die Wirthin augenblicklich dreißig Lire leihen sollte. Mutter und Tochter schüttelten verneinend die Köpfe. Da wurde der Mensch wüthend und tobte wie ein Unsinniger. Der Wirthin schien es bange zu werden, denn sie suchte den Rasenden durch vernünftigen Zuspruch zu beruhigen.

„Sei doch klug, Christophoro,“ sagte sie. „Bedenke, daß Du uns schon über hundert Lire schuldig bist, die Du nicht zurückzahlen kannst. Wir haben eben selber nichts, mein Mann hat alles Geld zum Einkauf von Weinen verwenden müssen, denn das Geschäft geht vor Allem.“

„Was schiert mich Euer Geschäft! Geld muß ich haben! Geld!“ tobte der wilde Mensch, und schlug mit der Faust auf den Küchentisch, daß Gläser und Teller klirrend in die Höhe sprangen.

„Von uns wirst Du keins mehr bekommen, Du bist ein schlechter Haushalter.“

„Ein liederlicher Hund ist er, der Alles versäuft und verspielt,“ mischte sich die Tochter ein.

Kaum hatte sie dieses gesagt, als der Mensch eine eiserne Schaufel ergriff und damit unter lautem Gebrülle und Gefluche einige Teller und Flaschen zerschlug, und gewiß auch die Frauen mißhandelt haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmesser erfaßt, mit dem sie dem Wüthenden entschlossen entgegen trat.

„Jetzt ziehst Du augenblicklich ab, Christophoro!“ sagte sie gebieterisch; „sonst werde ich Dich niederstechen wie einen fetten Hammel, oder Dir die Kehle abschneiden, wie einem gemästeten

Kapaunen, oder Dir den Bauch aufschlitzen, daß Dir die Gedärme ellenlang heraus hängen werden. Jetzt habe ich gerade genug, jetzt geh, oder es wird nicht gut mit uns."

Der Mensch starrte einen Augenblick das Mädchen an, das blaßgelb vor Zorn, mit einer blaugeschwollenen Ader auf der Stirn vor ihm stand und das Messer drohend gegen ihn gezückt hielt. Ihr Gegner mochte wissen, daß nicht gut mit ihr zu spaßen sei, denn er legte die Schaufel hin, ohne ein weiteres Wort zu sagen, und verließ ganz ruhig die Küche.

Der Wirth, der gar keinen Antheil an diesem Auftritt genommen hatte, beseitigte jetzt mit seelenruhiger Geschäftigkeit die Scherben und brachte seinem Gaste, der indessen Suppe mit Parmesankäse gegessen hatte, nach einander Braten, Krebse Spinat mit Eiern und gestoste Zwiebeln, indessen er sagte:

„Der Vorfall hat nichts zu bedeuten, Excellenza, das erleben wir alle Wochen einmal. Es ist nun einmal Christophoro's Art so; er ist zornig wie ein Löwe, und dann wieder sanft wie ein Lamm, sobald man ihm die Zähne zeigt."

Wirklich war es auch in der Küche, als ob dort gar nichts vorgefallen sei, die Frauen hatten ihren Gesang wieder angestimmt und fuhren fort, Hühner zu rupfen.

Heine bezahlte seine Zeche, winkte mit der Hand freundlich einen Gruß in die Küche hinein, der eben so freundlich erwidert wurde, dann unter tiefen Bücklingen von dem Wirthe begleitet, bestieg er seinen Wagen und erreichte gegen Abend die uralte Stadt Verona.

Er verweilte nur einen Tag in diesen Mauern und besuchte den jetzt in eine schmutzige Fuhrmannskneipe umgewandelten Palast der Capulets, dann die Kapelle, in welcher der Sage nach, das unglückliche Liebespaar, Romeo und Julie, getraut worden sein soll; auch die wunderbar prächtigen Grabmäler der Scaliger, das Amphitheater, worin in einer dort aufgeschlagenen Holzbude Comödie gespielt wurde, sah er sich an. Als das

Theater aus war, ging Heine noch lange auf den höhern Bänken des Amphitheaters spazieren — die Geister der Vergangenheit stiegen vor ihm auf, er verkehrte mit ihnen, bis der Schall des österreichischen Zapfenstreichs die Geister verscheuchte und ihn zu dem Gefühl der Wirklichkeit zurückführte.

Am anderen Tage fuhr Heine in Gesellschaft von sechs banditenmäßig aussehenden Leuten nach Brescia, wo er zu Mittag aß, und um Mitternacht erreichte er Mailand, wo er bei Reichmann einkehrte, einem gebornen Stuttgarter, der dort ein großartiges Gasthaus ganz nach deutscher Weise eingerichtet hatte.

Als Heine den folgenden Tag in das Gastzimmer trat, fiel ihm ein junger Mensch auf, der die Daumen in die Aermelausschnitte der Weste eingekrämpt hatte und den Mund weit aufsperrte.

„Mein Himmel!" sprach Heine zu sich selbst, „wo habe ich nur diesen eckigen, hinten schmalen, oben spitzen Kopf mit der kurzen Stirn und dem sehr langen Kinn schon gesehen. — Ach! es ist ja Mister Liver, den ich bei meiner frühern Reise nach England, in Brighton als junges Kalb verlassen habe, und jetzt als einen ausgewachsenen Boeuf à la mode wiederfinde."

Er ging auf den jungen Dandy zu und erneuerte die Bekanntschaft mit ihm. Dieser lachte dumm und führte ihn zu seiner dicken Tante, die jetzt erst von Heine bemerkt wurde. Sie geruhte den geräumigen Mund zu einem huldvollen Lächeln aufzureißen und sich zu erinnern, früher einige Mal in Gesellschaft mit ihm gewesen zu sein, dann deutete sie auf zwei halb von ihrer korpulenten Person verdeckte schneeweiße und schneekalte Schneegänschen und sagte: „Meine Töchter, Miß Polly und Miß Molly."

Es kamen nun noch zwei zu der englischen Gesellschaft gehörende Gefährten dazu, die ebenfalls Bekannte von Heine waren, Sir William und dessen Vetter Tom.

„Sie auch hier, bester Sir? Sehr erfreut Sie zu sehen."

Mit diesen Worte reichte Sir William dem Deutschen die Hand zur Begrüßung hin und fuhr dann fort:

„Sind wir nicht Thoren, unser gottgesegnetes England zu verlassen, um auf dem Festlande allerlei Mühseligkeiten auszustehen. Liver's dicke Tante hat sich unter unendlichen Beschwerden, wie eine Fettlawine über die Alpen gewälzt.“

„Sie kommen aus der Schweiz?“

„Ja, Sir Harry, ja, wir kommen aus der Schweiz, die mich nicht sehr ergötzt hat mit ihren Bergen und Abgründen, ihren Eisgletschern und Seen; ich lobe mir meine Heimat, old England for ever, da geht nichts drüber. Wir Engländer sind auf dem Festlande die Schafe, die von den Wirthen, Lohnkutschern, Handwerkern 2c. unbarmherzig geschoren werden, besonders hier in dem verfluchten Italien, wo die Prellerei in schönster Blüthe steht. Ich sage Ihnen, Sir Harry, wenn Europa der Kopf der Welt ist, so ist Italien das Diebesorgan an diesem Kopfe.“

„Das ist eine kühne Behauptung, Sir William,“ erwiderte Heine lachend.

„Aber sie ist gegründet, Sir Harry, sehr gegründet, das weiß ich aus eigener Erfahrung zu sagen. Stellen Sie sich vor, daß ich in der Locanda croce bianca nicht weniger als zwölf Franken für ein mageres Frühstück bezahlen mußte, und zu Vicenza hat mir ein unverschämter Kerl, der mir einen Handschuh aufhob, den ich beim Einsteigen in den Wagen hatte fallen lassen, ein Trinkgeld abgefordert.“

„Das ist allerdings stark.“

„Ja, es ist gewiß, daß alle Italiener Spitzbuben sind,“ ließ sich nun auch Sir Tom vernehmen, „das heißt, bis auf den einzigen Umstand, daß sie nicht stehlen.“

„Und alle Italienerinnen sind Spitzbübinnen,“ erwiderte Heine, „und diese stehlen sogar.“

„Was Sie nicht sagen! Also die Italienerinnen sind wirklich Diebinnen?“

„Versteht sich, ausgezeichnete Diebinnen — sie stehlen Herzen.“

„O, Sie Spaßvogel!“

Die Gesellschaft nahm nun das Frühstück gemeinschaftlich miteinander ein, und dann ging man aus, um Mailand's größte Merkwürdigkeit, den Dom, zu besehen.

Auch auf das Schlachtfeld von Marengo fuhr man gemeinschaftlich, nachdem sich noch ein Liefländer an die Gesellschaft angeschlossen hatte. Als nun die ungeheuere Ebene vor ihnen lag, sagte Heine:

„Wie furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigen Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieses Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutrosen den üppigen Brauttanz tanzte. Frankreich war damals Bräutigam und hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen.“

Die drei Engländer sahen ihn dumm an und lachten; der Liefländer aber sagte:

„Wer denkt jetzt noch an Marengo? — jetzt sind alle Augen nach dem Balkan gerichtet, wo Diebitsch den Türken die Kaftane ausklopft. Sie werden es erleben, daß wir dieses Jahr noch als Sieger in Constantinopel einziehen und ein Tedeum in der großen Sophien-Moschee halten werden. — Sind Sie gut russisch?“

Heine sah den Frager mit wehmüthig zerstreuten Blicken an, denn er sah im Geiste Napoleon im grauen Mantel und dreieckigen Hütchen über das Brachfeld dahin jagen und seine Commandos ertheilen, aber er sagte gedankenlos: „Ja, ich bin gut russisch.“

Doch nun entfernte er sich von den Uebrigen, um allein auf dem Schlachtfeld seine Morgenandacht zu halten.

Bald jedoch gesellte sich der Liefländer wieder zu ihm, und auf die höhersteigende Sonne deutend, sagte er: „Es wird ein schöner Tag werden.“

„Ja, es wird ein schöner Tag werden,“ wiederholte leise

Heine's betendes Herz und zitterte vor Wehmuth und Freude. „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Controlle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben. — O, sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen, scheinheiligen Sündern. O, wir armen Kämpfer, die wir unsere Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mußten und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsere Wange nicht mehr röthen und unsere Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab ist." —

Während der Mittagshitze suchten die Reisenden Obdach in einem Franziskanerkloster, wo man ihnen auch eine kärgliche Bewirthung zukommen ließ.

„Liegt das Kloster mit seinen düstern Cypressen und seinen weißen Mönchen nicht hier auf der Anhöhe wie ein Jagdschloß des Glaubens?" wandte sich Heine an den Liefländer.

„Es ist ein schöner Bau," erwiderte dieser, ein Stück Fleisch hinunterwürgend.

„Aber triste, very triste" ließ sich Mister Liver's dicke Tante vernehmen.

„Ich möchte nicht so ein Mönch sein," setzte Miß Polly hinzu.

„Und ich auch nicht," rief Miß Molly, sehr roth werdend über die Kühnheit welche sie antrieb, den Mund zu öffnen.

Da man der Hitze wegen im luftigen Kreuzgang speiste,

so sagte der Liefländer, indem er auf die Grabsteine deutete, womit der Boden gepflastert war:

„Da liegen nun die alten Baumeister und Gründer dieses Klosters und müssen sich von uns mit Füßen treten lassen.“

„Es ist nur zu wünschen,“ entgegnete Heine, „daß ihr Schlaf recht fest sei und das Lachen der neuen Zeit sie nicht erwecke, absonderlich Jene, die vor alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, denn für diese wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, im Mondschein ihr unvollendetes Tagewerk sähen und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat, und daß ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.“

Am folgenden Tag trennte sich Heine von seinen Bekannten und setzte seine Reise nach Genua fort.

Es war ein großartiger Anblick, als er auf der Spitze der Apenninen plötzlich die blaue Meeresfluth zwischen den grünen Gebirgsgipfeln hervorkommen sah, aber sonderbarerweise glaubt man die Schiffe, die man hie und da erblickt, mit vollen Segeln über die Berge fahren zu sehen. Die einbrechende Dämmerung, in welcher die letzten Sonnenstrahlen mit den ersten Abendschatten ihr wunderliches Spiel begannen und alle Farben und Formen sich nebelhaft verwebten, gab dem Ganzen etwas Mährchenhaftes, etwas Hochpoetisches, und so langte Heine, in süße Träume verloren, endlich in Genua an.

Enge Straßen, übermäßig hohe, alterthümliche Häuser und Paläste geben dieser Stadt ein häßliches, gedrücktes Ansehen, welches unsern Reisenden nicht sehr anmuthete, doch war von der Seeseite her der Anblick ein besserer. Heine betrachtete die Rialtobrücke, die Paläste in der Strada-nuova und in der Strada-Balbi, und in diesen Palästen die Gemälde und Kunstschätze, worunter ihm besonders im Palaste Durazzo die Portraits schöner Frauen anzogen.

Plötzlich fühlte er sich wunderbar erfaßt, in seiner Seele

entstand ein süßer Sturm, die Augenwimpern begannen ihm zu zittern, denn er stand vor dem Bilde der todten Maria, die hier in der Tracht eines frühern Jahrhunderts abgebildet erschien.

„Dieses Bild," sagte der Custode, „stellt die Herzogin Isabella von Genua vor; es ist gemalt von Giorgio Barbarelli da Castelfranco nel Trevigiano, genannt Giorgione; er war einer der größten Maler der venetianischen Schule, wurde geboren 1477, und starb 1511."

„Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herab zu heben, Signor Custode," sagte Heine, der noch immer im Anschauen der wunderbaren Aehnlichkeit verloren war, die dieses Bild mit der ihm so theuern Entschlafenen hatte; „ich will nur den Staub von den Lippen abblasen, und auch die Spinne verscheuchen, die hier in der Ecke des Rahmens sitzt — Maria hatte einen Abscheu vor Spinnen."

„Isabella hieß sie, nicht Maria. Excellenza scheinen sich auf den Werth der Bilder zu verstehen," sagte der Custode, indem er das weibliche Portrait von dem Nagel herunter nahm und es Heine hinreichte.

„Daß ich nicht wüßte, Signor Custode," erwiderte Heine mit einer gewissen Hast. „Ich habe nur die Eigenheit, bei manchen Bildern sehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen."

Er nahm das Bild, ging damit an das Fenster, und drückte unbemerkt einen heißen Kuß auf die Lippen, die er so heiß geliebt hatte. Als er das Bild zurückgab und die Blicke über andere Gemälde gleiten ließ, rief er plötzlich:

„Aber was sehe ich? Von wem ist das Bildniß des Mannes im schwarzen Sammtmantel, das dort hängt."

„Es ist ebenfalls ein Meisterstück von Giorgione."

„Ich bitte Sie, Signore, haben Sie doch die Güte, es auch von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier

neben den Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann, ob ich dem Bilde ähnlich sehe."

„Excellenza sind nicht so blaß. Ich muß Ihnen bemerken, daß der Giorgione ein Nebenbuhler des Tiziano war. Er wurde im Jahr 1477 geboren und starb 1511."

Ach! Maria's Bild war todschweigend getroffen, es fehlte nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten, als einem erlebten Leide galt und sehr schwer zu malen war. Das Bild war wie hingeseufzt auf die Leinwand.

Auch der Mann im schwarzen Mantel war vortrefflich gemalt, besonders waren die maliciös sentimentalen Lippen gut getroffen, als wollten sie eben eine Geschichte erzählen — die Geschichte von dem Jüngling, der seine Geliebte wieder lebendig küssen wollte, worüber das Licht erlosch.

Herr und Diener.

In einem der ersten Hôtels von Lucca saß ein kurzer, dicker Herr mit einer merkwürdig stark gebogenen Nase, einem schwarz gefärbten Krauskopf und einer Physiognomie, die offenbar das Gepräge der jüdischen Abstammung trug, höchst elegant, nur allzujugendlich gekleidet, im Jabot einen prachtvollen Solitair tragend, alle Finger mit werthvollen Ringen geschmückt, über der Weste eine fingersdicke goldne Kette, die sich sammt der kostbaren Uhr in der Tiefe seiner linken Hosentasche verlor, nachlässig zurückgelehnt in einem Sessel. Vor ihm stand sein Diener, eine kleine, sehr magere Gestalt, die einen eng um den Leib schließenden, bis an die Knöchel reichenden Rock von feinem scharlachrothen Tuch trug, der fünf bis sechs Krägen hatte, einer immer kleiner als der andere, die mit breiten Goldborten besetzt waren.

„Was schneidest Du Gesichter, Hirschchen — wollt' ich sagen, Hyacinth, als ob Du eine grimmige Bauchkolik hättest. Geht Dir etwas ab bei mir, daß Du bist unzufrieden?"

„Abgehen thut mir nichts," erwiderte der kleine Krebsrothe, „aber kann der Mensch vor seiner Natur? Ich habe der Heimweh, Herr Gumpel."

„Gumpelino, mein Sohn, Marchese Gumpelino, vergiß das nicht, mein Sohn. Wenn man ist auf Reisen, muß man

thun dick: Klappern gehört zum Handwerk, das ist eine alte Regel.“

„Nu denn, Herr Marchese Gumpelino, ich hab' der Heimweh.“

„Mensch, Du geworden gebissen von einer Giftschlange, die Dich gemacht toll? Hast Du gegessen von dem Kraut, das die Menschen macht rasend, das Du hier willst haben Heimweh in der schönen, göttlichen Natur von Italien?“

„Was thu' ich mit der schönen Natur, die kann ich auch sehen in Hamburg gemalt auf der Theaterdecoration, wenn sie geben die Stumme von Por... Port... Portorico heißt's, glaub' ich. Ich sehne mir zurück nach Hamburg, nach dem Dreckwall, wo ich einmal hab' gehabt eine Geliebte, als ich noch war Lotteriecollector ... es war eine verheirathete Frau,“ setzte er mit einem verschämten Augenzwinkern zu, „aber der Herr Gumpel....“

„Gumpelino, Hirschchen, Marchese Gumpelino, vergiß das nicht, wenn ich Dich nicht soll halten für ein capitales Rindvieh, mein Sohn,“ unterbrach ihn der Dicke.

„Herr Marchese Gumpelino,“ fuhr der Kleine fort, als ob er nicht unterbrochen worden wäre, „Sie dürfen deshalb nichts Böses von mir denken, es ging Alles in Zucht und Ehren zu — sie tractirte mich nur immer mit Kaffee und Kuchen, wenn ich ihr die Renovation ihres Lotterielooses brachte... Ach! Herr Gumpel ... Gumpelino, verzeihen Sie, die alte Gewohnheit, es ist mir so herausgefahren ... erlauben Sie mir, zu sagen, es war doch schön Lotteriecollector zu sein .... Der Mensch hat ein Herz ...“

„Gott, Dummheiten, Hersch ... Hyacinth ... hast gehabt eine Lotteriecollecte, hat Dir kaum eingetragen, daß Du von mehr als Häringen und saueren Gurken leben konntest, und jetzt bei mir schwelgst Du im Ueberfluß, hast die schönste Livrée in ganz Lucca. Sind noch für vierzig Thaler mehr Tressen

daran, als an der Livrée von Rothschild's Bedienten. Gebe ich Dir nicht selbst Unterricht in der Bildung? Habe innerlich mein Vergnügen daran, wie sich der Mensch bei mir perfectionnirt, und er ist so unästhetisch und denkt an den Dreckwall."

„Verzeihen Sie, aber die Sehnsucht, das Herz ... der Mensch hat sich nicht selber gemacht."

„Aber der Mensch kann sich beherrschen," docirte Gumpel in salbungsvollem Tone, „und er muß trachten, sich zu beherrschen, besonders wenn es sich darum handelt, Bildung zu erlangen. Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt, Bildung ist der Emes vom Gänsefett. Wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verlieren sollte, so bin ich doch immer noch ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik und Poesie; und darin sollst Du auch einige Kenntnisse erlangen, wie ich Dir Unterricht gebe im Tanzen, Declamiren und in der feinen Lebensart. Doch jetzt stelle Dir in der dritten Position und mache mir vor, wie Du Dich wirst benehmen, wenn ich Dich schicke zu schönen Damen."

Hirsch richtete sein kleines Körperchen auf und nahm die verlangte Stellung an.

„Brust heraus, Bauch hinein," commandirte Herr Gumpel, „die Spitze des linken Fußes mehr vorwärts gekehrt, die rechte Ferse an die linke dicht angestellt, in der linken Hand hältst Du respectvoll den Hut, die rechte legst Du an das Bein an, so ... jetzt mache Dein Compliment, nicht mit dem Körper, Gott, Hirsch .... Hyacinth, das ist veraltet .... den Kopf beugst Du vornehm und dennoch demüthig ... so ist's recht, hast's gut gemacht ... und dann wirst Du überbringen, was ich Dir werde geben, und sagen, was ich Dir werde auftragen an die von mir bevorzugten Damen."

„Gott, was würde die Madame Gumpel sagen, wenn sie wüßte, wie ihr Mann geht auf den Schnepfenstrich."

„Laß die Madame Gumpel aus dem Spiele,“ sagte der dicke Mann streng. „Hast keinen Begriff von einer vornehmen Ehe, Hyacinth! Die Treue ist nur für gemeine Leute; meine Gemahlin wird sich nicht bekümmern um mein Thun und Lassen, sie wird sitzen auf der Kanapee, und sich lassen machen der Cour von ihren Verehrern. Hab' ich sie doch nur genommen, weil sie schon als lediges Fräulein hat gehabt so viele Anbeter. Als sie war in Mainz zum Besuch bei den Verwandten, haben sich sogar die preußischen Officiere nicht wenig bemüht um ihr; einer von ihnen — Baron von Asmuth hat er geheißen und ein grausam schöner Mensch war er — hat sogar Gedichte auf ihr gemacht und hat sie lassen abdrucken in der Didascalie zu Frankfurt und hätte sich bald geduellirt wegen ihr .... Aber was ich sagen wollte, Hirschchen, Du mußt gehen hinaus in's Feld und mir besorgen eine Klatschrose.“

„Wie heißt's? — a Klatschrose! — was wollen Sie thun mit der ordinairen Blume?“

„Hyacinth, frage nicht; thu, was ich Dir sage, — ich habe meine Absichten mit der Blum'.“

Der Diener verbeugte sich stumm und verließ das Zimmer.

Indessen stand in einem andern Gasthause in dem Badeorte Lucca, Lady Arabella vor dem Spiegel. Sie hatte eben den letzten Knopf des bis hoch an den Hals gehenden grünen Reitkleides zugeknüpft und war eben im Begriff, den mit einer weißen Feder geschmückten Hut auf ihre langen goldblonden Locken zu setzen, als Heine nach einem raschen Anklopfen bei ihr eintrat. Mit einem freudigen Aufschrei warf sie den Hut schnell in eine Ecke, flog ihm entgegen, faßte ihn an beiden Ohren und mit dem Ausrufe: „Doctor des Himmels und der Erde!“ küßte sie ihn zu wiederholten Malen recht herzlich.

„Wie geht es, Verrücktester aller Staubgeborenen?“ setzte sie sodann hinzu. „Ich freue mich wirklich, Sie wieder zu sehen, weil Sie gerade jene Art von Wahnsinn besitzen, die ich

bevorzuge. An Narren und Dummköpfen ist kein Mangel, aber die echte Verrücktheit ist eben so selten zu finden, wie die wahre Weisheit."

Heine warf sich an ihre Seite in ein Sopha. Es fand nun ein neckendes Gespräch statt, bei welchem Eins das Andere zu überbieten suchte, endlich fragte die Lady:

„Wann sind Sie angelangt?"

„Nach Mitternacht. — Was hat es für Badegäste hier? — versteht sich, weiblichen Geschlechts."

„Da haben wir erstens Lady Julia Maxfield, die Königin aller Verrückten."

„Warum ist sie das?"

„Weil sie behauptet, grüne Augen, die sie hat, bedeuteten den Frühling der Seele. Ferner haben wir noch zwei junge Schönheiten."

[*] „Gewiß englische Schönheiten: Plumpuddings mit Rosinenaugen, Rostbeefbusen, stolze Pasteten ...."

„Sir, vergessen Sie nicht, daß ich auch eine Engländerin bin."

Bei diesen Worten stand sie auf, hob ihren Hut vom Boden, setzte ihn keck auf die Locken, trat vor den Spiegel und murmelte: „Ich bin auch schön!" Dann, wie von einem Schmerz durchschauert, rief sie: „Was hilft alle Schönheit, wenn man nicht geliebt wird. Ich habe indessen viel gelitten, sehen Sie nur, wie abgemagert meine Hand ist."

Heine ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf mit so viel Innigkeit, als ob ihre klagenden Worte ein Echo in seiner eigenen Brust gefunden hätten. Ihr Auge sah ihn an wie ein wehmüthig einsamer Stern am herbstlichen Himmel. Sie warf ihm vor, daß er sie nicht mehr liebe — als er sie aber des Gegentheils versicherte, lachten ihre Augen wie Sonnenschein nach einem leisen Regenschauer.

Wegen der mit Sternchen bezeichneten Stellen siehe Heine's Reisebilder.

Jetzt trat ihr Diener ein und meldete mit steifem Pathos: „Der Marchese Christophoro de Gumpelino lassen anfragen, ob es Mylady gelegen sei, seinen Besuch anzunehmen.“

„Er mag kommen,“ entschied Arabella.

Während der Lakai hinausging, sich an Heine wendend, sagte sie lachend: „Jetzt werden Sie den Großmeister unsers Narrenreichs kennen lernen. Der Mann besitzt sehr anerkennenswerthe Eigenschaften, zum Beispiel viel Geld, einen gesunden Verstand und die Fähigkeit, alle Narrheiten der Zeit in sich aufzunehmen. In Julia Maxfield ist er dermaßen verliebt, daß er sich ihren Romeo nennt, vor ihr declamirt und seufzt, obgleich ihr Schwager, dem sie von ihrem Manne anvertraut worden, sie wie ein Argus bewacht.“

„Argus bewachte eine Kuh — die Dame wird hoffentlich mit einer solchen nichts gemein haben.“

Bevor Arabella antworten konnte, ging die Thür auf und ein runder Bauch watschelte auf zwei kurzen Beinen herein, eine ungeheure Nase folgte ihm nach. Heine erkannte mit unaussprechlichem Erstaunen den Banquier Gumpel aus Hamburg, den er unzählige Mal bei seinem Onkel gesehen hatte. Der Kommende watschelte mit einem wohlgefälligen Lächeln auf Mylady zu, putzte seine wülstigbreiten Lippen mehrmals an ihrer feinen Hand ab, erkundigte sich nach dem werthen Befinden, und als er befriedigten Bescheid erhalten hatte, ließ er nun auch einen Blick auf den Fremden gleiten, und mit dem erstaunten Ausrufe: „Heine, Neffe meines besten Freundes!“ breitete er ihm die Arme entgegen, Heine stürzte sich hinein und:

In den Armen lagen sich Beide voll Lust und voll Freude,
Und weinten vor Schmerz und Freude sich an dem Herzen Beide.

wie es in Schiller's Ballade von der Bürgschaft heißt.

„Sie werden begreifen,“ sagte Gumpel, „ich habe mir hier in's Italienische übersetzt, und den Banquier in einen Marchese

umgewandelt, es giebt mehr Ansehen und ich halte was auf's Ansehen."

„Sie haben wohlgethan," erwiderte Heine satyrisch, „um so mehr, da Ihre Nase Sie schon berechtigt, sich einen Marchesentitel beizulegen."

„Wie so? wie meinen Sie Das?"

[*] „Nun, ich meine, man kann es Ihnen an der Nase ansehen, daß Sie von gutem Adel sind, daß Sie von einer uralten Weltfamilie abstammen, womit sich sogar einst der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesalliance, verschwägert hat. Seitdem ist diese Familie freilich Etwas heruntergekommen, so daß sie seit Carl dem Großen meistens durch den Handel mit alten Hosen und Hamburger-Lotterieloosen ihre Subsistenz erwerben mußte, ohne jedoch im mindesten von ihrem Ahnenstolz abzulassen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einst wieder ihre alten Güter, oder wenigstens hinreichende Emigranten-Entschädigung zu erhalten, wenn ihr alter, legitimer Souverain sein Restaurationsversprechen erfüllt, womit er sie schon zwei Jahrtausende an der Nase herum geführt."

„Sie sind doch noch immer derselbe frivole Spötter, werden sich nie ändern. Doch wie kommt es, daß ich Sie hier bei Mylady finde?"

„Wir sind alte Freunde."

„O, Sie Glücklicher! Sie beneidenswerther Sterblicher! mich duldet sie nur, sie hat mein treues Herz verschmäht, drum habe ich es jetzt einer Anderen zugewendet."

Arabella hatte sich indessen mit ihrem Windspiel beschäftigt und spöttisch vor sich hin gelächelt. Jetzt näherte sich ihr der Marchese, und indem er eine elegante Pappschachtel und eine fließpapierne Düte aus der Tasche zog und ihr darreichte, sagte er mit einem süßen Schmunzellächeln:

„Ich erlaube mir, meiner Angebeteten ein kleines Morgenopfer darzubringen."

Die Lady nahm lächelnd seine Gaben an. Zuerst öffnete sie die Schachtel, aber kaum hatte sie den Inhalt erblickt, der in Chocoladeplätzchen bestand, als sie ihn voll Abscheu zu Boden schleuderte und aus vollem Halse schrie:

„Wollen Sie mich morden mit Ihrer verdammten Chocolade? Fort, fort, mir aus den Augen, verruchter Gumpelino! Chocolade ist mir das Entsetzlichste, was es auf Erden giebt."

Gumpelino stand bestürzt und sprachlos wie eine Salzsäule. Das Windspiel machte sich über die verschmähten Plätzchen her und schien sie mit großem Appetit zu verzehren.

„Ich wußte ja nicht ..." stotterte endlich Gumpelino, „ich kannte ja diesen Widerwillen nicht ... Verzeihen Sie mir, Schönste der Frauen, meine Wahl war eine unglückliche."

„Ja wohl war sie Das ... wenn es Diamanten gewesen wären, so würde ich nichts gesagt haben ... aber Chocoladeplätzchen ... pfui! pfui! wie erbärmlich."

Sie hielt sich die Hände vor die Augen, sie rannte wie eine wahnsinnige Medea im Zimmer auf und ab, verwünschend Gumpelino, der sich ihr mit beschwichtigenden Worten und der fließpapiernen Düte näherte.

„Vielleicht vermag dieses Sie zu versöhnen und günstiger für mich zu stimmen," sagte er demüthig, indem er ihr die Düte hinreichte.

Sie griff begierig danach.

„Es ist eine Seltenheit darin."

Arabella öffnete neugierig das Papier und fand nichts weiter als zwei Blumen, eine ausländische, die stark duftete, und eine gewöhnliche Klatschrose von dem Felde. Enttäuscht ließ sie die Düte sammt den Inhalt fallen.

„Es ist Kunst und Natur," sagte Gumpelino, „eine indianische Blume, die selbst in dem heißen Italien nur in Treibhäusern fortkommt, hat mich fünf Gulden gekostet, auf Ehre — und die Feldblume soll veranschaulichen die Natur."

„Schweigen Sie," herrschte ihn Arabella zornig an. „Wie können Sie sich unterstehen, mir eine Klatschrose anzubieten? Soll Das eine Anspielung sein, Marchese, weil ich mich unterstanden habe, mich über Sie und Lady Julia Maxfield bei anderen Damen lustig zu machen. — Pfui, Sie sind ein impertinenter Mensch, ein elender Dümmling, zu armselig, um mich durch einen schlechten Witz beleidigen zu können. Gehen Sie mir aus den Augen, ich verachte Sie."

Mit der erbärmlichsten Miene von der Welt, machte Gumpelino Anstalt, vor der Lady auf die Kniee zu fallen. Arabella erhob die Reitpeitsche und war im Begriff einen Hieb auf ihn zu führen, doch sich besinnend, ließ sie die Peitsche ihrem Hund über den Rücken schwirren, der schreiend zur Seite sprang, sich aber allsobald wieder an seinen süßen Fraß begab, während seine Herrin vor Ungeduld auf den Boden stampfte, die Schelle mit rasender Gewalt anzog und dem eintretenden Diener zurief:

„Mein Pferd, John, augenblicklich mein Pferd, John, oder es setzt Hiebe."

„Es steht bereits vor dem Hause, Mylady."

Ohne Gruß und Abschied stürmte die heftige Dame wie ein Wirbelwind davon.

„Eine kuriose Frau! Eine höchst kuriose Frau ist die holdselige Lady; hätte mich beinahe geschlagen," rief Gumpelino, der vor Erstaunen bisher einem steinernen Götzenbild von der häßlichsten Art geglichen hatte; dann hob er die glücklicherweise unzerknickt gebliebenen Blumen vom Boden auf, um Kunst und Natur durch seinen Diener Hyacinth an Lady Julia Maxfield zu senden.

Heine, den dieser Auftritt höchlichst ergötzt hatte, war, sobald Arabella das Zimmer verlassen hatte, an das Fenster geeilt und rief hinunter:

„Mylady, was soll ich von Ihnen denken? Ist das Vernunft — Sitte — ist das Liebe?“

„Liebe!“ hohnlachte die schöne Reiterin von ihrem Pferde herauf, „Liebe ist ein Hirngespinst, ein wesenloses Ding, das nur in der Phantasie zu finden ist.“

Und fort sprengte sie, daß die Funken aus den Pflastersteinen stoben.

Badebekanntschaften.

Gumpelino erbot sich, den Neffen seines Freundes bei zwei angenehmen Damen einzuführen. Heine nahm das Anerbieten an, und so keuchte der dicke Mann mit ihm die Anhöhe hinauf, auf der die Damen wohnten, doch alle zehn Schritte blieb der Wohlbeleibte stehen und keuchte: „O Jesus!"

Nachdem sie durch Weinreben, Myrthengesträuch, Geisblatt, Lorbeerbüsche und Geranien hinangeklimmt waren, hatten sie einen reizenden Anblick in das Thal, in dem das von hohen Bergen umschlossene Dorf liegt, während die Hauptquelle sich auf dem Berge befindet und von einer malerischen Häusergruppe umgeben ist.

„O Jesus!" ächzte Gumpelino abermals, indem er in dem Schatten einiger Cypressen zu verschnaufen suchte und den Schweiß abtrocknete, den ihm die etwas stark wärmende Morgensonne aus allen Poren preßte, und auf die Engländerin deutend, die man eben hoch zu Roß, unten über die Brücke sprengen sah, setzte er hinzu: „O Jesus, welch' ein Weib! Solch' ein curioses Exemplar von einer Frau ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; sie hat so etwas Meerwunderartiges, sie kommt mir vor wie eine Nixe."

„Wer weiß! Sie könnte wohl solch' ein Wesen sein; sie hält vielleicht den Fischschwanz unter dem Unterrock verborgen."

„Wirklich eine kuriose Frau, und sitzt zu Pferd wie ein Husar — sie wird ihre Gesundheit noch zu Grunde reiten.“

[*] „Sehen Sie dort den spindeldürren Menschen, der auf seinem magern Gaul hinter ihr herjagt, wie die galoppirende Schwindsucht!“

„Ja, ich sehe ihn, es ist ein spanischer Don.“

„Ist er ein Anbeter von Lady Arabella?“

„So etwas dergleichen, ja. Alle Männer sind vernarrt in das kaltherzige Weib. Ihr Schimmel, sagte sie mir neulich, koste dreihundert lebendige Louisd'or ... ach! und die Louisd'or stehen so hoch.“

[*] „Und werden noch so hoch steigen,“ fiel ihm Heine in die Rede, „daß ein armer Gelehrter wie Unsereiner, sie gar nicht wird erreichen können.“

„Jesus, Doctor,“ rief Gumpelino, „ich habe Geld, viel Geld, Sie wissen es, aber ich bin genöthigt, so viel hier auszugeben, daß ich mich muß einschränken. Wissen Sie, die Damen kosten mich zu viel ... seit ich hab' verwandelt den Banquier in einen Marchese, muß ich auftreten cavaliermäßig; doch um zu sparen einigermaßen, behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten; nur wenn ich bin in Rom halte ich mir einen Capellan, um zu lassen lesen Messe in meiner Hauscapelle.“

„Hauscapelle! Messe!“ rief Heine im maßlosesten Erstaunen. „Haben Sie denn den Juden im Taufwasser ersäuft, Herr Gumpel?“

Gumpel lächelte pfiffig, doch um einer directen Antwort zu entgehen, deutete er auf seinen eben die Anhöhe heraufkommenden Diener in der rothen Livrée und sagte:

„Sehen Sie, Doctor, das ist mein Hyacinth.“

„Der kleine, putzige Kerl in dem langen, rothen Rock, der ihm um die dünnen Beinchen schlottert, gleicht einer Feuerlilie,“ rief Heine laut auflachend aus. „Doch was sehe ich,“ setzte er

sehr erstaunt hinzu, als er bemerkte, wie das kleine Köpfchen mit dem blassen Gesichtchen ihm gar wohl bekannt zunickte: „ist denn das nicht Herr Hirsch, der wohlbekannte Lotteriecollecteur aus Hamburg?"

„Ja, ja, ich bin es, und auch Fußarzt oder Hühneraugenoperateur und Kenner von Juwelen, die ich ganz genau zu taxiren weiß," rief das kleine Jüdchen mit einem so seligen Schmunzeln, als ob er bereits das Glück hätte, in Abraham's Schooß zu sitzen.

„Nun, das muß ich sagen," rief Heine, „Sie hätte ich eher auf dem Berg Sinaï, als auf den Apenninen zu finden erwartet."

„Gott, wie freu' ich mich, daß Sie mich noch kennen, Herr Doctor Heine," rief Hirsch, „nur muß ich haben die Ehre, zu bemerken, daß ich jetzt nicht mehr heiße Hirsch, sondern Hyacinth, daß ich nicht mehr bin Lotteriecollecteur, sondern Kammerdiener bei Herrn Gumpel."

„Hyacinth, wie kannst Du Dich so vergessen?" rief sein Gebieter mit tadelnder Strenge; „hier in Italien bin ich ein für allemal der Marchese Gumpelino, das merke Dir doch endlich einmal."

„Gut, Sie sollen sein der Marchese Gumpelino und eine Excellenz obendrein, aber was brauchen wir uns zu geniren vor diesem Herrn, der uns Beide kennt und der mir noch ist schuldig von der letzten Renovirung seines Lotterieloofes sieben Mark neun Schillinge. — Gott der Allmächtige soll's wissen, wie sehr ich mich freue, Sie hier zu sehen, Herr Doctor Heine, wo Sie gewiß auch wegen des puren Plaisir-Vergnügens hingekommen sind."

„Schweige mit dem Gedibber, oder ich schaffe mir einen andern Bedienten an," rief Gumpelino majestätisch.

„Man wird doch noch dürfen reden einmal deutsch mit einem alten Bekannten in einem Lande, wo man so viele Hitz-

wärme auszustehen hat. Gott, so eine Begegnung thut einem gut, wie ein kühler Wind, der einem über das erhitzte Gesicht fährt. — Und ich sage Ihnen, Herr Gumpel, daß ich nur der Ehre wegen Ihr Bedienter geworden bin, und von wegen der Bildung, sonst wäre ich zu Hause geblieben, verkaufte noch Lotterieloose, schnitt noch Hühneraugen und taxirte Juwelen — aber man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich."

Durch diese Schmeichelei gerührt, sagte Gumpelino sanft:

„Hyacinth nimm diese Blumen, (er hatte nämlich die Blumen wieder in die Düte gethan und sie mitgebracht) nimm sie aber wohl in Acht, zerknicke weder die Stiele, noch drücke die Blätter — die eine, die große, kostet fünf Gulden ... gehe damit zu meiner Julia ..."

„Ich weiß schon, zu Lady Julia Maxfield."

„Nichts weißt Du, Stockfisch! Laß mir ausreden. Du gehst zu meiner Julia, Du sagst ihr: „Mylady, hier bringe ich Kunst und Natur. Die Natur redet selbstverständlich zu Ihrem Herzen. Die Kunst aber, das heißt, die hier durch die Blume repräsentirte Kunst, ist eine Blume, die unter den Blumen ist, was der Strachino unter den Käsen ist, und diese sendet Ihnen Ihr Romeo." — Höre, vergiß ja den Vergleich mit dem Käse nicht."

„So wahr mir Gott alles Gute geben soll, das ist ein guter Einfall," rief Hirsch. „Leben Sie wohl, Herr Doctor Heine, wir werden uns noch öfter sehen, und Sie haben daher Zeit, um die Kleinigkeit, die Sie mir noch schuldig sind, zu berichtigen, ich mahne Sie nicht darum."

Und eiligen Schrittes trippelte er den Berg hinunter.

[*] „Er ist ein treuer Mensch, in allen Dingen sehr zuverlässig, sonst hätte ich ihn längst abgeschafft wegen seines Mangels an Etiquette und savoir vivre," sprach Gumpel, indem er seinem forteilenden Diener nachsah. — „Doch nun muß ich fragen, Bester, wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend?

Sehen Sie einmal die Bäume wie grün, die Berge wie violett und grau verschwommen, den Himmel da oben, und das Wasser da unten wie blau, es ist Alles wie gemalt. Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird so zu sagen ein Dichter bei dem Anblick."

[*] „Als ich einst," erwiderte Heine mit spottverzogenen Lippen, „als ich einst unter den Linden zu Berlin spazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange schwiegen, bis endlich die Eine schmachtend aufseufzte: „Ach! die grine Beeme!" worauf die Andere, ein junges Ding, mit naiver Verwunderung fragte: „Mutter, was gehn Ihnen die grine Beeme an?"

Den Spott auf Heine's Lippen wohl verstehend, rief Gumpel verdrießlich:

[*] „Stören Sie mich nicht, Doctor, Sie haben keinen Sinn für reine Naturschönheit — Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüth, so zu sagen ein Byron."

[*] „Ist doch die Welt mitten entzwei gerissen," rief Heine, „und da das Herz des Dichters der Mittelpunct der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht ein, daß er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige aber ging der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermartyrthums für würdig erachtet haben."

Der Marchese sah noch immer verklärt in das Thal hinab, schnalzte zuweilen mit der Zunge vor andächtiger Bewunderung, und rief: „Gott! Gott! Alles wie gemalt."

Endlich hatte der dicke Mann sich genugsam erholt und nun gingen sie weiter. Sie gelangten vor ein kleines, weißes Gebäude, in welchem zwei Freundinnen des Banquiers, Signora Lätitia und Signora Francesca, ihre Wohnung genommen hatten. Die Fenster des freundlichen Häuschens waren anmuthig mit

Weinreben umzogen. Als sie unter die Thür traten, klang ihnen ein Durcheinander von wirbelnden Trillern, Guitarrentönen und Gelächter entgegen. Sie traten in ein Zimmer des Erdgeschosses, worin sie Signora Lätitia in Gesellschaft zweier Herren fanden. Die Dame, die wohl das fünfzigste Jahr überschritten haben mochte, lag zu Bette, und zwar auf dem Bauche, wie die ägyptische Sphinx, weil sie ein Geschwür auf dem Rücken hatte, das ihr viel Schmerzen verursachte. Sie war in Gesellschaft zweier Herren, wovon der eine auf einem niedrigen Schemel vor ihrem Bette saß; der andere lehnte in einem bequemen Sessel und ließ die weißgelben Finger über die Saiten einer Guitarre gleiten. Aus dem Nebenzimmer tönten zuweilen Bruchstücke eines Liedes heraus, das mit einem frischen, wunderlieblichen Gelächter abwechselte.

Gumpelino nahm ein ironisches Lächeln an, deutete auf Heine und sagte:

„Signora, Signori, ich habe die Ehre, Ihnen hier den deutschen Dichter, Doctor Heine, vorzustellen und denselben Ihrem allerseitigen Wohlwollen zu empfehlen."

Die Signora verzog ihren etwas breiten Mund zu einem angenehmen Lächeln; der auf dem Schemel sitzende Herr nickte, der Guitarrespieler aber sagte:

„Heine! Heine! Ich muß beklagen, diesen gewiß berühmten Namen noch nicht in meine Ohren klingen gehört zu haben, doch zweifle ich nicht, daß sein Glanz bald über die ganze Erde verbreitet sein wird."

„Dieser Herr ist ein Professor des Rechts aus Bologna," flüsterte Gumpelino seinem Begleiter auf Deutsch zu.

[*] „Hm!" erwiderte Heine, „seinem wohlgewölbten runden Bauch nach, scheint er mir sich eher zu einer Anstellung bei der sphärischen Trigonometrie zu eignen."

Der Professor hatte sich indessen wieder in den Sessel zurückgelehnt, griff einige Accorde und sang dabei eine Arie

aus König Axur, die ihr lieblich-neckendes Echo in dem Nebenzimmer fand. Dazwischen trillerte Signora Lätitia ebenfalls ein zärtliches Liebeslied, bis sie plötzlich in die allgemeinste Prosa übergehend, zu dem vor ihrem Bette sitzenden Herrn sagte:

„Bartolo, reiche mir den Spucknapf.“

Der Herr erhob sich gehorsam, trippelte auf seinen dünnen Beinchen durch das Zimmer und brachte der Dame den verlangten Gegenstand, der eben nicht allzu reinlich aussah.

„Dieser zweite Galan,“ flüsterte Gumpelino seinem Begleiter wieder auf Deutsch zu,“ ist ein berühmter Dichter, dessen bereits vor zwanzig Jahren gedichtete Lieder noch jetzt in ganz Italien gesungen werden und mit der in ihnen herrschenden Liebesgluth die Gemüther erwärmen, während der Dichter zu einem frierenden, alten Menschen mit dünnen, weißen Haaren geworden ist, der täglich den Kampf mit der Armuth erneuern muß.“

Jetzt wandte sich die Signora an Heine.

„Sie werden entschuldigen, Signor, daß ich zu Bett liege, und zwar bäuchlings — allein da ich mir durch zu vieles Feigenessen ein Geschwür auf dem Rücken zugezogen habe, so muß ich nothgedrungen in dieser Lage verharren — Sie sind ein Deutscher?“

„Ich bin zu ehrlich, es zu läugnen, Signora.“

„Sie sind auch Dichter?“

„Die Leute sagen es — ich kann nur zugestehen, daß ich zuweilen Verse mache.“

„Allzubescheiden! — Hier Bartolo, der mir als stummer Ritter dient, war in seiner Jugend auch ein Dichter, und zwar einer von der rechten Sorte, die Musen hatten ihn geheiligt. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren in Bologna zum ersten Mal in der Rolle der Ariadne auftrat, hat er mir ein Huldigungsgedicht auf die Bühne geworfen — o, ein Gedicht, wie seitdem kein zweites mehr ausgesonnen worden ist. —

Bartolo, recitiren Sie dem Signor doch einmal das auf mich gemachte Gedicht."

Treugehorsamst leistete der Italiener dem Gebote seiner Herrin Folge, und als er fertig war, setzte er sich wieder auf den Schemel, versank in Schweigen und begann mit Signora's Schooßhündchen zu spielen.

Heine sagte zu Gumpelino:

„Zum Lohn seiner Treue wird der gute Mann wohl bis an sein seliges Ende auf dem Schemel sitzen, Verse recitiren und der Dame den Spucknapf reichen dürfen."

[*] „Der Professor der Jurisprudenz," erwiderte Gumpel, „schleppt sich fast eben so lange in den Liebesfesseln der Signora herum; er muß noch jetzt, wie früher, seine academischen Vorlesungen vertagen, wenn sie seine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er ist noch immer mit allen Servituten eines echten Patito belastet."

Die treue Ausdauer dieser beiden Anbeter einer längst ruinirten Schönheit hatte, obgleich sie vielleicht meist Gewohnheit sein mochte, doch etwas Rührendes für den leicht empfänglichen Heine.

„Marchese," rief plötzlich die Signora dem deutschen Banquier zu, „Marchese, sobald ich wieder wohl bin, müssen Sie mir Ihren Wagen zum Ausfahren leihen, oder vielmehr Sie müssen mich selbst in Ihrem Wagen nach Bologna bringen."

„Ich stehe, wie immer, zu Befehl," erwiderte Gumpelino mit einer Verbeugung.

„Gut, gut; der Professor kann alsdann vorausreisen, Bartolo dagegen soll in Ihrem Wagen mitfahren, wo er auf dem Bocke sitzen und das Hündchen auf dem Schooße halten kann — dann wollen wir in vierzehn Tagen in Florenz eintreffen, wo wir mit Francesca, die indessen mit Mylady Arabella nach Pisa reisen wird, wieder zusammentreffen werden."

Der Marchese riß ein gräuliches Gesicht, und während er

die Cavatine aus Tancred: di tanti palpiti etc. sang, berechnete er heimlich an den Fingern, was diese Reise wohl kosten würde. Der Professor stürmte indessen wieder in die Saiten und sang glühende Worte dazu, Signora Lätitia mischte ihre Triller hinein. Da ging plötzlich die Thür des Nebenzimmers auf und ein junges Mädchen wirbelte sich in das Zimmer.

Heine stand geblendet von der Schönheit der jungen Ballettänzerin.

Sie schoß bis in die Mitte des Zimmers, wo sie sich unzählige Mal auf einem Fuße herum drehte, sich dann der Länge nach auf das Sopha hinwarf, sich die Augen mit beiden Händen bedeckte und athemlos ausrief: „Ach! wie bin ich müde vom Schlafen!“

Der Marchese nahte sich ihr mit einem breiten Lächeln und richtete allerlei galante Redensarten an sie, die sie mit einem gewaltigen Gähnen beantwortete, und als er um die Erlaubniß bat, ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, streckte sie ihm gleichgültig das beanspruchte Glied entgegen, während er sein gelbseidenes Sacktuch auf dem Boden ausbreitete, um darauf niederzuknieen. Als er das kleine, allerliebste Füßchen mehrmals voll Wonnegefühl abgeschmatzt hatte, erhob er sich ächzend und stöhnend.

„O Jesus! das Knieen hat doch etwas Beschwerliches,“ sagte er; dann Heine bei der Hand nehmend, zog er ihn vor das wunderliche Geschöpf hin und setzte hinzu: „Ich erlaube mir, schönste Göttin, Ihnen hier einen beglückten Sterblichen, meinen Freund, den großen Dichter Heine vorzustellen, der ein Liebling Apollo's und der neun Musen ist, und der, wie ich auf Cavaliersparole betheuern kann, die unglückliche Liebe ganz vortrefflich besungen hat.“

„Darf ich,“ ward nun Heine laut, „darf ich jetzt ebenfalls um die Vergünstigung bitten, Ihnen, Signora, den linken Fuß küssen zu dürfen?“

Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, knieete er vor ihr nieder und küßte ihr den nackten Fuß, der in einem rothen Schuh stack, während der andere mit einem blauen bekleidet war. In dem Augenblick, da Heine's Lippen die Haut des jungen Mädchens berührten, schien sie wie aus einem Traum zu erwachen, sie beugte sich lächelnd zu ihm nieder, ließ die großen, verwunderten Augen wohlgefällig auf ihm haften, dann sprang sie mit einem fröhlichen Lachen bis in die Mitte des Zimmers und begann sich abermals mit schwindelnder Schnelligkeit auf einem Fuße herum zu drehen. Heine's Herz drehte sich mit, das Mädchen hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er war verliebt in sie, von dem Wirbel bis zur Zehe.

Plötzlich blieb Francesca vor dem jungen Manne stehen, musterte ihn noch einmal scharf und sprach dann zu Gumpelino:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Signor mitgebracht haben, es ist recht artig von Ihnen."

„Signora sind zu gütig," sagte Heine.

„Ich habe wenig an Ihnen auszusetzen," wandte sie sich nun an den jungen Dichter, „es ist nur Schade, daß Ihre Haare zu hellbraun sind, sie könnten etwas dunkler sein, wie die des Abbate Cecco; auch Ihre Augen, die mehr grün als blau sind, könnten größer sein — sonst gefallen Sie mir ganz gut. Doch damit Sie meine Ausstellungen nicht übel nehmen, sollen Sie mich nun auch bemäkeln. Ja, thun Sie es."

„Ich, Signora, ich habe wahrlich nichts an dieser reizend geformten Graziengestalt auszusetzen, noch an der göttlichen Gesichtsbildung."

Francesca öffnete die obersten silbernen Knöpfe ihres hoch an den Hals heraufgehenden, schwarzseidenen Kleides, lachte und flüsterte ihm zu: „Kommen Sie mit beginnender Dämmerung in den Myrthenhain hinter dem Hause."

Francesca's Gesicht war klar wie Bernstein; die es umge=

benden schwarzen Haare verliehen ihm eine kindliche Rundung, und zwei schwarze Augen beleuchteten es wie Zauberlicht; ihre Stimme war ein silberner Glockenklang.

„Sie gefallen mir, weil Sie dem Abbate Cecco ähnlich sehen," sagte sie nach einer Weile, in der sie ihn abermals betrachtet hatte.

„Wer ist dieser glückliche Abbate, Signora?"

„Ach! es ist ein armer Bursche, der in mich verliebt war, als ich noch im Arnothale Strohhüte flocht."

[*] Sie drückte ihre Fingerspitzen auf das Herz, dann warf sie sich wieder auf das Sopha, streckte die beiden Füße über den einen Seitenrand und ließ sie wie hölzerne Puppen agiren. Die verliebten Füße mußten Abschied von einander nehmen, der blaue war der Abbate, der rothe die arme Francesca; sie küßten sich mit den Spitzen und sagten sich die herzlichsten Dinge — sie weinte kichernde Thränen, dann kam Etwas unbewußt tiefer aus der Seele. Der Abbate hielt eine lange Rede, worin er die Schönheit Francesca's pedantisch rühmte. Sie gab ihm Antwort: „Lebewohl, Cecco! Lebewohl Francesca." — Die verliebten Füße wollten sich nicht verlassen.

„Ich bin froh," rief jetzt Heine, „daß ein unerbittliches Schicksal sie von einander trennt, denn es wäre für mich ein Mißgeschick, wenn sie bei einander blieben."

Der Professor begleitete mit schwirrenden Guitarretönen das drollige Spiel des jungen Mädchens, Signora Lätitia trillerte, das Hündchen bellte. Der Marchese und Heine klatschten Beifall, Francesca erhob sich und verneigte sich dankbar.

„Es ist wirklich eine schöne Comödie," sprach sie zu Heine, „aber es ist schon lange her, seit sie zum ersten Mal aufgeführt worden ist, und ich selbst bin schon so alt. Rathen Sie einmal, wie alt — achtzehn Jahre." — Und dabei drehte sie sich

*) Siehe Heine's Reisebilder.

wohl achtzehnmal auf einem Fuße herum. — Wie alt sind Sie, Doctor?"

„Ich bin in der Neujahrsnacht achtzehnhundert geboren."

„Ich habe Ihnen ja gesagt," bemerkte der Marchese, „daß er einer der ersten Männer dieses Jahrhunderts sei."

Jetzt nahm Signora Lätitia das Wort, um dem Deutschen ihr erstes Debüt als Ariadne auf dem Theater von Bologna zu erzählen.

„Stellen Sie sich vor," begann sie, „daß ich damals ein dünnes, unreifes Ding ohne Fleisch und Fülle war, und ich kann heute noch nicht begreifen, wie ich in dieser Gestalt Furore machen konnte. Ich war in Silberflor gekleidet und trug einen Kranz von Rosen in den Haaren. Man applaudirte sich fast zu Schanden. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß mir Bartolo sein Gedicht auf die Bühne warf. — Bartolo, Sie könnten es wohl dem deutschen Signor noch einmal vordeclamiren — etwas Schönes kann man nie zu oft hören."

Bartolo declamirte.

Das Gedicht war gut, es war in rührender Trauer über Theseus' Treulosigkeit abgefaßt, voll blinder Begeisterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's.

„Bella causa!" rief Signora Lätitia bei jeder Strophe.

Heine lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung der Mythe.

Bartolo lächelte selig, legte die Hand auf das Herz und sah seine alte Inamorata mit verklärten Blicken an.

„Die Ariadne," hob nun Gumpelino an, „erinnert mich an Bethmann's Ariadne in Frankfurt; durch eine Ideencombination komme ich auf Rothschild, dem ich in Geschäftssachen zu schreiben vergessen habe. Um das Versäumte nachzuholen, werde ich mich jetzt entfernen und empfehle mich bestens der werthen Gesellschaft."

Er schritt mit majestätischen Schritten der Thür zu, durch

die er verschwand. Heine wollte nun seine Glossen über ihn machen, aber die Signora schnitt ihm das Wort ab.

„Der Marchese ist ein vortrefflicher Mensch," sagte sie, „und besonders muß ich seinen Enthusiasmus für Alles Schöne loben, so wie auch seine Uneigennützigkeit, die heut' zu Tage so selten ist."

„Und damit verbindet er ein feines, adeliges Betragen," setzte der Professor hinzu.

Bartolo sagte nichts, aber er legte die Hand auf das Herz und sah seine Herrin zärtlich an. Francesca rief:

„Nun ja, er mag ein ganz guter Mann sein, das gebe ich zu, aber seine Nase hat etwas Beängstigendes für mich, sie erinnert mich immer an den Thurm von Pisa."

Heine verabschiedete sich jetzt, doch bat er zuvor um die Vergünstigung, Francesca's Fuß nochmals küssen zu dürfen. Sie schnickte den rothen Schuh aus, daß er bis an die Decke flog, und reichte dem Niederknieenden den lilienweißen Fuß zum Kusse hin.

„Vergessen Sie nicht, heute Abend in das Myrthenwäldchen zu kommen," flüsterte sie leise, dann setzte sie laut hinzu: „Sie gefallen mir; morgen sollen Sie mir den rechten Fuß küssen dürfen, übermorgen die linke Hand, und so weiter. Sie sehen, ich will Sie gern begünstigen."

[*] „Francesca, schöner Himmel, laß mich Deine Erde sein."

Mit diesen Worten entfernte sich Heine, seine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit.

Abends fand er sich richtig im Myrthenwäldchen ein, wo er das schöne Mädchen seiner bereits harrend fand. Was sie sich beim Sternengefunkel erzählten, wollen wir verschweigen, auch vermochten wir die Küsse nicht zu zählen, die sie miteinander ausgetauscht — genug, als Heine bei Tagesanbruch nach Hause ging, hielt er sich für den glücklichsten aller Menschen auf der weiten Erde.

Eines Morgens da er wieder aus dem Myrthenwäldchen

kam, das er sehr fleißig des Nachts besuchte, und im Nachgenusse seines Glückes schwelgend, die Felder durchstreifte, sah er Hirsch in seiner Scharlachlivrée auf einem Felsenvorsprung sitzen. Er trat vor ihn hin mit der Frage:

„Nun Hirsch, wie hat letzthin Lady Maxfield die Blumensendung des Herrn Gumpel aufgenommen?"

„Magnifique, Herr Doctor. Das ist ein Weib! ganz wie ihres Gleichen hat sie mich behandelt, die Blumen geacceptirt und mir einen Francescone Trinkgeld dafür gegeben. Und die größte Freiheit hat sie mir zu nehmen erlaubt."

„Die größte Freiheit! wie soll ich das verstehen, Hirsch?"

[*] „Die Lady hat noch zu Bette gelegen, als ich ihr die Blumen überreichte; während ich mit ihr sprach, streckte sie eins ihrer niedlichen Füßchen zum Bette heraus, und da ich Hühneraugen daran bemerkte, so bat ich um die Erlaubniß, sie ausschneiden zu dürfen; sie gewährte meine Bitte und gab mir nachher den Francescone; aber ich versichere Sie, Herr Doctor, es war mir nur um die Ehre zu thun."

Heine ging nach Hause. Vor seinen Fenstern ließ ein Leierkasten seine lustigen Melodien erklingen, das that ihm wohl, er hörte lange zu, dann frühstückte er, und es war bereits ziemlich spät, als er sich ankleidete und ausging, um einen Besuch zu machen. Gegen Abend ging er auch zu dem Marchese Gumpelino.

Als er in das Zimmer trat, war Hyacinth eben im Begriff die goldenen Sporen seines Herrn zu putzen, der, wie Heine durch die halboffenstehende Thür seines Schlafzimmers bemerken konnte, vor einem Madonnenbilde, das unter einem großem Krucifix hing, auf den Knieen lag.

„Herr Gumpel verrichtet eben sein Gebet," sagte Hyacinth; „er ist jetzt ein guter Katholik, der die Ceremonien der alleinseligmachenden Kirche streng ausübt. In Rom hält er sich einen eigenen Capelan wie er sich in England die besten Wett-

renner und in Paris die schönsten Tänzerinnen hielt. — Soll mir Gott alles Gute geben, Herr Doctor, aber jeden Abend liegt er zwei Stunden vor der Primadonna mit dem Jesuskinde auf den Knieen."

[*] Sie sollten eigentlich hinter ihm knieen, Herr Hyacinth, oder sind Sie kein Freund von der katholischen Religion?"

Hirsch zog die Achseln bis an die Ohren.

„Der Katholicismus ist eine Religion für reiche Leute, die nichts zu thun haben als, sobald eine Glocke bimmelt, in die Kirche zu laufen und zu beten; ist aber keine Religion für einen Geschäftsmann, der seine fünf Sinne beisammen halten muß, um etwas zu verdienen; und wär's nicht wegen der Bildung, in der ich bereits Fortschritte gemacht habe, so würde ich gar nicht bleiben bei dem Herrn Marchese, sondern nach Hamburg zurückgehen und wieder werden Lotteriecollector, und würde gehen alle Schabbesabende in den neuen Religionstempel, wo der reine mosaische Gottesdienst ausgeübt wird, mit dem ich mich will behelfen."

„Also Sie halten die jüdische Religion für die beste?"

[*] „Ja, so beiläufig, Herr Doctor, denn sie ist so zu sagen noch zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdische Religion noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muß eine Religion haben, worin er sich glücklich fühlt in seiner Dummheit."

Jetzt erhob sich Gumpelino von seinem gepolsterten Betstuhl und noch den Rest eines angefangenen Vaterunsers durch die Nase schnarrend, kam er auf Heine zu, bekopfnickte ihn und reichte ihm die Hand.

Er sah sonderbar aus. Von der Hitze völlig aufgelöst, trug er statt aller Bekleidung einen blauseidenen Domino, der mit silbernen Franzen besetzt war. Während Hirsch einen Vorhang vor das Bild der Madonna fallen ließ, die beiden in angeschraubten Wandleuchtern neben demselben brennenden Wachs-

kerzen auslöschte, und das kupferne Cruzifix herabnahm und es mit demselben Lappen blank zu putzen begann, mit dem er früher die Sporen seines Gebieters geputzt hatte, ließ sich Gumpelino in die weichen Kissen des Sopha's fallen, winkte Heine an seiner Seite Platz zu nehmen und seufzte:

[*] „O Jesus, Doctor, finden Sie nicht, daß ich heute Abend sehr schwärmerisch aussehe. Ich bin so bewegt, mein Gemüth ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt. Ach, Julia!"

[*] „Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen," rief Hyacinth. „Ich sage Ihnen, Sie sind zu korkulent, Sie müssen einnehmen, sonst bekommen Sie wieder die Melankolik."

Ohne diese Rede seines Dieners zu beachten, fuhr Gumpel, an Heine gewendet, fort:

„Sie sind ein Dichter, Sie haben gelesen das Sehkspeare, haben vielleicht sehen aufführen Romeo und Julia, haben vielleicht darin gesehen spielen die Crelinger?"

„Ja, das habe ich, Herr Gumpel."

„Dann werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, ich liebe und werde wieder geliebt von der schönsten aller Ladies; wir drücken uns heimlich die Hände unterm Tischtuch, aber ein höchst lästiger Schwager bewacht meine Göttin. Ach! wir sterben Beide vor Sehnsucht. Ach, die glückliche Nacht wird nie kommen, wo ich als treuer Romeo meine Julia liebend darf schließen in die Arme — und doch, Doctor, Sie dürfen mir es glauben, wäre mir eine solche Nacht, in der ich mit ihr könnte schwärmen im Mondschein und könnte belauschen das Lied der Nachtigall, lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewinnen würde."

„Herr Gumpel," rief Hyacinth ganz erschrocken, „das große Loos beträgt hunderttausend Mark Banco."

„Und dennoch würde ich diese hunderttausend Mark Banco freudig geben hin für eine solche Nacht."

„Gott soll's hüten," brummte Hyacinth vor sich hin, „nicht

einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich hin für die Liebe. Was thue ich mit einer Liebe, die so unmenschlich viel Geld kostet. Wenn ich habe geliebt, so habe ich meiner Geliebten höchstens einmal par complaisance die Hühneraugen geschnitten. Im Gegentheil, ich habe noch Vortheil von meiner Geliebten gehabt. Einmal spielte eine Frau bei mir, und so oft ich ihr das Loos renovirte, traktirte sie mir mit einem Schälchen Kaffee und einem Stück sehr guten Kuchen; einmal sogar gab sie mir ein extrafeines Liqueurchen zu versuchen, und ein andermal drückte sie mir ein paar große Salzgurken in die Hand. Das war eine Frau! Wir wurden nach und nach ganz sentimental, und als sie einmal hörte, daß ich an allerlei Beschwerden litte, gab sie mir das Recept zu den Pulvern, die ihr eigener Mann einnahm. Sehen Sie, Herr Gumpel, das war eine Liebe, die nicht kostspielig war, sondern noch Vortheil abwarf."

Gumpel aber seufzte:

„Ach! wenn ich sie sagen hören könnte: Bleibe noch, mein Gumpelino! es ist die Nachtigall und nicht die Lerche, die dort auf dem Granatbaum singt."

Hyacinth hatte indessen in einer schmutzigen Brieftasche gesucht und ein Papier daraus hervorgezogen.

„Hier ist das Recept," sagte er, „und hier steht geschrieben: „Sal mirabili Glauberi," das heißt zu Deutsch: Extrafeines G l a u b e n s s a l z von der besten Sorte, aber sonderbar, ich habe schon oft eingenommen von dem G l a u b e n s s a l z, es hat mich abgeführt, aber der Glaube ist nicht gekommen zum Durchbruch bei mir."

Es klopfte an.

Lady Maxfield's kleiner Jokei kam herein, überreichte ein Billet und verschwand sogleich wieder. Gumpel erbrach das Billet, sein Gesicht ward strahlend von Entzücken. Die Lady schrieb ihm, daß sie mit Tagesanbruch nach England abreisen

müsse, ihr Schwager sei vorausgeeilt und erwarte sie in Florenz; sie lud den Glücklichen ein, den einzigen, ihr noch bleibenden Abend mit ihr zu verbringen.

„Hyacinth, ein Spitzenhemd, meine Brillantknöpfe, das Beste, was ich von Kleidern habe. Schnell, schnell! spute Dich, mir winkt die Liebe mit ihrer Siegesfahne."

Hyacinth hatte indessen ein Pulver, das er ebenfalls aus seiner Brieftasche genommen, mit Wasser angerührt und bot es dem Marchese dar.

„Wollen Sie nicht erst nehmen das Pülverchen, Herr Marchese," rief Hyacinth und hielt ihm den Löffel hin.

„Bist Du meschugge, Hirsch!" rief der Banquier ungeduldig, „wenn mir winkt der süße Becher der Liebe, werde ich kein Narr sein und nehmen Apothekerquark. Mach' schnell, ich muß machen die feinste Toilette; gieb mir von der Rosenseife und schütte ein ganzes Glas kölnisches Wasser in das Waschbecken, ich will sein duftend wie ein Blumenstrauß."

„Sie sollten aber doch erst nehmen das niederschlagende Pulver, Herr Marchese," drang Hyacinth in ihn — „vor Uebermaß von Plaisir könnte Ihnen sonst rühren der Schlag."

„Mensch, willst Du mich machen rasend," rief Gumpel, und schlug ihm den Löffel aus der Hand. „Doctor, Sie entschuldigen mich, aber wenn uns winkt die Liebe, dann hören alle andern Rücksichten auf. Ihr Besuch ist mir jeder Zeit sehr angenehm, aber jetzt ruft mich eine süße Pflicht aus Ihrer Gesellschaft. Kommen Sie doch gefälligst morgen wieder. Sie verstehen und begreifen mich. — Hyacinth, kommt denn bald das Spitzenhemd? Reibe mir das Haar mit Resedapomade ein, die duftet gar lieblich, und gieße mir Veilchenparfüm auf mein Taschentuch ... Doctor, zürnen Sie mir ja nicht, aber Julia ruft, meine Julia, die Seele meiner Seele."

Heine verstand den Wink und empfahl sich.

Als Gumpelino sich hinreichend adonisirt hatte, eilte er

auf Flügeln der Sehnsucht dahin, wo er die Seligkeit der Liebe zu finden hoffte. Aber wie ward ihm, als ihm statt der schönen Julia, deren grimmblickender Schwager entgegen trat. Er glaubte das furchtbare Haupt der Gorgone zu sehen. Zwar traf ihn nicht, wie Hyacinth befürchtet hatte, ein Schlag, aber deren viele, und er kam weit schneller die Marmortreppe hinunter, als er hinauf gekommen war. — Das Schrecklichste bei der Sache aber war ihm, daß er ein lautes Gelächter gehört, in dem er Lady Julia Maxfield's Stimme zu erkennen geglaubt hatte.

Am folgenden Abend kam Heine wieder zu dem Marchese, der zwischen zwei Armleuchtern mit brennenden Wachskerzen auf dem Sopha saß, wieder mit dem blauen Domino bekleidet, und ein in rothen Saffian mit Goldschnitt gebundenes Buch in den Händen hielt, aus dem er laut und schmachtend declamirte.

Er legte das Buch aus der Hand, sobald er Heine's ansichtig wurde, der sich sogleich nach dem Verlauf seines gestrigen Liebesabenteuers erkundigte.

Eine Wolke von Unmuth lagerte sich auf Gumpelino's Stirne.

„Lassen wir das," sagte er, „so ein Verhältniß mit einer Dame ist eine delicate Sache, man muß discret sein, nur ein Schuft prahlt mit seinem Glück."

Heine ließ es sich gesagt sein und drang nicht weiter in ihn. Er bemerkte jetzt erst mit Erstaunen, daß Hirsch in Hemdsärmeln am Boden saß und mit Kreide verschiedene Versmaße an den Boden schrieb.

„Was zum Henker, Hyacinth, was treiben Sie denn da!" rief er laut auflachend.

„Ich notire Versfüße, Herr Doctor," erwiderte der Gefragte, „weil ich jetzt habe, der Bildung wegen, Unterricht bei dem Herrn Marchese in der Versmachereikunst. Spondäus, Trochäus, Jambus, Dactylus, Anapäst . . . daß Dich die Pest! O, Herr Doctor, wenn ich es nicht thät' wegen der Bildung,

so könnte meinetwegen der Teufel die Poesiekunst holen. Der Herr Marchese verexplizirt mir, auf wie viel Füße die Gedichte laufen, ich muß nachrechnen, ob Alles richtig ist."

„Ja, Sie treffen uns in einer poetischen Beschäftigung, Doctor," rief Gumpelino, „wir nehmen eben die Gedichte des Grafen Platen-Hallermünde vor."

Dieser Name war ein Schnitt mit einem scharfen Messer in Heine's Zufriedenheit. Er biß die Zähne aufeinander, dann fragte er:

„Gefallen Ihnen diese Gedichte?"

„Ich schwöre Ihnen bei unserer lieben Frau von Loretto, sie haben nicht ihres Gleichen in der Welt. Er glüht nur in warmer Freundschaft für die Männer und befreit uns von den Fesseln der Weiber. Ich versichere Sie auf Cavaliersparole, er ist ein sublimer Mensch."

Dieses Gespräch weckte Heine's eingeschlafenen Grimm wieder auf, die Stürme des Zorns verwirrten seine Seele und verdüsterten seine Blicke, der Geist der Rache erhob sich in ihm, der bisher zurück gedrängt worden war durch das süße Verhältniß mit Francesca; doch jetzt war das schöne Mädchen verreist, jetzt konnte er, unbelästigt von abziehenden Gedanken, frei verfügen über seine Zeit und so brach er das Gespräch mit Gumpelino so schnell wie möglich ab, um nach Hause zu eilen und seinem wilden Triebe genug zu thun.

Gumpelino wollte ihn zurückhalten, wollte wissen, was ihn plötzlich anwandele, warum er auf einmal so anders geworden sei und hastig fortgetrieben werde. Doch nur ein unverständliches Knurren, wie das eines in seinem Schlafe gestörten Hundes, wurde laut auf Heine's Lippen, dann stürzte er unaufhaltsam fort, wie ein wilder Bergstrom, warf sich an den Schreibtisch, tauchte seine Feder in das schärfste Gift, in die bitterste Galle, und schrieb jene infamirenden, aus den Bädern von Lucca datirten Blätter, wie in einem feurigen Guß, worin

er den Grafen Platen vor ganz Europa an den Pranger der öffentlichen Schmach stellte, ihn moralisch hinrichtete, aber sich selbst auch kein Ehrendenkmal stiftete — er mochte Das vielleicht selbst fühlen, aber die Befriedigung seiner Rache ging ihm vor Allem — der in ihm beleidigte Jude hatte zur Selbsthülfe gegriffen und seinen Gegner zermalmt und zernichtet. W i e er das that, zu erzählen, ist keine Aufgabe für unsere Feder.

Signora Francesca.

Heine war lange genug einsam herumgeklettert zwischen den Felsen der Apenninen und hatte sich wunderbare Dinge von den Eidechsen mit den klugen Aeuglein erzählen lassen; sie theilten ihm allerlei von der Atlantis mit und deckten die geheimen Annalen der Natur vor ihm auf. Aber des Abends, wenn die Berge sich in ihre langen Schattenmäntel hüllten und aussahen wie trauernde Riesenleiber, wenn die Wasserfälle so schaurig durch die Stille rauschten, alle Pflanzen stärker dufteten und der Himmel wetterleuchtete, da ergriff ihn eine unendliche Sehnsucht nach der sanften Francesca, und er machte sich auf aus den Bädern von Lucca, um nach der gleichnamigen Stadt zu wandern, wo er einer Verabredung gemäß, schon vor acht Tagen mit dem schönen Mädchen und mit Lady Arabella, mit der sie indessen in Pisa gewesen war, hätte zusammentreffen sollen. Er war damals auch richtig hingereist, hatte die Damen aber nicht finden können. Diesmal wanderte er zu Fuß hin längs den Bergen unter Kastanien- und Orangenbäumen, deren reife Früchte wie Gold unter dem Blättergrün hervorleuchteten. Das ganze Land kam ihm vor wie ein Feengarten; die ihm begegnenden Landleute schienen weniger Bauern als Theaterfiguren zu sein; der Gesichtsausdruck der Leute war so individuell, der Faltenwurf ihrer Kleider so idealisch, daß der junge Mann, als er

eben wieder an einer fröhlichen Gruppe unter heftigen Gesticu-
lationen plaudernder Landleute vorübergekommen war, denen
sein Auge mit Wohlgefallen nachblickte, leise vor sich hinmurmelte:

[*] „Das ist wahrlich ein ganz anderer Menschenschlag,
wie bei uns zu Hause; hier sieht man keine von den verdammten
Philisterfratzen, die bei uns in allen Straßen herumlaufen, und
wenn es hier Philister giebt, so sind es doch italienische Orangen-
philister und keine plump deutschen Kartoffelphilister.“

Heine wollte einen kürzeren Weg nehmen, als die Land-
straße; er gerieth auf enge Waldwege, auf steile Felsenpfade,
die ihn in die Irre führten, so daß er, um an sein Reiseziel
zu gelangen, doppelt so viel Zeit brauchte, als er gebraucht
haben würde, wenn er den gewöhnlichen Weg auf der Land-
straße verfolgt haben würde; die Dämmerung brach herein, der
Gesang der Waldvögel verstummte, der Abendwind begann in
den Blättern der Bäume zu rauschen, der letzte Schein der
Abendröthe und die letzten Sonnenstrahlen verglommen allmählich
auf den Gipfeln der Berge und Heine hatte sich noch immer
nicht zurecht gefunden; da begegnete dem einsamen Wanderer
ein Mönch in einer groben Kutte, mit zerrissenen Sandalen
an den nackten Füßen — dieser wies ihn zurecht, aber es war
schon Nacht, als er endlich die Stadt Lucca erreichte.

Er staunte nicht wenig über den veränderten Anblick der
Stadt, die, als er vor acht Tagen dagewesen war, ihm so still
wie ein Kirchhof vorgekommen war, so daß er die steinernen
Häuser für die Denkmäler der darunter schlummernden Todten
gehalten hatte; er hatte damals geglaubt, in eine verwünschte
Stadt gerathen zu sein, denn kein lebendes Wesen begegnete ihm
in den verödeten Straßen. Endlich sah er vor einem alten, ver-
fallenen Palast einen schlafenden Bettler liegen, und aus dem
Fenster eines verwitterten Häuschens sah ein feister, glatzköpfiger
Mönch spähend heraus, — hinter dem ein kaum bekleidetes
Frauenzimmer sichtbar wurde. Da kam ein kleiner, als Abbate

gekleideter Junge, eine große, dickbauchige Weinflasche tragend, trägen Schrittes die Straße herunter. Der Mönch schalt ihn aus wegen seines langen Ausbleibens, die vollbusige Weibsperson mischte die grellen Töne ihres Discants mit der Baßstimme des Mönchs und bedrohte den armen Knaben mit geballten Fäusten. Der Kleine, welcher wissen mochte, was ihm da oben in Aussicht stand, verschwand mit einer kläglichen Miene hinter der Hausthür.

Diesmal aber hatte die Stadt ein ganz anderes Ansehen. Alle Straßen waren mit wandelnden Menschen angefüllt; die düstern Häuser waren mit brennenden Lämpchen illuminirt, aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche oder Blumengewinde, und frischblühende Mädchengesichter guckten neugierig darüber weg auf das unten wogende Menschengewühl.

„Was ist Das!" sprach Heine zu sich selbst; „wird etwa der Geburtstag des Landesherrn gefeiert? doch nein, es wird wohl der Schindungstag irgend eines Märtyrers sein," setzte er hinzu, denn aus einer Seitenstraße sah er jetzt eine Prozession in die Hauptstraße einbiegen, welche einen mit Blumen und Edelsteinen verzierten Todtenschädel unter feierlicher Musik herum trug.

Voran schritten bärtige und unbärtige Kapuziner, dann kamen Kutten von allen Farben, hierauf folgten die eigentlichen Priester in weißen Chorhemden, dann andere in bunten Meßgewändern und zuletzt kam unter einem Thronhimmel der Erzbischof mit hoher Mütze und Krummstab, und die Zipfel seines Mantels wurden ihm von zwei andern Bischöfen demüthig nachgetragen.

Heine rettete sich aus dem Menschengewühl in eine offenstehende Kirche, lagerte sich auf eine Bank und ließ sich von den lang gezogenen Tönen der Orgel umrauschen. Da kam eine in Schleier gehüllte Dame mit leichten, elastischen Schritten durch den dunkeln Bogengang, warf sich vor dem Bilde der

Madonna auf die Kniee und blieb regungslos auf den Altarstufen liegen. Eine Ahnung sagte Heine, daß es Francesca, die dermalige Beherrscherin seines Herzens sei.

Die Kirche war fast leer, nur zuweilen huschte eine dunkele Gestalt durch die Bogengänge; in den Seitencapellen wurden leise Gebete gemurmelt, und die Orgel stöhnte, daß den einsamen Betern Mark und Bein erschüttert wurde, als ob sie das letzte Todesröcheln eines sterbenden Riesen vernähmen.

Jetzt erhob sich die holde Beterin von den Stufen des Muttergottesaltars und verließ die Kirche. Heine folgte ihr auf dem Fuße nach, und als sie vor der Thür ihren Schleier zurückschlug, um ihr heißes, obgleich bleiches Gesicht der Abendkühle preis zu geben, sah er, daß ihre Wangen von Thränen überfluthet waren. Er legte ihr die Hand auf die Schulter — sie zuckte leise zusammen, doch als sie ihn erkannte, lächelte sie wunderbar süß.

[*] „Du gleichst einer sehnsüchtigen weißen Rose, die vom Thau der Nacht angeperlt und vom Strahl des Mondes beglänzt ist,“ flüsterte er ihr zu und knüpfte die Frage daran: „Francesca, liebst Du mich?“

Sie gab ihm eine ausweichende Antwort. Er richtete viele Fragen an sie, die sie theils gar nicht, theils nur kurz beantwortete, doch nahm sie seinen ihr gebotenen Arm an und ließ sich von ihm in ihr Gasthaus, das Kreuz von Malta, begleiten, wo sie sammt ihrer englischen Freundin logirte, während deren Beschützer, ein deutscher Prinz, sich in diplomatischen Angelegenheiten nach Rom begeben hatte. Die Stadt war indessen dunkel und öde geworden, die Lämpchen waren erloschen, der Mond schaute aus dem ihn umgebenden Wolkenmeer ruhig auf die menschenleeren Straßen. Heine machte seine Begleiterin aufmerksam auf das schöne Gotteslicht.

„Blicke doch nur einmal hinauf zu unserm alten, lieben Vertrauten, der so oft freundlich zu unsern Küssen gelächelt

hat," sagte er und drückte ihren Arm fester an sich. Sie schüttelte träumerisch das Köpfchen und hielt es gesenkt.

„Erinnere mich heute an keine weltliche Freude," sagte sie ernst; „ich habe gebeichtet und muß sündenrein bleiben, bis ich den heiligen Leib des Herrn empfangen habe."

„Ei, ja doch," sagte er spöttisch, „und morgen fängst Du wieder von Neuem an zu sündigen. Also darum schreitest Du so feierlich dahin, weil Dir heute die Religion in Deine Tanzbeine gefahren ist. Na, Du bist ein wunderliches Geschöpf, aber ich habe Dich doch lieb."

Unterwegs blieb die Tänzerin vor jedem steinernen Heiligenbilde stehen und bekreuzte sich Stirn und Brust, doch als sie jetzt auf dem Markte an der Kirche San-Michele vorbeikamen, an der ein marmornes Muttergottesbild mit sieben vergoldeten Schwertern in dem Herzen und einer Lämpchenkrone auf dem Haupte aus einer dunkeln Mauerblende hervorleuchtete, da schlang das schöne Mädchen plötzlich den weißen, vollen Arm um Heine's Hals, küßte ihn und flüsterte leidenschaftlich: „O, Cecco, Cecco, caro Cecco."

Heine ließ sich küssen, dann sagte er lachend:

[*] „Meinst Du, falsche Katze, ich glaubte, diese Küsse wären für mich? ich weiß recht gut, daß sie im Grunde dem bolognesischen Abbate zugedacht sind, aber als Protestant mache ich mir kein Gewissen daraus, mir die Güter der katholischen Kirche zuzueignen und so secularisire ich denn Deine frommen Küsse, meine holde Francesca."

„Ja, den habe ich einst geliebt, als er sich noch nicht dem Himmel verlobt hatte," sagte Francesca träumerisch und ihre Augen nahmen einen feuchten Schimmer an. Damals saß ich, ein unschuldiges Mädchen, unter den Blumen des Arnothals und flocht Strohhüte. Auch für meinen caro Cecco flocht ich einen, küßte jeden Strohhalm, den ich dazu nahm und trillerte dabei das hübsche Liedchen: Occhie, Stelle mortali etc. — dann,

als der Hut fertig war, zierte ich ihn mit einem schwarzen Band und einem Strauß von künstlichen Rosen, und gab ihn meinem Amoroso. Aber das lockige Haupt, dem der hübsche Hut so wohl stand, hat jetzt eine Tonsur und der Hut wird wohl jetzt, alt und abgetragen, in irgend einem staubigen Winkel hängen."

Sie seufzte tief und versank wieder in stilles Sinnen. So erreichten sie das Gasthaus, wo Heine die Tänzerin auf ihr Zimmer begleiten wollte — sie aber erwehrte sich seiner Zudringlichkeit.

„Nein," sagte sie fest, „nein, ich sündige schon, indem ich überhaupt nur weltlichen Gedanken nachhänge. Diese Nacht muß ich zum Heile meiner Seele knieend und betend verbringen."

„Nun gut, so werde ich Deine Andachtsübungen theilen."

„Nein, nein, heute darf ich nur Gott angehören — morgen ist auch noch ein Tag."

Mit diesen Worten huschte sie in ihr Zimmer und schloß ihm die Thür vor der Nase zu. Er blieb noch lange stehen, bat um Einlaß und rief durch das Schlüsselloch:

„Süßes Mädchen, bedenke, daß ich in wenig Wochen in die Heimath zurückkehre, ich will ja sanft sein, wie ein Lamm, nur entziehe mir Deine Gegenwart nicht; ich schwöre Dir mit den heiligsten Eiden, daß ich Dir beten helfen will."

„Nein, nein, ich muß allein sein, Du würdest mich stören und zur Sünde verleiten."

[*] „Francesca," rief er noch dringender, „Stern meines Lebens, schöne, oft geküßte, schlanke Nymphengestalt, laß mich ein, ich schwöre Dir auf meinen Knieen, daß ich katholisch werden will, katholisch für diese einzige Nacht, ich will an den Himmel Deiner Liebe glauben."

„Nein, nein, Du bist ein Spötter, Du würdest doch wieder ein Ketzer werden."

[*] „Freilich," lachte er, „freilich werde ich morgen früh

gleichzeitig den Schlaf und den Katholicismus aus den Augen reiben, wieder klar in die Sonne und in die Bibel sehen und werde wieder protestantisch, vernünftig und nüchtern sein, nach wie vor.“

Francesca gab ihm keine Antwort mehr, Heine hörte sie nach einander das Vaterunser und den Glauben murmeln — es blieb ihm daher nichts übrig, als sich von dem Kellner ein Zimmer anweisen zu lassen und zu Bette zu gehen.

Als er am andern Morgen die Tänzerin besuchen wollte, war sie schon ausgegangen; er vermuthete sie in der Cathedrale und begab sich ebenfalls dahin, in welche das Glockengeläute das in Masse herzuströmende Volk zu einem feierlichen Hochamte rief. An der Kirchenthür traf er mit Francesca zusammen, bot ihr Weihwasser und fühlte seine Seele gleichsam electrisiirt durch die feuchte Fingerberührung. Der Hauch von Andacht, der über Francesca's ganzes Wesen ausgegossen war, machte sie rührend schön, sie glich einer Magdalena, der das Herz nicht zu widerstehen vermochte. Sie warf sich in einem Kirchenstuhle betend auf die Knie, während Heine mitten unter einem Haufen knieender Bäuerinnen stehen blieb, aber plötzlich wäre er fast umgepurzelt, denn er erhielt einen electrischen Schlag an das Bein. Sich umblickend, sah er hinter sich eine knieende Dame, die ihr Gesicht mit dem Fächer bedeckte, aber über denselben ragten Mylady's brandschwarze Feueraugen hervor, und als er sich zu ihr niederbückte, flüsterte sie ihm schmachtend in's Ohr: „Dilightfull!“

„Bitte, Mylady, bitte, bleiben Sie ernsthaft, sonst werden uns die Domschweizer mit ihren silberbeknopften Hellebarden hinaustreiben.“

Seine Bitte verhallte jedoch ungehört. Glücklicherweise verstanden die sie umringenden Bauern kein Englisch.

Jetzt wurde das Abendmahl ausgetheilt, welches Francesca mit großer Andacht empfing. Auch Arabella drängte Heine

zum Hauptaltar hin, so daß sie in Francesca's Nähe kamen, aber sie machte sich lustig über Alles, sogar über die gemalten Heiligenbilder, den Engel Gabriel, der der heiligen Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigte, nannte ihn ohne Scheu einen Kuppler; die heiligen drei Könige bezeichnete sie als die heilige Allianz des Morgenlandes, und von drei überaus dummen Gesichtern, welche der Kreuzigung Christi unthätig zusahen, behauptete sie, es seien die bevollmächtigten Commissaire von Oesterreich, Rußland und Preußen.

Plötzlich sagte sie zu ihrem Begleiter:

„Warum schneiden Sie denn ein so verbissenes, gläubiges Gesicht, Doctor? Sie sehen ja aus wie ein guter Christ."

„Unter uns gesagt, Das bin ich auch."

„Wirklich! Glauben Sie vielleicht auch, daß Christus ein Gott sei?"

[*] „Das versteht sich, theure Arabella! Ich liebe ihn nicht, weil er ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit dem Uranfange die Welt beherrschte, sondern weil er als Kronprinz des Himmels dennoch demokratisch gesinnt ist; weil er nicht der Gott der aristokratischen Schriftgelehrten, sondern der bescheidene Gott des Volkes ist, darum ist er auch der Gott nach meiner Wahl."

Der Erzbischof, ein hochbetagter Greis, hielt selber das Hochamt; es klingelte — die Gläubigen schlugen sich an die Brust.

[*] „Sehen Sie, Mylady," sagte Heine zu der Engländerin, „alle diese Ceremonien, so wie die ganze Kleidung des Mannes, sind Ueberbleibsel des ägyptischen Priesterthums, das die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit ..."

„Zuerst betrog," fiel ihm Arabella bitter in das Wort. „Aus dem frühesten Weltalter, Doctor, ist uns Nichts übrig geblieben, als einige traurige Formeln des Betrugs, die leider

noch immer wirksam sind, wie man es an so manchen stockdummen Gesichtern der hier versammelten Beter sehen kann."

Das Hochamt war jetzt aus. Ein Mönch mit einer kühnen, altrömischen Nase und einer zerrissenen Kutte bestieg die Kanzel und predigte vom Himmel und von der Hölle. Den Himmel schilderte er als von Gold, Silber, Diamanten und farbigen Edelsteinen glänzend, die Hölle als einen schaurigen Ort, darin Heulen und Zähnklappern herrsche. Er eiferte sehr über die Sünder, die nicht mehr an das alte Höllenfeuer glauben wollten, die behaupteten, daß die Gluth durch die neuere Zeit abgekühlt worden und dem Erlöschen nahe sei. — Und wäre dieses der Fall," rief er mit einer Donnerstimme, „so würde ich die letzten verglimmenden Kohlen mit meinem Athem wieder anfachen, bis sie aufschlügen zu ihrer alten Flammenhöhe."

[*] „Dieser Mann gefällt mir," sagte die Engländerin zu Heine, „vor seiner Hölle habe ich Respect, aber zu seinem Himmel habe ich kein Zutrauen. Als Kind dachte ich oft darüber nach, ob es wohl wahr sei, daß der Himmel wirklich so viel Herrlichkeiten enthalte, und ich wunderte mich, weil nie Etwas davon herunter fiel, ein Paar Ohrringe, eine Brillantbroche oder ein Perlenhalsband würden meinen Zweifel beschwichtigt haben, selbst ein Stückchen Ananaskuchen hätte mir genügt; da aber ewig nur Schnee, Hagel und Regen herabfiel, so hielt ich die Sage von den Herrlichkeiten nicht für richtig."

[*] „Mylady, es ist nicht Recht, wenn man durch Darlegung seiner Zweifel Proselyten für den Unglauben zu machen sucht. Jene Leute gefallen mir besser, die ihre Nebenmenschen einladen, mit Theil zu nehmen an den Genüssen und Herrlichkeiten ihres süperben Himmels."

„Hm!" lachte Arabella, „ich habe immer darüber lachen müssen, wenn die Mitglieder von Bekehrungsgesellschaften sich so eifrig bemühten, irgend einen alten, verschimmelten Juden für

den Himmel zu werben, sich aber wohlweislich hüteten, ihn auf Erden an ihren Genüssen theilnehmen zu lassen.“

„Das ist leicht zu erklären, schöne Dame; die Genüsse, die den Bekehrten im Himmel erwarten, kosten die Bekehrer keinen Heller; sie beglücken wenigstens ihre Nebenmenschen auf eine wohlfeile Weise — aber zu welchen Genüssen vermag der Ungläubige einzuladen?“

„Zu Nichts, bester Doctor, als zu einem langen traumlosen Schlafe, der aber für Manchen, der schwer an der Last der irdischen Sorgen zu tragen hatte, recht erwünscht sein mag, besonders wenn man zuvor mit zudringlichen Himmelseinladungen geplagt worden ist.“

Sie sprach dieses mit Bitterkeit und einem so bezeichnenden Seitenblicke, daß Heine ganz ernsthaft erwiderte:

„Ich bekümmere mich nicht um das Vorhandensein von Himmel oder Hölle, ich strebe nach dem Guten, weil seine Schönheit mich anzieht, und verabscheue das Böse, weil seine Häßlichkeit mich abstößt, und bin der Meinung, daß alle unsere Handlungen ohne Hoffnung auf Lohn, ohne Furcht vor Strafe, aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorsprudeln sollen, ob es nun eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.“

„Sie glauben also auch nicht an eine Unsterblichkeit?“

[*] „O Mylady, ich, der ich einer der Ewigsten bin, bei dem jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern ist, ich sollte nicht an Unsterblichkeit glauben?“

Arabella sah ihn unendlich spöttisch an und sagte hochfahrend:

„Nach meiner Ansicht gehört keine kleine Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nach dem wir bereits so viel Gutes und Schönes auf dieser Erde genossen, auch noch vom Weltenschöpfer die Unsterblichkeit zu verlangen und ihn täglich darum anzubetteln. Aber so ist der Mensch, er kann nie genug bekommen.“

Das englische Gespräch wurde jetzt durch die sich nähernde

Francesca unterbrochen, welche die beiden Andern aufforderte, sie in das Kloster zu begleiten, worin das wunderthätige Kreuz aufbewahrt wird.

„Ja," sagte Heine, „ja, Ihr lieben Kinder, wir wollen den Dom verlassen, denn Mylady's laut geäußerte Gedanken, die so übermüthig wie junge Kätzchen in der Maisonne herumspringen, werden uns sonst noch in Ungelegenheiten bringen."

Die Engländerin warf ihm einen unbeschreiblichen Blick zu, und als sie sich beim Ausgang aus den gewölbten Domhallen mit Weihwasser besprengte, murmelte sie halblaut vor sich hin: „Zefardeym Kinnim."

„Was murmeln Sie da für einen sonderbaren Spruch, Mylady?" fragte Heine.

„Wissen Sie denn nicht," erwiderte sie laut auflachend, „daß dieses die arabische Formel ist, durch welche die Zaubererinnen einen Menschen in einen Esel verwandeln?"

„Und haben Sie mir vielleicht diese Ehre zugedacht?"

„Wer weiß!"

Man schritt nun auf das Kloster zu und Heine bemerkte mit Freude, daß Francesca heute ein vom vorigen Tage ganz verschiedenes Wesen war. Sie nahm zwar wenig Theil an der Unterhaltung, aber ihre Lippen lächelten so zufrieden, alle Entsagungsseligkeit des vorigen Abends war aus ihren Zügen verschwunden, ihr Gang war wieder fest und sicher, und Heine sagte zu ihr:

„Signora Francesca, Sie bieten heute gleichsam das Bild der triumphirenden Kirche dar, und um Ihr Haupt schwebt eine unsichtbare Glorie.

Das Mädchen sah ihn mit weltkindlich lachenden Augen an, die aber gleichzeitig auch die an ihnen vorbeiströmenden Menschen neugierig anstarrten und eine Art Heerschau über den Putz der Damen hielten. Plötzlich rief sie:

[*] „Ecco, welch' ein himmlischer Shawl! Der Marchese

soll mir einen Kaschmir zu einem Turban kaufen, wann ich die Roxelane wieder tanze. Er hat mir auch ein diamatenes Kreuz versprochen."

„Versprechen ist leichter als Halten," erwiderte Heine. „Gumpelino wird sich allenfalls zu dem Turban verstehen, aber zu dem Kreuze wohl nimmer."

„O," rief die Signora, „dann werde ich ihm so lange sauere Stunden machen, ihn quälen und ihn auf die Folter spannen, bis er sich dazu bequemt."

Jetzt hatten sie das Kloster erreicht, in dessen Kirche etwa ein Dutzend Mönche im schweigenden Gebete auf den Knieen lagen. Der Sacristan, ein junger Geistlicher mit einem schneebleichen Gesichte, das sonderbar abstach gegen seine dunkle Kutte, zeigte ihnen das wunderthätige Kreuz und erzählte ihnen eine ganze Reihe von Mirakeln, die es verrichtet haben sollte. Heine hörte ihn mit ernstem Anstand an, und es verdroß ihn in diesem Augenblick die ungemessene Spottlust der Lady, obschon er wußte, daß ihr Herz nicht schlecht war, daß sie neben dem Bösen auch viel Gutes, neben der Kälte auch eine beträchtliche Gluth darin verbarg, und so sagte er denn, als sie beim Weggehen durch das Schiff der Klosterkirche schritten:

[*] „Mylady, Sie sind ein extravagantes Wesen. Sie haben ein Herz, das zuweilen einem grönländischen Eisblocke gleicht, aus dessen spiegelglattem Boden schlanke Palmen voll glühenden Sonnenscheins hervorschießen, und manchmal gleicht es auch einem feuerspeienden Berg, der plötzlich von einer Schneelawine überschüttet wird."

„Warum sagen Sie mir Das?"

„Weil Sie nicht Recht daran thaten, den guten Mönch Ihre Spottlust fühlen zu lassen."

„Was wollen Sie, Doctor, der Drang zum Spotten ist einmal stärker in mir, als alle Vernunft, und ich kann nun einmal diese Priester nicht leiden, die Blendwerke auf der Kanzel

treiben, die sich unter der Autorität absurder, unverständlicher Worte offenbaren, die ihre ganze Bedeutung nur durch den blinden Glauben erhalten. — Sehen Sie, ich glaube ja auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes, wenn es von Brillanten ist, oder wenn es als Ordenskreuz von hoher Hand auf die Brust eines ehrlichen Mannes geheftet wird, welches zuweilen das Wunder bewirkt, daß der ehrliche Mann dadurch zum Schuft wird. Wird nun der Marchese Gumpelino das versprochene Kreuz wirklich spendiren, so wird bei Signora Francesca vielleicht das brillante Wunder bewirkt werden, daß sie, von dem Schimmer der Edelsteine geblendet, sich in die häßliche Nase des Spenders verlieben wird."

So spöttelte die hübsche Frau fortwährend, und als sie an den Weihkessel gelangten, wollte sie wieder den arabischen Zauberspruch aussprechen, der ihren Begleiter in einen Esel verwandeln sollte.

Da dieser Spaß Heine aber verdroß, so warf er sich in die Brust und sagte mit gemessenem Ernste:

„Mylady, schöne Frauen, welche die Religion verachten, sind mir zuwider, sie kommen mir vor, wie Blumen ohne Duft."

Die Dame hielt sich die Ohren zu, warf einem höhnischen Blick auf ihn und fragte ihn mit piquirtem Ernst, der jedoch nicht frei war von spöttischer Schärfe:

„Theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben denn Sie?"

[*] „Ich habe sie alle, Mylady, und so steigt der Duft meiner Seele als würdiges Weihrauchsopfer zum Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter."

„Nein," rief Arabella, „nein, Sie braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln. Was soll ich von einem Menschen halten, der alle Fingerlang seine Gesinnungen wechselt, sich stets selber widerspricht und jetzt gar als Bekehrer auftritt."

„Halten Sie von mir, was Sie wollen, schöne Frau."

„Ich bin geneigt, Sie für einen verkappten Jesuiten zu halten.“

„Immerhin.“

[*] „So werde ich meiner Sicherheit wegen jetzt scheinheilige Gesichter schneiden müssen, damit Sie mich nicht angeben bei Ihren Mitheuchlern in Christo, die mich im Bilde schmoren und braten würden, da es von Polizeiwegen verboten ist, die Leute bei lebendigem Leibe zu verbrennen.“

„Darum lassen Sie sich im Ernst bekehren, so entgehen Sie dieser Gefahr.“

„Ach! hochwürdigster Herr, ich glaube ja jetzt schon das Hauptsächlichste, was in dem alten und neuen Testamente steht, ich befolge das Gebot Christi, daß man seine Feinde lieben müsse, denn Jene, die am Meisten geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine schlimmsten Feinde.“

Es klang ein so bitterer, tiefschmerzlicher Ton aus diesen neckenden Worten heraus, daß Heine ganz wehmüthig rief:

„Um Gotteswillen, Arabella, weinen Sie nicht.“

Sie lehnte sich an das Portal des Klosterhofes, drückte die glühende Wangen an den kalten Steinpfeiler und wischte sich die ihren Augen entstürzenden Thränen mit ihren langen Locken ab.

Francesca, welche diese auf Englisch geführte Unterredung nicht verstand, kam auf den Gedanken, daß sich die Beiden über die Vorzüge ihrer Nationalitäten stritten.

„Streitet doch nicht,“ sagte sie, „die Engländer sind gute Leute und die Deutschen auch; nur den König von Preußen, den großen Federigo, mag ich nicht leiden, weil ihn meine Feindin, Donna Estefania, im vorigen Winter in ihrem Benefizballet getanzt hat.“

[*] „Da haben Sie Unrecht, schönes Kind,“ sagte Heine, der um die Lady zu erheitern, Francesca zu mystificiren suchte, „der große Federigo ist der Kamaschengott von Sanssouci, der

nun schon seit etlichen sechszig Jahren den siebenjährigen Krieg führt, der noch immer nicht beendigt ist, in seiner Jugend sentimentale Adagios auf der Flöte bließ und auch ganz artige französische Verse machte."

„Werden denn die Preußen oder die Deutschen siegen?" fragte Francesca, welche die ersteren für ein ganz anderes Volk hielt.

„Kindchen, Das weiß allein der liebe Gott, der Alles weiß."

„Hu! das Preußen muß ein schreckliches Land sein."

„Ja, das ist es, aber doch habe ich längere Zeit in seiner Hauptstadt gelebt, nämlich in Berlin . ."

„Wo liegt denn diese Stadt in der Geographie?"

„Ganz dicht neben dem Eispol."

Francesca schauderte.

„Armer Enrico," sagte sie, „welche Gefahren müssen Sie da bestanden haben."

[*] „Freilich," erwiderte er, „es ist keine Kleinigkeit, wenn uns die Eisbären auf der Straße begegnen, denn Sie sollen wissen, meine süße Kleine, daß in Spitzbergen viel Eisbären in Garnison liegen, die zuweilen auf einen Tag nach Berlin kommen, um aus vaterländischen Gefühlen den Bär und den Bassa aufführen zu sehen, oder im Kaffeehaus gut zu essen und Champagner zu trinken, was oft mehr Geld kostet, als sie haben, und dann wird ein Bär so lange angebunden, bis seine Kameraden zurückkehren und für ihn bezahlen. — Aber auch Wölfe sind dort sehr häufig und Schneegänse flattern umher, Bravourarien singend, und Rennthiere thun, als ob sie Kunstkenner wären."

„Armer Enrico!" sagte Francesca abermals und fügte die Frage daran, ob die Berliner denn auch Christen wären.

[*] „Wenigstens halten sie das Christenthum für nothwendig, damit nicht allzuviel gestohlen und gemordet wird," erwiderte Heine; „sie suchen daher ihren lieben Nächsten zum Christenthum

zu bekehren und haben es dabei besonders auf die Juden abgesehen, die für Geld und gute Worte Alles thun und sogar als eifrige Glaubensspione im Lande herumschleichen."

Francesca verstand ihn nicht, aber desto besser verstand ihn Arabella, die dadurch wieder in gute Laune gerieth.

„Sie werden sehen," sagte sie, „daß früher oder später alle Religionen abgeschafft werden, und nur das Sittengesetz die Menschen in Schranken halten wird."

[*] „Freilich, freilich, aber das Sittengesetz ist ja auch Religion — ich behaupte sogar, daß die Moral die beste, die einzig wahre Religion ist — auch ist es die Frage, ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben, um Geld damit zu verdienen. Wenigstens würde ich mich nicht wundern, einmal in öffentlichen Blättern zu lesen, daß der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menschen, er sei, wer er wolle, nicht einmal seinem eigenen Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken."

„Ist Das nicht Gotteslästerung, was Sie da sagen, Enrico?" mischte sich Francesca ganz ängstlich ein.

„Nein, Kind, es sind nur ganz vernünftige Ansichten, die ich äußere. Die Könige müssen ein Eigenthum des Volks werden, durch den Willen des Volks, der die alleinige Quelle aller Macht ist. Dann kommt die bessere Zeit, und was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein Bißchen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, und das Volk täglich mehr zu der Erkenntniß kommt, daß man von Oblaten nicht satt wird?"

„Alsdann," erwiderte Arabella, „alsdann wird freilich der Aristokratie und der Klerisei nichts anders übrig bleiben, als sich untereinander zu verbinden und gegen die neue Weltordnung zu kabalisiren und zu intriguiren."

„Ja, wenn nicht die Zeit als eine ruhige Riesin weiter

schritte, unbekümmert um das Gekläffe bißiger Pfäffchen und Jünkerlein da unten.“

„Sie werfen aber der Riesin Fußangeln in den Weg.“

„Aber bei dieser Gelegenheit verbrennen sie sich die Schnautzen an den Füßen der Riesin und heulen schrecklich, wenn es geschieht, oder wenn sie ihnen gar unversehens auf den Kopf tritt, daß das obscure Gift herausspritzt.“

„Dann wendet sich aber der Grimm dieser beiden Stände um so tückischer gegen einzelne Kinder der Zeit.“

„Ja, weil sie ohnmächtig gegen die Masse sind, suchen sie an den Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.“

Unter diesem Gespräch hatte man das Kreuz von Malta erreicht, und in dem Augenblick, da sie eintraten, wurde zur Tafel geläutet. Die coquette Lady jammerte, weil ihr keine Zeit blieb, sich umzukleiden. Heine versicherte sie, sie sei auch so verführerisch genug und würde alle Herzen erobern.

Dieses schien auch wirklich der Fall zu sein, denn sie erregte durch ihre Art, besonders aber durch ihren schlagenden Witz, die Aufmerksamkeit aller Tafelgäste. Zwei hochgestellte Franzosen beschäftigten sich ausschließlich mit ihr. Das Mahl verging sehr heiter. Heine koste viel mit Francesca, deren schöne Augen mit hingebender Zärtlichkeit an ihm hingen; er sprach von den vielen glücklichen Stunden, die er noch mit ihr zu durchleben hoffte, ohne zu ahnen, wie bald das Schicksal sich trennend zwischen ihn und sie stellen würde — und das Schicksal kam gleich nach der Tafel in Gestalt eines Briefträgers, der ihm einen schwarzgesiegelten Brief aus der Heimath überreichte.

Heine ward todtenbleich, als er die Hand der Base Esther erkannte; sollte seine heißgeliebte Mutter gestorben sein... dieser Gedanke war ihm zermalmend ... er zitterte wie Espenlaub ... endlich gewann er es über sich, das verhängnißvolle Schreiben zu öffnen, das ihm glücklicherweise nur den Heimgang

des geisteskranken Vaters, aber auch den tiefen Schmerz der Mutter um den Verlust des geliebten Lebensgefährten meldete.

Der Schluß von Esther's Brief lautete:

„Deine Mutter ist tief betrübt, wie Elodie im Einsiedler am öden Berge, als diese den Verlust ihres Vaters, des edeln Barons von Heristall zu beklagen hatte. Ich beschwöre Dich, kehre zurück, um sie zu trösten; irre nicht länger in der Ferne herum, wie Erik, das Kind der Wüste, suche nicht nach Abenteuern, wie Abällino, der große Bandit, kehre zurück in das Vaterhaus von Iffland, in dem Du nur noch eine zärtliche Mutter hast. Ach, Heinrich, wenn ich jetzt keine Romane zu lesen hätte, würde ich mich auflösen in schwarzer Melancholie, ich lese eben den Spielmann im Thüringer Walde, ach! man findet doch gar viel Tröstliches in so einem Buche, wahrhaftig, das Geld, welches das Abonnement in der Leihbibliothek kostet, ist nicht hinaus geworfen. Komme bald, Herzens-Heinrich, wir erwarten Dich mit offenen Armen 2c.“

Heine bedurfte dieser Aufforderung nicht, sein kindliches Gefühl ließ alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten, es zog ihn an jedem Haar nach Hause, um die verwittwete Mutter in ihrem Schmerz zu trösten, selbst Francesca vermochte ihn nicht zu halten. Er schied von ihr unter brennenden Küssen, die Lady verspottete seine Sentimentalität und nahm ihm das Versprechen ab, sie im nächsten Jahr in London zu besuchen, wohin sie im Winter zurück zu kehren gedachte.

Der nächste Morgen fand ihn auf dem Rückweg nach Deutschland. Er fuhr Tag und Nacht mit Extrapost. Sein Weg führte ihn in die Nähe von Göttingen; er stieg ab bei seiner dicken Freundin, der Posthalterin, um die Pferde zu wechseln, aber er fand die gute Frau sehr verändert, ihr Busen glich zwar noch immer einer Festung, aber einer geschleiften, und das Herz, welches die eigentliche Citadelle war, war ge-

brochen. Sie beantwortete seine Fragen trüb und einsylbig und schlich leise durch die Räume, die sie früher drall und munter durchschritten hatte.

„Pieper, was ist mit der Frau vorgegangen?“ fragte Heine den Postillon, den er von alten Zeiten her kannte.

Pieper zuckte die Achseln.

„Sie hat Mühseligkeiten gehabt,“ sagte er, „da ist sie in die Rabuße gerathen und hat 'en Ekel vor der Welt bekommen. Es muß aber noch immer Alles auf's Punctum bei ihr gehen, denn sie ist keine vornehme Schlampampe und gebraucht ihre Hände zum Arbeiten.“

„Liest sie denn noch so gerne Romane?“

„Ne, bei Leibe nicht, sie hat alle Lust daran verloren, sie trinkt jetzt vor Schlafengehen Branntwein, den hat sie im Hause, während sie die Romanbücher vier Stunden weit aus der Deuerlich'schen Leihbibliothek mußte holen lassen.“

Dieser Postillon Pieper war ein kleiner Kerl, der so sauer aussah, als habe er, wie eine sauere Gurke, einige Monate in Essig gelegen und sei davon ganz zusammengezogen worden. Als Heine ihn nach der Schwester der Posthalterin fragte, erwiderte er:

„Ach! die gute Mamsell Sophie wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel.“

Als er Das sagte, nahmen die Augen des rauhen Mannes einen feuchten Schimmer an und mit dem hochbestiefelten Fuße suchte er das schnatternde und flatternde Federvieh fortzuscheuchen.

So wie seine Wirthin, hatte sich aber auch das einst so lachende Posthaus verändert, es war krankhaft vergilbt, die Mauern hatten gleichsam Runzeln bekommen. Im Hofraum, der sonst ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit war, lagen zerschlagene Wagen, zerbrochene Räder und außer Dienst gekommenes Sattelwerk; neben dem Misthaufen war ein durchnäßter, schar-

lach rother Postillonsmantel an einer Stange zum Trocknen aufgehängt, Stroh- und Kehrichthaufen mit Scherben von zerbrochenen Gläsern, Tellern und alten Töpfen untermischt, verunzierten den Raum.

Jetzt erblickte Heine, eben an einem Fenster stehend, Mamsell Sophie, die wie früher, ein hellblaues Mousselinkleid an hatte und eifrig in einem roth eingebundenen Buche las. Er eilte mit raschen Schritten zu ihr hinauf, um sie zu begrüßen.

Sie lächelte ihn sanft an und lächelte wie eine bereits Verklärte, ihr ganzes Wesen schien Duft zu sein. Sie legte den Ofterdingen aus der Hand, in dem sie immer und immer gelesen, bis sie sich die Schwindsucht herausgelesen hatte. Sie sah jetzt aus wie ein leuchtender Schatten, aber sie war von einer so geistigen Schönheit, daß deren bloßer Anblick schon auf's Schmerzlichste bewegte. Heine nahm ihre beiden blassen, magern Hände in die seinigen, sah ihr so recht innig tief in die blauen Augen und fragte endlich mit unsicherer Stimme:

„Mamsell Sophie, wie befinden Sie sich?"

„Ich befinde mich gut und bald noch besser," sagte sie mit sanfter Wehmuth und zeigte zum Fenster hinaus nach dem neuen Kirchhof, auf einen kleinen Hügel unfern des Hauses. Auf diesem kahlen Hügel stand eine einzige schmale, dürre Pappel, woran nur noch wenig Blätter hingen, und das bewegte sich im Herbstwind, nicht wie ein lebender Baum, sondern wie das Gespenst eines Baumes. Heine's Herz wurde ihm in der Brust zusammengekrampft.

„Mamsell Sophie, Sie müssen sich keine so trüben Vorstellungen machen, Sie werden wieder gesund werden und noch lange Jahre im Ofterdingen lesen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Es war von jeher mein Lieblingsbuch," flüsterte sie leise, weil es ihrer kranken Brust an dem nöthigem Athem gebrach —

„ich werde kaum Zeit haben, es noch einmal durchzulesen, und wären Sie nicht ein wilder Schwan, der beständig in der Welt herum fliegt, so sollten Sie es haben, wenn die arme blasse Rose völlig abgeblüht und ihr Lebenslämpchen erloschen ist."

„Es würde mir ein heiliges Vermächtniß sein," sprach er mit tiefem Gefühl, „und wenn auch der Schwan rastlos in der Welt herumflattert, so hat er doch in Hamburg bei seiner Mutter ein warmes Nest, in das er von Zeit zu Zeit zurückkehrt, und was dorthin geschickt wird, das kommt sicher in seine Hände."

Da beugte sich Sophie zum Fenster hinaus und rief ihrer über den Hof schreitenden Schwester zu:

„Caroline, wenn ich todt bin, so schickst Du mein rothes Buch an Herrn Heine's Mutter nach Hamburg — hörst Du, ich binde Dir die Erfüllung dieses Auftrags auf die Seele."

Die Postmeisterin nickte stumm und verschwand hinter der Stallthür. Der Postillon Pieper ließ seine Peitsche knallen und stieß in sein Horn. Heine drückte mit stummer Wehmuth einen Kuß auf Sophiens blonde Haare, stürzte die Treppe hinunter, warf sich in den Wagen und setzte in gedrückter Stimmung seine Reise fort.

In Hamburg angekommen, fand er seine Mutter weit gefaßter, als er vermuthet hatte, und so gelang es seiner kindlichen Liebe bald, ihren Schmerz in eine sanfte Ergebung in das Unabänderliche umzuwandeln.

Sir Edward Thomson.

Um Lady Arabella Wort zu halten, aber auch um das tumultreiche London besser kennen zu lernen, als es bei seinem ersten Aufenthalt geschehen war, schwamm Heine über das Meer und freute sich, als hätte er die Seele voll Nachtigallen, als das schlanke Dampfschiff endlich in die Themse einlenkte, und sein Herz begrüßte mit einem jubelvollen Ruf das Land der Freiheit, und da er seinen Gruß ziemlich laut ausgestoßen hatte, so sagte ein Herr in einem gelben Nankingrocke, mit dem er während der Ueberfahrt bekannt geworden war, mit einem zweideutigen Lächeln zu ihm:

„Sie scheinen die Freiheit zu lieben, mein Herr.“

[*] „Ja, ich liebe sie, denn sie ist die Religion der neuen Zeit, und es ist eine Religion, die wieder nicht den Reichen sondern den Armen gepredigt wird, und die ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und ihre Ischariots hat.“

„Junger Enthusiast,“ sprach kopfschüttelnd der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was sie suchen. Die Freiheit ist allerdings eine neue Religion, die sich über die ganze Erde verbreiten wird, aber wie einst jedes Volk, indem es das Christenthum annahm, solches nach seinen Bedürfnissen und seinem eigenen Character modelte, so wird jedes Volk von der Freiheit nur Das annehmen, was seinen Localbedürfnissen und seinem Nationalcharacter entspricht.“

„Nun, auch Das ist schon ein Gewinn.“

„Die Deutschen werden aber am wenigsten Freiheit annehmen, weil sie durch lange Gewohnheit mit der Kette vertraut geworden, und weil sie Träumer sind.“*

„Lieber Herr,“ erwiderte Heine ganz weichmüthig, „lieber Herr, schelten Sie mir die Deutschen nicht, wenn sie auch Träumer sind. Manche von ihnen haben gar schöne Träume, die der wachenden Wirklichkeit vorzuziehen sind, und in ihren Träumen sprechen sie wunderbare Worte, die zu Saaten der Freiheit werden, und dabei sind sie gutmüthig und treu, denn während der seines Weibes überdrüssige Britte seiner Lebensgefährtin den Strick um den Hals legt und sie auf öffentlichem Markt verkauft, während der leichtsinnige Franzose seine geliebte Braut treulos verläßt, um zu einer Andern hinzuflattern, wird der Deutsche seine alte Großmutter nie ganz vor die Thür stoßen, er wird ihr immer noch ein Plätzchen am Ofen gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Mährchen erzählen kann.“

Indessen war die Sonne untergegangen, deren letzte Strahlen das palastähnliche Hospital von Greenwich beleuchteten, man gerieth in ein wahres Gewühl von Schiffen, vom Ufer her vernahm man ein verwirrtes Geräusch, das sich mit dem Matrosenlärm auf dem Wasser vermischte, und die lustigen Töne einer Tanzmusik schallten aus der Ferne herüber. Allmählich legten sich die Schleier des Abendnebels auf die Gegenstände, die mehr und mehr verschwammen, und die bleichen Sterne begannen am Himmel sichtbar zu werden.

Der Mann im Nankingrocke stand noch immer neben Heine und schaute sinnend in die Höhe. Plötzlich legte er seine Hand auf die Schulter seines Nebenmannes und brach, vielleicht unwillkürlich in die Worte aus:

„Freiheit und Gleichheit findet man nicht hier unten, nicht einmal dort oben, denn die Sterne sind nicht einander gleich, der eine ist größer und flimmernder, als der andere, keiner von

ihnen ist frei, alle müssen den ihnen vorgeschriebenen eisernen Gesetzen gehorchen — Sclaverei ist im Himmel, wie auf Erden."

„Das ist der Tower," rief plötzlich einer der Mitreisenden, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, welches sich aus dem nebelbedeckten London, wie ein schwarzes Riesengespenst aus seinen Leichentüchern erhob.

Man landete. Heine drängte sich mit seinem Gepäckträger durch die mit Menschen überflutheten Straßen. Bald von einem zerlumpten Bettelweib angebettelt, bald von einem hausirenden Krämer angerufen, und mehr als ein Mal mit einem God dam fast niedergeworfen, wurde er vorwärts geschoben, bis er endlich im Schweiße seines Angesichts den von ihm bezeichneten Gasthof erreichte.

Am andern Tag drängte er sich durch ein buntes Gewoge von Männern, Frauen, Kindern, Pferden, Fuhrwerken aller Art, ja, sogar durch einen Leichenzug, um Lady Arabella aufzusuchen, die er denn auch in der City fand, wo sie ein kleines von Backsteinen erbautes, drei Fenster breites Haus bewohnte.

Die Lady begrüßte ihn anfänglich mehr verlegen, als freudig überrascht, bald aber verfiel sie in beißende Witzeleien, sprach von Lucca, von Francesca, dem Marchese Gumpelino und allen tollen Streichen, die sie dort miteinander ausgeführt hatten. Dazwischen erzählte sie von einem Freund, der in Unannehmlichkeiten verwickelt sei und ihr große Sorgen mache. Es war etwas Fremdes, Zwangvolles in ihr, das Heine abstieß, dann aber blitzte auf Momente ihr altes Wesen wieder durch. So wechselseitig von ihr angezogen und abgestoßen, entfernte er sich endlich, ohne daß sie ihn gerade sehr dringend einlud, wiederzukommen.

Heine lief noch eine Weile in den Straßen London's herum, dann begab er sich in die Tavistock-Taverne, um zu Mittag zu essen.

In seiner Nähe saß ein Engländer, welcher plötzlich den donnernden Ruf: „Waiter!“*) erschallen ließ.

Der Angerufene sprang dienstfertig herbei.

„Mylord befehlen?“

„Ich möchte etwas gestoßenen Zucker habe.“

„Aber wozu denn? Mylord haben ja keine süße Speise.“

„Ich will ihn zu dem Blumenkohl essen.“

Der Kellner starrte den Engländer an, als habe dieser etwas Entsetzliches gesagt.

„Aber, Mylord, der Blumenkohl ist ja in Salzwasser abgekocht und wird nie mit einer süßen Zuthat gespeist.“

„Zucker will ich haben, und das gleich,“ donnerte der Gentleman mit so gewaltiger Stimme, daß der Kellner erschrocken davon schoß, und ihm in einem Nu das Verlangte brachte.

Als der Engländer abgegessen hatte, setzte er sich neben Heine und wandte sich in französischer Sprache an ihn:

„Sie werden erstaunen, mein Herr, mich als Engländer eine Ketzerei gegen die strenge englische Küche begehen zu sehen, denn ich habe lange genug auf dem Continent gelebt, um mich mit den dort herrschenden Sitten und Gebräuchen zu befreunden, und man muß denn doch gestehen, daß die englische Art, die Gemüse zuzubereiten, eben nicht die empfehlenswertheste ist.“

Es entspann sich nun ein ganz anziehendes Gespräch über englische und ausländische Sitten zwischen den Beiden, dann sagte Heine:

„Ich kann nicht umhin, zu gestehen, mein Herr, daß es mich freut, endlich einen Engländer zu finden, der nicht zurückhaltend gegen Fremde ist, wie es die meisten Ihrer Landsleute sind.“

„Das hat seinen triftigen Grund,“ erwiderte der Engländer mit einem Lächeln, welches seine blendend weißen, wenn auch etwas langen Zähne in ihrer ganzen Pracht zeigte. „Ich habe Sie angesprochen, mein Herr, um mich in der französischen

---

*) Aufwärter, Kellner.

Sprache zu üben, die ich nicht gern vergessen möchte, da mir deren Erlernung viel Mühe gekostet hat."

„So," sagte Heine und lachte auch, „ich hatte gedacht, meine liebenswürdige Persönlichkeit hätte Sie angezogen, und nun muß ich hören, daß ich Ihnen nur als Sprachübungsmaschine diene."

„O, mein Herr! ..."

„Entschuldigen Sie sich nicht, Sie haben Recht und ich diene Ihnen gern. Doch erlauben Sie mir eine Frage. Existirt der famose Schmid von Gretna-Green noch, der die Leute vor dem Ambos traut, und haben die von ihm geschlossenen Ehen noch immer Gültigkeit vor dem Gesetz?"

„Das will ich meinen. Erst kürzlich entführte der Esquire Wakefield, der ein sehr lustiger Cavalier ist, so zu sagen aus dem Stegreif, die Tochter des reichen Kaufmanns Tourner aus Liverpool, und ließ sich von dem Schmid zu Gretna-Green mit ihr trauen."

„Und wie nahm die Welt diesen Vorfall auf?"

„Die ganze kopfhängerische Sippschaft der Frömmler rief die Strafe des Himmels auf den Verführer herab, aber in der vornehmen Gesellschaft scherzte und lachte man über den kühnen Mädchenräuber."

Der Engländer zog jetzt die Uhr heraus, dann erhob er sich und griff zu seinem Hute.

„Es ist Zeit, in die Oper zu gehen," sagte er, und mit einer höflichen Verbeugung setzte er hinzu: „Ich wünsche, Sie heute nicht zum letzten Mal gesehen zu haben."

„Wenn Sie erlauben, werde ich Sie in die Oper begleiten, ich beabsichtige, mich ebenfalls dahin zu begeben."

„Es wird mir eine große Freude sein, Ihre angenehme Gesellschaft noch länger genießen zu können."

Sie verließen die Taverne, nahmen einen Wagen und fuhren in die Oper.

In der Loge fanden sie auf den Vordersitzen zwei dicke Damen, die, wie sie aus ihren Gespräche entnahmen, aus Manchester waren und die große Oper, diesen Versammlungsort der vornehmen Welt, zum ersten Mal in ihrem Leben besuchten.

Die Oper hörten sie mit großer Aufmerksamkeit an und theilten sich ihre Bemerkungen über die Decorationen und die Anzüge mit.

„Das ist ein schönes Zimmer,“ sagte die Eine; „ich wette der König hat kein prachtvolleres in seinen Schlössern.“

„Und vorhin der Garten mit den Pavillons, den Marmorfiguren und dem Springbrunnen, das war auch ein prächtiger Anblick. Solch' einen Garten möchte ich haben, und ein Schloß dazu, und vierhunderttausend Pfund jährlicher Einkünfte.“

„Sie sind unbescheiden, meine Liebe, ich wäre mit der Hälfte zufrieden.“

„Das würde nicht ausreichen zu dem Aufwande, den man bei solch' einer Besitzung zu machen genöthigt wäre.“

„Man müßte sich nach der Decke strecken.“

„Es ist nicht angenehm, wenn die Decke zu kurz ist, dann erkältet man sich leicht die Füße.“

„Betrachten Sie doch diesen Anzug der Sängerin, wie das flimmert und funkelt. Solch' ein langes, goldgesticktes Schleppkleid müßte meiner Jenny vortrefflich stehen — ich möchte sie wohl ein Mal in solch' einem Anzuge sehen.“

„Und ihr einen Prinzen zum Gemahl wünschen,“ sagte die ältere Dame höhnisch.

„Warum nicht? Hübsch genug wäre sie für einen solchen, oder meinen Sie nicht?“

„Meine Kitty und meine Bessy sind auch hübsch, aber meine Wünsche für sie versteigen sich nicht so hoch; ich werde froh sein, wenn sie brave Bürger zu Männern bekommen, bei denen sie ihr gutes Auskommen haben.“

„Mit einem Bürger wäre mir für meine Jenny nicht gedient, ich will höher hinaus mit ihr.“

„Wollen ist nicht immer auch können,“ gab die Andere spitz zur Antwort.

„Sie werden anzüglich, Madame.“

„Ich spreche meine Meinung aus.“

Dieses Gespräch wurde jetzt durch das sehr rauschende Finale übertäubt, aber im Zwischenacte wurde es in demselben Tone wieder aufgenommen, und es würde ohne Zweifel zu einem Bruche zwischen den beiden Freundinnen gekommen sein, wenn nicht der Vorhang wieder in die Höhe gerauscht wäre und das Ballet begonnen hätte. Die Provinzialstädterinnen waren ganz Auge, als die hochgeschürzten Tänzerinnen auf der Bühne erschienen und in graziösen Wendungen sich den Blicken des Publikums von allen Seiten zur Schau stellten.

„Horror!“ rief die eine, „Horror, Maa'm Dudelstay! die unverschämten Frauenzimmer haben nackte Beine ... sollen wir Das sehen“ —

„Shocking, very shocking, Maa'm Twistlestock, aber wir haben bezahlt, um es zu sehen, sollen wir das Geld umsonst ausgegeben haben?“

„For shame! for shame!“ ächzte die Andere, „ich danke Gott, daß ich meine Jenny nicht bei mir habe, das unschuldige Kind würde sich vor diesem Gräuel entsetzen.“

„Und doch wollen Sie sie zu einer vornehmen Lady machen, die dergleichen Gott mißfällige und dem Menschen zum Aergerniß gereichende Ungebürlichkeiten alle Tage sehen muß.“

„Freilich, freilich, da wird sie ihre keuschen Augen daran gewöhnen müssen — oder sie kann sie ja zuhalten während des Ballets, das ich für einen sündhaften, vom Teufel erfundenen Tanz halte; oder meinen Sie nicht, Maa'm Twistlestock?“

Aber trotz ihres ausgesprochenen Abscheus vor dem sündhaften Tanze hielt sie beständig ihr Doppelperspectiv vor die

Augen, als ob es daran festgewachsen wäre, und ließ es nicht sinken, bis der letzte Pas getanzt und der Vorhang gefallen war.

Heine und der Engländer, die das Gespräch der beiden Damen höchlichst ergötzt hatte, tauschten, bevor sie sich trennten, ihre Adressen miteinander aus und versprachen, sich öfters in der Tavistock-Taverne zu treffen.

Sie hielten Wort, und sich mehr und mehr befreundend, machte der Engländer den Cicerone des Deutschen, indem er ihm alle Merkwürdigkeiten der Hauptstadt zeigte und ihn auf allen seinen Ausflügen begleitete. Dazwischen besuchte er auch Lady Arabella, aber er konnte nicht mehr auf den früheren vertraulichen Fuß mit ihr kommen, es war eine gewisse Gêne in ihrem Wesen, und manchmal, wenn er da war, sah sie so ängstlich nach der Uhr, daß es offenbar war, daß er sie belästigte.

Eines Tages begab er sich mit seinem englischen Freunde nach Old-Balley. Bei dem Anblicke des großen, schwarzen Gebäudes, das einen unheimlichen Eindruck auf ihn machte, rief Heine:

„Fürwahr, hier verkündet das Aeußere schon, daß dieses ein Palast des Elends und Verbrechens ist.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Engländer, „man sieht dem Gebäude gleich an, zu was es dient. Hier der linke Flügel, das eigentliche Newgate, dient als Criminalgefängniß.“

„Und hier die schwarze, allegorische Figur in der Nische, an der die Hand mit der Waage abgebrochen wurde, so daß nur noch ein blindes Weibsbild mit dem Schwerte vorhanden ist, soll wohl die Göttin der Gerechtigkeit vorstellen?“

„Wahrscheinlich! und hier in der Mitte des Gebäudes sehen Sie den Altar, auf dem dieser Göttin geopfert wird, nehmlich das Fenster, vor welchem der Galgen aufgerichtet wird. Hier rechts befindet sich der Criminalgerichtshof.“

Sie traten nun in einen kleinen Hof ein, in welchem die

Hefe des Plebses versammelt war, um die Verbrecher durchführen zu sehen, deren Verwandte, Freunde und Feinde hier versammelt waren; auch eine Menge Bettelkinder, Blödsinnige und alte Weiber waren zugegen, die ihren Zungen freien Spielraum gestatteten.

„Da der Gerichtssaal klein ist und nur wenig Raum für das Publicum hat, so werden wir wohl thun, uns einen Platz auf den sehr geräumigen Galerien zu sichern, die zu beiden Seiten hinlaufen," sagte der Engländer.

Gegen eine Vergütung von zwei Schillingen öffnete ihnen ein Pförtner die Thür einer solchen Galerie, die mit erhöhten Bänken versehen war, die sie bereits fast alle besetzt fanden.

Die Richter, in blauschwarzer Toga, das Haupt mit einer weißgepuderten Perrücke bedeckt, die einen lächerlichen Contrast mit ihren schwarzen Augenbrauen und Backenbärten bildete, saßen auf hohen Stühlen an einem langen, grünen Tische, die Jury nahm zu beiden Seiten angebrachte Bänke ein.

Kaum war Heine mit seinem Begleiter eingetreten, als die Jury sich erhob, um zu erwägen, ob der schwarze William des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig sei oder nicht. Der Angeklagte hatte einen Strauß wohlriechender Kräuter vor sich liegen, um im Nothfalle durch Daranriechen seine Nerven zu stärken; auch auf dem Tische der Richter lagen solche Kräuter und sogar eine frisch erblühte Rose lag dabei.

Während die Richter und die Jury abtraten, sagte auf der Galerie eine dicke Dame mit funkelnden Augen, die wie Glühwürmer aus ihrem rothen, aufgedunsenen Gesichte hervorleuchteten, zu ihrer Nachbarin:

„Der schwarze William ist doch ein merkwürdig hübscher Bursche, meinen Sie nicht auch, Mistreß Obbertown?"

Die Nachbarin, die so dünn war, wie eine Oblate, piepte:

„Er könnte für hübsch gelten, wenn er das schwarze Haar nicht so lang und zottig trüge, und nicht so fürchterlich mit

den Augen blitzte, wie Herr Kean, wenn er den Othello spielt."

„Gerade das giebt ihm ein so apartes Aussehen, das mir gefällt."

„Nein, nein, mir graust vor ihm. Da ist der Thomson doch ein ganz anderer Mensch mit hellem Haar, das er nach der Mode gescheitelt und glatt gekämmt trägt. Auch ist er ein merkwürdig geschickter Mensch — er bläst ein wenig die Flöte, malt ein wenig und spricht ein wenig Französisch."

„Und stielt ein wenig," fiel ihr die Dicke ärgerlich in das Wort.

„Ei was," versetzte die Dünne, „das ist doch nicht so schlecht als Fälschung, denn ein Dieb wird nur nach Botany-Bay verschifft, während ein Fälscher ohne Gnade und Barmherzigkeit am Galgen zappeln muß."

„Das ist schrecklich," seufzte dicht neben Heine ein langer, magerer Mann in einem abgeschabten schwarzen Rocke. „Kein Mensch hat das Recht, einen Andern hängen zu lassen, und am Wenigsten sollten Christen ein Todesurtheil fällen — sie sollten vielmehr eingedenk sein, daß der Stifter ihrer Religion, unser gebenedeiter Herr und Heiland, selbst unschuldig verurtheilt und hingerichtet worden ist."

[*] „Ei was," rief die Dünne mit einem süßen Lächeln, das im grellen Widerspruche mit ihren Worten stand, „wenn so ein Fälscher nicht gehängt würde, so würden ja alle reichen Männer stets der Gefahr ausgesetzt sein, um ihr Vermögen betrogen zu werden, wie zum Beispiel der dicke Jude in Lombard-Street, oder mein Freund, Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden ist. Und der gute Scott hat doch sein Vermögen sauer verdient — man will sogar behaupten, er sei dadurch reich geworden, daß er die Krankheiten Anderer auf sich genommen, und jetzt noch laufen ihm die Kinder auf der Straße nach und rufen: „Ich gebe Dir einen Sixpence,

wenn Du mir meine Zahnschmerzen abnimmst; wir geben Dir einen Schilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willst."

„Es ist doch kurios," fiel ihr die Dicke in die Rede, „daß der schwarze William und Thomson, die früher die besten Freunde waren, zusammen gewohnt und gegessen haben, nun Feinde geworden sind, und daß jetzt Eduard Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt."

„Er klagt ihn an, weil er gefälscht hat."

„Wer weiß!"

„Sie werden doch nicht glauben, daß er ihn falsch anklagt?"

„Als ob es das erste Mal wäre, daß ein Mensch falsch angeklagt wird. Warum ist Thomson's Schwester nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachläuft?"

Ein junges, schönes Mädchen, über dessen holde Züge die tiefste Betrübniß verbreitet war, beugte sich jetzt vor und sagte weinend zu den beiden Frauen:

„Ach! meine Freundin, die schöne Marie, kann nicht herkommen, weil ihr grausamer Bruder sie so geschlagen hat, daß sie nun todtkrank zu Bette liegt. Statt ihrer hat sie mich hergeschickt."

„Nennt das abgemergelte Ding doch nicht die schöne Mary," belferte die Dicke, „sie hat ja kein Loth Fleisch auf den Knochen, ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn nun gar ihr William das hänfene Halsband anziehen muß, so wird ..."

Das Wort wurde ihr abgeschnitten durch den Wiedereintritt der Jury, welche dem Angeklagten des ihm zur Last gelegten Verbrechens für schuldig erklärte und ihn zum Galgen verurtheilte. Das schöne Mädchen auf der Galerie, die Freundin seiner Geliebten, wurde ohnmächtig. Die Dicke und die Dünne sprangen ihr hülfreich bei.

Als man dem schwarzen William nach dem Urtheilsspruche

aus dem Saale führte, warf er einen langen, vielsagenden Blick auf Eduard Thomson, seinen Ankläger.

Heine wurde es schwül zu Muthe, er stürzte fort aus der Galerie, sein Begleiter folgte ihm nach.

Auf der Straße gingen sie eine Weile schweigend neben einander her, dann sagte Heine:

„Sir, ich halte den schwarzen William nicht für schuldig."

„So setzen Sie Zweifel in die Gerechtigkeit unserer Gerichte?"

„Das nicht, aber die Richter sind getäuscht durch die Umstände; der Thomson ist ein Schuft, der den Unglücklichen falsch angeklagt hat."

„Woraus schließen Sie Das?"

[*] „Erlauben Sie mir, Ihnen, bildlich darauf zu antworten. Nach einer im Orient verbreiteten Sage war Satan einst ein Engel und genoß die Freuden des Himmels, bis er endlich die andern Engel gegen Gott aufzuwiegeln versuchte, und deshalb von dem erzürnten Herrn des Himmels und der Erde hinuntergestoßen wurde in die Finsterniß der Hölle. Aber im Sinken schaute er immer noch in die Höhe und blickte den Engel an, der zu seinem Ankläger geworden, und je tiefer er sank, desto schrecklicher und vorwurfsvoller wurde sein Blick. Dieser Blick war so entsetzlich, daß der von ihm betroffene Engel bleich wurde, so bleich, daß nie wieder ein Schimmer von Röthe seine Wangen färbte, und seitdem heißt er der Engel des Todes."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Eduard Thomson bleich wurde, wie der Engel des Todes"

„Und daraus schließen Sie?"

„Daß sein Gewissen nicht rein ist; daß er seinen Freund falsch angeklagt hat."

„Hm! Sie können Recht haben, es giebt viel Schurkereien in der Welt."

Heine mußte eines Morgens ziemlich lange auf seinen Barbier warten, der sonst die Pünctlichkeit selbst zu sein pflegte. Ungeduldig ging er im Zimmer auf und ab, denn er mochte sich unrasirt nicht unter den Menschen zeigen.

„Wo bleibt denn nur mein geheimer Ober-Schaumrath," sprach er vor sich hin, indem er an das Fenster eilte, es aufriß und die Straße hinunter sah. „Aha," setzte er befriedigt hinzu, „da kommt er mit dem Portefeuille der Bartangelegenheiten unter dem linken Arme über die Straße gestolpert."

Zwei Minuten darauf band ihm das kleine Männchen, das einen abgetragenen schwarzen Rock trug, der einen weißlichen Widerschein hatte, die Serviette um und seifte ihn ein. Während er rasirte, seufzte er beständig, als wenn er von einem schweren Unglück belastet wäre. Heine empfand Mitleid mit ihm und fragte theilnehmend:

„Was haben Sie denn nur immer zu seufzen, Meister Whaite, ist Ihnen ein Mißgeschick widerfahren?"

„Mir persönlich nicht, sehr ehrenwerther Sir," beeilte sich der Kleine zu erwidern. „Gottlob, mir persönlich nicht, aber ich rühme mich, ein Radikaler zu sein, und so seufze ich über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, daß die Nationalschuld jemals bezahlt werden kann."

„Nun, haben Sie Geduld, die Zeiten werden vielleicht besser werden."

„Besser, bei einem solchen Ministerium? Nein, Sir, es wird nicht besser werden, wohl aber täglich schlimmer. Ich frage Sie aber, was braucht sich das englische Volk darum zu kümmern, wer Koch oder Kellermeister in Frankreich ist? Aber der Adel und die hohe Kirche fürchten die Freiheitsgrundsätze der Franzosen, und um diese Grundsätze zu unterdrücken, muß John Bull sein Geld und sein Blut hergeben und obendrein Schulden machen. Nun, jetzt sind dem Freiheitsadler die Flügel gestutzt, es wird Keiner über den Canal herüberfliegen,

aber nun sollte der hohe Adel und die hohe Kirche auch die Schulden bezahlen, die für ihr Interesse, und nicht für das arme Volk gemacht worden sind. Ach, das arme Volk!"

Der arme Barbier hörte auf keinen Trostgrund seines Kunden und seufzte nur noch tiefer:

„Sagen Sie mir Nichts, sehr ehrenwerther Sir; Sie sind ein Fremder, Sie kennen unsere Verhältnisse nicht. Sehen Sie, das Brod und der Porter wird täglich theurer und das Volk muß verhungern, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und dagegen giebt es nur eine Abhülfe."

Bei diesen Worten schliff er sein Rasirmesser auf seinem Streichriemen, und während er Das that, murmelte er leise, aber ingrimmig: „Lords, Jagdhunde, Pfaffen — fort mit ihnen — und der Wellington, pfui! ..."

„Sie scheinen den edeln Herzog nicht besonders zu lieben, Mr. Whaite."

Der radicale Zorn des Barbiers kochte über, er spuckte Gift und Galle und seifte die linke Seite seines Kunden nochmals mit schäumender Wuth ein, und Heine wurde es wahrhaft bange, als er ihn darauf am Halse barbierte und dabei murmelte: „Ich, den Duke of Wellington lieben — never, never! Hätte ich ihn nur so unter dem Messer, ich würde ihm die Mühe ersparen, sich selber die Kehle abzuschneiden, wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der sich die Kehle abgeschnitten zu Nordkray in der Grafschaft Kent — Gott verdamme ihn."

Die Hand des wüthenden Barbiers begann zu zittern, Heine begann zu fürchten, daß er sich in der Hitze einbilden könne, er habe statt eines harmlosen Fremden, wirklich den Herzog von Wellington unter den Händen — er fand es daher für klug, ihn durch Anregung seines Nationalstolzes zu besänftigen, er sagte daher:

„Sie müssen bedenken, mein lieber Herr Whaite, daß der Herzog doch den Ruhm der Engländer sehr befördert hat."

„Aber jetzt schindet er das Land."

„Doch nicht aus eigenem Antrieb; er ist stets nur ein Werkzeug in fremden Händen gewesen. Eigentlich ist er ein ganz friedfertiger Mann, der gerne Beefsteaks ißt, Ale trinkt, und ..."

Er hielt ein, denn er wußte nicht, was er noch hinzufügen sollte; glücklicherweise war der Barbier eben fertig mit ihm, und so war er für diesmal der ihm drohenden Gefahr entronnen.

Als der kleine Mann fort war, kleidete sich Heine an und holte seinem englischen Führer ab, um mit ihm einen Spaziergang im St. James-Park zu machen.

Sie schritten Arm in Arm durch die schattigen Alleen, hie und da eine hübsche junge Dame bewundernd, die ein Buch in der Hand, mit einer schweigsamen Begleiterin unter einem breitastigen Baume saß und las; sie ergötzten sich an den Spielen der rosigen Kinder, die umhergaukelten wie Schmetterlinge, sie kritisirten die Toiletten der Damen, oder der Engländer machte den Deutschen hie und da auf einen Herrn aufmerksam und erklärte ihm dessen politische Bedeutung. Plötzlich rief er:

„Da kommt Lord Wellington geritten."

In der That kam, von schlanken Jagdhunden umsprungen, der sehr ehrenwerthe Herzog mit zwei Begleitern dahergeritten, deren heiteres Gespräch er so mißmuthig beantwortete, als ob er eine Dosis Rhabarber im Leibe hätte. Seine Persönlichkeit machte einen abstoßenden Eindruck auf Heine.

Als er vorüber war, fragte der Engländer. „Nun, wie gefällt Ihnen der Herzog."

„Ungefähr so, wie einem ein völlig unbedeutender Glückspilz gefallen kann."

Der Engländer lachte.

Wissend, daß er ein entschiedener Gegner des Lords war, fuhr Heine ungenirt fort:

„Dieser Mann hat das Mißgeschick, überall Glück zu haben, wo die größten und ausgezeichnetsten Menschen mit ihren Hoffnungen zerschellten, und das empört mich gegen ihn und macht mir ihn verhaßt. Ich sehe in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie."

„Allerdings! Allerdings! Sir Arthur triumphirte, wo Napoleon unterging."

„Dennoch kommt es mir vor, als ob ihn die Glücksgöttin nur spöttischerweise begünstige, als ob sie seine Winzigkeit nur um so mehr zur Schau stellen wolle, indem sie ihn auf das Schild des Sieges erhebt, und wer weiß, ob die Glücksgöttin, die ein wandelbares Weib ist, ihm jetzt nicht grollt, weil er ihren frühern Günstling stürzte, obgleich dieser Sturz ihr Wille war."

„Aber jetzt bei der Emancipation der Katholiken läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin der edle George Canning zu Grunde ging."

„Das ist eben sein Unglück," erwiderte Heine. „Wäre der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen, so würde man ihm diesen Sieg vielleicht hoch angerechnet haben, aber da er da siegt, wo Canning's Bestrebungen zersplitterten, so entdeckt man erst recht, welch' ein kleiner Mensch er ist."

„Ja, ja, er ist eine politische Pygmäe."

„Die Franzosen haben von Polignac nicht Aergeres sagen können, als er sei ein Wellington ohne Ruhm, und was bleibt denn auch in der That übrig, wenn man diesem Menschen die Feldmarschallsuniform des Ruhmes auszieht?"

„Very, very, Sie haben ihn durchschaut, Sie schildern ihn gut, Sie sind ein Menschenmaler, der sein Handwerk versteht."

„Was mich am Meisten ärgert, ist der Gedanke, daß Wellington eben so unsterblich wird, wie Napoleon, daß er in die Geschichte kommt, wie der Name des Pontius Pilatus, der neben dem Namen Christi unvergeßlich geblieben, in das Credo gekommen ist.“

Der Engländer zeigte wieder seine weißen Zähne in einem lauten Gelächter. Heine hob abermals an:

[*] „Es ist wirklich wunderbar, daß der menschliche Geist sich diese beiden Männer zu gleicher Zeit denken kann, die schon in ihrer äußern Erscheinung den größten Contrast bildeten. Wellington, das dumme Gespenst der aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesicht, und daneben Napoleon, an dem jeder Zoll ein Gott war.“

Sie sprachen noch lange über den todten Kaiser; Heine erzählte, wie er ihn als Knabe gesehen und welchen Eindruck seine Erscheinung auf ihn gemacht hatte — hierauf gingen sie zum Essen.

Später holte Heine Lady Arabella ab, um sie in's Haymarket-Theater zu führen. Hatte sie es bisher streng vermiethen, mit ihm auszugehen, so war sie diesmal willig auf seine Einladung eingegangen. Sie hatte eine reizende Toilette gemacht und war wieder ganz die Alte, heiter, witzig, voll übersprudelnder Lebenslust. Im Theater richteten sich alle Lorgnetten auf die schöne Frau. Heine fing an, ganz stolz auf sie zu werden, und beredete sie, nach dem Theater mit ihm zu Nacht zu speisen. Sie ging lachend auf seinen Wunsch ein, doch nur für dieses einzige Mal, sagte sie, sie habe zarte Rücksichten zu nehmen, verwandtschaftliche Verpflichtungen, die es ihr unmöglich machten, hier das ungebundene, lustige Leben fortzusetzen, das sie sich im Auslande erlaubt habe. Heute sei sie durch einen Zufall frei, und diesen wolle sie gerne benutzen, um ihm zu zeigen, daß sie ihm noch eben so gewogen sei, wie früher,

aber morgen müsse sie sich wieder in den ihr auferlegten Schranken halten."

Der vorletzte Act ging jetzt an, und als er ungefähr in der Hälfte war, wurde eine unserm Paare gegenüber befindliche Loge geräuschvoll aufgerissen, und von einer aus vier Herren bestehenden Gesellschaft so lärmend eingenommen, daß das Publicum alsobald ein gebietendes St! ertönen ließ, worauf das laute Gespräch und Gelächter verstummte.

Die Lady hatte nicht sobald nach jener Loge geblickt, als sie gichterisch zusammenzuckend, schnell ihren Schleier fallen ließ. Sie hatte unter den Eingetretenen einen Mann erkannt, der ihr Geld gab, viel Geld, der sie in seinen bösen Augenblicken auch oft genug die Wucht seiner Reitpeitsche empfinden ließ — sie fürchtete sich vor ihm.

Unter dem Vorgeben, daß sie unwohl sei, verlangte sie plötzlich nach Hause. Vergebens mahnte Heine sie an ihr Versprechen — sie wollte nichts mehr von ihm hören; dann bat er sie, nur bis zu dem Schluß des Actes zu bleiben, aber auch das verweigerte sie mit Bestimmtheit — sie fühle sich sterbenskrank und müsse sich augenblicklich zu Bette legen, es sei eine schwere Krankheit bei ihr im Anzuge. Ihr Aussehen widersprach dieser Behauptung nicht — sie war weiß geworden, wie cararischer Marmor. Dem jungen Mann blieb nichts übrig, als mit ihr nach Hause zu fahren und sie den Händen ihrer Kammerfrau zu überlassen.

Am folgenden Tag ging er gegen Abend zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; er fand sie gesund und rosig wie immer. Sie sagte, es sei ein schnell vorübergehender, nervöser Anfall gewesen, von dem sie sich bald erholt habe — aber sie war befangener, als je, ihr Auge schweifte unruhig umher, ihr Ohr schien auf jedes Geräusch zu horchen. Da ging plötzlich die Thür auf — der Lady entfuhr ein halb unterdrückter Schrei.

Ein in einem modischen, hellen Ueberrock gekleideter Herr

blieb überrascht auf der Schwelle stehen und ließ unheildrohende Blicke über die Dame und den Fremden gleiten. Arabella rang sichtlich nach Fassung, dann sagte sie mit unsicherer Stimme:

„Kommen Sie doch näher, Sir Edward, und staunen Sie nicht so, weil Sie mein einsames Haus durch einen Besuch belebt finden. Diesen Herrn, der mich heute unvermuthet durch seinen Besuch überrascht hat, habe ich in Italien kennen gelernt." — Und sich an Heine wendend, setzte sie mit einem erzwungenen Lächeln hinzu: „Sir Edward, ein Freund von mir."

Der Herr im Ueberrock trat nun völlig in das Zimmer. Es fand eine steife Begrüßung statt, man setzte sich, aber es wollte keine schickliche Unterhaltung in Gang kommen, jeden Augenblick stockte das Gespräch.

Heine besann und besann sich, wer dieser Mann wohl sein könnte — dieses unbärtige Gesicht war ihm schon einmal vorgekommen, dieses glattgekämmte blonde Haar hatte er schon irgend wo gesehen, diese Augen mit dem unsichern Blick, die immer von unten heraufschauten, wie ein wildes Thier, waren ihm schon einmal aufgefallen bei einer besondern Gelegenheit, nur wußte er nicht wann, noch wo. Er sann und sann. Plötzlich fühlte er sich nach Old-Balley versetzt, der vor ihm sitzende Mann war Edward Thomson, der seinen Freund, den schwarzen William, falsch angeklagt und zum Galgen hatte verurtheilen lassen. Lady Arabella wurde von einem Schuft der ausgezeichnetsten Art unterhalten. Sobald ihm dieses klar geworden war, erhob er sich, verabschiedete sich kalt von der Lady und verließ das Zimmer, ohne Sir Edward auch nur eines Blicks oder eines Grußes zu würdigen.

Als er die Treppe hinunter ging, tönte ihm der Schall laut streitender Stimmen nach.

Heine ging von da an nicht mehr zu der Lady, aber er fuhr fort, alle Sehenswürdigkeiten, an der die große Hauptstadt so reich ist, in Augenschein zu nehmen.

Madmoiselle Laurence.

Eines Tags, da Heine mit seinem englischen Freund wieder in Old-Balley herum schlenderte, sah er einen Menschen hängen, der ein Schaf gestohlen hatte. Als die Execution vorüber war, sagte er zu seinem Begleiter:

[*] „Ich werde fortan am Hammelbraten keine Freude mehr haben, der Bissen wird mir im Munde quellen, das Fett wird mich immer an die Mütze erinnern, die der arme Sünder auf hatte.“

„Schafsdiebstahl und Fälschung wird hart bei uns bestraft,“ bemerkte der Engländer.

„Schrecklich! schrecklich!“ preßte Heine zwischen den zusammengeknirschten Zähnen hervor. „Wer giebt den Menschen ein Recht, über das Leben eines ihrer Brüder abzuurtheilen? Und das englische Volk spricht beständig von Christenthum, versäumt des Sonntags die Kirche nicht und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln.“

In den nächsten Tagen befiel den jungen Mann eine sehr schwarze Stimmung, er blieb viel zu Hause, doch eines Abends ging er auf die Waterloobrücke, auf der er stehen blieb und gedankenvoll in die Themse starrte. Es war ihm zu Muthe, als schaue ihm seine blutende Seele aus dem Wasser entgegen, und als rausche ihm jede Welle abwechselnd die Namen Eveline

und Maria zu. Alles, was ihm je Kummer und Schmerz verursacht hatte, kam ihm in das Gedächtniß, ganze Ströme von Weh schoßen über ihn her wie eine Stürzfluth, die ihn zu ertränken drohte. Endlich stürzten heiße, bittere Thränen aus seinen Augen, fielen in die Themse und schwammen fort, bis in das Meer, wo sie die Wassernixen auffingen, in Muscheln einschlossen und zu kostbaren Perlen werden ließen.

Plötzlich wurde der Träumer durch eine sonderbar klingende Musik aus seinen Grübeleien aufgeweckt. Emporschauend, bemerkte er am Ufer eine Menge Menschen, die einen Kreis gebildet hatten und irgend einer Aufführung von ambulanten Künstlern zuzusehen schienen. Heine setzte seine Füße mechanisch in Bewegung und mischte sich fast unwillkürlich unter die Zuschauer.

Er sah eine kleine stämmige, Frau, die in tiefe Trauer gekleidet, ein kleines, schlangenartiges Köpfchen, dagegen einen ungewöhnlich dicken Bauch hatte, vor dem eine große Trommel hing, auf die sie, trotz dem besten Tambour, lostrommelte und die kunstfertigsten Wirbel schlug.

Die Künstlergesellschaft bestand ferner aus einem Zwerg, der ein gesticktes, seidenes Gewand, den ungeheuern Kopf gepudert, und einen kleinen Degen an der Seite trug und auf seinen dünnen, winzigen Beinchen hin und her tänzelte, wie ein französischer Hofcavalier aus vergangenen Zeiten, indem er den Triangel dabei schlug — sodann aus einem etwa fünfzehnjährigen hübschen Mädchen, das weite Beinkleider von blaugestreifter Seide und ein enganliegendes Jäckchen von gleichem Stoffe trug. Die anmuthig gebaute Gestalt dieses Mädchens war fast ätherisch zu nennen, das Gesicht trug das Gepräge der edelsten Schönheit. Die gerade Nase würde eine griechische Bildsäule geziert haben, die Lippen waren zum Kuß geformt, das Kinn lieblich gerundet, aber die sonnig gelbe Hautfarbe stach grell ab von den glänzend schwarzen Haaren, die ge-

schmackvoll um ihre Schläfe geordnet waren. Sie sah nicht nur sehr ernsthaft aus, sondern ihre Physiognomie verrieth eine tiefe, geistige Mißstimmung, und mit gelangweilten Blicken sah sie einem vierten Gefährten zu, der eben seine Künste vor dem Publicum producirte.

Dieser Vierte in dem Künstlerbunde war ein großer weißer Pudel, der eben aus ihm vorgelegten hölzernen Buchstaben, den Namen des Herzogs von Wellington zusammengesetzt und ihm das sehr schmeichelhafte Prädicat Heros beigefügt hatte.

„Dieser Hund ist kein englisches Vieh," sagte ein wohlbeleibter Bierbrauer zu seinem Nebenmann.

„Woraus schließt Ihr Das, John Harding?" fragte der Andere.

„Ich verwette mein Leben, daß der Hund kein englisches Vieh ist, ein solches würde nie im Stande gewesen sein, solch' eine Kunst zu erlernen — er würde lieber einen Rostbeefknochen abgenagt haben."

„Wer weiß, ob der gelehrte Pudel Das nicht auch lieber thäte. — Und welcher Nationalität glaubt Ihr, daß der Vierfüßler angehöre?"

„Ich halte dafür, daß er aus Frankreich herüber gekommen ist."

„Woraus schließt Ihr Das?"

„Das kann man seinem geistreichen Aeußern schon anmerken; unsere Hunde sind viel schwerfälliger und viel gleichgültiger in ihren politischen Ansichten — sie würden unserm großen Feldherrn nicht die geringste Beachtung schenken."

„Das glaube ich selbst, und der französische Hund verdient in dieser Hinsicht alle Anerkennung."

Heine, der dieses Gespräch belauscht hatte, lächelte satyrisch vor sich hin, als er sah, wie sehr die beiden Engländer sich freuten, daß ihr großer Feldherr wenigstens bei französischen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den

zweibeinigen Bewohnern Frankreich's so beharrlich versagt wurde.

Jetzt trat der Zwerg auf den ausgebreiteten Teppich und begann mit einem großen Aufwand von Geberden in französischer Sprache zu bramarbasiren, nachdem er zuerst wie ein Hahn gekräht hatte.

„Messieurs et mes Dames! ich nenne mich Monsieur Turlututu, bin gekannt und geliebt von vielen Königen und Fürsten, zum Beispiel von unserm erhabenen Monarchen König Karl X. von Frankreich, von dem Kaiser Franz von Oesterreich, dem König Friedrich Wilhelm von Preußen, dem König von Holland, dem Großherzog von Hessen und vielen andern Fürsten und Herren, die sämmtlich meine wohlgeneigten Gönner sind." — Hier krähte er wieder und fuhr dann fort: „Schon als Knabe von acht Jahren hatte ich eine lange Unterredung mit der höchst seligen Majestät Ludwig XVI. Ich muß nehmlich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, verehrtes Publicum, daß der König damals noch nicht von den verruchten Jakobinern guillotinirt war, sondern den Kopf noch auf den Schultern sitzen hatte. Es war damals noch die gute Zeit! Seine Majestät war mir ein sehr gnädiger Herr, war sehr enchantirt von mir, und fragte mich auch später bei wichtigen Gelegenheiten um Rath."

Hier ließ der Zwerg wieder ein siegesfreudiges Krähen ertönen, die Engländer, von denen ihn nur sehr wenige, und auch diese nur unvollkommen verstanden, sperrten Maul und Nase auf. Monsieur Türlütütü hob wieder zu reden an:

„Jetzt brach die schändliche Revolution aus — Gott bewahre das noble Volk von England vor einer solchen, denn eine Revolution ist etwas Entsetzliches, etwas Grausenhaftes — ich entging aber ihren Stürmen durch die Flucht, und erst nachdem das Kaiserreich gegründet worden, kehrte ich in mein geliebtes Vaterland zurück und ließ mich sogleich beim Hofe vorstellen. Aber Napoleon hat mich nie geliebt, weil seine Ge-

mahlin Josephine mich in auffallender Weise bevorzugte. Der große Kaiser hatte die Schwäche, eifersüchtig auf mich zu sein," setzte er mit großer Fadheit hinzu, indem er verliebt mit den Augen blinzelte und ein selbstbewußtes Kikeriki ertönen ließ. „Ich tröstete mich über die Abneigung des Kaisers, der mich jedoch von St. Helena aus grüßen ließ und da ich den Grund seiner Eifersucht kannte, so lachte ich um so mehr darüber, da seine Heiligkeit, der Papst Pius VII. mich wahrhaft vergötterte und mich auch zum Ritter des goldnen Sporn ernannt haben würde, wenn er nicht unglücklicherweise, als er eben mit dieser Absicht umging, von dem unerbittlichen Tod von dem Schauplatz seiner heiligen Wirksamkeit entführt worden wäre. — Kaiser Alexander von Rußland fütterte mich mit Bonbons fast zu Tode, und die Prinzessin Amanda von Reuß-Greiz-Lobenstein nahm mich immer auf den Schooß und streichelte mich. — Ja, verehrtes Publicum, von Kindheit an habe ich unter lauter Souverainen gelebt, alle jetzt regierende Monarchen sind so zu sagen mit mir aufgewachsen, daher ich sie auch wie Brüder, wie Meinesgleichen betrachte; auch lege ich jedesmal große Trauer an, wenn einer von ihnen abberufen wird in das dunkele Jenseits."

Bei diesen Worten verbeugte er sich gravitätisch und gab ein melancholisches Krähen von sich, und sein altes verrunzeltes Gesicht, das einen lächerlichen Contrast mit seinem schmalen Kinderleibchen bildete, legte sich in traurige Falten.

Gleich darauf warf er sich aber in eine kecke Positur, die dicke Frau mit der Trommel reichte ihm ein unmenschlich langes Rapier, mit dem er nun links und rechts in der Luft herumstach.

„Messieurs et Dames," sagte er, „ich bin von jeher ein berühmter Duellant gewesen — wenn man von dem schönen Geschlecht begünstigt wird, so zieht man sich Händel zu, und so — Sie dürfen mir es auf Ehre glauben — so habe ich siebzehn Personen vom Leben zum Tode befördert, und über

hundertundfünfzig mehr oder minder schwer verwundet. Bemerken Sie hier diese Quart, sie kann von Niemand parirt werden, und ich versichere Sie auf Ehre, hier diese Terz macht mir Keiner nach. Meine Parade kann von keinem sterblichen Menschen durchschlagen werden — ich will verdammt sein, wenn es einer zu thun vermag, und ich fordere Jeden im Publicum auf, sich in der edlen Fechtkunst mit mir zu messen."

Nachdem er diese Aufforderung mehrmals wiederholt hatte, sich aber Niemand fand, der geneigt war, einen öffentlichen Zweikampf mit ihm zu bestehen, verbeugte er sich mit altfranzösischer Anmuth und sagte:

„Da sich unter den verehrten Anwesenden Niemand findet, der seine Klinge mit mir kreuzen will, so bleibt mir nichts übrig, als für den mir so reichlich gespendeten Beifall ergebenst zu danken, zugleich aber nehme ich mir die Freiheit einem hochzuverehrenden Publicum das außerordentlichste Schauspiel anzukündigen, das jemals auf englischem Boden producirt worden ist."

Er zog ein Paar schmutzige Glacéhandschuhe an, die vor Zeiten einmal weiß gewesen waren, und fuhr dann fort:

„Sehen Sie diese junge Dame an" — bei diesen Worten führte er das blauangezogene schöne Mädchen in die Mitte des Kreises — „diese junge Menschenpflanze heißt Mademoiselle Laurence und ist die einzige Tochter der höchst ehrbaren und sehr christlichen Frau, welche dort mit kunstfertigen Händen die Trommel rührt und noch immer Trauer trägt um den unersetzlichen Verlust ihres heißgeliebten Gatten, welcher der berühmteste Bauchredner in Europa, was sage ich, in der ganzen Welt war. Mademoiselle Laurence wird jetzt die Ehre haben, einen Tanz vor Ihnen aufzuführen, den Sie mit Recht bewundern werden."

Als er Das gesagt hatte, verbeugte er sich und krähte dreimal freudig auf.

Mademoiselle Laurence schien den Worten des Zwergs nicht die geringste Beachtung zu schenken; mit dem vollen Ausdruck der Verdrießlichkeit harrte sie, bis der Zwerg einen großen Teppich ausgebreitet hatte und er sodann die Trommelschläge der dicken Frau mit dem Geklingel seines Triangels zu begleiten begann. Es entstand eine sonderbare Melodie, die mehr zu dem Tanz eines Bären als eines Menschen zu passen schien und das junge Mädchen setzte sich in Bewegung.

Sie war keine Tänzerin nach Balletbegriffen, sie stellte sich weder auf die Fußspitzen, noch verrenkte sie die Glieder, aber sie tanzte mit einfacher Anmuth, wie die Natur den Menschen tanzen lehrt; jede Bewegung war im Einklang mit ihren Schritten — ihr ganzes Wesen tanzte: zuweilen erbleichte sie leichenartig, die Augen öffneten sich weit, als erblicke sie etwas unendlich Grausenhaftes, um ihre Lippen zuckte es wie ein großer Schmerz und die ihr Gesicht in zwei glatten Bogen einrahmenden schwarzen Haare, bewegten sich wie zwei Rabenflügel. Ihr Tanz war weder classisch, noch romantisch, aber er schien eine Sprache zu sprechen, die etwas Besonderes sagen wollte — das erkannte Heine, ohne jedoch die von dem Mädchen ausgedrückte Geberdensprache verstehen zu können. Er ahnte jedoch, daß ein grauenhafter Schmerz durch ihr Leben gezogen sein müsse, aber das getanzte Räthsel vermochte er um so weniger zu lösen, da die Musik ihn auf falsche Fährten führte. Der Triangel des Zwerges kicherte zuweilen so hämisch, und das Gebumm der großen Trommel klang so zornvoll, daß Heine nicht wußte, was er daraus machen sollte.

Als der Zwerg Geld einsammelte, warf ihm Heine einen Schilling in den Teller, wofür ihm der Kleine mit seinem freundlichsten Lächeln und seiner graziösesten Verbeugung dankte, welcher er die Worte beifügte:

„Mein Herr, Sie wissen die Kunst zu würdigen."

Die Truppe packte ihre Geräthschaften zusammen und entfernte sich. Heine aber blieb noch lange auf derselben Stelle stehen und dachte über die Bedeutung des aufgeführten Tanzes nach. Manchmal hatte das Mädchen den Körper so wild hin und hergeschlendert, das Haupt so kühn rückwärts gebogen, daß es ihm vorgekommen war, als tanze sie das Schicksal. Manchmal hatte sie sich wie lauernd zur Erde gebeugt, als höre sie auf eine Stimme, die aus der Erde zu ihr herauf spräche — sie hatte dann gezittert, war auf die andere Seite geeilt, um die tollsten Sprünge zu machen, bis sie sich wieder zur Erde gebeugt, um ängstlich zu horchen. Dann hatte sie mit dem Kopfe genickt, war unter Schauern bald roth, bald blaß geworden, und dann wie erstarrt stehen geblieben. Endlich hatte sie eine Bewegung gemacht, als ob sie sich die Hände wüsche und hatte dabei einen ängstlich bittenden, seelenschmelzenden Blick um sich geworfen, der zufällig auf Heine haften geblieben war.

Die ganze Nacht über mußte er an das Mädchen und dessen sonderbaren Tanz denken, und als er den folgenden Tag durch die Straßen ging, erwachte der Wunsch in ihm, daß er der schönen Tänzerin wieder begegnen möchte. Aber vergebens spitze er die Ohren, es wollte ihm weder gelingen, Triangelgeklingel, noch das Gebumm der großen Trommel zu hören.

Da, als er eines Morgens aus dem Tower kam, dessen Merkwürdigkeiten er besehen hatte, hörte er in der Mitte eines großen Menschenhaufens die Trommelschläge der Madame Mutter ertönen und vernahm das grelle Kikeriki des Monsieur Türlütütü. Er beeilte sich, hinzuzutreten, um abermals die Kunststücke des gelehrten Hundes, so wie die Terzen und Quarten des Zwerges zu sehen, aber er hatte weder Sinn für das Eine noch für das Andere, sondern er wartete mit Ungeduld, bis Mademoiselle Laurence wieder ihren Tanz begann, den sie ganz in derselben Weise wie früher aufführte, und

der wieder mit dem bittenden Seitenblick endigte, den sie diesmal länger wie früher, auf Heine verweilen ließ.

Von da an sah er das Mädchen fast jeden Tag tanzen, und jetzt war es kein bloßer Zufall mehr, daß ihr Blick immer auf ihn fiel. Dieser Blick übte einen so eigenthümlichen Zauber auf ihn, daß er drei Wochen lang oft vom Morgen bis zum Abend dem Mädchen nachzog und überall stehen blieb, wo Mademoiselle Laurence tanzte. Trotz des Straßenlärmens vernahm er schon aus weiter Entfernung die Töne der Musik und wenn der Zwerg ihn herbei eilen sah, blinzelte er ihn freundlich an, nickte ihm vertraulich zu, und ließ ein freudiges Krähen erschallen. Obschon Heine nie ein Wort mit diesen Leuten sprach, so war es doch am Ende, als ob er zu ihnen gehöre. Wenn der kleine Türlütütü Geld einsammelte, sah er immer, sobald er in Heine's Nähe kam, auf die andere Seite wenn dieser sein Geldstück in sein dreieckiges Hütchen fallen ließ.

Einst aber suchte er die Künstlergesellschaft drei Tage lang in allen Straßen London's, ohne sie finden zu können; er wurde sehr verdrießlich, als er merkte, daß sie die Stadt verlassen hatte. Er konnte Mademoiselle Laurence nicht vergessen, sie tanzte noch lange Zeit in seinem Gedächtnisse, und immer war es ihm, als ob er den Schall der Trommel und des Triangels zu sich herübertönen höre.

So kam allmählich die Zeit heran, in der Heine abreisen wollte, doch passirte ihm zuvor noch etwas recht Unangenehmes. Der Herr im gelben Nankingrock, den er bei seiner Herreise auf dem Dampfschiff kennen gelernt hatte, war der Chef des großen Banquierhauses N. in London, der ihn in sein Haus eingeladen hatte, das er denn auch öfters besuchte. Einst half ihm dieser sehr ehrenwerthe Herr aus einer augenblicklichen Geldverlegenheit, aber er that es nicht, wie Heine glaubte, aus persönlicher Gefälligkeit gegen ihn, sondern nur, weil Heine zufällig geäußert hatte, daß er eine Schrift auf das Haus

Rothschild herauszugeben beabsichtige. Nach einiger Zeit erfuhr er durch den Buchhalter des Banquiers, daß sein Prinzipal zu den entschiedensten Gegnern des Hauses Rothschild gehöre und daß er wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit von Einfluß auf sein Werk sein möge, ja, daß er in diesem Falle auf die Rückzahlung der ihm vorgestreckten Summe verzichten würde.

Auf's Höchste empört über diese Zumuthung, suchte sich Heine mit den bedeutendsten Opfern von einer andern Seite diese Summe zu verschaffen und übermachte sie sogleich an den Banquier, denn er wollte sich weder in seiner Unabhängigkeit beschränken lassen, noch dem Bankhaus Hoffnungen gestatten, die zu erfüllen nie in seinem Sinne liegen konnten.

In den letzten Tagen vor seiner Abreise stieg Heine im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers, der kürzlich aus Bengalen angelangt war. Das Fahrzeug, welches riesenhafte Dimensionen hatte, war mit Hindostanern bemannt, deren bunte Tracht, sonderbare Mienen und Leibesbewegungen, im Verein mit dem wildfremden Klang der Sprache, den Eindruck auf Heine machten, als ob er plötzlich in ein Zaubermährchen versetzt worden sei. Die Leute jubelten und lachten bald, bald sahen die schwarzen Augen aus den sanftgelben Gesichtern den Fremden mit so übernatürlicher Wehmuth an, daß es ihm selbst ganz weh um das Herz wurde.

Der Superkargo, der ein Engländer war und die Sprache der Mannschaft nicht verstand, trat zu Heine und sagte:

„Nicht wahr, Sir, das ist ein närrisches Volk? Es sind fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze China's bis an's arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wollhaarige Afrikaner."

„O Sir," erwiderte Heine, wenn man dieses Stück Morgenland, das sich so heiter und bunt bewegt, vor Augen hat, so möchte man des abendländischen Wesens überdrüssig und so recht europamüde werden."

Und wieder mischte er sich unter die fremden Leute, lachte sie an und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, wie angenehm ihm ihre Erscheinung sei. Sie blickten ihn so innig an, daß es augenscheinlich war, wie gern sie ihm etwas Liebes gesagt hätten, und er empfand es fast schmerzlich, daß Keiner des Andern Sprache verstand. Da verfiel Heine auf ein Mittel, ihnen einen Liebesgruß zuzurufen, indem er, die Arme über die Brust kreuzend, ihnen den Namen M a h o m e d zurief. Augenblicklich erglänzten die dunkeln Gesichter der fremden Gestalten von seliger Freude, auch sie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme und riefen zum Gegengruße: Bonaparte."

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Ferner:

Der

Sohn des Gärtners.

Roman. 2. Aufl. 4 Bde. 8. 1863. 6 Thlr.

Baron Brandau und seine Junker.

Aus den Papieren eines Arztes.

4 Theile in 2 Bdn. 8. geh. II. Auflage. 1861.
5 Thlr.

Der

Strandvogt von Jasmund.

Geschichtliches Lebensbild
aus der Zeit der Occupation der Insel Rügen durch
die Franzosen von 1807—1813.

4 Bde. 8. geh. 2. Aufl. 1863. 6 Thlr.

Rahel

oder

dreiunddreißig Jahre

aus

einem edeln Frauenleben

von

K. Th. Zianitzka.

3 Thle. à 2 Bde. (6 Bde.) 16. 1864. 4 Thlr.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

II. Abtheilung:

Sommerschwüle.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,
Verf. von „Roman eines Dichterlebens" (Göthe), „Rahel" u. s. w.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Ihrer

geliebten und verehrten Cousine

der K. K. Oesterreichischen Feldmarschall-Lieutenants Gattin, Excellenz,

Frau

Karoline Haradauer,

Edle von Heldendauer

in Graz

widmet dieses Buch als ein Zeichen treuer Anhänglichkeit

die Verfasserin.

Vorwort.

Heine steht uns noch zu nah und es sind noch zu wenig Schriften über sein Privatleben erschienen, die einen festen Anhaltspunct geben, an dem der Romanschreiber seine Phantasiegebilde anknüpfen kann — so mußte ich mich denn zunächst an seine eigenen Werke halten, so wie an das Wenige, was Alfred Meißner, Friedrich Steinmann und August Lewald über ihn bekannt gemacht haben; daß dabei die chronologische Ordnung nicht immer streng beobachtet werden konnte, ist selbstverständlich — doch ist diese ja auch nicht unerläßlich, da es nur darauf ankommt, den geneigten Leser angenehm zu unterhalten. Ferner dienten mir bei Abfassung meines Werkes: Börne's Schriften, die gazette des Tribuneaux u. a. und wo es anging, ließ ich Heine und Börne mit ihren eigenen Worten reden. Möge es mir gelingen, auch in diesem Buche, wie in meinen früheren Werken, den Beifall des Publicums in immer steigendem Grade zu erringen.

Mainz, im Frühjahr 1864.

K. Z.

Inhaltsverzeichniß des dritten Theiles.

Paganini.

Heine war wieder in Hamburg und trieb sein altes Leben fort. Eines Tags, da er im süßen Nichtsthun verloren durch die Straßen schlenderte, den Hut bedeutend nach der Stirn gerückt, so daß die Nase von dem Rande beschattet wurde, den Rock offen, beide Hände in den Hosentaschen steckend, die Häuser links und rechts mit einer gewissen vornehmen Gleichgültigkeit angaffend, wurde er von einem kleinen, etwas verwachsenen Manne von auffallendem Aussehen angerufen, der selbst im Sommer einen polnischen Pelzrock, eine schmale, schwarze Halsbinde mit darüber geschlagenem Hemdekragen und einen runden Hut trug.

„He! Doctor Heine," rief er, indem er den vor ihm Hergehenden mit weiten Schritten zu ereilen suchte und dabei so kräftig mit den Armen ruderte, als müßten sie ihm zur Fortbewegung behülflich sein.

Der Angerufene blieb stehen, — der Kleine trat an ihn heran.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, bester Doctor, daß mein Trauerspiel Kohlhaas zur Aufführung angenommen ist; ich bin eben im Begriff zu August Lewald zu gehen, um über die Inscenirung mit ihm Rücksprache zu nehmen."

Heine wünschte dem kleinen Mann Glück, der Niemand Anderes als der Baron von Maltitz war, ein geborner Königs=

berger, der aus Preußen verbannt, nach Hamburg gezogen war, wo er ein Asyl gefunden hatte und sich viel mit dem Theater beschäftigte.

Maltitz war eine auffallende Erscheinung, der Kopf war zu groß für den Körper, worauf er saß — die Natur hatte ihn augenscheinlich zu einer ungewöhnlichen Größe bestimmt, allein ein Knoten, der sich an dem Rückgrat gebildet, hatte das Wachsthum unterbrochen, und so war der arme Mann zu einer Art Mißgeburt geworden.

„Ich vermuthe, daß mein Kohlhaas Sensation machen wird,“ hob er mit sehr lauter Stimme wieder an, „und hoffe es um so mehr, da mein armer Student hier sehr gefallen hat. Wissen Sie, Doctor, daß dieses Lustspiel die Ursache ist, weshalb ich aus Preußen verbannt wurde.“

„Kein Wort weiß ich davon.“

„Nun, so will ich es Ihnen erzählen. Die Censur hatte einige Stellen gestrichen; da übernahm ich die Verantwortlichkeit, wenn sie die Schauspieler bei der Aufführung dennoch sagen würden. Es waren viele polnische Studenten im Theater anwesend, die am Schlusse des Stücks ihrem unterdrückten, mißhandelten Vaterland ein Vivat brachten. — Dieses, und auch der Umstand daß ich durch zu lautes Reden an öffentlichen Orten, mißliebig geworden war, bewirkte meine Verweisung.“

„Ja, Lieber, mit der Dame Censur ist nicht zu spaßen, das hätten Sie als Schriftsteller wissen müssen.“

„Wissen Sie, Doctor, ich mache mir eigentlich nichts aus der Ausweisung. Berlin war mir ekelig geworden, seit mein Trauerspiel Cromwell, durch eine Intrigue Raupach's nicht zur Aufführung gekommen ist, weil er selber den Cromwell in seinen Royalisten auf die Bühne bringen wollte. — He! wie hat Ihnen unlängst mein Ritter Roststaub gefallen? Sie haben ihn doch aufführen sehen.“

„Ja, ich habe ihn gesehen und er hat mir recht gut gefallen, es ist eine sehr unterhaltende Posse.“

„Ich beabsichtige jetzt ein recht zeitgemäßes Drama zu schreiben, in dem ich alle Interessen der Zeit behandeln will. Eine der darin auftretenden Personen soll in schwungvoller Rede alle Weltverbesserungsideen proclamiren, mit denen ich mich herum trage, und die mir in tiefster Seele verhaßte Polizei soll, durch dumme Menschen repräsentirt, in die Lauge der bittersten Satyren getaucht werden. Dem vortrefflichen Jacobi habe ich die Hauptrolle zugedacht, ihm werde ich meine schönsten, erhabensten Gedanken in den Mund legen; Schmid soll die Rolle des alten Polizeidirectors haben, den ich als dumm, boshaft, mißtrauisch und dabei taub, schildern werde. Ich habe mir schon Alles ausgedacht, einmal lasse ich ihn statt Schmähschrift, Blähgift verstehen, da muß er denn glauben, daß man ihm ein Gift beibringen wolle, daß ihm den Leib aufblähen würde."

Dieses Mißverständniß schien dem guten Maltitz der Gipfel aller Komik zu sein, daher er denn auch bei dem Erzählen in das unbeschreiblichste Lachen ausbrach.

Heine stimmte mit ein, doch im Weitergehen kam das Gespräch unvermerkt vom Theater und der Literatur ab und drehte sich um die Reisen, die Heine in der letzten Zeit gemacht hatte.

„Es ist eine schöne Sache um das Reisen," sagte Maltitz, „in meiner Jugend vergötterte ich Seume und mein innigster Wunsch war, wie er, einen Spaziergang nach Syrakus zu machen; allein da es mir an Geld fehlte, so konnte ich nicht eher an die Ausführung denken, als bis ich von einem Onkel später eine namhafte Summe erbte. Ich machte mich sogleich auf den Weg, allein kaum hatte ich die Schweiz betreten, als mir einfiel, daß mein alter Zeichenlehrer, Herr Wiedner in Königsberg, mir oft gesagt hatte, daß es das höchste Glück seines Lebens sein würde, wenn er die Schweiz bereisen könnte. Ei, dachte ich, den Mann kannst Du glücklich machen, und der Gedanke an seine Freude, machte mich selbst unaussprechlich glücklich. Ich schrieb an ihn, ließ ihn kommen und nahm ihn auf meine Kosten mit."

„Das war brav von Ihnen, Maltitz, Sie sind ein edler, ein sehr edler Mensch,“ rief Heine und drückte ihm mit warmer Anerkennung die Hand. „Und Ihr edles Opfer war Schuld, daß Sie nicht weiter kamen, als in die Schweiz?“

„Damals nicht, doch einige Jahre später bereiste ich Italien und kam bis Neapel. Da muß ich Ihnen doch etwas Sonderbares erzählen, das mir passirt ist.“

Heine verzog die Lippen zu einem Spottlächeln, denn er wußte schon, daß nun eine von jenen Rodomontaden kommen würde, in denen Maltitz so stark war und denen er allen Schein des Wahrscheinlichen aufopferte. Maltitz hob an:

„Eines Nachts wachte ich in Neapel mit einem furchtbaren Stechen, Jucken und Brennen in der Haut auf, und der Schmerz nahm so sehr zu, daß ich bei Tagesanbruch den Arzt mußte rufen lassen. Dieser untersuchte mich und fand, daß die Haut meines Körpers geborsten war und daß sich in den Ritzen überall krystallisirtes Salz angesetzt hatte.“

„Aber wie war denn das möglich?“ rief Heine lachend.

„Das war sehr möglich, denn ich hatte mich am Abend zuvor im Golf gebadet und war dann, ohne mich vorher abzutrocken, auf einem Stein am Ufer sitzen geblieben, wo mich die untergehende Sonne beschien — dadurch war das Seewasser in meinen Poren zu Salz geworden.“

Heine zog den Hut vor ihm ab und sagte ganz ernsthaft:

„Das war wunderbar, doch sagen Sie, sind Sie nicht mit den Münchhausens verwandt, Baron?“

„Ich denke nicht,“ gab Maltitz unbefangen zur Antwort, denn den Kopf voll anderer Gedanken, hatte er im Augenblick den Spott nicht begriffen, der in Heine's Frage lag.

Ihr Weg trennte sich nun. Beim Scheiden sagte Heine, daß er trachten würde, ihn mit seinen Freunden nach der Aufführung des Kohlhaas ein Künstleressen zu veranstalten.

„Das will ich mir als eine Ehre gefallen lassen,“ erwiderte

Maltitz, „wenn Sie mir nämlich versprechen, es nicht zu machen, wie der Berliner Theaterintendant, Graf Brühl es gemacht hat."

„Nun, wie hat er es denn gemacht?"

„Nach der ersten Vorstellung des Kohlhaas lud er mich und die darstellenden Schauspieler zum Essen, wobei alle Schüsseln nur mit Hasen und Kohl gefüllt waren — eine feine Aufmerksamkeit, die ich zwar zu würdigen wußte, die aber unseren Gaumen wenig zusagte."

Nach diesen Worten gingen sie in verschiedenen Richtungen weiter. Maltitz eilte mit Riesenschritten nach Lewald's Wohnung, Heine ging in den Schweizerpavillon an der Alster, wo er sich an ein kleines Tischchen setzte, den Rauch einer Cigarre vor sich hinblies, indem er ein Zeitungsblatt durchlas, und zuweilen einen Schluck Kaffee aus einer vor ihm stehenden Tasse nahm, oder ein Schnittchen köstlichen Kuchen in den Mund schob, wie ihn nur der Besitzer des Schweizerpavillons mit kunstfertigen Händen zu machen verstand.

Plötzlich tippte ihn Jemand auf die Schulter und eine etwas disharmonische Stimme fragte: „Werden Sie heute Abend Paganini hören?"

Es war der taube Maler Lyser, ein wunderlicher Kauz voll der geistreichsten Tollheit, der trotz seiner Taubheit die Musik enthusiastisch liebte und die Opernkritiken für eins der schätzbarsten Hamburger Journale schrieb; er fing die Töne durch ein kleines Höhrrohr auf, und wenn er sich nahe genug am Orchester befand, so verstand er es, den Musikern die Musik von den Gesichtern abzulesen und an ihren Fingerbewegungen, die mehr oder minder gelungene Ausführung zu beurtheilen.

„Ist Paganini hier?" frug Heine mit einigen Erstaunen.

„Ei, mein Lieber, wo kommen Sie denn her, daß Sie die große Neuigkeit des Tags nicht wissen? Der große Meister hat ja bereits vorgestern sein erstes Concert gegeben."

„Meine Unwissenheit ist zu entschuldigen, da ich einige Tage in Blankenese war, um die angekommenen Schiffe unter dem Süllberge vor Anker liegen zu sehen; ich bin erst gestern Abend spät wieder hier angekommen."

„Das ist freilich ein vollgültiger Grund," sagte der Taube. „Ich rathe Ihnen, versäumen Sie es ja nicht, ihn heute zu hören, dieser Mensch ist einzig in seiner Art,' er übt eine dämonische Macht auf die Zuhörer aus."

„Gut, ich werde hingehen."

Der Maler nickte ihm befriedigt zu und wollte sich entfernen. Heine legte ihm die Hand auf den Arm.

„Halt, Lyser," sagte er, „ich möchte von Ihnen hören, ob Paganini wirklich so häßlich ist, als ihn seine Portraits darstellen?"

„Diese Sudeleien sind alle nicht ähnlich," rief der Maler voll regen Eifers. „Warten Sie, ich will Ihnen einen Begriff von seinen Zügen beibringen. He! Marqueur, einen Bogen weißes Papier."

Der Marqueur brachte das Verlangte, Lyser nahm einen Bleistifthalter mit schwarzer Kreide, den er stets bei sich führte, aus der Tasche, und nachdem er die Kreide mit einem Federmesser etwas gespitzt hatte, setzte er sich Heine gegenüber an den Tisch und begann mit raschen Zügen einen Männerkopf zu entwerfen, und als er damit fertig war, schob er das Papier vor Heine hin, mit den Worten:

„Da haben Sie den Paganini, wie er leibt und lebt."

Heine betrachtete die Physiognomie, die so wunderlich war, daß man darob lachen mußte und doch zugleich davor erschrak, aber man fühlte die Wahrheit der Zeichnung.

„Das Bild ist von erschreckender Aehnlichkeit," hob der Maler wieder an, und setzte dann geheimnißvoll kichernd und gutmüthig-ironisch mit dem Kopfe nickend, hinzu: „Der Teufel muß mir die Hand geführt haben."

„Das sind fabelhafte Züge, die mehr dem schwefelichen Schattenreiche, als der sonnigen Lebenswelt anzugehören scheinen," sagte Heine, indem er die Zeichnung sinnend betrachtete.

„Ganz recht," rief Lyser, „drum können diese Züge aber auch nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen erfaßt und wiedergegeben werden. Ja, wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," wiederholte der Maler, „und es ist wahr, was die ganze Welt behauptet, daß der Paginini sich dem Teufel verschrieben hat mit Leib und Seele, um der beste Violinist zu werden, um Millionen zu ergeigen, zunächst aber, um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er schon viele Jahre geschmachtet hatte. Denn sehen Sie, Freund, als er zu Lucca bei Napoleon's Schwester, der Fürstin Elise von Piombino, Kapellmeister war, verliebte er sich in eine Theaterprinzessin, ward eifersüchtig auf irgend einem kleinen Abbate, der ihm wahrscheinlich Hörner aufsetzte, erstach auf gut italienisch seine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua, und wie gesagt, verschrieb er sich endlich dem Teufel, um loszukommen und der beste Violinspieler zu werden, um Jedem von uns eine Brandschatzung von zwei Thalern auferlegen zu können... Aber alle gute Geister loben Gott! ... Sehen Sie, dort in der Allee kommt er selber mit seinem zweideutigen Famulo."

Es war in der That Paganini, welcher daher kam, den Heine nach der entworfenen Zeichnung sogleich erkannte. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis auf die Füße reichte, wodurch seine Gestalt sehr hoch zu sein schien. Das lange schwarze Haar fiel in verwirrten Locken auf seine Schultern herab und bildete gleichsam einen dunkeln Rahmen um das blasse, leichenartige Gesicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüstlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig, prosaisch, mit einem rosigen, verrunzelten Gesicht und einem

hellgrauen Röckchen mit Stahlknöpfen; diese Figur grüßte unausstehlich nach allen Seiten hin, mitunter aber schielte sie voll besorglicher Scheu nach der düstern Gestalt hinauf, die, ernst und nachdenklich, ihr zur Seite dahinwandelte.

„Betrachten Sie ein Mal den breiten gemessenen Gang des Paganini," sagte der Maler in seiner tollen Weise. „Ist es nicht, als trüge er noch immer die eiserne Querstange zwischen den Beinen? Er hat sich nun einmal diesen Gang auf immer angewöhnt. Bemerken Sie auch, wie verächtlich=ironisch er manchmal auf seinen Begleiter herabschaut, wenn dieser ihm mit seinen prosaischen Fragen lästig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contract bindet ihn an diesen Diener, der aber kein Anderer ist, als Satan."

„Sie sind heute wieder köstlich mit Ihren Eulenspiegeleien, Lyser."

[*] „Das unwissende Volk meint freilich, dieser Begleiter sei der Comödien= und Anekdotenschreiber Georg Harris aus Hannover, den Paganini auf Reisen mitgenommen habe, um die Geldgeschäfte bei seinen Concerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß seine Gestalt abgeborgt hat, und daß die arme Seele dieses armen Menschen neben anderm Lumpenkram in einem Kasten zu Hannover eingesperrt sitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleisch=Enveloppe zurückgiebt und er vielleicht seinen Meister Paganini in einer würdigeren Gestalt, nehmlich als schwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird."

Noch lange schwatzte der taube Maler das tollste Zeug und Heine hörte ihm lächelnd zu, bis unvermerkt die Zeit herankam, sich in das Theater zu begeben, wo Paganini seine Concerte gab. Das kunstliebende Publicum fand sich in solcher Menge ein, daß Heine im Gedränge von dem Maler getrennt wurde und sich nur mit großer Mühe noch ein Plätzchen am Orchester erkämpfen konnte. Trotz des Posttags, hatte sich doch

die ganze gebildete Handelswelt in den Logen des ersten Ranges eingefunden, die tiefste Stille herrschte in dem großen Saal. Alle Blicke waren nach der Bühne gerichtet, alle Ohren sperrten sich weit auf — Heine's Nachbar, ein alter Pelzmakler, nahm sogar die schmutzige Baumwolle, womit er sich die Ohren verstopft hatte, heraus, um besser hören zu können.

„Herr Huysen, fürchten Sie nicht, sich bei der oft auf- und zu gehenden Thür einen neuen Rheumatismus zu holen?“ fragte Heine.

„Wenn auch,“ antwortete der Pelzmakler mit entschlossner Miene, „den Paganini hört man nicht alle Tage und es soll mir keiner der kostbaren Töne, die zwei Thaler Eintrittsgeld kosten, verloren gehen.“

Jetzt rollte der Vorhang in die Höhe und auf der Bühne erschien eine dunkle Gestalt, die der Unterwelt entstiegen zu sein schien. Es war Paganini, der einen schwarzen Frack und eine schwarze Weste von dem entsetzlichsten Zuschnitte trug, der auf den Gedanken bringen konnte, daß der Anzug von dem unterirdischen Hofschneider Proserpina's gemacht worden sei. Die schwarzen Hosen schlotterten ängstlich um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, da der Meister in der einen Hand die Violine, in der andern den Bogen gesenkt hielt, als er seine noch nie dagewesenen Verbeugungen vor dem Publicum machte und in den eckigen Krümmungen seines Leibes eine so schauerliche Hölzernheit an den Tag legte, daß sie unwillkürlich zum Lachen reizte, aber das Gesicht, das in der grellen Orchesterbeleuchtung noch weißer erschien, hatte etwas so Flehendes, etwas so blödsinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid die Lachlust unterdrückte.

„Möchte wissen, ob der Künstler seine Verbeugungen einem Automaten oder einem Hunde abgelernt hat,“ murmelte ein Herr in Heine's Nähe.

„Hm!“ gab ein Anderer zur Antwort, dieser bittende Blick

ist vielleicht weniger der eines Todkranken, als daß dahinter der versteckte Spott eines schlauen Geizhalses lauert."

„Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist, und der das Publicum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll," fragte ein Dritter, „oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampyr mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugen will?"

Aber alle Gedanken und alle Aeußerungen verstummten, als der Meister die Violine an das Kinn setzte und seinen Bogen über die Saiten hingleiten ließ. Kaum hatte er einige Takte gespielt, als Heine, den Ellbogen auf die Orchesterbrüstung stützend, sich die Augen mit der Hand bedeckte, denn er besaß die Gabe, bei jedem Ton auch gleich die ihm entsprechende Klangfigur zu sehen, und so brachte ihm Paganini mit jedem Bogenstrich Gestalten vor die Augen, die ihm in tönender Bilderschrift, allerlei Begebenheiten aus dem Leben des Meisters erzählten. Er sah ihn im Geiste in einem hübschen Zimmer stehen, das mit Möbeln im Rococostyl versehen war und in welchem die bunteste Unordnung herrschte; überall kleine Spiegel, Porzellanfiguren, auf allen Stühlen lagen Kleider, Blumengewinde, weiße Handschuhe, Diademe von falschen Steinen, Wachsperlen- und sonstiger Flitterstaat einer Theaterprinzessin. Der noch jugendliche Paganini stand Violine spielend in der Mitte des Zimmers vor einem Musikpult, bekleidet mit kurzen Beinkleidern von lila Atlas, einer silbergestickten, weißen Weste, einem Rock von hellgrünen Sammt mit silberbesponnenen Knöpfen; kleine Löckchen umspielten das junge, rosig blühende Gesicht, das von süßer Zärtlichkeit erstrahlte, wenn er nach der hübschen Dame liebäugelte, die neben ihm am Notenpulte stand.

Diese trug ein unterhalb der Hüfte aufgebauschtes Kleid von weißem Atlas, das ihre Taille um so schmaler erscheinen

ließ, die gepuderten Haare waren hoch auftoupirt, die geschminkten, mit Schönpflästerchen bedeckten Wangen ließen die Augen um so freier hervorblitzen. In der Hand hielt sie ein Notenblatt, und nach den wiegenden Körperbewegungen zu schließen, schien sie zu singen. Aus Paganini's Violinspiel errieth Heine, was sie sang und was der Meister dabei fühlte. Es waren die liebessehnsüchtigen Melodien der Nachtigall im Mondschein und bei dem Duft der Rosen. Die Töne schienen sich zu küssen, schmollend auseinander zu fliehen, und sich dann wieder liebend zu umschlingen. Es war, als wie wenn Schmetterlinge im goldenen Sonnenlichte eine holde Blume umgaukeln. Aber plötzlich kam eine schwarze, giftige Spinne gekrochen, und wie ein Seufzer glitt ein wehmüthiger, ahnungsvoller Ton durch die heitern Melodien, seine Augen netzte eine Thräne — er kniet vor der Geliebten nieder, um ihr die Füße zu küssen, aber indem er sich bückt, erblickt er unter dem Bette verborgen, einen kleinen, gepuderten Abbate. Der Genueser wird blaß wie der Tod, erfaßt den Kleinen mit wuthzitternden Händen, giebt ihm Ohrfeigen und Fußtritte, wirft ihn endlich zur Thür hinaus — aber nun wendet sich sein Hauptzorn auf die junge Primadonna, er zieht ein langes Stilet aus der Tasche und stößt es ihr bis an das Heft in die Brust.

Das Alles sah Heine im Geiste während dem Spiele des Meisters — in dem Augenblicke aber, da die blutige That geschah, erbebte das Haus von dem Händegeklatsch und dem Bravorufen der Hamburger. Die Verbeugungen waren wieder voll Ecken und Krümmungen, aus seinen Augen starrte eine grauenhafte Aengstlichkeit, wie die eines armen Sünders. Die erste Abtheilung seines Concerts war aus, er zog sich auf kurze Zeit zurück.

„Das war unmenschlich schön, das war grausam göttlich!“ rief der Pelzmakler; „mein Geld reut mich, weiß Gott, nicht, dieses Stück allein war schon zwei Thaler werth.“

Paganini kam wieder und sogleich verhüllte sich Heine die Augen wieder mit der Hand. Diesmal erklang die Violine in den schneidendsten Jammertönen. Der musikalische Seher erblickte den Meister noch immer mit jugendlichem Antlitz, aber er trug einen Anzug von zweierlei Farben, wovon die eine Seite gelb, die andere roth war. An den Füßen hatte er eine schwere Kette. Hinter ihm bewegte sich ein Gesicht und lange haarige Hände griffen zuweilen hülfreich in die Saiten der Violine, führten auch manchmal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Gelächter schien dann den Tönen Beifall zu zollen, die immer schmerzlicher und blutender aus den Saiten hervorquollen. Zuweilen erblickte Heine im Hintergrunde kleine Frauenbilder, die dem Meister mit neckender Schadenfreude Rübchen schabten. Dann drangen furchtbare Angstlaute und ein unendlich schmerzhaftes Seufzen aus der Violine, und ein unerhörtes Schluchzen, wie man es nur an dem Tage des letzten Gerichts hören wird ... Doch nun that der gequälte Meister einen so entsetzlichen Strich auf seinem Instrumente, daß seine Ketten rasselnd von ihm abfielen und seine unheimlichen Gefühle sammt den spottenden Frauenlarven verschwanden.

„Schade, jammerschade, es ist ihm eine Saite gesprungen," sagte der Pelzmakler, „das kommt von den beständigen Pizzicato."

Als das Spiel zum dritten Mal begann, vermochte der in seine Visionen versunkene Heine den Meister kaum wieder zu erkennen in der braunen Mönchskutte, in der er ihn jetzt im Geiste sah. Das Antlitz war grausenhaft verzerrt und verwildert und wurde halb verdeckt von der Kapuze, die Hüften waren mit einem Strick umgürtet, die Füße bloß. So stand Paganini, eine einsame, trotzige Gestalt, auf einem hohen Felsen, der weit in das Meer hinausragte, und spielte Violine. Es begann zu dämmern, die Purpurgluthen des Abends rötheten die Meereswellen, die von Secunde zu Secunde sich dunkler färbten

und mehr und mehr zu wogen und zu rauschen begannen, um in Uebereinstimmung mit den Tönen zu kommen, die der wunderliche Mönch seiner Violine entlockte. Aber in dem Maaße als das Meer eine röthere Färbung annahm, in dem Maaße erbleichte der Himmel, bis endlich die Wassermasse wie eine ungeheuere Blutlache aussah — der Himmel aber ward leichenhaft weiß, und die Sterne traten daraus hervor wie drohende Gespenster, und diese Sterne funkelten nicht im Goldglanz, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, sondern sie waren schwarz wie Rabenfittige. — Indessen funkelten die Augen des Spielmanns immer entsetzlicher, er entlockte seinem Instrumente immer stürmischere und keckere Töne, er sah aus wie der Genius der Zerstörungslust, und die schmalen, blassen Lippen, die sich in grausenerregender Hast bewegten, schienen von jenen Zaubersprüchen zu murmeln, die die Natur in Aufregung bringen und die bösen Geister heraufbeschwören aus den dunkeln Abgründen, in welchen sie gefesselt liegen. Zuweilen streckte er den langen, abgemagerten Arm verwegen aus dem weiten Aermel der Mönchskutte hervor, um mit dem Fidelbogen recht auszufahren in den Lüften, und wer ihn gesehen hätte, würde ihn gewiß für einen Hexenmeister gehalten haben, der mit seinem Zauberstabe den Elementen gebietet; es drangen dann gräßlich heulende Töne aus der Meerestiefe herauf, die rothen Blutwellen sprangen in grimmer Wuth in die Höhe und spritzten ihren rothen Schaum auf die schwarzen Sterne an dem bleichen Himmel, der einem unermeßlichen Leichentuche glich. Es war ein Heulen, ein Kreischen und Krachen, als ob das gesammte Weltall in Trümmer bersten wolle — der Mönch aber strich immer gewaltiger über die Saiten und Heine glaubte ihn murmeln zu hören: „Ich werde sie kraft meines Willens brechen, die sieben Siegel, womit der König Salomon die eisernen Töpfe verschlossen hat, in welchen er die überwundenen Dämonen eingesperrt hält!“ Jetzt ertönte

ein unbeschreiblicher Strich, der an Furchtbarkeit Alles überbot, was sich die kühnste Phantasie zu denken vermag, dann erklang der gräßlichste Befreiungsjubel der bösen Geister, deren scheußliche Häupter aus den Blutwellen aufzutauchen begannen. Es waren Zwittergeschöpfe von fabelhafter Häßlichkeit und unbegreiflicher Zusammensetzung, die alle mit starren Augen den geigenden Mönch anglotzten und ihre Floßtatzen nach ihm ausstreckten, dem durch eine rasche Bewegung die Kaputze von dem Kopfe gefallen war, so daß seine lockigen Haare im Winde zu flattern begannen und es war, als ob sein Haupt von schwarzen Schlangen umkrabbelt würde.

Noch ein discordirender Schlußaccord, dann verstummte das Spiel. — Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, hierauf erschallte das entzückte Applaudiren des Publicums. Heine erwachte aus seiner Verzückung, öffnete die Augen, und sah den Genuesen in seiner gewöhnlichen Kleidung seine unglaublichen Complimente schneiden.

„Das muß man sagen, dieses Spiel auf der G-Saite will was heißen," bemerkte nun der Pelzmakler. „Ich bin ohne Ruhm zu melden, selbst nicht ungeschickt auf der Violine, und weiß, was es auf sich hat, aber wie der Paganini dieses Instrument bemeistert, das macht ihm sobald Keiner nach."

Indessen setzte Paganini nach einer kurzen Pause seine Violine wieder an das Kinn und Heine ließ den Kopf zum vierten Male in die Hand sinken. Die Transfiguration der Töne begann auch sogleich wieder, nur führte sie ihm diesmal keine so grellen Bilder vor. Die leise anschwellenden Töne begannen nach und nach majestätisch zu wogen und glichen einem Orgelchoral, der in den gewölbten Hallen eines hohen Doms gespielt wird. Alles dehnte sich aus zu einem ungeheuern Raume, in dessen Mitte als leuchtende Kugel die Sonne schwebte. Auf derselben stand Paganini idealisch verschönert, in himmlischer Verklärung, ein versöhnendes Lächeln auf den

Lippen, und spielte Violine. Er stand da in der kräftigsten Männlichkeit. Ein himmelblaues Gewand bekleidete die veredelten Glieder, das schwarze Haar fiel in langen, glänzenden Locken auf seine Schultern — er glich einem erhabenen Götterbilde und die weite Schöpfung schien den Tönen zu lauschen, die er seiner Violine entlockte. Im Hintergrunde zogen weißgekleidete Pilgrimme mit langen Stäben vorüber und sangen Choräle, die wie Sphärenmusik klangen, die aber eigentlich nur das Echo von Paganini's Violinentönen waren. Diese Töne erzitterten manchmal kaum hörbar, wie Westgeflüster auf dem Wasser, dann schwollen sie an wie ferne Waldhorntöne, und endlich brausten sie so siegesjubelnd dahin, als ob alle Barden der Welt in die Saiten ihrer Harfe griffen, um eine gemeinschaftliche Siegeshymne anzustimmen.

Das Haus erbebte von dem Beifallssturme, der nun erscholl, das Publicum warf dem Künstler Kränze und Bouquette zu, die er mit einem demüthigen Lächeln aufhob und an sein Herz drückte, dann leerten sich die weiten Räume. — Auch Heine wurde halb geschoben, halb getragen, bis er endlich auf eigenen Füßen im Freien stand. Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

„Nun, habe ich's nicht gesagt?“ rief der taube Maler. „Spielt der Mensch nicht himmlisch, göttlich, sinnbetäubend? So Etwas ist noch nicht dagewesen und kommt vielleicht auch nicht wieder. Gott, das war ein Spiel!“

„Es war ein Spiel, um einen in dem Abgrund der Hölle zu stürzen und dann wieder in den Himmel zu heben,“ erwiderte Heine. „Der Mann würde mich wahnsinnig machen, wenn ich ihn öfters hörte.“

Heine wollte weiter gehen, aber der Kleine hielt ihn am Rockschooß fest.

„So lauft doch nicht so,“ rief er unwillig, „geht noch ein Wenig mit in's Hôtel-de-Saxe. Meine Frau, die göttliche

Caroline, hat die Marotte, Abends nur Thee zu trinken, da halte ich nicht mit, mein Magen will etwas Consistenteres haben."

Heine lehnte die Einladung ab, riß sich los und eilte nach Hause, wo er den Kopf in die Kissen vergrub, um von der Außenwelt abgeschieden, in dem Nachgenusse des Gehörten zu schwelgen.

Das Fischermädchen auf Helgoland.

Einem Freunde zu Liebe aß Lewald eines Tags auf dem Camp im Hôtel-de-Saxe. Die Tischgesellschaft bestand aus Schauspielern, Maklern, Dramaturgen, durchreisenden Virtuosen und einigen unverheiratheten Hamburger Philistern. Das Gespräch drehte sich um alle möglichen Gegenstände; hier wurde der Preis der Tabaksblätter discutirt, dort von der schlecht ausgefallenen Kaffeeernte gesprochen, Andere jammerten, daß der Cours der Metalliques plötzlich um zwei und ein halb Procent gesunken sei; eine Gruppe junger Männer entschied, daß Mamsell Therese Peché nicht nur die schönste, sondern auch die erste aller lebenden Schauspielerinnen sei. Einige sprachen von den Zeiten, in welchen der große Schröder gelebt und das Hamburger Theater auf seinem Glanzpuncte gestanden habe. Mehre ältere Herren sprachen von der Stadtverfassung, und Andere unterhielten sich über Literatur. Das Gespräch kam auch auf Heine.

Ein ältlicher Herr, der für einen Kenner galt, lächelte verächtlich. „Heine, Heine," rief er, „was ist Heine, er möchte ein Genie sein, und ist kein's; dieser Mensch wird nie ein eigentliches Buch zu Stande bringen, zwar bringt er allerdings neue Gedanken zu Markte, aber Alles ohne Anfang und ohne Ende, Alles durcheinander, wie Kraut und Rüben, man kann das eben kein Buch nennen."

Lewald, der ihm gegenüber saß, stieg die Röthe des Zorns in das Gesicht.

„Mein Herr,“ sagte er giftig, „ich will Ihre vortreffliche Behauptung nicht widerlegen, denn ein Jeder ist berechtigt, seine eigene Meinung zu haben, doch muß ich Ihnen gestehen, daß die Bekanntschaft, die ich mit Heine's Büchern gemacht habe, die, wie Sie sagen, keine Bücher sind, mir eine innige Zuneigung zu ihm eingeflößt hatte, die bei persönlicher Bekanntschaft zur herzlichsten Freundschaft geworden ist.“

„Mein Herr, Sie können sehr viel Freundschaft für Herrn Heine haben, ohne daß deshalb seine Bücher vortreffliche Meisterwerke sind.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß meine Freundschaft für ihn gerade aus der Vortrefflichkeit seiner Bücher hervorgegangen ist.“

„Dann sind wir sehr verschiedener Meinung, mein Herr.“

Lewald mochte diese Herabsetzung Heine's nicht dulden, die Köpfe erhitzten sich, es fielen anzügliche Redensarten, Lewald ärgerte sich, und so verließ er, sich von seinem Freunde verabschiedend, die Tafel früher, als er sonst gethan haben würde, ging nach Hause, trank mit seiner Frau eine Tasse Kaffee, und setzte sich dann in einen bequemen Lehnstuhl, in dem er bald die Augen schloß und einnickte.

Er hatte jedoch noch nicht lange geruht, als Heine, der mit Fischergeräthschaften in der Hand, bei ihm eintrat, ihn in seinem Nachmittagsschlummer störte.

Lewald sprang auf und hieß ihn herzlich willkommen. Madame Lewald erkundigte sich nach seinem Befinden. Heine ließ sich ermattet auf einen Stuhl fallen, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte kläglich:

„Ach! Madame Lewald, ich bin krank, mein Kopf, mein armer Kopf! O, so ein Nervenleiden ist schrecklich.“

Die hübsche junge Frau sah ihn mit einem schalkhaften Lächeln an.

„Man will Ihr Kopfleiden stark in Zweifel ziehen," sagte sie, „man will behaupten, Sie coquettirten nur damit; Ihr „Ach! ich bin sehr krank!" — sie ahmte ihn bei diesen Worten sehr possierlich nach — „habe nichts zu bedeuten. Damen wollen behaupten, es geschähe nur, um dabei mit der Hand über die Stirn zu fahren, und diese Ihre feine, weiße Hand, worauf Sie sich nicht wenig einbilden, bemerkbar zu machen."

Unter dieser Rede hatte sich Heine's Gesicht mit einem Lächeln überzogen, das tausend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechselnd Hohn und Muthwillen darüber goßen.

„Glauben Sie mir, schöne Frau, ich bin krank, höchst reizbar und so empfindlich, daß nicht nur die Uhr allabendlich aus meinem Schlafzimmer entfernt werden, sondern sogar im Nebenzimmer gänzlich zum Schweigen gebracht werden muß. Das Tiktak und Schlagen greift mich so sehr an, daß es mir die unerträglichsten Kopfschmerzen verursacht. Auch werde ich dieser Tage nach der Insel Helgoland abgehen, um dort eine durchgreifende Badecur zu gebrauchen, und bin in der Absicht hergekommen, mich bei Euch, Ihr Lieben, zu verabschieden — doch haben mich auch noch andere Anliegen hergeführt."

„Lassen Sie hören, was es ist," rief Lewald.

„Erstens wünsche ich, daß Sie, wenn Sie einige Zeit zu verlieren haben, mit mir auf den Stintfang gingen."

„Das soll geschehen, mein Bester."

„Dann habe ich gehört, daß Sie Ihre Wohnung aufzugeben im Begriff sind."

„Das ist die Wahrheit."

„In diesem Falle wünsche ich sie im Einzelnen zu besehen und sie zu miethen, wenn sie mir ansteht."

Madame Lewald führte ihn in ihrer Wohnung herum, die ihm anstand, da er aber entdeckte, daß mehre sehr lärmende Handwerker in der Nachbarschaft ihre Werkstätten hatten, so

gab er den Gedanken, sie zu miethen, wieder auf, denn Ruhe und Stille war ihm das erste Bedürfniß.

Lewald hätte indessen seine Fischergeräthe zusammengesucht und die beiden Männer gingen miteinander fort. Unterwegs sagte Heine:

„Ich habe Ihretwegen mit Campe gesprochen; er will die Novellen, die Sie in der Abendzeitung, im Morgenblatt und in andern Journalen erscheinen ließen, in Verlag nehmen und Sie anständig honoriren.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Lewald, „doch Sie werden den Fluch der Lesewelt auf sich laden, wenn ich nun nach und nach so ein fünfzig Bändchen zu Tage fördern sollte.“

„Thuen Sie es auf meine Verantwortung,“ ermunterte ihn Heine. „Die Begebenheiten aus Polen, die Sie mir unter dem Titel „Warschau“ im Manuscript gegeben haben, sind vortrefflich gehalten, nur dürfen Sie sie nicht eine Novelle, sondern Sie müssen Sie ein Zeitbild nennen. Ich habe Ihnen meine Bemerkungen mit Bleistift auf den Rand geschrieben.“

Sie kamen jetzt an zwei Windmühlen vorbei. Da blieb Heine stehen und sagte:

„Betrachten Sie einmal diese armen Geschöpfe, Lewald, sie kommen mir vor wie ein Paar unglücklich Liebende, sie sehnen sich nach einander und kommen doch nie zusammen. Dieses hier, der lange Kerl, ist der Mühlerich, dort die kleine, gesetzte Person ist die Mühle. Ich hätte nicht übel Lust, einen Romanzencyklus über diese Unglücklichen bekannt zu machen.“

Sie gingen eine Strecke weiter, da blieb er wieder stehen und sagte:

„Hören Sie, Lewald, wir wollen doch lieber den Stintfang heute aufgeben, es gehen mir allerlei Gedanken durch den Kopf, die ich gerne sogleich zu Papier bringen möchte.“

Sie gingen nach der Stadt zurück. Heine eilte an den Schreibtisch, griff zur Feder und schrieb:

Die Mühle und der Mühlerich
Stehen lichterloh in Flammen,
Sie lieben sich, sie sehnen sich
Und kommen doch nie zusammen. . . .

Hier wurde er unterbrochen, das Blatt verlor sich unter andern Papieren, er dachte nicht mehr weiter an seinen Romanzen-cyklus.

Acht Tage später befand er sich auf der kleinen Felseninsel Helgoland, die in der Nordsee vor den Mündungen der Elbe und der Weser liegt. In ziemlich melancholischer Stimmung war er dort angekommen. Es waren nur wenig Badegäste da und er verkehrte nicht mehr, als unumgänglich nöthig war, mit ihnen, weit mehr ging er mit den Eingebornen um, blutarmen Leuten, die von Lootsendienst und Fischfang lebten.

Heine wohnte in einem kleinen Häuschen mit einem preußischen Justizrath und einem dicken Holländer zusammen, bekümmerte sich aber wenig um sie, sondern machte täglich Meerfahrten, oft weit genug hinaus in das wildtosende Element, mit dem sein häufig wild empörtes Innere harmonirte; er lag dann meistens anscheinend ruhig auf dem Rücken auf dem Boden des Bootes, die Augen nach den Wolken gerichtet, und gab seinen Gedanken Audienz, oder dichtete neue Lieder, die er mit Bleistift in sein Taschenbuch schrieb. Oft aber auch tauchten abwechselnd zwei Gestalten vor ihm auf, die ihn peinigten und entzückten, die schöne, todte Maria mit den sanften Taubenaugen, und die irrsinnige Eveline — er rief beider Namen oft mit Sehnsucht, mit heißer Liebe, mit aufwallendem Zorn in das Wogengebraus und trieb dann die Fährleute an, immer weiter hinaus zu fahren in das Meer, bis sie eine einsame Klippe oder einen öden Strand erreichten, wo er sich in den Ufersand niedersetzte und Stundenlang dem Spiel der hüpfenden Wellen zusah.

Trat ein Gegenwind ein, oder verhinderte ihn stürmisches Wetter an der Heimfahrt, so übernachtete er in der ersten

besten Fischerhütte; am Oeftesten kehrte er jedoch bei einem alten Manne ein, der eine schmutzige, aber bildhübsche Tochter hatte, welche Afraja hieß und die dem jungen Manne bald mit schwesterlicher Wohlgewogenheit zugethan war.

Eines Tags hatte sich bei Tisch in dem einzigen Wirthshause, unter den Curgästen eine Discussion über Goethe's Werth als Dichter und Mensch erhoben, an der sich besonders eine Dame und zwei adelige Herren aus Hannover, lebhaft betheiligten.

„Ich behaupte und bleibe dabei," sagte der Eine, den man Baron von Steinau nannte, „daß Goethe durch seine Schriften Irreligiosität verbreitet hat, aus welcher nothwendigerweise falsche politische Ansichten hervorgehen mußten — das war und ist noch immer verderblich für das Volk, welches nur durch den althergebrachten Glauben bei der alten Bescheidenheit und Mäßigung erhalten werden kann. Sie sind doch gewiß auch meiner Meinung, gnädige Frau?"

„Hm! o ja, Sie mögen Recht haben, Baron," sagte die Dame, „allein ich möchte denn doch wissen, wer als Dichter eigentlich größer ist, Goethe oder Schiller. Ich möchte Herrn von Goethe dafür halten, der zwar von Geburt aus ein Rotürier war, sich aber später am Hofe zu Weimar durch wahrhaft adelige Gesinnungen auszeichnete. Es war gleichsam, als ob mit der ihm verliehenen Standeserhöhung, auch der Geist seiner neuen Würde über ihn gekommen sei. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, Graf Döppen?"

„Dieser Dame," flüsterte Heine seinem Nachbar, dem preußischen Justizrathe zu, „sieht man ihre vier und sechszig Ahnen sogar von hinten an, und die Ahnen ihrer beiden Begleiter waren gewiß schon auf dem Zodiakus von Dendera abgebildet. Finden Sie nicht, daß der lange, magere, quecksilbergefüllte Jüngling, den sie Graf nennt, wie ein wandelnder Barometer aussieht."

Der Justizrath, welcher zu der Secte der Pietisten gehörte, lächelte etwas verlegen, schlug die Augen auf seinen Teller nieder, und blieb die Antwort schuldig. Indessen erwiderte der Graf:

„Ich, meine Gnädige, ich ziehe unbedingt Schiller vor, der stets die Tugend, die sittliche Reinheit pries. Schiller huldigte dem schönen Ideal, während Goethe ein grober Materialist ist.“

„Wie,“ rief die etwas geistesbeschränkte Dame, „hat Goethe, ehe er nach Weimar kam, Handel getrieben? Ein Materialist ist ja wohl ein Mensch, der mit Farbwaaren handelt?“

„Entschuldigen Sie, meine Gnädige,“ sagte der Graf mit einem verbissenen Lächeln, „ein Materialist ist ein Mensch, der sich im Gegensatze zu dem Ideologen, statt mit dem Geiste, mit der Materie befaßt, oder wenn Sie lieber wollen, mit dem Körper — der gleichsam ein derbes Stück Rindfleisch einem vol-au-vent aux truffes vorzieht.“

„Ach so,“ rief die Dame mit halb zugekniffenen Augen und hustete ein Wenig verlegen in ihr Spitzentaschentuch. Der andere Herr, den sie Baron Steinau genannt hatte, und der einem hoch aufgeschossenen Spargel glich, der im Begriffe ist, in Samen überzugehen, rief: „Schiller ist süblim, meine Gnädige!“ und er begann die Würde der Frauen mit lispelnder Stimme und einem großen Aufwand excentrischer Geberden, unter fortwährendem Augenverdrehen zu declamiren.

[*] „Betrachten Sie sich einmal den Kerl,“ raunte Heine seinem dicken Nachbar wieder zu, „lächelt er unter dem Declamiren nicht so süß wie ein Esel, der den Kopf in ein Syrupfaß gesteckt hat und sich nun wohlgefällig die Schnautze ableckt.“

Der Justizrath zuckte die Achsel und erwiderte mit sanftwehmüthiger Stimme:

„Man muß Nachsicht haben mit der Schwäche des lieben Nächsten, das gebietet uns unsere heilige Religion.“

„Scheinheiliges Kameel!“ brummte Heine und begann seinen Kabeljau weiter zu verzehren.

Der Baron hatte indessen das Schiller'sche Gedicht zu Ende declamirt und knüpfte daran die Behauptung: „Schiller ist wirklich größer als Goethe, das dürfen Sie mir glauben, meine gnädige Frau!“

„Ja, er ist größer, er ist wahrhaftig größer,“ bestätigte der Graf.

„Ich versichere Sie auf Ehre, er ist größer,“ bekräftigte nochmals der Baron, indem er dabei die feine, weiße Hand auf die Stelle legte, an welcher der Mensch gewöhnlich das Herz zu haben pflegt.

„Es dürfte vielleicht gut sein, in dieser Sache die Meinung eines unparteiischen Dritten zu vernehmen,“ meinte die Dame, und Heine in dieses ästhetische Gespräch ziehend, rief sie, „Doctor, was halten Sie von Goethe?“

Heine schob schnell seinen Teller zurück, stand auf, legte seine Arme kreuzweise über die Brust, verbeugte sich und sagte mit der größten Ernsthaftigkeit:

„La illah il allah, wamohommed rasul allah.“

Dann ging er gemessenen Schrittes aus dem Zimmer.

Die Dame und ihre beiden Gesellschafter sahen ihm erstaunt nach und die Erstere rief:

„Ist der Mensch verrückt, oder hat er sich einen Spaß mit uns erlaubt?“

„Das sollte ihm auf Ehre übel bekommen,“ rief der Graf — „mit Cavalieren darf sich ein Bürgerlicher keinen Spaß erlauben. Wenn ich eine solche Absicht bei ihm voraussetzte, würde ich ihn auf seinen richtigen Standpunct stellen, ja auf Parole, meine Gnädige, das würde ich.“

Indessen schritt Heine unbekümmert dem Strande zu, und es ward ihm wohl, als ihm das Geräusch der Nordsee in die Ohren dröhnte, das war ihm eine lieblichere Musik, über die

er die insipiden Gespräche, die er bei Tische hatte hören müssen, leicht wieder vergaß.

So verging ihm die Zeit ziemlich einförmig, er las viel, schrieb viel, und suchte dann Genuß in der freien Natur.

Eines Tags winkte er einem Schiffer und sprang in dessen Fahrzeug, aber der Mann hatte Bedenken, ihm zu folgen.

„Herr," sagte er, „wollt Ihr Euch heute hinauswagen bei dem starken Nordostwind? Die Hexen haben Unheil im Sinn, sie werden uns ein schweres Wetter machen."

„Dummes Zeug!" rief Heine lachend, „das Wetter ist eine Nothwendigkeit, die aus den ewigen Gesetzen der Natur hervorgeht, die Hexen haben nichts dabei zu schaffen. Wenn Ihr kein Hasenherz in der Brust habt, so laßt uns immerhin das Meer befahren."

„In Gottes Namen denn," seufzte der Fischer und winkte einem Gefährten, der mit ihm in den großen Kahn stieg; „wenn Euch nichts an Euerm Leben liegt, so kann's uns recht sein, an uns ist nichts gelegen, wir müssen doch einmal in das nasse Wellengrab versinken, ob heute oder später, das bleibt sich gleich."

Die beiden Männer richteten das Segel, griffen zu den Rudern und das Schiff begann über die Wellen dahin zu schießen. Heine lag auf dem Boden des Fahrzeugs auf einem zusammengerollten alten Segel und träumte von vergangenen Tagen und süßen Mädchenküssen — plötzlich rief er dem am Steuer sitzenden alten Fährmann zu:

„Hört einmal, Claß, glaubt Ihr denn wirklich an ..."

„Ei wohl, Herr," erwiderte der wettergebräunte Mann eifrig; „ich habe es mehr als einmal erfahren in meinem Leben, daß das boshafte Weibsgezücht den Sturm herauf zu beschwören versteht. Wißt Ihr denn nicht, daß jede Insel unter der Herrschaft von besondern Hexen steht, deren bösem Willen es zuzuschreiben ist, wenn die vorübersegelnden Schiffe von allerlei Widerwärtigkeiten heimgesucht werden."

Heine lachte laut auf.

„Lacht nicht, Herr," sagte der Fischer ganz ängstlich, „denn wenn Euch eine Hexe hört, wird sie sicherlich Rache an uns nehmen. Außer den Hexen haben wir Fischer auch noch böse Feinde an dem boshaften Nix oder Neck, und an den Meerfrauen, die uns oft die bereits gefangenen Fische wieder aus dem Netze jagen und Anderen zuführen. Ein andermal legen die Hexen einen Bannspruch oder eine Verwünschung auf den Menschen, welche macht, daß kein Fisch an seine Angel beißt, daß ihm seine Kuh oder seine Geiß stirbt und die Saaten auf seinem Feld nicht reifen."

„Mann, wie könnt Ihr das dumme Zeug glauben."

„Es ist kein dummes Zeug, es ist leider Wahrheit," sagte der Fischer gläubig. — „Als ich vor einigen Jahren noch als Matrose auf einem großen Kauffarteischiffe diente, erzählte mir der Steuermann, daß die Hexen auf der Insel Wight ganz besonders mächtig seien, und daß sie jedes Schiff, das bei Tage dort vorbei zu fahren trachte, bis zur Nacht aufzuhalten suchten, um es alsdann tückischerweise an Klippen oder an die Insel selbst zu treiben, wo sie dann ihre große Freude hätten, wenn es zerschelle. Bei diesen Gelegenheiten höre man die Hexen auf ihren Besen laut durch die Luft sausen und um das bedrohte Fahrzeug herum heulen, so daß ihnen der Klabautermann nur mit der größten Anstrengung zu widerstehen vermöge."

„Wer ist der Klabautermann?" fragte Heine.

„Das ist der gute, unsichtbare Schutzgeist, der von ordentlichen Schiffen das ihnen drohende Unglück abzuwenden sucht," antwortete der Fischer mit der gläubigsten Ernsthaftigkeit; „er sieht in allen Räumen nach, ob Alles in gehöriger Ordnung ist, und sorgt für eine gute Fahrt. Der Steuermann hat mir zugeschworen, ich könne ihn selbst im Schiffsraume herum hantieren hören, wo er die aufgestapelten Waaren noch besser

nachstaue, daher das Knarren der Kisten und Fässer bei hoch=gehendem Meere zu erklären sei, so wie auch das Dröhnen der Schiffsbalken und Bretter."

„Aber, Mann, begreift Ihr denn nicht, daß das Knarren und Dröhnen von der Sonnenhitze entsteht, die das Holz austrocknet?"

„Nein, nein, ich lasse mir nichts ausreden, ich weiß, was ich weiß," rief der alte Fischer eifrig. „Der Klabauter=mann hämmert auch zuweilen außen am Schiffe, welches eine Mahnung für den Zimmermann ist, ungesäumt nachzusehen und eine schadhafte Stelle auszubessern. Am Liebsten setzt er sich auf das Bramsegel, welches dann den Schiffsleuten ein Zeichen ist, daß guter Wind in naher Aussicht steht."

„Kann man ihn denn sehen," fragte der Ungläubige, der mit ausgespreizten Armen und Beinen in dem Fahrzeuge lag und den bläulichen Dampf einer Cigarre gegen den Himmel blies.

„Nein, sehen kann man ihn nicht, auch wünscht ihn Keiner zu sehen, da er sich nur dann zeigt, wenn Mann und Maus zu Grunde gehen muß, wenn keine Rettung mehr möglich ist."

„Habt Ihr denn einen derartigen Fall selbst erlebt?" forschte Heine weiter.

„Nein, erlebt habe ich so was nicht," erwiderte der alte Fischer, „und der Steuermann hatte dergleichen auch nicht er=lebt, aber von Andern hatte er erfahren, daß man den Kla=bautermann alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen höre, die seiner Macht unterworfen sind; würde aber der Sturm zu stark und müsse das Schiff scheitern, so setze er sich allen Augen sichtbar, auf das Steuer, zerbreche es mit einem kräftigen Ruck, worauf er verschwinde, und Alle, die ihn gesehen, müßten gleich darauf den nassen Tod in den Wellen sterben."

Der Begleiter des alten Fischers nahm jetzt seine Thonpfeife aus dem Munde, spuckte aus, und sagte sodann:

„Mit Erlaubniß zu sagen, will ich vermelden, wie mein Großvater mir erzählt hat, daß vor fünfzig und hundert Jahren auf dem Meere der Respect vor dem Klabautermann so groß gewesen sei, daß man bei Tische stets für denselben aufgedeckt und ihm das Beste von allen Speisen vorgelegt habe.“

„Ihr habt doch wohl auch schon von dem fliegenden Holländer gehört?“ fragte der ältere Fischer seinen Passagier.

„Ja, ich habe von diesem Ammenmärchen gehört,“ erwiderte Heine gleichgültig.

„O Herr, sprecht nicht so obenhin von der Geisterwelt,“ sprach der alte Fischer warnend und eindringlich, „es giebt gewiß und wahrhaftig Geister; wir wissen mehr davon, als Ihr Landratzen, und den fliegenden Holländer hat schon gar Mancher gesehen. Oft fährt er mit aufgespannten Segeln vorbei, zuweilen setzt er ein Boot aus, um den begegnenden Schiffen Briefe mitzugeben, die man trotz aller Mühe, nicht besorgen kann, weil sie an längst verstorbene Personen gerichtet sind. Da muß man denn die Briefe an den Mastbaum nageln, damit dem Schiffe nichts Böses geschieht. Ich will Euch auch sagen, warum der Holländer ewig auf dem Meere herumfliegen muß.“

„Nun, laßt hören, alter Claß.“

„Der Capitain hatte einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge trotz des heftigen Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel nahm ihn beim Wort, er kann nimmer in einen Hafen einlaufen, muß bis zu dem jüngsten Tage auf dem Meere herum wandern, wenn er nicht durch die Treue eines Weibes erlöst wird. Der Teufel glaubt nämlich nicht an Weibertreue,“ setzte der Alte mit einem

schalkhaften Augenzwinkern hinzu, „daher erlaubt er dem verwünschten Capitain, alle sieben Jahre einmal an's Land zu steigen, zu heirathen und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben.“

„Und das ist ihm noch nicht geglückt?“

„Ach nein, Herr, der arme Holländer ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden.“

„Von dem fliegenden Holländer weiß ich Nichts zu erzählen,“ sagte nun der andere Fischer, nachdem er seine Pfeife frisch gestopft hatte, „aber es war ein Mal ein Fischerknabe auf der Insel Rügen, der belauschte, im Weidengebüsche verborgen, am Strande den nächtlichen Reigen, den die Meernixen und Meerfeen beim Vollmondscheine tanzen. Nachher durchzog er mit seiner Geige die Welt von dem einen Ende bis zum andern, und entzückte alle Menschen, wenn er ihnen die zauberhafte Melodie des Nixentanzes vorspielte. Meilenweit strömten ihm die Leute in ganzen Schaaren nach und warfen ihm Geld mit vollen Händen zu, so daß er so reich wurde, daß er sich ein goldenes Schloß bauen konnte, ein Prinz wurde und eine Königstochter heirathete.“

Heine hörte gar gern die ungekünstelten Märchen dieser einfachen Seeleute. Indessen aber hatte sich der Wind mehr und mehr erhoben und heulte mit wilder Wuth aus allen Tonarten, aber mitten durch das Geheul und Wogengebraus glaubte Heine deutlich bald den Namen Eveline, bald den Namen Maria zu hören, und es war ihm, als ob der kalte Athem einer Wasserfrau sein Ohr streife.

Der alte Fischer deutete jetzt mit einem bedenklichen Gesicht auf einen kleinen schwarzen Punct am fernen Horizonte.

„Herr,“ sagte er, „es wird ein fürchterliches Wetter geben; ich habe es vorausgesagt, daß die Hexen uns einen bösen Streich spielen würden, aber Ihr wolltet nicht hören.“

„Nun, so fahrt heim,“ sagte Heine gleichgültig.

„Vom Heimfahren kann keine Rede sein; dort thürmen sich Wolken auf Wolken auf, die platzen werden, bevor eine Viertelstunde vergeht; die Winde, welche heulen, wie losgelassene Teufel, springen jeden Augenblick um, und der Abend bricht mit Macht herein. Wir wollen dem Himmel danken, wenn wir nur überhaupt das Land erreichen und uns in irgend einer Bucht bergen können.“

„Nun, so fahrt in's Teufels Namen, wo Ihr wollt, an's Land,“ rief der junge Mann ungeduldig.

„Herr, ruft den Bösen nicht an, in einem Augenblicke, wo wir des Beistandes Gottes so bedürftig sind,“ tadelte der alte Fischer mit einem sehr mißbilligenden Kopfschütteln und ließ seine Ruder weit ausgreifen; sein Gefährte ahmte sein Beispiel nach, und bald verfolgte das schwankende Fahrzeug einen andern Lauf.

Indessen hatte sich der Himmel mehr und mehr verfinstert, der Sturm brach mit gewaltiger Wuth los, feurige Blitze erhellten mit ihrem grellen Lichte auf Augenblicke die Finsterniß, Donnerschlag folgte auf Donnerschlag, der Wind heulte, pfiff und zischte, die Wogen thürmten sich tosend auf, die ganze Natur war in einem furchtbaren Aufruhre. Die beiden Schiffer arbeiteten mit Macht und beteten dabei mit lauter Stimme, und der Himmel schien ihnen beizustehen, denn sie kamen offenbar dem Lande näher, aber auf der ganz entgegengesetzten Seite der Insel.

Jetzt begann der Regen in Strömen zu fallen, aber die Heftigkeit des Sturms verminderte sich. Das Fahrzeug erreichte denn auch endlich eine kleine Bucht, in der es sich bergen konnte; der alte Fischer war der Ansicht, daß es nicht räthlich sein würde, vor Tagesanbruch die Heimfahrt zu versuchen, da man Gegenwind habe und der Sturm sich nicht so bald legen würde.

Als die erste Heftigkeit des Regens in Etwas nachließ,

sprang Heine an's Land, nachdem er seinen Fährleuten befohlen hatte, den andern Morgen seine Rückkehr an dieser Stelle zu erwarten, dann wickelte er sich fester in seinen grauen Mantel und schritt im Dunkel dahin, um in einer ihm wohlbekannten Fischerhütte ein schützendes Obdach zu suchen.

Aber ein böser Dämon führte den jungen Wanderer tückisch in der Irre herum. Die sternlose Nacht wurde sehr kalt, die Nordsee gährte, und der scharfe Ostwind, der sich in einen rauhen Nordwind verwandelt hatte, tobte und raste noch immer. Heine zog, innerlich schauernd, den Mantel fester um sich, gelangte endlich wieder an einer andern Stelle an den Strand, und schritt nun durch die Nacht, geleitet von einem Lichte, das aus einer einsamen Fischerhütte schimmerte.

Das war gerade die Hütte, die er zu erreichen strebte, denn in ihr weilte Afraja, die wunderschöne Fischerstochter, die trotz ihres Schmutzes, eine Wassergöttin zu sein schien, die gar verführerisch aus meergrünen Augen blickte.

Heine sah zu dem kleinen Fenster hinein, in dem ein thalergroßes Stückchen aus einer Scheibe gebrochen war. Vater und Brüder mußten wohl auf der See sein, denn sie waren nicht in der Hütte zugegen. Afraja saß am Herde und vor ihr kauerte eine alte Nachbarsfrau, die ihr auf dem Steinrand des Herdes die Karte gelegt hatte, die sie eben zusammenraffte, in ein schmutziges Papier einwickelte und in ihre Tasche versenkte. Die Alte war grauenhaft häßlich, sie hatte einen irdenen Pfeifenstummel in dem zahnlosen Munde stecken, aus dem sie dicke Rauchwolken blies, das graue Haar hing ihr wirr unter dem zerrissenen Kopftuch hervor. Sie mochte wohl nichts Angenehmes prophezeiht haben, denn Afraja starrte düster in die Flamme des Feuers, das jetzt mit einen eigenthümlichen Tone zu knistern und zu zischen begann.

„Hörst Du, das Feuer bestätigt den Ausspruch der Karten," sagte die Alte. „Es giebt Verdruß, viel Verdruß,

aber nicht in den nächsten Tagen, sondern erst in Monaten, wann ein kleines Kindlein in der Hütte schreien wird, das keinen Vater hat."

„So meinst Du, Rikizza, das ich einen Fischer oder einen Seemann heirathen werde, der auf dem Wasser verunglückt?"

Die Alte zuckte die Achseln.

„Ich meine nichts, denn der Ausspruch ist dunkel, aber bete, Mädchen, damit der Himmel das Unglück gnädig von Dir abwendet — sei auf der Hut, ein Fehltritt ist leicht geschehen und alle Thränen der Welt bringen die verlorene Unschuld nicht zurück."

Das Feuer brummte und zischte wieder ärger als zuvor. Da rief die Alte:

„Den Flammenzorn muß man beschwören, damit die Feuergeister ihre Macht verlieren."

Und eifrig spuckte sie dreimal in das Feuer, indem sie dabei murmelte:

„Ich verachte Euch, ich breche Eure Macht, Ihr sollt den Bewohnern dieser Hütte nichts anhaben können."

Wunderbarerweise hörte das Feuer zu brummen auf und die Alte entfernte sich bald darauf. Heine sprang schnell um die Hütte herum, bis sie fort war, dann nahm er seinen Beobachtungsposten wieder ein.

Afraja saß jetzt einsam am Herde und lauschte auf das Surren des Wasserkessels, schüttete Reisig in's Feuer, blies hinein, daß die Funken knisternd umher stoben, und der Widerschein der Flammen ihr zauberhaft das liebliche Antlitz und die eine weiße Schulter erhellte, die neugierig aus dem grauen Hemde von grober Leinwand hervorlugte, und auch die sorgsamen Hände, die jetzt das aufgegangene Unterröckchen fester um die feinen Hüften banden.

Plötzlich ging die Thür auf, Heine trat herein und ließ das Auge liebesicher auf dem schlanken Mädchen ruhen, welches

aufspringend vor ihm stand, wie eine erschrockene Lilie. Er ließ lachend den nassen Mantel zur Erde fallen und sagte:

[*] „Du siehst, ich halte Wort, Afraja; ich komme wie die Götter in alter Zeit, die nieder stiegen zu den Töchtern der Menschen und sceptertragende Königsgeschlechter mit ihnen zeugten. Doch staune nicht länger über meine Göttlichkeit, sondern koche mir Thee mit Rum, denn draußen war es kalt, und bei solcher Nachtluft frieren auch die Götter, und tragen leicht einen göttlichen Schnupfen und einen unsterblichen Husten davon."

Auf diese Weise scherzte er auch das Mädchen munter, das nun geschäftig das kochende Wasser in eine alte schadhafte Theekanne goß und dann den ungedeckten Tisch, von durch den langen Gebrauch schwarz gewordenem Eichenholz, mit grobem Brod und getrockneten Fischen bestellte; dann brachte sie zwei Tassen, die Theekanne und eine Rumflasche herbei.

„Wo sind Deine Leute?" fragte indessen der junge Mann.

„Draußen auf dem Wasser, sie werden heute Nacht nicht heimkommen."

„Desto besser! Wenn die Katzen nicht zu Hause sind, dann sind die Mäuse Herren in der Wirthschaft, und Du bist ein allerliebstes Mäuschen, mit dem man gerne tändelt und spielt."

Er schlang den Arm um sie, und schritt so mit ihr auf den Tisch zu, wo er an ihrer Seite Platz nahm und sich Thee von ihr einschenken ließ. Aber er hatte das Getränk kaum gekostet, als er es mit einem Gefühl von Abschen zurückschob.

„Pfui, das schmeckt, als wenn gekochtes Meerwasser über dürres Gras gegossen worden wäre," rief er aus; „gieb mir warmes Wasser, ich will mir einen Grog machen."

Das Mädchen bediente ihn, und nun ließ er sich die einfachen Speisen, und den erwärmenden Trank wohl schmecken, scherzte fortwährend mit Afraja und erhielt manchen Kuß von

den frischen Lippen des reizenden Fischerkindes. Er nannte sie seine liebliche Meernixe und sich ihren Neck.

„Das dürft Ihr nicht thun," sagte sie, „das bringt Unglück. Die Wassergeschöpfe sind rachsüchtig, wenn man den Respect gegen sie vergißt. Habt Ihr schon einmal ein Meerweib gesehen?"

„Nein," sagte er, „aber ich möchte wohl gern die Meernixen sehen, die, auf weißen Klippen sitzend, ihr grünes Haar kämmen. Hast denn Du schon welche von dem Wasservolk gesehen?"

Afraja schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie. „Wie angestrengt ich auch manchmal in die klare Fluth hinabschaute, so konnte ich doch die versunkene Stadt nicht sehen, worin die Menschen in allerlei Fischgestalten verwünscht, ein wunderbares Wasserleben führen, — aber," setzte sie hinzu, „die Glocken habe ich unten läuten gehört."

[*] „Hast Du, mein Kindchen?" rief er spöttisch, „nun, es ist eine alte Leyer, daß der Glaube selig macht. Und hübsch muß es dort unten sein, wie ich mir denke. Die Lachse und die alten Rochen werden dort, wie Damen geputzt am Fenster sitzen, sich fächern und hinab auf die Straße gucken, wo Schellfische in Rathsherrentracht vorüberschwimmen, wo junge Modeheringe nach ihnen hinauf lorgnettiren, und wo Krappen, Hummern und sonstiges niederes Krebsvolk umherwimmelt."

Afraja hielt ihm eine lange Strafpredigt, er aber küßte sie stumm, endlich aber nöthigte ihn das Bedürfniß nach Ruhe, das aus einem mit Seetang gefüllten Sack bestehende Lager aufzusuchen. Afraja wünschte ihm mit einem letzten Kusse gute Nacht und begab sich in die anstoßende Kammer.

Aber Heine's Nerven vermochten den in der Hütte herrschenden Fischgeruch nicht zu ertragen; er warf sich unruhig und

schlaflos auf seinem harten Lager hin und her, endlich stand er auf, und öffnete ein Fenster, um frische Luft einzulassen. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne schimmerten in wunderbarer Klarheit am Himmel, Alles war ruhig und still.

Nachdem er eine Weile zum Fenster hinausgesehen hatte, legte er sich wieder nieder, aber der Schlaf wollte nicht kommen, höchstens verfiel er auf kurze Zeit in unruhige Träume.

Mit Tagesanbruch stand er auf; er machte viel Geräusch in der Stube, um Afraja herbeizuziehen, aber die lag in dem festen Schlaf der Jugend und war nicht zu wecken. So schnitt sich Heine denn ein Stück Brod ab und trank ein Glas Rum dazu, dann ging er in die Kammer und blieb bewundernd vor dem Lager des schönen Mädchens stehen.

Afraja's Wangen waren zart geröthet, der linke Arm lag über dem Haupte, dessen aufgelöste Haare auf die runden, schön geformten Schultern fielen, die linke Hand ruhte auf der ruhig athmenden Brust. Die langen Wimpern der geschlossenen Augenlider warfen einen leichten Schatten auf das liebliche Gesicht, das purpurrothe Mündchen war halb geöffnet und ließ den Schmelz der blendend weißen Zähne sehen, sie war verführerisch schön in diesem Augenblicke. Heine beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, sie machte eine unruhige Bewegung, wachte jedoch nicht auf; er legte einen Thaler auf den Tisch und verließ die Hütte.

Niels Andersen.

Heine wollte sich an den Strand begeben, aber er hatte noch keine hundert Schritte zurückgelegt, als die Thür einer Fischerhütte aufging und ein Mann in Seemannstracht, mit einem großen Schlapphut auf dem Kopfe, auf einem hölzernen Stelzfuß aus derselben heraus humpelte.

Heine sah ihn scharf an, dann rief er: „Niels Andersen!“

Der Stelzfuß drehte sich herum und als er den Rufer erkannte, verzog sich sein faltenreiches Gesicht zu einem grinzenden Lächeln.

„Gott zum Gruße, junger Herr,“ rief er und schwang den Seemannshut, den er von dem Kopfe nahm, mit einem freudigen Hurrah in der Luft herum. ,,Wo kommt denn Ihr her an diesen öden Strand, wenn Ihr es nicht thut, um das Seebad zu gebrauchen?“

„Das gebrauche ich auch, alter Seewolf — aber welch' ein Wind hat Dich von Cuxhafen hierher verschlagen?“

„Ich habe eine Muhme hier wohnen, die wollte ich noch einmal sehen, bevor ich mich wie ein Landratze, in die dumpfe Erde begraben lassen muß, statt einen ehrlichen Seemanstod in den feuchten Wellen zu finden. Sehen Sie, junger Herr, der Lebenswind war mir halt immer contrair und wird es bleiben bis an mein Ende.“

Während er noch die letzten Worte sprach, faßte ihn Heine unversehens um den Leib und hißte ihn auf eine hohe Tonne, die von den Wellen an den Strand gespült, aufrecht vor der Hütte stand.

„So, Alter," sagte Heine, „nun habe ich Dich wieder einmal, und nun sollst Du mir nicht los kommen, bis Du mir ein langes Gespinste abgewickelt hast."

Niels Andersen, zu Drontheim in Norwegen geboren, war ein großer Wallfischjäger gewesen. Heine hatte ihn vor einigen Jahren bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Cuxhafen zu Ritzebüttel kennen gelernt. Der alte Seemann gewann ihn lieb und machte ihn theoretisch bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier beim Wallfischfang anwendet, um dem Jäger zu entrinnen. Er lehrte ihm die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte ihm, wie man mit dem Knie des rechten Beines sich gegen den Vorderrand des Kahnes stemmen muß, und wie man mit dem linken Fuß einen gesalzenen Fußtritt dem Matrosen versetzt, der das an der Harpune befestigte Seil nicht geschwind genug nachschießen läßt.

„Sie haben doch noch immer die alten muthwilligen Streiche an sich," sagte Niels, nachdem er mächtiges Stück Kautabak in seinen geräumigen Mund geschoben hatte, und dann fing er an, seinem Lieblingsvergnügen nachzuhängen, das heißt, auf den Bauch der Tonne mit seinem hölzernen Fuß zu trommeln. Heine war ihm in Ritzebüttel oft behülflich gewesen, irgend eine Tonne zu erklettern, aber er wollte ihm manchmal nicht wieder herunterhelfen, ehe er ihm eine seiner wunderbaren Fischersagen erzählt hatte. Niels erkundigte sich jetzt mit sichtlichem Antheil, ob er denn auch nicht vergessen habe, was er ihm über den Wallfischfang mitgetheilt.

„Gewiß nicht, alter Niels," erwiderte Heine, „und wenn ich kein großer Wallfischjäger werde, so liegt die Schuld weder an Dir, noch an mir, sondern einzig an dem Umstand, daß

mein böses Schicksal mir nicht vergönnt hat, noch je vergönnen wird, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Wallfisch anzutreffen, mit dem ich einen würdigen Kampf bestehen könnte. Ich begegne leider nur gewöhnlichen Stockfischen und lausigen Heringen."

Niels begann sehr heftig mit seinem hölzernen Beine auf der Tonne zu trommeln und spuckte mehrmals den in seinem Munde angesammelten Tabaksaft mit einem gewissen Aerger aus. Da fragte Heine:

„Sage mir, Alter, wie bist Du denn um Dein rechtes Bein gekommen."

„Wie bin ich d'rum gekommen," brummte der rauhe Bursche. „Ein junger Haifisch am Senegal hat es für ein Zuckerstengelchen gehalten und frischweg abgebißen — seitdem bin ich nicht mehr gut auf den Füßen und muß auf dem Stelzfuß herumhumpeln."

Es trat eine Pause ein, dann sagte Niels:

„Es ist wahrhaftig Schade, daß Ihr nie mit einem Wallfisch zusammengetroffen seid, denn der Wallfisch ist nicht blos das größte, sondern auch das schönste Thier. Die zwei riesigen Wasserstrahlen, die aus seinen Naslöchern schießen, geben ihm das Ansehen eines wunderbaren Springbrunnens und er ist friedliebend wie ein alter Pastor. Es gewährt einen rührenden Anblick, wenn so ein Wallfischvater sich mit den Seinen auf eine ungeheure Eisscholle hinlagert und Jung und Alt um ihn herumspielen und sich necken. Manchmal springen alle auf einmal in's Wasser um zwischen den Eisblöcken Blindekuh zu spielen. Gemüthlich sind sie sehr, aber zu ihrer Schande muß ich sagen, moralisch sind sie nicht und Religion haben sie auch keine."

„Das halte ich für einen Irrthum," unterbrach ihn Heine. „Ich habe jüngst den Bericht eines holländischen Missionairs gelesen, worin dieser die Herrlichkeit der Schöpfung beschreibt, die

sich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen und das Tageslicht die abenteuerlichen, riesenhaften Eismassen bestrahlt. „Diese," sagt er „welche an diamantne Mährchenschlösser erinnern, geben von Gottes Allmacht ein so imposantes Zeugniß, daß nicht bloß der Mensch sondern die rohe Fischcreatur, von solchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbetet." Mit seinen eigenen Augen, versichert der Pater, habe er mehre Wallfische gesehen, die an eine Eiswand gelehnt, dort dem Schöpfer Himmels und der Erden ihre Anbetung darbrächten."

Der alte Matrose schüttelte mit wegwerfender Miene den schneeweißen Kopf.

„Ich läugne nicht," sagte er, „zuweilen selber gesehen zu haben, wie die Wallfische, an einer Eiswand lehnend, so zu sagen Verbeugungen und Bewegungen machten, die denen glichen, wie man sie in den Betstuben mancher Glaubenssecte bemerken kann — aber das thun sie nicht aus Andacht, sondern es hat seine natürliche Ursache."

„Und welches ist diese Ursache?"

„Das will ich Ihnen sagen, junger Herr. Unter der Haut der Wallfische setzt sich eine so dicke Schichte Fett an, daß oft ein einziger dieser Wassercolosse hundert und fünfzig Fässer Thran und Talg giebt, und in dieser Fettschichte nisten sich oft viele hundert Wasserratten ein, die in Lust und Freude unter der Haut des gepeinigten Wallfisches leben, wo sie wahre Festschmäuse im besten Fett halten und es sich wohl sein lassen in dem warmen Neste. Aber das ewige Gefreßenwerden mag am Ende dem Wirthe, der so viele ungeladene Gäste beherbergen und wider Willen beköstigen muß, etwas unangenehm werden. Da er nun der Hände entbehrt, womit der Mensch, den es juckt, sich kratzen kann, so sucht er sein inneres Unbehagen dadurch zu lindern, daß er sich den Rücken an den scharfen Kanten einer Eiswand reibt, wie bei uns die Hunde sich an einem Eckstein

oder einem Hausgeräthe reiben, wenn die gottverdammten Flöhe ihm zu viel zu schaffen machen."

„So haltet Ihr also die Ansicht des Missionairs für irrig."

Der alte Matrose machte eine unaussprechlich wegwerfende Miene.

„Ich sage Ihnen noch einmal, diese Bewegungen, die der dumme Pater für Andacht hielt, wurden nur durch die scharfen Bisse der gefräßigen Wasserratten hervorgebracht, denn der Wallfisch, so viel Thran er auch giebt, hat doch nicht die kleinste Spur von Religion, er verehrt weder unsern Herrgott, der droben im Himmel wohnt, noch den falschen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kanincheninsel sitzt, wo der Wallfisch ihn zuweilen besucht*)."

„Was ist das für ein Ort, die Kanincheninsel."

„Das will ich Ihnen ein andermal erzählen," rief der alte Seemann, „jetzt lassen Sie mich herunter, die Kehle ist mir ganz trocken, von dem vielen Reden, ich muß sie mit einem Schluck Branntwein anfeuchten."

„Daraus wird vorderhand nichts," rief Heine schadenfroh, „Du kommst nicht eher von Deinem Sitze herunter, bis Du mir erzählt hast, was ich wissen will."

Niels trommelte zornig mit seinem Holzbein auf die Tonne, aber da er seinen Mann aus frühern Zeiten her kannte, und wußte, daß er von seinem Sinn nicht abzubringen sein würde, so ergab er sich in sein Schicksal und hob an:

„Die eigentliche Lage der Insel kann ich nicht angeben, denn seit sie einmal zufällig entdeckt wurde, konnte Niemand wieder zu ihr gelangen, wegen der riesigen Eisberge, die sich rings um sie aufthürmen und nur sehr selten eine Annäherung gestatten. Doch einmal wurden die Matrosen eines russischen

---

*) Siehe Heine's Reisebilder.

Wallfischfängers so hoch hinauf verschlagen, und betraten, es mögen jetzt über hundert Jahre sein, den Boden der Insel, an der sie mit einem Kahn gelandet waren. Sie fanden Alles öde und wüste. Die spärlichen Halme des Ginsters bewegten sich traurig über den Flugsand, nur hie und da stand eine vereinzelte Gruppe von Zwergtannen, oder unfruchtbares Buschwerk krüppelte am Boden, aber zahllose Kaninchen sprangen umher, und eine erbärmliche, fast verfallene Hütte gab Kunde, daß ein menschliches Wesen dort wohnte.

„Sie überschritten neugierig die Schwelle und fanden einen uralten Greis, der in ein kümmerliches Gewand von Kaninchenfelle eingehüllt, die mageren Hände und die schlotternden Kniee an einem Feuer von dürrem Reisig wärmte. Neben ihm befand sich ein großer Vogel, den die Zeit entsetzlich gemausert hatte, denn er hatte nur noch die langen, struppigen Flügelfedern behalten, der übrige Körper war klar wie meine Hand, zur linken Seite des alten Mannes kauerte eine große haarlose Ziege, die sehr alt zu sein schien, deren Euter aber noch von Milch strotzte.

„Unter den Matrosen befanden sich mehre Griechen, welche die Meinung äußerten, daß der alte Kauz entweder ein Gespenst oder ein böser Dämon sein müsse.

„Da erhob sich der Alte, richtete seine hohe Gestalt auf, die eine königliche Würde annahm, und seine Züge zeugten von ursprünglicher Schönheit.

„Ihr irrt Euch, junger Mensch," sagte er ebenfalls in griechischer Sprache, „ich bin weder ein Gespenst, noch ein böser Dämon, sondern ein Unglücklicher, der einst bessere Tage gesehen hat: Wer aber seid Ihr?"

„Die Matrosen erzählten ihr Mißgeschick und verlangten Auskunft über die Insel.

„Ich wohne hier seit undenklicher Zeit, sagte der Greis; die Bollwerke von Eis gewähren mir eine sichere Zuflucht gegen

meine unerbittlichen Feinde, ich lebe hauptsächlich von Kaninchenfange nur alle Jahre, wenn die treibenden Eismassen sich gesetzt haben, kommen Wilde auf Schlitten, denen ich meine Kaninchenfelle gegen andere Gegenstände, deren ich bedarf, vertausche. Die Wallfische, welche manchmal an die Insel heranschwimmen, sind meine liebste Gesellschaft. Ich bin ein Grieche und bitte Euch, mir einige Nachrichten über die jetzigen Zustände Griechenland's zu geben."

„Da sagte der Eine, das Kreuz sei von den Zinnen der Städte wieder abgebrochen worden.

„Da zog ein Lächeln voll boshafter Freude über das Antlitz des Greises.

„So sind die alten Göttertempel wieder zu Ehren gekommen," rief er.

„Ach nein," lautete die Antwort, „die Türken haben den Halbmond dafür aufgepflanzt."

„Der Greis fragte nun nach allerlei Städten, deren Namen die Matrosen nicht kannten, dagegen waren ihm alle Städte unbekannt, die sie ihm nannten. Mit besonderem Interesse erkundigte er sich nach einem Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Keiner kannte den Namen, aber nachdem der Alte die Lage des Tempels genau geschildert hatte, erkannte ein junger Mensch nach der Beschreibung den Ort, wovon die Rede war.

Das Dorf, worin ich geboren wurde," sagte er, „ist eben an jenem Orte gelegen, und auf den von Euch beschriebenen Platze habe ich als Knabe oft die Schaafe meines Vaters gehütet. Auf jener Stelle stehen wirklich noch einzelne Marmorsäulen und sonstiges Trümmerwerk, das von blühendem Geißblatt und Epheu umrankt ist. Abgebrochene Säulenknäufe liegen an dem Boden, sowie auch weiße Marmorplatten. Mein Vater hat mir gesagt, daß dieses die Trümmer eines alten Tempels seien, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust

habe; die blinden Heiden hätten ihm zur Ehre oft hundert Ochsen auf einmal geschlachtet vor seinem Altar, und den ausgehöhlten Marmorblock, in den das Blut geflossen, habe ich oft benutzt, um mit dem darin angesammelten Regenwasser meine Heerde zu tränken."

„Als der junge Matrose schwieg, stieß der Greis einen schmerzlichen Seufzer aus, sank wie gebrochen auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte. Der große Vogel kreischte entsetzlich, spreitzte wild und zornig die ungeheuren Flügel aus, und bedrohte die Fremden mit Schnabel und Krallen. Die alte Ziege leckte ihrem Herrn die Hände und meckerte so traurig, daß es den Zuhörern durch das Herz schnitt.

„Die Matrosen verließen schleunigst die Hütte. An Bord ihres Schiffes befand sich ein gelehrter Professor von der Universität zu Kasan; dieser sagte, nachdem er die Begebenheit vernommen, der Greis sei der Gott Jupiter, dessen Aeltern Satan und Rhea geheißen.

„Saturn, Niels, Saturn," verbesserte Heine.

„Meinetwegen Saturn oder Satan, das wird sich wohl gleich bleiben, da er ja doch nur ein Heidengott war. Der Professor sagte, der Vogel sei ein Adler, der einst die Blitze und Donnerkeile des Himmels in seinen Krallen getragen habe, und die Ziege heiße A m a l i a und habe einst den Gott, da er noch ein kleines Kind gewesen, auf der Insel Creta aufgesäugt. Unter uns gesagt, ich halte das für dummen Schnack, solch' ein Vogelsbeest solle sich die Krallen schön verbrennen, wenn es Blitze tragen müßte, und daß eine Ziege Amalia heißt, daß soll man einem Andern weiß machen, als dem alten Niels. — Doch nun habe ich Ihnen den Willen gethan, nun lassen Sie mich herunter, junger Herr, damit ich meinen Durst löschen kann."

Heine half dem Stelzfuß herunter, schenkte ihm eine feine

Mark, um sie auf seine Gesundheit zu vertrinken, und verabschiedete sich sodann mit freundlichen Worten von ihm.

Er begab sich an den Strand, wo das Boot ruhig angebunden lag, aber die Fährleute, die ebenfalls Unterkunft in einer Fischerhütte gefunden hatten, waren noch nicht da. So ging er eine Strecke weiter hinauf, warf sich in den Sand, ließ sich von den Strahlen der Morgensonne bescheinen und sah träumerisch den vorübergleitenden Schiffen zu. Afraja hatte ihm gesagt, daß an dieser Stelle die versunkene Stadt gestanden habe, deren Kirchthurmspitzen die Schiffer bei recht klarem Wasser zuweilen sehen könnten, und das Glockengeläute wollte sie ja selbst Sonntags in der Frühe vernommen haben. Heine dachte über diese Volkssage nach und versenkte sich so sehr in seine Phantasien, daß es ihm wirklich jetzt war, als ob er ein verhallendes Glockengeläute und fromme Gesänge vernähme, zwischen welchen er deutlich die Namen Eveline und Maria heraushörte.

Die blaue Riesenkuppel des Himmels über sich habend, kam sich Heine in der ausgedehnten Schöpfung klein vor, klein, wie eine Ameise, aber seine Seele dehnte sich weltenweit aus.

Nachdem er lange genug in dem Anblick der großartigen Natur geschwelgt hatte, die ihn in ihrer Einfachheit beruhigte und erhob, suchte er endlich seine Fährleute auf, die Heimfahrt wurde beim schönsten Wetter angetreten, und er kam gerade zurecht, um die hannövrischen, adeligen Curgäste abfahren zu sehen.

Als er seiner Wohnung zuschritt, sah er schon von Weitem den dicken Holländer und den preußischen Justizrath auf einer Bank neben der Hausthür sitzen; der Erstere hatte die Hände auf dem Schmeerbauche gefaltet und drehte den einen Daumen um den andern, der Andere las andächtig in einer Bibel.

Nach der ersten Begrüßung sagte Heine zu dem Justizrath:

„Warum haben Sie nur immer die Bibel in den Händen?“

„Weil ich sie für das Buch der Bücher halte.“

„Sie sind wohl sehr religiös?“

„Wenigstens bestrebe ich mich, es zu sein.“

„Glauben Sie an die Dreieinigkeit?“

„Warum sollte ich nicht daran glauben.“

[*] „Nun, den Vater will ich gelten lassen,“ sprach Heine mit spöttisch verzogenen Munde, „weil er der Weltenschöpfer ist und jedes Ding seine Ursache haben muß.“

„Und den Sohn,“ frug der Justizrath mit ängstlichem Interesse.

[*] „Hm! Den möchte ich mir gern verbitten, doch den will ich auch noch annehmen, jedoch was der heilige Geist ist, das kann ich durchaus nicht begreifen,“ und laut auflachend setzte er hinzu: „mit dem heiligen Geist hat es wohl dieselbe Bewandtniß, wie mit dem dritten Pferde, wenn man mit Extrapost reist; man muß immer dafür bezahlen, und bekommt dieses dritte Pferd doch nie zu sehen.“

[*] „Erlauben Sie, meine Herren,“ sagte der Holländer, die Dreieinigkeit kommt mir vor wie Kabeljau, Laberdan und Stockfisch; es ist im Grunde ein und dasselbe und man bezeichnet damit nur die verschiedenen Einsalzungsgrade.“

Es war am sechsten August, als dieses Gespräch stattfand, das durch die Ankunft der Zeitungen unterbrochen wurde, die eben vom Festlande kamen und die Nachricht von der Julirevolution in Frankreich brachten. Heine geberdete sich wie wahnsinnig, er stürzte in das Haus, küßte seine dicke Wirthin, dann kam er wieder heraus, um den Justizrath zu umarmen, und sogar den Holländer drückte er an sein Herz, dessen indifferentes Fettgesicht jedoch immer ruhig und kühl blieb.

„Ich mag keine Revolution,“ sagte er phlegmatisch, „es soll Alles beim Alten bleiben, da nur gedeiht Handel und Wandel, den die gesetzlose Unordnung untergräbt.“

„Schmähen Sie mir die Revolution nicht,“ rief Heine feurig, „Alles, was wir Gutes haben, ist aus der ersten französischen Revolution hervorgegangen, sie war die erste Kundgebung der Emancipation der Menschheit, war die erste Auffahrt des Volkes in die freie Sphäre der Gleichheit und Brüderlichkeit, in der kein Joch die Würde der intelligenten Wesen niederdrückt.“

Der Holländer zuckte die Achsel und schwieg. Heine wandte sich an den Justizrath und rief begeistert:

„Wahrlich, die Franzosen verdienen es, frei zu sein, denn sie tragen die Freiheit im Herzen; ihre Hände sind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühl gerechter Gegenwehr, auch verband das Volk selbst die Wunden seiner Feinde und ging dann ruhig wieder an seine Tagesbeschäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben.“

„Na, na, na,“ machte der Justizrath mit einem gutmüthigen Lächeln, „man meint, Sie hätten einen Sonnenstich bekommen.“

„Ja, das habe ich auch; von den in das Druckpapier der Zeitung eingewickelten Strahlen der Julitage ist mir einer in's Gehirn gefahren, und jetzt brennen alle meine Gedanken lichterloh.“

Von da an konnte Heine nicht mehr schlafen, durch den überreizten Geist jagten die bizarrsten Nachtgesichte. Als ihn der Schiffer an einem der nächsten Morgen auf die Sandinsel überfuhr, wo man badete, sagte dieser: „Nun, die armen Leute haben gesiegt!“ — Das klang wie Jubelton in Heine's Ohren, der gerne auf der Stelle nach Paris geeilt wäre, aber unglücklicherweise war sein Geldvorrath erschöpft, er konnte nicht einmal damit bis Hamburg kommen und mußte in Geduld abwarten, bis sein Onkel ihm neue Barschaft zusenden würde.

Eines Tags sagte der preußische Justizrath, gegen den er oft seine Wünsche äußerte, zu ihm:

„Sie wollen also nach Paris, Herr Doctor?"

„Ja," erwiderte Heine, „in Deutschland leidet es mich nicht länger, ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn nicht am Ende der Sultan, der sicher meinen Almansor gelesen hat, und mehr für ihn schwärmt, als für seine Fatimen im Harem, mich zu sich einladet, und mich zu seinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Göttingen studirte und man in Deutschland den Katzenjammer am Besten kennt, weil er hier am Häufigsten vorkommt und man ihn am Gründlichsten und Schmackhaftesten mit Häringssalat zu heilen versteht."

„Sie müssen doch ewig Alles in's Spaßhafte ziehen," sagte der Justizrath etwas ärgerlich; „wenn ich eine ernste Frage stelle, so habe ich auch gern eine ernste Antwort darauf."

[*] „Nun denn, also ernstlich gesprochen, die heimatliche Luft wird mir täglich ungesunder, ich muß an eine Veränderung des Klima's denken. Ich habe Visionen, die Wolkenzüge ängstigen mich und schneiden mir allerlei fatale Fratzen. Es kommt mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Cocarde, des Nachts träume ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber zernagt."

„Es ist allerdings jetzt nicht gut im Vaterlande zu sein," erwiderte der preußische Beamte. „Ich habe Ihnen ja erzählt, wie ich, durch die Ränke meiner Feinde in falschen Verdacht gebracht, viele Jahre in Spandau sitzen mußte, bevor meine Unschuld erkannt und ich befreit wurde. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie unangenehm es ist, wenn man im Winter Eisen tragen muß."

[*] „Es ist in der That sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht ein Bißchen wärmt; wenn man uns die Ketten ein Wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie alsdann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die

Ketten mit Rosen und Lorbeeren zu parfümiren. — Doch was ich sagen wollte, haben Sie in Spandau oft Austern zu essen bekommen?"

„O nein, Spandau ist zu weit vom Meere entfernt, auch das Fleisch war dort rar und Geflügel gab es gar keins, außer den Fliegen, die einem dann und wann in die Erbsen- oder Graupensuppe fielen."

Dieses Gespräch, das in der Wirthsstube vorfiel, wo die Herren bei dem Abendessen saßen, wurde plötzlich durch den Eintritt eines Fremden unterbrochen.

„Ah, bon jour, bon jour Monsieur Heine," rief ein französischer Commis voyageur, den der Doctor von Hamburg her kannte; „sehr erfreut, Sie hier zu sehen. Ich habe die Nouveautés aufgegeben, reise jetzt für eine bedeutende Weinhandlung und habe eben mit dem Badewirth ein erkleckliches Geschäft abgeschlossen. Morgen reise ich weiter nach Dänemark, Schweden und Norwegen."

„Sagen Sie mir vor allen Dingen, Bester," rief Heine, „wie es jetzt nach der Julirevolution in Paris zugeht?"

„O, das waren drei glorreiche Tage," rief der junge Franzose mit Begeisterung — „ich habe sie mitgemacht. Wie Sie mich hier sehen, stand ich, von Pulver geschwärzt, auf den Barrikaden, ich habe auch mein Blut für die patrie vergossen und meine Wunde wurde von einem Engel in Mädchengestalt verbunden. Oh, Mr. Heine, von einem Engel mit dunkeln Veilchenaugen und kastanienbraunen Locken."

[*] „Das ist keine Antwort auf meine Frage. Ich wünsche zu wissen, wie man jetzt in Paris lebt."

„Nun, die Köpfe sind noch immer exaltirt, die Menschen sind noch benebelt von dem süßen Freiheitsrausch, und es geht lustig zu in Paris, weil dort der Himmel voll Geigen hängt, die alle den ganzen Tag quinkeliren. Man wacht auf unter den Tönen der Marseillaise, das en avant, marchons

hört man beim Frühstück und beim Mittagessen, und Lafayette aux cheveux blancs wird den ganzen Abend gesungen; an allen Straßenecken steht mit großen Buchstaben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit angeschrieben."

„Es muß ja ein wahrer Freudentaumel dort herrschen."

„O ja, denn Freiheit wirkt betäubend auf das Gehirn, wie der Champagner meines Hauses, welches der vortrefflichste ist, den die Kreidefelsen von Epernay erzeugen. Gut, daß ich daran denke, ich will Ihnen von unsern Adressen geben, Sie werden gewiß Gelegenheit haben, unser Haus zu empfehlen, besonders wenn Sie sich erst von der Vortrefflichkeit unserer Weine überzeugt haben."

Bei diesen Worten reichte er Heine ein ganzes Paket Adressen dar, indem er sagte:

„Haben Sie denn nicht einmal Lust nach Paris zu gehen, und sich persönlich von dem Zustand der dortigen Dinge zu überzeugen."

„Freilich habe ich das, und ich gedenke sogar nächster Tage dahin aufzubrechen."

„Das ist recht, ich werde Ihnen Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants mitgeben. Sie können sich darauf verlassen, ich werde die Briefe noch heute Abend schreiben. und morgen werde ich die Ehre haben, Sie Ihnen vor meiner Abreise zu übermachen."

Ein Opernliedchen trällernd, ging er aus dem Zimmer.

„Sie wollen also wirklich in das Land der Verderbniß?" fragte mit einem mißbilligenden Kopfschütteln der Justizrath.

„Ja, Verehrtester, denn ich bedarf einer Aufheiterung; Spandau mit seinen Geflügelsuppen lockt mich nicht sehr, und da, wie Sie sagen, die preußischen Ketten im Winter sehr kalt zu tragen sind und meiner Gesundheit nicht sehr förderlich sein könnten, so will ich lieber nach Paris zu reisen, um fleißig Champagner zu trinken und die Marseillaise zu singen."

Nach einigen Tagen reiste auch der Justizrath weg, nachdem ihm der Holländer bereits vorangegangen war. Heine war nun allein auf der Insel, da sein Geld noch immer nicht eingetroffen war. Er kam sich vor wie Napoleon auf St.-Helena, dem einsamen Felsenneste im Meere, und er beschäftigte sich viel mit dem Mann des Jahrhunderts, indem er die Evangelien las, welche Las Casas, O' Meara und Andere über diesen Gekreuzigten der alliirten Mächte geschrieben haben.

Endlich kam das heißersehnte Geld, Heine machte sich sogleich reisefertig, aber er hatte eine unangenehme Fahrt nach Cuxhafen und die Seekrankheit machte ihm viel zu schaffen.

Es war Abend, als Heine in Hamburg ankam. Pöbelhaufen durchzogen schreiend die Stadt, denn in Folge der Julirevolution ward auch das Volk in den deutschen Städten unruhig, und in Hamburg wurden viele Excesse gegen die Juden begangen. Als Heine auf den Jungfernstieg kam, war eine große Menschenmasse dort versammelt; schon hatten Einige Steine erhoben, um sie gegen das stattliche Haus zu schleudern, welches Salomon Heine bewohnte; aber sogleich brachten dem braven, allgemein geachteten Manne Tausende ein donnerndes Hurrah, dann riefen sie die feindseligen Gemüther zur Ordnung, verboten den Ehrenmann zu beleidigen, und erinnerten daran, wie beim Herannahen der rauhen Jahreszeit stets das Alsterbassin mit Holzkähnen bedeckt sei, deren Ladung Salomon Heine unter die Armen hatte vertheilen lassen.

Da fielen die Steine aus den schon erhobenen Händen, und wie durch einen Zauberspruch wurden selbst die Ungebehrdigsten friedlich und zogen ruhig weiter.

In Soden.

Börne ging am 9. Mai 1830 nach Soden, um dort seine schwankende Gesundheit durch eine Brunnencur wiederherzustellen. Er war der erste Curgast und betrachtete sich daher als den Kurfürsten von Soden und freute sich darauf, daß man ihn nach einigen Wochen den Nestor unter den Curgästen nennen würde.

Nach und nach bevölkerte sich jedoch das Bad, es wurde geselliger, und gegen Ende Juni fand sich auch Madame Wohl in Soden ein, um ihrem Freunde Gesellschaft zu leisten. Nun war Börne glücklich, denn nun wußte er, wo er seine Abende verbringen konnte.

Gleich bei ihrem ersten abendlichen Zusammensein, da sie Thee mit einander tranken und traulich plauderten, mußte Börne der anmuthigen Frau von den ersten Tage seines Aufenthaltes erzählen. Er hob lachend an:

„Wie ich Ihnen bereits schrieb, war ich der Kurfürst von Soden. Nachdem ich drei Tage lang allein hier war, fing die Zeit an, mir über den Kopf zu wachsen, sie wurde mir lang, unendlich lang. Ich stellte Betrachtungen darüber an, daß mir meine Würde als Nestor der Curgäste eben keinen Vorschub bei den Damen leisten würde, selbst wenn ich Weisheit, süß wie Honig, von den Lippen träufeln ließe. Man kann

zwar im vierzigsten Jahre noch ein Held werden, und Länder erobern, aber keine weiblichen Herzen mehr, das werden Sie mir zugestehen."

Madame Wohl lachte und schenkte dem Erzähler die geleerte Tasse wieder voll. Börne sagte:

„Ihr schelmisches Lachen ist mir eine Bestätigung dessen, was alle weibliche Historiker behaupten, daß nämlich das heroische Zeitalter der Männer mit dem dreißigsten Jahre aufhöre. Ich entschloß mich daher, als geistlicher Kurfürst aufzutreten."

„Und wie hielten Sie es mit Ihrer Hofhaltung?"

„Das sollen Sie hören. Aus einem meiner Fenster übersah ich den Hof, und zwar genauer und besser, als andere Fürsten den ihrigen, und so erfuhr ich Alles, was darin vorging, ganz der Wahrheit gemäß. Er bestand und besteht noch, wie alle andere Höfe, aus wenig Menschen und zahlreichem Vieh — doch war und ist unser Hofleben keineswegs ohne Abwechslung; außer dem Alltäglichen geschah täglich etwas Neues. Ich passe sehr auf, und werde, gleich St.-Simon, Memoiren schreiben."

„Die werde ich mit dem ungetheiltesten Interesse lesen."

„Gleich in der ersten Woche war eines Nachts der Hof sehr unruhig. Das Thor wurde auf und zugeschlossen, und es wurde geschrieen und geflüstert, und viele Menschen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erst spät einschlafen."

„Und was war die Ursache all' dieses Rumors?"

[*] „Am andern Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher auch das Dorf die höchst erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt hatte. Die hohe Kalbbetterin befand sich so wohl, als es unter solchen Umständen möglich war. Es ist keine Schmeichelei, wenn ich sie die Hohe nenne, denn die in Rede stehende Kuh ist so hoch und stattlich, als mir je eine vorgekommen ist, sie ist die

Königin des Stalles, auch ließ ich mich ihr eines Tages nach dem Diner von der Viehmagd präsentiren."

„Hat Sie recht huldvolle Worte an Sie gerichtet?"

„Ich begnügte mich, sie zu bewundern, sprach aber nicht mit ihr, da sie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zur rechten Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der später im Brande von Moskau zerstört worden ist, einem ehrlichen Deutschen von meiner Bekanntschaft begegnete."

„Darf man es auch erfahren?"

[*] „Gewiß, es ist ja Pflicht, die Neugierde des schönen Geschlechtes zu befriedigen. Mein Bekannter wurde der Königin vorgestellt; machte die üblichen drei Bücklinge und begann seine wohleinstudirte Rede mit sanfter Stimme herzusagen. Da trat der Cermonienmeister hervor, fiel ihm in die Rede und sagte zurechtweisend: Ne parlez pas à la Reine! — Daran dachte ich eben im Stalle."

Unter solchem harmlosen Geplauder verging diesen beiden geistreichen Menschen der Abend. Den folgenden Morgen begann Madame Wohl ihre Cur, man trank gemeinschaftlich Brunnen, man machte Spaziergänge, man las, sprach über das Gelesene, dann wurden einige einsame Stunden verbracht, bis der Abend die beiden wahlverwandten Seelen auf Madame Wohl's Zimmer am Theetisch wieder zusammen führte.

Eines Abends, da ihn Madame Wohl wieder nach Vorgängen aus seiner Hofhaltung fragte, sagte Börne:

[*] „Heute früh fand ein Zweikampf zwischen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe statt, die, obzwar nicht hoffähig, sich eingedrängt hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche an einem Flügel, diese machte es eben so mit ihrer Gegnerin, so daß die Beiden zusammen ein Oval bildeten. Sie drehten sich einander festhaltend, im Kreise herum, und walzten auf diese Weise, Brust an Brust gelehnt, Haß athmend miteinander. Der Staub wurde aufgewühlt, die

Federn stoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelstunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänse hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenossin genommen. Es war ein Geschnatter, ein Gepfeife und ein Flügelschlagen, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Besonders zeichnete sich eine alte Gans mit gelbem Hals durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; sie schnaufte vor Wuth und kam dem Ersticken nahe. Sie schnatterte dabei mit solchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, obgleich mir zwar die Gänsesprache fremd ist, jedes ihrer Worte verstehen konnte."

„Börne, Sie erzählen köstlich," rief Madame Wohl lachend. „Was erzählte denn die Gans?"

[*] „Sie sagte — versteht sich auf Französisch, denn eine Hofgans wird sich wohl hüten, anders als Französisch zu schnattern — sie sagte also: diese unverschämten Dorfgänse schleichen sich überall ein. Wir Edelgänse werden bald keine Privilegien mehr haben und der hohe Hühnerhof wird bald so schmutzig sein, wie eine Straßengosse: Das sind die schönen Früchte der modernen Philosophie — das sind die beklagenswerthen Folgen des von königlichen Füßen geliebkos'ten Liberalismus. Unser allergnädigster Herr, der Stier, war stets taub für die Vorstellungen seiner alten getreuen Dienerinnen. Er ist ein Kosmopolit und Philosoph und jagt den neuen Ideen nach. Er wird umkommen und wird den Thron, den Altar und das altadelige Geflügel mit in seinen Fall verwickeln. — Eine junge Gans, die hinter der alten stand, als diese sich so ereiferte, machte einen spöttischen Schnabel und kicherte verstohlen: Als sie jung war, fürchtete sie die neuen Ideen nicht und war darum weniger aristokratisch."

„O bitte, fahren Sie fort in Ihren interessanten Berichten," sagte Madame Wohl, als Börne eine Pause machte.

[*] „Was man sich seit einigen Tagen zugeflüstert, ist endlich laut und kund geworden. Der Hofhund ist in Ungnade gefallen und hat seine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Pension fort, und kann sie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in seinem Amte verschuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als so oft Einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte weit zu begleiten.“

„So war er gleichsam eine Art Oberceremonienmeister?“

„Ja, das war er.“

„Und hat man gar keine Vermuthung über die Ursache der ihn betreffenden Ungnade?“

[*] „Einige wollen behaupten, er habe ein Hühnchen gebissen; Andere sagen, er sei der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet, und habe nicht zu schweigen gewußt. Mehre sind der Meinung, er habe mit dem Reitpferd des Herrn einen Streit gehabt, und sei durch dessen Einfluß gestürzt worden. Wieder Andere wollen wissen, er habe treuloserweise einem andern Hofe Alles zugeschleppt, was er in dem Seinigen erwischen konnte. Wohlwollende sagen dagegen, an dem Allen sei kein wahres Wort, sondern der neue Wirth habe seinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhundes geben wollen, und darum habe der Alte Platz machen müssen.“

„Das ist auch das Wahrscheinlichste. Doch fahren Sie fort, wie ging es weiter?“

[*] „Ein liberales Rind stieß gestern mit seinem Kopf ein Loch in die Mauer, so groß, daß es Stirn und Schnautze hindurch strecken konnte. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus, und genießt unbeschränkte Brummelfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, er läßt daher das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen.“

„Nun, das freie Brummen ist doch immer eine Errungenschaft. Was gab es weiter?“

[*] „Hm! nicht viel. Eine coquette Truthenne spaziert den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend im Hofe herum und wirft den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beständig und vor Aerger und Eifersucht blähen sie sich auf und werden blau im Gesichte. Sie sind so argwöhnisch, daß Keiner den Andern nur einen Hühnerschritt vorausgehen und der Geliebten näher kommen läßt. Diese sieht sich nie nach ihnen um, und — als wolle sie ihre Liebe und ihre Geduld auf die Probe stellen, geht sie nie gerade, sondern bewegt sich in den lauenhaftesten Quadrille-Figuren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Benehmen vorkommt, das kann ich gar nicht beschreiben.“

„Und doch amüsiren Sie sich mit der Beobachtung derselben.“

„Jetzt nicht mehr,“ fiel er ihr rasch in das Wort, „das war gut genug, als ich noch allein hier war, aber seid Sie hier sind, genügt mir das liebe Vieh nicht mehr, da habe ich edlere Beschäftigungen. O, Sie glauben nicht, Freundin, wie einsam sich der Mensch unter'm Vieh fühlt — die Zeit ward mir erschrecklich lange, doch hätte ich gern allen menschlichen Umgang entbehrt, wenn wenigstens Adel dagewesen wäre.“

„Da müssen Sie sich ja wie erlöst gefühlt haben, als endlich nach Ihnen die ersten Curgäste anlangten.“

„Ja,“ erwiderte Börne, indem er sich mit beiden Händen über die Brust strich, „ja, es war ein Moment der Seligkeit für mich, als eines Tags eine Kutsche in den Hof fuhr, worauf ein Thurm von Schachteln gebaut war. Das ist ja prächtig, dachte ich, es sind Frauenzimmer. Ich lag mit meiner langen türkischen Pfeife am Fenster des ersten Stocks und klopfte muthwillig mit meinem Pfeifenkopf auf einen Hutsarg. Da war es mir, als

flüstere eine Geisterstimme zu mir herauf: Ich räche den Frevel! — Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelstunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war um vor Ungeduld zu sterben, denn ich konnte die Besitzerin der schönen Hand noch immer nicht sehen. Da wurde unglücklicherweise an meiner Thür geklopft, ich wandte mich um, und als ich wieder hinaus sah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers schwebte in's Haus hinein. Ich hätte bersten mögen vor Zorn."

„Das war die wohlverdiente Rache des Schicksals," rief Madame Wohl lachend.

„Wie heißt die angekommene Dame?" fragte ich eine Viertelstunde später den Wirth.

„Sie heißt Madame Molli."

„Wer ist ihr Mann?"

„Sie hat keinen, sie ist Wittwe."

[*] „Wittwe!" dachte ich auf der einsamen Promenade, die ich nun antrat — „Wittwe, das ist sehr schön, aber eine simple Madame — das ist schlimm. Ich besitze wenigstens fünfzig Theaterstücke von Scribe, die ein vollständiges Linné'sches System von allen Wittwen-Gattungen in der Natur aufstellen, aber Scribe's Wittwen sind alle von Adel, sind Gräfinnen, Marquisen und Baroninnen. Wer lehrt mich, mit einer bürgerlichen Wittwe umgehen. ... Ich werde es immerhin versuchen — bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige interessante, melancholische Züge in meinem Gesichte zurück gelassen und die Weiber trösten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübsinnig, mit verschränkten Armen, ohne zu grüßen an ihr vorübergehen. Ich fülle meine Tasche mit Kreuzern und vertheile sie links und rechts an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr, meine Uhr unter dem Rock hervorziehen, sie küssen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne, sie wird es für ein Medaillon halten."

„Gestehen Sie, Börne, daß Sie zuweilen ein rechter Narr sind," sagte Madame Wohl, um deren feine Lippen unter Börne's langer Rede eine sehr spöttisches Lächeln gespielt hatte.

„Ein Narr! warum ein Narr!" rief er mit zurückgeworfenem Haupte. „Ich wollte Wirkung hervor bringen, und nichts wirkt so sehr, als eine abwesende Geliebte, oder gar eine todte. Bei den Weibern ist die Liebe eben so oft eine Tochter — als die Mutter der Eifersucht — und ich rechnete auch auf die siegreiche Langweile, die ihr Etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vorzaubern würde. Aber es war noch eine Zweite mit ihr gekommen. Ich zerbrach mir den Kopf, wer die wohl sein möchte. Ihr Tochter konnte sie doch unmöglich sein, also eine Schwester, Cousine oder Freundin. Ich beschloß, mich noch an demselben Tage sehen zu lassen, und erspähte denn auch bald, daß ihre Fenster nach dem Garten gingen. Ich setzte mich in die Laube, las in Pfitzer's Geschichte der Deutschen, und fuhr zuweilen mit dem Finger über das Auge, als ob ich eine Thräne wegwischte."

„Uebertreiben Sie nicht allzusehr, sonst wird die Sache unwahrscheinlich," unterbrach ihn Madame Wohl.

„Warum unwahrscheinlich?" fragte er. „Das Buch war hellblau eingebunden und konnte etwas Romantisches vorstellen. Ich war überzeugt, daß die Damen mich bemerken würden, daß sie noch heute von mir, morgen über mich, und in einigen Tagen mit mir sprechen würden, und wie ein tragischer Held, murmelte ich in Gedanken: „Schließe Deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe! Dein Herz ist mein, kein Gott kann Dich erretten."

Madame Wohl lachte, daß sie schütterte.

„Diese Herzstürmerei ist mir neu von Ihnen," sagte sie, „von dieser Seite habe ich Sie bisher noch nicht gekannt: Gelang es Ihnen, die Gunst der Dame zu gewinnen?"

„Bringen Sie mich nicht aus dem Concept, damit mir der Faden nicht reißt," versetzte Börne mit komischer Ungeduld.

„Schon am frühen Morgen hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad rufen. Die eine dieser Stimmen betonte die erste, die andere, die letzte Sylbe, und ich unerfahrener Mensch wußte die Wittwenstimme nicht heraus zu finden. Eine halbe Stunde später begegnete ich ihr im Gange. Sie hatte eine edle, schlanke Gestalt und ein blasses Gesicht, doch verkündeten der sichere Blick und die schmalen Naslöcher einen entschlossenen Charakter. Ihre Art sich zu verneigen, gefiel mir ungemein; es war als ob ein Lüftchen sich beuge, um eine Blume zu begrüßen."

„Die Dame muß in der That einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht haben, denn Sie werden ja ordentlich poetisch, indem Sie von ihr sprechen."

„Sie war auch danach, selbst den dümmsten Teufel zum Dichter zu machen," rief Börne mit Feuer, „oder wenigstens zu Knittelversen zu begeistern," setzte er etwas gemäßigter hinzu.

„Während die Damen an den Brunnen gingen, trat ich in ihr offenstehendes Zimmer, in welchem das Mädchen eben säuberte. Dreizehn ausgeleerte Wasserflaschen standen umher. Ich stellte sie in Reihe und Glied, drei Flaschen hoch, und die dreizehnte als Lieutenannt voran, und wünschte sehnsüchtig, daß die Damen kommen und die Parade sehen möchten. — Sie hatten auch Bücher, die Stunden der Andacht, Heine's Reisebilder, Ossian, Volney's Ruinen aus der Leihbibliothek, Abraham a-Santa-Clara, ein Trauerspiel von Raupach, und des lieben Uhland's Gedichte. Ich wurde immer begieriger, in Berührung mit ihnen zu kommen. Da erkrankte die Eine von ihnen, die Andere pflegte sie und ging nicht aus dem Zimmer, und .... o, ich hätte rasend werden mögen, als die Dame genaß, wurde ich durch eine schändliche Erkältung an das Bett gefesselt, und als der Arzt mich nach zehn Tagen von meinem Dornenlager entließ, waren die Damen an demselben Morgen abgereist. Es waren indessen viel andere Gäste angekommen, aber die inter-

essirten mich nicht im Geringsten .... die Wittwe hatte mir's angethan, und ich sollte sie nicht wiedersehen."

Jetzt tutete der Nachtwächter die zehnte Stunde. Börne verabschiedete sich von seiner Freundin und begab sich nach Hause.

Um diese Zeit fing es an, sehr unruhig in Frankreich zu werden, das Volk wurde von Tag zu Tag erbitterter gegen die Regierung. Was war natürlicher, als daß diese Zustände sehr oft den Stoff des Gesprächs zwischen Börne und Madame Wohl bildeten, und so kamen sie denn auch einst auf Börne's ersten Aufenthalt in Paris im Jahre 1819 zu sprechen.

„Sagen Sie mir doch," sagte Madame Wohl, „was Sie damals bewog so schnell, so zu sagen über Hals und Kopf von Frankfurt aufzubrechen und nach Frankreich zu gehen."

[*] „Was wollen Sie?" erwiderte Börne mit einem sehr komischen Gesichte und entsprechenden Geberden. „Ich erwachte an einem trüben, deutschen Bundestag zu Frankfurt am Main mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Hoffnung berauscht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geschwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer aber den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der strafenden Götter nicht — es ist die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beschloß ich diese Jammerstätte zu verlassen, und ohne Paß zu Fuß nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte besser kennen und vertheidigen, als wir, und wo schelmische Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungestraft verderben können."

„Ich kann aber nicht begreifen, daß Sie Ihre Vaterstadt so leicht aufgeben konnten," wandte ihm Madame Wohl ein.

„Warum denn nicht?" rief er; „der Aufenthalt darin hatte aufgehört mir angenehm zu sein, mit Ausnahme der Beziehungen in welchen ich zu Ihnen stand."

„Sehr galant," rief Madame Wohl lachend und mit einer leichten Neigung des Oberkörpers gegen ihn. Er nahm das Wort wieder und sagte:

„Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich noch oft nach Frankfurt zurück."

„Warum das?"

„Weil ich fürchtete, der Polizei-Actuar Grapselius und der lange Polizeidiener Gatzenberger würden mich verfolgen. Doch nichts kam hinter mir, als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotteriecollecteur saß, bei dem das große Loos herausgekommen war und der nun eine Vergnügungsreise mit seiner Gattin machte. Auf meine Bitte waren sie so artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Personen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, wurde ich sehr heiter. Ich verweilte einige Tage in Mannheim, wohin mir mein Paß nachgeschickt wurde."

„Und nun setzten Sie Ihre Reise in Sicherheit fort?"

„Das that ich und gelangte wohlbehalten eines frühen Morgens nach Paris. Ich Gepäckloser sprang aus dem Postwagen und fing an mehre Stunden lang die Straßen zu durchlaufen, bis ich müde und hungrig in ein Kaffeehaus ging, um zu frühstücken, auszuruhen, und dann meine Wanderung fortzusetzen. Da der schwere Wegweiser, den ich mir gekauft hatte, mir in meiner Tasche etwas lästig fiel, bat ich die am Comptoir sitzende schöne Dame, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeschreiblicher Freundlichkeit schüttelte sie ihre schwarzen Locken und wies das Buch mit den Worten: „Oh, Monsieur!" zurück. Das verblüffte mich einigermaßen: ich legte das Buch auf den Tisch und bezahlte auf dessen Deckel meine Karte. Die Dame strich das Geld ein, und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als sie es früher abgewiesen hatte, an sich, legte

es in eine Schublade und sagte: „Es soll Ihnen gut verwahrt werden, mein Herr.“ — Erst fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von ihrem Betragen denken sollte. Ganz gewiß glaubte die gute Französin, ich hätte kein Geld, um mein Frühstück zu bezahlen, und wolle darum das Buch als Unterpfand zurücklassen. Sie nahm es nicht an und stellte sich, als merke sie meine Verlegenheit nicht.“

„Sie würde Ihnen, dem Unbekannten, Credit geschenkt haben — das war in der That sehr freundlich von ihr.“

[*] „Ja,“ sagte Börne mit einer gewissen innern Befriedigung, „ja, sie würde meinem ehrlichen Gesichte Glauben geschenkt haben, das hätte keine Deutsche gethan, die würde kurz und bündig gesagt haben: Hier wird nicht geborgt! und würde mit beiden Händen nach dem Pfande gegriffen, oder gar nach der Polizei geschickt haben. Doch hören Sie, wie es mir weiter ging. Nachdem ich den Tag über die Straßen in allen Richtungen durchstrichen hatte, mahnte mich die herannahende Dämmerung, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Fach hatte. Ich suchte mir ein schön angestrichenes Hôtel heraus, das viele Fenster hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Messagerie sollte abholen lassen. „Ich habe keine, die werden erst später nachkommen,“ gab ich kurz zur Antwort. Das machte den Wirth etwas stutzig und ich konnte es ihm nicht verübeln, denn der ordinaire Interim-Mantel von Biber, den ich mir in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, gab mir allerdings ein ärmliches Ansehen. Indessen bekam ich ein Zimmer, da man wohl denken mochte, eine Nacht könne man es mit mir versuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von seiner verzeihlichen Aengstlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er schon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht sprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in

mein Zimmer, drückte mir die Hand, und war die Freundlichkeit selbst."

„Ich habe soeben in den Zeitungen gelesen," sagte er, „daß Sie, mein Herr, als politischer Flüchtling in Paris angekommen sind — mein ganzes Haus, mein Tisch steht Ihnen zu Diensten, und wenn Sie genirt sind, auch mein Geldbeutel."

„Mein Herr, das wäre zu viel verlangt," erwiderte ich ganz gerührt. „Ihre Güte gegen einen Fremden beschämt mich wahrhaftig."

„Machen Sie keine Umstände, greifen Sie zu," sagte der Wirth, „Sie werden mir zur gelegenen Zeit Ihre kleine Schuld wohl abtragen."

„Mit diesen Worten verließ er, nachdem er mir mehrmals die Hand gedrückt hatte, mein Zimmer wieder.

„Es dauerte vierzehn Tage, bis ich meinen Koffer aus Deutschland bekam, und so lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erst als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr sah, daß ich nicht ohne Mittel sei, nahm er Bezahlung von mir an."

Madame Wohl belobte das Benehmen des Wirthes als sehr nobel, Börne hob wieder an:

„Ja, so betrug sich ein Franzose, dem ich fremd war. Doch hören Sie nun, wie es mir mit einem Deutschen erging, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um Erlaubniß, meine Koffer an ihn adressiren lassen zu dürfen, da ich nicht wisse, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und also keine sichere Adresse hätte. Der Mann war schon in Verlegenheit, als er mich sah, da ich nun um die Benutzung seiner Adresse bat, so erschrak er und verwirrte sich, daß es zum Erbarmen war."

„Ich beschwöre Sie bei Gott," rief er in der größten Angst, „mich mit Ihren Koffern zu verschonen, denn ich habe in den heutigen Blättern gelesen, daß Sie in politische Händel verwickelt sind, und in dergleichen lasse ich mich nicht gerne ein.

Nehmen Sie mir meine Weigerung nicht übel und bedenken Sie, daß ich Familienvater bin.“

„Und was sagten Sie darauf?“

„Nichts. Ich ließ den jammernden Narren stehen, wandte meine Schritte und ging, da er nicht bloß ein Deutscher, sondern zugleich ein Jude, also ein Hase mit acht Füßen war.“

In diesen Augenblick trat der Postbote herein und brachte eine Extra-Beilage zum Frankfurter Journal.

Börne nahm das Blatt gleichgültig in die Hand, aber er hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er in der höchsten Erregung rief.

„Hören Sie! hören Sie! Ganz Paris ist in Aufstand, Carl X. ist verjagt, die Dynastie der Bourbonen gestürzt ... O Gott! Gott! schlägst Du denn endlich Hand ein, um Tyrannei und Willkür niederzuschmettern und die Freiheit und die Volksrechte groß und schön erstehen zu lassen.“

Börne war wie im Taumel, Thränen liefen ihm über die Backen, er sprach beständig in hoher Begeisterung. Madame Wohl ließ er gar nicht zu Wort kommen. Er hüpfte wie ein Kreisel im Zimmer herum, endlich rief er:

„Ich muß hin, ich muß das Erstehen des Volkes mit eigenen Augen schauen. Morgen reise ich nach Frankfurt, ordne meine Angelegenheiten, und dann geht es schnurstracks nach Paris.“

„Aber Freund, bedenken Sie doch Ihre Gesundheit, für die derlei Aufregungen Gift sind — auch ist Ihre Cur noch nicht beendigt.“

„Was Gesundheit! was Cur! ich habe genug getrunken und gebadet, das fade Sodener Wasser hilft mir doch nichts, jetzt will ich mich in den heiligen Strom der Freiheit tauchen, dann wird mir Körper und Geist erstarken. Auf, nach Paris!“

Mit diesen Worten stürzte er zum Zimmer hinaus, um nach seinem Gasthause zu eilen und Alles zu seiner Abreise vorzubereiten.

Unterhandlungen mit dem Onkel. Im Apollosaal. Abreise.

Nachdem Heine wieder in Hamburg angekommen war, sagte der alte Salomon Heine einst zu seinem Neffen:

„Ich hoffe, Du wirst nun ausgetobt haben, wirst Dich hier häuslich niederlassen, und ein solider Mann werden."

„Wir wollen sehen, Onkelchen, ob der Geist der Unruhe, der mich treibt, sich jetzt schon bannen läßt — aber bevor ich mich niederlasse, möchte ich erst nach Paris."

„Paris," rief Herr Salomon mit verzogenem Munde, „was thu' ich mit Paris! Was willst Du thun unter den Revolutionsmännern? Willst Du auch Könige verjagen lernen?"

„Ich denke, das lernt sich schnell und von selbst, Onkel, denn der geringste Proletarier begreift dieses Handwerk, und führt es meisterhaft aus."

„Ich sage Dir, bleibe in Hamburg und nähre Dich redlich. Oder gefällt es Dir nicht in Hamburg?"

„O, warum nicht, Onkel! Die Stadt Hamburg ist eine gute Stadt, die lauter solide Häuser hat. Sieh, da mache ich Verse, ohne es zu wollen. Was doch nicht die Macht der Gewohnheit thut."

„Ich wollte, Du machtest was anderes," seufzte der alte Herr.

„Um wieder auf Hamburg zurückzukommen," erwiderte Heine lachend, „muß ich sagen, daß es sich hier ganz gut leben läßt, denn hier herrscht nicht der Mackbeth, sondern hier herrscht Banko. Ja, Onkel, der Geist Banko's herrscht hier überall in diesem kleinen Freistaat, dessen sichtbares Oberhaupt ein hoher, wohlweiser Senat ist. Die Bürger und der hohe Senat können hier thun, was sie wollen, es ist eine Republik, und hätte Lafayette nicht das Glück gehabt, den Louis Philipp zu finden, so würde er gewiß seine Franzosen den hamburger Senatoren und Oberältesten empfohlen haben."

„D'rum bleibe hier, Schodde," rieth der Onkel gutmeinend, „hier kann man Geld verdienen," setzte er hinzu, indem er seinen Thee in langsamen Zügen ausschlürfte und die ausgegangene Pfeife wieder in Brand steckte.

„Ja, hier kann man Geld verdienen, wenn man kein Dichter, sondern ein Kaufmann ist," erwiderte der junge Mann. „O, ich habe nichts gegen Hamburg, seine Sitten sind englisch, sein Essen ist himmlisch. Es giebt hier Gerichte zwischen dem Wandrahmen, und dem Dreckwall, wovon unsere Philosophen keine Ahnung haben."

„Nu, nu," machte der alte Herr vergnüglich, „gutes Essen hat auch seine Vorzüge; aber abgesehen davon, kann man hier nicht in aller Freiheit discutiren über Religion, Politik und Wissenschaft?"

[*] „Das kann man, Onkel, und wenn auch die respectiven Meinungen der Hamburger sehr verschieden sind, so herrscht doch im Betreff des Essens das schönste Einverständniß. Wenn auch die christlichen Theologen über die Bedeutung des Abendmahls noch so sehr streiten, so sind sie doch ganz einig über die Bedeutung des Mittagmahls. Mag die eine Partei der Juden das Tischgebet deutsch beten, die andere auf hebräisch oren, beide Parteien essen gut und wissen die Kochkunst gleich richtig zu beurtheilen."

„Unsinn! Unsinn!“ rief Herr Salomon, nachdem er eine dicke Rauchwolke von sich geblasen hatte. „Was gehen Dich die christlichen Theologen und die jüdischen Rabbis an? Du sollst gehen in Dich, sollst die uneinträgliche Dichterei aufgeben und werden ein tüchtiger Advokat.“

[*] Da muß ich doch immer wieder auf das gute Essen der Hamburger zurückkommen, Onkel, denn die Advokaten sind die Bratenwender der Gesetze, welche die Gesetze so lange wenden und drehen, bis dabei ein Braten für sie abfällt. Mögen sie noch so sehr streiten, ob die Gerichte öffentlich sein sollen, oder nicht, darüber sind sie einig, daß alle Gerichte gut sein müssen, und ein Jeder von ihnen hat sein Leibgericht.“

„Geh, geh, an Dir ist Hopfen und Malz verloren. Was sollen die dummen Witzeleien? Habe ich doch mehr Respect vor Deinem Bruder, der keine dummen Verseleien im Kopfe hat, sondern hoffentlich ein tüchtiger Arzt werden wird.“

[*] „Dann wird er eintreten in die Reihe der anderen Aerzte, die so uneinig sind in der Behandlung der hier herrschenden Nationalkrankheit, den Magenbeschwerden, daß ein Theil sie als Brownianer durch noch größern Portionen Rauchfleisch, und ein anderer Theil sie als Homöopathen durch ein zehntausendstel Tropfen Wehrmuthsextract in einem großen Kumpen Mockturtelsuppe zu curiren pflegt, und auch mein Bruder wird mit diesen Aerzten stimmen, die ganz einig sind, wenn von dem Geschmack des Rauchfleisches die Rede ist. — Ich gebe ja zu, Onkel, daß Hamburg in Bezug auf Genüsse eine Art Schlaraffenland ist .... aber ich möchte doch gar gerne noch Paris sehen, welches die eigentliche Bildungsschule der Welt ist, in der ein junger Mensch gewesen sein muß, wenn er sich einer vollkommenen Erziehung rühmen will.“

„Nun, so gehe hin, wenn Deine Lust gar so groß ist,“ rief Herr Salomon Heine ungeduldig.

Heine sprang mit einem Freudenschrei vom Stuhle auf,

drehte sich wie ein Kreisel ein Dutzendmal um sich selbst, und rief dann:

„Goldonkel, haben Sie Dank, tausend Dank! Wann werden Sie mir das Reisegeld anweisen?“

„Ich werde Dir keinen Kreuzer dazu anweisen. Willst Du nach Paris, so mußt Du es auf eigene Kosten thun können.“

„Aber Onkel, dann kann ich ja nicht hin,“ sagte der Neffe kleinlaut.

„Dann bleibe da. Wer im dreißigsten Jahr noch nicht auf eigenen Füßen stehen kann, aus dem wird nie etwas werden. Ich gebe nichts. Punktum. Jetzt laß mir meine Ruhe, oder gehe zum Kuckuk.“

Der alte Herr erhob sich, um sich auf sein Comptoir zu begeben.

Heine ließ einen Augenblick traurig die Flügel hängen, dann murmelte er vor sich hin: „Der Alte wird doch wohl noch mürbe werden, denn ich gedenke den Sturm so oft zu erneuern, bis er müde wird und aus Verzweiflung nachgiebt.“

Er nahm seinen Hut und begann durch die Straßen Hamburgs zu schlendern, um seinen Unmuth zu vergehen.

„Verflucht, daß der Alte so zähe ist,“ murmelte er vor sich hin — „aber er muß am Ende doch nachgeben — wenn [*] ich nicht physisch und moralisch zu Grunde gehen soll. Ich ersticke hier in dieser engen Krämerwelt; sie essen und trinken gut, diese Maulwürfe der Fortuna, und ihre Großmuth ist so groß, wie das Loch in der Armenbüchse .... Cigarren tragen sie im Mund und die Hände in den Hosentaschen, und sie verdauen gut, aber sie selber sind unverdaulich .... Und unter solchen Wesen soll ein dichterisch begabter Mensch leben .... unmöglich! .... Sie handeln mit den Spezereien aller Welttheile, aber man riecht doch mehr den faulen Schellfischduft ihrer Seelen ... Hätten Sie große Laster, so wollte ich sie

ihnen verzeihen, aber diese fette Tugend, diese zahlungsfähige Moral verzeihe ich ihnen nicht, und so rufe ich die Wolken an mich mitzunehmen, gleichviel wohin, nach Lappland oder Afrika."

Aber es vergingen Wochen, es vergingen Monate, in denen er noch manchen Sturm auf den Onkel wagte, der eben so erfolglos blieb, wie der erste.

Da ging er im folgenden Frühjahr eines Tags am Spätnachmittage durch die Straßen. Als er an dem großen Rathhaus vorüberkam, wo die großen Hamburger Senatoren aus Stein gemeißelt und mit Zepter und Reichsapfel abgebildet stehen, blieb Heine mit verschränkten Armen davor stehen und sah sich die alten, halbverwitterten Steinbilder an.

„Welche Freude wäre es für den Onkel," sprach er in Gedanken, „wenn er die Hoffnung hegen könnte, mich seinen Neffen, in fernen Jahrhunderten als ein solches Steinbild auf den Zinnen des Rathhauses prunken zu sehen. — Soll ich mich einmal als Steinbild oder Erzstatue von den Menschen begaffen lassen, so will ich wenigstens nicht auf dem Hamburger Rathhaus, sondern auf einem schönen freien Platz, in einer Umgebung von grünen Bäumen stehen, in deren Gezweige muntere Vöglein zwitschern, und die Menschen sollen nicht sagen können: „Der steht da, weil er den Hamburgern vor Zeiten das Recht verdreht hat, daß den guten Leuten die Augen übergegangen," sondern sie sollen sagen: „Der hat uns unsterbliche Lieder gedichtet." Ja," setzte er mit begeisterten Blicken hinzu, „wenn das die Leute dereinst von mir sagten, dann wollte ich schon verdammt sein, Jahrtausende lang als Stein und Erzbild mitten unter ihnen zu stehen und mich an meinem Geburtstage jährlich von ihnen mit Blumenguirlanden und grünen Lorbeerkränzen behängen zu lassen."

Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag auf die Schulter und die von einer freundlichen Stimme ausgesprochenen Worte: „So in Gedanken!" tönten ihm in die Ohren.

Es war der Schauspieler Kornet, mit dem Heine sehr befreundet war.

„Was Henker," fuhr er fort, „was haben Sie denn da, die alten Steingestalten anzuglotzen? wollen Sie etwa ein Epos über deren Leben und Thaten schreiben?"

„Behüte mich der Himmel vor solch' einer Herkulesarbeit," rief Heine lachend. „Nein, ich dachte nur darüber nach, um wie viel besser ich gestellt sein würde, wenn ich darauf losarbeitete, auch solch' ein steinerner Kerl zu werden, der doch eigentlich nur ein lederner Geselle ist."

„Freilich, hier hat es Niemand besser als die Rathsherrn und die Kaufleute."

„Bedenken Sie," hob Heine wieder an, „welche Freude mein Onkel an mir haben würde, wenn ich täglich die Börse besuchte, wo sich die Söhne Hammonia's versammeln, wie einst die Römer auf dem Forum, und wo über ihren Häuptern eine schwarze Ehrentafel hängt, darauf die Namen ausgezeichneter Mitbürger verzeichnet sind*)."

„Wie möchte ich meine Zeit mit solch' fruchtlosen Betrachtungen verlieren," versetzte Kornet, indem er sich in Heine's Arm hing und ihn lachend mit sich fortzog. „Dichter, wie Sie, und Künstler, wie ich, die geschaffen sind, um in den ewig grünen Hainen der Poesie herum zu streifen, vermögen nicht festzustehen auf dem Boden der Börsenhalle; gewöhnt über Blumen zu schreiten, würden wir jeden Augenblick über einen Geldsack stolpern, und der Geist der Poesie würde sich schlecht vertragen mit der groben Materie."

„Und doch kann der Mensch, mag sein Gemüth auch noch so vergeistigt sein, ohne Hülfe der Geldsäcke nicht bestehen, wenn er nicht durch Hunger und Kummer selbst zu einem Geist werden soll, den Charon nicht einmal über das acherontische Gewässer

---

*) Eine Tafel, worauf die Namen der Bankerotteurs stehen.

führt, wenn er ihm nicht den üblichen Obolus als Fährgeld entrichten kann."

So gingen die beiden jungen Männer lachend und schwatzend weiter. Als sie an dem Stadttheater vorüberkamen, in welches die Menschen eben strömten, um „die Waise von Genf" aufführen zu sehen, deutete Heine darauf und sagte: Dieser Steinklumpen ist auch ein Gebäude, welches verdient neben dem alten Rathhause und der Börsenhalle zu meist gepriesen zu werden."

„Meinen Sie, weil man es einen Kunsttempel nennen sollte," fragte Kornet und sah ihn erwartungsvoll an.

„Das weniger, als weil seine Mitglieder lauter gute Bürger sind," gab Heine zur Antwort, „ehrsame Hausväter, die sich nicht verstellen können und Niemand täuschen, Männer, die das Theater zum Gotteshause machen, indem sie den Unglücklichen, der an der Menschheit verzweifelt auf's Wirksamste überzeugen, daß nicht Alles in der Welt eitel Heuchelei und Verstellung ist."

„Ei, ich danke für das Compliment, ich gehöre auch zu diesen Männern," rief Kornet mit einem heitern Gelächter. „Uebrigens sagen Sie das so salbungsvoll, als ob Sie auf der Kanzel vor einer Gemeinde ständen, und ich glaube nicht, daß sich meine Collegen gerade geschmeichelt fühlen würden, wenn sie Ihre Meinungsäußerung gehört hätten."

In diesem Augenblick ging ein nicht mehr sehr junges, aber noch immer ein sehr schönes Frauenzimmer im größten Staate an ihnen vorüber.

„Alle Teufel, die schöne Marianne!" rief Kornet und sah ihr bewundernd nach. „Weiß Gott, das Weib ist noch immer schön, obgleich der Zahn der Zeit schon seit zwanzig Jahren an ihr nagt."

„Der Zahn der Zeit ist eine schlechte Metapher," fiel ihm Heine scharf in das Wort, „denn sie ist so alt, daß sie gewiß keine Zähne mehr hat, nehmlich die Zeit — die schöne Marianne hat hingegen noch alle ihre Zähne und auch Haare darauf,

denn sie versteht meisterhaft zu beißen und abzufertigen, wenn sie den Einen oder den Andern nicht mag."

Kornet blieb stehen, und der Schönen nachsehend, schnickte er mit den Fingern.

„Alle Wetter," rief er, „die geht auf die Drehbahn in den Apollosaal, um sich ein Tanzvergnügen zu machen. Es wird heute dort sehr brillant werden — wollen wir nicht auch hin?"

Heine hatte anfänglich keine Lust, aber da raunte ihm Kornet in das Ohr: „Heloise und Minka werden auch dort sein." Das wirkte — er ließ sich von dem jungen Schauspieler fortziehen.

Heloise und Minka, mit denen Heine, seit er sie zum erstenmal vor dem Schweizerpavillon hatte vorübergehen sehen, bekannt und sehr vertraut geworden, waren zwei junge, hübsche und leichtsinnige Mädchen, die sich eines erklecklich schlechten Rufes erfreuten, aber vielleicht eben darum von der jungen Männerwelt sehr gesucht waren. Sie waren unzertrennliche Freundinnen, die Alles mit einander theilten, ihre Freuden, ihr Geld, und manchmal sogar ihre Liebhaber.

Als die jungen Männer in den hellerleuchteten Saal kamen, schmetterten ihnen Trompeten entgegen, die Pauken wirbelten, Blumen von allen Farben prangten in den Haaren der Tänzerinnen, oder auch nickten Straußfedern und Marabous auf ihren Köpfen; Heloise und Minka schwebten eben durch die Reihen der Oginskypolonaise und Alles schien sehr anständig herzugehen, der beste Ton schien hier zu herrschen. Die beiden jungen Männer sahen dem Tanze zu und wurden bald von den jungen Mädchen bemerkt. Heloise tauschte einen bedeutsamen Blick mit Heine aus.

„Diese Heloise ist doch ein süßes Geschöpf, die uns ein paar Stunden recht angenehm machen kann," warf Kornet hin; „ihre Rosenwangen duften so frisch, das Liliennäschen hat

eine so edle Form und die heißblütigen Nelkenlippen sind so kußverlockend."

„Und Augen hat sie, so tief und blau wie ein Bergsee," fiel ihm Heine in die Rede; „Schade ist es, daß etwas Dummheit auf der Stirn liegt, wie ein trüber Wolkenflor über einer prangenden Frühlingslandschaft."

„Ihr Wuchs gleicht an Schlankheit einer Pappel," hob Kornet, in Bewunderung versunken, wieder an.

„Und lebhaft ist sie wie ein Vogel, der von Zweig zu Zweig hüpft," ergänzte Heine — „und ihre Haut ist so zart, daß sie einmal zwölf Tage lang geschwollen blieb, als ich sie mit einer Haarnadel gestochen hatte. Aber ihr Schmollen über meine Ungeschicklichkeit dauerte nur zwölf Secunden, dann lächelte sie wieder, denn sie lächelt gern."

„Minka lächelt seltener," sagte Kornet, „wohl darum, weil sie keine schönen Zähne hat."

„Desto schöner sind ihre Thränen, wenn sie weint," rief Heine lebhaft, „und sie weint bei jedem fremden Unglück und ist mildthätig über alle Begriffe, den Armen giebt sie ihren letzten Schilling."

„Diese Tugend hätte ich nicht bei ihr gesucht," sagte der Schauspieler; „ein so weicher, nachgiebiger Character steht im Widerspruch mit ihrer äußern Erscheinung, denn ihre Gestalt ist eine kühne Junogestalt; den weit entblößten Nacken umringeln wilde schwarze Locken, wie züngelnde Schlangen, ihre Augen strahlen weltbeherrschend unter den düstern Brauen hervor, die hochgewölbten Lippen sind gar purpurstolz, die marmornen Hände sind gebietend, doch ist es Schade, daß sie einige Sommersproßen darauf hat."

Jetzt war die Polonaise aus; die beiden Mädchen kamen auf die beiden jungen Männer zugestürzt mit dem vertraulichen Ausruf:

„Uns dürstet!" rief die Eine, und die Andere sagte: „ich möchte ein Glas Eis essen."

Sie wurden zum Büffet geführt und durften sich wählen, was ihr Herz verlangte.

Während sie sich erfrischten, flüsterte Heloise in Heine's Ohr: „Bleiben wir heute beisammen?“ und Minka rief überlaut: „Essen wir mit einander zu Nacht?“

„Wir bleiben beieinander und essen zusammen zu Nacht,“ erwiderte Heine und mußte unwillkürlich aufblicken, denn er fühlte sich magnetisirt von zwei fest auf ihn gerichteten Blicken, die ihn durchbohren zu wollen schienen. Er sah in seiner Nähe eine Kaufmannsfrau stehen, die eine Nachbarin seines Oheims war und öfters gesellig mit ihm verkehrte. Sie war eine schöne Frau in reifen Jahren, mit großen, schwärzlichen Augen, einer hohen, weißen Stirn, und einer kühnen, altrömischen Nase, aber sie hatte einen bösen Fehler, denn sie war der Klatschsucht im höchsten Grade ergeben; Heine fürchtete sie deshalb, denn sie hatte ihm schon mehr als einmal Verdruß bei seinem Oheim gemacht.

„Da hat ja der Teufel die Madame Pieper hergeführt,“ sagte er halblaut zu Kornet. „Muß das vertrackte Weib denn überall sein, wo sie mir im Wege steht?“

„Pah, was kann die Sie geniren?“ rief Kornet.

„Sie haben gut reden, Sie haben keinen Onkel von dem Sie abhängen, und wissen wahrscheinlich nicht, daß dieses Weib ein Maul hat, welches eine Guillotine für jeden guten Namen ist. Ich sage Ihnen, Kornet, für einen guten Namen giebt es keine leichtere Hinrichtungsmaschine, als Madame Pieper's Maul; sie läßt den guten Namen nicht lange zappeln, sie macht keine langwierige Vorbereitungen, ist der allerunschuldigste Ruf zwischen ihre Zähne gerathen, so lächelt sie nur — aber dieses Lächeln ist wie ein Fallbeil, und die Ehre ist abgeschnitten und fällt in den Sack.“

Indessen trat eine andere Dame an Madame Pieper heran, eine zarte Frau mit hellblonden Locken und blauen Augen, die

sehr klug hervorstachen aus dem weißen Gesichte. Ihr blauseidenes Kleid war ziemlich weit ausgeschnitten, aber Brust und Nacken war von einem wehmüthig dünnen Flor umgeben, und mit leisen, unhörbaren Katzentritten, kam sie herangeschlichen, tippte Madame Pieper auf den vollen Arm und lispelte: „Haben Sie gesehen, beste Pieper? Ist es nicht eine Schande?"

„Ja, eine Erzschande, Frau Rathsschreiberin Schnipfer," rief Frau Pieper sehr ereifert, und die Andere hob wieder an:

„Des geachteten Salomon Heine's Neffen in solcher Gesellschaft zu sehen, das ist bitter!"

„Man möchte sich die Augen verhüllen, um das Aergerniß nicht zu schauen."

„Wir leben in Sodom und Gomorrha, Madame Pieper."

„Sie haben Recht, Frau Rathsschreiberin, ja, so ist es. Die Jugend ist heut' zu Tage aller Scham bar. Der junge Heine sollte mein Sohn sein, den wollte ich mores lehren."

„Vielleicht wäre der junge Mensch wieder auf gute Wege zurückzubringen, wenn man seinen Onkel von seinen Ausschweifungen unterrichtete."

„Das ist ein guter Gedanke," rief Madame Pieper schnell erregt, „ich will es thun, und das morgen des Tages, der alte Salomon soll dem jungen Wüstling den Brodkorb höher hängen."

„Ja, ja, das ist ein gutes Werk, das Sie ja nicht unterlassen dürfen."

Die beiden schönen Seelen faßten sich unter dem Arm und schritten ganz dicht an der Gruppe vorbei, die ihnen so viel Aergerniß gab, und schleuderten zornvolle Blicke darauf. Dieses bemerkend, wandte sich Heloise rasch um und machte den beiden Damen eine caricirte spöttische Verbeugung, bei welcher ihr rosa Kreppkleid in Berührung mit dem blauen Atlasrock der Rathsschreiberin kam. Diese blieb stehen, warf einen vernichtenden Blick auf das lachende Mädchen, zog ihr Taschentuch hervor und wischte mit vieler Ostentation ihr Kleid ab, als wolle sie es

reinigen von der Schmach einer solchen Berührung — dann hing sie sich wieder in den Arm der Madame Pieper und schritt mit leisen Tritten weiter, während die Andere majestätisch auftrat, wie eine zum Zorn gereizte Königin.

„Frauen wie wir," sagte Madame Pieper zu ihrer Gefährtin, „die immer ein Muster von Anstand, Ehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend, gewesen sind, sollten eigentlich gar nicht an diesen Ort kommen, wo man in Gefahr ist, bei jedem Schritte von einer Tochter der Sünde angestoßen zu werden."

„Freilich sollte man nicht," erwiderte die Rathsschreiberin, „aber man will doch auch ein Bißchen Freude genießen, und wie könnte man denn die Tugend so hoch schätzen, wenn man nicht zuweilen mit dem Laster in Berührung käme und bei dieser Gelegenheit fühlte, welch' ein Glück es ist, nicht so zu sein, wie Jene. Ach! ich möchte alle sündhafte Menschen unter meinen Füßen zertreten können, wie Insecten."

Heine, der diese Wechselreden gehört hatte, sah den beiden Frauen mit ingrimmigen Blicken nach.

„Ja, geht nur, ihr Beide bildet ein würdiges Paar," sagte er, sobald die beiden Frauen die Schritte gewendet hatten. „Die Frau Rathsschreiberin lächelt so süß, aber ihr Lächeln ist tödtlich für jeden guten Namen. Sie wirkt zwar nicht wie ein Fallbeil, sondern vielmehr wie ein afrikanischer Giftwind, von dessen Hauch alle Blumen verwelken, so muß auch elendiglich jeder gute Name verwelken; über den sie nur leise hinlächelt. Doch trotz jener beiden Xantippen wollen wir nun erst recht tollen, es geht nun doch Alles in einer Klatscherei hin, ob ein Bißchen mehr oder weniger. Auf, Ihr Mädchen, seid froh und lustig wie junge Märzkätzchen."

Er schlang den Arm um Heloisens Leib, Kornet ahmte sein Beispiel mit Minka nach und beide Paare stürzten sich in den Wirbel eines eben beginnenden Walzers. Madame Pieper und die Rathsschreiberin sahen ihnen zu und verdrehten scheinheilig

die Augen. So oft die Mädchen an ihnen vorüberkamen, nickten sie ihnen vertraulich zu; geschah es in einer Ruhepause, so machten sie ihnen spöttische Verbeugungen, wodurch Frau Pieper so erbost wurde, daß sie vor ihnen ausspuckte. Heloise begnügte sich, ihr in's Gesicht zu lachen, Minka streckte ihr im Vorüberwalzen die Zunge heraus. Madame Pieper spie Feuer und Flammen; die Rathsschreiberin suchte sie durch sanfte Worte zu beschwichtigen.

Als man des Tanzens müde war, begab man sich in den Speisesaal, wohin ihnen die beiden Aufpasserinnen folgten. Es begann nun ein tolles Bacchanal, wildes Lachen ertönte an dem Tische der vier jungen Leute, die Champagnerpfropfen sprangen an die Decke, die Gläser wurden jubelnd angestoßen und mancher Kuß wurde genommen und gegeben, während Madame Pieper und die Rathsschreiberin Schnipfer mit neiderfüllten Blicken zusahen und eine Portion Rauchfleisch mit Sardellensalat verzehrten, welche Speisen sie mit Gift würzten.

Nach dem Essen stürzte man sich wieder in das Gewühl des Tanzes, bis der letzte Cotillon aus war, dann begleiteten die beiden jungen Männer die Mädchen nach Hause.

Am andern Tag hatte Heine einen schrecklichen Katzenjammer, dessen nachdauernde Wirkung ihn noch mehre Tage so verstimmte, daß er grübelnd zu Hause blieb, oder höchstens einen einsamen Spaziergang machte. Erst am vierten Tage begab er sich zur Theestunde zu seinem Onkel, der ihn mit einer sehr strengen Miene empfing.

„Ich habe schöne Dinge von Dir hören müssen,“ sagte er.

„Ich kann mir's denken, die Pieper hat mich verklatscht und hat aus der Mücke einen Elephanten gemacht.“

„Ich kann der Jugend, die nicht Tugend hat, viel nachsehen,“ sagte der alte Herr, „aber ich mag es nicht leiden, daß Mitglieder meiner Familie öffentliches Aergerniß geben.“

„Onkel, gegen eine solche Voraussetzung muß ich Einspruch thun."

„Schweige und laß mich ausreden. Du hast in einem dem Publicum geöffneten Local mit öffentlichen Dirnen verkehrt."

„Das ist nicht wahr, Onkel. Leichtsinnig sind die Mädchen, aber öffentliche Dirnen sind es nicht."

„Das bleibt sich gleich, es sind anrüchige Geschöpfe."

„Onkel, seit wann ist es einem lebenslustigen, jungen Manne verboten, mit hübschen Mädchen zu tanzen, wenn sie auch gerade keine Muster von Sittsamkeit und Tugend sind? Die Jugend will ihr Recht haben, im Alter werde ich schon von selbst anders werden, und ich versichere Sie, es hat gewiß Niemand Aergerniß an meinem Benehmen genommen, außer Madame Pieper und ihre Freundin, die Rathsschreiberin Schnipfer."

„Es mag sein, daß sie übertrieben hat, aber ich will einmal in der Stadt, in der ich wohne und mir einen geachteten Namen erworben habe, keine Unregelmäßigkeiten von mir nahe stehenden Personen zugetragen haben. Du wirst also Hamburg in der kürzesten Frist verlassen."

„Onkel," fiel ihm Heine mit wahrem Entsetzen in die Rede, „Onkel, Sie werden Ihre Hand doch nicht von mir abziehen? die alte Klatsche, die mir Ihr Wohlwollen entzogen hat, soll der Fluch treffen."

„Schweige und höre mich an, gebot Herr Salomon. Du wirst Hamburg verlassen und magst meinetwegen nach Paris gehen."

„Nach Paris, Onkel?" rief Heine mit einer freudigen Aufwallung.

„Ich weiß zwar, daß Du dort nicht solider leben wirst, als auch hier," fuhr Herr Salomon fort, „aber ich werde dann wenigstens nichts hören von Deinen Ausschweifungen. Hier sind fünfhundert Mark Reisegeld."

„Lieber, herziger Goldonkel!" rief Heine und hing an

dem Hals des alten Mannes, der sich vergebens seiner zu erwehren suchte. Als er ihn endlich abgeschüttelt hatte, sprach er weiter:

„Du wirst fortbeziehen, was Du bisher von mir erhalten hast, brauchst Du mehr, so ist es Deine Sache, es Dir zu verdienen, ich gebe keinen Schilling weitern Zuschuß. In drei Tagen wirst Du Hamburg hinter Dir haben, und somit Gott befohlen, und wenn es möglich ist, so werde besser durch die Erfahrungen des Lebens, die Dir nicht ausbleiben werden."

Der alte Herr stand auf, drückte seinem Neffen herzlich die Hand und schob ihn sodann zur Thür hinaus, die er leise hinter sich in's Schloß drückte.

Heine lächlte wie ein Verklärter und segnete im Herzen die Madame Pieper, deren Schwatzhaftigkeit ihn endlich das Ziel aller seiner Wünsche erreichen ließ — dann ging er hinunter in den Stall, wo der Pferdeknecht Claas Heinrichson, während er die Pferde streichelte, das alte dänische Lied vom Herrn Vonved sang, der in die Welt ausreitet und den Leuten Räthsel aufgiebt. Seine Stimme war bald thränenweich, bald grollend wie das Meer, wenn ein Sturm im Anzug ist, manchmal lachte er gar bitterlich auf, und die Pferde wieherten dabei angstvoll und der Hofhund bellte, als läge Jemand im Sterben.

„Claas Heinrichson, ich gehe nach Paris," rief Heine in freudiger Erregung.

Dieser unterbrach seinen Gesang, fuhr aber fort zu striegeln und stieß ein mürrisches Hm! hervor.

„Ich werde Dich brauchen," fuhr Heine fort.

„Was schiert mich Paris und Eure Reise dahin," brummte der unholde Knecht. „Ihr werdet, wie Herr Vonved, in die Welt hinausziehen, werdet Euch herumbalgen, Eure Fragen stellen, und wenn man alle Eure Räthsel gelöst hat, wie die

des Herrn Vonved, werdet Ihr, wie dieser, verdrießlich wieder heimreiten, und dann ist es gerade so gut, als ob Ihr gar nicht fort gewesen wärt.“

„Es liegt etwas Wahres in Dem was Du sagst, und ich glaube, es ist ein Stallphilosoph in Dir verborgen,“ erwiderte Heine lachend — „aber höre, ich werde Deiner benöthigt sein.“

„Ihr werdet mich doch nicht mitnehmen wollen?“ rief der Pferdeknecht mit einem gewissen Schrecken.

„Nein, mitnehmen will ich Dich nicht, aber Du sollst mir gegen ein gutes Trinkgeld mein Gepäck an den Eilwagen oder das Dampfschiff tragen, je nachdem ich mich entschließen werde, mit dem einen oder den andern abzureisen, und das vielleicht morgen schon — willst Du, Claas Heinrichson?“

„Morgen?“ rief der Knecht, und kratzte sich, mit seiner Arbeit einhaltend, bedenklich hinter den Ohren. „Ich will es schon thun,“ setzte er trübselig hinzu, „wenn wir anders morgen Beide noch leben.“

„Du Narr, warum sollen wir Beide morgen nicht mehr leben? Wir sind ja gesund und kräftig.“

„Was thut das! Die stärkste Eiche kann in einem Nu vom Feuer des Himmels gefällt werden, der Wurm kann die schönste Rose über Nacht zernagen, und um ein Menschenleben ist es im Handumdrehen geschehen — also verlassen Sie sich nicht allzufest auf mich.“

„Was schwatzest Du für albernes Zeug,“ rief Heine ungeduldig — „ich glaube, Du hast der Branntweinflasche über Gebühr zugesprochen und befindest Dich in einem seligen Dusel, der Dich die Zeitlichkeit vergessen und von der Ewigkeit träumen läßt. Wenn Du morgen Deinen Rausch ausgeschlafen hast, dann komme zu mir in die Wohnung meiner Mutter, wo ich Dir das Nähere über den Tag und die Stunde meiner Abreise bestimmen werde.“

„Ja, wenn morgen noch eine Seele in meinem irdischen Leichnam wohnt, will ich kommen.“

Heine ging achselzuckend davon, indem er die Melodie aus Johann von Paris: „Welche Lust gewährt das Reisen,“ zu pfeifen begann. Claas Heinrichson fing wieder an sein eintöniges Lied von dem Herrn Bonved zu singen, von dem jeder Vers mit den Worten schloß: „Schau Dich um, Herr Bonved!“ und je näher er dem Ende kam, desto wehmüthiger wurde seine Stimme, desto heißere Thränen entstürzten seinen Augen, und während er sang, wieherten die Pferde wieder angsthaft und die Hofhunde begannen abermals so kläglich zu heulen, als ränge ein Sterbender mit dem Tode.

Heine begab sich zu seinem Verleger, Herrn Campe, um noch Manches mit ihm abzusprechen, dann ging er zu seiner Mutter, um ihr seine nahe bevorstehende Abreise anzukündigen.

Madame Heine erschrak und vergoß Thränen. Sie hätte den Sohn so gerne bei sich behalten und in einer festen, gesicherten Stellung gesehen, aber alle ihre Gründe, die liebevollsten Bitten, ihre mütterlichen Besorgnisse wurden von ihm zurückgewiesen und zersplitterten wie Glas an seinem eisernen Willen. Ihn trieb es in die Welt, ihn zog es mit Gewalt nach Frankreichs Hauptstadt — es war sein Verhängniß.

Am andern Tage wartete er vergebens auf Claas Heinrichson. Gegen Abend ging er in das Haus seines Onkels, wo er erfuhr, daß der träumerische Mensch sich in der Nacht im Stalle erhängt hatte.

Heine mußte seine Reise noch um einige Tage aufschieben, denn seine Mutter bestand darauf, daß er sich einen eigenen Bedienten mitnehme, und sie besorgte ihm einen treuen zuverlässigen Menschen.

Nachdem er den letzten Abend noch mit Lewald und seiner Frau zugebracht hatte, verließ er, von den mütterlichen Segenswünschen begleitet, das stolze Hamburg. Es war an einem

schönen Frühlingstage, und als er den letzten Blick auf den Hafen warf, spielte das goldene Sonnenlicht gar wunderbar auf den betheerten Schiffsrümpfen, das heitere langgedehnte Hoiho der Matrosen klang ihm gar lieblich in die Ohren, und es war, als ob eine Stimme ihm zuflüsterte: „Betrachte alle diese Gegenstände noch einmal recht aufmerksam, denn Du wirst sie lange, lange nicht wiedersehen, weder die buntbewimpelten Schiffe, noch die weißen Segel, weder den Jungfernstieg noch die Alsterpavillons, nicht die fröhlichen Gesellen, die manche Nacht mit Dir durchjubelt, noch die hübschen Mädchen, die Dir ihre Gunst geschenkt, und in der Ferne werden Dich oft Stürme umtosen, und der Anker Deiner Hoffnung wird gar manchmal keinen Grund finden.“ Diese Gedanken stimmten ihn weich und wehmüthig, aber sein Verhängniß rief lauter als sie — er mußte ihm Folge leisten.

Am ersten Mai 1831 fuhr Heine über den Rhein, bestieg dann den Postwagen, und erwachte in St.-Denis aus einem süßen Morgenschlummer, aus dem er durch den Ruf: Paris! Paris! aufgeschreckt wurde. Sogleich ertönte denn auch das Glockengeklingel der Coco-Verkäufer, alle Reisenden blickten nach der Hauptstadt, die bereits am Horizonte sichtbar wurde. Während einer kleinen Rast trat ein pfiffig aussehender Lohnbedienter an Heine heran mit der Frage:

„Mein Herr, wollen Sie nicht die Königsgräber besehen?“

„Nein, ich bin nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu sehen, wenn Sie aber geneigt sein sollten, mir die Legende vom hiesigen Orte zu erzählen, so will ich mich gern erkenntlich dafür beweisen.“

„Ach, mein Herr, davon läßt sich nicht viel erzählen, doch was ich weiß, will ich Ihnen gerne mittheilen. Es war einmal ein großer Heiliger, St.-Denis genannt, der diesen Ort besonders werth schätzte und, so oft es seine Amtsgeschäfte erlaubten, aus Paris herauskam, um sich hier in ländlicher

Stille zu erholen. Da kam eines Tages ein böser Heidenkönig nach Paris, der dem guten Heiligen den Kopf abschlagen ließ. Aber hast Du nicht gesehen, nahm der gute Heilige, der nun auch zu einen glückseligen Märtyrer geworden war, dem bösen Heidenkönig zum Trotz, seinen abgeschlagenen Kopf unter den Arm, und lief hierher in das Dorf, das damals Gott weiß wie hieß, um sich hier begraben und den Ort nach seinem Namen nennen zu lassen."

„Und das soll wirklich geschehen sein?" fragte Heine mit einem sehr ernsthaften Gesichte.

„Ja, mein Herr, dieses Wunder hat sich wirklich zugetragen und ist in allen Legenden der Heiligen zu lesen," versicherte der Lohndiener, indem er die Hand betheuernd auf die Brust legte. „Wenn man die lange Strecke bedenkt, die zwischen hier und Paris liegt, muß man wirklich staunen, wie es möglich war, daß ein Mensch ohne Kopf so weit gehen konnte."

„Nur der erste Schritt ist schwer, hat Frau von Stael gesagt," erwiderte Heine mit seinem sarkastischen Lächeln, und drückte dem Mann mit den Worten: „Aus Liebe zu Voltaire," ein Zwanzigsousstück als Gratification in die Hand, dann bestieg er, da die Pferde indessen angespannt worden und der Conducteur zur Weiterfahrt drängte, den Postwagen wieder, und eine Stunde später hielt er seinen Einzug in Paris durch die Pforte St.-Denis.

Die ersten Tage vergingen für Heine in einem fortwährenden Schauen. Alles kam ihm so amüsant vor, sogar der Himmel schien ihm viel blauer und heiterer zu sein, als in Deutschland. An den Straßenecken waren die Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit freilich schon wieder ausgewischt, aber man merkte doch noch immer den Nachhall des Schlachtengetöses aus den Julitagen vom vorigen Jahre.

Als Heine am ersten Tag bei einem Restaurateur eintrat,

an den er eine Empfehlung von dem Commis voyageur hatte, und demselben das Schreiben überreichte, stellte der Mann die Füße in die dritte Position, machte eine tiefe Verbeugung und sagte mit capabler Miene:

„O, mein Herr, ich würde Sie auch ohne Empfehlungsschreiben gut aufgenommen haben, denn Sie besitzen ein so honnetes, distinguirtes Aussehen, das sich von selbst empfiehlt.“

Heine fühlte sich angenehm geschmeichelt und dachte in seinem Sinne:

„Dergleichen hat mir nie ein deutscher Garkoch gesagt, wenn er auch vielleicht ebenso dachte; so ein Flegel meint, er müsse uns das Angenehme verschweigen, und seine deutsche Offenheit mache es ihm zur Pflicht, uns nur widerwärtige Dinge in's Gesicht zu sagen — und doch hat uns Gott die Zunge gegeben, damit wir unseren Mitmenschen etwas Angenehmes sagen sollen.“

Das Essen bei dem höflichen Wirth schmeckte ihm vortrefflich, dann ging er fort, um in der großen Oper den Wasserträger zu hören. In der Passage-de-l'Opera bot ihm eine artige Blumenhändlerin ein Sträußchen zum Verkauf an. Er kaufte von ihrer Waare und stotterte sich, um sich in der französischen Sprache zu üben, in die galantesten Wortfügungen hinein, indem er der artigen Kleinen mit dem hübschen Stutznäschen, die das Tüllhäubchen so keck auf einem Ohre sitzen hatte, das Linné'sche System der Eintheilung nach Staubfäden zu erklären suchte.

„Das ist mir viel zu gelehrt,“ sagte das Mädchen; „ich theile meine Blumen ein nach solchen die gut, und nach solchen die schlecht riechen, und ich wundere mich, mein Herr, daß Sie, trotz Ihrer Jugend, schon so gelehrt sind.“

Heine kniff sie in die Wange und ging weiter, um die Notabilitäten des Gesanges zu hören. In den nächsten Tagen besuchte er die verschiedenen anderen Theater, die

Morgue, die Akademie, das Invalidenhaus, die verschiedenen Museen, den Luxembourg, und den Jardin-des-Plantes, wo ihn die Giraffe, der dreibeinige Bock und die Springhasen besonders amüsirten. Er ließ sich auch dem General Lafayette vorstellen, aber er sah dessen weiße Haare nicht, weil der greiße Held eine braune Perrücke aufsitzen hatte. Man zeigte ihm auch Madame Recamier, diese einst so gefeierte Schönheit, die an der Seite des Herrn Ballanche einherging und ein trauriges Zeugniß gab von der Vergänglichkeit aller irdischen Reize.

Die grande-Chaumière und der Bal-Mabille.

Eines Tags besuchte Heine die grande-Chaumière, ein aus einem großen Garten, worin russische Rutschberge angebracht waren, und einem schönen Salon bestehendes Etablissement, in dem bei gutem Wetter stets im Freien, auf einem eigens dazu hergerichteten Platze getanzt wurde — um den berüchtigten Cancan tanzen zu sehen. Da packte plötzlich der beaufsichtigende Polizeioffiziant zwei junge Leute bei den Krägen und versetzte sie sehr unsanft vor die Thüre, und da ein dritter sich mausig machte und den Alten der Parteilichkeit beschuldigte, so warf er ihn seinen beiden Kameraden nach.

„Der Père Lahire ist heute bougrement im Zorn," sagte ein hübsches Kind aus dem Quartier-Latin zu einer Freundin. „Welch' eine Spinne mag dem heute über die rothe Nase gekrochen sein, daß er so verteufelt übelnehmerisch ist?"

„Man sollte eine Emeute gegen ihn organisiren und ihn unschädlich machen — meinst Du nicht auch, Valerie?"

„Um Gotteswillen nicht!" fiel ihr die Andere schnell in das Wort, „dem Père Lahire darf kein Haar gekrümmt werden, sonst werden alle Polizeidiener gegen uns losgelassen, das Etablissement wird geschlossen werden, und wo sollten wir denn hingehen und so schöne Feste feiern, so herrliche Rutschpartien haben? Nein, wir dürfen den Alten nicht brüsquiren, wir müssen

ihm vielmehr den Bart streicheln, Amelie, und ihn bei guter Laune zu erhalten suchen."

„Puh, das ist eine schwere Aufgabe! Ich hasse den alten Zottelbären, der gleich bei jeder Gelegenheit mit seinen furchtbaren Pratzen droht."

„Laß mich nur machen, ich werde ihn sanft schmeicheln."

Valerie ging auf den alten Policisten zu, streichelte ihn mit ihren zarten, weißen Fingern die gebräunte, faltenreiche Wange, und sagte einschmeichelnd:

„Père Lahire, warum sind Sie denn heute so bärbeißig? Sie sind doch sonst gut und nachsichtig."

„Nur zu nachsichtig bin ich, Mademoiselle Valerie, nur allzunachsichtig, drum glaubt das schamlose Gezücht, dem alten Burschen ungestraft auf der Nase herum tanzen zu dürfen. Aber bernique! Alles bis zu einem gewissen Puncte — wird der überschritten, dann kehre ich das Rauhe heraus und kenne dann weder Gnade noch Barmherzigkeit."

„Aber lieber, guter Tanzpapa, Sie waren doch ein Wenig gar zu rasch im Expediren; Jules und Arthur sind so gute Jungen, eine kleine Warnung würde bei ihnen hingereicht haben."

„Hatte sie dreimal gewarnt und dem Jules sogar die Hand ermahnend auf die Schulter gelegt; hat nichts genutzt, mußte ein Exempel statuirt werden, die Sittlichkeit geht sonst ganz und gar zu Grunde."

„Aber weshalb haben Sie auch den Marius hinaus geworfen?"

„Weil er ein freches Maul hatte und die Anderen in ungeziemender Weise vertheidigen wollte. Das war eine Beleidigung meiner Amtsehre."

„Nun, da die armen Jungen jetzt ihre Strafe erlitten haben, so könnten Sie wohl großmüthig sein, ihnen verzeihen und ihnen den Wiedereintritt gestatten — es sind doch die besten Tänzer und alles Leben fehlt, wenn sie nicht da sind."

Das hübsche Mädchen unterhandelte noch mit dem alten Policisten, als plötzlich der Ruf ertönte: „Chicard ist da! der große, der berühmte, der göttliche Chicard ist da! jetzt wird ein Cancan losgelassen werden, daß es eine Art hat."

„Es lebe Chicard, es lebe der Cancan!" brüllte die ganze Versammlung im Chore und tanzte eine Runde um den Gefeierten, der sich nach allen Seiten hin verbeugend, für die ihm erwiesene Ehre dankte.

Chicard war ein pariser Lederhändler, der sich durch seine Art, den Cancan zu tanzen, in den Kreisen des Quartiers-Latin bedeutenden Ruhm erworben hatte; er war eine große, vierschrötige Gestalt von kolossalen Gliedmaßen, deren roth aufgedunsenes Gesicht grell abstach gegen die blendend weiße Wäsche, die der Mann trug; seine Haltung war steif und sein Aussehen so ernst, daß man ihn eher für einen Maire vom Lande hätte halten sollen, der im Begriffe sei, eine Rosenbraut zu krönen, als für den Tänzer eines so lasciven Tanzes, wie der Canean einer ist."

Herr Chicard sah sich eine Minute in der Gesellschaft um, dann schritt er auf Amelie zu, bot ihr die Hand und trat mit ihr zum Tanze an. Das Orchester ertönte, aber bevor noch der erste Schritt gethan wurde, legte der Père Lahire dem Lederhändler die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm in das Ohr:

„Halten Sie sich jetzt in den Grenzen des Erlaubten, Herr Chicard, damit ich nicht genöthigt werde einzuschreiten. Es sollte mir leid thun, wenn ich Sie au violon schicken müßte."

„Man wird es möglich zu machen suchen, daß Ihr Euch nicht alterirt, Père Lahire," sagte Chieard, indem er dem Policisten gravitätisch zunickte.

Jetzt war das Vorspiel beendet und der Tanz begann.

Aber wie war plötzlich der Mann verwandelt! Der steife,

hölzerne Lederhändler schien sich in den Gott des unzüchtigen Tanzes verwandelt zu haben; er machte Sprünge und bildete Figuren, wie die ausschweifendste Phantasie sie kaum sich zu denken vermag. Jede seiner Bewegungen wurde von dem Beifallsgejauchze der Zuschauer begleitet. Seine Tänzerin unterstützte ihn auf das Beste. Als der Tanz zu Ende war, ertönte der einstimmige Ruf: „Es lebe Chicard, der Unnachahmliche! es lebe seine Tänzerin Amelie!“ und das Orchester begleitete den Ruf mit einem glänzenden Tusch.

Heine, der den Tanz des Franzosen bewundert hatte, trat jetzt auf ihn zu und sagte:

„Mein Herr, ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen, ich bin ein deutscher Doctor der Rechte, heiße Heinrich Heine, und muß Ihnen sagen, daß mich Ihr Tanz wahrhaft zur Bewunderung hingerissen hat.“

„Mein Herr, Sie sind zu gütig, Sie haben allzuviel Nachsicht mit einem Talente, das nur halb mein Verdienst sein würde, wenn meine Tänzerin mich nicht so vortrefflich zu unterstützen verstanden hätte. Amelie versteht zu cancaniren, wie kaum eine Andere, man könnte sie die Königin dieses Tanzes nennen, der nicht nur eine Grazie ganz eigener Art erfordert“ . . .

„Die Grazie der Unzüchtigkeit,“ fiel ihm Heine in das Wort.

„Ganz recht, mein Herr, die Grazie der Unzüchtigkeit, das ist der rechte Ausdruck — aber es gehört auch eine reiche Phantasie dazu, um diesen von Ihrem ergebenen Diener erfundenen Tanz gehörig auszuführen, und Amelie besitzt diese Phantasie in der weitesten Ausdehnung, o, dieses Mädchen ist ein wahrer Königsbissen.“

„Sie scheint allerdings sehr anziehend zu sein.“

„Sie ist reizend in jeder Beziehung, sage ich Ihnen, und ihrem jezeitigen Liebhaber mit gewissenhafter Treue zugethan. Wünschen Sie sie vielleicht kennen zu lernen, mein Herr?“

„Das würde mir allerdings Freude machen.“

„So schenken Sie mir die Ehre auf ein Glas Wein.“

Heine nahm die Einladung an. Chicard bestellte in Eis gekühlten Champagner und führte Heine in eine dunkle Laube, wo sie an einem kleinen Tischchen Platz nahmen, dann rief der Lederhändler einer vorübereilenden Tochter des lateinischen Viertels zu: He, schwarze Catton, schicke mir die Amelie her, wenn sie Dir über den Weg laufen sollte, sage ihr, sie solle sich sputen.“

„Will's besorgen, sobald sie mir aufstößt, dicknasiger Kürbiskopf.“

„Du, sei nicht impertinent.“

„Wie man in den Wald hinein schreit, so schallt es wieder heraus. Was brauchst Du mich schwarze Catton zu heißen, da Du doch weißt, daß ich Palmyra genannt sein will.“

„Nun denn, ochsenaugige Palmyra, schicke mir Amelie her.“

Die Schöne setzte die zehn Finger an die Nase, machte eine spöttische Verbeugung und lief davon. Gleich darauf kam Amelie in die Laube.

„Was willst Du, Papa Chicard?“

„Hier dieser Herr, ein Fremder von Distinction, wünscht Deine liebenswürdige Bekanntschaft zu machen,“ sagte der Lederhändler.

„Wird mir später eine Ehre sein, aber für den Augenblick bin ich noch anderwärts beschäftigt,“ gab das Mädchen kurz zur Antwort, und nach einer flüchtigen Verbeugung war sie fort, wie weggeblasen.

„Um wieder auf Ihren Tanz zurückzukommen,“ hob nun Heine an, „so muß ich Ihnen wiederholen, mein Herr, daß ich ihn wahrhaft bewunderte; er ist sehr characteristisch und ich finde, daß er viel Aehnlichkeit mit dem antiken Silenustanz hat.“

„Silenustanz! davon habe ich nie gehört. Tanzt man den auch in Paris, und wo?“

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte Heine lächelnd. „Dieser Tanz wurde von den alten Griechen und Römern bei den Dionysien- oder Bacchusfesten getanzt, und zwar zu Ehren des Silenus, des würdigen Erziehers des Bacchus, der seinen Zögling auf allen seinen Zügen zu begleiten pflegte, auf einem Esel reitend, wie Sancho Pansa, der Leibknappe des edeln Ritters Don Quichotte."

„Was Sie da sagen, mein Herr, ist mir nicht recht verständlich," erwiderte Chicard, „Sie scheinen mir sehr gelehrt zu sein, doch wenn ich Ihre Reden auch nicht recht capire, so hören Sie sich doch ganz gut an. Fragen Sie mich über die Gerberei und das Lederfalzen, was Sie wollen, da stehe ich meinen Mann so gut wie Einer, aber der gelehrte Krimskram ist mir nichts schuldig. Den Tag über bin ich ein ernster Geschäftsmann, der Gewinn und Verlust berechnet, kommt aber der Abend heran, dann bin ich der lustige Chicard und schlage Capriolen wie ein junger Bock."

„Das Tanzen scheint Ihr Element zu sein."

„Ja, aber nicht jeder Tanz steht mir an; was ich tanze, muß etwas Außergewöhnliches sein. — Hören Sie, ich möchte Ihnen einen Verschlag machen."

„Lassen Sie hören, lieber Herr Chicard."

„Hätten Sie nicht Lust, den Cancan zu lernen?"

„Lust hätte ich schon, ob aber Talent, das ist eine andere Frage."

„Ihre deutsche Tugend wird doch nicht zurückbeben vor der französischen Ungenirtheit?"

„O nein, meine deutsche Tugend hat längst das Sich-schämen verlernt, aber ich fürchte, daß eine gewisse körperliche Unbeholfenheit mir hinderlich sein wird."

„Das wird sich geben, Sie sollen mit Amelie tanzen, und ich selber will Ihr Lehrmeister sein."

„Sie überhäufen mich mit Güte — unter einer solchen

Leitung werde ich das Unmögliche thun und bin gern zu einer anständigen Renumeration bereit."

„Mein Herr, wofür halten Sie mich?" sagte Chicard beleidigt. „Ich bin kein Tanzmeister, der nach Billeten läuft — wenn ich meine Kunst Jemand lehre, so thue ich es aus Liebe zur Sache und weil mir das Individuum gefällt. Ganz Paris kennt mich als einen uneigennützigen Mann."

„Verzeihung, ich wollte Sie nicht beleidigen."

„Ich nehme Ihre Entschuldigung an, junger Mann, es bleibt bei meinem Anerbieten, sobald Amelie kommt, werde ich Ihnen die erste Lection ertheilen."

Amelie ließ nicht lange auf sich warten.

„Dieser Herr will den Cancan lernen," sagte Chicard zu ihr, „Du sollst mit ihm tanzen — willst Du?"

„Hm!" machte das Mädchen und sah den Fremden mit durchdringenden Blicken an.

„Er gefällt mir," sagte sie, nachdem sie die Prüfung seiner Person vollendet hatte.

„Das ist gut," erwiderte Chicard.

„Ist er reich?"

„Das weiß ich nicht, und Dich geht es nichts an."

„Spricht er französisch!"

„Wie ein geborener Pariser."

„Wohlan, mein Herr, so geben Sie mir die Hand," wandte sie sich an Heine, „ich bin bereit, mit Ihnen zu tanzen."

Chicard rief einen Kellner herbei.

„Ein besonderes Cabinet und ein Mann aus dem Orchester mit einer Violine," befahl er.

Der Kellner schritt voran, die Drei folgten ihm nach, der Musikant fand sich ein, und der Unterricht begann.

Chicard war nach Verlauf einer Stunde so zufrieden mit seinem Schüler, daß er ihm nicht nur viel Schmeichelhaftes über

sein Talent sagte, sondern ihn einlud, an einem gewissen Tage den Bal-Mabille zu besuchen, welcher das eigentliche Feld seiner Großthaten war. Er gab ihm seine Adresse und es wurde verabredet, daß Heine ihn in seiner Wohnung in der Straße St.-Denis abholen solle.

Sehr erhitzt von der Anstrengung des Tanzes, bot Heine seiner Tänzerin den Arm, um mit ihr zur Abkühlung in den Schattenparthien des Gartens herum zu wandeln, sich vom Mond bescheinen zu lassen und sentimentale Redensarten über die Sterne zu führen. Bei dieser Gelegenheit bewies er ihr, daß er nicht nur französisch zu sprechen, sondern daß er auch die universelle Sprache des Küssens aus dem Grunde verstand.

Wie verabredet worden, holte Heine an dem bestimmten Tag den Lederhändler Chicard in seiner Wohnung ab, und dieser führte ihn auf den Bal-Mabille, wo die Königin Pomare den Scepter der Schönheit, der Jugendlust und der Ausgelassenheit führte.

Das junge Weib, welches in der ausschweifenden Männerwelt unter dem Namen der Königin Pomare bekannt war, war schön in der vollen Bedeutung des Wortes, Ihr regelmäßiges Gesicht, das die schönste Färbung hatte, wurde von schwarzen, leicht gewellten Haaren bekrönt, die sich in üppigen Flechten um den Kopf legten und zu beiden Seiten der Wangen in glänzenden Locken niederfielen; die edle Stirne war frei und hoch, ihre schönen schwarzen Augen schossen eine gleichmäßige Flamme, die römische Nase hatte bewegliche Naslöcher, der schöne Mund lächelte immer, und dieses Lächeln wurde durch die weißesten Zähne verschönert; sie hatte einen edlen Ausdruck, der darauf hindeutete, daß viel schöne Tugenden bei ihr im Keime erstickt worden waren, die bei gehöriger Pflege zur Freude und zum Heil der ihr Zunächststehenden emporgeblüht sein würden.

Chicard stellte ihr Heine vor, sie betrachtete ihn, nickte und sagte: „Er ist nicht übel.“

„Er ist ein Deutscher,“ setzte Chicard hinzu.

„Dann ist er zweimal nicht übel,“ sagte Pomare und schenkte dem jungen Mann ein Lächeln.

„Er wünscht den Cancan von Dir zu lernen. Willst Du es thun, meine Königin?“

„Hm! Vielleicht, wenn er sich geschickt anstellt.“

„Majestät werden einen gelehrigen Schüler und einen guten Unterthan an mir haben,“ flocht Heine scherzend ein.

„Haben Sie schon einige Begriffe von unserm heitern Tanze?“ fragte das Mädchen.

„Ja,“ erwiderte Chicard statt des Gefragten, „neulich auf der Chaumière hat ihn Amelie einigen Unterricht gegeben.“

„Amelie ist eine Stümperin,“ rief Pomare mit verächtlich aufgeworfenen Lippen.

„Ich werde mich bemühen, meiner Meisterin Ehre zu machen,“ gelobte Heine, der sich mit theatralischem Anstand verbeugte, und die Hand auf das Herz legte.

„Nun, wir wollen sehen, was Sie zu leisten vermögen.“

Mehre junge Leute stürmten jetzt herbei und begannen eine laute Unterhaltung mit der Königin Pomare. Chicard zog Heine weiter und machte ihn auf eine kleine, rosige Blondine aufmerksam, die ein Stutznäschen, lachende Kornblumenaugen nebst vollen Purpurlippen hatte und ein Bild der Gesundheit und der heitersten Sorglosigkeit war.

„Das ist Rose-Pompon,“ sagte der Lederhändler, „nach unserer Königin die gesuchteste Person an diesem Orte. Früher waren Sie Freundinnen, jetzt hassen sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Eifersucht.“

„Es ist eine ganz eigene Art von Mädchen, die man hier findet,“ bemerkte Heine. „Wer ist diese Pomare eigentlich?“

„Sie ist die Tochter einer braven Wittwe, die Kleider macht, während ihre Tochter Eroberungen macht, doch darf man

sie nicht allzusehr verdammen. Sie war ein sittsames Mädchen: unter mütterlichen Küssen und Liebkosungen aufgewachsen, öffnete sich ihre Seele der Schwärmerei und Zärtlichkeit, und das führte sie in's Verderben, denn sie wurde von einem vornehmen Wüstling unter dem Versprechen der Ehe verführt. Als sie erkannte, was an dem Individuum war, das sie für ein höheres Wesen gehalten hatte, als sie neben seinen Lastern auch seine völlige geistige Nichtigkeit entdeckte, empfand sie für diesen schönen Mann plötzlich den Widerwillen, den der Geist den Sinnen einflößt; er ward plötzlich gemein und häßlich in ihren Augen, und so kam sie nach und nach, Gott weiß durch welche Verkettung von Umständen, in die Reihe der leichtfertigen Dirnen, ward eine der ausgelassensten von ihnen und riß den Scepter des heiteren Lebensgenusses an sich, und wurde von unsern tollen Brauseköpfen als Königin Pomare proclamirt."

Rose-Pompon, welche die Augen auf Chicard gerichtet hielt, entließ ihre sie umgebenden Verehrer und winkte den lustigen Lederhändler zu sich heran. Er eilte zu ihr.

„Was willst Du, kleine Miezkatze?"

„Sage, Alter, was hast Du denn da für einen jungen Menschen bei Dir?"

„Es ist ein Fremder, der sich in Paris umsehen will."

„Ist es ein Gimpel, den man rupfen kann?"

„Das glaube ich nicht, Kleine, ich halte ihn eher für einen Falken, der Jagd auf junge Tauben macht."

„Es ist abscheulich von Dir, daß Du mir ihn nicht zugeführt hast, Du vernachlässigst mich ganz auffallend."

„Na, na, werde nur nicht gleich weinerlich, wie eine Elegie. Ich habe Dir den Fremden nicht zugeführt, weil ihn die Pomare in Beschlag genommen hat, er will den Cancan von ihr lernen."

„Den hätte er auch bei mir lernen können, und das besser als von der dummen Meerkatze, der Pomare."

„Ei, Du stichst ja mit allen Deinen Dornen, Rose-Pompon, wenn es gilt der Pomare eines anzuhängen."

„Höre, mein Alterchen, Du wirst mir den Fremden doch bringen."

„Das werde ich bleiben lassen."

„Warum, Du Ungeheuer?"

„Weil Du ihm die Augen auskratzen würdest, wenn er nicht von der Pomare abfiel."

„Chicard, Du bist ein Esel."

„Schönen Dank, Rose-Pompon, es geht doch nichts über die edle Weiblichkeit."

„Du bist ein boshafter Affe mit einem Katzenherzen."

„Und Du der engelhafteste aller Engel — jetzt haben wir Beide gelogen."

Jetzt fingen die Instrumente an zu spielen. Mit einer raschen Handbewegung entfernte Pomare die sie umringenden Männer, schritt auf Heine zu, reichte ihm die Hand, und wie ein Paar lange zurückgehaltene Gewässer schossen sie dahin.

Pomare's Leib wiegte sich wollüstig in den Hüften, sie ließ ihren Tänzer los, und sich ihm gegenüber stellend, drehte sie sich mit ausgestreckten Armen wirbelnd auf einem Fuße herum, dann tänzelte sie ihm in den verlockendsten Stellungen und Windungen entgegen. Heine gerieth in eine wollüstige Ekstase, der Kopf schwindelte ihm, es war ihm, als ob er Schießpulver in den Adern hätte, statt Blut; wenn ihn Pomare anlächelte, glaubte er eine Houri zu sehen und sich in Mahomet's Paradies zu befinden.

Als der Tanz zu Ende war, ging Pomare mit ihm hinaus in den Garten, um sich abzukühlen, und nun entdeckte er, daß das Mädchen nicht nur schön, sondern auch geistreich war, daß sie rasche Antworten zu geben wußte, und es ihr an einer gewissen Bildung nicht fehlte. Sein Herz war so voll Glücksgefühl, daß er den Bäumen, der Luft und den Blumenbeeten

die tausend wirren Melodien zuwarf, die in seinem Innern ertönten. Die Nacht war schön, der Mond warf seine silbernen Strahlen durch das Laub, die Blumen hatten sich in der Luft gebadet, und waren von dem Thau des Himmels getränkt worden, die Pflanzenwelt entwickelte sich in ihrer ganzen Pracht und verbreitete den Duft ihrer Blätter. Im Busch flötete eine Grasmücke, das Alles wirkt auf die menschlichen Sinne, und dabei ein schönes, üppiges Weib am Arme... Heine schwamm in einem Meer voll Lust.

Nach einer Weile zog der Ton der Musik das Paar wieder in den Tanzsaal, und der tolle Reigen ging von Neuem an. Diesmal stand Rose-Pompon dem jungen Manne gegenüber und bot ihre ganze Coquetterie auf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, doch umsonst, er bemerkte sie kaum. Wenn die Tanzfigur erforderte, daß sie ihm die Hand reichte, drückte sie die seinige sehr bedeutungsvoll, doch der Druck blieb zu ihrem großen Aerger unerwidert; nun warf sie ihm ingrimmige Blicke zu und murmelte: „Kalter Eisblock! Deutscher Brummbär! sein Fischblut ist nicht zu erwärmen. Auch gut, man wird sich zu trösten wissen; es gibt mehr Männer in der Welt, die nicht blind sind, wenn ein schönes Mädchen ihnen Avancen macht. Aber der Pomare will ich's gedenken, sie schnappt mir, wie ein hungriger Pudel, jede Fliege vor der Nase weg, die mich umsummen will."

Sie eilte mit ihrem Tänzer an das Büffet und stürzte schnell ein Glas Punsch hinunter.

Den letzten Tanz tanzte Chicard mit der Königin Pomare, und zwar so meisterhaft, daß das Publicum zu der lautesten, jubelvollsten Begeisterung hingerissen, Beide auf Lehnstühle setzte und unter Voranschreitung der Musikanten im Triumph durch den Saal und durch den Garten trug.

Als das tolle Nachtgelage zu Ende war und Heine mit Chicard durch die Straßen ging, fragte der Letztere:

„Nun, wie hat Ihnen die Königin Pomare gefallen?“

„Unaussprechlich gut; das Weib ist lauter Feuer und Leben, sie tanzte mich rasend.“

„Ja, das bringt sie fertig,“ sagte Chicard gedankenvoll, „aber wie lange wird's dauern? Jetzt wird sie von einem reichen Russen unterhalten, fährt mit vier Pferden, kutschirt stehend, aber ich sage Ihnen, sie wird im Hospitale sterben, und irgend ein Carabin,*) der vielleicht ihre Gunst genossen hat, wird lernbegierig ihren schönen Leib mit dem Secirmesser zerschneiden.“

„Das sollte mir leid thun um das Mädchen.“

„Glauben Sie mir, so wird es kommen,“ sagte Chicard mit ernster Wehmuth; „entweder enden sie so, oder sie werden fromm, thun Buße, werden zu Geißeln der Menschheit und wandeln lebendig todt auf der Welt herum, denn die Damen sterben moralisch an dem Tage, an dem sie von ihrem letzten Liebhaber den letzten Kuß erhalten. — Wie gefiel Ihnen die kleine Rose-Pompon?“

„Nicht besonders! Sie sieht gesund aus und verblendet auf den ersten Blick, sie ist sogar hübsch, aber ihr fehlt das, was ich die moralische Schönheit nennen möchte — ihre Seele hat keine Reflexe, ihr Gesicht ist stumm.“

„Kein Wunder!“ rief Chicard lebhaft, „man hat sie früh daran gewöhnt, auf ihre Schönheit zu speculiren; Geist und Körper waren bei ihr schon vor ihrer völligen Entwickelung besudelt worden, und diese frühzeitige Depravation hat in ihren Geberden, ihrem Gesicht, und selbst in dem Ton ihrer Stimme unauslöschliche Wahrzeichen zurückgelassen. Aber es muß nun einmal solche Dirnen geben, um den heitern Lebensgenuß zu befördern. Nicht wahr, mein Herr — es lebe die Freude! muß der Grundsatz jedes braven Mannes sein. Mein Wahl-

---

*) Ein Student der Medicin.

spruch heißt: Lustig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel das Handwerk verdorben."

„Allerdings werfen nur Narren der Freude ohne Noth den Fehdehandschuh hin."

„Sie sind mein Mann, Sie gefallen mir," rief Chicard vergnügt. „Sie scheinen nicht zu den Mondscheinrittern zu gehören, denen die Liebe eine Religion ist, während sie doch nur ein Mittel sein soll, uns das Leben angenehm zu machen — nicht zu Jenen, die in dem auserwählten Weibe ein Wesen sehen, das die aus zusammengeballtem Staub bestehende Erdkugel nicht mit den Füßen berührt, die es für eine Göttin halten, die nichts von moralischen Schwächen weiß, noch den Gesetzen der Natur unterworfen ist, kurz, die sich in der Luft badet und von Blumendüften lebt."

„Nein, ein solches Wesen sehe ich nicht in dem Weibe," erwiderte Heine, „ich bin vielmehr der Ansicht, daß man es weder zu hoch, noch zu tief stellen soll."

„Richtig, Sie lieben das juste milieu," rief Chicard laut auflachend. „Aber was ich sagen will, trauen Sie ja den eigentlichen Tugendspiegeln nicht — ich habe gar Manche gekannt, die als olympische Göttin anfing, und als Grisette endigte. — Es ist Lebensweisheit, wenn man die Damen als ein angenehmes Spielzeug betrachtet und ihnen gegenüber ein Herz von Seifenschaum hat, das leicht zerschmilzt, aber keine Spur zurückläßt. — Nun, auf baldiges Wiedersehen," setzte er hinzu, da sie jetzt an der Stelle angelangt waren, wo sich ihre Wege trennten.

Heine schied mit einem Gutenachtwunsch von ihm.

Von da an wurde Heine ein sehr fleißiger Besucher der grande-Chaumière und des Bal-Mabille, wo sich Amelie und die Königin Pomare abwechselnd in seine Gunst theilten.

Durch die jungen Männer aus allen Ständen, welche diese beiden Orte besuchten, verbreitete sich der Ruf des jungen Deut-

schen bald in ganz Paris, und es dauerte nicht lange, so suchten ihn die Directoren von Zeitschriften und Journalen auf, um seine Mitwirkung an ihren Blättern zu erbitten, wofür sie ihn gut honorirten.

Eines Morgens, da er eben mit dem Abfassen eines pikanten Artikels beschäftigt war, trat ein Mann mit einem hölzernen Beine bei ihm ein.

„Habe ich die Ehre, Herrn Doctor Heine vor mir zu sehen?"

„Der bin ich, mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen."

„Ich heiße Victor Bohain, habe kürzlich die Europe littéraire gegründet, und komme als Director derselben zu Ihnen, um Sie zu ersuchen, mir einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Stael zu schreiben."

„Mein Herr, ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, nur muß ich Ihnen bemerken, daß ich die Artikel in einem der Frau von Stael ganz entgegengesetzten Genre schreiben werde."

„Das ist mir gleich," gab Bohain lachend zur Antwort, „schreiben Sie, wie Sie wollen, außer dem genre ennuyeux, gestatte ich Ihnen, wie Voltaire, jeden anderen genre."

„Gut, mein Herr, ich werde mein Möglichstes thun, um Sie zufrieden zu stellen."

Man verständigte sich über das Honorar und als man damit im Reinen war, sagte Bohain:

„Nun habe ich aber noch eine Bitte an Sie, mein Herr."

„Und diese wäre?"

„Erzeigen Sie mir die Ehre, heute mit mir zu Mittag zu essen."

Der Mann hatte ein so joviales, geistreiches Aussehen, daß Heine im Voraus überzeugt war, daß er durch liebenswürdige Anregung viel dazu beitragen würde, die Stirn des deutschen Träumers zu entwölken und sein Gemüth in die Heiterkeit des Pariser Lebens einzuweihen — er sagte zu mit den Worten:

„Ich werde kommen, und ich merke, mein Herr, daß Sie mich einladen, damit ich armer Deutscher nicht in den genre ennuyeux verfalle. Sie haben gewiß die Absicht, meinen Geist mit Champagner zu begießen."

„Ja, das habe ich, und der Genuß des Champagners schadet einem Schriftsteller nie, das Blut wird durch ihn leicht, der Geist belebt. Doch Scherz bei Seite, meine Absicht ist, Sie mit der Elite der lustigsten Gesellschaft von Paris bekannt zu machen, und meine Frau, der ich bereits von Ihnen erzählt habe, freut sich, Sie kennen zu lernen — nur beleidigen Sie ihren Schooßhund nicht, der ist eine Autorität im Hause, der Niemand zu nahe treten darf."

„Ich werde seine Oberherrschaft anerkennen."

„Das ist die beste Art, sich bei meiner Frau beliebt zu machen. Seien Sie pünctlich, wir erwarten Sie mit Freude und Sehnsucht."

Und Heine war pünctlich. Er fand sich zur bezeichneten Stunde in der Rue-basse-du-Rempart ein, wo sich das Redactionsbureau der Europe littéraire befand, so wie auch die Wohnung ihres Directors, deren Einrichtung von Wohlhabenheit und Eleganz zeugte. Madame Bohain war eine Dame von schlanker Gestalt und feinen Manieren, die sich bei seinem Eintritt mit ihrem Schooßhund auf dem Arme erhob und den von ihrem Manne vorgestellten Gast freundlich willkommen hieß. Aber das unartige Windspiel fuhr ihn mit einem wüthenden Gebelle an.

„Willst Du gleich schweigen, unartiger Ji-Ji," sagte die Dame, indem sie dem Hunde ein sanftes Kläpschen auf die Schnauze gab, „siehst Du nicht, daß der Herr ein Freund des Hauses ist."

Aber der Hund fuhr fort zu kläffen und zu knurren.

Der Warnung des Mannes eingedenk, wollte Heine die Freundschaft des Hundes durch Lobsprüche und Streicheln zu

erlangen suchen, aber die boshafte Bestie biß ihn in den Finger, daß er blutete.

Madame Bohain ließ den Hund auf den Boden fallen.

„Abscheuliches Thier, was hast Du Dich unterstanden“ — sprach sie voll Zorn, dann rief sie ihrem Manne zu: „Victor, holen Sie die Ruthe, strafen Sie Ji-Ji ab, und nicht mit lahmer Hand, das sage ich Ihnen. Das kleine Vieh, das bisher die Liebenswürdigkeit selbst war, wird seit einiger Zeit lasterhaft, wie ein Bösewicht aus einem Stück von Victor Hugo. Mein Gott, Monsieur Heine blutet. — Jean,“ gebot sie dem Bedienten, „Jean, ein Glas Wasser. Geben Sie mir Ihren Finger, mein Herr, ich werde Ihnen die Wunde auswaschen und verbinden.“

Heine versuchte eine Bitte um Gnade für den vierfüßigen Verbrecher einzulegen, aber die Dame war unerbittlich, es blieb bei ihrem Richterspruch. Bohain mußte den Hund in ein Nebenzimmer nehmen, und bald hörte man die Ruthenstreiche fallen und das klägliche Jammergeschrei des abgestraften Delinquenten.

Indessen mußte Heine seinen Finger in das herbeigebrachte Glas Wasser stecken, und nachdem Madame Bohain ihn mit ihrem gestickten Taschentuche abgetrocknet hatte, verklebte sie die Wunde mit einem Stückchen englischen Pflaster.

„Madame est servie,“ ließ sich jetzt die Stimme des Bedienten vernehmen.

Heine bot der Dame des Hauses den Arm und führte sie zu Tische, Bohain folgte mit den übrigen Gästen nach, die aus Literaten, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und einigen Bekannten aus den Bureaux der Ministerien mit ihren Familien bestanden.

Heine überzeugte sich bald, daß Niemand besser wie Bohain, ein Diner anzuordnen wußte, daß man nicht bloß die besten Speisen, sondern auch die beste Unterhaltung bei ihm

genoß. Die Honneurs verstand er zu machen, wie Amphitrion selbst, und zu repräsentiren wußte er, wie ein geborner König. Heine war bald in die heitersten Gespräche mit Allen verwickelt, besonders mit der Schauspielerin Dejazet, Witze flogen hinüber und herüber, der deutsche Literat war von der unerschöpflichsten Laune und durch die Anwesenheit des Theaterpersonals wurde er an Börne erinnert, der gegen die Komödianten schrieb, und der sich, wie Heine erfahren hatte, dermalen in Paris aufhielt. Er nahm sich vor, ihn bei gelegener Zeit einmal zu besuchen.

Zu seiner Rechten saß ein allerliebstes Weibchen von sechs bis acht und dreißig Jahren, die, obgleich sie bereits eine reizende Tochter von siebzehn Jahren hatte, die auch anwesend war, doch noch sehr verführerisch aussah. Sie war die Gattin eines schräg gegenüber sitzenden Chefs=de=Bureau aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Heine unterhielt sich mit ihr, denn sie war nicht ohne Geist und sehr schlagfertig mit Antworten.

„Ist unser Wirth nicht bewunderungswürdig?" rief, an Heine gewendet, die Dame — „er versteht die Kunst, durch seinen ewig frischen Humor eine ganze Gesellschaft zu beleben."

„Und zu diesem Humor," erwiderte der Deutsche, „trägt sogar sein hölzernes Bein bei, wenn er, wie jetzt, so allerliebst um der Tisch herum humpelnd, seinen Gästen Champagner einschenkt."

„Er gleicht dem Vulkan, als dieser in der jauchzenden Götterversammlung Hebe's Amt versah."

„O Sie Lose! möchten Sie nicht auch seine Gattin mit der Venus vergleichen und ihr einen Mars zutheilen."

„Madame Bohain ist eine unbescholtene Tugend, die außer ihren Mann, nur ihren Ji=Ji liebt, den alle Götter des Olymps nicht bei ihr auszustechen vermöchten."

„Halten Sie das für ein Laster."

„Nicht für ein Laster, aber für einen Fehler.“

„So sollten nach Ihrer Meinung die Frauen zugänglich sein?“

„Zugänglich genug, um nicht spröde zu sein.“

„Das muß man sich merken.“

Heine glaubte in diesem Augenblick den zarten Druck eines kleinen Füßchens auf seinem Stiefel zu fühlen, aber er wurde abgezogen von dieser Wahrnehmung durch den Zuruf, den der Chef-de-Bureau an seine Frau richtete:

„Eh bien, Yolande, Du scheinst Dich sehr gut mit Deinem Nachbar zu unterhalten, es scheint mir ein sehr artiger junger Mann zu sein; Du solltest ihn auf nächsten Sonntag zum Mittagessen zu uns einladen. Ja, Herzchen, willst Du das?“

Die Dame ließ augenblicklich die Einladung ergehen und Heine nahm sie an.

„Sie machen uns eine große Freude“ — sagte der Bureaukrat, „denn, Sie sollen wissen, mein Herr, daß ich von deutscher Abstammung bin und daher die Deutschen liebe. Meine Urgroßmutter war eine geborne Braunschweigerin, die mein Urgroßvater bei dem westphälischen Friedensschluß kennen lernte und sich mit ihr verheirathete. Sehen Sie dort die kleine Blondine, das ist meine Tochter Marie, die in dem hellen Haar und der weißen Haut die unverkennbaren Zeichen ihrer deutschen Abstammung trägt. Sie müssen sie nachher als halbe Landsmännin begrüßen, das wird dem guten Kinde Freude machen.“

Heine versprach dieser angenehmen Pflicht nachzukommen, als Madame Bohain die Tafel aufhob. Man begab sich in das Nebenzimmer, um den Kaffee einzunehmen. Abends wurde nach den Tönen eines Klaviers getanzt — man trennte sich erst spät nach Mitternacht, nachdem Heine manchen Händedruck mit Madame Duhammel und ihrer Tochter ausgetauscht und dem Manne wiederholt das Versprechen erneuert hatte, sich am nächsten Sonntag zum Mittagessen bei ihm einzufinden.

Ein Wiedersehen in der Welthauptstadt.

Der an ihn ergangenen Einladung entsprechend, fand sich Heine am Sonntag bei Herr Duhammel ein, dessen Gattin ihm sogleich entgegen rief:

„Sie müssen sich heute mit unserer Gesellschaft begnügen, mein Herr. Mein Mann mußte eben so schnell als unerwartet, im Auftrage des Ministers nach Rouen reisen. Wir werden uns jedoch bemühen, Sie so gut wie möglich zu unterhalten." Heine ergab sich mit Ergebung in sein Schicksal und fand die Abwesenheit nicht allzuhart.

Man setzte sich zu Tische. Es gab Suppe, Wein, Geflügel und einen gespickten Hasen. Beim Dessert, wobei viel von Dichtkunst gesprochen wurde, ließ die feurige Yolande den Genius des deutschen Dichters leben, der sich dafür mit einem feurigen Kuß bedankte. Er betrachtete abwechselnd Mutter und Tochter mit Bewunderung, denn sie war ein schönes Weib und Marie ein holdes Kind. Die Eine war rührend in ihrer Unerfahrenheit, doch mehr reizten ihn die genialen Augen der Andern, die seine Zärtlichkeit verstanden.

Das Kleeblatt wurde immer aufgeregter und lustiger, Heine war unerschöpflich in Scherzen. Dazwischen wurde Champagner getrunken, und auf einmal kam dem jungen Manne sein Herz

vor, wie Bileam's Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu stehend, nicht wußte, zu welchem er sich als zum besten Futter neigen sollte.

Jetzt waren die Flaschen leer. — Die Damen hatten rosige Gesichter, sie waren bespitzt und ihre bloßen Schultern waren so weiß und glänzten so verlockend. Man erhob sich; die Köpfe waren etwas schwer; Madame Duhammel schritt auf den Alkoven zu und warf sich lachend auf das eine Bett; dem mütterlichen Beispiel folgend, warf sich Marie auf das andere, und Beide zogen die Vorhänge zu.

Heine blieb wie erstarrt, mitten in der Stube stehen, diese französische Ungenirtheit, wobei sich Mutter und Tochter gewiß nichts Böses dachten, empörte sein deutsches Sittlichkeitsgefühl. Nach einer Weile nickte er einigemal mit dem Kopfe, nahm seinen Hut und schlich auf den Zehen über den weichen Teppich zum Zimmer hinaus.

Ein paar Minuten später fuhr die Mutter aus ihrem Halbschlummer empor; sie setzte sich im Bette auf und lauschte. Alles war still.

Da wurde sie von Angst erfaßt und rief fast schreiend:

„Marie, Du bist doch allein?"

„Ja, Mama, und Du?" rief das jäh emporfahrende Mädchen.

Yolande hatte indessen den Vorhang zurückgeschlagen und sich im Zimmer umgesehen.

„Freilich bin ich allein," rief sie, „wer sollte denn bei mir sein?"

Sie stand auf, gähnte und reckte sich und sah sich spähend in allen Ecken um.

„Wo ist denn unser Gast geblieben?" fragte Marie, die nun auch ihr reizendes Köpfchen zwischen dem Vorhang durchstreckte.

„Der hat sich, ohne Abschied zu nehmen, davon geschlichen, wie die Katze vom Taubenschlag," erwiderte die Mutter, biß

sich auf die Lippen und nahm sich vor, den ungalanten Deutschen nicht mehr einzuladen.

Ein körperliches Unbehagen trieb Heine bald darauf nach Boulogne-sür-Mer, wo er die Seebäder gebrauchte, und so kam es, daß er erst im November sich in das Hôtel-de-Castille begab, in dem Börne wohnte. Er trat rasch in sein Zimmer und reichte ihm lachend beide Hände hin.

Börne sah ihn mißtrauisch an, er kannte ihn nicht, und Heine hätte auch ihn fast nicht erkannt, denn alles Fleisch war von ihm geschwunden, aus seinen Augen schossen bedenkliche Funken, seine Haltung war nachläßig, er sah aus dem roth und grün gewürfelten Schlafrock mit dem kleinen Köpfchen hervor, wie eine Schildkröte aus ihrer Schale, und maß den Eingetretenen mit fragenden Blicken.

„Sie kennen mich nicht mehr, ich bin Heine," rief dieser endlich.

Da streckte Börne aus dem weiten Aermel die arme abgemagerte Hand zum Gruße.

„Willkommen in Paris," sagte er mit wohllautender, obgleich zitternder Stimme, und die rothen Streiflichter der Schwindsucht auf seinen Wangen färbten sich höher, auch war er etwas schwerhörig geworden. „Sie lagen mir den ganzen Tag im Sinn," setzte er hinzu, „ich wußte, daß Sie hier sind, warum kommen Sie so spät?"

„Ich war in Boulogne, habe dort krank gelegen und mich dann in eine schöne Engländerin verliebt."

„Ah so," sagte Börne, indem sein schöner Mund wohlwollend lächelte, dann legte er die Hände auf den Rücken und nahm von Zeit zu Zeit ein Bonbon aus seinen Taschen, die er stets mit Naschwerk gefüllt trug.

„Sie sind schon längere Zeit hier, Doctor Börne, habe ich mir sagen lassen," hob Heine wieder an.

„Ja, ich war in Soden, wo ich im Frankfurter Hofe lo-

girend, mehr die Hühner und Gänse, als die Fürsten und Diplomaten beobachtete. Da brach die Julirevolution aus, und alle meine Gedanken sprangen plötzlich wie niedergehaltene elastische Federn auf. Ich reiste im Herbst hierher, es ließ mir in Deutschland keine Ruhe mehr, ich wollte dem Herd der Ereignisse nahe sein. — Doch es ist brav, daß Sie sich auch hier eingefunden haben; ich bin überzeugt, die Guten, die es am Besten meinen, werden bald alle hier versammelt sein; hier ist der Convent der Patrioten von Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen."

„Das wäre schon was, aber ..."

Börne ließ ihn nicht ausreden.

„Die Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden," rief er leidenschaftlich aus, „damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterdrücken. Ach Gott, es wird bald betrübt dort aussehen und sehr blutig."

„Sie glauben an eine Revolution in Deutschland," frug Heine mit merklichem Erstaunen.

„Ja, sie wird und muß kommen," sprach Börne mit Ueberzeugung, nachdem er eine Chokolatepastille in seinen Mund geschoben hatte. „Revolutionen sind eine schreckliche Sache," fuhr er fort, „aber sie sind nothwendig wie Amputationen, wenn irgend ein Glied am menschlichen Körper in Fäulniß gerathen ist."

„Und was soll aus einer Revolution hervorgehen?" frug Heine mit einer Mischung von Spott und Unglauben.

„Eine Republik wird daraus hervorgehen. Die Republik in Verbindung mit der Naturreligion muß durchgesetzt werden, nur die Republik kann uns retten. Die letzten Reste des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue, bessere Regiment zu begründen."

Heine schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf.

„Ich glaube nimmermehr, daß es in Deutschland dahin kommen wird," erwiderte er.

Da griff Börne nach einem Zeitungsblatt und rief lachend:

„Da können Sie's lesen, hier steht gedruckt: Deutschland geht mit großen Dingen schwanger."

„Ich glaub's nicht," sprach sein Antagonist mit eiskalter Ruhe.

[*] „Sie dürfen's aber kecklich glauben," rief Börne mit gallenbitterm Humor. „Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutschland wird gebären, nur müssen wir uns der geschwätzigen alten Weiber entledigen, die sich herandrängen und ihre Hebammen-Dienste anbieten. Da ist zum Beispiel so eine Vettel von Rotteck — dieses alte Weib ist nicht einmal ein ehrlicher Mann. Er ist ein armseliger Schriftsteller, der ein Bißchen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthusiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um seinen schlechten Büchern Absatz zu verschaffen, um sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben."

„Sie haben eine sehr schlechte Meinung von dem Manne, wohl eine zu schlechte."

„Doch nicht," rief Börne, der indessen eine geröstete Mandel aus seinem Sack herausgefischt hatte und sie verspeiste — „doch nicht — [*] ich sage Ihnen, dieser Mensch ist halb Fuchs und halb Hund und hüllt sich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da ist mir doch der dumme Kerl, der Raumer, tausendmal lieber... eben lese ich seine Briefe aus Paris, und wenn er liberal knurrt, so täuscht er Niemand und Jeder weiß, daß er ein unterthäniger Pudel ist, der Keinen beißt. Er läuft beständig herum, schnoppert an allen Küchen und möchte gern einmal seine Schnautze in unsere Suppe stecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und sie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionair. Lieber Himmel! er verlangt nur ein Bißchen Wedelfreiheit, und wenn man ihm diese gewährt, so leckt er dankbar die Sporen der ukermärkischen Ritterschaft."

„Dennoch," schaltete Heine ein, „dennoch halte ich das bewegliche, süßhölzerne Männchen nicht gerade für dumm."

[*] „O nein, dumm ist er noch lange nicht, denn er versteht sich auf seinen Vortheil. Wo Etwas zu machen ist, da ist das Raumerchen aus Anhalt-Dessau gleich bei der Hand. Jüngst lief er nach London, und nachdem er in der englischen Gesellschaft ein Bißchen herumgeschnoppert hatte, erlief er auch einen Verleger für die englische Uebersetzung seiner Pariser Briefe. So muß man es machen, wenn man zu etwas kommen will — aber das kann nicht Jeder. — Haben Sie meine Pariser Briefe gelesen?"

„Ja, die zwei bis jetzt erschienen Bände. Ich war überrascht von dem ultra-radikalen Tone, der darin herrscht, und den ich am Wenigsten von Ihnen erwartet hätte."

„Pah!" rief Börne und zuckte die Achsel, „pah, das ist Ihr Ernst nicht."

[*] „Mein völliger Ernst. Ich versichere Sie, ich war entsetzt über den darin herrschenden Sanscüllotismus der Gedanken und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutschland noch nie erlebt hat. Welche entsetzliche Wortfügungen! welche hochverrätherische Zeitwörter! Welche majestätsverbrecherische Acusative! Welche Imperative! Welche polizeiwidrige Fragezeichen! Welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahren Festungstrafe berechtigt."

Börne lachte vergnügt.

„Nun," sagte er, „ich sehe schon, Sie werden sich noch viel abgewöhnen müssen, bis Sie in die hiesigen Zustände taugen, und ich will mir alle Mühe geben, Sie auf den richtigen Weg zu führen. Doch wie gefällt es Ihnen im Allgemeinen in Paris?"

[*] „Was mir am Besten von diesem pariser Volke gefällt," erwiderte Heine, „das ist sein höfliches Wesen und sein vornehmes Aussehen. Der hier herrschende süße Ananasduft der Höf-

lichkeit erquickt wohlthätig meine kranken Nerven, die in Deutschland so viel Tabaksqualm, Sauerkrautgeruch und Grobheit eingeschluckt haben. Wie Rossini'sche Melodien erklangen in meinen Ohren die Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leicht gestoßen hatte. Ich erschrack fast vor solcher Höflichkeit, ich, der ich an deutsch-flegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war."

Börne legte sich bequem in sein Sopha zurück, indem er ein paar englische Limon-drops auf seiner Zunge schmelzen ließ.

„Ja," sagte er, „höflich sind die Franzosen, darin besteht ihr Uebergewicht über die anderen Nationen. Doch sagen Sie, lieber Heine, es interessirt mich zu wissen, was Sie am ersten Tage ihrer Ankunft thaten, und welches Ihr erster Gang war."

„Ich bin nach der Bibliotheque-royale gegangen, um mir von dem Aufseher der Manuscripte den Manessinischen Codex der Minnesänger hervorholen zu lassen."

„Das nenne ich Indifferentismus," rief Börne unwillig.

„Was wollen Sie!" rief der junge Mann lachend; „seit Jahren gelüstete es mich, die theuren Blätter zu sehen, die uns unter andern die Gedichte Walters von der Vogelweide aufbewahrt haben."

„Hören Sie, das sind Nebensachen, Sie müssen sich sehr der großen Sache der Menschheit weihen, das ist eines Mannes würdiger."

Heine erhob sich.

„Sie wollen schon gehen?"

„Ja, ich habe einen Brief an den Componisten Hiller, dessen Abgabe ich nicht länger verschieben möchte."

„Ah, da werden Sie eine gute Aufnahme finden; Hiller's Mutter macht ein sehr angenehmes Haus, das auch ich oft besuche. — Nun lassen Sie sich bald wieder sehen."

Als Heine fort war, mußte sich Börne gestehen, daß ihm der Dichter des Buchs der Lieder nicht mehr gefallen habe.

Eine Stimme in seinem Herzen flüsterte ihm zu: „Er ist wie Ludwig Robert, er hat keine Seele! Ihm ist nichts heilig, an der Menschheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben.“

Acht Tage vergingen und noch einmal acht Tage, ohne daß Heine sich bei Börne sehen ließ. Da machte der Letztere eines Tags einen Besuch bei Madame Hiller.

„Nun,“ sagte er im Laufe des Gespräches, „nun, Madame Hiller, der Heine war ja bei Ihnen — wie hat er Ihnen gefallen?“

Die Dame, die nicht gerne Böses von den Leuten sagte, es aber doch nicht gänzlich verhehlen konnte, daß Heine in ihrem Hause nicht gefallen habe, zuckte die Achseln.

„Er spricht zuweilen so ordinair,“ sagte sie endlich, „und von einem Schriftsteller erwartet man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte.“

„Ach, das wäre das Wenigste, wenn nur seine Gesinnungen anders wären,“ seufzte Börne. „Ich finde ihn herzlos, ja, selbst geistlos — er scheint seinen Geist nur in den Schreibefingern zu haben.“

„Da theile ich Ihre Meinung,“ rief Madame Hiller lebhaft. „Wir hatten ihn vorgestern zu einer Soirèe eingeladen. Er affectirte Menschenhaß und Verachtung, sagte zu meinem Sohn, er ginge am Liebsten mit unbedeutenden Menschen um. Nachher ließ er sich in eine Unterhaltung mit jungen Damen ein, da hatte er ganz die jüdische Art zu witzeln und opferte einem Bonmot nicht blos das Recht und die Wahrheit, sondern wie mir's schien, auch seine Ueberzeugung auf. Sein Spott ist sehr bösartig.“

„Also er hat Ihnen nicht gefallen?“

„Durchaus nicht.“

„Mir gefällt er auch nicht mehr.“

Nach weitern acht Tagen kam Heine zum zweitenmal zu Börne und fand so viele Leute in seinem Salon, daß es ihm vorkam, als sei er in eine Menschenmenagerie gerathen. Er hielt sich anfänglich ganz bescheiden und unbemerkt im Hintergrund und machte seine Beobachtungen. In der Nähe des Kamins saß Börne und schraubte ganz unbarmherzig einen jungen Deutschen, eine lange, hagere Gestalt, die wie der Schatten einer Eau-de-Cologne-Flasche aussah. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Tabak rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervor fluchten. Neben ihnen hockte ein Individuum mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, welches Heine in Gedanken als polnischen Wolf qualificirte; dieser heulte manchmal die süßlich-fadesten Bemerkungen mit heiserer Kehle. Einem häßlichen Franzosen, der lachend herumsprang, die Zähne fletschte und ein sehr lebhaftes Geberdenspiel hatte, theilte er die Rolle des Affen zu. — Plötzlich bemerkte Börne den zuletzt Eingetretenen.

„Ach, Heine!“ rief er, „kommen Sie her, daß ich Sie der Gesellschaft vorstelle. — Meine Herren, ich stelle Ihnen Doctor Heine, den Verfasser des Buchs der Lieder und der Reisebilder vor, den wir hoffentlich für unsern Zweck gewinnen werden.“

Man verbeugte sich gegenseitig.

[*] „Bester Heine,“ hob darauf Börne, auf das vor ihm stehende unbedeutende Subject deutend wieder an, „hier präsentire ich Ihnen einen Stern, nehmlich den Sohn des alten Weinhändlers Stern aus Frankfurt, der trotz seines dünnen Aussehens, zwölf wollene Unterjacken trägt, denn ohne dieselben würde er gar nicht existiren. Er ist freilich kein Stern erster Größe, aber er ist doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von ihr sein Licht . . . er ist nehmlich ein unterthäniger

Verwandter des Herrn von Rothschild. — Denken Sie sich, Herr Stern," wandte er sich an diesen, „ich habe diese Nacht im Traum den Frankfurter Rothschild hängen sehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte."

Herr Stern erschrak bei diesen Worten über die Maßen, und wie in Todesangst rief er:

„Herr Börne, Herr Doctor Börne, ich bitt' Ihnen, sagen Sie das nicht weiter, ich habe Grind' .... ich habe Grind' ...."

„Da gebrauchen Sie Schwefelsalbe," rief ihm der unbarmherzige Spötter lachend zu, dann griff er in die Tasche und aß ein Bonbon.

Stern zupfte in Todesangst den neben ihm stehenden Heine am Aermel und bat mit leiser Stimme ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen. Dieser willfahrte ihm.

„Herr Doctor Heine," begann er heimlich zu flüstern, „ich habe Sie neulich gesehen in der Soirée bei Rothschild ... ich muß Ihnen sagen, daß ich habe eine delicate Positiaun ... die Frau des Herrn von Rothschild ist so zu sagen meine Tante. Ich bitte Ihnen dringend, erzählen Sie nicht im Hause des Herrn von Rothschild, wenn Sie wieder kommen werden hin, daß Sie mich hier gesehen bei Börne, dessen Schwell' ich nicht mehr werde betreten, denn sehen Sie, ich habe Grind' ich habe wahrhaftig Grind'!"

„Ja freilich, wenn Sie Grind haben, da müssen Börne's Worte Sie jucken, und es bleibt Ihnen nichts übrig, als tüchtig zu kratzen," erwiderte Heine lachend. „Sie können sich übrigens darauf verlassen, daß ich bei Rothschilds unser Zusammentreffen hier verschweigen werde."

Jetzt gab Börne dem Dichter einen Wink, zu ihm zu kommen, dann stellte er Heine dem häßlichen Franzosen und einem jungen Deutschen vor, während der junge Stern

sich, ohne Abschied zu nehmen, stillschweigend aus dem Zimmer entfernte. Hierauf sagte Börne zu Heine:

„Hier stelle ich Ihnen Herrn Garnier und Herrn Wulfrum vor, zwei tüchtige Männer, die aus voller Kraft dahin wirken, um eine Revolution in Deutschland hervorzurufen. Betrachten Sie das junge Blut, den Wulfrum, der aus Altbaiern ist und Handlungscommis war — er gab seine gute Stelle auf, um den ausbrechenden Freiheitsideen seine ganze Thätigkeit weihen zu können. Er ist ein braver, uneigennütziger Mensch voll reiner Begeisterung.“

Heine verbeugte sich stumm und blieb zurückhaltend.

„Hören Sie, Heine,“ nahm Börne abermals das Wort, „ich werde Sie mit einem Kreis von Gesinnungsmännern Republikanern, Clubisten, Montagnards und Conventsmitgliedern bekannt machen. Dann auch müssen Sie unsere Arbeiterzusammenkünfte in der Passage-du-Saumon besuchen, denn Sie sollen wissen, daß ich mir die Bildung der deutschen Handwerksgesellen sehr angelegen sein lasse. Sie müssen gemeinsame Sache mit uns machen, müssen uns Ihre Feder und die Macht Ihrer Rede leihen. Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie unsere Versammlungen besuchen wollen.“

Heine versprach zu kommen. — Gleich darauf entfernte er sich unter einem Vorwande; ihm war es unheimlich unter den bei Börne versammelten Menschen, er fühlte, daß er nicht zu ihnen paßte — er war noch ein viel zu ausgelassener Bursche, der sich, so lange noch die Louisd'or seines Oheims in seinen Taschen nicht fehlten, auf den Boulevards herum trieb, lustige Lieder pfiff und den hübschen Mädchen mit verliebten Blicken nachsah. Bei ihm schäumte die Ausgelassenheit der Jugend noch über, er war ein überreizter Gemüthsmensch, der den Umgang schöner Frauen und lockerer Vergnügungsgenossen dem Umgang aller Patrioten und der anerkannteste Größen der Literatur vorzog. Ein Feind der Tugendbündler

De-la-Motte-Fouqué, Jahn, Görres und Consorten, sah er deren Fortsetzer in den damaligen Republikanern, und so konnte er unmöglich harmoniren mit Börne, der grollend einherging, weil in seinem Herzen jedes an den Rechten der Menschheit verübte Unrecht nachzitterte, und der sonst weich geschaffene Mann durch das Gefühl der Unterdrückung, welche die christlichen Regierungen auf die Bekenner des mosaischen Glaubens ausübten, nach und nach verhärtet worden war und sein Blut sich in Galle verwandelt hatte. Sich seinem Weltschmerz gänzlich dahingebend, mußte er natürlich zum Fanatiker werden, und so kam es, daß er in seinen Büchern ganze Seiten schrieb, worauf jedes Wort mit Blut geschrieben war, worauf er seinen Schmerz und seiner Entrüstung freien Lauf ließ.

Abstoßende Wirkungen.

Heine hatte bis jetzt keine der Arbeiterversammlungen besucht, und erst an einem Sonntag nach Neujahr ließ er sich wieder bei Börne sehen, der indessen in die Rue-de-Provence gezogen war.

Als er die Treppe hinauf stieg, begegnete ihm ein Mann, der einen sehr abgelebten Rock trug, der aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Lebenslauf nicht auf seinem Leib begonnen hatte, er maß den Heraufkommenden mit grollenden Blicken und ging, ohne den Hut abzuziehen, an ihm vorüber.

Als Heine bei Börne eintrat, fand er ihn gegen seine Erwartung allein und mit Lesen beschäftigt. Er sah sich erstaunt in dem schön möblirten Zimmer um, in dem alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronce waren. Auf dem Kamin stand eine prächtige Pendüle zwischen zwei stolzen Flambeaux, die sich der bürgerlichen Talglichter schämten, welche ihnen aufgesteckt waren. Fünf große Vasen voll der schönsten Blumen standen auf den verschiedenen Tischen. Stühle und Sopha waren mit braunem, goldgeblümten Plüsch überzogen, der Fußteppich war scharlachroth, die Spiegel hatten breite Goldrahmen.

„Sie wohnen ja wie eine Operntänzerin, die von einem reichen Liebhaber unterhalten wird,“ sagte Heine indem er den Hut

auf die Marmorplatte eines Tisches und sich selbst nachläßig in den ersten besten Sessel warf.

„Eine nette Einrichtung gehört für mich zu den Annehmlichkeiten des Lebens," entgegnete Börne und ließ einen wohlgefälligen Blick durch das Zimmer gleiten; „es mag vielleicht eine Schwäche sein," fuhr er fort, „aber eine hübsche Umgebung ist mir nothwendig zu meinem Behagen."

„Da frage ich den Teufel danach," lachte Heine cynisch, „ich begnüge mich im Nothfall mit einem Strohsack, wenn ihn ein schönes Mädchen mit mir theilt. — Doch wie geht es Ihnen?"

[*] „Was soll ich sagen?" erwiderte Börne trübselig. „Das Herz kommt jeden Morgen warm aus dem Backofen des Bettes, und jeden Abend ist es kalt, hart und trocken wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tags, schmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. — Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, wäre es besser ein Krebs zu sein, denn als Mensch unter Menschen zu leben."

Während er sprach, hafteten Börne's Blicke mit Verwunderung auf Heine, den er sehr verändert fand; das wüste Leben, das der junge Mann in Paris führte, hatte ihn außerordentlich herunter gebracht.

Nach einer Weile fragte Heine, auf das Buch deutend, das Börne noch immer in der Hand hielt.

„Ich muß befürchten, Sie vielleicht in einer interessanten Lectüre gestört zu haben."

„Ja, interessant genug ist das Buch, aber ich habe alle Zeit ein andermal darin zu lesen. Es ist Grimm's Correspondance littéraire, die durch vierzig Jahre geht. Ich bin noch nicht weit hineingekommen, hoffe sie aber ganz zu lesen. Man lernt viel daraus und wird an Vieles erinnert."

„Das läßt sich in der That erwarten."

[*] „Paris," hob Börne wieder an, „war damals die

Küche, in welcher die Revolution gekocht wurde. Da sieht man noch die ursprünglichen Bestandtheile der Mahlzeit, die rohen Fleische, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem saubern Mischmasch ist später nicht mehr klug zu werden."

„Es war allerdings ein aus vielen Bestandtheilen bestehendes Gericht," gestand Heine zu, „doch mag das Buch außer den Aufschlüssen, die es giebt, auch gut genug geschrieben sein."

„Das ist es," bestätigte Börne, „obgleich Grimm weit weniger Geist als Verstand zeigt, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich, er hatte eine geräucherte Seele."

„Und doch hielt Rousseau große Stücke auf ihn."

Börne wiegte mit einem mitleidigen Lächeln den Kopf.

„Welch' ein guter Gimpel mußte Rousseau sein, daß er diesen Menschen nicht durchschaute," sagte er, „daß er sogar eine Zeit lang in Vertraulichkeit mit ihm lebte. Nie standen zwei Seelen so weit auseinander, und die Natur scheint Rousseau und Grimm gleichzeitig geschaffen zu haben, um darzuthun, welche verschiedenartigen Talente sie hat."

„Wenn ich nicht irre, war Grimm von geringem Stande."

„Hm! nicht geringer wie Sie und ich, aber merkwürdig bleibt es immer, daß so ein deutscher, blöder Pfarrerssohn, der im gepuderten Leipzig studirt hatte, sich unter den kühnen und glänzenden Geistern des damaligen Paris bemerkbar machen, ja, sich auszeichnen konnte. Wissen Sie, woher das kam?"

„Nein, ich weiß es nicht."

[*] „Es kam daher, weil der deutsche Junge Hofmeister in adeligen Häusern war, wo man das Einmaleins, das unserm Glück oft im Wege steht, leicht vergißt. Es macht dem deutschen Adel Ehre, daß Grimm unter den

französischen Spitzbuben so schnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufstieg."

„Er muß doch jedenfalls ein feiner Kopf gewesen sein."

[*] „Das heißt, er begriff leicht, daß Alles darauf ankommt, die Weiber zu gewinnen, und das gelang ihm mit einem Streiche. Er stellte sich verliebt in eine schöne Schauspielerin, die ihn abwies. Da legte er sich zu Bette und affectirte eine Art Starrkrampf. Er bewegte sich nicht, sprach nicht, aß und trank nicht, außer einige eingemachte Kirschen. Da war sein Glück gemacht, er wurde Mode, die Weiber rissen sich um ihn, er wurde der Held des Tages, und das muß man sein, wenn man in Paris fortkommen will."

Es trat eine Pause ein, dann fragte Heine:

„Sagen Sie doch, was macht denn Ihre Freundin, Madame Wohl?"

„Sie ist gesund und vergnügt."

„Das ist ja wohl ihr Bild, das an der Wand hängt?"

„Ja, so sah sie vor zehn Jahren aus."

Heine stand auf und betrachtete das Bild mit prüfenden Blicken.

„Ja, solch' ein Weib kann einem wohl zur Liebe reizen," sagte er nach einer Weile. „Ihr Besitz muß Götterwonne für Sie gewesen sein."

„Ich habe sie nie besessen, sie ist nur meine Freundin, oder wenn Sie wollen, meine Geliebte im heiligsten Sinne des Wortes," erwiderte Börne mit imponirender Würde.

Heine schlug ein lautes Gelächter auf.

„Wollen Sie mir Etwas aufbinden," rief er ungläubig, „wollen Sie mir gegenüber den heiligen Aloysius spielen? Sie müßten ja kein Mann sein, wenn Ihr Verlangen nicht neben dieser Frau erwacht wäre."

„Sie stand stets zu hoch in meiner Achtung, um mir als Ableiter sinnlicher Triebe zu dienen. Was man verehrt, darf man nicht in den Staub ziehen."

„Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Börne, wenn ich sage, daß Sie ein sentimentaler Narr sind."

„Meinetwegen auch ein Narr, aber ein ehrlicher Mann dabei."

„Schreiben Sie ihr oft."

„Wöchentlich zweimal."

„Das ist viel. Grüßen Sie sie von mir, sie ist eine sehr liebenswürdige Frau."

Er warf noch einen Blick auf das Bild und setzte sich dann wieder neben Börne.

„Wissen Sie, warum ich eigentlich gekommen bin?" fragte er darauf.

Börne sah ihn fragend an.

„Ich wollte Sie bitten, mich heute mit in Ihre Arbeiterversammlung zu nehmen."

„Das will ich mit Vergnügen thun, aber wo treffen wir uns. Ich speise heute bei Madame Hiller zu Mittag."

„Das trifft sich ja prächtig," rief Heine, „ich speise auch bei ihr, da können wir gleich von dort aus miteinander gehen. Doch sagen Sie mir, bester Doctor, wer war der Mensch, der von Ihnen kam und mir auf der Treppe begegnete, als ich zu Ihnen heraufging?"

Börne lächelte.

[*] „Das war so ein Deutscher, der sich vor meinem Kamin niedersetzte und sich behaglich wärmte," sagte er. „Hat kein Holz im Haus, braucht auch keins, weil er im Palais-Royal, Nr. 13, wo er spielt, Tag und Nacht freie Heitzung hat. — Nachdem er sich vorhin durchwärmt hatte, machte er mir ein kaltes Gesicht, sprechend, er habe mir Etwas zu sagen. Da fiel ich ihm augenblicklich in das Wort und fragte, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könnte; ich wollte ihm zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Absicht Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden habe."

„Nun, schossen Sie fehl?"

[*] „Gänzlich fehl." Er erwiderte: „Geld haben sei bei ihm ein Verbum, das im Indicativ keinen Präsens habe, sondern bloß im Perfectum und Futurum. Er komme, mir den Vorschlag zu machen, an der Spitze der deutschen Handwerksburschen nach Deutschland zu ziehen und Alles über den Haufen zu werfen, zuerst Preußen."

„Und wie nahmen Sie den Antrag auf?"

[*] „Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, sondern bloß meinen Beistand, um Preußen zu erobern, erheiterte sich mein finsteres Gesicht und ich antwortete ihm vergnügt, der Einfall sei herrlich, ich wäre dabei; am guten Erfolg sei nicht zu zweifeln, da unsere Handwerksburschen zu fechten gewöhnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicherweise einen starken Schnupfen, er solle einstweilen vorausziehen, ich würde mit der Mallepost nachkommen."

„Und damit ließ er sich abführen?"

„Er war gescheidt genug einzusehen, daß ich mich über ihn lustig machte, und entfernte sich ohne jede weitere Bemerkung. Doch es ist Zeit, uns zu Madame Hiller zu begeben. Sie erlauben, daß ich mich ankleide."

Börne begab sich in das Nebenzimmer, aus dem er bald sehr fein und anständig gekleidet zurückkam. Nachdem er noch einen Pelzmantel übergeworfen und sich den Hals mit einem gestrickten Shäwlchen verwickelt hatte, begab er sich mit Heine auf den Weg.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als Börne seinen Begleiter auf einen Mann in einem blauen Ueberrock aufmerksam machte, der, ein spanisches Rohr in der Hand tragend, gravitätisch hinter ihnen herschritt.

„Sehen Sie sich diesen Kerl an," sagte er, „er geht beständig hinter mir drein, verfolgt mich in allen Straßen und bleibt vor allen Häusern stehen, in die ich hinein gehe."

„Wie?“ rief Heine, „Sie meinen, es wäre ...“

[*] „Ich meine,“ unterbrach ihn Börne, „daß er von irgend einer Regierung theuer für seinen Spürhundsdienst bezahlt wird. Wüßte ich von welcher Regierung, so würde ich ihr schreiben, daß ich das Geld selbst verdienen möchte, daß ich selber ihr täglich einen gewissenhaften Rapport zu weit wohlfeilerem Preise, ja, für die Hälfte des Geldes zu liefern mich erböte, welches der Kerl, der beständig hinter mir hergeht, bekommt, denn ich muß ja alle diese Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, wenn ich mein eigener Spion würde.“

Heine hörte ihn an, ohne viel auf diese humoristischen Ausfälle zu erwidern, mit denen Börne fortfuhr, bis sie die Wohnung der Madame Hiller erreicht hatten.

Als sie in den wohldurchheizten Salon traten, sagte Heine scherzend beim Begrüßen der Hausfrau:

„Madame Hiller, ist denn der Boden auch stark genug, kann er zwei so große Männer tragen, wie Börne und mich?“

„Ich denke wohl,“ erwiderte die gewandte Dame; „sollten die Bretter jedoch unter dem Gewichte Ihrer beiderseitigen Größe wanken, so werden wohl Sie Derjenige sein, der einbricht, da Sie schwerer in's Gewicht fallen, als Doctor Börne.“

Heine fühlte den Stich und hielt es für angemessen, seinen Witz für den Augenblick einzustellen, nur sagte er, sobald sich Madame Hiller in ein Gespräch mit einem andern Gaste eingelassen, heimlich zu Börne.

„Die Zunge dieser Frau ist spitz wie der Stachel eines Scorpions, das hasse ich an ihr, obschon sie übrigens für ihr Alter noch passabel hübsch genannt werden könnte.“

„O, hübsch!“ rief Börne mit einem höchst komischen Gesichtsausdruck, „ja, wenn die Runzeln nicht wären, diese Särge ohne Deckel, und das graudämmernde Lächeln nicht, das mit den letzten Strahlen einer untergegangenen Schönheit gemischt zu sein pflegt.“

Man setzte sich zu Tisch und während des Mahls sprach Heine wenig mit Börne, er suchte sich seinen eigenen Mittelpunkt, den er in der Unterhaltung mit einigen jungen, reizenden Mädchen fand, welche zugegen waren. Bald entstand ein schäkernder Ton zwischen ihnen und dem Dichter, der ihm besser zu behagen schien, als der Ernst der politischen Zeitfragen, die Börne mit einigen gesetzten Männern verhandelte.

Plötzlich richtete ein junges Mädchen die Frage an ihn:

„Warum politisiren Sie denn nicht mit den andern Herren, Herr Heine?“

„Weil ich die reizende Gesellschaft der Grazien aller Politik der Welt vorziehe, Mademoiselle.“

„Sehr galant,“ erwiderte das junge Mädchen mit einer leichten Verbeugung, „freilich, Sie sind auch viel jünger als Herr Börne. Aber sagen Sie mir doch, worin Sie sich in Ihren politischen Ansichten von denen des Herrn Börne unterscheiden?“

„Sie scheinen sich sehr für Politik zu interessiren, Mademoiselle. Doch um Ihre Frage zu beantworten, will ich Ihnen sagen, daß Börne eine gewöhnliche Guillotine ist, während ich eine Dampfguillotine bin.“

„Und Ihrem Messer scheint es nicht an Schärfe zu fehlen, ich glaube, es wird niemals stumpf werden.“

„Meinen Sie, kleiner Spottvogel. Nun, Ihr Schnäbelchen ist auch scharf genug.“

Es war indessen Abend geworden und es fanden sich jetzt mehr Leute zu der gewöhnlichen Sonntagsgesellschaft ein, die Madame Hiller bei sich zu empfangen pflegte. Heine hielt sich fortwährend zu den jungen Mädchen und sprach mit keinem der bedeutenderen, gebildeteren Männer, sondern nur mit den jüngsten und einflußlosesten.

Plötzlich klopfte ihm Börne auf die Achsel.

„Es ist Zeit,“ sagte er.

Heine griff seufzend zu seinem Hute, denn er begab sich nicht aus freiem Antriebe in die Versammlung, sondern gezwungen durch den Umstand, daß alle in Paris weilende Deutschen ihm seine Unthätigkeit zum Vorwurfe machten und er sich deren Verachtung zuzuziehen fürchtete, wenn er ihrem Bündnisse nicht beiträte.

So begleitete er denn Börne in die Passage-du-Saumon, wo schon mehr als tausend deutsche Handwerksgesellen zu Republikanern geformt worden waren, die in den wöchentlichen Versammlungen Börne's Worte mit deutschem Glauben eingesogen hatten und seine Lehren mit apostolischem Eifer in der Heimath zu verbreiten suchten. Einmal war er mit sechshundert Schneidergesellen auf den Montemartre gestiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten.

An jenem Abend präsidirte Garnier in der Passage-du-Saumon der Versammlung, die er mit einigen einleitenden Worten eröffnete; dann sprach Börne über den Preßverein, welcher sich vor aristokratischen Formen zu bewahren habe; er sprach gut, bündig, überzeugend, nur zuweilen nahm sein Vortrag fanatische und blutdürstige Färbungen an. Nach ihm nahm Garnier nochmals das Wort, um gegen Kaiser Nicolaus zu donnern. Dann betrat ein verwachsener, krummbeiniger Schustergeselle die Tribüne und behauptete, alle Menschen seien gleich. Heine ärgerte sich nicht wenig über diese Behauptung, die er für eine Impertinenz hielt, aber er offenbarte seinen Aerger nicht, ja, er unterschrieb sogar nothgedrungen die ihm unter stürmischen Zurufen vorgelegte Association, weil er sich fürchtete, im Weigerungsfall von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen.

Als sie mit einander weggingen, fragte Börne:

„Nun, welchen Eindruck hat die Versammlung auf Sie gemacht, lieber Heine?“

„Hm,“ erwiderte dieser scharf, „die deutsche Tribünen-

cariere ist nicht eben mit Rosen bedeckt, am allerwenigsten mit reinlichen Rosen. Man muß zum Beispiel, allen diesen lieben Brüdern und Gevattern recht derb die Hand drücken."

[*]„ Das thue ich gern," rief Börne eifrig, „wenn aber ein König mir die Hand drückte, würde ich sie nachher in's Feuer halten, um sie reinigen."

„Und ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt hätte, würde sie nachher in Rosenwasser mit Mandelkleien waschen. — Ich wiederhole Ihnen, was ich schon öfters gesagt habe, es wird in Deutschland nie zu einer Revolution kommen."

„Das wollen wir doch sehen," stieß Börne zornig hervor, „und ich muß gestehen, daß ich mich über Ihre Reden wundere. Sagen Sie mir offen, zu welcher Partei Sie Ihrer innersten Ueberzeugung nach denn eigentlich gehören?"

„Ich gehöre zum juste milieu."

„Aber wie ist denn das möglich! ich wähnte Sie immer der Freiheit zugethan."

„Das bin ich auch," erwiderte Heine mit einem triumphirenden Lächeln, „aber sehen Sie, Börne, man muß aus Freiheitsliebe Despot sein — Despotismus führt zur Freiheit."

„Das ist eine sonderbare Ansicht für Einen, der unsere Association unterschrieben hat," rief Börne mit empörtem Gefühl, das er jedoch noch zu bemeistern suchte.

„Ich sage noch mehr," pochte Heine auf, „ich sage, [*] die Freiheit muß auch ihre Jesuiten haben — und jetzt gute Nacht, Doctor Börne, hier trennen sich unsere Wege."

Heine ging, Börne blieb wie angewurzelt stehen; er war betroffen, er mußte seinem Antagonisten gewissermaßen Recht geben in seinem Innern, mußte sich gestehen, daß der Mensch nicht Gott spotten solle, der nur allein versteht, die Menschen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heil zu führen.

Bald aber gewann der Zorn die Oberhand in ihm; er sah

mit wuthblitzenden Augen dem langsam die Straße hinunterschlendernden Heine nach und murmelte zwischen den Zähnen:

[*] „Da geht er hin, zerrissen, ausgefasert, abgefärbt wie ein alter seidener Weiberrock; verdrossen, niedergebeugt, wehmüthig wie Einer, der den Katzenjammer hat. Kommt er mir doch vor wie ein welkes Blatt, das der Wind herumtreibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde schwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt und selbst zu Mist wird."

Von da an drängte sich eine Wolke zwischen ihn und Heine und warf einen kalten Schatten auf ihre bisherige Zuneigung.

August Lewald.

Nach Heine's Abgang von Hamburg, fing Lewald an, den Aufenthalt dort unerträglich zu finden, das sanfte Zureden seiner Frau half nichts, und da auch die Cholera immer näher heran kam, so brachte diese drohende Seuche den Entschluß in ihm zur Reife, auf einige Zeit nach Paris überzusiedeln, um dort seinen Geist zu erfrischen und sich des Umgangs seines genialen Freundes zu erfreuen.

Dort angekommen mit seiner Frau, hatte er diese kaum in einem Gasthause untergebracht, als er in die Buchhandlung zu Heideloff und Campe eilte, um dort Heine's Wohnung zu erfragen. Man gab ihm den Bescheid, daß man diese nicht wisse, daß er jedoch jeden Abend in den Laden zu kommen pflege.

Lewald beschloß, ihn zu erwarten, aber die Zeit verging und Heine kam nicht. Schon wollte er mißmuthig nach Hause gehen, als aus dem Gewühl des Trottoirs sich eine Gestalt im weißen Hut absonderte und bei Lewald's unerwartetem Anblick, mit dem Rufe: „Welch eine Ueberraschung! wie, Lewald, Sie sind es!" in freudiger Erregung in den Laden trat und den Freund herzlich bewillkommte.

Sie gingen mit einander fort, und als sie Arm in Arm durch die Straßen schlenderten, um sich nach der Rue-de-l'Echi-

quier zu begeben, wo Heine bei einer alten Dame im zweiten Hofe eines geräumigen Hôtels wohnte, der mit Gras bewachsen war und worin stets eine wahre Todtenstille herrschte, fragte Lewald:

„Nun, wie behagt es Ihnen in Paris.“

„Es fängt nachgerade an mir hier zu gefallen,“ erwiderte Heine, „ich habe bereits einige interessante Bekanntschaften gemacht.“

„Und wie geht es mit der Literatur?“

„Es macht sich. Ich bin Mitarbeiter an mehren Blättern, auch hatte ich einen jungen Schriftsteller von bedeutendem Talent gefunden, der es übernommen, meine Reisebilder zu übersetzen. Ich freute mich recht darauf, den Franzosen dadurch schnell bekannt zu werden — aber mein böses Schicksal wollte, daß dieser Mensch ein Nachtwandler war; vor einigen Nächten stieg er bei Vollmondschein auf das Dach seiner Wohnung, fiel herunter und stürzte sich den Hals ab. Die Uebersetzung ist kaum halb beendigt, ich habe ein verdammtes Pech!“

„Das ist in der That ein Unglück,“ sagte Lewald mit Theilnahme, „hoffentlich werden Sie bald einen andern Uebersetzer finden, der die Arbeit vollendet. Doch in welchen Beziehungen stehen Sie bis jetzt?“

„In den angenehmsten. In den Zirkeln bei Rothschild habe ich Gelegenheit, mich den ausgezeichnetsten Männern des Tages, den hervorragendsten Persönlichkeiten zu nähern, auch die Soiréen bei Lafitte und dem General Lafayette pflege ich zu besuchen.“

„Und wie kommen sie mit den Französinnen herum?“

Ein heller Strahl zog über Heine's Gesicht, als er sagte:

„Die Grisetten sind himmlische Kinder und selbst die vornehmen Damen sind nichts weniger als spröde, doch sind mir die Französinnen im Allgemeinen zu klein. Wenn man die langen deutschen Glieder gewohnt ist, so kommen einem die Französinnen

wie Püppchen vor. Heloise und Minka kann ich nicht vergessen, das waren ein paar Kernmädel und auch die schöne Marianne fällt mir jedesmal ein, wenn ich in der Gallerie des Louvre vor der kolossalen Bildsäule der Melpomene stehe."

„Sind Sie auf einem guten Fuß mit den französischen Literaten?"

„Auf dem besten; ich stehe den bedeutendsten mehr oder minder nahe. Balzac, Alexander Dumas, Ary Scheffer, Victor Hugo, die George Sand, Delphine Goy, Theophile Gauthier, Lamartine, Louis Blanc, Jules Janin gehören zu dem Kreise meines Umganges."

„Das will Etwas heißen und Sie können stolz darauf sein — doch sagen Sie, was machen denn die St.-Simonisten für Fortschritte?"

„Sie schreiten auf der betretenen Bahn rüstig und unbeirrt weiter," gab Heine zur Antwort, „auch bemühen sie sich, mich für ihr Interesse zu gewinnen, vermuthlich weil sie glauben, durch mich Propaganda in Deutschland machen zu können. Ich nehme zuweilen Theil an ihren Zusammenkünften, die sie in der Rue-Taitbout haben."

„Da müssen Sie mich auch hinführen," rief Lewald voll Eifer, „ich bin begierig, ihr Treiben durch eigene Anschauung kennen zu lernen."

„Das soll geschehen."

Und weiter schreitend, erzählte Heine, daß er den Père Enfantin und Olinde Rodrigues, die an der Spitze der St.-Simonisten standen, sehr schätze, ohne jedoch auf ihre Wünsche einzugehen, als er plötzlich ausrief:

„Welch', ein sonderbarer Zufall! Da kommt uns eben der Père Enfantin mit Olinde Rodrigues entgegen. Ich werde Sie gleich vorstellen."

Es ist hier an der Stelle, zu sagen, daß Barthelemy Prosper Enfantin, damals Director der Hypothekencasse, durch seinen

Freund Olinde Rodrigues im Jahr 1824 mit St.-Simon bekannt wurde, dessen eifrige Schüler Beide wurden. Sie empfingen die letzten Worte des sterbenden Lehrers mit der Ermahnung, der Welt seine Lehre zu verkünden und Anhänger dafür zu werben. Als die Julirevolution allen geistigen Bestrebungen freie Bahn ließ, kam auch der St.-Simonismus in Aufschwung und viele geistig freie Männer und Frauen bekannten sich zu ihm. Enfantin unterzeichnete am 30. Juni 1831 eine Proclamation, welche die Gütergemeinschaft, die Abschaffung des Erbrechts, die Emancipation der Frauen verlangte. Die Secte gewann Anhänger unter den jungen Männern aus den gebildeten Ständen. Der Nationalökonom Michel Chevalier, der Philosoph Pierre Leroux, Carnot, damals Minister des Unterrichts der Musiker Felicien David, zwei jüdische Banquiers, Eichthal und Pereira, Mitbegründer des Credit-Mobilier, traten der Sache bei. Enfantin wurde der oberste Vater der Familie; er trug mit der schwunghaften Beredtsamkeit jugendlicher Begeisterung die neue Lehre vor, welche den Stoff in seine Rechte wieder einsetzte. Zur Vermittelung der sinnlichen mit der übersinnlichen Welt diente ihnen das Symbol der Schönheit, der Liebe und der Kunst.

Enfantin begründete nun auf socialistischen Grundsätzen beruhende Werkstätten, deren Oberaufseher und Prophet er war. Die Quintessenz seiner Lehren, ein Mischmasch von gescheidten Ansichten und socialistischen Träumereien, ließ sich in die Sätze fassen: — Gott ist Alles, was Er ist; Alles ist in Ihm, Alles ist durch Ihn. Jeder von uns lebt Sein Leben und wir Alle communiciren in Ihm, denn Er ist Alles, was ist: Das oberste Wort, das unendliche Wort, löst sich in der Kunst in Sprachform, und außerhalb der Kunst in Symbole auf; der Gelehrte übersetzt es in Formeln, der Industrielle in begrenzte Formen. Der Theoretiker ist das Substantiv, der Practiker das Adjectiv und der Priester das Verbum.

Das wird einstweilen genügen, um den Lesern einen Begriff von den Lehren des St.-Simonismus zu geben, und wir kehren zu unsern Freunden zurück, denen zwei Herren entgegen kamen, die grüßend an ihnen vorübergehen wollten. Der Eine war ein hochgestalteter Mann von etwa fünf- bis sechs und dreißig Jahren, dem ein langer, wohlgepflegter Bart bis auf die Brust herab fiel, dessen ganze Erscheinung etwas höchst Imponirendes hatte. Sein kleinerer und in seiner äußern Erscheinung weniger auffallende Begleiter zeichnete sich durch eine höchst geistreiche Physiognomie aus. Heine schritt mit Lewald auf die Beiden zu.

„Meine Brüder," hob er an, „ich erlaube mir, Ihnen hier in Herrn August Lewald einen deutschen Schriftsteller von Ruf vorzustellen, der vor Begierde brennt, den Cultus der St.-Simonisten kennen zu lernen. Ich werde ihn zu unserer nächsten Versammlung mitbringen."

„Er soll uns hoch willkommen sein," erwiderte Enfantin und reichte dem Deutschen, in dem er bereits einen Neophyten der von ihm verbreiteten Lehre sah, mit einem warmen Druck die Hand.

Auch Olinde Rodrigues bewillkommte ihn und sagte sodann zu Heine.

„Sie haben sich so lange nicht in unseren Versammlungen sehen lassen, daß wir fast fürchteten, einen Abtrünnigen in Ihnen beklagen zu müssen. Es freut mich, zu sehen, daß wir uns geirrt haben."

„Ich muß Ihnen bemerken, theurer Bruder," setzte Enfantin hinzu, „daß wir Sie und Ihren Freund mit wahrer Freude in unserer Mitte sehen werden."

Und mit einer Art segnender Bewegung mit den Händen, schied er nebst seinem Begleiter von den beiden Deutschen, die über mancherlei Tagesinteressen gemüthlich plaudernd, ihren Weg fortsetzten und Heine's Wohnung erreichten, wo ihnen, da dessen

Diener eben krank zu Bette lag, ein häßlicher Mohr bald darauf den Thee auftrug.

Lewald fühlte sich unangenehm berührt von der tiefen Stille, von der Abwesenheit alles Lebens, die in diesem Hause herrschten, und der Mohr mit den fletschenden Zähnen und den wildrollenden Gluthaugen flößte ihm eine Art Angst ein, er konnte nicht begreifen, wie Heine in dieser Umgebung wohnen mochte. Dieser lachte ihn aus.

Sie trafen ihre Verabredungen für den andern Tag zu allerlei Gängen, die sie miteinander machen wollten, und versprachen, sich im Palais-Royal zu treffen.

Lewald machte sich am andern Morgen verabredetermaßen auf den Weg, doch am Ende der Rue-St.-Martin entstand ein Volksauflauf. Hunderte von Menschen gruppirten sich um den Treiber eines langen Gespanns von Maulthieren, die einen in Marseille beladenen Lastwagen zogen, und dem Führer eines mit Austern beladenen Karrens, der von Ostende kommend, seine Ladung in dem Rocher-de-Cancale in der Rue-Montorgueil abzuliefern hatte. Keiner wollte dem Andern ausweichen, es fielen Schimpfwörter wie Hagel, und Drohungen, die wahrhaft entsetzlich anzuhören waren. Die Umstehenden amüsirten sich köstlich, lachten, hetzten — aber nun wurde das Schauspiel noch interessanter, denn eine Austernfrau nahm die Partei des Flamänders.

„Ist es nicht eine wahre Schande, daß man den braven Mann hier aufhält," rief sie, „Austern müssen frisch gegessen werden, wenn sie gut sein sollen, und der Weg von Ostende bis in unser gesegnetes Paris ist weit. Da stehen die Tagediebe und gaffen, statt den marseiller Bengel mit seinen Maulefeln dahin zu stellen, wohin er gehört, und dem braven Mann einen Durchgang zu verschaffen."

„Ei, der Andere ist auch kein Dieb und Todtschläger," nahm sogleich eine Obsthändlerin Partei für den Provençalen.

„Hat der nicht eben so gut das Recht, ungehindert seiner Wege zu fahren? Was braucht sich der derbe Bengel ihm in den Weg zu stellen. Ich sage, er muß zurückweichen.“

„Was, zurückweichen,“ rief die Austernfrau mit geballten Fäusten; „der baumlange Mann sollte vor dem kleinen Knirps zurückweichen? nein, sagen Sie solch' einen Unsinn nicht noch einmal, Madame, sonst sage ich, Sie sind eine Gans von der rechten Art und Sie sollen meine Fäuste zu fühlen bekommen.“

„Kommen Sie an,“ rief die Andere kampfbereit. „Was! ich eine Gans — das hat mir noch Niemand gesagt, Sie vertrocknete ägyptische Mumie, die kaum ein Loth Haut auf den alten Knochen hat.“

Sie gingen auf einander los, ohne daß Jemand von den Zuschauern, unter denen sich auch Lewald befand, abgewehrt hätte; die Umherstehenden sahen dem Auftritt ruhig zu und freuten sich über die Wuth der Weiber, die sich in die Haare geriethen, und als die eine der andern ein ganzes Büschel ausgerupft hatte, hielt sie sie triumphirend in die Höhe und rief: „Sie sind ganz grau und die will noch Etwas heraus haben.“

Endlich schlug sich ein etwa fünfzehnjähriger Bursche in das Mittel.

„Meine Damen, ich bitte Sie,“ hob er an, „ereifern Sie sich nicht so, es könnte Ihrer Gesundheit schaden.“ (Bei diesen Worten drängte er sich zwischen Beide und brachte sie auseinander). „So ist es Recht — halten Sie Ruhe — lassen Sie die beiden Herren ihr Mißverständniß unter sich ausgleichen, das schöne Geschlecht ist zu zart, um sich in derlei Dinge zu mischen ... Nein, wirklich ich bitte, halten Sie sich ruhig. Sie sind ganz blaß, Madame, Sie müssen eine Herzstärkung nehmen, ein Gläschen Anisette könnte Ihnen nicht schaden ... Und Sie, Madame, sind so roth, daß ich fürchte, Sie werden einen Blutschlag bekommen, ich würde Ihnen rathen, gleich ein

Glas Zuckerwasser zu trinken, um einem Unglück vorzubeugen ... Sie haben vielleicht einen zärtlichen Gemahl, geliebte Kinder, die Sie beweinen würden. Ich bitte, erhalten Sie sich Ihren Lieben."

Mit diesen Worten, die von dem Spottgelächter der Zuschauer begleitet wurden, gelang es ihm, nachdem die beiden Kärner ihre ineinander verfahrenen Fahrzeuge losgemacht hatten und fortgefahren waren, die beiden Weiber auseinander zu bringen, die knurrend und belfernd, und sich einander Wuthblicke zuschleudernd, fortgingen. Ein frisch hinzukommender Bürger wandte sich an den Friedensstifter mit der Frage, was es gegeben habe. — „O, nichts," antwortete dieser kalt, „zwei boshafte Katzen haben sich einander gebissen, das war Alles."

Lewald ging weiter und ergötzte sich an dem regen Leben, das überall in den Straßen herrschte. Hier kamen die Kohlenbrenner mit ihrer schwarzen Ladung, dort die Weiber von Lavillette mit Karren voll köstlicher Gemüse, die zierlichen Bäuerinnen von Montmorency, die fette Milch in die Stadt brachten, die Gärtner mit dem prachtvollsten Winterobst. Die in den Straßen wohnenden Kaufleute stellten ihre Waaren zur Schau. Die Victualienhändler legten ihre buntgefleckten spanischen Artischoken, ihre mailändischen Brocoli, Hammelkeulen von Presalé, Rheinkarpfen aus Straßburg aus. Blüthenweißes Geflügel lag appetitlich zwischen grüner Brunnenkresse. Schildkröten, Rochen, Hummern, rosenrothe Krabben wurden überragt von einem Haufen der schönsten Ananaskartoffeln, und wirkliche goldgelbe Ananasse mit grünen Blätterkronen verbreiteten weithin ihren lieblichen Duft.

Lewald blieb vor jedem Laden stehen und betrachtete die ausgestellten Schätze; so war es schon ziemlich spät, als er endlich das Palais-Royal erreichte, wo ihn Heine bereits mit Ungeduld erwartete.

Er hing sich in den Arm des Freundes, und während sie durch die Galerien und die Baumgänge schlenderten, machte er ihn aufmerksam auf die ihnen Begegnenden.

„Sehen Sie, der Lange dort, mit dem Ernst in den Zügen, und dem mittelalterlichen Bart, ist der Maler Camille Roqueplan. Der Kleine neben ihm, in der zierlichen eleganten Kleidung, mit dem Bart à la jeune France, ist sein Bruder Nestor, der Redacteur des Figaro.“

„Das ist mir interessant,“ rief Lewald. „Aber sagen Sie, Bester, wer ist denn dort jener schwammige, etwas blaß aussehende Mann, der mit den vielen Damen stets lachend, eine Zahnlücke zeigt und in nicht gehöriger Toiletteverfassung ist.“

„Das ist der Salon-Romanenschreiber der feinen Welt, Herr von Balzac. Die schlanke Dame mit den himmlischen Augen, mit der er eben spricht, ist Leontine Fay und die neben ihr stehende Blondine ist Jenny Colon.“

„Ach, die beliebten Schauspielerinnen.“

„Ja, es sind die beiden Säulen, auf die sich das Gymnase-dramatique stützt. — Doch dort an dem Bassin können Sie eben die Sylphide Taglioni vorüber schweben sehen.“

Lewald blickte mit seinem Lorgnon schnell in der angedeuteten Richtung hin. Ein bewundernder Ausruf entfuhr seiner Brust.

„Darf ich fragen, wer der Herr mit dem trübseligen Gesichte ist, der sie eben grüßt?“

„Sie meinen den, der wie ein Gespenst einherschleichend, in zwei Röcke gehüllt ist, die Beide mit dem Band der Ehrenlegion geziert sind?“

„Ja, eben den meine ich.“

„Das ist der literarische Ladenhüter, der Vicomte d'Arlincourt.“

„Der die Fremde und den Einsiedler am öden Berge geschrieben hat?"

„Derselbe. Hinter ihm drein geht der Provençale Barthélemy, der stürmische Sänger der Nachegöttin. — Der dort mit starken Schritten auf uns zukommt, ist der Held vom St.-Martinsthortheater, der Liebling des Publicums, Frederic Lemaitre, der gefeierte Schauspieler."

Plötzlich zeigte Lewald auf einen Mann mit einem langen Bart, dem die Zehen aus den zerrissenen Stiefeln neugierig hervor sahen; sein in Fetzen herabhängender Rock ward durch einen Strick um den Leib festgehalten, doch aus allen Löchern und aufgeplatzten Näthen, guckte so recht coquett ein feines, schneeweißes Hemd heraus; ein alter Hut beschattete das wohlgenährte Gesicht und ein langer grauer Bart fiel ihm auf die Brust.

„Das ist der bekannte Duclos," erwiderte Heine.

„Aber wer ist Duclos? Mir ist er nicht bekannt."

„Er hat früher den Bourbons wesentliche Dienste geleistet, und kam in's Elend, weil er keine Unterstützung von ihnen erlangen konnte. Jetzt wird er von ihren Gegnern unterstützt, um sich alle Tage in diesem Aufzug im Palais-Royal zu zeigen, als ein lebendes Beispiel von der Undankbarkeit jenes Fürstenhauses."

Sie verließen jetzt den Palais-Royal, um einige Besuche zu machen. Unterwegs theilte Lewald dem Freunde mit, daß er nach Paris gekommen sei, um eine deutsche Zeitschrift und ein deutsches Schauspiel zu begründen. Er wollte Goethe's Faust in der Ursprache aufführen lassen, wollte den Franzosen Sophie Schröder, Madame Rettig, Karl und Emil Devrient, Marx, Urban und Jermann vorführen. Heine, der die Franzosen bereits besser kannte, hatte kein Vertrauen zu diesem Unternehmen, doch versprach er sein Möglichstes zu thun, um es zu fördern, und so führte er ihn denn für's Erste bei einigen seiner literarischen Bekannten ein.

Lewald sowohl als seine Frau hatten die Gabe, schnell Bekanntschaften anzuknüpfen und sich beliebt zu machen, so bildete sich denn bald ein ganz angenehmer geselliger Kreis um sie, der auch nicht ohne Reize für Heine war. Wenn Abends das Feuer im Kamin brannte und das Wasser im Theekessel seine Aeolsharfenmusik begann, dann versammelten sich die neugewonnenen Bekannten bei Lewalds, um im heitern Gespräche ein Stündchen bei ihnen zu verplaudern, bevor sie sich in das Theater oder in eine Soirée begaben. Auch Heine pflegte sich dann einzufinden. Er warf den Mantel ab, streckte sich in den Lehnstuhl, strich mit der Hand über die Stirn, klagte über Kopfschmerzen, die Madame Lewald nie als wirklich vorhanden gelten ließ, und bat um eine Tasse Thee.

Nun kamen die Faschingstage heran, aber auch die Cholera rückte der französischen Hauptstadt näher und näher.

Heine und Lewald trieben sich auf den Boulevards herum, um die Maskenzüge zu Wagen und zu Fuß zu sehen, die meistens bei den Weinwirthen anhielten und dem Glase tüchtig zusprachen. Viele hatten sich als Cholera verkleidet, das heißt, als alte, zerlumpte Weiber mit dicken Bäuchen, die durch Pantomimen Kolikschmerzen auszudrücken suchten. Andere stellten Kerls in zerrissenen Röcken mit strotzenden Taschen vor. Ein kleines Mädchen fragte ihren Vater, was diese Masken vorstellten.

„Sie haben sich als Bösewichte verkleidet, mein Kind!“ gab er zur Antwort.

Aber fast noch mehr als die Masken, nahm der Zug des fetten Ochsen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch, der sich die drei Tage über durch die verschiedenen Straßen der weitläufigen Stadt bewegte. Am Sonntage ging der Zug aus den Schlachthöfen von Villejnif nach der Polizeipräfectur und dem Stadthause, wo der Wohlgenährte, dem Präfecten und dem Maire seine ergebene Aufwartung machte .. Am Montag bewegte er sich nach den Tuilerien und dem Palais=

Royal, um der königlichen Familie seine Aufwartung zu machen, und am Dienstag besuchte er das Palais-Bourbon, die Boulevards, die öffentlichen Institute, und auch mehre reiche Privatleute wurden mit seinem Besuche beehrt, nur den Baron von Rothschild verschmähte er, vielleicht, weil er nicht ahnte, daß dieser bereits eine Banknote von fünfhundert Franken zurecht gelegt hatte, um seine Begleiter damit zu gratificiren.

Der Zug wurde von Gensdarmen eröffnet, dann folgten Trommler und Pfeifer, Spanier und wilde Männer zu Pferde und zu Fuß, Genien, die Blumengewinde trugen, fehlten auch nicht; Männer, in großen Allongeperücken führten den mit einer rothen, goldbordirten Decke behangenen Ochsen, worauf ein mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Liebesgott saß. Hinter ihm schritt ein Herkules mit einer Keule, und den Beschluß machte ein großer Wagen, worauf Masken von allen Arten sich befanden. In der Mitte des Wagens ragte ein langer Stab hervor, worauf sich ein kleines, goldenes Oechslein befand.

„Schade daß der Amor so schmutzig ist, und daß die Florkleider und Guirlanden der Genien bereits so zerknittert und abgeblaßt aussehen,“ bemerkte Lewald.

„Das ist ein Sinnbild, daß die Liebe, die vom Himmel stammt, gar oft in den Schmutz der Erde fällt, und daß alles Schöne der Vergänglichkeit unterworfen ist,“ erwiderte Heine mit seinem frivolen Lachen — aber sie waren noch keine hundert Schritte weiter gekommen, als seine Miene plötzlich sehr ernst wurde, denn während auf der einen Seite Freudenmädchen, Metzgerknechte, Taschendiebe, Musikanten, Pöbel und Straßenjungen in wilder, bacchantischer Lust dahin zogen, bewegte sich in entgegengesetzter Richtung, auf der andern Seite mit feierlichem Ernste ein Zug daher, an dessen Spitze Alexander von Humboldt, Sylvester de Saci und die ersten Gelehrten einherschritten, so wie auch die Elite der Rednerbühne.

Heine machte seinen Begleiter auf den Zug aufmerksam.

„Lassen Sie uns die Hüte abziehen, Lewald, um einem großen Todten die letzte Ehre zu erzeigen — es ist der berühmte Champolion, der Entzifferer der ägyptischen Hieroglyphen, der hier zu Grabe geleitet wird."

Sie blieben stehen, und nahmen ehrerbietig die Hüte ab, bis der Trauerzug an ihnen vorüber war, dann sagte Lewald:

„Ist es nicht eine bittere Ironie des Schicksals, daß hier ein Ochse, dort ein Gelehrter den letzten Gang geführt wird."

So verging der Rest des Winters theils in geselligen, theils in Kunstgenüssen von mancherlei Art. Lewald hatte die beste Hoffnung für das Zustandekommen seines Unternehmens, schon hatte er die Presse in sein Interesse gezogen, der Moniteur sprach von dem Unternehmen, das er beabsichtigte, und nannte die Schröder la première tragedienne de l'époque, er erwartete das Beste von dem nächsten Winter, und so sah er mit Freuden im März die Veilchen aus der Erde sprossen und die ersten schönen Tage bringen. Anfangs April standen die Bäume schon in Blüthe, und so forderte er Heine einst auf, mit ihm und seiner Frau nach Versailles zu fahren, um das dortige Schloß und die Kunstschätze zu besehen.

Heine, der auch noch nicht in Versailles gewesen war, ging bereitwillig auf Lewald's Wunsch ein, es wurde beschlossen, schon am frühen Morgen hinzufahren und auf dem Rückwege in St.-Cloud zu Mittag zu speisen.

Der Tag war schön, die Sonne brannte heiß wie im Sommer, und in ziemlich leichter Toilette machte man sich auf den Weg nach dem alten Königssitze, wo man in der heitersten Stimmung ankam.

Nachdem sie die Stadt nach allen Richtungen durchzogen hatten, sagte Lewald:

„Man muß gestehen, daß in diesen luftigen, breiten Straßen eine Langeweile voll Majestät wohnt, die fähig ist, große Gedanken zu nähren."

„Diese Behauptung ist höchst parador," rief Heine, der fortfuhr, zwischen den großen Häusern umher zu streichen, deren Aufschriften noch die glänzende Hofhaltung Ludwig's XVI. verriethen, die aus Versailles einst den Gipfelpunct der Europäischen Gesellschaft machte. Sie begaben sich nun in das Schloß, wo sie die in zwanzig Sälen aufbewahrten Gemälde einer flüchtigen Besichtigung unterwarfen, dann betraten sie den Park, an den sich so viele historische Erinnerungen knüpfen, den die schöne Königin Marie-Antoinette oft so freudig und dann so leidvoll, von so schweren Sorgen niedergebeugt, durchschritten hatte, und hielten sich so lange darin auf, bis der kühlwerdende Frühlingsabend sie mit einem leisen Frösteln durchschauerte, und die zwischen den dunkeln Taxushecken stehenden Marmorbilder sie gespensterartig anschauten.

„Laßt uns gehen," sagte Madame Lewald, indem sie sich ängstlich an ihren Gatten anschloß, „hier unter diesen weißen Gestalten, die so todtenstill dastehen, wird es mir ganz ängstlich zu Muthe."

„Ja, ja, wir wollen so schnell als möglich nach Paris zurück," rief Heine.

Aber als sie an das Haus kamen, aus dem die Diligence abging, war diese eben abgefahren. Eine andere abzuwarten, schien ihnen langweilig, so kam man überein, auf der Straße langsam fortzuwandeln, bis das Fuhrwerk sie einholen würde, da von Viertelstunde zu Viertelstunde eins abging. Am Morgen waren so viele Plätze leer gewesen, daher sie nicht zweifelten, daß es am Abend auch so sein würde und daß sie nur einzusteigen brauchten.

Sie waren eine ziemliche Strecke gegangen, als sie hinter sich Peitschenknallen hörten und die Diligence herbeirollte. Es war hohe Zeit, da bereits seit einigen Minuten ein sanfter Regen zu träufeln begann, und die sich mehr und mehr zusammenziehenden schwarzen Wolken einen tüchtigen Platzregen

verhießen. Sie warteten unter einer breiten Linde auf den heranrollenden Wagen, dem sie schon von Weitem Zeichen machten. Aber der Postillon schüttelte den Kopf und während er vorbeirasselte, rief ihnen der Conducteur die Donnerworte zu: „Alles besetzt!“ und aus dem Wagenschlage sahen schadenfrohe Gesichter heraus.

Heine fluchte auf deutsch ganz gräßlich; seinen Mund umgab jener bittere Byron'sche Zug, der ihn so interessant machte, dann sahen sich die drei durchnäßten Menschen zusammenschauernd an und hielten Rath. Es blieb ihnen nichts übrig, als im Regen weiter zu gehen, was sie denn auch thaten — Madame Lewald mußte ihren schönen lila Frühlingshut, der mit weißem Flieder verziert war, dem ungünstigen Himmel zum Opfer bringen. Endlich erreichten sie ein einzeln stehendes Haus, in dem sie die Diligence abzuwarten beschlossen. Heine öffnete die Thür und bat eine ihm entgegen tretende häßliche Bäuerin um die Erlaubniß, bei ihr eintreten und die Diligence abwarten zu dürfen. Die erbetene Erlaubniß wurde bereitwillig zugestanden, aber die kleine Gesellschaft wäre fast wieder umgekehrt, als sie in die kleine Stube tretend, bemerkten, daß Elend und Schmutz sich den Raum streitig machten.

In dem Glauben, daß es ihre Schuldigkeit sei, Gastfreundschaft gegen ihre Gäste auszuüben, brachte die Bäuerin Schwarzbrod, einen großen Käseleib, sogenannten frommage de Brie und einen Krug sauern Landwein herbei.

„Lassen es sich die Herrschaften schmecken,“ sagte sie, „ich würde Ihnen gerne etwas Besseres vorsetzen, aber wir sind arme Leute.... Du lieber Gott, wie naß das arme kleine Frauchen ist... wenn es Ihnen nur nicht an der Gesundheit schadet. Hätte ich nur trocknes Reisig im Haus, so würde ich Ihnen ein tüchtiges Feuer anzünden, um Ihre Kleider zu trocknen, und Ihnen einen Fliederthee kochen, um sich von innen zu erwärmen... aber mein Bub' ist in den Wald gegangen, um Holz

zu lesen, und noch nicht wieder heim ... doch warte, Du Schlingel, Du sollst es gehörig haben ... indessen trinken Sie Wein, der wärmt auch.“

Sie dankten der gutmüthigen Frau für ihre Freundlichkeit und Lewald ließ sich's schmecken; seine Frau genoß kaum etwas von der groben Speise, und Heine verschmähte grollend jeden Bissen.

Nach einer Weile sagte die Bäuerin:

„Eben kommt eine Diligence, ich höre ihr Rollen in der Ferne.“

Mit einem Satze war Heine vor der Thür; die beiden Andern folgten ihm nach, nachdem Lewald ein Zweifrankenstück für die Bewirthung auf den Tisch gelegt hatte. Es war indessen dunkel geworden, man konnte die Diligence im Nebel fast nicht unterscheiden; sie ließen weiße Tücher wehen und Heine stieß ein freudiges: Gott sei Dank hervor! als der Wagen stille hielt.

Aber ach! es war nur noch ein Platz frei. Nun entstand ein edler Wetteifer der Freundschaft in deutscher Sprache, Jeder wollte dem Andern den Platz abtreten, und da Keiner Miene machte einzusteigen, so warf ihnen der Conducteur gewaltig fluchend ein paar Sauerkrautköpfe und deutsche Bengels in's Gesicht und befahl weiter zu fahren, welches der Postillon schimpfend that.

Die kleine Gesellschaft begab sich seufzend wieder in die räucherige Stube zurück und jetzt nahmen Alle ihre Zuflucht zu Käse und Wein, denn der Magen machte seine Rechte geltend, der schreiende Hunger wollte befriedigt sein. Madame Lewald langte zu, als ob sie die kostbarsten Leckerbissen vor sich stehen hätte, nur einmal sagte sie seufzend:

„Ach Gott, wie ist es doch so schade, daß unser heute Morgen projectirtes Diner in St.-Cloud so schändlich zu Wasser geworden ist.“

„Da kannst Du sehen, was Vorsätze, was menschliche Entwürfe sind,“ gab ihr Mann zur Antwort und schnitt sich abermals ein Stück Käse ab.

Heine sah von Zeit zu Zeit ungeduldig zum Fenster hinaus. Die Nacht wurde immer schwärzer, der Regen goß in Strömen herab, und der Unmuth erreichte seinen höchsten Grad, als die Bäuerin, den trübe brennenden Docht der Ampel mit einer Nadel aufstechend, sagte:

„Die Herrschaften werden wohl bei mir übernachten müssen, da dieses für heute die letzte Diligence war; es kommt keine mehr."

„Wie, was!" rief Heine voll Entsetzen — „Ihr scherzt wohl, gute Frau — wie sollen wir denn nach Paris kommen."

„Das dürfte schwer zu bewerkstelligen sein, wenn Sie nicht zu Fuß durch den Regen patschen wollen, was Sie der Dame wegen doch nicht können. Ich werde Ihnen eine tüchtige Streu hier auf den Boden machen und auch eine wollene Decke geben — eine Nacht geht bald vorüber, morgen gibt es wieder gutes Wetter, denn sehen Sie, der Kapuziner dort auf meiner Komode fängt bereits an, seine Kapuze wieder sinken zu lassen."

Die Drei verstummten vor Schrecken. Der Gedanke, in der Hütte übernachten zu müssen, war ihnen fürchterlich. Der Wein und der Käse war verzehrt; Madame Lewald's Zähne fingen an zu klappern, Heine verspürte einen Anfang nervöser Crispationen, Lewald pfiff: Ei du lieber Augustin, und es begann sich eine stille Sehnsucht nach dem Vaterland in ihm zu regen. Da war es ihnen, als ob wieder etwas durch die Nacht rolle. Die Bäuerin lief vor die Thür und kam gleich darauf mit der Freudenbotschaft zurück, daß ein Coucou im Anzuge sei. Sie stürzte abermals hinaus, und von ihr angerufen, hielt gleich darauf ein pruhstendes Pferd still und ein buntes Durcheinander von Männer- und Frauenstimmen wurde vernehmbar. Unsere Freunde standen im strömenden Regen vor der Thür und verlangten mitzufahren. Der Kutscher schlug den Fußtritt herunter und wollte sie aufsteigen lassen, aber da brach eine offene Rebellion unter der im Innern des Wagens befindlichen Gesellschaft aus.

„Sind Sie toll, Kutscher," rief eine grobe Baßstimme, „Alles ist ja voll, es kann keine Mücke mehr herein."

„Noch mehr Leute in diesen Kasten, der so schon einer Arche Noah gleicht, das ist mir schön … man erstickt jetzt schon," ließ sich eine feine Discantstimme vernehmen.

„Alle Plätze sind besetzt, es darf keine Maus mehr herein, wenn sie nicht sogleich wieder hinausspedirt sein will," drohte eine dritte Stimme.

Und alle Stimmen schrieen wie toll durcheinander: „Wir leiden es nicht, es darf Niemand mehr herein!"

„Es soll ja auch Niemand hinein," begütigte der Kutscher mit großer Höflichkeit, „ich will nur meinen eigenen Platz dem Herrn einräumen und mich seitwärts auf den einen Schenkel der Gabeldeichsel placiren. So wird es zur allseitigen Zufriedenheit gehen, die Herren und Damen sollen nicht im Geringsten incommodirt werden."

Man beruhigte sich im Innern des Wagens, aber der spitzbübische Kutscher wußte wohl, daß es sich um mehr als eine Person handelte.

Jetzt wurde Madame Lewald mühsam auf den Kutschersitz gehißt, dann folgten ihre beiden Begleiter, einer um den Andern, ihr mühsam nach und nahmen auf dem schmalen Bretchen Platz. Im Innern des Wagens weicht jetzt der Zorn einer unbändigen Heiterkeit und jeder neue Aufsteigende wurde mit einem wiehernden Gelächter begrüßt. Als sich die Zuletztaufgestiegenen rückten und streckten, um wenigstens nicht allzupeinlich zu sitzen, krachte und schwankte das gebrechliche Fuhrwerk auf eine schreckenerregende Weise, worauf im Departement des Innern sogleich ein heftiges Geschrei im Discant ertönte und Einspruch gegen das Mitnehmen der Eindringlinge erhoben wurde. — Doch ein tüchtiger Ruck brachte endlich Alles in's Gleichgewicht, der Kutscher faßte Posto auf der Deichsel, das Pferd zog an und begann dann in einem schwerfälligen Tritt sich fortzubewegen.

Die Nacht war indessen rabenschwarz geworden. Das oberhalb des Kutschersitzes angebrachte Vordach war zu kurz, um die Daruntersitzenden schützen zu können, es tropften beständig große Tropfen davon ab, und so oft es einen Stoß gab, ergoß sich eine ganze Fluth angesammeltes Wasser über die Nasenspitzen unserer Freunde, die an allen Gliedern bebend mit den Zähnen klapperten. Da wurde das Mitleid des Kutschers rege, und er legte gefühlvoll eine übelriechende Pferdedecke über ihre vom Frost erstarrten Glieder.

Endlich strahlten ihnen, wie ein Pharus des Heils, erleuchtete Häuser und ein langer Palast entgegen. Es war die Porzellanfabrik von Sevres, an der sie eben vorbei fuhren. Heine wollte absteigen und an dem Ort übernachten. Madame Lewald legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn mit sanfter Bitte zurück.

„Thuen Sie es nicht," sagte sie, „Sie könnten es schwer büßen müssen, denn da es Ihnen an allen Bequemlichkeiten gebricht, da Sie weder Kleider noch Wäsche wechseln können, so könnten Sie möglicherweise krank werden."

Lewald stimmte seiner Frau bei und stellte ihm vor, daß das Ziel ihrer Leiden ja nun bald erreicht sei — so ließ sich Heine bereden und blieb.

Endlich tauchten die tausend Lichter der langen Quais wie ein Meer goldflimmernder Sterne aus dem Nebel vor ihnen empor, und sie begrüßten mit einem freudigen Ausruf die Barrière. Aber leider fuhr der Wagen nicht weiter als bis in die elysäischen Felder, die müden, durchnäßten, frierenden Reisenden mußten noch eine halbe Stunde zu Fuß zurücklegen, und so eilig wie möglich suchten sie die Arcaden der Rue-Rivoli zu erreichen, doch athmeten sie erst froh auf, als sie in die Galerien des Palais-Royal traten, die ihnen so warm durchduftet entgegen lachten, daß es sie anwehte wie traute Häuslichkeit. Pestel, in dessen Restaurant Lewalds gewöhnlich ihre Mahl-

zeiten einzunehmen pflegten, hatte sein Etablissement bereits geschlossen, so gingen sie Au Périgord, damals ein sehr elegantes Café-restaurant, und erholten sich bei leckern Speisen und guten Weinen von den ausgestandenen Mühseligkeiten des Tages. Zum Schluß mußte ein heißer Punsch das Uebrige thun.

Der Spalt wird immer größer. Alexander. Die Cholera.

Heine besuchte von Zeit zu Zeit die Versammlungen in der Passage-du-Saumon, aber er fühlte sich nicht dadurch erquickt und gehoben, sondern wo er konnte, goß er seinen Spott darüber aus.

Seit einiger Zeit aß er mit Börne in einem Restaurant in der Rue-Lepelletier, wo viele deutsche Handwerker verkehrten.

Einst fragte Heine über Tisch, was Börne von Robespierre halte. Dieser, nachdem er einen Löffel voll Suppe bedächtig zum Munde geführt hatte, erwiderte:

„Ich halte dafür, daß Robespierre und Lafayette die einzigen ehrlichen Leute in der französischen Revolution waren.“

„Dieser Ansicht bin ich auch,“ sagte Heine.

Er will mich aushorchen, dachte Börne, und ward im Stillen ganz maliciös. „Wenn ich einmal bestimmt erfahren könnte, was Heine schreibt, so würde ich im Stande sein, denselben Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. — „Nach einer Weile fragte er laut:

„Haben Sie die Buchhändleranzeige von Ihren Adelsbriefen gelesen?“

„Nein. Warum fragen Sie?“

„Weil es darin unter Anderm heißt, man setze einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen, indem es eini-

ges Aufsehen mache, den burlesken Satyriker, oder den niedern Komiker, auf einmal als Freiheitsapostel wieder zu finden."

„Wo steht das?" rief Heine erregt.

[*] „Das steht in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung, die der größte Viehstall sind, den ich je gesehen," erwiderte Börne mit einem schadenfrohen Lächeln.

Heine verzog die Lippen und aß ruhig weiter, ohne ein Wort zu sagen, aber er würgte seinen Zorn im Stillen hinunter. Längst hatte er Börne's beständiges Kannegießern mit Mißfallen aufgenommen, dieses immerwährend politische Raisonniren war ihm im höchsten Grade zuwider, besonders bei Tische, wo er so gern alle Misère der Welt vergaß, verdarb ihm Börne die besten Gerichte durch seine patriotische Galle, die er wie eine bittere Sauce darüber hingoß. Er stoppelte Hiobsposten aus der Heimath aus den unzuverlässigsten Zeitungen zusammen, so daß Heine sich manchmal die Ohren zuhielt und wie in Verzweiflung rief:

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, schweigen Sie still. — Sie werden mir eine Unverdaulichkeit zuziehen mit Ihren verfluchten Bemerkungen, ich halte es nicht aus, ich will wenigstens in Ruhe essen."

Börne lachte bitter und rieb sich behaglich die Hände, um im nächsten Augenblick von Neuem die alte Leyer abzuspielen.

Dazu kam noch, daß in der Regel zwischen Suppe und Rindfleisch eine schmutzige Subscribtionsliste um den Tisch herum ging, die unterschrieben werden mußte. Heine unterschrieb jedesmal mit vor Wuth zitternder Hand, weil ihm das Gift im Herzen kochte. Ganz in Verzweiflung brach er eines Tags los, als man sich auch gegen den Papst und dessen politisches Verfahren in der Romagna erklärte.

„Was Teufels geht Euch der Papst an," rief er zornvoll. „Ihr treib's zu arg; was habt Ihr Euch in fremde Angelegenheiten einzumischen? Deutschland ist das Feld, das Ihr

zu bebauen habt, was darüber hinausliegt, darf Euch nicht kümmern.... Laßt mich in Ruhe, ich unterschreibe nichts mehr."

Noch ärger wurde es, als im April Siebenpfeiffer's Aufruf zu einem Nationalfest der Deutschen, das in den Ruinen des alten Schlosses Hambach in der bairischen Pfalz abgehalten werden sollte, in den Zeitungen erschien und alle deutschen Patrioten in ganz Europa aufgefordert wurden, sich daran zu betheiligen. Börne war gleich Feuer und Flamme, die Begeisterung schlug ihm zu allen Poren heraus, er sah bereits im Geiste das einige Deutschland zu einer Republik umgewandelt, und so stachelte er die in Paris wohnenden Deutschen an, die überrheinische Sache durch Adressen zu unterstützen. Es wurden Versammlungen abgehalten, Reden von der Tribüne herabgedonnert, Beschlüsse gefaßt. Heine erschrak vor diesem gewaltigen Treiben, diese massenhaften Verbrüderungen beängstigten ihm das Herz, die demokratischen Zumuthungen, die man an ihn als einen Freiheitsdichter richtete, belästigten ihn im höchsten Grade, und als er sich entschieden weigerte, die an das Festcomité nach Hambach abzusendende Adresse zu unterschreiben, gerieth er in einen heftigen Streit mit Börne, der ihn anschrie:

„Ein echter Mann darf kein Sybarit, kein Weichling sein, kein schwacher, liebesiecher Herkules, der sich von einer Omphale an den Spinnrocken bannen läßt. Der Mann ist sich vor allen Dingen dem Vaterlande schuldig, oder ich rufe „pfui Teufel" über ihn."

„Sagen Sie, was Sie Lust haben," rief Heine, „es ist mir ganz gleichgültig und es ärgert mich nur, daß Sie mit Ihrem kränklichen Körper den fanatischen Königsfresser spielen, und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet bringt, mitunterschreiben. Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen?"

„Nun, wie denn, mein Verehrtester?" sagte Börne, der sich mit den Händen in beiden Hosentaschen lächelnd vor ihn hinstellte und sich auf den Absätzen wiegte.

„Sie kommen mir vor, wie eine wahnsinnige Elephantenmama, die ein Kameel geboren hat, welches wiederum einen Waldteufel zeugte.“

Als er das gesagt hatte, verließ er das Restaurant, dessen Thür er heftig hinter sich zuschlug, um nicht mehr wieder zu kommen. Er suchte sich ein anderes Speisehaus aus und vermied Börne, wo er irgend konnte. Dieser dagegen bot Alles auf, daß sie sich begegnen mußten, er kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte; wo dieser aß, wollte er auch essen, er stellte eine förmliche Hetzjagd nach ihm an, und so brachte er denn auch glücklich das Haus heraus, in dem Heine seine Mahlzeiten dermalen einzunehmen pflegte.

In dieser Restauration aßen nur politische Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen. Nachdem Börne Heine in sarkastischer Weise begrüßt hatte, ließ er den Blick über die Gesellschaft gleiten, deren Mitglieder er alle kannte, und sagte:

„Ich werde künftig auch hier speisen, lieber Heine, ich kann Ihre Nähe einmal nicht entbehren und sehen Sie doch, wie schön sich das trifft,“ setzte er mit einem freudigen Händereiben hinzu, „wir Beide sind in der ganzen Gesellschaft die Einzigen, welche nicht von ihren respectiven Regierungen zum Tode verurtheilt worden sind, aber ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, es eben so weit zu bringen, wir werden am Ende Alle gehängt, und Sie so gut wie ich.“

Heine's Herz war bereits wieder so mit Zorn überladen, daß es mit einer Explosion drohte, doch suchte er sich zu mäßigen und sagte mit verhaltener Wuth:

„Es wäre allerdings für die Sache der deutschen Revolution förderlich, wenn unsere Regierungen etwas rascher verführen und einige Revolutionaire wirklich aufhängen ließen, damit die Uebrigen sähen, daß die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles gesetzt werden müsse.“

[*] „Sie wollen gewiß,“ fiel ihm Börne in die Rede,

„daß wir nach dem Alphabet gehängt werden, und da wäre ich einer der Ersten und käme schon im Buchstaben B.; man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen, und es hätte dann noch gute Weile, bis man an Sie käme, tief im H.“

Heine hatte indessen abgegessen, er trank seinen Wein aus, warf seine Serviette auf den Tisch, grüßte stumm, berichtigte seine Zeche bei der Comptoirdame und entfernte sich mit raschen Schritten. Börne sah ihm mit einem maliciösen Gesichte nach.

„Der meint, er könnte mir entlaufen,“ dachte er im Stillen. „Warte nur, hochmüthiger Bursche, jetzt sollst Du erst recht an meiner Angel zappeln.“

Heine mied auch dieses Restaurant, und da ihn Börne in den nächsten Tagen nicht zu entdecken vermochte, so incommodirte er ihn in der Nachtruhe, indem er einst um Mitternacht zu ihm heraufgestiegen kam und ihn aus dem süßesten Schlaf weckte.

„Was Teufel, was wollen Sie denn zu dieser nächtlichen Stunde,“ rief Heine ganz erschrocken, als er den Eingetretenen bei dem Schein der Nachtlampe erkannte. „Was ficht Sie an, daß Sie mich im Schlafe stören?“

„Ah! bester Heine,“ hob Börne kläglich an, „mein Herz ist so voll, ich muß es vor Ihnen ausschütten. Aber wie kommt es, daß ein Lebemann wie Sie, schon jetzt im Neste liegt?“

„Ach!“ seufzte Heine mit matter Stimme, die sanft war wie eine Liebkosung, „ich fühle mich seit einiger Zeit so erschöpft, daß ich Abends um neun Uhr zu nichts mehr tauglich bin, sondern mich zu Bette legen muß.“

„Das wundert mich nicht bei Ihrer Lebensart.“

„Wie denn bei meiner Lebensart! Ich leide am Kopf durch angestrengte Arbeit.“

„Machen Sie sich das nicht weiß,“ rief Börne, in dem die eingeschlummerte Theilnahme erwachte. „Sie führen ein Leben, welches die Nerven und das Gehirn völlig zerstören muß.... Sie sind genöthigt, Ihren Körper zu einem Queck=

silberbergwerk zu machen, und wenn Sie so fortfahren, werden Sie mit der Zeit ganz simpelhaft, vielleicht wahnsinnig werden."

Heine sah betroffen vor sich nieder, Börne gab ihm nun mit dem wärmsten Eifer Verhaltungsregeln, aber Heine's Character war in Paris bereits zu morsch geworden, er hatte keine Willenskraft mehr, so suchte er denn abzulenken und verlangte nochmals zu wissen, was Börne denn eigentlich zu so später Stunde hergeführt habe.

Dieser jammerte nun eine ganze Stunde lang über die Leiden des deutschen Volkes. Endlich schloß er seine Jeremiade mit den Worten:

„Noch Etwas muß ich Ihnen sagen, Heine. Wir Deutschen sind nicht mehr sicher in Frankreich. Wolfrum ist heute aus Paris verwiesen worden."

„Das thut mir leid um den jungen Mann," sagte Heine mit aufrichtigem Bedauern; „er war ein Schwärmer, aber er hat es treu gemeint. — Und Garnier?"

„Den können sie nicht aus Frankreich verweisen, aber er mußte bereits vor einigen Tagen aus Paris flüchten, weil sein Gastwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht etwa indem er ihm die Speisen zu vergiften drohte, sondern vielmehr weil er ihm gar nichts Eßbares mehr ohne Bezahlung verabreichen wollte."

„Es ist Schade, daß Garnier ein so verkommener Mensch ist," äußerte sich Heine, „er besitzt im höchsten Grade alle demagogischen Talente und verbindet viel Geist und Kenntnisse mit großer Beredtsamkeit, aber er ist ein Ränkespinner."

„Stürzen Sie einmal die Staaten um, ohne Ränke zu spinnen," fuhr Börne lebhaft auf. „Doch was ich sagen wollte, ich gedenke zu dem Nationalfest nach Hambach zu gehen und bin eigentlich gekommen, um Sie zum Mitgehen aufzufordern."

Heine lehnte diesen Antrag entschieden ab. Vergebens bot Börne seine ganze Beredtsamkeit auf, um seinen Entschluß

zu erschüttern; er stellte ihm vor, von welch' einem begeisternden Einfluß auf die deutsche Sache sein Erscheinen unter den deutschen Patrioten sein würde, Heine beharrte fest auf seiner Weigerung, und nun den Landsmann für die Sache des Vaterlandes verloren gebend, entfernte sich Börne mit einem Seufzer des Bedauerns.

Heine drohte ihm mit der Faust nach.

„Gehe hin und komme nicht wieder," murmelte er ärgerlich vor sich hin. „Unsere Wege gehen fortan auseinander. Ein Blick auf den lieben Getreuen, auf den vielköpfigen, mit den Schwänzen zusammenhängenden Rattenkönig, dessen Seele Du bist, wird mich mit Ekel erfüllen und mich zurückhalten von jeder neuen Berührung mit Dir."

Er hüllte sich in seine Decke, kehrte sich nach der Wandseite und schlief wieder ein.

Während Börne seine patriotische Reise nach Deutschland antrat, um dem großen Völkerfeste beizuwohnen, begaben sich Heine und Lewald eines Tags in das hinter dem Palais-Royal in der Rue St.-Honoré gelegene Kaffeehaus de-la-Regence, in dem die berühmtesten Schachspieler der Welt ihren Klub hatten.

Während sie ihren Kaffee schlürften, fiel Lewald ein kleiner Mann auf, der mit der Pfeife im Munde, mit gekrümmtem Rücken hinter dem Ofen saß. Er hatte ein vergelbtes, verschrumpftes Menschengesicht, die Haut glich einem gewaschenen, nicht geglätteten Handschuh. Der unheimliche Eindruck, den diese Individualität machte, wurde noch erhöht durch ein paar große, runde Augen, die wie die einer Eule bei Tage, theilnahmlos aus ihren Kreisen in die Welt hervorglotzten und gespenstige Blicke versendeten. Eine kleine, gelbliche Perrücke bedeckte nur knapp den glänzenden, schön gewölbten Schädel. Die Kleidung, die ihm nachlässig um den Leib hing, war schmutzig, doch nicht unmodern.

Mit den Augen nach ihm hinweisend, fragte Lewald seinen Begleiter.

„Können Sie mir wohl sagen, was das für eine auffallende Erscheinung ist?"

„O ja," erwiderte Heine, „das kann ich wohl. Dieser Mensch heißt Alexander und ist ein geborner Würzburger. Er hat einst ganz Europa in Erstaunen gesetzt und gab den größten Mechanikern, Mathematikern und Physikern ein Räthsel zu rathen, das unaufgelöst blieb, wofür er täglich zwei Louisdor in die Tasche steckte."

„Sie spannen meine Neugierde, indem Sie mir selbst ein Räthsel aufgeben. Ich bitte, sich deutlich zu erklären."

„Dieser Mann," hob Heine wieder an, „ist der erste jetzt lebende Schachspieler, der einst Kempelen's Schachmaschine belebte, in deren Innerm er steckte, seine kleine Tabakspfeife rauchte und seine Gegner zu Wuth und Verzweiflung brachte. Jetzt ist er Besitzer des Café=Alexander in der Rue=des=Colonnes Nr. 11, das jedoch nur von Commissionairen und Handelsleuten besucht wird, die ihre kleinen Abrechnungen dort halten, und eine Tasse Kaffee oder ein Gläschen Liqueur dabei verzehren."

„Aber wie war es denn möglich, daß er Platz in dem Automaten finden konnte?" rief Lewald zweifelhaft.

„O ja, das ging schon ... Die Schachmaschine stellte einen Türken vor, der ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren vor sich hatte; ihm gegenüber saß als Gegner ein mit Fleisch und Bein bekleideter Mensch, der Verstand und warmes Blut hatte. Nachdem sich der Mensch lange bedacht, that er einen wohlüberlegten Zug. Da schnurrten die Räder, die der Türke statt der Gedärme im Bauche hatte, er erhob den Arm, seine Finger faßten die richtige Figur, er that den richtigen Zug, und der Arm fiel schnurrend wieder nieder. Dieses wiederholte sich so lange bis der Mensch matt war, und der Holzklotz das Spiel gewonnen hatte."

„Aber," rief Lewald, „dieses Spiel eines lebenden Menschen mit einem leblosen Hexenkerl muß doch höchst peinlich gewesen sein."

„Das glaube ich selbst."

„Und er gewann immer die Partie?"

„O nein, manchmal unterlag der Automat, aber nur höchst selten."

„Und dort der Mensch befand sich im Innern der Maschine?"

„Ja, er kauerte in dem Fußgestelle; mit Schweißtropfen im Gesicht, berechnete er ängstlich das Spiel; er war, wie er mir erzählte, oft dem Ersticken nahe, indem er in dem engen Behälter seine Pfeife rauchte, da es ihm, ohne zu rauchen, unmöglich gewesen wäre, eine Partie zu gewinnen."

„Aber wurde denn die Maschine von den Mitspielenden nicht untersucht, um sich zu überzeugen, daß kein Betrug obwalte?"

„Gewiß wurde sie das; doch wenn Kempelen die Maschine und das Fußgestell öffnete, um zu zeigen, daß Beides leer sei, mußte der gnomenartige Alexander indessen in eine andere Abtheilung schlüpfen. Doch die Rolle, die er zu spielen hatte, sagte ihm auf die Länge nicht zu, da er nach beendigtem Spiel, wenn er das Gehäuse ohne Gefahr verlassen durfte, immer mehr todt als lebendig war und seines Erwerbes nicht froh werden konnte. Seitdem trat er hier im Café-de-la-Regence als Schachspieler auf, wo er sich bald einen Ruf erwarb und bedeutende Summen gewann, womit er selbst ein Kaffeehaus gründete, das aber nicht von jenem Schlag von Leuten besucht wird, den der Besitzer gern hingezogen hätte."

Sie hatten indessen ihre Tasse geleert und verließen jetzt das Kaffeehaus, das heute ziemlich leer war, denn die Bevölkerung von Paris lag unter dem Bann eines panischen Schreckens, da die Cholera der Hauptstadt immer näher kam und ihre gefährlichen Verwüstungen dort zu beginnen drohte. Es trat eine Stockung in den geselligen Freuden ein, selbst der Straßen-

verkehr war heute nicht so belebt als sonst, und auf allen Gesichtern drückte sich Schrecken und ängstliche Erwartung aus.

Das berührte jedoch unsere Freunde nicht, die über mancherlei Tagesinteressen gemüthlich plaudernd Heine's Wohnung erreichten, wo ihnen dessen aus Hamburg mitgebrachter Diener mit einem langen, offenbar sehr bestürzten Gesichte entgegen kam.

„Nun, Pitter, was gibt es?" rief Heine lachend, „Du siehst ja aus, als ob alle Petersilie um ganz Paris mit einem Male verhagelt wäre, oder als ob die Verhältnisse es erheischten, daß die Gänse das Capitolium abermals retteten. Was hast Du denn, alter Graukopf?"

„O, Herr Doctor, ich bitte Sie um Gotteswillen, spotten Sie nicht," sagte der Alte mit tiefer Wehmuth; „wir leben in einer schrecklichen Zeit, wo Keiner seines Lebens in der nächsten Minute sicher ist, seit das asiatische Ungeheuer über die Welt gekommen ist und die Menschen täglich zu Tausenden verschlingt."

„Ach, Du meinst die Cholera! Ja, da hast Du Recht, es ist ein böses Uebel, mit dem und über das allerdings nicht zu spaßen ist. Du fühlst Dich doch nicht etwa unwohl, Alter?"

„Ich, nein, ich fühle mich Gott Lob so wohl und frisch, wie eine Sprotte in der Nordsee, oder ein Hecht in der Elbe, aber einen Andern hat das scheußliche Ungethüm beim Wickel gekriegt."

„Etwa Madame de-St.-Ange, die mich zuweilen besucht?"

„Ne, um die wär' et gerade nich Schade," brummte der Alte in sich hinein; „und ich wollte nichts sagen, wenn sie auch noch so einhundert ihrer Kamerädinnen mit fort nähme," dann setzte er laut hinzu: „Na, es thut kein Frauensbild, sondern ein Herre sein."

„Sprich, welcher von meinen hiesigen Freunden ist von

der abscheulichen Seuche befallen worden?" rief Heine dringend, indem er den Alten mit einem kräftigen Druck beim Arme faßte.

„O, es thut kein Franzose nicht sein, sondern ein guter Deutscher, und kurz und gut, wenn Sie's wissen wollen, es thut Ihr Vetter sein, der erst vor acht Tagen hier angekommen ist."

„Max!" rief Heine, und das Herz drohte ihm still zu stehen.

„Ja, der Vetter Max ist es, das arme junge Blut. Seine Hausleute haben her geschickt, Sie sollten sorgen, daß er in ein Spital käme, sonst würden sie ihm aus dem Haus 'raus schmeißen."

Heine hatte sich tief erschüttert in einen Stuhl fallen lassen. Der erkrankte junge Mensch war der Sohn eines Oheims von ihm, dem schon mehre Kinder in der Fremde gestorben waren; jetzt galt es, dem vereinsamten alten Manne die Wurzelfaser zu erhalten, durch die er noch mit dem Leben zusammen hing — so suchte sich denn Heine zu ermannen, erhob sich von dem Stuhle, auf den er sich hatte fallen lassen, und sagte:

„Ich will sogleich hin und Alles aufbieten, um ihn zu retten. Sie nehmen es nicht übel, Lewald, daß ich für heute und wahrscheinlich auch für die nächsten Tage Ihrer Gesellschaft entsagen muß, aber ein Kranker geht dem Gesunden vor, zumal wenn er auch noch ein lieber Verwandter ist. Der Arme ist der einzig noch übrig gebliebene Sohn seines Vaters, welcher bereits den Tod mehrer Kinder zu beweinen hat. Und Du, Pitter, Du begiebst Dich auf den Quai-St.-Michel No. 13, wo mein Freund, Doctor Kolb, wohnt, und bittest ihn, noch einen der geschicktesten Aerzte mit zu dem Kranken zu bringen, dann besorgst Du mir Schlafrock und Pantoffeln nebst einigen Hemden zu dem Kranken."

„Was Schlafrock!“ rief der Alte mit starrer Verwunderung, „was wollen Sie mit dem Schlafrock.“

„Dumme Frage, ich werde doch den Kranken nicht im unbequemen Frack pflegen sollen.“

„Sie wollen den kranken Menschen pflegen, der die Kohlenrah hat und ganz mohrenschwarz werden wird? Herr Doctor, sind Sie denn ein Narr geworden, daß Sie solchen Unsinn treiben wollen?“

„Was soll das, Pitter!“ rief Heine strenge; „vergiß Dich nicht, sonst werde ich Dich auf den Platz stellen müssen, auf den Du hingehörst.“

Bei diesen Worten wollte er, Lewald einen Wink gebend, ihm zu folgen, auf die Thür zuschreiten, aber Pitter stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor dieselbe.

„Ich leid's nicht, Herr Doctor,“ rief er mit entschlossener Miene, „der alte Pitter ist da, um Sie vor Schaden zu bewahren. Das wäre mir schön, wenn ich Sie gesund hierher gebracht hätte und müßte Sie als einen todten Leichnam hier zurücklassen thun. Nee, Herr Doctor, so haben wir nicht gewettet. Bedenken Sie, wie empfänglich Sie sind, und was Sie für gottverflucht schwache Nervenchens haben. Vorgestern als Sie für den französischen Herrn ein Geschäft in Ordnung brachten, in der engen schmutzigen Straße, in der die Kohlenrah ihre Hauptniederlage hat, wie kamen Sie mir da nach Hause! ganz citronengelb und blitzblau sahen Sie aus, und froren wie — mit Respect zu sagen — ein Blankeneser Schneider, und nun soll ich Sie in 'ne Höhle lassen, in der die sakramentische Krankheit hockt — nee, da wird mein Lebtag nichts draus.“

„Pitter,“ rief Heine, zwischen Rührung und Aerger schwankend, „Pitter, ich erkenne Deine Anhänglichkeit, aber es muß sein; halte mich nicht länger auf, wo es eine heilige Pflicht zu erfüllen gilt.“

„Was Pflicht," rief der Alte sehr eifrig, „ich halt'n Deibel von der Pflicht, die sich die Kohlenrah holen will. Ihre heiligste Pflicht ist die, zu leben und gesund zu bleiben. Ihre Frau Mutter und der Herr Salomon Heine haben Sie mir auf die Seele gebunden, es ist meine verfluchte Schuldigkeit, Sie gesund und wohl wiederst nach Hamburg zurück zu liefern, oder der Deibel soll mich lothweise holen."

„Pitter, nun habe ich's satt," rief Heine mit aufwallendem Zorn, „bin ich der Herr oder bist Du es?"

„Nu freilich sind Sie der Herr, aberst Sie müssen auch ein Einsehen haben," brummte der Diener, der noch immer als Wall zwischen seinem Gebieter und der Thür stand, und nur die sehr ernstliche Drohung Heine's, ihn augenblicklich aus seinen Diensten zu entlassen, konnte ihn endlich bewegen, nachzugeben, doch wurde erst noch unterhandelt. Heine versprach nur nach Befinden der Umstände die Pflege des Kranken selbst zu übernehmen und ihn, wenn der Grad des Uebels nicht so sehr hoch sein sollte, zuverlässigen Krankenwärtern zu überlassen, die ihm Doctor Kolb empfehlen würde. So gab denn der ehrliche Diener unter Seufzen und Stöhnen endlich den Ausgang frei und entschloß sich, die ihm aufgetragene Commission bei dem Arzt auszurichten.

Heine unterhandelte nun vor allen Dingen mit den Hausleuten des Kranken, damit er in seiner Wohnung verbleiben durfte; er stellte ihnen vor, daß durch die ausgebrochene Krankheit der Ansteckungsstoff doch in dem Hause verbleibe, wenn auch der Kranke hinausgeschafft würde — daß aber der Möglichkeit einer Ansteckung durch häufiges Räuchern und luftreinigende Specereien und durch anzuwendende Präservativmittel entgegen gearbeitet werden könnte, und endlich versprach er ihnen eine bedeutende Geldsumme Seiten des Vaters, wenn sie den unglücklichen jungen Mann in ihrem Hause behalten würden. Waren sie unempfindlich geblieben, so lange er sich

an ihr Menschengefühl wandte, so blieben seine Vorstellungen doch nicht wirkungslos, als er das Interesse dieser habsüchtigen Menschen mit in das Spiel zog, und um sie sicher zu stellen, verpfändete er ihnen einstweilen seine eigene, sehr werthvolle Uhr mit einer schweren goldenen Kette, eine Busennadel von Smaragden und Perlen, einen Ring mit einem großen Solitair und sogar seine diamantnen Hemdenknöpfe, worauf sie denn einwilligten, den kranken Jüngling bis zur Entscheidung in ihrem Hause zu dulden.

Heine begab sich nun zu dem Kranken, der sich in unerträglichen Schmerzen auf seinem Lager wand, der aufgetriebene Leib kollerte beständig, er klagte über einen heftigen Druck in der Herzgrube, über Schwindel und Kopfweh, Hände und Füße und die Zunge waren ihm eiskalt, die Haut hatte blaue und rothe Flecken, und zeitweise war er ohne Bewußtsein, oder er phantasirte.

Heine installirte sich an seinem Bette und harrte mit Angst auf die Ankunft des Doctors.

Dieser machte ein bedenkliches Gesicht, nachdem er den Puls geprüft hatte, der fast gar nicht vorhanden war; die mit klebrigem Schweiß bedeckte Haut hatte alle Elasticität verloren, Eindrücke, die man in dieselben machte, blieben längere Zeit darin, in den Waden und den Armmuskeln wütheten heftige Krämpfe, die dem Patienten sehr schmerzhaft waren.

Der Arzt gab seine Verordnungen, aber er verhehlte nicht, daß wenig Aussicht zur Rettung des Kranken vorhanden sei, den Heine fortan pflegte, wie nur eine Mutter ihr geliebtes Kind pflegen kann; weder Ekel noch Ermüdung hielt ihn ab, getreulich bei ihm auszuhalten, bis das fliehende Leben gerettet, bis er dem Dasein wieder gewonnen war — und diese Freudenbotschaft wurde ihm am dritten Tage, wo der Doctor fand, daß die Haut sich nicht mehr teigig anfühlte, daß sie wieder elastisch war; das wachsähnliche Aussehen verschwand, die Extremitäten

wurden wieder warm und ein natürlicher Schweiß bildete den Uebergang zu einer Nachkrankheit, die ihren gewöhnlichen Verlauf nahm.

Als Heine endlich das Krankenbett verließ, fand er Lewald nicht mehr in Paris; die Cholera hatte seinem beabsichtigten Unternehmen den Todesstoß gegeben — daher er es für das Klügste erachtete, unter so mißlichen Umständen nach Deutschland zurückzukehren.

Das Hambacher Fest.

Bevor wir zu der Beschreibung des Festes übergehen, müssen wir einen kurzen Ueberblick der vorhergegangenen Bedrückungen und Verhältnisse geben, welche dasselbe herbeigeführt.

In Frankreich war Carl X. verjagt und der Bürgerkönig Louis Philipp durch den Volkswillen auf den Thron erhoben worden. In Deutschland, besonders aber in Rheinbaiern, wurden die Nachrichten von den Julitagen mit der lebhaftesten Theilnahme vernommen, selbst der geringste Bauer sprach mit Antheil von den Ereignissen in Paris und Brüssel, doch herrschte überall die tiefste Ruhe, obgleich man dies- wie jenseit des Rheines einen allgemeinen Krieg und die demnächstige Besetzung des Landes durch die Franzosen erwartete, aber das Volk zeigte nirgends Theilnahme dafür, denn man hoffte allgemeine möglichste Abhülfe der obwaltenden Beschwerden durch die Regierung zu erlangen und betrachtete die Vereinigung mit Frankreich als ein Nationalunglück.

Aber die Presse begann sich freier zu regen. Im October 1830 erschien in Zweibrücken das erste Heft eines Journals, das unter dem Titel Rheinbaiern, die Mängel in der Verfassung, Gesetzgebung, Justizpflege und gesammten Verwaltung schonungslos aufdeckte. Die Herausgeber waren der königlich

bairische Appellationsgerichtsrath L. Hoffmann und der Landcommissair Siebenpfeifer.

Diese Zeitschrift erregte das größte Aufsehen, man erblickte darin Worte der Wahrheit, eine Stimme zur rechten Zeit.

Siebenpfeifer, ein Mann von Kenntnissen und Verstand, womit er jedoch eine große Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit verband, die von einem innern Leiden herrühren mochten, welches sein schwarzgelbes Gesicht verrieth, war nicht frei von Ehrgeiz. Gekränkt und verfolgt von der Regierung, wollte er diese die ganze Macht dessen, was er vermochte, fühlen lassen. Er begann einen Kampf auf Leben und Tod, kein Geldopfer war ihm zu groß, um die bestehende Regierung zu stürzen.

Als Mitglied der protestantischen Generalsynode trat er auch als Vertheidiger der religiösen Freiheit auf und bekämpfte mit Heftigkeit die von dem Oberconsistorium in München versuchten Beschränkungen.

Konnte nun die Publication einer Zeitschrift wie sein Rheinbaiern der Regierung natürlich nicht gleichgültig sein, so ward dieselbe noch mehr erbittert durch den Umstand, daß die Sache von Beamten ausging. Der Minister von Schenck wollte sogleich die beiden Herausgeber durch Versetzung bestraft wissen. Siebenpfeifer wurde als Landcommissair von Homburg abberufen und sollte als Zuchthausverwalter nach Kaisheim im Oberdonaukreise wandern; ein Gleiches war dem greisen Hoffmann zugedacht, da er aber von der Redaction zurücktrat, so kam er mit einem von Drohungen begleiteten Verweis davon.

Da sich Siebenpfeifer weigerte nach Kaisheim zu gehen, so ward er seiner Stelle entsetzt. Er begann eine gerichtliche Klage, welche er in allen Instanzen gewann, und so verstand sich denn die Regierung dazu, ihn zu quiesciren.

Indessen entstand in Zweibrücken eine Spannung zwischen Civil und Militair, und da sich die Einwohner fast allgemein zu Gunsten der Opposition aussprachen, so wurde die Stadt

durch Entziehung der Garnison bestraft, wodurch die Einnahme so mancher Bürger einen empfindlichen Schlag erlitt und die erbitterte Stimmung mehr und mehr zunahm.

Siebenpfeifer gab nun sein Journal auf, gründete aber dafür den Westboten, eine Zeitung, die vom ersten April 1831 an erschien; aber schon im November wurde ihm ein Preßproceß angehängt wegen Injurien gegen die Regierung, und er wurde in eine Strafe von fünfzig Gulden verfällt, die sogleich durch freiwillige Beiträge gedeckt wurde. Siebenpfeifer wollte zwar anfänglich dieses Anerbieten ablehnen, nahm es aber endlich doch an als ein ehrendes Zeichen der öffentlichen Meinung.

Die Aufregung unter den Bürgern stieg sichtlich mit jedem Tage, fast mit jeder Stunde.

Wegen Herausgabe seiner Tribüne in München mehrfach verfolgt und eingekerkert, wandte sich Doctor Wirth jetzt auch in den Rheinkreis, um unter dem Schutze der Gerichte und der öffentlichen Meinung, seine Zeitung hier fortzusetzen.

Wirth war ein Mann von ungewöhnlichen Talenten und Fähigkeiten. Sein einfaches Aeußere, die starken, keineswegs feinen Züge verriethen nicht den Geist, welcher in diesem Körper wohnte. Seiner Lieglingsidee, der Einheit Deutschland's, opferte er Alles, was er besaß.

Bald zogen denn auch die flüchtigen Polen durch Rheinbaiern nach Frankreich. Alsobald bildeten sich überall Hülfcomités und wo die Tapfern hingelangten, nahm man sie mit Jubel und Herzlichkeit auf. Jeder schätzte sich glücklich, einen dieser Helden bewirthen zu dürfen, jeder Tag, an welchem eine Colonne anlangte, schien ein Festtag zu sein. Der große Harmoniensaal in Zweibrücken, in welchem jeden Abend, so lange die Durchzüge dauerten, Bälle stattfanden, war mit bedeutungsvollen Transparenten geschmückt. Auf der einen Seite glänzte das Wappen des vereinigten Polen und Lithauen, ihm gegen=

über ein Anker, über dem sich zwei Hände verschlangen mit der inhaltschweren Aufschrift: Deutschland und Polen. Der Jahrestag der blutigen Schlacht von Grochow wurde unter Abfeuern der Böller mit einem Hochamte gefeiert, dann sprachen zwei polnische Officiere, der eine in französischer, der andere in polnischer Sprache in ergreifender Weise zu ihren Waffengefährten.

Immer leuchtender tauchte der Gedanke der Befreiung und Einheit Deutschland's auf, nur eine Sympathie bewegte Alles: Die Wiedergeburt des Vaterlandes. Immer dichter wurde der Phalanx der deutschen Patrioten. Der Preß- oder deutsche Vaterlandsverein wurde gegründet, dessen erste Idee von Wirth ausgegangen war, der in seiner Tribüne erklärt hatte, dem Bund der Könige müsse entgegengearbeitet werden, man müsse die Wiedervereinigung Deutschland's im Geiste herstellen, das Materielle würde sich dann schon von selbst geben. Die Nothwendigkeit der Organisation eines deutschen Reichs im democratischen Sinne müsse zur lebendigen Ueberzeugung aller deutschen Bürger erhoben und sie dahingebracht werden, die Durchführung einer solchen politischen Reform, als den Lebenszweck der gegenwärtigen Generation zu erkennen.

Nun entschloß sich die Regierung zu Gewaltschritten. Da aber der Generalcommissair von Stichaner es ablehnte, die vorgeschriebenen Maßregeln anzuwenden, so wurde er abberufen und durch den Freiherrn von Andrian-Werburg ersetzt.

In allen Theilen des Kreises machte diese Abberufung den größten Eindruck, man sah in Stichaner nun einen wegen seiner Verfassungstreue verfolgten Biedermann, und in Andrian erwartete man einen servilen, zu allen Gewaltstreichen bereiten Menschen zu finden, um so mehr, da man aus der Zeit, da er als Polizeidirector fungirt, allerlei nicht zu empfehlende Züge von ihm kannte, — er konnte daher weder die Achtung, noch das Vertrauen erringen.

Jetzt bekam Zweibrücken wieder eine Garnison, weil man der dortigen Stimmung nicht traute, und der Preßverein wurde verboten. Alle Journale erhoben sich gegen dieses Verbot. Die Aufregung stieg. Nun wurden die Tribüne und der Westbote unterdrückt, und da Wirth die auf seine Druckpresse angelegten Siegel erbrach, so wurde er am sechszehnten März zu Zweibrücken arretirt, und da sein Mitredacteur Georg Fein das Blatt fortsetzte, so wurde auch dieser einige Tage später festgenommen und sollte als Ausländer nach Kirchheim-Bolanden transportirt und dort über die Grenze gebracht werden.

Von Homburg aus, wo er in das Arresthaus gebracht worden, zogen viele seiner Bekannten mit ihm in so viel Chaisen, als man in der Eile hatte auftreiben können.

Der Zug ging über Kaiserslautern nach Winnweiler, wo Fein in das gewöhnliche Gefängniß gebracht wurde. Der Friedensrichter des Cantons, August Klein, durch die öffentliche Stimme davon benachrichtigt, begab sich alsobald dahin, untersuchte die Papiere, gemäß welchen die Festnehmung stattgefunden hatte, und da er diese nicht in den gesetzlichen Formen fand, so verordnete er die sofortige Freilassung des Gefangenen.

Unterdessen hatte Andrian eine unerlaubte Selbstregierung begonnen. Dem Buchdrucker Kohlhopp in Kaiserslautern wurden sogar des Nachts Gensdarmen in das Haus gelegt, um den Druck des von ihm herausgegebenen Anzeigers und des Bürgerfreundes zu verhindern, die er der Censur nicht unterwerfen wollte.

Inzwischen war Wirth wieder aus dem Gefängniß entlassen worden und ließ nun einen Aufruf an die Volksfreunde Deutschland's ergehen, der mit dem ganzen Feuer seiner glühenden Leidenschaft geschrieben war. Die Idee von Deutschland's Einheit und Herstellung der democratischen Regierung sollte Jedem an's Herz gelegt werden, aber nur — wie er sich klugerweise ausdrückte — auf gesetzlichem Wege errungen werden.

Die Ernte des vorigen Jahres war mißrathen, und da es an Geld mangelte, um das theuere Brod zu kaufen, so entstand in den ärmeren Cantonen eine augenblickliche Hungersnoth, wodurch die Unzufriedenheit genährt wurde. Man begann Freiheitsbäume aufzupflanzen, in Anweiler gab es die ersten tumultuarischen Auftritte, als am sechsten Mai ein Trupp junger Leute unter Absingung von Freiheitsliedern mit einem Freiheitsbaum in die Stadt zog, dessen Aufpflanzung der Gemeinderath übrigens kein Hinderniß entgegen setzte. Einige Tage später rückten Soldaten ein, unter deren Schutz der Freiheitsbaum wieder ausgerissen werden sollte, aber die Bürger setzten sich so energisch zur Wehr, daß das Militair unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Siebenpfeifer, der jetzt auf der Hardt ganz in der Nähe von Neustadt wohnte, kam nun auf den Gedanken, auf der Hambacher Bergruine ein großartiges deutsches Nationalfest zu veranstalten, das den Zweck haben sollte, die bereits durch die Presse bewirkte Aufklärung des Volks kräftig zu unterstützen. Nachdem er sich mit mehren Bewohnern von Neustadt benommen hatte, entwarf er den Aufruf zu einem Feste, das er ein Fest der Hoffnung nannte, welches dem noch zu Erringenden gelte, dem Kampf für Abschüttelung äußerer und innerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutsche Nationalwürde, und das am 27. Mai gefeiert werden sollte.

Andrian erließ sogleich ein Verbot dagegen, setzte für den 26., 27. und 28. Mai die Polizeistunde auf acht Uhr fest, verbot allen Fremden den Aufenthalt in Neustadt und den umliegenden Dörfern, und untersagte an diesen Tagen alle Versammlungen von mehr als fünf Personen auf öffentlichen Plätzen und Straßen.

Dieses Verbot machte eine ungeheure Sensation, es wurden Proteste gegen diese Ungesetzlichkeit eingereicht, das Ministerium mißbilligte das Verbot und befahl es zurückzunehmen,

und nachdem der Landrath durch Estafette ein Protocoll nach München gesendet hatte, wurde auch das Festverbot zurückgenommen.

Am 26. Mai trafen vom Morgen bis zum Abend von Viertelstunde zu Viertelstunde neue Züge von Patrioten ein, die meisten auf offenen, mit Eichenlaub bekränzten Wagen, auf denen die deutsche Fahne wehte. Am Abend, dem Vorabend des eigentlichen Festes, wurde auf der Schloßruine ein hellloderndes Feuer angezündet und das Fest durch das Läuten aller Glocken und durch zahlreiche Böllerschüsse angekündigt. Gleichzeitig versammelte sich ein großer Theil der angekommenen Gäste auf dem Schießhause bei Neustadt, um Bekanntschaft zu machen, unter ihnen befanden sich die in Deutschland am Höchsten stehenden Namen, Niemand aber wurde mit so aufrichtiger Freude willkommen geheißen, als Börne, auch war man kaum auseinandergegangen, als ein Haufe hochherziger Männer wieder zusammentrat, um ihm ein Ständchen zu bringen, das der Gefeierte mit gerührter Freude aufnahm.

Am folgenden Morgen in aller Frühe sah es oben auf dem Festplatze aus, wie auf einem sehr belebten Jahrmarkt. Buden, Garküchen, Schenken, Caroussels waren aufgeschlagen. Um neun Uhr entstand ein wahres Gewühl von Menschen. Kokardenbuben hielten den Anstürmenden mit dem Rufe: Es lebe die Freiheit! ihre Päcke entgegen, und Jeder, der noch keine Kokarde hatte, versah sich mit einer solchen. Bier- und Weinwirthe mit ihren Karren, Wursthändlerinnen mit ihren Körben drängten sich durch die Menge; die schwärmerischen Töne einer Drehorgel begleiteten den Gesang von den zehn letzten Polen; Haufen von Zuschauern bedeckten die Terrassen; Vivatrufen, Böllerkrachen, Geschrei und Gelächter ertönte durcheinander.

Endlich bewegte sich ein eine halbe Stunde langer Zug mit wehenden Fahnen den Bergweg herauf, der aus Bewohnern von Neustadt, Speier, Landau, Kaiserslautern und Dürk-

heim bestand. Letztere trugen auf ihrer Fahne die Aufschrift: Die Weinbauern müssen trauern.

Dem Zug voran ging eine Abtheilung Bürgergarde mit Musik. Dann kamen weißgekleidete Frauen und Jungfrauen, in deren Mitte ein Fähndrich mit der polnischen Fahne einher schritt, worauf eine zweite Abtheilung Bürgergarde folgte. Nun kamen die Festordner, welche mit schwarz-roth-goldenen Schärpen geschmückt waren und auf deren Fahne zu lesen war: Deutschland's Wiedergeburt. Ihnen reihte sich der ganze Landrath Rheinbaiern's an, unter dem sich eine eigene Commission befand, welche die Staatsregierung wegen dieses Festes von München abgeordnet hatte, und die aus dem Oberstudienrath Voltz, dem Landcommissair von Neustadt und einigen Gerichtsbeamten aus Frankenthal bestand. Eine zweite Abtheilung Festordner bildete, so wie die erste, eine Ehrenbegleitung des Landraths. An diese schlossen sich die Deputationen aus den deutschen Gauen an nebst den andern Festbesuchern aus allen Ländern deutscher Zunge, und den Schluß machte abermals eine Abtheilung Bürgergarde.

Unter Absingung des Liedes: Was ist des deutschen Vaterland ꝛc. bewegte sich der imposante Zug vorwärts, in dem die Deutschen zum erstenmal wieder brüderlich vereinigt waren und unter dem Banner ihres Vaterlandes ernst und feierlich dahin zogen. Kein Auge war thränenleer, aber ganz besonders fühlte sich Börne tief ergriffen, da er so Etwas in Deutschland gar nicht vermuthet hatte; Perlen der Wonne rollten ihm aus den Augen, seine Brust hob sich voll seliger Wollust und seinen Lippen entglitt der laute Ausruf:

„Heil, heil dem Tage, wo Deutschland's Fahne Männer aus allen Gauen des Landes zur brüderlichen Eintracht vereinigt.“

Da tönte ein schrilles Lachen mißklingend in seine Ohren und ein neben ihm stehender Mann mit einem großen Schnurr-

bart sagte mit fremdländischer Aussprache, die aber mehr affectirt als natürlich klang:

„Es scheint mir nur noch zu früh zu sein, ein Heil zu rufen, das ganze Fest scheint mir eine zu frühe Geburt zu sein, deren Frucht noch nicht reif ist.“

„Mein Herr,“ brauste Börne auf, „Sie entwickeln hier eine Ansicht . . .“

„Die ich zu vertreten bereit bin,“ fiel ihm der Andere schnell in das Wort. „Dieser Zug hat etwas Lächerliches für den gesunden Verstand. Warum wird er durch Frauen und Jungfrauen eröffnet. Wollen die Festredner dadurch allegorisch aussprechen, daß es ihre Art sei, Unternehmungen verkehrt anzufangen und den tiefern symbolischen Sinn damit verbinden, daß sie die Absicht hätten, das Unterste zu oberst zu kehren?“

„Mein Herr,“ ließ sich Börne mit unwilligem Eifer vernehmen, „mein Herr, Siebenpfeifer hat die Frauen und Jungfrauen, deren politische Mißachtung er einen großen Fehler in der europäischen Ordnung nennt, zur Mitfeier ihrer eigenen Emancipation eingeladen.“

Der Fremde lachte wieder höhnisch und sagte:

„Gut, ich lasse mir die Einladung gefallen, aber wie sollen wir den polnischen Fahnenjunker in ihrer Mitte deuten?“

Börne zuckte ärgerlich die Achseln und gab dem Spötter keine Antwort. Dieser hob wieder an:

„Den Dichter Heinrich Frauenlob haben die deutschen Frauen und Jungfrauen zu Grabe getragen. Wollen etwa die rheinbairischen Frauen und Jungfrauen in diesem Fahnenjunker das nun wieder etwas lästig werdende deutsche Junkerthum allegorisch zu Grabe tragen, aus Dankbarkeit für das sich neu constituirende Deutschland, welches zu den schwachen Säulen, auf die es sich bisher gestützt, auch noch die von Pantoffelholz nicht verschmäht, und deshalb in seinem Aufrufe dem Pantoffel der Frauen eine weitere Sphäre einräumt?“

„Mein Herr, was wollen Sie sagen?“

„Ich will nur wiederholen, was ich gehört habe — nämlich, daß Herr Siebenpfeifer, der Verfasser des Aufrufs, ein nicht minder zärtlicher Gatte und Vater sein und sein politisches Lebenssystem sehr gewissenhaft mit seiner Lebenshälfte theilen, jedoch nicht ganz frei von jenen energischen Demonstrationen handeln soll, welche die vorhin genannte prosaische Fußbekleidung der Frauen so häufig auf Cothurn und Soccus der Männer zauberisch übt.“

Börne drängte sich etwas weiter vor, um von dem lästigen Schwätzer loszukommen, aber dieser folgte ihm auf dem Fuße nach und begann abermals:

„Wie viel sprechender und sinnvoller wäre es nicht gewesen, hätte man diese deutsche Blumenkrone ohne polnischen Pistill in ihrer Mitte erscheinen lassen, bloß um anzuzeigen, daß bei jedem Geburts- und also auch Wiedergeburtsact die Gegenwart der wohlthätigen und hülfreichen Frauen nothwendig ist.“

„Nun, wenn Sie diese Nothwendigkeit zugestehen ...“

„Alsdann,“ fiel ihm der Fremde ein, „hätten die Frauen sich mehr im Hintergrunde halten müssen, weil nach weisen, angeordneten deutschen Medicinalgesetzen bei jeder abnormen Geburt die Frauen sich immer bescheiden im Hintergrund halten müssen, um der männlichen Entschlossenheit und wissenschaftlich gereiften Besonnenheit Platz zu machen. Am Besten aber hätte man wohl gethan, jede Anspielung auf Geburt auf der Höhe von Hambach zu vermeiden, weil sich uns unwillkürlich dabei der bekannte Spruch aufdrängt: Es kreiset der Berg und gebärt eine Maus.“

„Es scheint, daß Sie kein Freund des schönen Geschlechtes sind, weil Sie so sehr gegen dasselbe eifern,“ sagte Börne mit einem bittern Lächeln.

„Mein Herr, ich bin ein Pole und Officier, ich verehre

das schöne Geschlecht am häuslichen Herd und auf Bällen, aber bei patriotischen Festen, die ausschließlich in das Gebiet der Männer gehören sollten, mag ich keine Frauen sehen."

„Wenn Sie ein Pole sind, mein Herr, dann sollten Sie es am Wenigsten vergessen, daß gerade die Frauen es sind, die Ihrer edlen, aber unglücklichen Nation am Hülfreichsten beispringen."

Ohne diesen Einwurf zu beachten, ja, als ob er ihn gar nicht gehört hätte, wollte der Fremde mit sarkastischem Mienenspiel weiter sprechen, aber da wurde ein, wie der Titel besagte, von Siebenpfeifer für dreihundert Handwerksburschen gedichtetes Lied angestimmt und abgesungen.

Doch auch während des Singens fuhr der angebliche Pole fort zu spotten, denn er brummte vor sich hin, doch laut genug, daß die Umstehenden es hören konnten:

„O große Zeit, wie beschämst du die älteste und die jüngste Zeit mit deinen Riesenfortschritten. Leo, Palestrina, Marcello, Scarlatti, und wie die Heroen altitalienischer Musik alle heißen mögen, und du, jüngst verblichener, ächtdeutscher Zelter, wie sauer ist es euch geworden, nur eine zwölf oder sechszehnstimmige Motette zu Tage zu fördern, und hier Herr Siebenpfeifer, dessen Name bedeutungsvoll auf apokalyptische Harmonie anspielt, hat ein dreihundertstimmiges Lied mitten im Strudel weltenstürmender Fluthen gedichtet, wie Arion auf dem Rücken des wogenbekämpfenden Delphins süße Lieder singt."

Als die Sänger eben an die letzte Strophe gekommen waren, wurden sie durch Geschrei und Angsttöne von der ersten Ringmauer herunter unterbrochen. Mit darauf stehenden und sitzenden Menschen überfüllt, war ein Stein des alten morschen Gesteins zusammengebrochen. Es entstand eine blitzschnelle Bewegung im Gedränge, dann wurden vier junge Leute heruntergetragen, denen Arme oder Beine von den herabfallenden Steinen zerschmettert worden waren.

Während die Menge ihr Bedauern über dieses unglückliche Ereigniß aussprach, hohnlachte der Pole:

„Sieh, sieh, sieh, da hat sich ja das Wunder der jüdischen Musik vor Jericho erneuert, und wie dort die Mauern der Veste, stürzte auch hier ein Stück von der Veste Hambach und ward zum Steinhagel auf den Janhagel."

„Herr, menagiren Sie sich in Ihren Ausdrücken," sagte nun ein in seiner Nähe stehender ernster Mann, „hier ist kein Janhagel, hier sind deutsche Patrioten versammelt."

„Und da hier ein Fest der Freiheit gefeiert wird," erwiderte der Pole mundfertig, „so müssen selbstverständlich auch alle Meinungen frei sein."

„Ja, in so fern sie nicht beleidigend für die Würde eines Volkes sind."

„Na, Sie scheinen zum Don Quichotte der deutschen Freiheit werden zu wollen," rief der Pole mit giftigem Hohn. „Sie gefallen mir, Mann! wie heißen Sie denn, wenn man fragen darf?"

„Ich heiße Harro Harring, und auf unbescheidene Fragen verstehe ich mit Degen und Pistolen zu antworten," versetzte der Fremde. „Sollten Sie fortfahren in Ihren höchst unstatthaften Bemerkungen, so bin ich geneigt, Sie nicht für einen Polen, der Gastfreundschaft in Deutschland genießt, sondern für etwas ganz Anderes zu halten."

Der Pole verstummte betroffen. Börne gab sich dem bekannten Schriftsteller Harro Harring zu erkennen. Der Pole schwieg zwar, aber er hielt die Beiden scharf im Auge.

Jetzt wurde ein von Christian Scharpff aus Hamburg gedichtetes Lied angestimmt, welches mit den Worten anfing:

„Vaterland, im Schwerterglanze rc."

Da bemerkte Börne plötzlich, daß ihm seine Uhr gestohlen worden war. Er suchte in allen Taschen. Harro Haring sah

ihn bedeutungsvoll an und sein Blick wies unmerklich auf den Polen hin.

„Sie ist fort,“ sagte Börne mit einem drolligen Gesichtsausdruck, „sie ist wahrhaftig fort. Nun, das ist gut, das giebt mir Hoffnung.“

„Hoffnung, wozu?“ fragte Harro Harring ganz verwundert.

„Ja, Hoffnung — wir haben Spitzbuben unter uns und werden daher um so leichter reussiren ... Ich kriege aber den Dieb heraus. Ich werde im Hamburger Correspondenten annonciren, daß ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von hundert Louisd'or auszahle. Die Uhr ist es werth, schon als Curiosität — weil es nämlich die erste Uhr ist, welche die deutsche Freiheit gestohlen hat.“

Während der Absingung des oben erwähnten Liedes war auf einem erhöhten Puncte die polnische, und auf den höchsten Zinnen der Ruinen die deutsche Fahne aufgepflanzt worden, und vor einer Versammlung von mindestens dreißigtausend Personen wurden nun die verschiedenen Adressen verlesen, welche die Patrioten in Rheinpreußen, die Deutschen am Niederrhein, die Bürger in Constanz, das polnische Nationalcomité in Paris und die Gesellschaft der Volksfreunde in Straßburg eingeschickt hatten. Auch Gedichte waren eingesendet worden, darunter eins von dem deutschen Veteran, Grafen von Benzel-Sternau.

Plötzlich wurde das Fest durch einen starken Gewitterregen unterbrochen, wodurch eine ungeheure Confusion entstand. Hier sah man eine Gruppe unter einem Regenschirm zusammengedrängt, dort suchten Andere den modernen Hut mit einem Taschentuche zu schützen und bezeugten durch Singen ihre Resignation. Etwas weiter stand eine Gruppe in einen Mantel gehüllt unter einem Regenschirm, die mit großen Bissen den durch die abgekühlte Atmosphäre nun stärker pochenden Magen zu befriedigen suchten. Die ganz leer durchgefallenen Landleute suchten sich wenigstens

gegen den regenschwangeren Wind zu schützen, indem sie sich mehr und mehr auf einen Haufen zusammengezogen, der die Figur eine Zugs reisender Störche bildete.

Ueber Börne wurde ein schützender Regenschirm gehalten. Als er sich umsah, um dem Schützer zu danken, fand er, daß es der unerträgliche Pole war, und die Dankesworte wollten ihm nicht fließend von den Lippen gleiten.

Plötzlich ließ der Regen nach, das Toben der Natur verstummte und ringsum herrschte wieder das Getöse des buntesten Jahrmarkts.

Doctor Hepp aus Neustadt bestieg nun die Rednerbühne und eröffnete das eigentliche Fest mit einer gehaltvollen Rede, dann sprach Siebenpfeifer, und auf ihn folgte Wirth, der gegen Alles stumpf zu sein schien, was nicht mit seinem Hauptzwecke in Verbindung stand. Seine Rede war, wie die seiner Vorgänger, voll begeisternder Vaterlandsliebe, aber sie verletzte die anwesenden Franzosen, vor deren Landsleuten er allzueifrig warnte.

Am Schlusse seines Vortrags wurde dem Redner von dem Privatgelehrten Funk aus Frankfurt, im Namen mehrer dortigen Patrioten, ein altdeutsches Schwert als Ehrengeschenk überreicht. Wirth zog es aus der Scheide, schwenkte es drohend in der Luft, und das Wort noch einmal ergreifend, predigte er Untergang dem Absolutismus und dem Franzosenthum.

Nach ihm bestieg Herr Rey aus Straßburg, Redacteur eines französischen Journals, die Rednerbühne, und widerlegte in französischer Sprache mit kräftigen Worten die von Wirth gegen seine Nation geschleuderten Verdächtigungen, wofür er mit stürmischem Beifall belohnt wurde.

Während man sich jetzt nach der Stelle hindrängte, wo die unter freiem Himmel errichteten Tafeln aufgestellt waren, um das Mittagsmahl einzunehmen, sagte Börne zu einem neben ihm herschreitenden Bürger aus Neustadt.

„Wir hätten eigentlich auch eine Schöne auf dem Rostrum

der Rednerbühne erblicken sollen, da ihnen ja in dem Aufruf das Recht eingeräumt war, ein Wort in der großen Sache mitzusprechen, und Frauen sich in der Regel nicht zweimal zum Reden auffordern lassen."

Augenblicklich vernahm er die Stimme des Polen hinter sich, der ihm antwortete:

„Es scheint mir, daß eigentlich hier mehr die Frauen, als die Männer, den Beruf zu sprechen hatten, da es sich um nichts als um Reden von der guten Hoffnung handelte. Allein es mochten viele von den stattgefundenen Reden selbst den Frauen unmännlich genug geschienen haben, und so glaubten sie sich ihres eigenen Scherfleins entbunden."

Börne biß sich voll stillen Aergers auf die Lippen und gab keine Antwort; der Neustädter jedoch sagte zu dem Polen:

„Mein Herr, Sie sollten nicht durch profane Bemerkungen entheiligen, was uns heilig ist. Die Reden waren gehaltvoll und haben uns in eine gehobene Stimmung versetzt."

„Hm!" höhnte der Unerträgliche, „was war denn so Rares daran? Der Eine hat in hochtrabenden Worten wiederholt, was der Andere vor ihm gesagt hatte. Es ging ihnen, wie gewissen Köchen, welche die Armuth ihrer Tafeln unter einem Reichthum von culinären Namen der Gerichte zu verbergen suchen, und so muß dieselbe Speise, oft nur mit einer anderen Sauce, ja öfters nur in einer andern Schüssel, als ein neues und anderes Gericht paradiren, bis die Thätigkeit des Flaschenzugs den Gästen das Zählen zu erschweren beginnt und der Schüsselzug sein Ende nimmt."

„Sie scheinen mir sehr leichthin zu urtheilen," sagte der Neustädter gereizt, der ein Notar war und Müller hieß. „Ich bin überzeugt," fuhr er fort, „daß einige von den heutigen Rednern dereinst zu den großen Männern zählen werden. War es nicht rührend, wie an Wirth das Schwert überreicht und zu der lorbeerumkränzten Leyer des Sängers gereiht wurde."

„Lieber Mann," sagte der Pole giftig, „statt daß man Maulhelden mit Ehrenwaffen beschenkt, sollte man lieber Windbüchsen als sinnige Andeutung ihres Verdienstes für diesen Zweck wählen. Was bedeutet die ganze aufgeführte Farce, ich frage, was bedeutet sie? Die sauere Gährung unserer Zeit, in welcher kleine Thierchen wie Essiginfusorien zappeln und überlebendig sich geberden, ob man gleich ihr Dasein gerade mit scharfbewaffnetem Auge am Wenigsten wahrzunehmen vermag, hat, statt eines Wiedergeburtsfestes, wofür sie's ausgeben wollen, nur Jenen ein Fest bereitet, die sich freuen, wenn selbst die gerechten Ansprüche der Völker durch schlechte Advocaten, deren unrechtliche Schritte, und deren unbesonnene Verletzung aller Form, der Procedur verloren gehen. Die Jünglinge auf dem heutigen Feste sind ohne Thaten, die Männer ohne Namen, und die Greise waren weder physisch dem Feste, noch moralisch sich selber gegenwärtig."

„Ei, Du verwünschter Spion, steckst Du auch Deine verruchte Schnautze hier in das einträchtige Fest," ertönte plötzlich eine Stimme, und eine gewichtige Faust legte sich auf die Schulter des Polen, der erschrocken zurückfuhr und stotternd mit fremdländischem Accent sagte:

„Mein Herr, was wollen Sie? Sie irren sich, ich bin ein polnischer Offizier."

„Was Offizier! Polizeispion bist Du; herunter mit dem falschen Schnurrbart."

Mit einem raschen Griff riß er dem verblüfften Menschen, der bleich und zitternd dastand, den Schnurrbart ab, und das Wort Spion durchlief mit Blitzesschnelle die Reihen. Hundert Fäuste erhoben sich und begannen auf dem Rücken des Ertappten zu trommeln, der unter Spott- und Hohnreden, unter Püffen und Schlägen schmählich den Berg hinunter gejagt wurde. Der Bürger aber, der ihn entlarvt hatte, erzählte:

„Dieser Mensch war früher bei einer wandernden Comö-

diantenbande, allein er fand es einträglicher, für Herrn von Andrian den Spion zu machen, und da er nicht ohne Darstellungsgabe ist, so verwendet ihn dieser meistens mit Glück. So erhält der Andrian auch vermittelst einer Anzahl auf verschiedenen Punkten aufgestellter Cuirassire jede halbe Stunde Nachricht von dem, was hier auf dem Berge vorgeht — aber sie können ihm nur Gutes berichten, die Ordnung ist nicht gestört worden, nicht ein Betrunkener ist zu sehen."

Unter diesen Reden hatte man die Tische erreicht, wo die sehr einfache Mahlzeit eingenommen wurde, an der vierzehnhundert Menschen Theil nahmen. Doctor Hepp brachte dem Landrath Rheinbaierns, welcher der rohen Gewalt der Regierung männlich sich entgegengestellt und freimüthig für die Sache des Volks sich erklärt hatte, den ersten Toast aus, auf den andere folgten, auch wurden angemessene Lieder abgesungen.

Nach den Gesängen sprach als Deputirter des Fürstenthums Lichtenberg, Advocat Hallauer aus St.-Wendel, das in der neuesten Zeit, wegen des patriotischen Geistes seiner Bewohner, die Achtung Deutschland's sich im hohen Grade erworben hatte. Nach ihm sprach ein edler Pole, Franz Grzymala, mit ergreifender Wahrheit über den Zustand Europa's und das grausame Unterdrückungssystem der Könige; auch noch andere Patrioten traten als Redner auf, und ihre Reden wechselten mit Gesängen und Toasten ab, und die Versammlung legte das heilige Gelübde ab, für die gesetzliche Durchführung der Reform des Vaterlandes kein Opfer zu scheuen.

Spät am Abend begab man sich nach Neustadt zurück, wo die Festlichkeiten des Tages mit mehren Bällen in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft geschlossen wurden.

Auf dem Hauptballe wurde Börne von den Frankfurtern aufgesucht, welche den Ehrensäbel an Doctor Wirth überbracht hatten. Sie mußten ihm erzählen von den Versammlungen, die in dem Gasthause zum König von Preußen stattgefunden

hatten, von Adressen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen, liberalen Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem um ihn herrschenden politischen Leben so überrascht, daß er keinen Zweifel mehr in die demnächstige massenhafte Erhebung des deutschen Volkes setzte — er war in einem wahren Freudentaumel befangen. Alle Patrioten, Wirth an der Spitze, erklärten ihm, man hätte ihm die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die Andern wären erst nach ihm gekommen. Mit Thränen in den Augen drückten ihn Viele an ihre Brust, während er selbst vor Bewegung nicht reden konnte.

Am andern Morgen, als er noch zu Bette lag, ließ sich der Polizeicommissair bei ihm melden. Das kam dem guten Börne sehr bedenklich vor, aber er mußte ihn annehmen, doch statt des erwarteten Ausweisungsbefehls, überbrachte er ihm ganz einfach die goldene Uhr sammt Kette, die ihm am vorigen Tag gestohlen worden war.

Sie war ihm nicht im Gedränge während des Festes geraubt worden, der ihn rasirende Barbier hatte sie von seinem Nachttische genommen und mitgehen heißen.

Als Börne darauf in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern und aus den vorüberfahrenden Kutschen: „Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris.“

Im Laufe des Tages, da das Fest geschlossen wurde, hörte man von unsern ausgezeichneten Männern auch noch gediegene Reden, namentlich von dem Abgeordneten Schüler und einigen Polen.

Hierauf wurden, wie es beschlossen worden war, die deutsche und die polnische Fahne dem Abgeordneten Schopmann zur Aufbewahrung übergeben, bei welcher Gelegenbeit der für gesetzliche Freiheit wacker kämpfende Notar Müller auch noch eine

kurze, dem Zwecke entsprechende Rede hielt; dann wurde noch eine von den bei dem Feste anwesenden Polen verfaßte Adresse übergeben, und somit hatte das erste große Nationalfest der Deutschen sein Ende erreicht.

Aber auch in andern deutschen Gauen war der siebenundzwanzigste Mai als der Tag der Wiedergeburt des Vaterlandes gefeiert worden, denn es war zur klaren Anschauung aller einsichtsvollen Patrioten gekommen, daß die Grundreform Deutschland's ein dringendes, unabweisliches Bedürfniß sei.

Börne schied mit hoher Befriedigung von Neustadt und Hambach und wagte es, durch das Badische zu reisen. Er brachte einige Zeit in Baden-Baden zu, wo Doctor Kramer sein Arzt war.

Da ihn ein russischer Offizier einige Tage lang beim Eintreten in das Lesekabinet mit zweideutigen Blicken musterte, so ließ er ihn ohne Weiteres auf Pistolen fordern. Der Offizier fand es jedoch für gut, sein unartiges Benehmen damit zu entschuldigen, daß er ihn für einen Andern gehalten habe, und bat um Verzeihung, worauf sich Börne befriedigt erklärte und nach Freiburg abreiste.

Hier huldigten ihm die Professoren und Studenten in auffallender Weise, sein Zimmer wurde nicht leer von Besuchen. Abends, als er bereits zu Bette lag, zogen die Studenten vor sein Haus, brachten ihm ein Ständchen, und riefen: „Es lebe Börne, der deutsche Patriot, der Vertheidiger der deutschen Freiheit!“

Am Meeresstrande.

Nachdem Heine's Vetter vollständig genesen war, fühlte unser Dichter, daß er in physischer und moralischer Hinsicht einer Erholung bedürfe. Er beschloß in die Normandie zu gehen, um in Ruhe die heiteren Gedankenspiele, die sich in seinem Gehirnkasten angesammelt hatten, in Gestalt von Gedichten, Comödien und Novellen nieder zu schreiben. Er trieb sich bald da, bald dort herum und ging endlich in die Nähe von Havre, wohin ihm Seraphine de-St.-Ange, eine jener gefälligen Schönen, die angeblich Wittwen eines Generals oder Obersten sind, und von Abenteuern leben, ein Stelldichein gegeben hatte. Er bewohnte in der Nähe der Stadt eine kleine Villa dicht am Meere, wo er eine wunderbar schöne Aussicht auf das Wasser hatte, eine Aussicht, die in ihrem ewigen Wechsel dennoch einen einfachen Anblick bot; heute heulte der Sturm und geberdete sich gar grimmig, morgen herrschte schmeichelnde Stille und drüber hin zogen weiße Wolkenmassen und bildeten riesenhafte, abenteuerliche Gestalten, als wären es die spukhaften Schatten jener normännischen Recken, die einst wild und kriegsmuthig auf den Gewässern umhergekreuzt waren. Unter seinen Fenstern erhob sich ein Gewühl der lieblichsten Blumen und Pflanzen, Rosen und bunte Nelken sandten ihm wetteifernd ihre süßen Düfte zu, und die Lorberbüsche waren so hoch

emporgeschossen, daß sie fast bis in sein Fenster hereinreichten.

In dieser schönen Umgebung, fern von allem politischen Treiben wurde Heine's Gemüth wieder umfriedet von dem Geist der Dichtkunst, edle Gestalten und goldene Bilder stiegen wieder auf in seinem Gedächtniß, er ward wieder traumselig, mährchentrunken und verzaubert wie ehemals, und schrieb nieder, was er eben fühlte und dachte.

Eines Tags hatte Seraphine mit ihm verabredet, ihn an einer Stelle zu treffen, wo sie von einer einsamen Klippe herab, das Meer mit seinen Segelschiffen, Dampfern und Fischerbooten übersehen konnten, und wo sie schon manchmal bis tief in die Nacht bei Sternenschein und Mondglanz unter zärtlichem Liebesgeflüster gesessen hatten. So riß er sich denn in der Stadt von einer Gesellschaft junger Leute los, mit denen er den Nachmittag im heiterm Geplauder in einem Kaffehause verbracht hatte, um seinem Versprechen nachzukommen und die Schöne nicht allzulange warten zu lassen.

Er hatte wohl eine halbe Stunde lang zu gehen. Das etwas drohende Meer hatte keine bestimmte Farbe, da es beständig durcheinander wogend, bald braun, bald violet, bald weiß, gelb, blau oder grün aussah. Die eine Welle verjagte die andere, blähte sich auf, erhob sich, und platzte dann heulend, indem sie sich in einen Schaumstrom, in eine Wolke nassen Staubes verwandelte. Auf der andern Seite standen grüne Baumgruppen zwischen Felsengestein, Marienfäden flatterten in der Luft, die Hügelabhänge waren gleichsam mit Guirlanden von Waldreben, blauen Glockenblumen, wilden Rosen und Gentianen bedeckt. Aus den Hütten des Dorfs, das er zu durchwandern hatte, stiegen Rauchsäulen auf, und eine Kuh zeigte plötzlich ihren neugierigen, verschlafenen Kopf oberhalb einer Haselhecke, die Lerchen trillerten und ein Flug Tauben ließ sich auf einer nahen Wiese nieder.

Der Anblick war wunderschön. Heine mußte sich selber gestehen, daß die Natur eine ewig unsterbliche Trösterin ist.

Wie er so mit glühenden Wangen auf der Landstraße dahin eilte, bemerkte er plötzlich, daß mehre mit Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern bepackte Bauernwagen langsam vor ihm her fuhren. Nebenher schritten einige mit Knotenstöcken bewaffnete Männer, die zu Heine's großer Ueberraschung Deutsch sprachen, und zwar in unverkennbar schwäbischem Dialect. Er erkannte in diesen Leuten Auswanderer und als er sie näher in's Auge faßte, fühlte er sich von einem tief schmerzlichen Gefühl durchzuckt, wie er es noch nie empfunden hatte, das Blut schoß ihm gewaltsam aus den Herzkammern nach dem Kopfe, der Athem stockte ihm in der von Wehmuth beengten Brust, denn es war ihm, als ob ihm das Vaterland selbst begegnet, als ob ganz Deutschland auf jenem Wagen säße, und augenblicklich waren alle heimliche Verkehrtheiten und Philistereien, die er so oft durchgehechelt hatte, vergessen, er sah nur das Vaterland in der Fremde im Elend, und den Männern die schwieligen Hände mit Herzlichkeit drückend, sprach er sie an mit den Worten:

„Woher kommt Ihr, gute Leute, und wohin wollt Ihr?“

Diese Menschen waren ganz erstaunt, deutsche Laute auf einer französischen Landstraße zu vernehmen, die sorgenvollen Schatten schwanden aus ihren durchfurchten Gesichtern, sie zogen die Mützen, und während einer von ihnen antwortete: „Wir kommen von Knittlingen aus Würtemberg, Herr!“ rief ihm eine ganz hübsche Frau vom Wagen herunter zu: „Grüsch di Gott, Herr, grüsch di Gott viel tausigmal!“ und zu ihren Gefährtinnen sich wendend, sagte sie lachend: „Ischt es niet ein Wunder, daß ein Franzose deutsch redet?“ Auch die Büble nahmen mit erröthenden Wangen und blitzenden Augen die Mützchen höflich ab, die Mädchen mit ihren blonden Zöpfen unter schmutzigen Häubchen patschten in die Händchen und be-

trachteten ihn neugierig, und die ganz kleinen Kinder jauchzten ihm zu mit ihren zahnlosen, lieben Mündchen.

Der Wagen hatte gleich auf Heine's ersten Zuruf still gehalten, und so fragte er denn mit wirklicher Theilnahme weiter:

„Warum habt Ihr denn Deutschland verlassen?"

Der Angeredete zuckte mit einer trübseligen Miene die Achsel.

„Das Land ist gut," sagte er, „auch wären wir gerne da geblieben, aber wir konnten es nicht länger aushalten."

„Wurdet Ihr so sehr gedrückt von der Regierung."

„Ach ja, recht sehr, lieber Herr. Der Steuereinnehmer zog uns die Haut über die Ohren, der Abgaben war kein Ende, sie waren nicht mehr zu erschwingen, und doch war Das das Schlimmste nicht, sondern nun kamen noch die Bedrückungen der Edelleute, das ewige Frohnden für die gnädigen Herren, die Treibjagden, wir mußten uns geduldig unsere Saaten von dem Wilde zerfressen lassen, und wenn Einer einen Hasen abfing, wenn ihn der Hunger antrieb, ein Reh zu schießen oder sich einen Fisch aus dem herrschaftlichen Teich zu fangen, so verfiel er den härtesten Strafen."

„Und doch hat der liebe Gott die Fische und das vierfüßige Gethier und das Geflügel zur Nahrung für alle seine Menschen geschaffen!" rief eine Frau von dem Wagen herunter.

Die Männer entrollten nun nacheinander eine schauderhafte Reihe von Bedrückungen vor Heine's Augen, und der, welcher zuletzt sprach, schloß mit den Worten: „So mußten wir denn auswandern, denn was sollten wir thun, Herr? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

„Wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen," bemerkte ein achtzigjähriger Greis, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark wie wir an Deutschland gewöhnt und können vielleicht in der Fremde

glücklich werden. Freilich, in Afrika werden sie auch Manches ausstehen müssen."

„Ihr geht nach Afrika?" fragte Heine. „Ich dachte, Ihr wolltet nach Amerika?"

„Nein, Herr, wir wollen nach Algier, wo man uns unter günstigen Bedingungen ein Stück Land zum Anbauen versprochen hat."

„Das Land soll gut sein!" rief ein Anderer, „aber wie wir hören, gibt es dort viel giftige Schlangen, die sehr gefährlich sind."

„Und," ließ sich eine Frau vernehmen, „man hat dort viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen, oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam," setzte sie hinzu, und drückte ihren Säugling mit doppelter Liebe an die Mutterbrust.

„Wird wohl nicht so gefährlich sein, Anneminke," sagte ihr Mann, „Du weißt, die Leute übertreiben gar sehr, weil sie uns in Deutschland das Auswandern verleiden wollen."

„Ich schlage alle Affen todt, die mir mein lieb' Annele stehlen wollen," rief ein kleiner Knabe, während er dem Schwesterchen liebkosend die rosigen Wangen streichelte und dabei so muthig aussah, als ob er eine Welt erobern wollte.

„Zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuern nicht bezahlt," hob einer der Männer wieder an, „und das Feld wird uns von Wildschaden und Jagd noch gar schrecklich ruinirt, und unsere Söhne werden unter die Soldaten gesteckt."

„Habt Ihr Euch denn nie dagegen aufgelehnt?" fragte Heine.

„Ei, behüt üs Gott! Was sollten wir thun? Revolution anfangen?"

„Es ist nur ein Glück," sagte eine alte Frau, „daß uns auf unsern Leidensstationen durch das Franzosenland so viel Mitleid zu Theil wird."

„Ja, das muß wahr sein," setzte ein Mann hinzu, „die Franzosen haben gute Herzen. Sogar die Aermsten suchen uns eine Liebe anzuthun, indem sie uns thätig zur Hand gehen beim Aufladen und Abladen, uns ihre kupferne Kessel zum Kochen leihen, uns Holz spalten, Wasser tragen und sogar Waschen helfen — ich lasse nichts auf sie kommen und bin ihnen dankbar; denn sie erzeigen uns mehr Barmherzigkeit, als es unsere Landsleute in der Heimath gethan haben."

Und als sollten die Worte des Mannes augenblicklich ihre Bestätigung erhalten, humpelte ein altes Bettelweib, das schon eine Weile dagestanden hatte und sich die Auswanderer betrachtet hatte, an einen der Wagen heran und reichte einem kleinen rosigen Mädchen einen Apfel, und einem Knaben ein Stück erbetteltes Brod aus ihrem Korbe.

Heine zog den Hut vor der alten Frau ab und sagte tief gerührt:

„Ich danke Ihnen, Madame! Ich danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens, als ob Sie mir diese Wohlthat persönlich erzeigt hätten."

Das Bettelweib verneigte sich und sagte mit der Würde einer Königin:

„Mein Herr, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan; Gott befiehlt uns, unserm nothleidenden Nächsten nach Kräften beizuspringen."

Auch ein Landmann war hinzugetreten, der sich nun mit der Frage an Heine wandte:

„Mein Herr, möchten Sie mir wohl sagen, warum diese Leute auswandern?"

Heine gab ihm in kurzen Worten eine Schilderung des Elends, der ausgestandenen Bedrängnisse dieser Leute. Der Franzose schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Und deshalb haben die Thoren ihr Vaterland verlassen," sagte er. „Nein, so dumm sind wir nicht; da machen wir

Franzosen es anders. Wenn uns die Plackereien unerträglich werden, oder auch nur etwas allzustark beschwerlich fallen, kommt es uns nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, sondern wir geben vielmehr unsern Drängern den Laufpaß, werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber darin; mit einem Worte, wir fangen eine Revolution an."

Heine nahm nun Abschied von den Auswandernden, er wünschte ihnen alles mögliche Glück zu ihrer neuen Unternehmung, leerte seine Börse in die Hände der Männer, warf einem Kinde sein Halstuch, das er schnell abband, einem andern sein Sacktuch zu, und zog am Ende gar sein Gilet aus, um es einem Jüngling zu geben, dem die bloße Haut unter dem zerrissenen Hemde hervor sah.

Die guten Leute riefen ihm tausend Segenswünsche nach, er aber schritt fort und fühlte sich matt und krank, denn diese Auswanderer waren ihm vorgekommen wie ein großer Blutstrom, der aus der Wunde des Vaterlandes rann, um sich im afrikanischen Sande zu verlieren. Dann suchte er sich selbst zu beschwichtigen, indem er vor sich hinmurmelte:

„Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen züngeln dort nicht viel von christlicher Liebe und die Affen dort sind bei Weitem nicht so widerwärtig, wie die deutschen Affen."

Da fiel ihm ein altes Lied ein, das er in seiner Kindheit gehört, von dem er aber nur Bruchstücke behalten hatte; was ihm noch davon im Gedächtniß geblieben war, begann er vor sich hinzusummen:

Auf, auf, ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da.
— — — — — — —
Wir sollen über Land und Meer,
In's heiße Afrika.

An Deutschland's Grenze füllen wir
Mit Erde noch die Hand

Und küssen sie, — das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland.

So kam er bis an jene Stelle des Meeresstrandes, wo die Klippe lag, auf der ihn Seraphine erwartete. Es war indessen dämmerig geworden. Da sah er ein etwa achtjähriges, deutsches Mädchen, welches er vorhin unter den Auswanderern bemerkt hatte, das indessen vorausgelaufen war, wie in tiefe Gedanken versunken, allein am Strande stehen, und weit hinausschauen auf die gewaltige Wasserfläche. Die Kleine hielt die Hand vor die Augen, um sie vor dem feurigen Wiederschein der untergehenden Sonne zu schützen. Zwei schön geflochtene Haarzöpfe fielen ihr auf das kurze Schwabenröckchen von weiß und blau gestreiften Flanell, aus dem kränklichbleichen Gesichtchen sahen ein paar große Augen ernsthaft hervor, und mit neugieriger, aber weich besorgter Stimme, aus der eine gewisse Aengstlichkeit hervor klang, fragte sie:

„O Herr, ist das das große Weltmeer?“

„Ja, mein Kind, es ist das Meer, über welches ein gutes Schiff Dich sicher dahin tragen wird,“ erwiderte Heine mit weicher Wehmuth; „die Mächte des Schicksals werden Dich behüten vor Gefahren und Du wirst aufblühen zu einer Blume, an welche die Menschen ihre Freude haben werden.“

„O geht,“ rief das Mädchen lachend, „i bin ja a Kind, wie kann i denn eine Blume werden? Ihr sei ein gestutzige Herrle, Ihr wollt mi foppen, aber foppen läßt si die Vrenele niet, fexirt jemand Anders.“

Heine suchte in seinen Taschen, um der artigen Kleinen etwas zu schenken, aber er fand auch nicht mehr die kleinste Münze. Endlich fiel ihm ein kleines silbernes Etui in die Hand, das ein Streichfeuerzeug nebst einem Spiegel und einem Bartkämmchen enthielt. Er drückte es dem Mädchen in die Hand.

„Nimm das, Brenele,“ sagte er, „und behalte es als Andenken an Einen, der es herzlich gut mit Dir meint.“

Hierauf küßte er das Kind zu wiederholten Malen auf Stirn, Mund und Wangen und wandte sodann die Schritte der Klippe zu. Die Kleine stieß einen jauchzenden Schrei aus bei dem Anblick des glänzenden Gegenstandes und rief dem Davoneilenden nach:

„Gott vergelt's, lieb's Herrle, Gott vergelt's viel tausig-mal. I werd' tägli für Euch beten und die Muttergottes an-rufen, daß sie Euch in ihren heiligen Schutz nimmt.“

Heinen aber stürzten große Thränen aus den Augen bei dem Gedanken an die armen Auswanderer und an dieses kleine Mädchen, und er schämte sich dieser Thränen nicht und er dachte an Welterlösung, aber er fühlte auch, daß es nun aus sei mit den Gedichten und Komödien, die er zu schreiben begonnen hatte, ihm ahnte, daß sie nicht sobald fortgesetzt werden würden.

Unter diesen Gedanken erreichte er den Fuß der Klippe, wo Seraphine seiner längst ungeduldig harrte. Sie war im Begriff, aus Aerger über sein Ausbleiben herabzusteigen, als sie ihn aber jetzt kommen sah, wandte sie die Schritte, sie floh vor ihm wie ein scheues Reh, ihr blondes Haar flatterte im Winde, denn sie hatte den Strohhut abgenommen und trug ihn am Arm. Erst ganz oben auf der Klippe erreichte er sie, schlang den Arm um sie und wollte sie küssen — sie aber stieß ihn zurück und rief zürnend:

„Wo bleiben Sie, mein Herr, und wie sehen Sie aus? keine Weste, keine Cravatte. Sie gleichen einem liederlichen Handwerksburschen, der auf der Wanderschaft begriffen, seine Habseligkeiten in einem Bierhause verwürfelt hat.“

„Mag ich gleichen, wem ich will, wenn ich nur immer ich selber bleibe,“ rief er unwillig. „Gefalle ich Dir nicht, so schaffe Dir einen Andern an.“

„Sie sind sehr kurz angebunden,“ versetzte Seraphine leicht-

hin, „und es ist nicht nöthig, daß Sie gleich schmollen, wenn man sich einmal eine Bemerkung erlaubt. Sie deutscher Bär wissen recht gut, daß Sie mir trotz Ihres zottigen Fells und Ihrer scharfen Pratzen und Zähne, recht gut gefallen und es mir leid thun wird, mich von Ihnen zu trennen," setzte sie mit einem halben Seufzer hinzu.

„Viel Ehre für mich," erwiderte er gleichgültig und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Wissen Sie was," sagte Seraphine nach einer kleinen Pause, in welcher sie gedankenlos mit etwas Seetang gespielt hatte, der aus einer Spalte hevorgewachsen war, „lassen Sie uns in das Fischerdörfchen hinabgehen und eine Matelotte essen, ich habe heute einen besondern Appetit auf Fische."

„Diesen Appetit mußt Du Dir vergehen lassen, Kind, denn ich habe nicht einen Heller Geld bei mir."

„Kein Geld! ei, wie kommt denn das?"

Er erzählte ihr seine Begegnung mit den Auswandernden und daß er ihnen Alles geschenkt hatte.

„Sie haben wohlgethan, Henri, Sie sind ein ganzer Mensch," sagte Seraphine, indem sie ihm die Wange streichelte und mit seinen blonden Haaren zu spielen begann. „Aber warum bleiben denn diese Leute nicht in ihrer Heimath?"

„Weil sie dort die schmählichsten Bedrückungen zu erdulden hatten. Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, Seraphine, daß der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutschland erduldet haben, in Frankreich sechs und dreißig Revolutionen hervorgebracht und sechs und dreißig Königen die Krone mit sammt dem Kopfe gekostet haben würde. Doch das verstehst Du nicht, laß uns von etwas Anderm reden."

Und Seraphine begann von andern Dingen zu reden, auch gelang es ihr bald mit ihrem muntern Geplauder den verstimmten Dichter wieder heiter zu scherzen, dann aber versenkte sie ihn wieder in seine Mißstimmung, indem sie sagte:

„Henri, ich habe Ihnen etwas anzukündigen."

„So laß hören, was es ist," sprach er, und nahm einen Kuß von ihren Lippen.

„Wir sehen uns heute zum letzten Mal."

„Wie!" rief er betreten.

„Lord Bathurst hat mich engagirt, ihn nach London zu begleiten."

„Und da folgst Du dem Zuge seiner Guineen," rief Heine bitter.

„Was wollen Sie, es ist mein Metier, so viel Geld zu verdienen als möglich."

„Freilich, freilich," rief er, „und Du hast Recht, nur ich bin ein Thor, weil ich glauben konnte, daß auch in der Brust einer Hetäre ein menschliches Herz wohnen könnte."

„Was ist eine Hetäre, Henri? Das ist ein Wort, das ich nie gehört habe."

„Es ist ein griechisches Wort und bedeutet ein schönes Weib, die den möglichsten Nutzen aus ihren Reizen zu ziehen sucht."

Beide versanken in Schweigen. Unter ihnen war die Sonne längst in das dunkle Meer gesunken. Sie blieben sitzen, bis die Sterne wie tausend Gotteslichter hoch über ihren Häuptern flammten und der Mondschein durch das Tannendunkel fiel. Kein Geräusch stieg mehr aus dem Dorf zu ihnen empor. Das dumpfe Murmeln des Meeres, das gegen die Uferdämme knurrte wie ein gefangener Tiger, der sich an den Stäben seines Kastens reibt, störte allein die Stille der Natur. Plötzlich umzog sich der Himmel mit Wolken, die Sterne verschwanden, Dunkelheit herrschte auf der Erde, aus dem Meere stieg ein Nebel auf, in dem der Aberglaube tausend gespensterhafte Gestalten hätte erblicken können. Unser Pärchen verließ die Klippe; schweigend stiegen sie hinab, fast ohne ein Wort zu reden, erreichten sie die Stadt, an deren Eingang sie sich mit einem Händedruck trennten.

In den nächsten Tagen war Heine sehr verstimmt; er hatte sich an Seraphine gewöhnt und selbst die Treulosigkeit einer käuflichen Dirne berührte ihn unangenehm. Er fuhr häufig hinaus in's Meer und erzählte sein Leid den Fischen, die Möven schrieen, die Wellen schäumten, er aber saß mit seinen Träumen allein und er verglich Seraphinens Herz mit dem Wind, das wie dieser, treulos hin und her flatterte, und in die untergehende Sonne starrend, flüsterten seine Lippen leise: „Einst war mein Herz wie die Sonne, es versank groß und schön, in ein Meer von Liebe, und jetzt . . . jetzt. . . .“ Er schlug beide Hände vor das Gesicht und ließ sich auf den Boden des Kahnes niedergleiten.

Ende des dritten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Ferner:

Der Roman eines Dichterlebens.
11 Bde. 5 Thlr. 15 Ngr.

1759—1775
oder
Göthe's Jugendjahre.

Von
K. Th. Zianitzka.

3 Bde. T.-F. geh. 1863. 1 Thlr. 15 Ngr.

1775—1806.
oder
Göthe's Mannesjahre.

Von
K. Th. Zianitzka.

5 Bde. T.-F. geh. 1863. 2 Thlr. 15 Ngr.

1807—1832
oder
Göthe's Greisenalter.

Von
K. Th. Zianitzka.

3 Bde. T.-F. geh. 1863. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ferner:

Rahel
oder
dreiunddreißig Jahre
aus
einem edeln Frauenleben
von
K. Th. Zianitzka.

3 Thle. à 2 Bde. (6 Bde.) 16. 1864. 4 Thlr.

Herzblättchen.

Ein Roman
von der Verfasserin von „Der Erbe von Redclyffe."

Deutsch
von
W. E. Drugulin.

4 Bde. II. Aufl. 8. 1861. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Erbe von Redclyffe.

Von
Miß Yonge.

Aus dem Englischen
von
W. E. Drugulin.

4 Bde. II. Aufl. 8. 1860. 2 Thlr. 20 Ngr.
(III. Aufl. in 6 Bdn. in Vorbereitung.)

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

II. Abtheilung:

Sommerschwüle.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,
Verf. von „Roman eines Dichterlebens" (Göthe), „Rahel" u. s. w.

Vierter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Ein Wiederfinden auf dem Balle bei Rothschild.

Am 8. Januar 1833 hielt eine unabsehbare Reihe Wagen in der Rue-Lafitte, die ihren Inhalt an Damen und Herren im eleganteſten Ballcoſtüme vor dem mit No. 15 bezeichneten Hôtel entleerten, welches das des Barons von Rothſchild, des großen Finanzmannes war, der an jenem Abend einen glänzenden Ball gab, zu welchem die Elite der vornehmen pariſer Welt, der Künſtler und Schriftſteller eingeladen war.

Es dürfte zweckmäßig ſein, hier eine kleine Beſchreibung des Hôtels einzuſchalten.

Durch einen Thorweg gelangt man in einen Hof, in deſſen Hintergrunde ſich das Hôtel erhebt. Die Einfaſſung des Hofs beſteht aus Bureaux, Remiſen und Ställen. Das mit Pilaſtern gezierte, im edeln Styl erbaute Hôtel hat über dem Erdgeſchoße nur ein Stockwerk. Die Balkons und Geländer ſind von Goldbronze, die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwiſchenräume mit Glasſcheiben aus einem einzigen Stück geſchloſſen ſind, und in dieſer Halle hängen drei große Bronzelaternen von wunderbarer Arbeit.

Links gelangt man durch eine hohe Glasthür zu einem Treppenhauſe von den ſchönſten Dimenſionen. Der Boden iſt mit einem weichen Teppich belegt, in den Ecken ſtehen lebens-

große Marmorbilder und durch Röhren ist dieser Raum angenehm durchwärmt. Von hier aus betritt man die Festsäle und die Gemächer, welche zum großen Empfang dienen.

Der Eintrittssaal ist im Renaissancegeschmack mit geschnitztem Holzwerk bekleidet und an Thüren und Pfeilern sind die zierlichsten Arabesken angebracht. Portièren und Fenstervorhänge bestehen aus dicken Teppichen, die in schweren Falten zu beiden Seiten herabhängen. Der anstoßende Billardsaal ist in demselben Geschmack eingerichtet und hat einige schöne Gemälde in breiten, geschnitzten Goldrahmen. Von hier tritt man in eine hohe Galerie, deren Länge durch zwei kostbare Spiegel, die an jedem Ende angebracht sind, anscheinend bedeutend vermehrt wird. Die eine Seite dieser Galerie besteht aus lauter riesigen Glasscheiben und längs derselben stehen in großen Bronzegefäßen die herrlichsten Blumen, die seltensten Pflanzen. Längs der gegenüberstehenden Wand laufen Divans hin, und von der Decke schwebt eine lange Reihe glänzender Kronleuchter herunter. Diese Galerie macht in ihrer prachtvollen Beleuchtung und ihrem Blumenschmuck einen ungeheuren Eindruck. Der daran stoßende große Salon ist mit enkaustischen Malereien der berühmtesten Maler der neuen französischen Schule verziert; reiche Vergoldung ist überall angebracht, Kamin und Tisch von weißem Marmor, in den Ecken stehen Statuen auf Fußgestellen, auch fehlt es nicht an Uhren, Girandolen und Kronleuchter. An den Wänden stand eine doppelte Reihe von Armsesseln, die mit großblumigem Seidenstoff überzogen waren; von demselben Stoff sind die Vorhänge an den hohen Bogenfenstern und darüber fallen Draperien von Sammet mit schweren Goldfranzen.

Wir können unmöglich alle Gemächer beschreiben, nur wollen wir noch bemerken, daß der Speisesaal für große Diners, der Concertsaal und zwei Tanzsäle, wovon der eine weiß mit Gold, der andere hartblau mit Silber, sich durch guten

Geschmack und Eleganz auszeichnen — eben so wenig werden wir die Gemächer der Familie, die sich eine Treppe hoch befinden, zu beschreiben versuchen.

In den festlich geschmückten Räumen wogte die auserlesenste Gesellschaft umher. Auch Heine war unter den geladenen Gästen und stand bei einer Gruppe junger Künstler und Schriftsteller, bei welchen Janin eben das Wort führte und seine Witze belachen ließ.

Da schwebte, von einem älteren Herrn geführt, dessen Brust von Orden und Sternen bedeckt war, eine auffallende Erscheinung in den Saal. Es war die schöne Herzogin Catharina von Lojolais, welche die Natur nach dem Bilde der Juno gemodelt zu haben schien, so viel Majestät war über ihr ganzes Wesen ausgegoßen. Sie trug ein Kleid von weißem Krepp, das überreich mit Stroh und grünem Folio gestickt war, welches aussah, wie die herrlichsten Smaragden, aus welchen Edelsteinen auch der dazu passende Schmuck bestand. Der Kopfputz bestand aus einer großen, wunderbar gearbeiteten Strohblume und einem Gewinde von grünen Folioblättern, die in langen Zweigen auf ihren blendenden Nacken herabfielen, um dessen Weiße noch mehr hervorzuheben.

Heine fühlte einen Stich im Herzen, als sie an ihm vorüberkam, auf seinen ehrerbietigen Gruß das Haupt ein Wenig neigte und auch die Augen mit den langbefranzten Lidern senkte, während ein aus Schalkhaftigkeit und Spott gemischtes Lächeln ihren schöngeformten Mund zu umspielen schien.

Er hatte ein schönes, aber flüchtiges Verhältniß mit ihr gehabt, das bald sein Ende erreicht hatte.

In dem Hause einer ihr befreundeten deutschen Gräfin hatte er sie im vergangenen Herbst, als er aus der Normandie zurückgekehrt war, gesehen. Die Gräfin flüsterte ihm zu, ob er nicht vorgestellt sein wolle.

„Bei Leibe nicht. Ich bin nicht Held genug, mich ihrem

Feuer auszusetzen, da schon ihr bloßer Anblick mir die Sinne verwirrt,“ hatte er damals erwidert.

Aber in ihrer Nähe begann von da an ein neues Leben für ihn — die Angst hielt ihn fern von ihr, die Sehnsucht aber trieb ihn an die Orte, wo er sie zu finden wußte — ihre Augen schienen ihm die Sterne des Schicksals zu sein.

Ihre Stirn war so klar, aber dem Dichter schien es, als gewittere schon der künftige Blitz dahinter, und der künftige Sturm, der ihn bis in den tiefsten Sitz der Seele erschüttern würde.

Ihr Mund konnte so unschuldig lächeln, doch sah er unter den Rosen schon die Schlangen, die ihn künftig stechen würden. Doch hundertmal im Tag seufzte er: „Cathrine, schöne, herrliche Cathrine!“ und sie entwickelte die listigste Coquetterie gegen ihn, denn sie hatte den deutschen Schriftsteller bemerkt und er hatte Gnade gefunden vor ihren schönen Augen.

Einst in einem Concert winkte sie ihn zu sich heran. Er näherte sich.

„Monsieur, wie heißt die Sängerin, die eben gesungen hat?“ fragte sie mit einem bezaubernden Lächeln.

Ihre Worte schienen ihm klingende Flammen zu sein und stotternd erwiderte er: „Madame, ich habe nichts von Gesang gehört.“

Von da an lag er, wie Merlin, festgebannt in dem eigenen Zauberkreise — sie nahm ihn mit auf ihr Schloß in der Picardie, sie saß an seiner Seite im rasch dahinrollenden Wagen und Beide freuten sich an dem reichen Farbenwechsel, den der Herbst der Natur verlieh. Er lag festgebannt zu ihren Füßen, Stunden, Tage, Wochen verflogen ihm wie ein seliger Traum. Wenn ihre Lippen die seinigen berührten, so fühlte er ihre Flammen bis in den tiefsten Grund seiner Seele — er war ihr ganzer Himmel, sie war sein liebster Stern und er fühlte sich zurückversetzt in die glücklichen Zeiten, da er Eveline geliebt hatte.

„O," sagte er einmal, „o Cathrine, Du bist so recht die rechte Sorte, die ich in allen Ländern gesucht habe, und ich bin der Mann, wie Du ihn brauchst — aber ich fürchte, Du wirst mich mit Gefühl und Küssen beglücken und dann verrathen, wie gebräuchlich."

Sie sah ihn groß und schön an und in ihrem Blick lag ein Vorwurf, dem sie keine Worte gab. — Er suchte die Herbigkeit seiner Rede mit Küssen zu versüßen.

Und dennoch hatte er Recht gehabt. Nach wenig Tagen fanden sie, daß ihre Herzen sich schlecht vertrugen, und dennoch brachen sie fast, als sie schieden, er, um nach Paris zurückzukehren, sie, um eine Reise nach England zu machen.

Heine warf sich wieder in die Grisettenwelt, um sich zu betäuben, er nahm Theil an einem Feste, wozu jeder sein Liebchen mitgebracht, nur er wandelte allein, ihm fehlte das Beste, wie ein Kranker schleppte er sich matt dahin, er floh Musik und Lampenglanz, seine Gedanken waren in England, sein Herz verwelkte wie die Astern, die er abbrach, ohne zu wissen, wem er sie geben sollte. Die Anderen verlachten den Träumer, der, statt Theil an dem fröhlichen Tanze zu nehmen, einsam in dem bereits verödeten Garten wandelte, wo es ihm war, als fühle er das Wehen der deutschen Eiche über seinem Haupte, als höre er die deutschen Nachtigallen, die Rosen der Liebe waren zwar verblüht, aber ihr Duft spukte gespenstisch in seinem Gemüthe.

Heute nun sah er seit ihrem Bruche zum erstenmal die Herzogin wieder, aber er nahm sich vor, ein Mann zu sein, und ihre gefährliche Nähe zu fliehen, aber seine Blicke folgten der reizenden Erscheinung, und unwillkürlich setzten sich auch seine Füße in Bewegung, um ihren Spuren zu folgen. Glücklicherweise wurde er von der gefährlichen Zaubrerin getrennt durch die Bedienten in Galalivréen, die geschäftig hin- und hersprangen mit großen Präsentirtellern, worauf Himbeerwasser und Eis stand, Confitüren und Sorbet, nach eines Jeglichen

Geschmack und Wahl. Er verlor sie aus den Augen und vermochte in dem Menschengewühl nicht sie wiederzufinden. Nach einer Weile drängte Alles nach dem Concertsaal hin, wo Liszt bereits am Flügel stand. Nachdem er seine Haare zurückgestrichen hatte und dann mit der Hand über die hohe Stirne gefahren war, worauf ihm der Genius der Musik sein unsterbliches Malzeichen gedrückt hatte, setzte er sich an das Instrument und lieferte eine der brillantesten Notenschlachten, die je gehört worden waren; den unglücklichen Tasten schien Blut zu entströmen, man hörte das Gewinsel der sterbenden Accorde, das Verhauchen der Töne, und nach einer letzten Roulade von Kanonendonnern trat jene schauerliche Stille ein, die auf einem Schlachtfelde herrscht, nachdem der Feind die Flucht ergriffen und der Sieger sich davon zurückgezogen hat. Nach einer kurzen Pause stummer Bewunderung erscholl wie eine Triumphhymne, das stürmische Beifallklatschen und Bravorufen der entzückten Zuhörer.

Heine sah zwar die schöne Herzogin nicht, aber er fühlte, daß ihr magnetischer Blick fest auf ihn gerichtet war, und dieses Gefühl erfüllte ihn mit einer Pein, die an physischen Schmerz grenzte.

„Monsieur Heine," sagte der Romanschriftsteller Balzac im Vorüberstreifen zu dem deutschen Dichter, „wissen Sie mir vielleicht zu sagen, was Liszt heute für wunderlich Zeug gespielt hat?"

„Mich däucht, es war eine Passage aus den Palingenesien von Ballanche, dessen Ideen er in Musik übersetzte."

„O, Sie radotiren wieder einmal, mein Bester," sprach der Franzose mit einem verwunderten Gesicht.

„Das thue ich um so weniger," erwiderte Heine lachend, „als diese Uebersetzung in Musik sehr nützlich für Diejenigen ist, welche die Werke des berühmten Ballanche nicht im Originale lesen können. Doch still, der Meister beginnt ein neues Stück."

Und wieder begannen die Töne ihre zauberhafte Wirkung auszuüben, und als Liszt nach dem ersten Satze eine ganz kurze Pause machte, flüsterte Balzac seinem Nachbar zu:

„Jetzt spielt er den Gang zu der Hinrichtung, von Berlioz."

„Ja, ich weiß, ich kenne das vortreffliche Stück, welches der junge Musiker am Morgen seines Hochzeitstags componirt hat," gab Heine zur Antwort.

„Müssen Sie denn immer satyrisiren," rief Balzac, „denn Sie wollen doch wohl sagen, daß Berlioz an jenem Tage zur Hinrichtung seines Glückes geschritten sei."

„Ich habe nur einfach wiederholt, was man sich in ganz Paris erzählt."

„St! die Musik beginnt wieder."

Jetzt erst nahm das eigentliche Tongemälde seinen Anfang und zwar wurde es mit solcher Wahrheit vorgetragen, daß man in dem sehr geräumigen Saale nur erblassende Gesichter und wogende Busen sah, nur ein leises, beklommenes Athmen hörte. Als das Stück beendigt war, erschallte tobender Beifall, besonders von den Damen, die durch Liszt's Spiel stets in eine Art bacchantischen Rausches versetzt werden. Man erhob sich, man umdrängte den Virtuosen, drückte ihm voll Begeisterung die Hände, sagte ihm tausend Schönheiten, bis der Tanz begann, der alle diese geputzten Frauen in seine großen Verschlingungen zog.

Heine sah dem Tanz eine Weile erst in dem einen, dann in dem andern Saale zu, aber bald fühlte er sich gelangweilt und wollte Erholung in einem der ruhigeren Nebenzimmer suchen, als er sah, daß eine Anzahl Herren einen kleinen Mann von unscheinbarer Gestalt mit Bitten bestürmten, und dann in das erste beste Gemach drängten, wohin ihnen auch viele Damen folgten. Heine schloß sich den Andern an, indem er einen Bekannten fragte: „Was soll es denn da geben?"

„Der Maler Lepaule wird uns mit seinem Talente erfreuen."

„Wird er Karrikaturen zeichnen.“

„O nein, das ist sein Hauptgenre nicht.“

„Und was ist denn sein Hauptgenre.“

„Ich sehe, daß Sie den kleinen Ueberall und Nirgends nicht kennen, der im kleinen Kreise die Seele der Unterhaltung ist, der ein Spaßmacher und talentvoller Künstler, alle schönen Theaterprinzessinnen umschwärmt, und neu aufgehenden Gestirnen seine Verehrung weiht.“

„Der kann doch unmöglich den Frauen gefallen, er sieht ja einem kläffenden Möpschen ähnlich.“

„Und doch gefällt er und man zieht ihn in die beste Gesellschaft. Wie Sie sehen, ist er hier im Hause aufgenommen, er besucht die Bälle des Baron Vigier, die Künstlersoireen der Gräfin Merlin, er dinirt bei Mademoiselle Mars.“

„Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, in was eigentlich sein großes Talent besteht.“

„Er ist groß im Nachäffen aller Gattungen von Thieren.“

Heine verzog das Gesicht.

„Da hätte ich Besseres von ihm erwartet,“ sagte er. „Warum stellte er sich denn dort mit dem Gesicht gegen die Wand?“

„Das thut er, um durch das Verzerren der Gesichtsmuskeln keinen Abscheu zu erregen. Geben Sie Acht, jetzt fängt er an.“

In der That fing der kleine Mensch an, fressende Enten nachzuahmen, und diese Darstellung war ein wahrer Triumph für ihn. Dieses Schnattern und Schnatteln wäre für jeden Andern unausführbar gewesen. Nach den Enten stellte er mit fürchterlicher Naturtreue grunzende Schweine vor, dann einen scharrenden Hahn, der seine Hennen zusammenruft, die gackernd herbeilaufen, gefolgt von den piependen Küchlein. Heine mußte gestehen, daß diese Darstellung unübertrefflich war, und doch wurde sie noch glänzend übertroffen, als er eine durch einen

langen Gang rennende Bulldogge versinnlichte, die von einer Schaar in Zimmern eingeschlossenen Kläffern der verschiedenartigsten Gattung angebellt wird, bis sie selbst knurrend, wie ein fern heraufziehendes Gewitter beginnt und dann ihren tiefen Baß herrlich zur vollsten Kraftentwickelung steigert.

Heine mußte dem Talente des Mannes die vollste Anerkennung zollen, dann aber suchte er ein Zimmer auf, in dem einige Spieltische aufgestellt waren, an denen Whist, Boston, L'hombre und Ecarté gespielt wurde. Einige Damen, die nicht tanzen wollten, lehnten in großen Sesseln und sahen dem Spiele zu oder überließen sich ihrem Gedankengang. Im Vorübergehen wurde Heine's Arm von der Robe einer dieser Damen berührt, und da war es ihm, als ob ihm von den äußersten Fingerspitzen bis an die Schulter hinauf plötzlich ein leises Zucken durchführe, wie man es nach dem schwachen Schlag einer Elektrisirmaschine empfindet; er wandte sich um, und mit verstärkter Macht fuhr ihm solch' ein elektrischer Schlag mitten in das Herz hinein, als er das Antlitz der Dame betrachtete.

„Täuschen mich meine Sinne?“ sprach er zu sich selbst. „Ist sie es, oder ist sie es nicht? Es ist allerdings dasselbe schöne, griechische Antlitz mit der sonnigen Färbung, aber es ist nicht mehr so marmorrein und so marmorglatt wie ehemals. Auf Stirn und Wangen liegt Etwas, das den Witterungsflecken gleicht, die man auf den Gesichtern von Bildsäulen bemerkt, die einige Zeit dem Regen ausgesetzt gewesen ... Nein, ich muß mich täuschen, sie kann es nicht sein ... wie sollte sie in diesen vornehmen Salon kommen ... Und doch, es sind dieselben schwarzen Haare, die wie Rabenflügel auf ihren Schläfen liegen.“

Jetzt begegnete das Auge der Dame dem Auge des deutschen Dichters, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, dessen rascher Blitz ihm bei einer andern Gelegenheit

immer so rasch durch die Seele geschossen war, und nun konnte er nicht mehr zweifeln, daß er wirklich Madmoiselle Laurence vor sich habe, die er in den Straßen London's hatte tanzen sehen.

Mit einer gewissen vornehmen Nonchalence in ihrem Sessel liegend, hielt sie in der einen Hand ein prachtvolles Bouquet, und sich mit der andern auf die Stuhllehne stützend, saß sie in der Nähe eines Spieltisches, und schien dem Spiel mit regster Aufmerksamkeit zu folgen.

Sie trug ein Kleid von weißem Atlas, der schöne, jugendliche Busen war züchtig mit Spitzen bedeckt, ihr ganzer Schmuck bestand aus Armbändern und einer Brosche von Perlen, und das schöne Haar zierte eine einzige weiße Camelie. In dieser züchtigen Einfachheit bildete sie einen grellen Contrast gegen einige ältere Damen, die mit Diamanten, Blumen und Federn geschmückt, in ihrer Nähe saßen, und die Ruinen ihrer ehemaligen Reize schamlos zur Schau trugen.

Laurence sah wunderbar schön und hinreißend verdrießlich aus. Wie von einer geheimen Macht fühlte sich Heine unwiderstehlich zu ihr hingezogen; er rückte ihr allmählich immer einen Schritt näher, bis er hinter ihrem Sessel stand, verzehrt von dem brennenden Verlangen ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber zurückgehalten von einem Zartgefühl, das er nicht zu überwinden vermochte.

So stand er wohl eine Viertelstunde lang hinter ihr, als sie plötzlich eine dunkelrothe Nelke aus ihrem Bouquet zog und ohne sich nach ihm umzusehen, ihm dieselbe über ihre Schulter hinreichte. Der Duft der Blume übte einen eigenthümlichen Zauber auf ihm aus. Wie in einem Traum befangen, fühlte er sich aller gesellschaftlichen Formen entrückt, und wie man mit alten, lieben Freunden verkehrt, beugte er sich über die Lehne des Sessels und flüsterte ihr zu:

„Mademoiselle Laurence, wo haben Sie denn die Frau Mutter mit der Trommel gelassen.“

„Sie ist gestorben," antwortete sie in demselben ruhig-gelassenen, ja gleichgültigen Tone, in dem Heine gesprochen hatte.

Nach einem kurzen Stillschweigen beugte er sich abermals zu ihr nieder und flüsterte:

„Mademoiselle Laurence, wo ist denn der gelehrte Hund?"

„Er ist fortgelaufen in die weite Welt," antwortete sie wieder in demselben Tone.

Und zum dritten Mal beugte er sich zu ihr nieder und fragte:

„Mademoiselle Laurence, wo ist denn Monsieur Türlütütü, der Zwerg?"

„Er ist bei dem Riesen auf dem Boulevard-du-Temple."

Aber kaum hatte sie diese Antwort in immer gleich ruhigem, gleichgültigen, nachlässigen Tone gegeben, als ein alter, ehrwürdig aussehender Herr in Uniform, dessen Brust mit vielen Orden bedeckt war, vor sie hintrat mit den Worten:

„Der Wagen ist vorgefahren; wenn es Dir gefällig ist, meine Liebe, so wollen wir uns nach Hause begeben."

Die schöne Dame erhob sich langsam von ihrem Sitz, hing sich in den Arm des alten Offiziers, und ohne einen Blick auf Heine zu werfen, verließ sie mit ihrem Begleiter die Gesellschaft.

Heine begab sich sogleich zu der Baronin von Rothschild, die den ganzen Abend am Eingang der Galerie saß, um die Ankommenden und Fortgehenden mit ihrem freundlichen Lächeln zu bewillkommen oder zu verabschieden, und fragte sie dringend nach dem Namen der jungen Dame, die sich so eben in Begleitung eines alten Stabsoffiziers wegbegeben habe.

„Mein Gott, mein Herr, wer kann alle Menschen kennen?" sagte die Baronin mit einem heitern Lachen, „ich kenne diese Leute eben so wenig als ..."

Sie stockte und verschluckte den Nachsatz, denn offenbar

hatte sie sagen wollen: „Als ich Sie kenne!“ denn sie sah Heine heute zum ersten Mal, da es sich immer so getroffen hatte, daß sie bei seinen öftern Besuchen in ihrem Hause abwesend oder ausgegangen war.

„Vielleicht kann mir Ihr Herr Gemal Auskunft geben,“ begann Heine wieder. „Darf ich fragen, in welchem Salon ich die Ehre haben kann, ihn zu finden?“

„Mein Gemal,“ antwortete die Dame laut lachend, „hat vor einer halben Stunde einen Courier erhalten und befindet sich jetzt auf dem Wege nach Frankfurt — er nahm sich kaum Zeit, mir ein Abschiedswort zu sagen. Doch warten Sie, ich kenne Jemand, der bei Beginn des Abends mit der hübschen Dame, nach der Sie sich erkundigen, viel gesprochen hat; ich weiß zwar den Namen dieses jungen Herrn nicht, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn Sie sich nach dem jungen Menschen erkundigen, dem Herr Casimir Perier unlängst einen Fußtritt gegeben hat, doch vermag ich nicht zu sagen warum und wo.“

Heine machte eine dankende Verbeugung, eilte fort, und fragte so lange jeden Bekannten, bis es ihm gelang, den jungen Mann ausfindig zu machen. Er ließ sich ihm vorstellen und bat ihn um Aufklärung über die junge Dame, die er ihm deutlich genug beschrieb.

„Ich kenne sie allerdings ganz genau,“ erwiderte der junge Herr, „ich habe auf mehren Soiréen mit ihr gesprochen, und ich muß Ihnen gestehen, daß mir besonders der ernste Blick aufgefallen ist, den sie mir zuwarf, so oft ich ihr eine Artigkeit sagte. Auch hat es mich gewundert, daß sie meine Einladung zu einer Française jedesmal beharrlich abgelehnt hat mit der Versicherung, sie verstände nicht zu tanzen. — Glauben Sie Das, mein Herr?“

„Das ist Nebensache,“ erwiderte Heine ungeduldig. „Ich bitte Sie, mir den Namen der Dame zu sagen und mir Auskunft über deren Verhältnisse zu geben.“

Der Herr zuckte die Achseln.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können,“ erwiderte er, „ihr Name sowohl wie ihre Verhältnisse, sind mir unbekannt. — Sie wissen, man erfreut sich an dem Duft einer schöner Blume, ohne lange zu fragen, wo sie gewachsen ist — wenigstens ist das mein Grundsatz.“

Heine wandte sich sehr unbefriedigt von ihm. Er befragte sich nun bei Andern, aber Niemand wußte ihm Auskunft zu geben. Nun besuchte er mit dem größten Eifer alle ihm zugänglichen Soiréen, aber nirgends traf er mit Mademoiselle Laurence zusammen.

Aber eine andere Begegnung sollte er machen, denn als er eines Tags, eine Opernmelodie leise vor sich hinsummend, durch das lateinische Quartier ging, und eben an der Sartonne vorüber kam, stürzte ein Hund aus der weitoffenstehenden Thür derselben hervor, und hinter demselben kam ein Haufen mit Stöcken bewaffneter Studenten, welche den Vorübergehenden zuschrieen: „Nehmt Euch in Acht, die Bestie ist wüthend!“ — Das abgehetzte Thier keuchte in Todesangst an Heine vorüber, und als sein thränenfeuchter Blick ihn streifte, erkannte er in ihm den gelehrten Pudel, dessen Künste das englische Volk einst so sehr bewundert hatte, besonders weil er der einzige französische Panegyriker war, der Lord Wellington je gelobt hatte. Ohne erst lange zu untersuchen, ob der Hund wirklich toll, oder ob er vor Gelehrsamkeit blos übergeschnappt sei, schlugen die Studenten mit ihren dicken Stöcken so lange auf ihn los, bis das gehetzte Thier todt vor ihnen lag, um dann verächtlich auf einen Misthaufen geworfen zu werden.

Der Anblick des todten Hundes erinnerte Heine so lebhaft an den Zwerg, daß er ihn aufzusuchen beschloß. Er begab sich also eines Tags auf den Boulevard-du-Temple in die Bude des Riesen, in welcher er zwei Kerls fand, die faulenzend auf einer Pritsche lagen und den übelriechenden Duft schlechter

Cigarren von sich bließen. Bei dem Eintritt des Besuchers sprangen sie auf, und stellten sich in Riesenpositur vor ihm hin, allein, obgleich in fleischfarbigen Tricot gekleidet und mit großen schwarzen Bärten versehen und ausgehöhlte Holzkeulen über sich schwingend, entsprachen Sie doch keineswegs dem Bilde auf den Aushängetafeln. Als Heine sie genugsam gemustert und sich überzeugt hatte, daß nach ihrem Aussehen zu schließen, das Riesengeschlecht sehr heruntergekommen sein müsse, fragte er:

„Wo ist denn der Zwerg, der ebenfalls auf ihren Aushängetafeln abgebildet ist? Ist er nicht mehr bei Ihnen?"

„Doch mein Herr, er ist noch bei uns, aber wegen zunehmender Unpäßlichkeit wird er seit vierzehn Tagen nicht mehr gezeigt. Sie können ihn jedoch sehen, wenn Sie das doppelte Eintrittsgeld bezahlen wollen."

Heine war gleich dazu bereit — er erlegte den doppelten Betrag, und wurde nun an das Sterbebett des armen Zwergs geführt, das eigentlich kein Bett, sondern eine Kinderwiege war. Der arme Türlütütü mit seinem gelben verschrumpften Altmännergesicht sah gar traurig und wehmüthig aus. Die Wiege wurde von einem kleinen vierjährigen Mädchen, welches daneben saß, in Bewegung gesetzt, während es mit einem lachenden Gesichtchen dazu sang:

Schlaf', Türlütütüchen, schlaf' ein,
Morgen gibt's Kuchen und Wein,
Schlaf', Türlütütüchen, schlaf' ein.

Als der Zwerg Heine erkannte, riß er seine gläsernen Augen so weit als möglich auf, und es zuckte etwas wie ein Lächeln um seine welken erblaßten Lippen; er reichte ihm sein fieberheißes Händchen und röchelte aus tiefer Brust:

„Ach! Das ist ein alter Freund. Seien Sie mir willkommen."

„Wie geht es Ihnen?" erkundigte sich der junge Mann mit Theilnahme.

„O, o, schlecht, sehr schlecht," stöhnte der Kleine. „Ich befinde mich in einem bösen Zustande, der sich gar nicht schickt für einen Mann, welcher der Freund und Liebling so vieler Monarchen und hohen Damen gewesen, und der nur von dem Kaiser Napoleon nicht geliebt wurde. Ach! Das schmerzt mich noch jetzt auf meinem Todtenbette, denn ich war ihm geneigt und ich habe seinem tragischen Schicksale manche Thräne geweint. Er hat mich nicht geliebt, der große Kaiser, der in einem so kläglichen Zustande auf St.-Helena geendigt hat, ganz wie ich jetzt endige, einsam, verkannt, verlassen von allen Fürsten."

Heine ward gerührt durch den Jammer der Verlassenheit des unglücklichen Zwergs.

„Ich wundere mich," sagte er, „daß Mademoiselle Laurence, die jetzt so vornehm geworden ist, sich nicht um Sie bekümmert."

Kaum hatte Heine diese Worte ausgesprochen, als der Zwerg von furchtbaren Krämpfen befallen wurde. Nachdem er sich eine Weile gewunden und gedehnt hatte, wimmerte er mit seelenzerreißendem Schmerz:

„Undankbares Kind, das ich aufgezogen, das ich bestimmt hatte meine Gattin zu werden, dem ich gelehrt, wie man sich unter den Großen dieser Welt bewegen und geberden muß, wie man lächelt, wie man sich bei Hofe verbeugt, wie man repräsentirt .... O, o, o, sie hat meinen Unterricht gut benutzt, sie ist jetzt eine vornehme Dame geworden, hat eine Equipage und Bedienten, viel Geld, viel Stolz, aber kein Herz. Sie läßt mich einsam und elend sterben, wie die schändliche Marie Louise den großen Napoleon auf St.-Helena sterben ließ. O, sie hat mich nie geliebt."

Er setzte noch mehr hinzu, aber er murmelte es so leise, daß Heine es nicht verstehen konnte. Nach einer Weile hob er sein Haupt in die Höhe, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen Jemand fechte, dann ließ er, wie über-

wunden, sein Haupt wieder sinken, sah Heine lange mit einem unbeschreiblichen Ausdruck und einem geisterhaften Blicke an, krähete plötzlich wie ein Hahn dreimal auf und hauchte die Seele aus.

Dieser Sterbefall war für Heine um so betrübender, da er eintrat, bevor der Zwerg Zeit gehabt hatte, ihm nähere Auskunft über Mademoiselle Laurence und ihre Verhältnisse zu geben. Wo sollte er sie jetzt wieder finden?

Sein Drang sie wiederzusehen war um so sonderbarer, da er weder verliebt in sie war, noch gerade eine besondere Zuneigung zu ihr empfand, und dennoch fühlte er sich angestachelt, sie überall zu suchen. Trat er in einen Salon ein, so durchmusterte er die Gesellschaft, und wenn er die Gesuchte nicht fand, so trieb es ihn bald wieder fort.

Einst aber, da er an einem entlegenen Ausgange des Opernhauses stand, und auf einen Wagen wartete, der ihn nach Hause bringen sollte, da der stark fallende Regen ihn verhinderte seine Wohnung zu Fuß aufzusuchen, drohte die Ungeduld ihn zu übermannen, denn es waren nur solche Wagen da, welche ihre Eigenthümer hatten, doch kein einziger Miethwagen. Schon begann es sehr einsam um ihn zu werden, und er fing eben an seinen Worten in lauten Aeußerungen Luft zu machen, als die Worte: „So müssen Sie denn mit mir fahren!“ wie Harmonicagetön sein Ohr berührten.

Sich umdrehend sah er eine Dame, die tief verhüllt in Mantille und Schleier, eine Zeit lang neben ihm gestanden hatte, um auf ihren Wagen zu warten, der jetzt vorgefahren, und in den sie eben einzusteigen im Begriffe war.

Die Stimme durchzuckte Heine das Herz, und wie im Traume stieg er hinter Mademoiselle Laurence ein und nahm Platz an ihrer Seite auf dem weichen, warmen Polstern des Wagens, der mit so dröhnendem Geräusche durch die Straßen rasselte, daß sie kein Wort miteinander sprechen konnten.

Endlich hielt der Wagen unter einem großen Thorweg still. Livreebedienten stürzten herbei und leuchteten ihrer Herrin die Treppe hinauf und dann durch eine Reihe reich möblirter Zimmer. Eine Kammerfrau, die schlaftrunken herbeikam, sah den in Begleitung ihrer Dame kommenden Fremden sehr erstaunt an und stotterte:

„O Madame, verzeihen Sie mir, aber es ist nur in dem rothen Zimmer eingeheizt."

„Es hat nichts zu sagen, Lucile, es ist ein Freund. Besorgen Sie Punsch." Und sich an Heine wendend, während die Kammerfrau das Zimmer verließ, sagte Laurence mit lachendem Munde:

„Der Zufall führt Sie heute weit, es ist nur in meinem Schlafzimmer eingeheizt."

Bei diesen Worten öffnete sie die Thür desselben, nachdem sie Hut und Mantille abgeworfen hatte. In diesem großen, sehr hohen Raum prasselte ein lustiges Feuer im Kamin und die Einrichtung schrieb sich aus der Zeit des Kaiserreichs her. Ueberall waren Bienen und goldene Adler angebracht und der Betthimmel war mit Federbüschen verziert.

Der Punsch wurde gebracht. Ein Wink entfernte die Dienerin wieder und vertraulich plaudernd saßen die Beiden am Kamin. Plötzlich sagte Heine:

„Sie sind wohl verheirathet, Mademoiselle Laurence?"

„Ja," seufzte sie, „ja, ich bin verheirathet an einen bonapartistischen Helden, den General Grafen von Ronard, der mich jeden Abend vor Schlafengehen mit der Schilderung irgend einer Schlacht erquickt, welcher er beigewohnt hat. Vor einigen Tagen, ehe er nach dem Lager abreiste, das eben bei Fontainebleau abgehalten wird, mußte ich die Schlacht von Jena mit ihm durchmachen; er ist jedoch kränklich und wird mir wohl schwerlich mehr die Strapazen des russischen Feldzuges erzählen können, ohne ihnen zu erliegen."

„Also wirklich verheirathet? — Und darf ich wohl fragen, wie lange Ihr Herr Vater schon todt ist?“

„Ach! Ich habe nie einen Vater gekannt,“ seufzte sie, und schlug die Augen schmerzlich zu Boden. „Meine sogenannte Mutter ist niemals verheirathet gewesen.“

„Nicht verheirathet?“ rief Heine, „ich habe sie ja selbst in London wegen dem Tod ihres Mannes in tiefer Trauer gesehen.“

„O,“ erwiderte Laurence, „sie hat während zwölf Jahren sich immer schwarz gekleidet, um bei den Leuten als unglückliche Wittwe Mitleid zu erregen, nebenbei aber auch, um irgend einen heirathslustigen Gimpel anzulocken. Aber nur der Tod erbarmte sich ihrer, sie starb an einem Blutsturz. Ich habe nie Zuneigung zu ihr empfunden, denn sie gab mir immer viel Schläge, aber nur sehr wenig zu essen. Ich glaube, ich würde verhungert sein, wenn mir nicht der Zwerg im Geheimen manche Brodrinde zugesteckt hätte, wofür ich ihm gewiß sehr dankbar gewesen sein würde, wenn er nicht verlangt hätte, daß ich ihn dafür heirathen sollte. Als er einsah, daß ich durchaus nicht zu bewegen war, seine Hoffnungen zu verwirklichen, machte er gemeinschaftliche Sache mit meiner Mutter — das heißt, ich nenne sie nur Mutter aus Gewohnheit — und Beide quälten mich nach Herzenslust. „Du bist ein recht überflüssiges Geschöpf auf der Welt, das nur da ist, um zu essen und zu trinken und in Faulheit seines Leibes zu pflegen,“ pflegte das abscheuliche Trommelweib zu sagen. „Der gelehrte Hund ist tausendmal mehr werth als Du, mit Deinem schlechten Tanz, den Dir jedes Straßenkind nachmacht,“ setzte dann Monsieur Türlütütü giftig hinzu. „Ja, der Hund ist unser Brodschrank,“ sagte dann wieder die Alte. — „Gewiß, er ernährt uns,“ bestätigte der Zwerg, und Beide erhoben den Hund auf meine Kosten bis in den Himmel, er wurde gestreichelt und mit Kuchen und Braten gefüttert, während sie mir die Knochen und die Krumen

zuwarfen. „Der Hund ist doch unsere beste Stütze," hob dann Türlütütü wieder an. „Gewiß," fiel die Alte ein, „er entzückt das Publicum, daß sich für den faulen Balg dort nicht im Mindesten interessirt. Der Hund ernährt uns mit seiner Arbeit während die dort das Gnadenbrod des fleißigen Hundes frißt." — O, der verdammte Hund," setzte Laurence hinzu, und stampfte mit dem wunderschönen kleinen Füßchen.

„Verwünschen Sie ihn nicht mehr," fiel Heine der Zürnenden in die Rede, „der arme Pudel ist todt, ich habe ihn sterben sehen."

„Ist die Bestie endlich verreckt?" rief Laurence, indem sie rasch aufsprang, und eine freudige Röthe ihr schönes Gesicht überzog.

„Auch der Zwerg ist todt," setzte Heine nach einer kleinen Pause hinzu.

„Monsieur Türlütütü!" rief Laurence mit ebenfalls freudiger Erregung. Aber bald schwand dieser Freudenblitz wieder aus ihrem Gesichte, und mit milderem Tone, der einen Anflug von Wehmuth hatte, murmelte sie endlich leise: „Armer Türlütütü!"

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sich der Zwerg in seiner Sterbestunbe sehr bitter über Sie beklagt hat," begann nun Heine wieder.

Laurence gerieth in eine leidenschaftliche Bewegung.

„O, glauben Sie mir," rief sie, „ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und betheure es Ihnen bei meinem Glauben an Gott, daß es meine Absicht war, den Zwerg auf das Anständigste zu versorgen. Ich bot ihm einen Jahrgehalt an, wenn er damit still und bescheiden in irgend einer Provinzialstadt leben wolle: aber da er sehr ehrgeizig ist, so verlangte er nicht nur in Paris, sondern sogar in meinem Hôtel zu wohnen, denn er glaubte durch meine Vermittlung seine ehemaligen Verbindungen in dem Faubourg-St.-Germain wieder anknüpfen, und

seine glänzende Stellung in der Gesellschaft wieder einnehmen zu können. Da ich ihm dies rund abschlug, so ließ er mir sagen, ich sei ein verfluchtes Gespenst, ein Vampyr, ein Todtenkind."

Sie hielt von Schauern überlaufen, plötzlich in ihrer Rede ein und seufzte aus tiefer Brust. Dann hob sie mit leiser Stimme wieder an:

„Ich wollte, Sie hätten mich bei meiner wirklichen Mutter im Grabe gelassen."

„Was wollen Sie damit sagen, Laurence? Ich bitte, ich beschwöre Sie, erklären Sie mir diese geheimnißvollen Worte."

Ein Strom von Thränen entstürzten den Augen des jungen Weibes und zitternd und schluchzend sagte sie:

„Ach, die schwarze Trommelfrau, die sich für meine Mutter ausgegeben, hat mir einst barsch erklärt, das Gerücht, womit man sich über meine Geburt herum trage, sei kein bloßes Mährchen."

„Aber welches ist dieses Gerücht? Bitte, Laurence, vertrauen Sie mir es an."

Er war halb vor ihr auf die Kniee gesunken und hielt ihren Leib umschlungen; sie neigte sich zu seinem Gesichte nieder und flüsterte:

„In der Stadt, wo wir wohnten, hieß man mich immer das Todtenkind. Die alten Klatschbasen behaupteten, ich sei die Tochter eines Grafen, der seine Frau beständig mißhandelt habe. Als sie endlich unter seinen Schlägen erlegen, habe er sie prachtvoll begraben lassen; sie sei aber ihrer Entbindung ganz nahe, und nur scheintodt gewesen. Einige Diebe, die das Grab geöffnet, um die Leiche zu bestehlen, hätten die Gräfin lebendig und in Kindesnöthen gefunden, und als sie gleich nach der Entbindung wirklich gestorben sei, hätten die Diebe sie wieder begraben und das Kind mitgenommen, das sie ihrer Hehlerin, der Kebsfrau des großen Bauchredners

Alexander, zur Erziehung übergeben. Dieses arme Kind, das begraben gewesen, noch ehe es geboren worden, war ich, und man nannte mich nun überall das Todtenkind. Ach! Sie begreifen nicht, welch' ein tiefer Schmerz mir schon als Kind das kleine Herz durchschnitt, wenn man mich bei diesem Namen nannte. — Als der Bauchredner noch lebte und mich allerlei Künste lehrte, wobei ich mich meistens ungeschickt zeigte, war er oft unzufrieden mit mir und rief dann zornig: „Verwünschtes Todtenkind! Ich wollte, ich hätte Dich nie aus dem Grabe geholt!" Als geschickter Bauchredner konnte er seine Stimme so moduliren, daß es schien, als käme sie aus der Erde heraus, und er log mir dann vor, daß sei die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ihre Schicksale erzähle. Er mochte sie wohl kennen, diese furchtbaren Schicksale, da er früher Kammerdiener bei dem Grafen gewesen war. Es gewährte ihm ein wahrhaft grausames Vergnügen, wenn die Worte, die aus der Erde hervorzudringen schienen und mir gar schreckliche Dinge mittheilten, die ich in ihrem Zusammenhang gar nicht begriff, mich mit wahrem Entsetzen erfüllten. Später vergaß ich diese Geschichten wieder, die mir aber, sobald ich tanzte, recht lebendig in den Sinn kamen. Es war mir dann, als sei ich nicht ich, sondern eine ganz andere Person, deren Qualen und Geheimnisse mich furchtbar quälten, doch, so wie ich aufhörte zu tanzen, war dieser Spuk wieder aus meinem Gedächtnisse verschwunden."

Laurence schwieg jetzt, und lehnte den schönen Kopf ermattet an die Lehne des Sessels. Heine sah ihr bewundernd in die schönen, tiefen Augen, und fragte dann mit leise bebender Stimme:

„Laurence, haben Sie je geliebt? Wissen Sie, was Liebe ist?"

Da beugte sie sich vor, und antwortete ihm mit heißen, flammenden Küssen, und wurde immer leidenschaftlicher. Ihre

Küsse, die immer flammender wurden, rissen auch den jungen Mann hin, es gab ein wildes Durcheinanderwogen der Sinne, aber plötzlich erstarrte das schöne Weib in seinen Armen.

Heine trug sie erschrocken auf das Bett, und suchte nach stärkenden Essenzen, die er denn auch auf der Toilette fand. Während er ihr die Schläfe rieb, betrachtete er bald die Züge ihres holden Gesichtes, und bald das prachtvolle Bett, das von reicher Vergoldung strahlte und dessen Füße aus Karyatiden und Sphinxen bestanden. Auf den Stollen waren Adler angebracht, die sich wie Turteltauben schnäbelten. Die Vorhänge waren von rothem Damast, und da die Flamme des in dem Kamin brennenden Feuers sehr stark hindurch schienen, so befand sich das Paar in einer feuerrothen Beleuchtung und Heine kam sich vor, als ob er der von Höllengluthen umloderte Gott Pluto wäre, der die schlafende Proserpina in seinen Armen halte.

Plötzlich setzte Laurence sich in ihrem Bette auf, aber sie war nicht bei sich, ihre Augen blickten starr und leblos in das Blaue, ihre Lippen begannen leise eine Melodie zu summen, die Heine sehr bekannt vorkam, und auf einmal war es ihm, als ob er die Töne eines Triangels und einer Trommel unterscheide. Es war ihm, als ob diese Töne schwirrend und summend aus weiter Ferne erklängen.

Laurence begann von Minute zu Minute unruhiger zu athmen, kalte Schauer überfröstelten ihren Leib und ihre Glieder zuckten, als würden sie von unerträglichen Schmerzen bewegt. Plötzlich glitt sie mit der Geschmeidigkeit eines Aals aus Heine's Armen, stellte sich mitten in das Zimmer, und begann wie ehemals zu tanzen, indem sie dabei fortwährend leise die Melodie summte, die früher die Mutter und der Zwerg durch Trommel und Triangel hervorzurufen pflegten. Sie tanzte gerade wie sie zu London getanzt hatte, mit denselben Pantomimen und leidenschaftlichen Sprüngen; zuweilen beugte sie sich auf die Erde, als wollte sie unter Zittern und Erbleichen hor-

chen, was man unten spräche. Sie rieb auch ihre Hände, als ob sie wüsche, endlich schien sie auch wieder ihren flehenden Blick auf Heine zu werfen, den er jedoch nur aus den Zügen ihres todtenblassen Antlitzes heraus lesen konnte, denn ihre Augen waren fest geschlossen. Dieses Tanzen mit geschlossenen Augen gab der schönen Frau ein so gespensterhaftes Ansehen, daß Heine manchmal zusammenschauderte. Endlich vermochte er es nicht mehr auszuhalten, er stürzte zur Thür hinaus und rief die Kammerfrau zum Beistand ihrer Herrin herbei.

„Tanzt sie wieder den verwünschten Hexentanz," sagte diese, und schritt kopfschüttelnd auf das Zimmer zu, an der Thür wandte sie sich noch einmal um und sagte entschuldigend: „Nehmen Sie es nicht übel, mein Herr, wenn Sie einen Schrecken davon getragen haben, die gute Frau Gräfin ist somnambül."

Heine beeilte sich aus dem Hause hinaus zu kommen, und Wochenlang konnte er sich nicht entschließen, Laurence wieder zu sehen. Als er jedoch endlich hinging, um einen Besuch bei ihr zu machen, hieß es, der General sei mit seiner Gemahlin nach Sicilien gereist und würde vor einem Jahre nicht zurückkommen.

Angelique. Clarisse. Emma.

Heine war mit einer Grisette bekannt geworden, welche die Perle in dem Schmuckkästchen der Grisettenwelt war. Auf dem Ball des Chateau-rouge hatte er sie zum ersten Mal gesehen. Sie schritt rasch an ihm vorüber, aber der junge Mann mußte ihr aufgefallen sein, denn sie schaute noch einmal zurück, den Mund wie fragend geöffnet, das Auge voll stürmischen Hochmuths.

Nach einer Weile forderte er sie zum Tanze auf und sah ihr dabei tief in die Augen, und dachte: „Solche große, schwarze Augen hat die Jugend nicht!" Er wandte sich mehrmals mit ihr durch alle Verschlingungen des Tanzes; sie gab sich anfänglich scheu und wild, doch nachdem er sie zum Nachtessen eingeladen und sie mehre Gläser Champagner getrunken hatte, verschwand ihre Wildheit, sie wurde zahm und unerträglich gütig, sie gestand, daß er ihr gleich auf den ersten Blick gefallen habe und daß sie ihn jetzt liebe.

Heine hielt ihr die Augen zu und küßte sie auf den Mund.

„Warum halten sie mir die Augen zu?"

„Weil sie mir das Blut versengen, holder Engel."

„Sie haben's getroffen mit dem Engel," rief sie lachend, „denn ich heiße Angelique."

Und nun fragte sie ihn nach Namen und Herkommen und als sie erfuhr, daß er ein Deutscher sei, wollte sie erzählt haben von Deutschland, er aber rief mit der Ungeduld der Sinnengluth:

„Frage mich nicht nach Deutschland, ich kann es nicht ertragen, frage nicht nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnissen — die Eichen sind dort grün und die Frauen haben blaue, schmachtende Augen, sie schwärmen für Liebe, Hoffnung und Glauben, aber ihr Französinnen versteht euch besser auf's Küssen. Komm mit in mein trautes Stübchen, Angelique, Du mußt doch sehen, wo ich wohne, und mußt erfahren, wie deutsche Männer zu lieben verstehen."

Sie ging mit und kam seitdem oft zu ihm. Jetzt war ihr Verhältniß schon ein halbes Jahr alt.

Einst saß er eifrig arbeitend an seinem Schreibtische. Angelique trat in das Zimmer, aber er sah und hörte sie nicht. Sie tippte ihn auf die Schulter. Er sah sich um und sagte gedehnt:

„Ach, Du bist es, Kleine! Du überfällst einen ja wie ein Platzregen, gegen den man keinen Regenschirm hat; was willst Du denn zu so ungewöhnlicher Zeit?"

„Was ich will? sonderbare Frage," rief sie mit zurückgeworfenem Kopfe — „bei Dir sein will ich, mit Dir plaudern und mich wärmen, es ist ja eine Kälte, daß das Wasser auf dem Feuer gefriert, und es scheint, daß Deine Liebe ebenfalls anfängt zu gefrieren."

„Was denkst Du von mir," rief er zwischen Ernst und Spott, „noch bist Du mein Ideal, das will ich Dir mit einem Eid bekräftigen, aber heute habe ich keine Zeit für Dich, ich muß bis spät in die Nacht hinein arbeiten. Komm morgen zwischen zwei und drei Uhr, dann sollst Du sehen, daß ich Dich noch liebe, nachher essen wir zusammen und wenn ich Billette bekommen kann, werde ich Dich in die komische Oper führen."

„Gut,“ sagte Angelique, indem sie den bereits abgelegten Mantel wieder umnahm, den coquetten schwarzen Sammthut wieder aufsetzte — „aber so darfst Du mir nicht oft kommen,“ setzte sie hinzu, „sonst werde ich Dich um einen guten Rath bitten.“

„So, einen guten Rath willst Du von mir haben?“

„Ja, da Du mir doch sonst nicht viel geben kannst.“

„Und auf was soll sich dieser gute Rath beziehen?“

„Du sollst mir rathen, ob ich die Huldigung des russischen Fürsten annehmen soll, der sich um meine Gunst bemüht,“ sagte die niedliche Grisette mit dem süperbsten Hochmuth, den nur eine Theaterprinzessin in einer ihrer Hauptrollen zur Schau tragen kann.“

„Ei, was Du nicht sagst, Kleine!“ rief Heine sarkastisch. „So glänzende Offerten werden Dir gemacht? Nun, schiebe die Annahme noch ein Bißchen hinaus, behalte mich noch ein Vierteljahr, dann habe auch ich genug, unsere Liebe mag sich dann in Freundschaft verwandeln — indessen gieb mir einen Kuß.“

Er streckte die Arme aus, um das Mädchen zu umfangen. Angelique schlug ihn, muthwillig lachend, auf den Mund und verließ dann ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Heine horchte auf den Schall ihrer Tritte, und als dieser verhallt war, rief er vergnügt: „Die wäre ich für heute los, doch nun fort auf den Platz Dauphine, wo die kleine Krämerstochter aus der Rue-St.-Denis heute Tanzstunde hat. Heute muß die Sache biegen oder brechen, sonst wird sie langweilig, ich bin nicht geeignet, den schmachtenden Seladon zu spielen.“

Er hing seinen Mantel um, setzte den Hut auf und begab sich eilenden Schrittes auf den Platz Dauphine, wo er einen Commissionair nahm und ihm ein Haus bezeichnete.

„Da geht Ihr hinein in das Hinterhaus zu dem Tanzmeister Beugnot und sagt: „Mademoiselle Clarisse Meunier solle eiligst nach Hause kommen, es wäre etwas vorgefallen.“

„Sehr wohl, mein Herr."

Der Commissionair verschwand in dem dunkeln Hausgang. Zehn Minuten darauf kam er wieder in Begleitung eines jungen, hübschen Mädchens, das sehr bestürzt zu sein schien.

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?" fragte sie den Commissionair, „ist ein Unglück geschehen? Ist mein Vater oder meine Mutter plötzlich krank geworden?"

„Das weiß ich nicht, Mademoiselle; aber da ist ein junger Herr, der wird Ihnen das Nähere sagen können."

Heine trat aus dem Schatten eines Hauses hervor.

„Verzeihung, schöne Clarisse, daß ich mich einer List bedient habe, aber ich wußte kein anderes Mittel, um Sie zu sprechen."

„Das ist recht frech von Ihnen, mein Herr," zürnte das junge Mädchen, „Sie haben mich mitten in der schönsten Ecossaise gestört und mir einen rechten Schrecken eingejagt. Also ist es gar nicht wahr, daß ich nach Hause kommen soll?"

„Nein, nur zu mir sollen Sie kommen, ich muß Sie sprechen, holde Clarisse ... Ich vermag dem Drange meines Herzens nicht mehr länger zu widerstehen, ich muß Ihre Liebe erringen oder sterben — wollen Sie Schuld an meinem Tode sein?"

Das Mädchen schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

[*] „Gestern im Theater an der Porte-St.-Martin," hob Heine wieder an, „wünschte ich Ihre Aeltern, die mich verhinderten Sie zu sehen, zu allen Teufeln, denn sie saßen vor Ihnen in der Loge und gaben nur selten Lücken, durch die ich Ihr liebliches Antlitz erblicken konnte. Sie schauten kaltblütig das Unglück zweier Liebenden an und klatschten Beifall, als sie sie sterben sahen — das hat mein Gefühl empört. — Sie haben doch meinen mit Bleistift geschriebenen Zettel gelesen, den ich Ihnen beim Herausgehen aus dem Theater in die Hand drückte."

Clarisse nickte.

„Und was sagen Sie dazu?"

„Nichts,"

„Also weisen Sie mich ab?"

Clarisse hob die zärtlichen Taubenaugen zu ihm auf und er konnte im Mondschein bemerken, daß Thränen an ihren Wimpern hingen.

Er legte ihren Arm in den seinigen und ging mit ihr die Straße entlang.

„Clarisse, Sie sind ein wunderbares Wesen," sagte er mit Innigkeit; „meinen Liebesantrag suchen Sie zu verneinen, frage ich aber, ob das ein Körbchen sein soll, so beginnen Sie Thränen zu vergießen. Was soll ich davon denken?"

Da sie schwieg, so hob er wieder an.

„Als ich vor einigen Wochen eine wollene Unterjacke bei Ihrem Vater kaufte, verliebte ich mich in Sie. Sie saßen am Comptoir, Ihnen mußte ich die Waare bezahlen, und mit dem Geld drückte ich Ihnen zugleich mein Herz in die Hand. Seitdem kaufte ich öfters in dem Laden Ihrer Aeltern, ich richtete galante Worte an Sie — Sie blieben kalt. Ich lief den ganzen Tag vor Ihrem Hause auf und ab, ich folgte Ihnen nach in die Kirche, in's Theater, ich wußte Briefe an Sie gelangen zu lassen, da bebte der Marmor endlich, Ihr Herz fing an zu schlagen, Sie gewährten mir ein Lächeln. Seitdem, wenn ich Sie grüße, blicken Ihre schönen Augen mich freundlich aus den hohen Fensterbogen an. Nun sprechen Sie, theurer, ewig geliebter Engel, wollen Sie meine Liebe theilen?"

„Ich bin Ihnen so gut, als ob Sie mein Bruder wären," lispelte das junge Mädchen verschämt und mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber Tod und Teufel, was thue ich mit Ihrer schwesterlichen Gewogenheit," brauste der hitzige Mensch auf, „Sie hören ja, daß ich Liebe, heiße, glühende Liebe verlange."

„Ach!“ seufzte die Kleine sehr naiv, „meine Pathe sagt immer, die Liebe und der Teufel sei ganz einerlei, und der Herr Pfarrer hat einmal in der Christenlehre gesagt, dem Teufel müsse man beileibe keinen Schritt entgegen thun, er käme von selbst.“

„Das ist Phrasenmacherei,“ sagte Heine wegwerfend, „doch Sie haben, vielleicht ohne es zu wollen, das rechte Mittel gefunden, mich ewig an sich fest zu ketten. Große Leidenschaften entstehen meistens aus der Kälte, mit der sie bei ihrem Entstehen aufgenommen werden. Die verletzte Selbstliebe ist der mächtigste Bundesgenosse der Leidenschaft. Je mehr Sie mich mißhandeln, je treuer bleibe ich Ihnen verbunden, denn mich fesselt holde Bosheit, während mich Güte vertreibt.“

„Also empfinden Sie wirklich eine große Leidenschaft für mich.“

„Eine kolossale.“

„Aber meine Pathe sagt, das Weib sei eine schwache Creatur und leicht zu betrügen, und die Liebe der Männer gleiche dem Frühlingsschnee, der leicht zu Wasser zerschmelze.“

„Ei, hat Ihre Pathe so bittere Erfahrungen gemacht?“

Jetzt dröhnte von dem Thurm von Notre-Dame die neunte Stunde, die Kleine fuhr erschrocken zusammen.

„O mein Gott,“ jammerte sie, „nun wird unsere Magd zu Monsieur Beugnot kommen und mich nicht in der Tanzstunde finden, und wird hören, daß ich abgerufen bin.... Ach! was werden meine Aeltern sagen?“

„Seien Sie doch ruhig, Clarisse, ich werde Sie nach Hause begleiten, die Magd wird uns unterwegs begegnen, wir können sagen, sie sei zu lange ausgeblieben, und ich hätte mich zu Ihrer Begleitung erboten.“

Sie waren unter diesen Reden auf den Pont-neuf gekommen, da rief Clarisse:

„Dort steht unsere Magd, die mit der großen normänni-

schen Cornette, die unter dem Laternenpfahl mit dem Soldaten spricht, das ist unsere Mathurine. Nun lassen Sie mich los."

„Nicht eher, als bis Du mir ein Rendezvous gewährst, damit ich Dir Alles sagen kann, was mir das Herz bedrückt."

„Aber mein Herr...."

„Ja oder Nein," rief er mit dumpfer Stimme und wildrollenden Augen. „Sagst Du ja, so machst Du mich zu einem Seligen, sagst Du nein — bei diesen Worten schlang er den Arm um ihre Taille — so schwöre ich Dir bei den ewigen Göttern, daß ich mich Angesichts der hier Vorübergehenden, augenblicklich mit Dir in die Seine stürzen werde."

„Halten Sie ein," rief Clarisse im höchsten Schrecken, „halten Sie ein, ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben, das Leben ist so schön...." Dann setzte sie gerührt hinzu: „Haben Sie mich denn wirklich so lieb, daß Sie nicht leben wollen, wenn ich Sie nicht liebe?"

„Ja, so lieb habe ich Dich, also sprich schnell Dein Urtheil über Tod und Leben, ja oder nein?"

„Nun denn, ja," lispelte das Mädchen hoch erröthend.

„So bestimme Zeit und Ort."

„Warten Sie einmal, am ersten Mai."

„Aber, Kind, bis dahin sind es ja noch sechs Wochen," rief er bedenklich. „Das ist eine lange Zeit, bis dahin kann sich viel geändert haben. Geht es nicht eher?"

„Nein, durchaus nicht. Am letzten April kommt meine Pathe aus Dijon zurück, wohin sie gereist ist. Ich darf zuweilen einen ganzen Tag bei ihr zubringen und erst spät am Abend läßt sie mich nach Hause zurückbringen. Ich werde hingehen, aber nur zwei Stunden lang bei ihr bleiben."

„Gut. Wo treffen wir uns?"

„Auf dem Marché des innocens am Brunnen."

„Sei pünktlich, ich verlasse mich darauf. Und nun gute Nacht, träume von Deinem Henri."

Clarisse eilte auf die Magd zu, die sie ausschalt wegen ihres langen Ausbleibens und die sich damit entschuldigte, daß ihr ein Landsmann begegnet sei. — Heine begab sich in das Café du Divan Lepelletier, er hatte seine Rolle bei dem jungen, unerfahrenen Mädchen, das gleichsam eine noch in der Knospe verschlossene Blume war, gut gespielt, und klatschte sich unterwegs selber Beifall zu.

In dem Kaffeesaal saß die schöne Comtoirdemoiselle Emma hinter einer Batterie vor ihr stehender Liqueur- und Punschflaschen. Heine begrüßte sie und verschwendete viel galante Worte an sie.

„Sie halten mich schon so lange durch das Band der Hoffnung an Ihrem Triumphwagen gefesselt," sagte er. „Werden Sie endlich Wort halten, schöne Grausame, und ein Souper in einem abgesonderten Kabinet irgend eines renommirten Restaurants und eine grillirte Loge im Theater in meiner Gesellschaft annehmen."

„Ja, das werde ich," lächelte das schöne Weib so recht glückverheißend, „aber Sie müssen warten bis nächsten Sonntag, eher kann ich nicht ausgehen."

[*] „Wie, noch acht und vierzig Stunden soll ich auf das höchste Glück warten. O Emma," flüsterte er leise, „Deine Brust ist ein Himmel voll gesterntér Seligkeit, und Du willst mein höchstes Entzücken abermals verschieben."

„Es geht nicht anders, Monsieur Heine, Sie müssen warten lernen."

„Warten! warten! Du hast gut reden — nach monatelangem Lieben habe ich noch nicht einen einzigen Kuß erhalten. Kann man einen verliebten Menschen denn so trocknen Mundes stehen lassen?"

„Ich kann Sie doch nicht im Kaffeesaal vor allen Leuten küssen," rief das Mädchen laut auflachend. „Haben Sie Geduld bis Sonntag und thuen Sie mir den Gefallen, sich

nicht so gar toll zu geberden, sonst muß ich Sie für närrisch halten."

„Das bin ich auch," erwiderte Heine ganz ernsthaft, „nur möchte ich wissen, ob ich durch die Liebe närrisch geworden bin, oder ob meine Liebe nur eine Folge meiner Narrheit ist."

„Wenn Das ein Compliment sein soll, so muß ich gestehen, daß es nicht nach meinem Geschmack ist."

„Desto mehr ist Deine Person nach dem meinigen, süße Huldgöttin, und ein Unglück ist es, daß der schalkhafte Amor das mit dem Teufel gemein hat, daß er eine einmal erfaßte Beute nicht mehr fahren läßt. — He, Kellner, bringen Sie mir einen Milchreisbrei, ein Glas Punsch und den Charivari."

Der Kellner brachte das Verlangte, Heine setzte sich an ein Marmortischchen, und während er bald einen Löffel voll Reis, bald einen Schluck Punsch zu sich nahm, schielte er über das Witzblatt weg nach der schönen Comtoirdame hin, die drei bis vier und zwanzig Jahre alt sein mochte, sehr schön gewachsen war, kecke Augen und einen etwas verächtlich gekrümmten Mund hatte, dessen Ausdruck jedoch durch das offenherzigste Lächeln gemildert wurde. Im Ganzen hatte sie, obgleich sie etwas frei war, das Benehmen eines ehrbaren Mädchens. Heine's Augen folgten mit Wohlgefallen ihren anmuthigen Bewegungen, wenn sie den Kellnern die von den Consumenten verlangten Liqueursorten einschenkte, oder wenn sie den zahlenden Gästen auf ihre Reden Antwort gab, und seine Lippen murmelten leise vor sich hin:

„Sie ist ein Prachtweib! Sie wird mir einige Stunden recht angenehm vertändeln.... nachher freilich wird es gehen, wie mit allen meinen bisherigen Liebschaften, unsere Seelen werden ermatten, wir werden uns angähnen, Emma wird kalt werden und ich noch kälter —" und Schiller parodirend, setzte er mit einer Gesichtsverzerrung hinzu: „Das ist das Loos der Liebe auf der Erde."

Am folgenden Sonntag fand das Souper mit Mademoiselle Emma statt, der Champagner wurde nicht gespart, denn Heine hatte gerade sein Honorar als Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung eingenommen — Beide waren göttlich vergnügt. Auch die nächsten Wochen vergingen wie im Fluge, denn wenn er gerade bei Laune war, vertrieb ihm Mademoiselle Angelique die Zeit recht angenehm. So kam unvermerkt der Tag heran, an welchem er Clarisse an dem Brunnen auf dem Markt der unschuldigen Kindlein treffen sollte.

Er ermangelte nicht, sich einzufinden, und als er von der einen Seite heraneilte, kam sie gerade von der andern angetrippelt in einem weiß und grün gestreiften Kleide, einen schwarzen Crepe-de-Chine-Shawl leicht über die Schultern geworfen, einen weißen Basthut mit kleinen Rosenknospen auf dem dunkelblonden Haar; sie sah frisch und jugendlich aus wie eine Hebe.

Heine begrüßte sie mit zarten Worten, sie legte freudebebend ihren Arm in den seinigen — die Bekanntschaft stand noch in ihrer ersten Blüthe, schwebte noch hoch am Himmel, auch glaubt jedes Mädchen eine Ausnahme zu sein, und so hüllte sich die gute, unbefangene Clarisse gläubig und vertrauend in die Schönheit ihres Herzens, ohne zu ahnen, daß eine Stunde kommen würde, kommen müsse, in der die Todtenglocke aller ihrer Hoffnung und Erwartungen läuten würde.

Heine betrachtete sie mit Bewunderung, ein junges Mädchen wird ja so sehr verschönert durch die ersten Liebesregungen. Voll seligen Vertrauens ließ sie sich zu einem Fiaker führen, dann wurden die Rouleaux an den Wagenfenstern sorgfältig herabgelassen, kein neugieriges Auge sollte erforschen, welchen Schatz er entführte.

Unterwegs lehrte er sie küssen und hatte, wenn auch eine verschämte, so doch eine sehr gelehrige Schülerin an ihr.

In Vincennes angekommen, führte er sie in die Restauration, die sich dem imposanten Schlosse gegenüber befindet, in welchem die Minister Carl's X. gefangen gehalten wurden.

Clarisse ließ sich die ihr vorgesetzten Leckerbissen vortrefflich schmecken, besonders freute sie sich über einen Auflauf von Aprikosenmarmelade; sie war ein Kind, das gerne naschte, und das noch nicht erfahren hatte, daß es Böses in der Welt giebt, und das die Schlingen nicht ahnte, die der Unschuld gestellt werden.

Nach Tische besah Heine mit seiner Begleiterin das Schloß und die reichen Waffenvorräthe, die so wunderbar darin geordnet sind, dann führte er sie in den Wald, der sich hinter dem Polygon hinzieht, auf welchem die jungen Artilleristen ihre Schießübungen zu halten pflegen. Mancher junge Artillerielieutenant, der dem schönen Paare begegnete, sah ihm mit Bewunderung nach und wünschte an Heine's Stelle zu sein.

Heine führte seine schöne Begleiterin an ein lauschiges Plätzchen, das rings von Gebüsch eingeengt, von breitästigen, mit jungem Laube bekleideten Bäumen überschattet wurde, in denen Hunderte von Vögeln sangen, hüpften und durcheinander zwitscherten, und als die Sonne sich dann zu neigen begann, sah der Himmel aus wie eine Kuppel von Perlmutter, an der rosa, grau, violet und grün abwechselnd schimmerte und sich mischte.

Es war so wonnig schön und doch so feierlich ernst, und dieser Ernst wurde noch vermehrt, als die gesprungene Glocke eines Kirchenthurms erst zu röcheln und dann das Ave-Maria zu läuten begann.

Heine ließ sich mit dem jungen Mädchen auf dem weichen Waldmoos nieder, aber es war eine sonderbare Stimmung über ihn gekommen, die ihn wenig geeignet machte, den Don Juan zu spielen. Nach einer Weile sagte Clarisse:

„Monsieur Henri, werden Sie mir denn auch, wenn wir

verheirathet sind, so schöne Singvögel schenken, wie hier im Walde zwitschern? Ich habe die kleinen Vögelchen gar zu gerne."

„Gewiß, mein Leben, Alles was Du wünschest, sollst Du haben."

Und er zog sie an sich und küßte sie feurig, und sie lag lustbebend in seinen Armen. Er sah, daß sie ihrer Entehrung keinen Widerstand entgegen setzen würde. Da erbarmte er sich ihrer Unschuld. Die Absicht, dieses reine Kind zu verführen, kam ihm jetzt abscheulich vor, sein besseres Selbst sagte ihm, daß Das, was wir durch Unrecht erringen, uns in einen fieberhaften Zustand versetzt, uns aber kein Glück gewährt. In die Freude über ein gelungenes Unrecht mischt sich immer eine geheime Angst, gleichsam der letzte schmerzliche Kampf unserer hinsterbenden Ehre. Ihm schauderte jetzt vor dem Gedanken, zum versuchenden Teufel an diesem jungen Mädchen zu werden, denn man faßt nicht auf einmal den Gedanken an ein Verbrechen. Das Gewissen kämpft im Anfang dagegen mit instinctartiger Kraft, es stellt sich überall dem Feinde entgegen, wo er es angreifen will, und bei besseren Naturen trägt es den Sieg davon. Bei minder guten drängen sich immer neue Schaaren von Sophismen nach, das müde gewordene Gewissen läßt sich im Schlafe überfallen, die angefangenen Breschen werden weiter, ein ganzes Heer schließt den Platz ein, und das Gewissen erwacht in Fesseln.

Glücklicherweise wurde im entscheidenden Augenblick bei Heine das Gefühl der Ehre mächtiger als der Sinnentrieb, und so drückte er das Mädchen plötzlich sanft von sich und sagte düster:

„Du sprachst von unserer Heirath. Dein Vater wird wohl nie seine Einwilligung geben, er ist bekanntlich ein reicher Mann, ich habe nichts weiter als meine Feder, um mir das spärliche Brod zu verdienen."

Clarisse sah ihn mit ihren großen, leuchtenden Augen liebeselig an und sagte mit Ueberzeugung:

„Mein Papa ist sehr gut und hat mich sehr lieb. Ich werde ihm ganz offen gestehen, daß ich Sie liebe und wenn er etwas dagegen einzuwenden hat, werde ich ihm sagen: Papa, kann man seinem Herzen gebieten? Kann man der Blume verwehren, sich dem Frühling zu öffnen? Und was brauchen Sie Geld, Henri, da ich welches habe? Mama sagte noch neulich zu mir: „„Danke dem Himmel, Clarisse, der Dich schön und reich gemacht hat; Du hast ein bedeutendes Loos in der Lotterie des Zufalls gezogen."" Und dieses Loos will ich mit meinem Henri theilen," setzte Clarisse hinzu.

„Du bist ein Engel, Clarisse," rief Heine weich gestimmt, „und ich bin Deiner schönen reinen Neigung nicht werth, denn sieh, ich habe einen unüberwindlichen Abschen vor dem Heirathen."

„Warum denn?" rief sie bestürzt; „das tägliche Zusammenleben mit Denen, die man liebt, ist doch so schön, so unaussprechlich schön."

„Ach! Kind, die Ehe würde mir Pflichten auferlegen, die meinen Neigungen widerstreben, die mich zu unerträglichen Beschäftigungen zwingen würden. Meine Gefühle für Dich, die Du im Anfang grausam verschmähtest, würden sterben, und Deine heißen Liebesblicke würden wie Sonnenstrahlen auf ein Grab fallen."

„Aber mein Gott," rief das junge Mädchen von Angst erfaßt, „kann man denn lieben, ohne zu heirathen? Kann man einen Liebsten haben, ohne seine Frau werden zu wollen?"

„O ja, mein Kind, schon Viele haben geliebt und mußten entsagen, schon viele Mädchen haben geliebt und wurden verführt, entehrt, verstoßen, durch Verzweiflung in den Tod getrieben. Dazu bist Du mir zu gut. Dich verführt zu haben, würde ich mir nie verzeihen, und wenn ich mir auch die Hände

in dem Waschkübel des Pilatus wüsche, so würde ich sie doch nicht mehr rein bringen von dieser Schuld."

Clarisse erhob sich.

„Sie hatten also nie die Absicht, mich zu heirathen?" rief sie mit aufblitzendem Zorn.

„Aufrichtig gesagt: nein, Kind! Deine Reize hatten mich verlockt, auf Deine Schwäche zu speculiren."

„Dann haben Sie mich auch nie geliebt, und Gott möge Ihnen die abscheuliche Komödie vergeben, die Sie mit einem jungen, unerfahrenen Herzen gespielt haben."

Sie fing heftig an zu weinen, weil sie ihre Schlußfolgerungen als richtig anerkennen mußte — die Logik des Herzens ist ja die allein richtige, die niemals täuscht — aber sie sah so reizend in ihrem Zorne aus, daß Heine sie mit Bewunderung betrachtete und mit bitterer Reue ausrief:

„Kind, wie bist Du so schön! Wenn ich noch fähig wäre zu lieben, so würde ich Dich wahnsinnig lieben, aber ich bin ein blasirter Mensch, und Männer meiner Art können nur noch auf kurze Zeit mit den Sinnen, aber nicht mehr mit dem Herzen lieben, darum will ich lieber jetzt zum Folterknecht an Deinem Herzen werden, dessen Wunde die Sorglosigkeit der Jugend bald ausheilen wird, als daß ich mich zum Mörder Deiner Tugend und Deines Lebensglückes herabwürdigte. Ich habe Dich jetzt nur noch von ganzer Seele um Verzeihung zu bitten und Du wirst mir vergeben, denn das Verzeihen erfüllt das Herz mit himmlischem Balsam."

Er ließ sich vor Clarissen auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand.

Das Mädchen, das sich halb von ihm abgewandt hatte, kehrte ihm das liebliche Antlitz wieder zu, ihre Thränen versiegten, die Sonne blickte bereits wieder hinter Wolken hervor.

„Was Sie da sagen, klingt sehr schön, Monsieur Henri, obgleich ich nicht Alles recht verstehe. Ich glaube, daß Sie

ein honnetter, ein sehr honnetter Mensch sind und daß ich Ihnen gewissermaßen Dank schuldig bin, darum verzeihe ich Ihnen, daß Sie mich mit Ihrer Liebe hinter's Licht geführt haben."

„Und ich nehme diese Verzeihung an, wie ein unverdiente Gnade, wie eine Entsündigung, die mir durch Ihren Mund vom Himmel wird. Weder Sie noch Ihre Aeltern werden mir fluchen. Sie werden in mir den treuesten, ergebensten Freund haben, Clarisse, und Freundschaft, liebes Mädchen, ist krystallisirte Liebe. Hoffen Sie auf die Zukunft, sie wird eine schöne, eine glückliche für Sie werden."

„Ja, meinen Sie, daß man der Hoffnung vertrauen darf, nachdem uns schon ein Liebhaber betrogen hat?"

„Hoffen Sie immerhin. Ist doch das ganze Leben eine fortgesetzte Hoffnung, und ist doch die Hoffnung der schönste Theil des Glücks — sie verliert oft erst ihren Reiz, wenn sie sich in Wirklichkeit umgestaltet."

Die Dämmerung begann sich rasch herab zu senken und jetzt, da Clarisse Heinen nicht mehr als ihren Liebhaber betrachten durfte, jetzt wandelte sie plötzlich Furcht an in seiner Nähe. Sie verlangte nach Haus zu ihren Aeltern. Heine willfahrte ihr augenblicklich, sie fuhren schweigend nach Paris zurück; Clarisse blickte zu dem einem Schlag hinaus, Heine pfiff leise eine Melodie vor sich hin, und als er sich in der Stadt von ihr trennte, verlangte er keinen Kuß mehr von ihr, er begnügte sich, ihr recht innig und herzlich die kleine Hand zu drücken.

Mit sich selbst zufrieden, suchte er an jenem Abend sein Lager auf und schlief wie ein Gott, denn er hatte das Bewußtsein, eine schlechte Handlung unterlassen und im entscheidenden Augenblick als ehrlicher Mann gehandelt zu haben.

Nun warf er sich wieder mit verdoppelter Gluth in den Taumel der gemeinen Sinnengenüsse. Angelique war wieder seine Hauptgöttin, aber endlich ging der tolle Fasching, der

Taumel dieser Liebe auch zu Ende, er gähnte seine Schöne entnüchtert an, der mit dem sinneberauschenden Trank gefüllte Becher war ausgetrunken, die Geigen, die bisher zu dem Tanz der Leidenschaft aufgespielt hatten, waren verstummt, und die Lampen, die ihr wildes Licht auf den bunten Mummenschanz ergossen hatten, waren eine nach der andern erloschen, der Aschermittwoch der Liebe kam und Heinen überfiel der Gedanke, daß das vor ihm sitzende reizende Weib doch nichts weiter als Staub und Asche sei.

So kam es eines Tags zum offenen Bruch von seiner Seite. Angelique hätte gern noch länger mit ihm fortgelebt, denn wenn Heine Geld hatte, war er großmüthig, und er machte ihr viel Vergnügen, welches sie sehr liebte.

Als er ihr ankündigte, daß Alles aus sei zwischen ihnen, stellte sie sich mit den Händen auf den Hüften, vor ihn hin und rief entschieden:

„Das wäre mir schön — man zerreißt nicht auf einmal eine lange getragene Fessel.“

„Da hast Du Recht, man zerreißt sie nicht, aber man durchfeilt den Ring, wenn er uns drückt, oder man streift ihn ab, wenn er uns zu weit geworden ist.“

„Undankbarer,“ rief sie mit dem Fuße stampfend, „ich habe Deinetwegen den russischen Fürsten verschmäht, der über die Kalmücken herrscht, habe Dir den reichen Engländer geopfert, der mir eine Equipage geben wollte.“

„Das hättest Du nicht thun sollen, ich verlange keine Opfer.“

„Aber so sage mir nur, Henri, warum Du mich so grimmig hassest?“

„Ich hasse Dich nicht, aber ich liebe Dich nicht mehr, Du bist mir gleichgültig geworden.“

Diese Worte entwurzelten völlig die Hoffnung, die noch immer in Angelique's Herzen fortblühen wollte, und sie rief zornweinend:

„Warte nur, die erkaltete Liebe kann wieder warm werden, das härteste Herz kann erweicht werden, aber wenn Du wiederkommst, bernique!“ fügte sie hinzu, indem sie die zehn Finger an die Nase setzte, wie es die Gassenbuben zu thun pflegen — „dann wird keine Angelique mehr für Dich in der Welt sein.“

„Es hat keine Gefahr,“ erwiderte er lachend, „er wird nicht wiederkommen, um das einmal zerrissene Band wieder anzuknüpfen, wir müssen Beide neue Bande schließen, um uns die Seelen wieder zu erfrischen.“

„O,“ rief die Schöne mit drohend erhobenen Fäusten, „wenn ich wüßte, wer die freche Person ist, die Dich mir abgespannt hat, so sollte sie Bekanntschaft mit meinen Nägeln machen. — Das sage ich Dir, wage es ja nicht, sie auf die Chaumière, oder an irgend einen Ort zu bringen, wo ich bin, ich werde ihr die Augen auskratzen.“

„Dann werde ich Dich ganz einfach der Polizei empfehlen, die Dich beim Schopf nehmen und in's Gefängniß führen wird.“

„Du bist ein elendes, verächtliches Ungeheuer,“ rief sie, indem sie mit ihren niedlich bestiefelten Füßchen abermals zornig auf die Erde stampfte.

„Schimpfe immer zu,“ rief Heine lachend, „wenn Du Dich recht in dieser schönen Kunst geübt hast, kannst Du im Alter einmal Poissarde werden, und um Dir dieses zu erleichtern, so nimm hier diese Hundertfrankennote und kaufe Dir den Catéchisme des Poissardes zum Andenken an unsere verrauchte Liebe.“

Bei diesen Worten faltete er eine Banknote zusammen und schob sie ihr in den Spalt ihres gestickten Busentuchs.

Angelique drapirte sich in ihren Shawl, setzte ihren neuen rosa Crepehut auf, auf dem ein Strauß Marabouts wehte, band eine kunstgerechte Schleife unter ihrem runden Kinn, dann sagte sie tragisch:

„Das Geld behalte ich — Dir aber gebe ich meinen Fluch.“

Und ihm den grimmigen Blick einer verwundeten Tigerin zuwerfend, drehte sie sich auf dem Absatz herum und verließ stolzen Schrittes das Zimmer.

Heine rieb sich vergnügt die Hände und athmete erleichtert auf.

Blutige Ereignisse.

Wenn auch die Ereignisse, die wir dem Leser jetzt vorführen, in keinem directen Zusammenhang mit dem Helden unsers Buches stehen, so dürfen wir sie doch nicht übergehen, weil sie wesentlich nothwendig sind, um einen Begriff von den damaligen politischen Zuständen in Deutschland zu geben.

Nach dem Hambacher Fest, bei welchem das Volk einen so regen Sinn für Recht und Ordnung bethätigt hatte, gingen die Verfolgungen an. Die gerichtlichen Behörden wollten in einem Theil der Reden directe Provocationen zum Aufruhr gefunden haben, ein Theil der Redner wurden in den Kerker geworfen, Advocat Savoye wurde aus der Liste der Advocaten gestrichen, der Abgeordnete Schüler, Doctor Pistor und Venedey entflohen nach Frankreich, die Zeitungscensur wurde eingeführt, der rheinbaiersche Cassationshof nach München verlegt, der Friedensrichter Klein wurde versetzt, die Polenzüge durch Rheinbaiern verboten und dem Buchdrucker Kohlhepp in Kaiserslautern wurde seine Druckerei geschlossen, überall wurde verdächtigt, gemaßregelt, bedrückt und gestraft.

So kam das Pfingstfest des Jahres 1833 heran, ohne daß Jemand daran dachte, abermals ein Nationalfest auf der Hambacher Höhe zu veranstalten, allein es war vorauszusehen, daß die Schloßruine, wie dieses seit undenklichen Zeiten üblich,

von den friedlichen Bewohnern der Umgegend mit ihren Familien zahlreich besucht werden würde, und so glaubte die höhere Behörde auch dagegen Sicherheitsmaßregeln treffen zu müssen. Sie wählte zweihundert Neustädter Bürger als Sicherheitsgarden aus, die ohne Waffen, nur mit der Auszeichnung einer weißen Binde am Arm, die Polizei unterstützen, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten, und etwaige Ruhestörer augenblicklich verhaften und dem Polizeiamt überliefern sollten.

Es war, nachdem diese Anordnungen getroffen waren, daher nicht wenig überraschend für die Einwohner von Neustadt, als einige Tage vor dem Pfingstfeste sechs Compagnien Soldaten in dem Städtchen einrückten, denen sofort auf öffentlicher Straße scharfe Patronen ausgetheilt wurden, worauf man sie zu den Bürgern einquartirte.

Während die Billette ausgetheilt wurden, stand der Bürger Philipp Lanz, mit einer geschlossenen, nicht brennenden Pfeife im Munde, als Zuschauer da. Der Offizier ritt auf ihn zu und schlug ihm mit dem entblößten Degen, dessen Spitze beinahe die Augen des Bürgers erreichte, die Pfeife mit solcher Gewalt aus dem Munde, daß sie zerbrach und dem in der Nähe stehenden Bürgerssohne Jacob Böckler, ein Stück davon in das Gesicht flog.

Den andern Tag kam der Regierungspräsident von Andrian nach Neustadt, und benahm sich mit dem Bürgermeister-Adjuncten, Penner, da der Bürgermeister indessen seine Entlassung gegeben hatte.

„Der Besuch des Hambacher Schlosses kann und soll nicht verhindert werden," sagte er zu einigen inzwischen herbeigerufenen Stadträthen. „Gehen Sie hinauf auf das Schloß, meine Herren, seien Sie lustig und vergnügt; nur sorgen Sie, daß kein öffentlicher Zug mit Fahnen, und keine Reden statt finden."

„Der Herr Regierungspräsident können sich auf uns verlassen," erwiderte einer der Stadträthe im Namen seiner Standes-

genossen, „mehre von uns sind Miteigenthümer der Schloßruine und ihrer nächsten Umgebungen, und in so ferne einzelne Bürger mit ihren Familien am zweiten Pfingsttage, dem uralten Herkommen gemäß, das Hambacher Schloß besuchen sollten, werden wir als Miteigenthümer des Schlosses selbst die nöthige Aufsicht und Ordnung halten und jeden Ruhestörer augenblicklich arretiren, und der Polizei übergeben."

„So ist es recht, meine Herren, ich verlasse mich gänzlich auf ihre Einsicht."

Am nemlichen Tage erfuhr man noch, daß Befehl an die Gensdarmerie ergangen war, sich möglichst zahlreich auf dem Hambacher Berg einzufinden, und daß der Staatsprocurator von Frankenthal beauftragt worden, sich in Person auf das Hambacher Schloß zu begeben, um durch seine Gegenwart die Ruhe und Ordnung zu sichern und nöthigen Falls einzuschreiten, ja, die Hülfe der bewaffneten Macht zu requiriren.

So brach der erste Pfingsttag an, ohne daß irgend wie Anzeichen vorhanden waren, daß die Bürger zu Excessen geneigt seien.

Nachmittags bemerkte man auf dem Kapellenberg bei Neustadt ein kleines Fähnlein. Sogleich wurden einige Polizeioffizianten dahin geschickt. Sie fanden einige Knaben, die mit einem papiernen Fähnlein Soldaten spielten. Die Knaben wurden tüchtig ausgescholten und ihnen das unschuldige Zeichen des Aufruhrs unter Androhung von schweren Strafen weggenommen.

Gegen Abend wurden einige junge Leute, die aus dem Gasthause zum Löwen kamen, von einem kurz vorher dort aufgestellten Wachtposten gröblich beleidigt und als sie sich das nicht gefallen lassen wollten, durch Kolbenstöße mißhandelt.

„Aber, Mensch, mit welchem Rechte verfahrt Ihr so gegen uns?" fragte einer der jungen Leute. „Wir haben ja nichts gethan, was Euer Benehmen rechtfertigen könnte."

Da wurde die Schildwache ganz zahm, und sagte im vertraulichen Flüsterton: „Ja, sehen Sie, ich muß meine Pflicht thun, und wenn Sie wüßten, was für Ordre wir haben, so würden Sie sich über mein Benehmen gar nicht wundern."

Die jungen Leute entfernten sich ruhig. Kurz darauf ging der Sohn des Wirths mit einer Tabakspfeife aus dem Zimmer in den Hof, und erhielt von demselben Wachtposten, nachdem ihm derselbe die Pfeife mit der Spitze des Bajonetts aus dem Munde geschlagen, einen Stoß mit dem Gewehrkolben vor die Brust, daß er augenblicklich zusammenstürzte.

Dieser Vorfall veranlaßte einen Zusammentritt mehrer Bürger vor dem Hause, allein wie entrüstet sie auch waren, so entstand doch keine Unordnung, und die Nacht ging ruhig vorüber.

In der Nacht wurden die nach Neustadt führenden Straßen mit Militairpiquets besetzt, die den Auftrag hatten, etwa ankommende Reisende anzuhalten und zurückzuweisen. Ebenso wurden verschiedene Puncte, die an Sonn- und Feiertagen von Spaziergängern besucht zu werden pflegten, als das Hambacher Schloß, die Wolfsburg, der Bergstein, von der bewaffneten Macht besetzt.

Morgens um sieben Uhr kam ein hoher Staatsbeamter unerwartet mit dem Chef des Militairs in Neustadt an. Gleich darauf wurde durch die Schelle bekannt gemacht, daß noch 1200 Mann einrücken, und bei den Bürgern einquartirt werden würden, — eine Maßregel, die bei der in Neustadt herrschenden Ruhe nicht wenig befremdete.

Der Staatsbeamte begab sich auf das Rathhaus, und auf seinen Befehl mußten alle der Regierung mißliebigen Personen mit Einquartierung überbürdet werden. So erhielt der Bürger Hornig, Wirth zum Schiff, fünfzig Mann nebst den dazu gehörigen Offizieren, und ebenso wurde der Buchhändler Christmann, die Bürger Färber und Förster, die Stadträthe Matil und Abresch mit Soldaten ganz unverhältnißmäßig überlegt.

Ein Oberlieutenant, der nebst vielen seiner Untergebenen bei Abresch in's Quartier kam, befahl ihm, sogleich ein splendides Gabelfrühstück aufzutragen, und nachdem er sich Essen und Trinken hatte vortrefflich schmecken lassen, warf er, unter Ausstoßung aller möglichen Schimpfwörter gegen die Familie seines Quartierträgers, die Schüsseln zum Fenster hinaus auf die Straße.

Nachdem die Soldaten eingerückt waren, bildeten sie Colonnen, welche die ganze Breite der Hauptstraße einnahmen, so daß die Bürger, welche sich darin befanden, in Nebengassen flüchten, oder sich dicht an die Mauer andrücken mußten.

Der Militairchef mißhandelte die Bürger, die das Unglück hatten, in seine Nähe zu kommen, auf offener Straße, im Angesichte seiner Truppen und des Ortsvorstandes von Neustadt; mit eigenen Fäusten schlug er viele Bürger, die ruhig vorübergingen und ihm keine Veranlassung zu solchen Mißhandlungen gegeben hatten.

Die Schloßruine wurde von einer Compagnie Soldaten besetzt, die auf Kosten der Stadt beköstigt werden mußten, und mitten in der Straße am Hambacher Thor, wurde Geschütz aufgestellt, und nach der Stadt gerichtet. Auch die nahe gelegenen Dörfer waren indessen von Soldaten besetzt worden.

Indessen waren, wie alle Jahre an diesem Tage, viele Spaziergänger aus Neustadt und der Umgegend, ruhig und friedlich nach der Schloßruine gewandelt, und fanden die geräumige Terrasse von Militair besetzt, daß den Zugang zu derselben untersagte, auf Reclamation der Eigenthümer jedoch die Terrasse dem Publicum überließ, worauf sich die Wachtposten mehr nach den Ruinen zurückzogen, in welcher die Soldaten und Gensdarmen sich aufhielten.

Einige Buden waren errichtet, in welchen warme und kalte Getränke, Speisen, Zuckerbäckereien und Spielwaaren verkauft wurden; Bürger, Offiziere und Gensdarmen benutzten diese Buden, um sich darin zu restauriren.

Schon um sieben Uhr Morgens hatte sich als Local-Polizei-behörde der Bürgermeister von Hambach mit unbewaffneten Sicherheitsgarden eingefunden. Bald nach ihm erschien der Land-commissair von Neustadt, ein Gensdarmerieoffizier und der Staatsprocurator von Frankenthal.

Die Spaziergänger beiderlei Geschlechts hatten sich, wie der Zufall es wollte, gruppirt, es wurde gelacht und gescherzt, und endlich wurden, wie auch in frühern Jahren, fröhliche Lieder angestimmt. Als aber eine dieser Gruppen ein Mailied an-stimmte, kam sogleich der commandirende Offizier und erklärte, dieses Lied dürfe nicht gesungen werden. Da man sich diesem Verbote aber nicht sogleich fügte, weil man glaubte, nur der Polizei-Local-Behörde gehorchen zu müssen, so warf der Offizier den Mantel ab, commandirte eine Abtheilung Soldaten und ließ sie mit geladenem Gewehr und gefälltem Bajonett auf der einen Seite der singenden Gruppe aufstellen, während auf der andern ein Trupp Gensdarmen eine eben so drohende Sellung einnahm.

Da diesen militairischen Demonstrationen keine Vernunft-gründe entgegen zu setzen waren, so verstummte der Gesang der harmlosen Sänger und Sängerinnen.

Später wurden wieder hie und da Gesellschaftslieder an-gestimmt, als aber eine Gruppe ein im Rheinkreise von jeher bekanntes und beliebtes französisches Lied zu singen begann, trat der Landcommissair mit den Worten hinzu:

„Das Absingen französischer Lieder kann nicht gestattet werden, da diese unter den obwaltenden Umständen gerade am Anstößigsten sind, man hat also augenblicklich damit aufzu-hören.“

Man leistete dem Gebot ohne Widerspruch Folge, da aber auch bald da, bald dort, wieder deutsche Lieder untersagt wurden, rief ein junger Mann, Namens Ludwig Frey, seiner Umgebung zu:

„Hier bleibt nichts übrig, als sich der Gewalt zu fügen;

da aber bei der fortgesetzten Störung auch der unschuldigsten Aeußerung von Fröhlichkeit, eine Unbehaglichkeit eintritt, die Jedermann bestimmen muß, sich sobald wie möglich von diesem Orte zu entfernen, so dächte ich, wir gingen, da durch unsere Entfernung auch jeder Anlaß zu Reibungen vermieden wird."

Seine Worte fanden Anklang und man schickte sich eben zum Weggehen an, als der Staatsprocurator erschien, dem ein kalfakternder Gensdarm berichtet hatte, daß eine öffentliche Rede gehalten worden sei.

„Ich erkläre Sie zu meinem Gefangenen," sagte der Staatsbeamte zu Frey.

„Das ist gegen Fug und Recht, mein Herr, ich habe nichts gethan, was eine Gefangennehmung rechtfertigen könnte."

„Sie haben gegen das ausdrückliche Verbot, eine öffentliche Rede gehalten."

„Das ist mir nicht im Traume eingefallen, ich habe nur meine Freunde aufgefordert, sich zu entfernen, um fernere Reibungen zu vermeiden. Wer anders gegen mich aussagt, ist ein Lügner."

Da alle Anwesenden diese Erklärung bestätigten und selbst der angeberische Gensdarm zugestehen mußte, daß der Verdächtigte nichts weiter gesagt habe, so billigte der Staatsprocurator die ausgesprochene Absicht des jungen Mannes und entfernte sich wieder mit dem Gensdarmen. Auch der Landcommissair drückte seine Zufriedenheit mit der ruhigen Haltung der Gesellschaft aus.

Gegen Mittag hatten sich die meisten Neustädter Bürger mit ihren Familien wieder entfernt und es blieben meistens nur noch Landleute aus der Umgegend auf dem Berge, Männer, Weiber und Kinder, die friedlich auf dem Berge lagerten.

Andere Bürger von Neustadt machten sich zwar nach Tische auf den Weg nach dem Hambacher Berge, allein die meisten kehrten wieder um, als sie erfuhren, daß Soldaten oben seien, und daß namentlich eine gegen Mittag hinaufziehende Compagnie

sich grobe Mißhandlungen gegen die hinaufgehenden Spaziergänger erlaubt habe, als Hutabwerfen, Rippenstöße, Wegtreiben aus dem Wege in die Hecken und Weinberge rc.

Nachmittags gegen vier Uhr gingen die beiden Fräuleins Luise und Friederike Haas mit noch zwei Freundinnen in Begleitung eines jungen Mannes, Namens Johann Baptist Wernet, auf den Berg. Zwischen dem Dorf und der Ruine Hambach kamen ihnen Kinder, Frauen und Männer entgegengelaufen, welche von Soldaten und einem Gensdarmen verfolgt wurden.

Wernet stellte sich mit seinen vier Begleiterinnen an die Seite des Weges; aber sogleich fielen die Soldaten über die kleine Gesellschaft her und mißhandelten sie ohne Unterschied des Geschlechtes.

„Mein Gott, mein Gott, so schont doch nur die Damen," rief Wernet: „Wenn ein Mann von Ehre unter Euch ist, so wird er sich der Mißhandlung gebildeter Damen entgegen setzen."

Anfänglich blieben seine Bitten erfolglos, endlich aber sagte ein Soldat zu den andern:

„Nu, hört auf, der Kerl hat seine Tracht Schläge weg, und die Weibsleute können wir wohl laufen lassen."

Da er einer gewissen Autorität zu genießen schien, so wurde seinem Wunsche theilweise willfahrt, er begleitete die erschrockenen Damen nach einige Schritt den Berg abwärts und sagte zu ihnen:

„Ihr könnt von Glück sagen, daß ich so ein gutmüthiger Kerl bin, denn wir haben Ordre Alles niederzuhauen, was uns vorkommt."

Die Damen liefen so schnell wie möglich den Berg hinunter, während die anderen Soldaten und der Gensdarm unter dem Rufe: „Der liberale Hund muß sterben," fortfuhren auf Wernet loszuschlagen, der sich endlich durch die Flucht in einen Weinberg rettete und, den Körper voll blauer Maale, nach Neustadt zurück kam.

Gegen vier Uhr kamen der Militairchef General Horn und der mehrerwähnte Staatsbeamte, Fürst Wrede, in einfacher Civilkleidung auf den Berg, wo unter den noch anwesenden Landleuten die größte Ruhe und Ordnung fortwährend herrschte. Bei dem Vorübergehen an der Kaffeebude sagte der Fürst Wrede zu dem Bürger Geisbauer aus Neustadt, der mit einem Bekannten Kaffee trinkend, gerade von seiner Tasse aufblickte: „Herr, mäßigen Sie Ihren unverschämten Blick.“

Der verblüffte Bürger, der gar nicht wußte, was der Fremde wollte, starrte ihn voll Schrecken an. Dieses für Trotz haltend, sagte der Fürst geärgert: „Ich werde Sie arretiren lassen,“ und eilte von ihm weg nach der Schloßruine zu der bewaffneten Macht. Geisbauer ergriff schnell die Flucht.

Da der Fürst bei seiner Wiederkehr mit zwei Gensdarmen sein ausersehenes Opfer nicht mehr fand, so ließ General Horn nun das Commando an die sämmtlichen Soldaten und Gensdarmen ergehen, den Berg sogleich zu säubern, die darauf befindlichen Menschen mit den Waffen wegzutreiben.

Dieser Befehl wurde mit der größten Wuth vollzogen. Ohne vorhergegangene Aufforderung fielen die Soldaten über die friedlichen Bürger her und trieben sie mit dem Gewehrkolben, dem Säbel und dem Bajonet den Berg hinab. Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen, Greise und Kinder wurden gräßlich mißhandelt. Die Verfolgten fielen in der Eile der Flucht übereinander, stürzten von Felsen zu Felsen, und wo die Verfolger einen Flüchtling erreichten, durfte er auf Kolbenstöße und Bajonetstiche nicht lange warten.

Ein armer, sechszehnjähriger Waffelbube wurde fürchterlich mißhandelt und würde sich unter den Bajonetten verblutet haben, hätte nicht ein alter Feldwebel ihn endlich befreit.

Unter dem Gebrüll: „Ihr liberalen Hunde, ihr Franzosengesindel, ihr müßt alle sterben,“ fiel ein Haufen Soldaten über den Wirth Sauter, einen schwächlichen, alten Mann her, der sie

weinend und fußfällig anflehte, sich seiner doch zu erbarmen, welches wenigstens so viel bewirkte, daß er mit einer tüchtigen Tracht Prügel davon kam.

Jetzt wurden auch Schüsse auf die Fliehenden, die man nicht erreichen konnte, abgefeuert, und selbst in den Straßen des Dorfes Mittel-Hambach, wohin sich die meisten Flüchtlinge wandten, fielen noch Schüsse. Ein am Wege liegender Knabe schrie fürchterlich: „Ach Gott, ich bin geschossen."

Diese Schüsse veranlaßten den in Hambach zurückgebliebenen Adjuncten Mohr sich schnell mit vier Sicherheitsgarden in die Schloßgasse zu begeben. Der Sicherheitswächter Glas war etwas voraus gegangen und als der Adjunct mit den Uebrigen ihn erreichte, sah er, wie die Soldaten den Glas mißhandelten. Als Adjunct des Orts und Polizeibeamter mit der Schärpe versehen, sagte Mohr zu den Soldaten:

„Meine Herren, ich ersuche Sie, diesen Mann nicht weiter zu mißhandeln, da er ein guter Bürger und Sicherheitsgarde ist."

Allein die rohen Gesellen kehrten sich nicht daran, sie gaben dem Glas fortwährend in Gegenwart des Adjuncten Kolbenstöße auf die Brust und auf den Rücken, so daß der Mißhandelte endlich zu Boden stürzte.

In diesem Augenblick kamen der General Horn und der Fürst Wrede vom Berge herab zu diesem Auftritt.

„Was geht da vor?" erkundigten sich die beiden Herren.

„Der sakrische Franzosenhund hat nach uns geworfen," sagte ein Soldat. „Das ist nicht wahr," erklärte Glas, „das ist eine schändliche Lüge; ich habe sechs Jahre lang in der königlich bairischen Armee gedient und nie ein strafbare Handlung begangen, auch heute nicht, das dürfen Sie mir glauben, Herr General, und ich bitte Sie, die Mißhandlungen der Bürger durch das Militair doch nicht länger zu dulden."

„Halt's Maul, Du Hund, oder ich werde Dich er-

schießen lassen," fuhr ihn Horn an und schlug ihm mit der Faust in's Gesicht.

Der Bürgermeister kam dazu und gab dem Glas ebenfalls das beste Zeugniß, aber er konnte es doch nicht verhindern, daß der Mann eng und schmerzlich geschlossen und in das Rathhaus nach Hambach geschleppt wurde.

Abermals wurde in die Straße von Hambach gefeuert. Zwei Jünglinge von siebenzehn und vierzehn Jahren wurden von hinten, der eine in die Schenkel, der andere in den Rücken geschossen, und der siebenunddreißig Jahr alte Bürger Georg Bayer, ein braver Familienvater und Sicherheitsgarde, erhielt ebenfalls eine Schußwunde, an der er nach einigen Augenblicken unter furchtbaren Convulsionen starb.

Während der Bürgermeister dem Sterbenden mitleidig beisprang, sagte der Adjunct Mohr voll Erbitterung zu dem General:

„Aber Herr General, ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie doch die friedlichen Bürger nicht so ohne Fug und Recht ermorden. Sie können die Billigung dieser Scheußlichkeiten ja nicht vor Gott verantworten."

Der General warf ihm einen grimmigen Blick zu und donnerte ihn an:

„Bekümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten, oder ich werde Ihnen zeigen, was Fug und Recht ist."

Er fand sich jedoch bewogen, die Soldaten zu fragen, warum sie geschossen hätten, worauf ihm einer derselben antwortete:

„Gnaden, Herr General, die Hundsfötte haben mir, mit Respect zu melden, den Hintern gezeigt."

„Was sagen Sie dazu?" fragte der General, den Adjuncten scharf fixirend. „Das war eine große Insultation und die Leute waren berechtigt, sich dafür zu rächen."

„Den Fall gesetzt, die Sache verhielte sich vielleicht so," bemerkte der unerschrockene Adjunct, „so steht auf ein derartiges Vergehen keineswegs die Todesstrafe, und außerdem hätte der

Schuß ja auch einen Unschuldigen treffen können, da viele Leute und Kinder in der Straße sind."

Der General wandte ihm den Rücken zu, ohne ihn einer weitern Antwort zu würdigen.

Jetzt hörte man ein herzdurchbohrendes Schmerzgeschrei. Auf der Flucht von den Berg herab, wurde Heinrich Scharfenberger von Hambach, auf Rücken, Lenden und Schenkel von mehr als zwanzig Kolbenstöße verwundet, dann bekam er noch vier Hiebwunden und zwei Bajonetstiche in's Gesicht. Unter diesen Streichen zusammenstürzend, wimmerte er:

„Uebt doch Gnade an mir, um Gottes Barmherzigkeit willen, schont mich, ich will Euch ja überall hin folgen, wohin Ihr mich führen wollt, nur mißhandelt mich nicht so gräßlich."

„Kannst nicht zu viel bekommen, verfluchter Jakobiner!" brüllte ein Soldat, und zog ihn mit Gewalt am Arm den Berg hinab; bis der obere Markknochen aus dem Schultergelenk herausgerissen war.

Dem Bürgermeister und dem Adjuncten rollten bei diesem Anblick Thränen über die Wangen. Dieses bemerkend, murmelte der General zwischen den Zähnen: „Weichherzige Memmen sollte man nie zu Beamten machen," und mit kalter Grausamkeit befahl er, den unglücklichen Mann trotz seines erbarmungswürdigen Zustandes zu schließen und in's Arresthaus zu bringen.

„Solch' ein Beispiel wird den Andern Furcht einflößen und sie künftig vom Revolutioniren abhalten," sagte er mit einem boshaften Lächeln zu dem Fürsten Wrede, der beistimmend nickte.

Nachdem die Räumung des Hambacher Berges vollbracht war, begaben sich der Fürst und der General nach Neustadt zurück, und wir müssen nun nachholen, was sich indessen am Nachmittag dort begeben hatte.

Mehre Soldaten äußerten mit Bekümmerniß gegen ihre Quartierträger, daß sie den Befehl hätten, jeden Bürger, der

einen weißen Hut, einen weißen Rock, Laubwerk, eine Blume oder dergleichen trage, zu mißhandeln."

„Ei warum denn?" fragte ein Bürger. „Das Tragen weißer Röcke und weißer Hüte ist ja eben allgemein Mode, so wie das Schmücken an Sonn- und Feiertagen mit Laubwerk und Blumen; auch Beamten tragen meistens weiße Hüte."

Der Soldat zuckte die Achsel.

„Ist halt einmal Ordre," sagte er, „und Ordre muß parirt werden."

Ein anderer Soldat sagte zu seinem Quartierherrn:

„Nehmens Ihnen in Acht, es werden fürchterliche Dinge ausgeführt werden. Wenn's auf meinen Rath achten, so verlassen Sie auf den Abend Ihr Haus nicht. Schließen Sie es zu und lassens Niemand ein noch aus. Auf den Abend wird ein Todtenmarsch gespielt werden."

Schon gegen Mittag begannen von Seiten des Militairs thätliche Mißhandlungen gegen die Bürger, und nahmen bis gegen Abend an Zahl und Rohheit progressiv zu, obgleich von Seiten der Bürger weder Veranlassung gegeben worden, noch Widerstand geleistet wurde.

In den Wirthshäusern, wo Soldaten und Offiziere waren, wurde den Bürgern, wenn sie nicht schon vor der Thür den Kopf entblößt hatten, der Hut oder die Kappe mit Gewalt von dem Kopfe geschlagen, und dieselben oft mit weitern Mißhandlungen wieder zur Thür hinaus geworfen.

Jede Reclamation dagegen war vergeblich, die Polizeibeamten konnten den sich häufenden Excessen des Militairs keinen Einhalt thun, sie riethen den Bürgern, der Gewalt zu weichen und sich zurück zu ziehen.

In den Straßen fielen die Soldaten über einzelne Bürger her und tractirten sie mit Ohrfeigen, Faustschlägen, Kolbenstößen und Säbelhieben.

Noch bevor der Fürst und der General nach Hambach ab-

fuhren, hatten sich einige Bürger zu denselben in das Wirthshaus zum Löwen begeben, Anzeige der vorgehenden Excesse gemacht und um schleunige Abhülfe gebeten. Zu ihrem großen Erstaunen erwiderte ihnen der General:

„Abhülfe! Es kommt noch besser, das ist erst der Anfang und ist bei Weitem noch nicht genug.“

„Aber Herr General....“

„Was haben Sie denn eigentlich auf der Straße zu thun?“ fiel ihnen Fürst Wrede in das Wort.

„Gnädiger Herr, wir sind als Sicherheitsgarden bezeichnet, um zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken.“

„Ich rathe Ihnen, zu Hause zu bleiben, das ist das Klügste, was Sie in Ihrem Interesse thun können.“

Mit diesen Worten wurden sie entlassen und die beiden Herren fuhren auf den Berg.

An der Hauptwache hatten die Soldaten eine förmliche Prügelanstalt organisirt. Hier ließen sie keinen Bürger vorüber, der eine Tabakspfeife in der Hand oder bemerkbar in der Tasche trug, oder der ihnen Gott weiß aus welchem Grunde mißfällig schien, ohne ihn anzuhalten und zu prügeln, und zwar thaten sie dieses mit eisernen Ladstöcken, an welche sie Ladhämmer befestigt hatten, um die Schläge desto empfindlicher zu machen.

Offiziere sahen diese Mißhandlungen, ohne ihnen entgegen zu treten, ja, sie feuerten ihre Soldaten noch dazu an.

Wenn achtbare Bürger einen Offizier angingen, diesen Mißhandlungen ein Ziel zu setzen, wurden sie mit dem Bescheid entlassen: „Geht zum Teufel, die Bürger von Neustadt haben Züchtigung verdient.“

Bei Wirth Knochel bekamen Nachmittags einige Soldaten Händel unter sich. Zwei Sicherheitsgarden, Ebel und Haag gingen hinein, um die Ruhe wieder herzustellen, die Soldaten griffen sie aber mit den Bajonetten an, so daß sie entflohen.

Sogleich kamen Reiter in das Haus, von denen mehre sogar mit den Pferden in das Zimmer ritten und der hochschwangern Frau des Hauses die Säbel auf den Leib hielten. Die Frau verfiel vor Entsetzen in furchtbare Krämpfe, die eine schwere Krankheit zur Folge hatten.

Jakob Saul aus Lambrecht war mit seiner Frau Nachmittags nach Neustadt gekommen, um einige Commissionen zu besorgen, besonders aber um Farbwaaren für den Bürgermeister zu holen. Als er gegen fünf Uhr aus dem Laden des Kaufmanns Böcker kam, sah er, daß einige Soldaten einen Mann vor dem Rathhause zu Boden schlugen, und sagte zu seiner ihn begleitenden Frau: „Liese, Liese, sie schlagen den armen Mann ja todt!“ Kaum hatte er das gesagt, als ein Trupp Soldaten mit blanken Säbeln auf ihn eindrang. Er erhielt einen bedeutenden Säbelhieb in den Hinterkopf und sein ganzer Körper war von blauen Maalen bedeckt, dann wurde er von den Soldaten in das Arresthaus geschleppt, wo er unverbunden liegen blieb.

Während er unter den Mißhandlungen der Soldaten zu Boden stürzte, entfiel ihm sein Geld, 1 Gulden 10 Kreuzer, welches seine Henkersknechte begierig aufhoben, ihm aber nicht wieder gaben.

Indessen Saul auf diese Weise mißhandelt wurde, rief der Metzger Deiß aus Lambrecht, der den Vorfall mit ansah, den Soldaten zu: „Schlagt doch den Mann nicht todt, er ist ja ein Mensch!“

Alsobald fielen andere Soldaten mit dem Säbel und dem Bajonet über ihn her. Er ergriff schnell die Flucht, aber auf dem Markte glitt er aus und stürzte zu Boden. Bevor er sich aufraffen konnte, wurde er von den Soldaten ereilt und fürchterlich mißhandelt, ja, er würde ohne Zweifel umgebracht worden sein, hätte ihn nicht ein Fahnenjunker aus den Händen dieser Wütheriche befreit. Auch ihm entfiel sein in mehren Gul-

den bestehendes Geld, das die Soldaten aufrafften und für sich behielten.

Ein in der Nähe von Neustadt wohnender pensionirter Offizier fand sich in großer Uniform, wie zu einer militairischen Festlichkeit gerüstet, in Neustadt ein, schloß sich an den Befehlshaber der Militairmacht an, und machte sich ein Geschäft daraus, die freisinnigen Bürger zu bezeichnen. Als er den Zeichenlehrer Heckel von Haardt bemerkte, der ein anerkannt stiller, friedliebender und ruhiger Mann war, deutete er auf ihn und sagte: „Auf diesen müßt Ihr besonders Acht haben, das ist einer von den gefährlichen, schlechten Revolutionären.“ — Heckel, der es hörte, fand es für rathsam, Neustadt augenblicklich zu verlassen.

Auch außerhalb der Stadt und bis in das Innere der Häuser und Höfe wurden die Bürger verfolgt und mißhandelt — das Hausrecht wurde entweiht und entheiligt.

Von fünf Uhr an hörte alle Thätigkeit der Localpolizei auf, welche durch die militairische Anarchie überwältigt war. Kein Sicherheitswächter durfte sich mehr auf der Straße sehen lassen, noch weniger versuchen, den Soldaten abzuwehren, wenn er sich nicht selbst ihren lebensgefährlichen Mißhandlungen aussetzen wollte.

Zwischen sechs und sieben Uhr kehrte Fürst Wrede in Begleitung des Generals Horn, so wie auch die Soldaten zurück, welche den Hambacher Berg gesäubert hatten. Gleich darauf wurde durch die Schelle bekannt gemacht, daß an diesem Abend die Polizeistunde schon um zehn, statt um elf Uhr eintreten würde — mithin war es Jedermann erlaubt, sich bis um zehn Uhr in den Straßen und Wirthshäusern aufhalten.

Viele Bürger, die den Tag über mit ihren Familien abwesend gewesen waren und gar nicht wußten, was während dieser Zeit in Neustadt vorgegangen war, kehrten erst am Abend heim, und so kam es, daß die Straßen ziemlich belebt waren, doch

nirgends war eine unruhige Bewegung zu bemerken. Auf einmal erschienen von Offizieren geführte Patrouillen, welche die Straßen in allen Richtungen durchzogen, ein Piquet Reiterei stellte sich auf dem Marktplatz in Reih' und Glied, dann erschallte das Commando:

„Den Säbel heraus, in die Straße gesprengt, nichts verschont."

Der Befehl wurde nur zu pünctlich befolgt.

Die Patrouillen nahmen die ganze Breite der Straßen ein, die Cavallerie bewegte sich im strengen Trab, überall flüchteten die Bürger aus einer Straße in die andere, und fielen, vor dem einen Feinde flüchtend, dem andern in die Hände. Ohne Unterschied des Geschlechtes wurde Alles niedergeritten, gestochen, gehauen, mit Kolbenstößen und Säbelhieben mißhandelt und verwundet. Viele Bürger wurden in den durch Neustadt fließenden Bach gesprengt und versteckten sich unter der Brücke um den mörderischen Streichen ihrer Verfolger zu entgehen. An vielen Häusern wurden Fenster und Läden von den Soldaten zerschlagen, und wo ein Bürger zu den Fenstern des obern Stockes heraussah, wurde er von einer Kugel bedroht.

Schon gegen acht Uhr, als es noch hell war, hatte der Adjunct Perner von den Fenstern des Rathhauses aus, mit Entrüstung den mörderischen Vorfällen auf der Straße zugesehen; als er aber gerade vor dem Rathhause einen Bürger aus Winzingen bemerkte, der unter den gehäuften Streichen der Soldaten zu erliegen schien, eilte er, der eigenen Gefahr nicht achtend, mit einigen muthigen Sicherheitsgarden hinunter, um den bedrohten Mann wo möglich zu retten. Mit seiner Amtsschärpe bekleidet, eilte er die vor dem Rathhause angebrachte Treppe hinunter, erklärte, er sei der Bürgermeisterei-Adjunct, und machte den Soldaten die eindringlichsten Vorstellungen, jedoch in der bescheidensten Weise. Plötzlich schlossen die Soldaten einen Kreis um ihn und drangen mit ihren Waffen auf

ihn ein. Fünf Hiebwunden in den Kopf und das Gesicht, zwei Säbelhiebe auf die Hände, ein Bajonetstich in den Kopf und zahllose Kolbenschläge und Stöße in das Genick und den Rücken waren die Früchte seiner edeln Hingebung, ja, er würde der vandalischen Wuth der Soldaten ohne Zweifel erlegen sein, wenn es nicht seinen Gefährten gelungen wäre, ihn wieder nach der Treppe des Rathhauses hinzuziehen und hinauf zu bringen. Von Blut triefend und ohne Hut trat er wieder in die Amtsstube ein und mußte unverbunden bleiben, da kein Arzt sich auf die Straße wagte.

Bürger, die sich in das Rathhaus flüchteten, wurde von den Soldaten bis in das Innere verfolgt und selbst Sicherheitsgarden mußten sich vor ihnen auf den Speicher retten.

Im Wirthshaus bei Lederle saß Abends um acht Uhr der Schuhmachermeister Kiefer mit dem Bäcker Riegler bei einem Glas Wein. Es ging eben eine Patrouille vorbei. Der gegenüber wohnende Kammmacher Mayer, der im obern Stock zum Fenster hinaussah, rief dem Riegler zu: „Nun, Herr Riegler, gehe er jetzt einmal in die Stadt, wenn er das Herz hat."

„Nein, das lasse ich bleiben," sagte Riegler und zog sich vom Wirthshausfenster zurück.

In diesem Augenblick kam die Patrouille zurück, von welcher ein Soldat rief:

„Du Bettelmann, glaubst Du, ich hätte das Herz nicht, Deine Baracke zusammen zu hauen."

Kaum hatte er das gesagt, als er die Fenster der Wirthsstube zusammenhieb.

Möbelhändler Fettig stand Abends ruhig unter seiner Ladenthür, als ein Soldat von einer vorüberziehenden Patrouille auf ihn zu kam. Er machte schnell die Thür zu, und der für ihn bestimmte Bajonetstich ging tief in das Holz der Thür.

Eine Tagelöhnerin wurde Abends wie ein wildes Thier

eine halbe Stunde lang durch die Straßen gehetzt. Sie verkroch sich endlich in einen Winkel, aber so oft sie hervorkam, wurde sie von Neuem verfolgt, bis es ihr endlich gelang, ihre Wohnung zu erreichen, wo sie, ermattet und erschöpft von dieser Jagd, ohnmächtig zusammen sank.

Ein siebenjähriger Knabe wurde von einer Patrouille zusammengeschlagen, weil er im Vorübergehen die Soldaten zählte.

Philipp Hoos von Winzingen ging gegen Abend nach Neustadt, um bei dem Steinhauer Bühler Arbeit zu bestellen. Als er zurückkehren wollte, ritten Chevauxlegers auf ihn zu und hieben auf ihn ein, bis er wimmernd zu Boden stürzte und das Blut in Strömen von ihm floß. Als die Soldaten sich entfernt hatten, hoben ihn Neustädter Bürger auf und trugen den Ohnmächtigen durch die Gärten in Bühler's Wohnung zurück.

Der Sohn des Wingertsmann Schwed sprang eine achtzehn Fuß hohe Mauer herab, um sich den Mißhandlungen der Soldaten zu entziehen.

Der Papiermacher Jakob Hebach, der den Tag über in Winzingen gewesen war, hörte, als er an das Hambacher Thor kam, von den Vorfällen in der Stadt. Er wollte sofort wieder umkehren, wurde aber von Soldaten angefallen und mit Gewehrkolben niedergeschlagen, so daß er nur mühsam und mit blutendem Kopf die Knöchel'sche Papierfabrik erreichen konnte.

Der Büchsenmacher Glöckner stand Abends in seinem Hausgang und rauchte. Ein vorübergehender Soldat rief ihm zu: „Auf der Stelle die Pfeife weg.“

„Ei, man wird doch noch in seinem eigenen Hause rauchen dürfen,“ rief der Mann, „das ist ja doch nicht verboten.“

„So, Du maulst auch noch, Du Franzosen-Canaille!“ brüllte der Soldat, „ich werde Dich gleich holen und Dir zeigen, was Recht ist.“

Der Büchsenmacher kam jedoch dieser Drohung durch eiliges Verschließen seines Hauses zuvor.

Einige Bürger flüchteten sich in die Behausung des Metzger Köhl. Reiter und Infanteristen schlugen dem Köhl die Stubenfenster ein.

„Haltet doch ein, Ihr Herren!“ bat der Metzger, „ich bin ja ganz unschuldig.“

„Was unschuldig!“ rief ein Wachtmeister; „drauf auf dieses Patriotenzeug! es ist alles Patriotenzeug.“

Im Begriff, den Soldaten in die Hände zu fallen, flüchtete der Glaser Rieser, der eben im Begriff war, in seine Behausung zu gehen, in ein benachbarets Haus und mußte von hier aus zusehen, wie sein alter Vater von einem Reiter erbärmlich geschlagen und mißhandelt wurde. Als sie von seinem Vater abließen, wollte Rieser durch die Landschreibereigasse nach Hause eilen, allein auch hier schlug ihm ein Soldat den Säbel über den Rücken und brüllte ihn an mit den Worten:

„Nach Hause, Hallunke. Was Civil ist, hauen wir zusammen. Nun haben wir Freiheit.“

Auf diese Weise mußte Rieser durch eine Reihe von etwa dreißig Soldaten gleichsam Spießruthen laufen, um seine Wohnung zu erreichen, in welcher er in einem bemitleidenswerthen Zustande ankam.

Der Töpfer Knopp stand mit seiner Frau unter der Einfahrt seines Hauses, als acht Reiter heransprengten; sie zogen sich schnell zurück und hielten die Eingangsthür fest zu. Einer der Reiter stach mit seinem Säbel mit solcher Gewalt durch das Holz, daß die inwendig stehende Ehefrau durch einen Stich in den Hals verwundet wurde.

Heinrich Roth ging gegen Abend mit seinem Nachbar Heidenreich in ein nahes Bierhaus. Gegen acht Uhr verließen sie dasselbe, um nach Hause zu gehen. Als sie auf die Straße kamen, stießen sie sogleich auf Chevauxlegers, deren Anführer rief: „Haut's drauf.“ Sie wurden sofort mit blanken Säbeln verfolgt, erreichten jedoch glücklich ihre nahen Wohnungen.

Sie wollten eiligst die Läden schließen, um nicht Zeugen der vorfallenden Gräuelscenen zu sein, allein ein anderer Reiterhaufe kam herbeigesprengt und hieb ihnen die Fenster ein.

Ein Reiteroffizier stellte zwölf Mann seiner Untergebenen, die er aus dem Hause des Bierwirths Rau holte, in der Straße auf und sagte im bairischen Dialecte zu ihnen: „Haut's Alles zusammen, was Euch begegnet, sprecht kein Wort zu Niemand. Ich will das Hundevolk schon von den Straßen bringen, das Canaillenzeug.“ Hierauf sprengten die Soldaten in die Straße so breit sie war, überritten und hieben nieder, was ihnen in den Weg kam. Ein Verfolgter flüchtete sich in die Wohnung des Schusters Laubenheimer; einige Soldaten sprangen ab und drangen in das Zimmer, wo sie einen schwachen gebrechlichen Schustergesellen fanden, der einen Höcker hatte und außer Stand war, sich auch nur gegen einen zehnjährigen Knaben zu wehren. Sie schlugen ihm den Arm entzwei, so daß die Knochen sich durch das Fleisch hervorhoben und das Kapselband des Armgelenkes total zerrissen wurde.

Auf dem Markt wurde ein junger Mann, Namens Kipp, von den Soldaten gräßlich mißhandelt. Er erhob ein durchdringendes Geschrei und bat flehentlich: „Bringt mich doch nicht um, ich habe Euch ja nichts zu Leid gethan, schont mich, laßt mich doch gehen.“

„Halt's Maul, Du Vieh!“ donnerte ihn eine rauhe Soldatenstimme an, und der Unglückliche wurde von Neuem mißhandelt.

Nach und nach ging sein Geschrei in ein schwaches Winseln über, dann stieß er noch einen heftigen Schrei aus — hierauf trat Todtenstille ein.

Nach einer Pause gebot der Anführer:

„Packt ihn auf und führt ihn weg.“

„Ich will Dich verdammtes Luder wegschleppen,“ sagte eine andere Stimme.

Der, dem sie gehörte, riß den Unglücklichen unsanft in die Höhe, aber er brach wieder zusammen; nun faßten ihn mehre Soldaten an, schleppten ihn auf's Rathhaus, wo sie ihn mit den Worten: „Hier bringen wir einen Besoffenen!“ wie einen Sack voll Getreide auf den Boden warfen. Durch die blutigen Kleider auf den Daliegenden aufmerksam gemacht, wandten ihn die Gemeindebeamten um, um ihm in's Gesicht zu sehen, und riefen mit Entsetzen:„ Das ist kein Betrunkener, das ist ein Todter.“

Sie bemerkten an der Leiche eine große, klaffende Stirnwunde, die bis auf den Knochen ging. Eine andere auf dem rechten Schultergelenk, die durch das Kapselgelenk des Oberarms bis in die Gelenkpfanne drang; die durchhauenen Flechsen und Sehnen hingen zu der Wunde heraus. Auch auf dem Rücken hatte er eine Stichwunde. Der Stich war, wie es sich später ergab, durch die Lunge, das Herz und das Zwerchfell bis in den Unterleib gedrungen und hatte den Tod zur unmittelbaren Folge gehabt.

Wir könnten noch Bogen anfüllen mit der Aufzählung aller Gräuelthaten, die an jenem Abend geschahen, allein es wäre zu weitläufig, hier in die grausenerregenden weiteren Einzelheiten jenes dreistündigen Wüthens des Militairs gegen die Bürger einzugehen. Die Zahl der Mißhandelten und Verwundeten überstieg mehre Hunderte.

Die mörderischen Scenen dauerten von sieben bis gegen zehn Uhr fort, ohne daß es dem anwesenden Militairchef eingefallen wäre, die Soldaten früher in ihre Quartiere zurückzurufen und ihrem schändlichen Diensteifer Einhalt zu thun, denn sie hatten sich nicht mit einem geregelten militairischen Einschreiten begnügt, sondern ihr Thun war ein wüthendes Toben und Massacriren, welches von Seiten der Bürger durch nichts veranlaßt worden war.

Diesem Einschreiten der rohen Waffengewalt war weder die verfassungsmäßig nothwendige Requisition der competenten

Civilbehörde vorangegangen, noch war die dreimalige Aufforderung erfolgt, die das Gesetz vor dem wirklichen Einschreiten der bewaffneten Macht zum Schutze der Bürger streng fordert.

Nicht ein einziger Bürger setzte sich zur Wehr, keiner griff zur Waffe, um sich und die Seinigen gegen die ungesetzlichsten, barbarischen Mißhandlungen zu vertheidigen.

Um das Werk zu krönen, wurden die Soldaten, die jene blutigen Missethaten verübt hatten, zum Hohn der Bürger längere Zeit als Garnison in Neustadt gelassen.

Die Erbitterung der Bewohner des Rheinkreises gegen die Bedrückungen der Regierung stieg von Tag zu Tag und bald fanden massenhafte Auswanderungen nach Amerika statt. Den Bürgern wurde das geknechtete, vom Servilismus und der Bureaukratie ausgesogene Vaterland mehr und mehr verleidet, sie suchten sich eine neue Heimath jenseit des großen Weltmeeres.

Letzter Verkehr.

Der Componist Ferdinand Hiller machte einen Besuch bei Börne, den er im Lauf des Gesprächs fragte:

„Nun, lieber Doctor, was sagen Sie zu Heine's „französische Zustände“?“

Börne machte ein Gesicht, das gar nicht zu definiren war, dann sagte er:

[*] „Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen dieses Buches um den Kopf summte, und sich bald auf diese, bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils.“

„Wie soll ich das verstehen?“ frug Hiller mit einiger Befremdung.

[*] „Nun, ganz einfach, wie ich es gebe; auch bin ich besonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung meine, nicht Heine's Schuld ist.“

„So stimmen Sie ihm bei?“

„Dafür sollen mich alle Götter des Olymps und der nordischen Mythologie bewahren,“ rief Börne, der sich lebhaft auf seinem Sessel hin und herbewegte. [*] „Wer aber so große

Geheimnisse wie Heine besitzt, als zum Beispiel in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem König von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, der je einen Thron geziert, zu sehen, und den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an einem Tag für gut, an dem andern für schlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet, und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält — wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buchs erklären, ich aber kann es nicht."

„Ja, es steht fest, daß er sich in den Augen aller wahren Patrioten blamirt hat," sagte der Componist, „sein Buch hat viel böses Blut gemacht."

Börne legte Hillern beide Hände auf die Schultern, sah ihm fest in die Augen und sagte:

[*] „Hören Sie, ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings — wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt, so fange ich ihn ab und jage ihn fort; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wenn wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite in der Kirche nichts sieht, als die schönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüstert, so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen."

„Es ist schade um ihn, er hätte der guten Sache so viel nützen können, und wendet sich gegen sie."

„Was wollen Sie! Heine ist ein Künstler, ein Dichter,

und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigene. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt und je nach Launen auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nectar und Blüthenstaub ab, und baut mit bildendem Wachs der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern er sammelt den Honig, um die Zelle damit auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt."

„Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, und bleibt es nicht immer," warf ihm Hiller ein.

„Allerdings nicht. Es dauert lange, bis sie in Blüthe kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Frucht trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände, da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welch' schöner Begeisterung hat er nicht von dem Kampf der Republikaner in der St.-Merykirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, — und dazu hätte es einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — so hätte sich Heine über sie lustig gemacht."

„Sie glauben also, daß seine Ansichten an Zeit, Ort und Umstände gebunden sind?"

[*] „Ja, das glaube ich," erwiderte Börne mit Ueberzeugung, „was Brutus, was Virginius gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er es nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten

jungen Näherin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, um damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung zu stacheln — so bin ich überzeugt, er lachte darüber."

„Sie mögen Recht haben," sprach der junge Componist gedankenvoll, und Börne hob wieder an:

„Man versetze Heine in das Ballhaus zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wollte nicht mehr träumen — er wäre der tollkühnste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten, und ließe alle Edelleute und alle Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sehe er aus der Rocktasche des feuerspeihenden Mirabeau, auf deutsche Studentenart eine Tabakspfeife mit schwarz-roth-goldenen Quasten hervorragen — dann pfui Freiheit! Und er zöge hin und machte schöne Verse auf Marie-Antoinette's schöne Augen."

„Was sagen Sie aber dazu," fragte nun Hiller, „daß er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist?"

Börne zuckte mit einem geringschätzenden Lächeln die Achseln.

„Außer daß es eine Redeübung war, die sich an dem Tollsten versuchte," erwiderte er, „that er es nicht darum, weil er, wie er sagte, politisch reinen Herzens ist, sondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen sah."

„Mit seinem Glauben soll es auch sehr schlecht bestellt sein, wie man mir gesagt hat."

„Er glaubt gar nichts," rief Börne heftig, „und wie soll man je Dem glauben, der selber nichts glaubt. Heine schämt sich so sehr, Etwas zu glauben, daß er Gott den HERRN mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das

Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist?"

„Ja, wenn es so ist, dann würde er wohl thun, ferne von ihr zu bleiben."

„Und doch hat Heine in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Und was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen mit lauter vernehmlicher Stimme, was Jedem von uns von seiner Partei aufgetragen, werden wir geliebt und belohnt; wenn wir aber unvernehmlich sprechen, oder gar eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt."

„Das vergißt aber eben Heine," warf der Componist hin.

„Ja, das vergißt er," sagte Börne kopfnickend, „und weil er glaubt, er, wie mancher Andere auch, könnte eine Partei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig."

„Ja, so ist es," bestätigte der Andere, „und weil er weder weiß, wo seine Freunde, noch wo seine Feinde stehen, sucht er sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden."

„Uns andern miserabeln Menschen," hohnlachte Börne, „hat die Natur nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen."

„Es muß schrecklich sein, in solcher Doppelzüngigkeit dahin zu leben," rief Hiller und schüttelte sich. Börne nahm die Rede wieder auf:

„So sagt er an einer Stelle ganz wörtlich: „Ich bin bei Gott kein Republikaner; ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab." Ferner

„Wenn die Insurrection vom fünften Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit." — Aber ich nicht," setzte Börne ingrimmig hinzu; „Republikaner, die solche Narren wären, daß sie glaubten, Heine aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die würden in's Tollhaus gehören."

„Er glaubt eben auf diese Weise bald dem Absolutismus, bald dem Jakobismus kühn die Stirn zu bieten."

„Aber begreifen Sie denn, wie man einem Feinde die Stirn zu bieten vermag, indem man sich von ihm abwendet?"

Hiller zuckte die Achseln.

„Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hatte, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen," hob Börne wieder an. „Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, kann er keinen Witz, kein Lächeln, keinen Spott unterdrücken, und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, dennoch lügt, dennoch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demüthig, wo er spotten möchte, so merkt es Jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen."

„Dieses Spiel kann aber doch vielleicht der guten Sache nützen."

[*] „Unter Umständen ja," versetzte Börne — „aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mensch selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So seiner bessern Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran, zu diplomatisiren und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchem sie Jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. — Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, will ich verdammt sein, sein geheimer

Secretair zu werden, und ihn vom Morgen bis zum Abend anzusehen, ohne zu lachen."

Jetzt schlug die Pendule auf dem Kamine die Mittagsstunde. Hiller mußte fort, da er auf den Wunsch seines Freundes Rossini ausnahmsweise einer sehr hochgestellten Dame Unterricht im Clavier und im Generalbaß zu ertheilen hatte. Börne entließ ihn mit einem freundschaftlichen Händedruck und belud ihn mit vielen Grüßen an seine Mutter, dann eilte er an das Fenster, streckte den Kopf hinaus und athmete die für die letzten Tage des Septembers ungewöhnlich heiße Luft ein; die Sonne schien warm, die Vögel zwitscherten lebenslustig unter dem blauen Himmelsgewölbe. Das schöne Wetter verlockte Börne zu einem Spaziergang, er hing ein leichtes Herbstmäntelchen um und begab sich in die Tuilerien.

Er war noch nicht weit gegangen unter den großen Kastanienbäumen, als er Heine auf sich zukommen sah, den er länger als ein Jahr lang weder gesehen noch gesprochen hatte. Sie begrüßten sich und gingen mit einander spazieren. Offen und mittheilend wie Börne war, vergaß er bald die Kälte, die zwischen ihnen geherrscht hatte, er schüttete sein ganzes Herz vor Heine aus, der ihn mit einem zweideutigen Lächeln anhörte, und erzählte dann auch noch immer ganz begeistert von dem großem Volksfeste zu Hambach, dem er beigewohnt; er rühmte ganz besonders die Eintracht und den Anstand, der dort geherrscht hatte.

„Und denken Sie nur," fuhr er mit flammenden Augen fort, „während ich mit dem Siebenpfeifer sprach, kam ein alter Bauer daher, der ihm etwas in die Ohren raunte. Siebenpfeifer schüttelte verneinend den Kopf. „Sie haben Unrecht," sagte der Bauer ganz betrübt, „ich versichere Sie nochmals, wenn Sie König sein wollen, so dürfen Sie nur mit der Augenwimper zucken, wir machen Sie dazu, denn Sie sind der Mann, wie wir ihn brauchen." — Was sagen Sie dazu,

Heine? Ein einfacher Bürgersmann, der Morgens mit der baumwollenen Schlafmütze aufgestanden ist, hätte sich Abends mit der Krone auf dem Kopfe niederlegen können."

„Der Bauer mag es aufrichtig gemeint haben, aber Wollen ist nicht immer auch Können," spöttelte Heine. „Uebrigens mag das Fest in seiner Art ganz großartig gewesen sein."

„Davon haben Sie keinen Begriff," fiel ihm Börne eifrig in die Rede, „so etwas ist noch nicht da gewesen und wird vielleicht auch nicht wiederkommen — das muß man gesehen haben, um es beurtheilen zu können. — O, bitte, warten Sie doch einen Augenblick."

Sie waren eben durch das Thor getreten, welches auf den Concordienplatz führt, und da eine Hippenverkäuferin in der Nähe desselben stand, so eilte Börne, der nie einer Süßigkeit widerstand, auf dieselbe zu und kaufte ihr von ihrer Waare ab, die er gemüthlich zu knuppern begann, indem er das abgebrochene Gespräch wieder anknüpfte.

„Ich habe mich bei diesem Volksfeste sehr amüsirt," hob er kauend wieder an; „wir waren Alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderschaft; das lieblichste Maiwetter herrschte wie Milch und Rosen, und denken Sie nur, Heine, ein schönes Mädchen wollte mir, als sie erfuhr, daß ich der Börne sei, die Hand küssen, wie einem alten Kapuziner."

„Und Sie haben die unverzeihliche Eselei begangen, das holde Kind nicht an Ihr Herz zu ziehen?" rief Heine mit vorwurfsvoller Lebhaftigkeit. „Das kann Ihnen der Himmel niemals verzeihen, Sie eiskalte Philisterseele."

„So lassen Sie mich doch nur ausreden," sagte Börne ärgerlich. „Vater und Mutter befahlen ihr, mich auf den Mund zu küssen ... es war Abends auf dem Chausseehause, wo erst eine Conferenz und dann eine Art Ball gehalten wurde, und die Aeltern versicherten mich, daß sie mit dem größten Vergnügen alle meine Schriften gelesen hätten. Auch ist mir

meine Uhr gestohlen worden, aber ich bekam sie wieder, mein spitzbübischer Barbier hatte sie mitgenommen. Glauben Sie mir, Heine, es wird noch schön werden in Deutschland."

„Wie können sie noch immer an diesem Köhlerglauben halten, besonders nach den blutigen Vorgängen, die dieses Jahr in Hambach stattgefunden, und nach den Verfolgungen, die so manchen wackern Mann aus dem Vaterland vertrieben haben."

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und was heute nicht glückt, kann morgen glücken!"

„Es scheint, Sie sind gar nicht von Ihrem Steckenpferde herunter zu bringen, auf dem Sie sich wie ein Don Quichotte geberden," höhnte Heine. „Ich habe es Ihnen schon hundertmal gesagt, und wiederhole es Ihnen heute, es wird in Deutschland nie zu einer Revolution kommen."

„Sie würden anders denken, wenn Sie die Begeisterung gesehen hätten, die in Hambach herrschte," warf ihm Börne ein.

[*] „Ach! so ein Strohfeuer schlägt himmelhoch auf, fällt aber auch bald wieder in Asche zusammen. Ich weiß wohl, daß von Rheinbaiern die deutsche Revolution ausgehen sollte. Zweibrücken war das Bethlehem, wo der Heiland der Freiheit in der Wiege lag und welterlösend greinte. Leider war der Brei, den er erhielt, nicht nahrhaft genug, um das Kindlein aufzufüttern."

„Der Heiland ist aber nicht todt, er schläft nur, und wird erwachen zur gehörigen Zeit. Die Verschwörung besteht fort."

[*] „Gestehen Sie, Doctor, daß es etwas recht Komisches um eine deutsche Verschwörung ist," rief Heine lachend. „So befand sich zum Beispiel unter den Zweibrücker Verschworenen ein gewaltiger Bramarbas, der immer am Lautesten wüthete, der bei jeder Gelegenheit von Tyrannenhaß übersprudelte; dieser sollte, mit der ersten That vorangehend, eine Schildwache, die

einen Hauptposten bewachte, niederstechen. „Was," rief der Mann, als man ihm diese Ordre gab, „was! wie konntet Ihr mir eine so schauderhafte, so abscheuliche, so blutdürstige Handlung zumuthen? Ich, ich soll eine unschuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und diese Schildwache ist vielleicht ebenfalls ein Familienvater. Ein Familienvater soll einen andern Familienvater ermorden, tödten, umbringen? ... Nein, nimmermehr!"

„Das ist Verläumdung," rief Börne unwillig.

„Ich nenne Ihnen den Doctor Pistor, der seit einigen Tagen als Flüchtling hier weilt, als meinen Gewährsmann, und frage Sie auf Ihr Gewissen, ob man mit solchen Elementen eine Revolution machen kann, deren erste Grundbedingung die rücksichtsloseste Todesverachtung ist."

Da Börne schwieg, so hob Heine nach einer kleinen Pause wieder an:

„Ich füge gleich noch eine andere Thatsache hinzu, die mir der Flüchtling Venedey erzählte, der als ein wahrheitsliebender Republikaner bekannt ist und der selbst mit zu Hambach in dem Comité gesessen. Als man nämlich in diesem Comité darüber stritt, ob die in Hambach anwesenden Patrioten auch competent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen, da seien Diejenigen, die zur raschen That riethen, durch die Mehrheit überstimmt worden und die Entscheidung habe gelautet: „Man sei nicht competent."

„Das ist nicht möglich," behauptete Börne. Heine aber fing mit lauter Stimme spöttisch zu singen an: „O Schilda, mein Vaterland ꝛc." grüßte kurz und schlug den Weg nach den Champs-Elysee ein.

Börne sah ihm ingrimmig nach, indem er die letzte Hippe, die er noch in der Hand hielt, zornig zerbröckelte, dann ging er grollend nach Hause. Von diesem Tage an kamen die Beiden noch mehr auseinander, als sie es bisher schon gewesen

waren. Der Haß gegen die Montagnards und gegen die Tugendbündler trieb Heine an, sich zum warmen Vertheidiger der Monarchie aufzuwerfen, das betrachtete Börne als eine Felonie an der deutschen Volkssache, er griff ihn erst in seinen Briefen aus Paris und dann im Reformateur an, in dem er ein strenges Urtheil über die von Heine herausgegebenen französischen Zustände fällte und ihm characterloses Poetenthum und poetische Characterlosigkeit vorwarf; die giftigsten Insinuationen züngelten aus seinen Worten hervor, Heine wurde der gänzlichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt, des Indifferentismus', des Widerspruchs mit sich selbst beschuldigt.

Dieser offenbare Bruch wurde durch Zwischenträger noch unheilbarer gemacht. Heine stieß Drohungen aus; Börne, der höchst komisch wurde, wenn er seine Tapferkeit herauskehrte, gab sich alle mögliche Mühe, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sich recht damit zu brüsten. Madame Hiller wollte eine Versöhnung vermitteln, aber Börne sagte entschieden:

„Nein, da würde der Heine glauben, ich kröche zu Kreuze. Ich will ihm zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte und daß ich den Kampf nicht scheue.“

Auch Heine wies die Bemühungen der guten Frau mit gleicher Festigkeit zurück.

„Geben Sie sich keine Mühe, Madame, Wasser und Oel vermischen sich nicht,“ sagte er. „Ich mag nichts mehr mit diesem Menschen zu thun haben, der die größte Aehnlichkeit mit Robespierre hat, im Gesicht lauerndes Mißtrauen, im Herzen blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe — zum Glück steht ihm keine Guillotine zu Gebot, sonst säße mein Kopf nicht mehr sicher auf meinen Schultern.“

Dabei blieb es. Heine und Börne waren offenbare Feinde geworden, die sich mit der größten Erbitterung verfolgten.

Trauliches Geplauder am Kamin.

Börne kränkelte fortwährend, aber er hatte eine große Freude erlebt. Madame Wohl, dieses edle, ausgezeichnete Weib mit der hohen, geistigen Richtung, das von Börne vor allen Andern ihres Geschlechtes würdig befunden worden, seine Vertraute zu sein, hatte sich indessen an einen Herrn Strauß verheirathet, der ein braves, tüchtiges Gemüth besaß, das den Werth dieser vielfach angegeiferten Fcau erkannte und ihr Wirken ehrte; er hatte sich weder von dem Gebelfer der Schmähsucht, noch von den perfiden Einflüsterungen der Verläumdung irre machen lassen: liebend und wieder geliebt, hatte er den Bund der Ehe mit ihr geschlossen, und war, da seine Verhältnisse ihm zu leben erlaubten, wo er wollte, bald nach der Vermählung nach Paris gezogen, um sich dort häuslich niederzulassen.

Madame Strauß fand ihren vieljährigen Freund Börne in einem sehr bedenklichen Zustande. Das Absterben aller Hoffnungen, die man auf die Mündigkeitserklärung der Völker gesetzt, hatte ihn sehr unglücklich gemacht, und mit der täglich mehr hinschwindenden geistigen Aufregung, schwand bei ihm nur allzusichtlich auch die Körperkraft dahin. Augenblicklich die Aufgabe erkennend, die ihr der Himmel gegeben hatte, wußte Ma-

dame Strauß alle kleinlichen Bedenklichkeiten wegen des qu'en dira-t-on zu besiegen. Nur die Leiden des schwachen Körpers berücksichtigend, der einer so großen, starken Seele zur Hülse diente, veranlaßte sie Börne mit Einwilligung ihres Gemahls, zu ihnen zu ziehen. Sie wurde die treubesorgte Wärterin des Leidenden, umgab ihn mit jeder möglichen Sorgfalt und wenn er, wie das häufig geschah, auf's Krankenlager geworfen wurde, so wich sie nicht von seiner Seite, sie brachte ihm willig alle Lebensgenüsse, ja, selbst die eigene Gesundheit zum Opfer.

Eines Abends, da ihm besonders wohl war, brachte Börne seine Freundin und deren Gatten in eine Soirée zu Madame Hiller. Die erste Person, die er beim Eintreten erblickte, war Heine, der in einem Kreis junger Leute stand und unter lautem Lachen perorirte. Heine verfärbte sich leicht bei Börne's Anblick, dann fuhr er fort in seiner tollen Lustigkeit. Börne schnitt ein Gesicht, als ob ihm eine heftige Kolik die Gedärme zusammenzöge, aber er hielt es für angemessen, sich unbefangen zu zeigen. Beide Gegner sprachen sich nicht, aber sie sagten sich durch die Blume Sottisen, die sie gar wohl verstanden. Jeder von ihnen sprach mit seiner nächsten Umgebung, aber jedes Wort war eine Stichelei, ein auf den Feind abgeschossener Pfeil; mancher von ihnen drang tief in das Fleisch und sein Widerhaken verursachte eine brennende, schmerzliche Wunde.

Jetzt setzte sich Ferdinand Hiller an's Klavier und trug eine seiner neuesten Compositionen vor; dann begleitete er den Gesang von Sabine Heinefetter, die, damals an der großen Oper gastirend, in dem Hause ihres deutschen Landsmannes freundlich aufgenommen war. Alles lauschte den reinen, vollen Glockentönen, die wie spielend aus der Brust der großen Sängerin hervorquollen. Sie trug die große Arie aus Lucretia Borgia vor. Diese Leidenschaft war Natur, war Wahr=

heit, sie quoll in gewaltigen Tonmassen aus dem Innersten ihrer Seele hervor. Das kleine gewählte Auditorium brach in einen jubelvollen Beifallssturm aus, als sie schwieg. Börne ging auf sie zu und sprach ihr in entzückten Worten seinen Dank aus für den Genuß, den sie ihm geschenkt hatte. Das Gespräch spann sich weiter fort. Sabinens derb-naives Wesen sprach ihn an: was vielleicht Mangel an feiner Weltbildung war, kam ihm gar gemüthlich vor. So sagte sie zum Beispiel, sie möchte schon deshalb nicht immer in Paris leben, weil es da keine Leberwürste gäbe, ihr gehe nichts über eine Mainzer Leberwurst, oder ein Stück Schwartenmagen mit einem fetten Kartoffelsalat. Börne ward unwillkürlich von ihr hingerissen und achtete nicht mehr auf Das, was in seiner Nähe vorging. Da kam Madame Hiller und fragte, ob ihm vielleicht ein Whist- oder L'hombrespiel gefällig wäre. Er lehnte das Anerbieten ab, um seine Unterhaltung mit der Sängerin fortzusetzen, als er, einen Blick um sich werfend, vor Zorn und Aerger fast zur Salzsäule erstarrte.

Keine zehn Schritte von ihm stand Madame Strauß, und vor ihr, mit einem Satyrlächeln auf den Lippen, befand sich Heine in halbgebückter Stellung, im angelegentlichsten Gespräche mit ihr begriffen.

Das war mehr, als Börne zu ertragen vermochte. Ohne ein Wort der Entschuldigung an Sabine Heinefetter oder an Madame Hiller zu richten, manövrirte er geschickt in die Nähe seiner Freundin, und ein heftiger Ruck an ihrem Kleide gab ihr Kunde von dem furchtbaren Unwillen, den sie denn auch in seinen Augen las, als sie sich erstaunt nach ihm umwandte.

Dieses bemerkend, hielt Heine die gute Frau nur um so fester gebannt durch eine wahre Fluth der geistreichsten Witze, der überraschendsten Bemerkungen. Madame Strauß stand wahrhaft auf Nadeln. Endlich gelang es ihr, sich von dem Zudringlichen los zu machen. Heine verließ sie mit einem bos-

haften Lächeln, in dem sich die Zufriedenheit spiegelte, seinem verhaßten Gegner weh gethan zu haben.

Madame Strauß schritt mit einiger Aengstlichkeit auf die Ecke zu, in die sich Börne finster grollend zurückgezogen hatte. Ihr Auge suchte voll Besorgniß das seinige, das noch immer unwillig blitzte.

„Sind Sie unwohl, Freund?" fragte Sie mit unruhiger Stimme. — „Sie scheinen verstimmt zu sein."

„Ei, soll ich etwa harmonisch klingen, wenn Sie meinem ärgsten Feinde gegenüber die Liebenswürdige spielen? Pfui, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet."

„Aber, Bester, ich muß doch antworten, wenn in einer Gesellschaft ein gebildeter Mann das Wort an mich richtet."

„Worin liegt diese Verpflichtung für Sie?" rief Börne höchst gereizt; „das sehe ich nicht ein — die Feinde Ihrer Freunde müssen auch Ihre Feinde sein. Sie hätten dem läppischen Menschen, statt ihm Antwort zu geben, den Rücken zukehren müssen. Wie Sie mit solch' einem verkommenen Individuum sprechen können, begreife ich nicht; aber so sind die Frauenzimmer: wenn man ihrer Eitelkeit schmeichelt, sind sie gefangen wie Mäuse in einer Falle. Ich sage Ihnen, Madame Strauß, wenn Sie noch einmal mit dem Menschen sprechen, so ziehe ich aus von Ihnen und vergrabe mich in die tiefste Einsamkeit."

Madame Strauß war in der peinlichsten Verlegenheit; sie wußte nicht, wie sie bei einem weitern Zusammentreffen mit Heine, ihrem Freund und zugleich dem Anstand genügen sollte. Gleich darauf äußerte Börne — obgleich es noch sehr früh war — den Wunsch, nach Hause zu fahren. Madame Strauß gab ihrem Manne einen Wink und verließ mit den beiden Herren unbemerkt die Gesellschaft.

Im Laufe des Abends sagte Hiller, der die Leute gern mystificirte, zu Heine:

„Wissen Sie schon, Doctor, daß Otto Spazier eine Galerie berühmter Israeliten herausgibt.“

„Meinetwegen mag er es thun — was geht es mich an.“

„Doch, es geht Sie in so fern an, als auch Sie hinein kommen, Börne wird Ihre Biographie schreiben.“

„Was sagen Sie da!“ rief Heine in der höchsten Aufregung, „haben Sie diese Nachricht aus einer sichern Quelle?“

„O ja, ich habe ein Vöglein pfeifen gehört, das in der Regel gut unterrichtet zu sein pflegt — ich glaube meine Nachricht verbürgen zu können.“

Das Blut stieg Heine in's Gesicht und mit gerunzelter Stirne rief er:

„Das Vögelchen, das Ihnen diese Nachricht vorgepfiffen hat, wird wohl der flügellahme Stahrmatz Börne selbst gewesen sein. Sagen Sie ihm, wenn er das thäte, wenn man mich überhaupt in eine Galerie von Israeliten brächte, würde ich mich nicht nur durch eine Schrift gegen ihn rächen, sondern auch dem Jammermännchen, wo ich es träfe, Arme und Beine entzwei schlagen.“

Hiller wollte ihm Erläuterungen geben, doch Heine weigerte sich, noch mehr zu hören. Er stürmte zu dem Salon hinaus, nahm im Vorzimmer Hut und Mantel und eilte in die hellerleuchteten Straßen hinaus, um im Freien seinen Zorn vertoben zu lassen.

Auf der Nachhausefahrt fortwährend brummend und seinem Zorn gegen Heine Luft machend, war Börne in seiner Wohnung angekommen, wo er sogleich den Gesellschaftsfrack mit dem bequemen Schlafrock vertauschte, dann ging er hinüber zu seiner Freundin, um Thee mit ihr zu trinken. Er fand das Zimmer behaglich durchwärmt und hell erleuchtet, der Theetisch war beschickt, und so wie Börne eintrat, begann Madame Strauß die Tassen mit dem duftenden Trank zu füllen.

Ein großes Gefühl von Behaglichkeit überkam den leiden=

den Menschen; es that ihm so wohl, endlich eine Häuslichkeit gefunden zu haben, nicht mehr allein zu stehen in der kalten Welt, sondern einen Rückhalt an treu erprobten Freunden zu haben, und als er daß so dachte, sprach er sein Gefühl in lauten Worten aus und ein feuchter Schimmer glänzte dabei in seinen Augen.

„Es ist sonderbar, lieber Börne," sagte Madame Strauß, „daß Sie bei der Erkenntniß, die Sie von unserer Freundschaft haben, sich doch heute Abend so weit vergessen konnten, mich fast hart zu behandeln, weil ich der Pflicht der Höflichkeit nachgekommen war."

„Habe ich Sie hart behandelt? ... o, das thut mir leid .... gewiß, das thut mir sehr leid .... verzeihen Sie mir, Sie unendlich Gute!" — bei diesen Worten reichte er ihr die Hand über den Tisch hinüber. — „Aber," setzte er gleich wieder hinzu, „warum haben Sie mir auch das gethan? Warum haben Sie mit dem schlechten Burschen gesprochen? Das war eine Entweihung Ihrer sittlichen Würde."

„Fangen Sie nur nicht wieder an zu poltern," mischte sich Herr Strauß ein. „Meine Frau hat Recht gehabt und konnte gar nicht anders handeln, wenn sie nicht die Gesetze der Höflichkeit auf das Gröblichste verletzen wollte."

„Und merken Sie sich's, daß ich nie anders handeln werde, als es die gute Sitte erfordert," setzte Madame Strauß hinzu, „wir Frauen haben uns nicht in die Händel der Männer zu mischen, Heine hat mir persönlich nichts zu Leid gethan."

Börne stellte seine noch halbgefüllte Tasse hin und begann im Zimmer auf und ab gehen. Zuweilen versenkte er seine Hände in die Tiefe seiner Taschen und holte bald rechts, bald links ein Bonbon hervor, das er zornig mit den Zähnen zermalmte.

Madame Strauß holte ihr Arbeitskörbchen herbei und be=

gann zu sticken. Herr Strauß zündete sich eine Cigarre an und griff nach einer Zeitung.

Börne begann ein Lied zu summen, um seinen Zorn zu verbergen; endlich blieb er vor Madame Strauß stehen und sagte mit blitzenden Augen:

[*] „Nun, meinetwegen, grüßen Sie den Heine, reden Sie mit ihm, liebäugeln Sie sogar mit ihm, was ist mir daran gelegen. Aber ich sage Ihnen, wenn er nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig eingesteht, dann hat er schon fünf Galgen- und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er, er ließe sich gewinnen, bestechen."

„Man hat ihn wahrscheinlich verleumdet," entgegnete Madame Strauß ruhig.

[*] „Nein, er hat es mir selber gesagt, und als ich ihm bemerkte, daß er alsdann seinen Werth als Schriftsteller verlieren würde, behauptete er, daß das nicht der Fall sein könne, da er gegen seine Ueberzeugung ganz so gut schreiben würde, als für dieselbe."

„Da hat er wohl nur gescherzt."

„Meinen Sie! o nein. Daß er offen und freiwillig von seiner Verdorbenheit spricht, beweist nichts gegen den Ernst. Das ist die alte bekannte List, durch Selbstanklage der Ueberraschung der eigenen und der fremden Vorwürfe keck in den Weg zu treten. Es sind Ausfälle aus der Festung des Gewissens, um die Belagerung zurück zu drängen."

„Es ist Schade," sprach Herr Strauß dazwischen, „daß Heine's schöne, dichterische Begeisterung ihm aus dem Tranke der sinnlichen Liebe kommt."

„Wo soll er sonst schöpfen, da er keine edleren Quellen kennt?" versetzte Börne und begann wieder auf und ab zu gehen.

Herr Strauß las weiter in seiner Zeitung. Nach einer Weile sagte er:

„Da hat Sie der Wilibald Alexis wieder einmal gehörig

angegriffen im Literaturblatt, dem müssen Sie antworten, und zwar mit Fracturschrift.“

[*] „Das werde ich bleiben lassen,“ rief Börne, der mitten im Zimmer stehen blieb. „Der Wilibald Alexis ist ein ungesalzener Häring, vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn ein, aber solch' einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch werde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstall zu nahe zu kommen, ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder bewirkte. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein paar Schnupftücher darin zu waschen sind. Guter, guter Strauß, wenn man diese Menschen erst persönlich kennt.... dann ist man ganz entwaffnet und wehrlos. Dieser Wilibald Alexis, pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Er ist ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttage auszusehen und zu schmecken pflegt.“

Madame Strauß, die das Gespräch, das jedenfalls sehr aufregend für den Freund sein mußte, abzulenken wünschte, rief ihm zu:

„Börne, sehen Sie doch einmal das allerliebste Stickscheerchen an, das ich mir gestern im Palais-Royal gekauft habe.“

Börne setzte sich wieder, mit dem Rücken gegen das Kamin gekehrt, auf seinen frühern Platz am Tische und nahm das Scheerchen in die Hand, das einen Vogel mit einem langen Schnabel vorstellte, welcher die eigentliche Scheere bildete.

„Es ist in der That eine nette Spielerei,“ sagte er, „die mich an eine ähnliche erinnert. Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie seitdem keinen andern. Es war ein zum Pfeifenräumer dienendes Säbelchen, das ich bei einem andern Knaben einst erblickte. Ich hatte eine schlaflose Nacht, weil ich nicht in seinen Besitz kommen konnte. Ach! wie vergänglich

sind doch die Wünsche. Jetzt könnte ich mir ein Dutzend solcher Säbelchen kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden sind."

„Das ist in der Regel das menschliche Loos," sagte Madame Strauß, indem sie ihre Nähnadel frisch einfädelte.

Börne hatte, während er sprach, mit einem in dem Arbeitskörbchen seiner Freundin liegenden Buch gespielt, auf dessen Titel er jetzt zufällig den Blick warf.

„Ein deutscher Roman," rief er, „und noch dazu ein Roman von dem thränenreichen Lafontaine. Madame Strauß, Madame Strauß, wohin verirrt sich Ihr Geschmack? Wer mag den Lafontaine lesen, seitdem die Sand an der Tagesordnung ist? wer mag überhaupt Romane lesen?"

„Nun, ich dächte, Sie müßten doch auch Ihre gute Zahl Romane gelesen haben, da Sie doch auch zuweilen Novellen schrieben."

„Das habe ich auch, liebe Freundin. Wegen Clarisse Düplessis und Clairant versäumte ich meine Uebersetzung im Döring und mußte die Bank hinunter rücken. Robert, der Mann wie er sein soll, nahm ich mir zum Muster; ich wollte auch ein Arzt werden wie er, der unentgeldlich heilte, aber ich wollte noch viel tugendhafter werden, als er. Ueber die Leiden der Ortenbergischen Familie habe ich mehr Thränen vergossen, als später über meine eigenen. Ach! seitdem hat kein noch so großer Kummer mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich lesend aß, und den mir eine Ohrfeige meines Hofmeisters, die ich heute noch spüre, aus der Hand warf."

„Sie müssen damals ein sehr klägliches Gesicht gemacht haben," rief Madame Strauß lachend.

„Hm! ich rächte mich für den erlittenen Schimpf. Herr Sachs betrachtete mich mit einem Blick, der sich hundert Fuß tief in meine Brust hinein bohrte, als wollte er einen artesischen Brunnen graben; meine Gesinnung sprang hoch und klar empor — ich gab ihm seine Ohrfeige zurück und wollte mit den Worten: Schlagen lasse ich mich nicht! die Flucht ergreifend, zur Thüre hinaus witschen. . . .“

„Und er?“

„Er erwischte mich beim Rockschooß und hielt mir eine liebevolle Strafpredigt, in der er sagte, daß er mich weder züchtigen, noch dem Vater verrathen, sondern mir verzeihen wolle, und ich ward so gerührt von seinem Verfahren, daß ich ihn weinend um Vergebung bat.“

Börne schwieg still und spielte gedankenlos mit der Scheere, die er noch in der Hand hielt; auch die beiden Andern schwiegen, man konnte einige Minuten lang das Ticken der Uhr vernehmen, dann unterbrach Herr Strauß das Stillschweigen.

„Wissen Sie auch, lieber Börne,“ sagte er, „daß Sie einen großen Fehler begangen haben, der eine nachtheilige Wirkung auf Ihr ganzes Leben ausübt?“

„Und welches ist dieser Fehler?“

„Daß Sie in Ihrer Jugend nicht geheirathet haben. Sie mit Ihrer weichen Natur hätten sich durchaus an ein liebende Lebensgefährtin anschließen müssen.“

„Ja, ja,“ sprach Börne kopfnickend, „der morsche Baum hätte allerdings einer Stütze bedurft.“ Dann setzte er melancholisch hinzu: „In meinen Jünglingsjahren hatte ich mich einer Rose genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen; da rettete eine Krankheit meine Seele, und als ich aufstand, war auch die Natur genesen. Weg geschmolzen war der Schnee, mein Schmerz und mein Zorn. Alles war vergessen, meine Brust war offen wie die Säulenhalle eines Tempels und der Frühling lustwandelte in mir, wie ich ihm. — So ändert und modificirt

sich Alles. Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich sie nur noch mit wahrem Vergnügen."

„Mir scheint, guter Börne, Sie haben zu viel geschwärmt und sich zu wenig an die Wirklichkeit gehalten," warf Madame Strauß hin und ihr Mann setzte hinzu:

„Ja, so ist es, Sie hätten unter allen Umständen heirathen sollen."

„Es wäre vielleicht gut gewesen," erwiderte Börne gedankenvoll; „aber wir leben nun einmal weniger für die Gegenwart, als für die Zukunft, es ist ein ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechsel wird mit dem andern bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinsen blasen das Kapital auf, und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn nur der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt."

Es war plötzlich eine so ernste, wehmüthige Stimmung über Börne gekommen, daß er sich für den Augenblick untauglich fühlte unter Menschen zu weilen, daß ihm die Einsamkeit ein Bedürfniß wurde. Mit einem kurzen: „Gute Nacht, Ihr Lieben!" zündete er ein Licht an und begab sich in sein Schlafzimmer.

Die Eselspartie nach Montmorency.

Es war wieder Frühling geworden, und der Frühling des Jahres 1835 kündete sich besonders vielversprechend an. Heine stand in der Straße St.-Honoré bei einer allerliebsten Grisette. Es war die hübsche Hortense, eine Arbeiterin des Hutmachers, bei dem er seine Kopfbedeckungen zu kaufen pflegte. Sie standen wohl eine Stunde lang an der Straßenecke und sprachen von dem Seelenbündniß, das sie im vorigen Jahre miteinander gehabt hatten, und versicherten sich wohl hundertmal, daß sie noch immer einander liebten — aber die Göttin Gelegenheit sah sie bei einander stehen, und ging lachend weiter.

Auch Hortense lachte und ihr Lachen klang Heinen wohlthätig und harmonisch durch die Seele. Er erinnerte sie daran, wie sie im vorigen Jahre zu Montmorency auf einem Esel geritten von dem Sattel herabgeglitten und in die Disteln gefallen sei und da auch so gar allerliebst gelacht habe.

„Das war ein schöner Tag," sagte das Mädchen, noch mit Lust in der Erinnerung schwelgend, und mein Fall von dem Esel herab könnte sich wiederholen," setzte sie lachend hinzu, „denn nächsten Sonntag gibt es wieder eine große Partie nach Montmorency. Wissen Sie was, schließen Sie sich an uns an, Monsieur Henri, es giebt eine lustige Gesellschaft."

„Das will ich, liebe Hortense, wenn Sie meine Partnerin sein wollen."

„Das geht nicht," sagte sie, indem sie den Zeigefinger bedächtig an die Lippen legte, „ich habe bereits meinen Theil, Sie müssen sich eine andere Gefährtin suchen, aber wir können deshalb recht vergnügt miteinander sein. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie kommen werden."

„Ich werde kommen," sagte er nach einem kurzen Bedenken, „ich werde mir eine andere Schöne anwerben, da Du eine falsche, treulose Katze bist, und der weise Salomo hat ganz Recht, wenn er sagt, das Weib ist bitter. Ja, untreu ist das Weib dem Freund wie dem Gatten, und die letzten Tropfen im Liebesbecher sind Wermuth. Sie hören Alle die sich auf dem Bauche heranringelnde Schlange gerne zischen. Ja, ja, sieh mich nur an, die Raben des Verraths flattern stets um die Sonne des Vertrauens."

Das Mädchen sah ihn groß an.

„Was führen Sie für sonderbare Reden, Monsieur Henri," sagte sie, „Sie haben mich ja zuerst vernachlässigt."

Nun gab es einen Streit, in dem Jedes behauptete, das Opfer der Untreue des Andern geworden zu sein, endlich schieden sie aber doch als gute Freunde und Heine versprach nochmals, sich am Sonntage auf dem Sammelplatze einzufinden.

Er sah Hortensen einen Augenblick nach, als sie so schlank und graziös dahin eilte und den schön beschuhten Fuß sorgfältig auf die breitesten Straßensteine setzte, um sich die blendend weißen Strümpfe, den elegant gestickten Unterrock nicht zu beschmuzen.

„Diese Hortense ist zum Aufessen appetitlich," sprach er in Gedanken, „sie ist so drall und knupperig, so warm und lebendig, und auch gutmüthig dabei — aber was hilft's. — Alle Küsse, die wir von Frauenlippen erhalten, sind uns vom Schicksal vorherbestimmt, darum küßte ich so oft, als ob ich Thaten der Nothwendigkeit zu verrichten hätte. Jetzt aber küsse ich glaubenslos und im Ueberfluß, und es ist mir gleichgültig, wenn ich küsse."

Er bog um die Ecke der Rue-du-Coq und begab sich in den Palais-Royal, wo er seine geistige Verstimmung durch das Lesen der neuesten Journale zu beschwichtigen suchte.

Wenden wir unsere Blicke nun zu einem jungen Ehepaare, das wir jetzt auf den Schauplatz zu führen haben.

Herr Vermin war ein untergeordneter Beamter im Verwaltungsfache zu Paris. Er lebte in behaglichen Verhältnissen, da er eine hübsche, junge Frau bekommen, welche ihm eine Mitgift von fünfundzwanzigtausend Franken, viel Silber und Weißzeug zugebracht hatte. Das Paar lebte noch in dem ersten Jahr seiner Ehe und liebte sich gar sehr — aber das Glück der jungen Leute hatte dennoch eine Schattenseite, sie waren nehmlich Beide grimmig eifersüchtig, daher ihre Seligkeit von gar manchem Hirngespinste getrübt wurde.

An einem Samstagmorgen, da der Mann sich mit einem zärtlichen Kusse von seinem Weibe verabschiedete, um sich auf sein Bureau zu begeben, seufzte er:

„Ach! Das ewige Scheiden von Dir ist mir doch gar entsetzlich."

„Und das ewig Alleinbleiben ist so langweilig," echo'te die Frau.

„Wenn wir doch immer beisammen bleiben könnten."

„Wenn es doch keine Trennung mehr gäbe."

„Und nun will es das tückische Schicksal, daß ich auch morgen nicht einmal den Sonntag mit Dir werde zubringen können."

„Theurer Theophil, Du erschreckst mich."

„Geliebte Euphrasie, es ist nicht anders, es muß eine pressante Arbeit erledigt werden, wie mir der Chef-de-Bureau angekündigt hat. Ich werde nicht einmal zum Essen nach Hause kommen."

„Gut, mein Geliebter, so werde ich in das Hochamt nach St.-Roc gehen, um für die Fortdauer unsers Liebesglücks zu

beten, auch werde ich die Predigt des Paters Lacordaire anhören und hierauf zu meiner Tante zum Essen gehen, bei der Du mich am Abend abholen kannst."

„Ja, mein Engel, so wollen wir es machen."

Noch ein Kuß wurde ausgetauscht, dann ging der Mann seinen Berufsgeschäften nach.

Kaum war die junge Frau allein, als sie dachte: „Wenn es nur keine Finte mit der Sonntagsarbeit ist, die Männer sind so treulos."

Der Tag verging ihr unter allen möglichen Voraussetzungen und Befürchtungen.

Der Mann dachte auf dem Wege nach seinem Bureau: „Wenn es nur auch wahr ist, daß meine Frau morgen in die Predigt, und nicht zu einem Rendezvous geht. Die Frauen sind so schwach, daß man keiner trauen kann."

Er war den Tag über so zerstreut bei seiner Arbeit, daß sein College ihn öfters fragte: „An was denken Sie nur, Herr Vermin? Sie starren ja beständig an die Decke."

Am Abend als sie beisammen waren, waren beide Eheleute verstimmt und schweigsam, sie betrachteten sich gegenseitig mit mißtrauischen Augen. Am andern Morgen schieden sie zwar mit einem Kuß, aber auch mit zwei tiefen Seufzern von einander. Unter der Thür blieb Vermin noch einmal stehen und betrachtete seine Frau, die mit allen Reizen geschmückt war, wodurch das Negligé die in Blüthe stehende Schönheit erhöht, dann stieß er nochmals einen Seufzer aus und ging.

„Sieht er nicht aus wie das böse Gewissen?" flüsterte Euphrasie leise vor sich hin, und sah ihm, hinter dem Fenster vorhang verborgen, nach.

Kaum war Vermin auf seinem Posten angelangt, als ihm der Bureaudiener meldete, es sei ein Herr im Gange, der dringend ein paar Worte mit ihm zu sprechen wünsche.

Vermin ging hinaus und fand einen wohlgekleideten, noch

jungen Mann, der ihn bei der Hand ergriff, in eine Fenstervertiefung zog, und grüßend zu ihm sagte:

„Mein Herr, die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, verträgt keine lange Einleitung. Ihre Frau betrügt sie — heute hat Sie ein Rendezvous in Montmorency.“

Der unglückliche Vermin war wie vom Schlag gerührt, er schnappte nach Luft wie ein Fisch, der zufällig aus dem Wasser auf das Land gerathen ist; endlich stammelte er:

„Mein Herr, ich kenne Sie nicht .... weiß nicht, ob ich Ihnen Glauben schenken darf.“

„Aber ich kenne Sie als einen Mann von Ehre, die Menschenpflicht gebietet mir, Sie nicht beschimpfen zu lassen von einem Gecken, der ein eitler Dümmling ist, der die höchste Meinung von sich selbst hat, sich für unwiderstehlich hält und von seiner Vollkommenheit überzeugt ist. Meine Nachricht ist aber um so sicherer, da der Verführer Ihrer Frau ein intimer Freund von mir ist, der mir gestern ein Billet von der Verirrten zeigte, worin sie ihm das Rendezvous vorschlug.“

Vermin rang die Hände.

„Was ist zu thun, mein Herr, was ist zu thun?“ rief er verzweiflungsvoll.

„Sie müssen augenblicklich nach Montmorency eilen, müssen das verbrecherische Paar überraschen, sich mit dem Verführer schlagen, ich werde Ihnen als Zeuge dienen. In einer halben Stunde folge ich Ihnen mit Degen und Pistolen nach, die ich schnell in meiner Wohnung holen werde.“

„Sie haben Recht, mein Herr! .... Sie sind ein Freund, den mir der Himmel geschickt, um die Betrügerin zu entlarven... Erlauben Sie mir nur einen Augenblick.“

Er stürzte fort zu seinem Büreauchef und rief mit fast ersterbender Stimme;

„Herr Departementsrath, ich bitte Sie um Gotteswillen mich für heute zu beurlauben. Es ist etwas Ent-

setzliches bei mir geschehen, ich muß nach Hause.... o, lassen Sie mich fort."

Ein Blick auf das zerstörte Gesicht seines Untergebenen, zeigte dem Departementsrath, daß es sich hier um ein wirklich bedauerliches Ereigniß handeln müsse, und so gewährte er denn ohne Einwendung den erbetenen Urlaub.

Vermin suchte den Unbekannten wieder auf, der ihn schweigsam wie ein Gespenst, bis an einen Omnibus begleitete. Als er ihm beim Einsteigen behülflich war, flüsterte er ihm zu:

„Geben Sie in das Wirthshaus zum siegreichen Amor und verstecken Sie sich dort in das Cabinet Nr. 4 — dorthin wird Ihre Frau mit ihrem Buhlen kommen, und merken Sie sich die Lehre, daß nur der ein wahrer Mann ist, für den die Frauen nichts weiter als eine Zerstreuung und nicht das Hauptgeschäft sind. — In einer halben Stunde werde ich die Ehre haben, Ihnen nachzufolgen."

Während Vermin diesen Besuch auf seinem Bureau erhielt, trug sich in seinem Hause etwas Aehnliches zu.

Seine Frau stand in einem reizenden Frühlingsanzug vor dem Spiegel und setzte eben den mit einigen blühenden Haferbüscheln verzierten Strohhut auf, als ein Wagen vor ihre Wohnung vorfuhr, und gleich darauf ein gepuderter Bedienter bei ihr eintrat mit den Worten:

„Madame, meine Gebieterin läßt um die Erlaubniß bitten, ein paar Worte mit Ihnen reden zu dürfen."

„Wer ist Ihre Gebieterin, mein Freund?"

„Sie wird die Ehre haben, es Ihnen selbst zu sagen."

„Lassen Sie sie kommen."

Gleich darauf trat eine sehr geputzte Dame mit hochrothen Wangen und ehrwürdig grauen Haaren bei ihr ein, deren Gesicht ihr bekannt vorkam, ohne daß sie sich besinnen konnte, wo sie dieselbe schon gesehen hatte. Die Dame begann mit einer Stimme zu sprechen, die fast einen männlichen Klang hatte.

„Madame, ich bin die Marquise de=Taillevent, die im ganzen Faubourg St.=Germain wohlbekannt ist: ich bin Dame de charité, aber unser Zweck ist es nicht nur Wohlthaten auszutheilen, sondern auch der täglich mehr überhandnehmenden Unsittlichkeit zu steuern. So ist es denn meine traurige Pflicht, Ihr liebes kleines Herz zu betrüben. Meine liebe Madame, Ihr Mann hintergeht Sie auf die schamloseste Weise."

„Wehe mir, Theophil betrügt mich!" rief Euphrasie und sank wie vernichtet in einen Sessel. Sie ward blaß wie eine Lilie, aber die Reaction ihrer Gefühle färbte ihr bald die Wangen wieder mit dem dunkeln Karmin, den man nur in dem Innern eines Rosenkelchs zu erblicken pflegt.

„Ja, Theophil, der geliebte Theophil betrügt Sie, armes unglückliches Kind, und ich bin erbötig, ihnen den Beweis zu liefern. Er macht heute eine Landpartie nach Montmorency mit seiner Geliebten, die eine von ihm unterhaltene Grisette von dem schlechtesten Rufe ist. Begeben Sie sich dorthin zu dem Restaurateur Graveleux, der das Wirthshaus zum siegreichen Amor besitzt, öffnen Sie die Thür zu dem Kabinet Nr. 4., dort werden Sie Ihren Mann in den unzüchtigen Armen des Ehebruchs finden."

Die junge Frau vergoß einen Strom von Thränen.

„Weinen Sie nicht," sagte die Marquise, „handeln Sie vielmehr, und führen Sie den verirrten Mann auf die Bahn der Tugend und der ehelichen Pflicht zurück."

„O, Frau Marquise, Gott segne Sie für Ihr edles Streben," rief Euphrasie und zog die behandschuhte Hand der Dame an ihre Lippen. „Ich muß Sie schon einmal in meinen Träumen oder sonst wo gesehen haben, Sie kommen mir so bekannt, so lieb und traut vor, und doch weiß ich nicht ...."

„Wohl möglich, daß Sie mich gesehen haben, da mein Beruf mich oft in dieses Viertel führt," erwiderte die Marquise hastig.

„Doch ich habe jetzt meine Pflicht, Sie zu warnen, erfüllt, thun Sie nun, was Sie für gut halten."

Die Marquise rauschte mit gewaltigen Schritten zur Thür hinaus. Euphrasie blieb völlig niedergedrückt zurück. Bald aber erwachte in ihr das Verlangen, sich durch den Augenschein zu überzeugen, begleitet von dem Triebe, sich zu rächen. Euphrasie wollte ihren treulosen Mann zerschmettern, ihre Nebenbuhlerin mit den Zähnen zerreißen, und dann hinterher in's Wasser springen oder sich mit Kohlendampf ersticken.

Sie mußte vor allen Dingen nach Montmorency, aber allein hingehen, das ging nicht, dazu war sie zu wohlerzogen und zu furchtsam. Endlich fiel ihr eine junge Putzmacherin ein, die im fünften Stockwerk wohnte, diese wollte sie bitten mitzugehen.

Sie stieg die vielen Treppen hinauf und trat bei Mathilde Mirot ein, die ein wunderschönes Mädchen mit Haaren war, von denen man nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob sie dunkelblond oder hellbraun waren, und die einen reizenden Mund hatte, der zum Liebeskuß geschaffen schien. Aber Mathilde war nicht allein, eine Freundin war bei ihr, die mit ihr zu Mittag essen wollte, weshalb Mathilde eben Selleri und gelbe Rüben putzte, um sie in ihren Suppentopf zu thun, der auf dem Kaminfeuer lustig brodelte.

„Mademoiselle Mathilde, Sie müssen mir einen Gefallen thun," rief die aufgeregte Frau, nachdem sie in dem Zimmer der jungen Putzmacherin eingetreten war und sich athemlos auf einen Stuhl hatte fallen lassen.

„Gern, Madame Vermin, wenn ich es vermag," erwiderte Mathilde freundlich.

„Sie müssen sich auf der Stelle ankleiden und mit mir nach Montmorency fahren."

„Das geht heute durchaus nicht, liebe Madame Vermin, Elise wird mit mir zu Mittag speisen und ich muß unser Essen bereiten."

„O Mademoiselle Mathilde, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab,“ flehte die unglückliche Frau. „Sehen Sie, ich hatte aus der Schale der Glückseligkeit getrunken, aber sie zerbrach mir plötzlich in den Händen. Mein Mann ist mir untreu,“ setzte sie mit einem Strom von Thränen hinzu. „Wenn Sie sich weigern mit mir zu gehen, so muß ich mich in's Wasser stürzen, ohne die freche Dirne, die mir sein Herz gestohlen hat, und den treulosen Verräther gezüchtigt zu haben.“

So triftigen Gründen konnte Mathildens weiches Herz nicht widerstehen. Es wurde beschlossen, daß Elise auch mitgehen sollte. Mathilde zog schnell ihr blaues Musselinkleid an, warf eine weiße, mit Spitzen besetzte Mantille von Organdie über ihren reizend geformten Nacken, setzte ihren mit einem Kranz von Anemonen geschmückten Basthut auf die seidenweichen Locken, und nach zehn Minuten rollten die drei reizenden jungen Wesen auf dem Wege nach Montmorency hin.

Sie stiegen vor dem bezeichneten Wirthshause aus. Madame Vermin bat ihre beiden Begleiterinnen, einstweilen in den Garten zu gehen und nicht eher zum Vorschein zu kommen, bis sie sie rufen würde; dann stieg sie entschlossen die Treppe zu dem ersten Stockwerke hinauf und riß die Thür des mit Nr. 4 bezeichneten Kabinettes auf.

Da saß ihr Mann mit todtenbleichem Angesicht und starren Augen, die Hände verzweiflungsvoll in die Haare gekrampft, verzehrt von dem Fieber der Erwartung, welches die aufregendste aller Krankheiten ist. Bei dem Anblick seiner Frau sprang er voll Empörung auf und rief wuthzitternd:

„Hm! kommst Du endlich, schändliche Schlange! Wo ist Dein Buhle, daß ich ihm das Herz aus der Brust reiße und es dem Hofhund zum Fraße vorwerfe.“

Dagegen rief Euphrasie, vor Zorn an allen Gliedern bebend:

„Niederträchtiger, wo ist das verruchte Weib, das Dein Herz hinterlistig von mir abgewendet hat?“

„Wo ist der Kerl? . . . her mit ihm."

„Wo hältst Du das schlechte Weib vor meinem Zorn verborgen?"

„O Madame, man kennt die Tücke der Weiber! Sie beschuldigen mich, um Ihre eigene Schmach zu bemänteln."

„Sagen Sie vielmehr, mein Herr, daß Sie Ihre eigene Schändlichkeit auf mich wälzen wollen."

„Sie faseln, Madame, ich habe mich nie gegen die eheliche Treue vergangen."

„Aber mein Herr, Sie müssen verrückt sein . . . ich sollte Sie hier in den Armen einer von Ihnen heimlich unterhaltenen Geliebten finden."

„Mich!" rief Vermin empört, „mich, der ich ein Muster ehelicher Keuschheit bin."

„Und mir wollen Sie einen Liebhaber aufheften, mir, die kaum weiß, daß es außer Ihnen Männer in der Welt gibt."

Die junge Frau fing heftig an zu schluchzen, Vermin ward weichmüthig.

„Euphrasie, sage mir, wer hat Dich gegen mich aufgehetzt?"

„Eine alte Marquise, die bei mir war. — Und wer hat mich bei Dir verdächtigt?"

„Ein Herr von mittleren Jahren, der mich auf meinem Bureau aufsuchte."

„Euphrasie, Du hättest mich kennen müssen, ich bin tugendhaft wie Cato."

„Theophil, und ich bin keusch wie Lucretia, bin rein wie die Sonne."

Sie sahen sich zärtlich an dann sagte Vermin:

„Ich glaube, man hat sich erlaubt, uns zu mystificiren . . . meinst Du nicht auch, daß man uns genarrt hat?"

Er breitete die Arme aus, Euphrasie sank an seine

Brust, ein langer Versöhnungskuß stellte den getrübten Frieden wieder her.

„Wenn ich nur wüßte, wer der verfluchte Kerl gewesen ist, der mich hierher persuadirte, ich kenne ihn nicht,“ sagte nach einer Weile der Mann.

„Mir aber kam die Marquise sehr bekannt vor,“ erwiderte die Frau. „Ach! ach! ach! — mir fallen die Schuppen von den Augen ... die Marquise war keine Dame, sondern ein junger Mann.“

„Ein junger Mann? Du erschreckst mich, Euphrasie .... Wer war der Unverschämte, der sich in Weiberkleidern in das Heiligthum meines Hauses einzuschleichen wagte? ... Nenne mir seinen Namen, damit ich ihm die Kehle abschneide.“

„Du wirst ihm kein Haar krümmen, das sage ich Dir.“

„Wie! ich werde dem Ehrenräuber kein Haar krümmen? Euphrasie, ich bebe.“

„Nein, Du wirst ihm nichts zu Leid thun, denn der Spaßvogel ist mein Bruder Elie, der sich stets über unsere Eifersucht lustig macht.“

„O der abscheuliche Possenreißer! ... Aber so sind diese polytechnischen Schüler! ... nichts wie dumme Streiche haben sie im Kopfe, doch er soll es mir bezahlen.“

„Nicht doch, lieber Mann, wir wollen uns dadurch an ihm rächen, daß wir uns fortan noch lieber haben, als zuvor, und so viel Vertrauen in einander setzen, daß gar keine Eifersucht mehr aufkommen kann.“

„Ja, ja, das wollen wir, liebes Weibchen.“

Nachdem sie dieses Versprechen mit einem Kuß besiegelt hatten, verließen sie Arm in Arm das Wirthshaus und fuhren in demselben Wagen zurück, der die junge Frau hergebracht hatte, die in dem Uebermaaß ihres Glücks ganz und gar vergaß, daß sie mit zwei Gefährtinnen gekommen war, die ihres Winkes harrend, im Garten saßen.

Indessen war eine große Gesellschaft angekommen, die einen langen Zug zu Esel bildete, an dessen Spitze Heine mit der in gewissen Kreisen wohlbekannten, sogenannten schönen Andalusierin ritt. Es waren lustige junge Männer und leichtfertige junge Mädchen, die meistens ephemere Liebschaften miteinander hatten, die den Becher des Lebens wohlgemuthet an die Lippen setzten, und ihn in durstigen Zügen auszuleeren trachteten, ohne vor dem unausbleiblichen Katzenjammer und der schrecklichen Ent-nüchterung zurück zu beben — unbekümmert um die Zukunft, die nach einem flüchtigen Freudenleben vielleicht Kummer und Elend in ihrem Gefolge hatte; es galt, die Rosen des Augenblicks zu brechen, und das thaten sie mit der leichtsinnigsten Unbesorgtheit vor dem kommenden Morgen.

Und wer konnte dem jungen Volke seinen Drang nach Lebensgenuß verübeln? Der Tag war so schön, die Luft so lau, die Blüthen der Bäume dufteten so gewürzig. Wenn die Natur ihren grünen Frühlingsmantel umhängt, dann singt Alles Liebe, der Vogel unter dem Laub, der Käfer unter dem Gras; wenn der Wind den befruchtenden Staub der Blumen von der einen zu der andern trägt, wenn der neue Saft der Bäume aus den Wurzeln in die Zweige steigt, die Näglein sich färben, der Goldregen blüht, dann empfindet die unsterbliche Seele unbewußt die Tyrannei der Sinne, und das Blut überwältigt die Macht des Geistes.

Die Gesellschaft stieg ab und begab sich in den Garten, wo die Mädchen über die blühenden Nägleinbüsche herfielen und sich Zweige davon abrissen, um sich das Haar damit zu schmücken; die Herren waren ihnen dabei behülflich, dann vertheilte man sich in Gruppen, einzelne verliebte Paare suchten dunkele, schattige Plätzchen auf, wo sie sich schnäbelten wie die Tauben. Hier wurde gesungen, dort gestritten, hier gelacht, dort geschmollt. Hier sprang eine junge Schöne wie ein Kind, über ein Stück Waschleine der Wirthin, das sie beim Durchgehen durch den

Hof mitgenommen hatte, dort spielte ein Pärchen Federball, hier lief man sich nach, dort wurde ein Pfänderspiel vorgenommen, es war ein lustiges Treiben, bis endlich der unter einem Rebengang gedeckte Tisch die ganze Gesellschaft zu einem gemeinschaftlichen Mahl vereinigte.

Auch hier führte Heine den Vorsitz an der Seite der Spanierin, die ein junges, braunes Weib von kolossalen Gliedmaßen war, das dicke, schwarze Zöpfe und ein paar dunkelglühende Augen hatte, die fähig waren, da wo sie hinblitzten, augenblicklich eine Feuersbrunst entstehen zu lassen. Die Champagnerpfropfen knallten, die Stimmung wurde immer lustiger, Heine war der ausgelassenste von Allen. Dennoch klagte die Spanierin über seine Kälte und beschuldigte ihn der Gleichgültigkeit.

„Oho, mein Kind, da bist Du im Irrthum befangen," rief er anscheinend lustig. „Freilich, Du verlangst einen feuerspeienden Vulkan, das bin ich nicht — aber wenn ich einmal warm geworden bin, so brenne ich in einer ganz anständigen, steten Glut. Wem damit nicht gedient ist, der mag mich laufen lassen."

„Ich aber sage, Sie sind ein kalter Schneemann, ein eisiger Deutscher, der keinen Begriff hat von spanischer Gluth — und nun lassen Sie die Infanterie Ihrer Gegenbeweise anrücken und greifen Sie meine Behauptung an," rief die Andalusierin mit einer stolzen Neigung des Hauptes.

Da fiel ihr Heine mit beflügelten Witzen in die Flanken und richtete ein entsetzliches Gemetzel unter ihren Behauptungen an, und zum Beweis, daß er keineswegs kalt sei, warf er der ihm gegenübersitzenden Hortense brennende Liebesblicke zu und küßte zu wiederholten Malen seine Nachbarin zur Linken, ein hübsches Rothköpfchen mit blendend weißer Haut.

Diana, die stolze Spanierin, wandte sich erbittert von ihm ab, und verschwand bald an dem Arm eines Andern von der Tafel.

Auch die Andern erhoben sich nach und nach. Die kleine Rothhaarige wandelte an Heine's Seite durch den Garten, und suchte ihn, dessen Stimmung sich seit einigen Augenblicken gänzlich umgewandelt hatte, durch ihr naives Geplauder zu erheitern.

„Das ist ein Tag, Monsieur Henri, wie ich noch keinen schönern erlebt habe," sagte sie, ihn anmuthig anlächelnd mit ihrem kleinen Mündchen. „Sehen Sie nur, die Sonne verwandelt die Kieselsteine in funkelnde Diamanten und den Sand in Goldstaub."

„Ja, die Sonne ist eine große Hexenmeisterin," gab er zerstreut zur Antwort.

„Aber der Mond ist auch schön," hob Leonie wieder an, „ich liebe den Mond gar sehr. Nicht wahr, wir werden nicht eher von hier fortgehen, bis der Mond aufgeht."

„Wie Sie wollen, Kleine, Sie haben zu befehlen. Aber warum lieben Sie denn den Mond so sehr, Mademoiselle Leonie?"

„Ei," lachte sie, und zeigte dabei die niedlichsten kleinen Zähne von der Welt, „ich liebe ihn erstens, weil er ein Zeitmesser ist, und zweitens, weil er eine große Laterne ist, deren Licht kein Geld kostet. Ich wollte, er schiene recht hell jeden Abend in meine Mansarde, da könnte ich das Oel sparen."

„Sind Sie so ökonomisch?"

„Ach! die Verhältnisse lehren uns armen Mädchen ökonomisch sein in diesen schlechten Zeiten, wo der Verdienst so gering ist."

In diesem Augenblick faßte sie eine Freundin am Arm und zog sie mit sich fort. Heine gedachte sich ein einsames Plätzchen zu suchen, um auszuruhen. Er hatte zu schnell Champagner getrunken, der, sobald er ihn im Uebermaße genoß, jedesmal eine tief verstimmende Wirkung auf sein Gemüth ausübte.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Es war derselbe junge Mann, der sich vorhin mit der Spanierin vom Tische entfernt hatte.

„Sagen Sie, Monsieur Heine, wo haben Sie dieses Prachtexemplar von einem spanischen Weibe aufgetrieben. Das ist ja ein wahres Götterbild von kolossalen Dimensionen."

„Ja, Diana ist ein grandioses Weib," erwiderte Heine gedehnt, „auch empfahl ich Gott meine Seele, ehe ich ihr zum ersten Mal meinen Leib anvertraute. Ja, Diana ist schön, der Engel des Hochmuths konnte nicht schöner, stolzer und hochfahrender sein, als diese Creatur. Sie hat nur eine verwundbare Seite, sie langweilt sich."

„O, wer diese Langweile ausbeuten dürfte," rief der Andere feurig. „Doch sagen Sie mir, wer ist sie eigentlich? Ich habe sie bisher noch nicht gesehen, weder in der Chaumière, noch auf dem Bal-Mabille, noch an den anderen Orten, wo man Frauen dieses Schlags anzutreffen pflegt."

„Sie ist am Golf von Biscaya geboren, lief barfuß über die Pyrenäen, jetzt ist sie eine große Dame im Faubourg St.-Denis, die dem kleinen Lord William bereits dreizehntausend Guineen gekostet hat."

„Aber wie kommt sie alsdann in Ihre Gesellschaft?"

„O, Lord William ist nicht eifersüchtig, er tritt sie zuweilen einem guten Freunde ab, den sie bevorzugt; so ist sie an mich gekommen. Wenn Sie jedoch heute meine Stelle bei ihr zu vertreten wünschen, so werde ich sie Ihnen mit Vergnügen überlassen. Ich fühle mich unwohl, entschuldigen Sie mich mit Kopfschmerz bei ihr, ich werde mich zurückziehen, um vielleicht heute nicht wieder zum Vorschein zu kommen."

„Aber mein Gott, was haben Sie? Was ist Ihnen, Monsieur Heine? So habe ich Sie ja noch nicht gesehen."

„Ich habe nichts, ich bin satt von Genüssen, und Sattheit führt zur Uebersättigung, und diese nothwendig zum

Ekel. Gehen Sie, suchen Sie Diana auf, sie ist ein unterhaltendes Geschöpf."

Der junge Mann, welcher Gondrecourt hieß, machte mit tausend Freuden Gebrauch von der ihm ertheilten Erlaubniß und stürzte fort, um die schöne Spanierin aufzusuchen.

Heine begab sich an die einsamste Stelle des Gartens und warf sich in einem Gebüsch auf den Rasen, das von hinten eine kleine Laube begrenzte. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber nach wenigen Minuten wurde er durch einen tiefen Seufzer gestört, dem bald darauf ein zweiter folgte.

Er richtete sich halb auf, bog die Zweige der Laube auseinander und blickte in das köstlichste Gesicht, das sich ein Maler zum Modell wünschen konnte. Das junge Mädchen kehrte ihm das schöne Profil zu und um ihren Mund spielte ein Zug tiefer Wehmuth. Dieses reizende Geschöpf war die von Madame Vermin in dem Rausche ihres Liebesglücks vergessene und zurückgelassene Mathilde.

Heine hatte sie schon öfters in Begleitung anderer Mädchen da und dort bei den fröhlichen Gelagen gesehen, die er mit seinen Vergnügungsgenossen zu halten pflegte, war ihr wohl auch auf dem Bal-Mabille und in der Chaumière begegnet, aber er war ihr nie näher gekommen. Sie war weder frech, noch vorlaut, wie die meisten anderen Mädchen, welche derartige Orte besuchten, sie zeichnete sich unter den vielen Unzüchtigen durch eine gewisse Zucht und Sitte aus, die ihr sehr wohl stand, und selbst wenn sie sich gehen ließ, ward sie nie gemein. Heine hatte dieses oft mit Wohlgefallen bemerkt, heute sah er aber zum erstenmal, daß sie nicht nur hübsch war, sondern daß sie sich durch eine eigenthümliche Schönheit auszeichnete, die einen doppelten Reiz erhielt durch die wehmüthige Trauer, die über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war.

In diesem Augenblicke kam ihre Gefährtin zu ihr.

Nachdem die beiden Mädchen lange auf Madame Vermin

gewartet hatten, suchten sie dieselbe in dem Hause auf, ohne sie zu finden. Auf Befragen erfuhren sie von dem Wirth, daß der Herr und die Dame, die auf Nr. 4 gewesen, sich längst entfernt hätten und nach Paris zurückgekehrt seien. Die armen Mädchen waren wie vom Donner gerührt, so bestürzt machte sie diese Rücksichtslosigkeit. Was sollten sie anfangen? Der Hunger hatte sich längst bei ihnen gemeldet, und weder die Eine noch die Andern hatte auch nur einen Sou Geld bei sich — und wie sollten sie nach Paris zurückkommen, da sie das Fahrgeld nicht bezahlen konnten. Mathilde war geneigt etwas weniges zu verzweifeln; mit ihren schönen neuen Zeugstiefelchen konnte sie den weiten Weg unmöglich zu Fuß zurücklegen, auch war ihr Appetit mächtig angeregt durch die Düfte, welche aus der Küche hervordrangen, durch die lockenden Speisen, welche bald für den einen, bald für den andern Gast an ihr vorübergetragen wurden. Da verfiel die schlaue Elise auf ein Auskunftsmittel.

„Höre, Mathilde," sagte sie, „ich werde dem Wirthe meine Ohrringe für zwölf Franken verpfänden, sie sind das dreifache werth — dann lassen wir uns zu essen geben und fahren flott mit dem Omnibus nach Hause."

Gesagt, gethan. Sie ging zu dem Wirthe, der als galanter Mann einer so hübschen Bittstellerin nichts abzuschlagen hatte. Indessen war die lustige Gesellschaft angekommen, zu welcher auch Heine gehörte, und hatte sich in dem Garten vertheilt. Mathilde erblickte viele Bekannte darunter, doch plötzlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen — ein halb freudiges halb schmerzliches Ach! entglitt ihren Lippen und sie flüchtete an die entlegenste Stelle des Gartens, wo Elise, die mit einem Aufwärter zurückkam, sie erst nach vielem Suchen fand.

„Mathilde, all die Anderen sind da," rief sie mit freudiger Erregung, „das wird ein lustiger Tag werden. Wir wollen schnell essen und uns dann an die Gesellschaft anschließen."

Der Tisch wurde in der Laube gedeckt. Der Aufwärter brachte gebratenes Kalbfleisch, Rühreier, Salat, einen mit Kirschen gefüllten Pfannenkuchen, Brod und rothen Wein. Elise ließ es sich vortrefflich schmecken, aber bei der guten Mathilde war der Appetit plötzlich verschwunden, sie vermochte kaum einen Bissen hinunter zu bringen und nippte nur an ihrem Glase.

Als sie abgegessen hatten, forderte Elise nochmals die Freundin auf, mit ihr zu der Gesellschaft zu gehen, aber diese schlug es rund ab, sie hieß die Freundin allein gehen, sie sei nicht aufgelegt, wollte einsam in der Laube zurückbleiben. Elise mußte nachgeben und entfernte sich.

So saß Mathilde mehre Stunden lang allein und hing ihren Gedanken nach. Inzwischen legte sich Heine in's Gras hinter der Laube und bewunderte das hübsche Mädchen im Stillen und sprach in Gedanken: „Das ist ja ein wahres Pfingströschen, gegen die muß ich einmal bei Gelegenheit eine ganze Batterie von Complimenten spielen lassen." Endlich kam Elise wieder. Sie war sehr erhitzt und ließ sich fast athemlos auf einem Schemel zu den Füßen ihrer Freundin niederfallen.

„Das war eine Lust!" rief sie lachend, „wir haben getollt wie die Narren. Eugen ist auch da, Du weißt, der schlanke Schwarze, der sich immer so elegant trägt. — Mathilde, Du bist eine rechte Thörin, hier wie eine muffige Eule in der Laube zu sitzen und Grillen zu fangen."

„Ach! Laß mich, ich bin nicht zur Fröhlichkeit gestimmt."

„Ei, sieh doch, seit wann neigst Du Dich denn zur schwarzen Farbe hin? Ich wette, ich weiß, was Du hast, Dich drückt's in der Herzgrube."

„Nun, und wenn's so wäre?"

„Dann hole Dir den rechten Arzt und laß Dich heilen."

„Ach!"

„Gesteh's, wer ist's?"

„Frage mich nicht.“

„Was soll das heißen, Mathilde, hast Du Geheimnisse vor mir?“

„Ach! Elise, wenn ich zurückhaltend gegen Dich bin, so kommt das daher, weil auch das Herz seine Keuschheit hat, besonders bei seinem Erwachen.“

Elise schlug ein lautes Gelächter auf.

„Nun, das ist neu,“ rief sie noch immer lachend, „Du sprichst von Keuschheit und hast bereits drei Liebhaber gehabt. Diese Aeußerung sollte man in's Charivari bringen, mit einer Caricatur dabei, ganz Frankreich würde über Deinen Einfall lachen und das Ausland dazu. Du bist wirklich mehr als komisch, obgleich Du heute aussiehst wie ein schmerzhaftes Muttergottesbild.“

Mathilde starrte schweigend vor sich nieder. Elise hob wieder an:

„Ich ahne, wer Dir das Herz schwer macht, es ist der mit dem blonden Bart.“

Mathilde schlug die Augen nieder. Heine horchte hoch auf und ließ alle Herren in der Gesellschaft in Gedanken die Revüe passiren, und siehe, es fand sich, daß er der einzige war, der einen blonden Vollbart hatte. Ein achtzehnjähriger Buchhändlercommis mit einem röthlichen Schnautzbärtchen konnte doch wohl nicht zählen.

„Er ist da,“ sagte Elise.

„Ich weiß es und halte mich deshalb ferne von ihm,“ erwiderte Mathilde traurig.

„Na, nun wird mir's aber schlecht. Solch' ein deutscher Bär wird doch kirre zu machen sein.“

Jetzt schwand Heine's letzter Zweifel; er lauschte mit gespannten Ohr auf Mathildens Antwort, welcher sagte:

„Ja, Du hast es errathen, Elise, ich hege eine tiefe Leidenschaft für den Deutschen, der ein Mann von großen

Talenten sein soll, wie ich mir sagen ließ. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn er nur einen Blick auf mich würfe, aber ach! Das Glück läßt sich nicht locken wie ein Hühnchen, und deshalb meide ich seine gefährliche Nähe."

„Das ist mir zu rund," rief Elise, indem sie das Kinn auf die Kniee ihrer Freundin stützte, und mit ihren großen Augen erstaunt zu ihr aufblickte, — „sage mir nur, was Dir an dem abgelebten Menschen eigentlich gefällt?"

„Wie kannst Du nur so sprechen, zürnte Mathilde mit einem strahlenden Blick. „Reibe Dir die Augen aus und schaue ihn unparteiisch an. Hast Du je eine edlere Nase, eine höhere Stirn, einen volleren Bart gesehen? Seine regelmäßigen Züge sind von einer so schönen, matten Blässe bedeckt, daß sein Gesicht aus Marmor gemeißelt zu sein scheint. Alles Leben scheint sich bei ihm in die tiefblauen Augen geflüchtet zu haben, die schwärmerisch in die Welt blicken."

„Na, na, na, laß Deine Begeisterung in's Wasser fallen, liebe Mathilde, und versteige Dich nicht zu den Sternen. Du kommst mir vor wie Mamsell Mars, wenn Sie eine zärtliche Rolle spielt, und ich glaube wahrhaftig, Du wärst im Stande aus Liebe zu dem Fremden zu sterben, welches ein sehr unpatriotischer Tod wäre."

„Je früher man aus der Welt scheidet, je weniger hat man zu leiden," sprach Mathilde mit einem Seufzer. „Wenn der Durst des Herzens nicht zu löschen ist, dann ist die Welt eine Einöde und das Grab eine Zufluchtsstätte."

Heine hatte genug gehört. — Die Liebe, die ein göttlicher Strahl ist, hatte sich ihm in der schönsten Gestalt offenbart, der Felsenblock der Gleichgültigkeit in seiner Seele hatte sich erweicht. Er erhob sich geräuschlos aus dem Grase und begab sich in den belebteren Theil des Gartens. Ein junger Mann schoß an ihm vorüber.

„Monsieur Gondrecourt, auf ein Wort," rief er.

Der junge Mann, derselbe, den er zu seinem Stellvertreter bei der Spanierin erwählt hatte, kehrte um.

„Monsieur Heine," rief er feurig, „ich habe Ihnen tausend Dank zu sagen für das Glück, das Sie mir verschafft haben. Diese Diana ist ein himmlisches Wesen: zum Glück ist sie weniger kalt, als ihre göttliche Namensschwester, ich will ihr eben ein Glas Limonade verschaffen, um ihre Hitze zu dämpfen."

„Es handelt sich nicht um Donna Diana," erwiderte Heine „ich möchte sie vielmehr bitten, dort an das Ende des Gartens zu gehen, ohne auffällig zu werden, einen Blick in die Fliederlaube zu werfen und mir dann zu sagen, ob sie wissen, wer das hübsche Mädchen mit den hellbraunen Haaren ist, das sich mit einer Gefährtin darin befindet."

Der junge Mann ging und kam wieder.

„Ich kenne das Mädchen," sagte er. „Sie gehört zu jenen Halbtugenden, die heute ein Verhältniß anfangen, und es morgen aus Gewissenskrupel wieder brechen."

„Wie heißt sie?"

„Mathilde Crescence Mirot, sie ist Putzmacherin."

„Wo wohnt sie?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der junge Mann mit einem bedauernden Ausdruck. „Aber sie arbeitet in dem großen Modemagazin auf dem Boulevard-des-Capucines."

„Das genügt. Ich danke Ihnen."

Der Eine ging rechts, der Andere links. Heine schlug gedankenvoll zu Fuß den Weg nach Paris ein, bis er von einem Omnibus eingeholt wurde, in dem noch Platz war, und in den er einstieg.

Mit Heine war seit einiger Zeit eine große Umwandlung vorgegangen. Seine bisherige Lebensweise gefiel ihm nicht mehr, er fühlte das Bedürfniß nach einer Häuslichkeit, nach einem Herzen, das ihm in treuer Liebe zugethan sei. Heirathen wollte er nicht, dieser Gedanke lag ihm ferne, aber er sehnte sich nach

einem Verhältniß, das die Vortheile der Ehe darböte, ohne mit deren Nachtheilen verbunden zu sein. Was er aus Mathildens Mund gehört hatte, gab ihm Stoff zum Nachdenken. „Vielleicht,“ dachte er, „vielleicht ist sie das Weib, das mich beglücken könnte .... aber wie, wenn sie nun anspruchsvoll wäre und zu einem quälenden Dämon für mich würde .... ich kenne sie ja nicht, weiß ihren Character nicht zu beurtheilen und Frauen sind oft Maiköpfchen mit Aprillaunen.... Doch nein, sie scheint so ganz ungekünstelt zu sein, aber doch nicht ohne Sorgfalt für ihre Person, und schön ist sie, verteufelt schön... ihr Mund ist so köstlich .... ein geordnetes Hauswesen thut mir Noth .... dieses Garçonleben steht mir bis an den Hals .... der Pflege bedarf ich auch, meine Gesundheit ist nicht mehr die festeste .... es müßte Götterwonne sein, von ihrer sanften Hand gestreichelt zu werden..... Die Zeit hat mir die tollen Hörner schon einigermaßen abgestoßen, und Zeit und Geduld sind ja die sichersten Heilmittel für alle menschlichen Thorheiten.“

Mit solchen Gedanken trug er sich acht Tage lang, ohne zu einem festen Entschluß kommen zu können. Nach dieser Zeit konnte man ihn zu allen Tageszeiten über den Boulevard-des-Capucines laufen sehen. Er blickte die Scheiben des Modemagazins, in dem Mathilde arbeitete, fast durch und durch. Einigemal ging er sogar in den Laden und machte kleine Einkäufe, aber die Ersehnte erschien nicht in dem Magazin.

So vergingen abermals acht Tage voll Ungewißheit, Pein und Aufregung. Da beschloß er um jeden Preis mit dem Mädchen zu reden, um aus einem Zustande heraus zu kommen, welcher anfing, ihm unerträglich zu werden.

„Ich kann nicht sagen, daß ich das Mädchen liebe,“ sprach er zu sich selbst, „sie ist mir noch zu neu, aber ich werde sie lieben lernen, werde mich an sie gewöhnen, werde ihr zu Gefallen leben, kurz, der gebändigte Löwe wird zu einem gehorsamen Pudel werden, der die Pfote gibt und über den Stock springt.“

Sobald es dämmerig ward, postirte er sich vor die Schaufenster der Modehandlung und wartete ab, bis die Arbeiterinnen nach Hause gingen. Lange wurde seine Geduld geprüft. Jedem aus dem Hause kommenden Mädchen sah er auf die unverschämteste Weise unter den Hut, aber immer war es die Rechte nicht. Endlich kam Mathilde, aber sie war nicht allein, ihre beide Freundinnen Pauline und Elise waren bei ihr.

Das durchkreuzte Heine's Plan, doch kurz entschlossen schritt er auf Mathilde zu und sagte:

„Mademoiselle Mathilde, ich wünsche, Sie einige Augenblicke unter vier Augen zu sprechen. Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten."

Ein kleiner Schrei der Ueberraschung entfuhr Mathildens Lippen, sie fing an zu zittern, aber weniger aus Schrecken, als vor geheimer Seligkeit. Was konnte er von ihr wollen? .... er mußte sie bemerkt haben, da er ihren Namen wußte. Sie sah ihre Freundinnen eine Secunde lang unentschlossen an, dann trat sie aus deren Mitte und legte ihren Arm in Heine's Arm.

„Ich folge Ihnen, mein Herr," sagte Sie mit leise zitternder Stimme, dann nickte sie den beiden Mädchen zu und schritt mit ihrem Begleiter in der Richtung nach den Tuilerien hin.

Elise und Pauline sahen verdutzt einander an, dann brachen sie in ein lautes Gelächter aus.

„Nun werden wir etwas Neues erleben," rief Elise, „nun wird Mathilde aufhören, wie eine sentimentale Romanheldin in den Mond zu gucken."

„Der Tauber und die Taube sind beisammen, die werden sich schnäbeln, daß es eine Art hat," erwiderte Pauline, und Beide gingen unter weitern Glossen die Boulevards hinunter.

Indessen schritt unser Paar über den Concordienplatz den elysäischen Feldern zu. Beide sprachen kein Wort. Mathildens Herz

schlug hörbar in ihrer Brust, ihre Wangen brannten wie Feuer, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Der Abend war wunderschön, die Millionen Sterne der Milchstraße flimmerten über ihnen und bildeten das glänzende Gefolge des in ruhiger Klarheit strahlenden Vollmondes, dessen Licht auf den bewegten Wipfeln der Bäume spielte, die unter der Berührung des lauen Nachtwindes süß erschauerten. Kein Wölkchen war an dem durchsichtigen Himmel, nächtliche Dünste stiegen auf, kurz, es war eine Nacht, wie sie die Verliebten und die Dichter lieben, um zu träumen und zu schwärmen.

Heine führte Mathilden in die Allee der Wittwen, wo er auf einer Bank an ihrer Seite Platz nahm. Er schwieg noch immer. Sie seufzte einigemal vor Erwartung. Endlich sagte er:

„Mademoiselle, ich will ohne Umschweife mit Ihnen reden — ich suche eine Lebensgefährtin — wollen Sie diese werden?“

Mathilden war es, als ob ein electrischer Schlag sie mitten in das Herz getroffen hätte. „O mein Gott,“ rief sie und athmete schwer, aber nur vor Ueberfülle des unverhofften Glücks, das ihr aus diesen Worten entgegen flammte. Heine ergriff ihre Hand und drückte sie zärtlich.

„Verstehen Sie mich wohl, mein Kind,“ begann er wieder, „ich beabsichtige nicht, Sie zu heirathen, weil ich solch' ein gesetzliches Band für durchaus überflüssig erachte — wollen Sie aber mit mir leben als meine Freundin, die meinetwegen in den Augen der Welt für meine Frau gelten und sogar meinen Namen führen mag, so wollen wir einen sogenannten Pariser Haushalt miteinander anfangen und ich werde trachten, Sie so glücklich zu machen, als ich es vermag.“

„O mein Herr, wenn Sie wüßten ...“ stotterte Mathilde, „ach! ich bin Ihrer nicht würdig ... meine Vergangenheit ist nicht ganz fleckenlos ... aber ich habe tief bereut ... ich wäre

gern eine honette Familienmutter geworden ... o gewiß, glauben Sie mir ..."

„Ihre Vergangenheit geht mich nichts an," unterbrach sie Heine, „ich verlange keine Rechenschaft von Ihnen darüber, aber Ihre Zukunft muß mir angehören. Sie müssen mir die Treue einer gesetzlichen Ehefrau weihen, dürfen meinem Namen keine Schande machen. Ich kann Ihnen zwar kein glänzendes Loos anbieten, aber ich werde für alle Ihre Bedürfnisse sorgen. Ein Bißchen Liebe darf ich dann wohl von Ihnen beanspruchen und Sie werden mir Vertrauen schenken, nicht wahr, das werden Sie?"

Mathilde ließ den schönen Kopf an Heine's Schulter sinken und hauchte fast unhörbar: „Ich werde an Sie glauben, wie die Frommen an Gott glauben."

Er hob ihr den Kopf am Kinn in die Höhe, blickte ihr lange in die schönen Augen und sagte:

„Noch empfinde ich keine eigentliche Liebe für Dich, aber sie wird bald zum Durchbruch bei mir kommen, denn bereits hast Du mein ganzes Interesse erregt. Ich bin Dir vor allen Dingen Aufrichtigkeit schuldig, so muß ich Dir denn sagen, daß ich eigentlich nur in meiner frühsten Jugend geliebt habe, dann ward mein Herz zu Eisen ... aber das Feuer Deiner Liebe wird das Eisen schmelzen, das seit Jahren von keiner andern Gluth, als der der Sinne berührt worden ist. Willst Du es darauf hin mit mir wagen, so schlage ein!"

Wer hat nicht einmal in seinem Leben einen sonnigen Tag gehabt, an dem Alles strahlte und glänzte, das Glück lächelte, die Seele in Wohlbehagen schwelgte und selbst die Natur Antheil an unserer Seligkeit zu nehmen schien. So ging es Mathilden. Es war ihr, als ob das Glück sie bei der Hand genommen hätte, um sie fortan über blumenbestreute Pfade zu führen. Sie hauchte leise: „Ich bin die Ihre!" und begleitete diese Worte mit einem warmen Händedruck.

„Von Herzen?“ fragte er.

„Von ganzem Herzen!“ erwiderte sie.

„So weihe ich Dich mit diesem Kusse zu meinem Weibe ein,“ sagte er feierlich, doch gleich setzte er scherzend hinzu: „Von diesem Augenblick an sind wir vor dem Maire des dreizehnten Arrondissements miteinander verheirathet.“*)

Seine Lippen suchten Mathildens schönen Mund, und sie gab ihm einen Kuß, in den sie ihre ganze Seele legte, dann blieben sie Hand in Hand sitzen und besprachen ihr künftiges Leben. Heine setzte den Beginn ihres Haushalts über acht Tage fest, er wollte indessen eine Wohnung miethen und für die nöthige Einrichtung sorgen. Sie sagte, daß sie ihr Bett, eine nußbaumne Kommode, einen Spiegel, einen Tisch, drei Stühle, einen Käfig, darin ein Kanarienvogel, und etwas Küchengeräthe mitbringen würde. Er vertraute ihr dagegen, daß er größtentheils von dem guten Willen eines Oheims abhänge und außerdem auf seinen literarischen Erwerb angewiesen sei, daß er ihr weder Diamanten schenken, noch eine Equipage halten könne, daß sie sich mit einer bürgerlichen Existenz begnügen müsse. Mathilde erklärte sich mit Allem zufrieden — was braucht denn auch die Liebe nach Scribe'schen Begriffen anders zu ihrem Glück, als eine Hütte und ein Herz!

Es war Mitternacht, als sich das Paar endlich von der Steinbank erhob, auf der sie saßen. Heine begleitete sein Mädchen nach Haus. Als er sich an der Thür von ihr verabschiedete, sagte er:

„Du hast mir das Herz bereits mächtig erwärmt, es wird

---

*) Es existiren in Paris nur zwölf Arrondissements. Die wilden Ehen pflegt man als vor dem dreizehnten geschlossen zu betrachten.

nur von Dir abhängen, zugleich meine Muse und meine Königin zu sein. Du bist schön, Mathilde! ich werde Dich vielleicht noch auf den Knieen anbeten, wie ein Götzenbild, denn Deine Augen schießen Strahlen, die einem die Seele transfiguriren."

August Lewald auf der Jagd nach Mitarbeitern.

Vier Jahre waren vergangen, seit Lewald Paris verlassen hatte, als er eines Morgens ganz unerwartet bei Heine eintrat.

„Lewald, wahrhaftig Lewald, Sie sind es! Wo kommen Sie denn so unerwartet hergeschneit? O, das ist mir eine wahre Freude. Sind Sie allein oder ist Ihre Frau bei Ihnen.“

Diese Worte wurden mit warmen Händedrücken und einer herzlichen Umarmung begleitet.

„Ich bin allein hier und zwar nur auf kurze Zeit. Ich bin nämlich im Begriff, eine allgemeine Theaterrevue herauszugeben, und bin hier, um mir unter den angesehensten Schriftstellern Mitarbeiter zu erwerben. Auf Sie zähle ich ganz besonders, nicht nur hoffe ich, daß Sie mir Ihre Kräfte weihen, sondern auch, daß Sie mich bei denjenigen Schriftstellern einführen werden, mit denen ich von meinem frühern Aufenthalte her, noch nicht bekannt bin.“

Heine sagte bereitwillig zu, nur bat er für diesen Tag um Entschuldigung, da er mit einigen andern Herren aus der hohen Literatur und der Künstlerwelt ausgehen müsse, um den eben in Paris weilenden Paganini zu vermögen, in einem Concert, das zum Besten einer kranken Sängerin veranstaltet werden sollte, zu spielen.

Lewald fand seinen Freund im Aeußern sehr verändert —

er hatte seine frühere Magerkeit gegen eine gewisse Fülle vertauscht, die ihn gar nicht übel kleidete. Gegen seine frühere Gewohnheit war sein Anzug modisch, aber er hing nachlässig um den Leib. Die Haare waren frisch frisirt und wohl eingeölt. Lewald errieth sogleich, daß er in einem intimen Verhältniß mit einem schönen Weibe stehen müsse, und da er dieses äußerte, so sagte Heine:

„Sie haben es errathen und ich werde Sie sogleich meiner Frau vorstellen.“

„Sind Sie verheirathet?“ rief Lewald im höchsten Erstaunen.

„Nun ja,“ äußerte Heine lächelnd, „ich bin verheirathet, wie man sich eben in Paris sehr häufig verheirathet, das heißt, ich habe eine Gewissensehe geschlossen. Die Frau, welche mit einem Manne lebt, führt seinen Namen, wird von ihm als seine Frau vorgestellt, und Niemand in der Gesellschaft bekümmert sich darum, ob er die Formalität der Trauung bereits befolgt hat oder noch befolgen wird.“

Heine führte Lewald in einen kleinen, geschmackvoll eingerichteten Salon, in dem Mathilde auf den schwellenden Polstern eines eleganten, mit grünem Plüsch überzogenen Sopha's saß und eine Stickerei, an der sie ruhig zu arbeiten schien, zwischen den weißen, mit rosig schimmernden Nägeln versehenen Fingern hielt.

Mathilde blitzte den Fremden, den ihr Heine als seinen Freund vorstellte, mit ihren Feueraugen an und richtete einige artige Worte an ihn.

„Es ist als ein besonderer Vorzug an Mathilden zu rühmen,“ sagte Heine scherzend, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß und weder von mir, noch von meinen Freunden und Feinden ein Wort gelesen hat.“

„Die Leute sagen,“ rief Mathilde, „daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben haben soll;

ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben, und," setzte sie hinzu, „ich habe ihn lieb, nicht weil er ein gefeierter Autor ist, mais parce-qu'il est bien."

Heine sah den Freund mit verklärten Blicken an und sagte auf deutsch:

„Ist sie nicht herzig, die kleine Frau? sie ist schüchtern, wohlwollend und mir von ganzer Seele ergeben — nur dürfte keine große Leidenschaft ihrem Herzen nahen, weil es ihr an Kraft gebrechen würde, sie zu ertragen."

„So fühlen Sie sich recht glücklich in ihrem Besitze?"

„Unaussprechlich glücklich," erwiderte Heine mit Ueberzeugung, — „die Liebe zu ihr reißt mich täglich mehr hin — und ohne die Liebe wäre das Leben eine Wüste."

„Was habt Ihr denn da zu reden in einer Sprache, die ich nicht verstehe," rief Mathilde dazwischen, „das ist nicht galant, meine Herren, ich will auch wissen, worum es sich handelt."

Heine wollte ihr eben die nöthige Aufklärung geben, als die Herren, die sich mit ihm zu Paganini begeben sollten, kamen, um ihn abzuholen.

Lewald blieb bei Mathilden zurück, Heine entfernte sich mit den Anderen.

Sie stiegen in das höchste Stockwerk, in dem der Künstler mit seinem Sohn Achilles den ganzen Winter über zwei ärmlich möblirte Stuben bewohnte, worin er sich von einem kleinen Traiteur speisen ließ. Er war in einen alten, abgetragenen, nicht sehr saubern Schlafrock eingehüllt und kaute, düster vor sich hinstarrend, an den Nägeln. Bei dem Anblick der eintretenden Herren erhob er sich von seinem Stuhl, machte eine eckige Verbeugung und sagte in schauderhaftem Französisch:

„Die Herren wollen Billets zu einem morgenden Concert? wie viel Stücke und welche Plätze befehlen Sie?"

„Davon werden wir später reden," erwiderte einer der Herren, der die Rolle des Sprechers übernommen hatte. „Wir wollen Sie vor allen Dingen im Namen des kunstsinnigen Paris ersuchen, verehrter Meister, ein Concert, das zu Gunsten der todtkranken Künstlerin Smithson gegeben werden soll, durch Ihr Violinspiel zu verherrlichen, und auf diese Weise einer im Elende darbenden Kunstgenossin ihre letzten Tage zu erleichtern."

Paganini's Gesicht, das sich unter diesen Worten mehr und mehr verdüstert hatte, sah jetzt wahrhaft gewittergrollend aus, und er sagte kurz und scharf:

„Daraus kann nichts werden."

„Wie?" rief der abgewiesene Fürbitter, „waren Sie nie selbst in Noth, mein Herr, daß Sie einer leidenden Kunstgenossin Ihren Beistand versagen wollen? Die unglückliche Frau nährt sich jetzt von ihren Sorgen, und das ist gewiß eine traurige Nahrung."

„Geht mich Alles nichts an," unterbrach ihn Paganini barsch. „Es ist Grundsatz bei mir, nur für mich selber zu spielen."

„Aber ausnahmsweise könnten Sie doch einmal von Ihrem Grundsatze abgehen."

„Nein, mein Herr, ich gehe nie von einem Grundsatze ab."

„Mensch, haben Sie denn kein Herz und rührt Sie menschliches Elend nicht," mischte sich nun Heine ein, den die Empörung zu dieser Aeußerung hinriß. Der Meister warf ihm einen finster grollenden Blick zu.

„Gegen die bleiche, kranke, bittende Smithson kein Mitgefühl haben, das ist unmenschlich," hob Heine wieder an.

„Nennen Sie es wie Sie wollen," rief Paganini, „ich spiele nie für einen Andern, als für mich selbst."

„In diesem Falle," hob der erste Redner wieder an, „können wir es nur bedauern, uns so ganz und gar in Ihnen geirrt zu haben. Adieu, mein Herr."

Die Herren wandten sich zum Gehen. Paganini rief Ihnen nach:

„Ich dachte, Sie wollten Billets zu meinem Concert nehmen.“

„Wir danken, mein Herr,“ sagte Heine, „Ihre Töne haben ihren Zauber für uns verloren.“

Als sie auf der Straße waren, sagte Heine in der höchsten Erbitterung zu den Anderen:

„Es ist keinem Zweifel unterworfen, dieser Mensch ist ein Dämon, ein heimtückischer Dämon, ohne Herz, ohne Mitgefühl, der für das leidige Violinspiel alles Bessere im Menschen abgeschworen hat.“

„Seine Hartherzigkeit soll ihm übrigens schlechte Früchte tragen,“ sagte Jules Janin, der beliebte Feuilletonist, „noch heute Abend sollen alle Blätter in ganz Paris die Schändlichkeit dieses schnöden Geizhalses verkündigen.“

Und so geschah es. Ganz Paris war empört, und doch lief ganz Paris in das Concert des reichen Sonderlings, dem der Besuch, den er vor Kurzem in London abgestattet, siebenmalhunderttausend Franken eingetragen hatte. Er öffnete seinen Violinkasten, er ließ die Zaubersaiten erklingen und lockte Töne hervor, die das Herz und die Seele in Aufregung brachten, er brachte eine erschütternde Wirkung hervor, aber doch war der Beifall nur sehr lau; ihn, den man sonst interessant in seiner Originalität gefunden hatte, ihn fand man jetzt häßlich, eine Dame flüsterte der andern zu: „Es ist ja nicht möglich, daß eine schöne Seele in einem solchen Körper wohnet. Sehen Sie nur dieses fahle, gerunzelte Antlitz an, meine Liebe, dieses zottelige Haar, diesen ungekämmten Bart, das unheimliche Auge....“

„Sie haben Recht,“ fiel ihr die Andere ein, „und betrachten Sie diesen langen, dünnen, gespenstigen Körper, um den die weiten Kleider schlottern.“

„Und wie schrecklich, daß er nicht für die arme Smithson spielen wollte.“

„Es muß doch etwas Wahres an der Sache sein, daß er einen Pact mit dem Bösen geschlossen hat.“

„Glauben Sie wirklich, Vicomtesse?“

„Ja, ich glaube es.“

Aehnliche Gespräche fanden an allen Enden des Saales in den Zwischenpausen statt und es war den Leuten nicht zu verübeln, daß sie ihn für einen Verbündeten des Teufels hielten, denn er stand da wie ein Zauberer, und das von ihm behandelte Instrument ächzte und seufzte wie die Verzweiflung, es lispelte wie die keusche Liebe, es zürnte, neckte und jubelte abwechselnd unter der Berührung seiner Finger.

Indessen fuhr nach beendigtem Concerte Paganini mit seiner wohlgefüllten Cassette nach Haus, die ihm sein Knabe die sechs Treppen hoch hinauf transportiren half. Während der Knabe den Tisch deckte und mit einigen im Voraus gekauften kalten Speise von dem nahen Charcütier, einem Laib Brod und einer angebrochenen Weinflasche bestellte, legte der Maëstro seinen Staatsanzug ab, hüllte sich wieder in seinen zerrissenen Schlafrock, der ihm bequem war, und brummte, während er diese Umwandlung vornahm, halblaut zwischen den Zähnen:

„Das Concert war stark besucht, hat viel Geld eingetragen. aber der Beifall war spärlich ... nicht ein einziger Kranz ist mir zugeworfen worden ... das zeigt von feindseliger Stimmung gegen mich ... weiß wohl warum ... weil ich mich weigerte, in dem Concerte für die kranke englische Primadonna zu spielen ... daß ich ein Narr gewesen wäre! nur für mich darf ich meine Saiten erklingen lassen. Die geheimnißvolle Macht, die meine Violine beseelt, ist nur mir zu dienen verbunden ... ich darf für keinen Andern spielen, nur mir bringen diese grellen, zerreißenden, jedes Herz erschütternden Töne, Ehre und Reichthum; ich darf es nicht wagen, Anderen damit helfen zu wollen; nur

wenn mein eigener Vortheil im Spiel ist, darf ich diese Töne den Saiten entlocken; es mag Aberglauben sein, aber mir ist's, als ob ich Alles verlieren würde, wenn ich für einen Andern spielte ... ja, ja, mein Instrument würde mit furchtbarem Krachen zerbersten ... eine Gestalt würde auf der Bühne vor den Augen des versammelten Publicums erscheinen und mir den Handel aufkündigen ... hu! es wäre schrecklich ..."

Er aß, von dem ungeduldigen, hungernden Knaben gemahnt, mit seinem Achilles zu Nacht, dann legte sich dieser in des Vaters Bett, und seine ruhigen Athemzüge verkündigten bald, daß er eingeschlafen sei. Da öffnete Paganini die Cassette, sortirte das Geld, wickelte es ein und legte dann die schweren Geldrollen zu den früher erworbenen Schätzen. — Dann trat er, leise auf den Zehen schleichend, an das Bett, blickte mit Vaterwonne auf den einem schlafenden Liebesgott gleichenden Knaben und sein wunderlich-häßliches Gesicht wurde ordentlich schön in dem Gefühl seiner Zärtlichkeit.

„Es ist Alles für Dich, mein Achilles, mein Söhnchen!" sagte er leise, „nur für Dich spare ich, geize ich und scharre ich zusammen ... Die Menschen nennen mich einen gefühllosen Klotz ... sie wissen nicht, daß der alte wunderliche Maëstro als ein guter, fürsorgender Vater so handeln muß, wie er handelt." — —

Er zog sich aus und legte sich an die Seite seines geliebten Kindes nieder.

An einem der nächsten Morgen begab sich Heine mit seinem Freund Lewald auf den Quai-Malaquai, in das Haus Nr. 18. Er wollte ihn seiner Freundin, die ihn aus besonderer Wohlgewogenheit Cousin zu nennen pflegte, der Madame Dudevant vorstellen, die seit 1831 als Romanschriftstellerin aufgetaucht war und, unter dem Namen George Sand, eine Reihe Romane herausgegeben, die jetzt ihren Ruf fest begründet hatten.

Sie stiegen drei ewig lange Treppen hinauf; eine ihnen entgegenkommende Magd sagte:

„Madame schläft; sie ist sehr fatiguirt, sie hat die ganze Nacht gearbeitet."

„Schläft sie denn auch wirklich, oder ist es nur ein Vorgeben, um lästige Besucher zu verscheuchen," sagte Heine scherzend, indem er die hübsche Bonne in die blühenden Wangen kniff.

„Ueberzeugen Sie sich selbst davon," erwiderte das niedliche Mädchen und öffnete die Thür ein Wenig, „dem lieben Cousin ist das schon erlaubt, nur bitte ich, kein Geräusch zu machen."

Heine warf einen flüchtigen Blick in das Heiligthum des Morpheus, welches durch herabgelassene Rouleaux verdunkelt war, und zog Lewald dann rasch mit sich fort. Aber schnell und geschmeidig wie ein junges Reh, lief ein zehn- bis zwölfjähriges Mädchen mit langen, flatternden Locken ihm nach.

„Bonjour Cousin," rief sie, indem sie ihm die Hand reichte, „Sie haben sich so lange nicht sehen lassen, Sie böser Mensch, und nun, da Sie kommen, muß Mama gerade schlafen. Kommen Sie doch später wieder, oder morgen ... aber ganz gewiß ... ja, versprechen Sie mir das ... ich habe Sie so lieb."

„Ich habe Dich auch lieb, kleine Solange," erwiderte Heine, indem er das Kind auf die Stirn küßte, „und ich verspreche Dir, noch heute wieder zu kommen, nachdem wir noch ein paar Besuche gemacht haben werden." Das sage Deiner Mama und gieb ihr unsere Karten."

Die Kleine nahm die Karten und rief freudig:

„O, thun Sie das, Mama wird sich innig freuen."

Als sie die Treppe hinunter gingen, sagte Heine:

„Das ist ihre Tochter, ein reizendes Kind, wie Sie sehen, doch ist die Mutter noch hübscher. Sie lebt getrennt von ihrem Gatten, dem Baron Casimir Dudevant, mit dem sie sich 1822 vermählte, um sich 1831 von ihm zu trennen. Sie lebt meistens

auf ihrem Landgute zu Nohant, wendet sich jetzt theologischen und philosophischen Studien zu und interessirt sich für republikanische und socialistische Ideen und Lehren."

„Macht sie ein Haus?" fragte Lewald.

„Ein Zimmer macht sie," antwortete Heine lachend; „um ein Haus zu machen, reichen bis jetzt ihre Einkünfte nicht aus. Obgleich sie von allen Romanschreibern die besten Honorare erhält, so nimmt sie doch höchstens zwanzigtausend Franks jährlich ein, und was will das in Paris sagen."

Sie fuhren nun nach dem Place-Royale, der von alterthümlichen, auf Arkaden ruhenden Häusern umgeben ist, deren spitzige Erker mit Thurmfähnchen geziert sind und deren Thürme und Fenstersimse eine gelbe Einfassung haben.

Sie betraten ein Haus, welches in einem Winkel dieses Platzes lag. Die breite Stiege führte sie zunächst in einen Speisesaal, in dem auf einem Büffet viele Gläser und eine Menge Bowles von blauem Glase standen. Hier verweilten sie, bis ein Mädchen sie gemeldet hatte, das bald zurückkam mit der Weisung, die Herren möchten nur in den Salon treten, Herr Victor Hugo würde bald kommen.

Sie traten in einen Salon von ziemlich großen Dimensionen, dessen Wände mit einer Hautelice-Tapete bekleidet und dessen Fußboden mit einem eben solchen Teppich bedeckt war. Kleine Bänke und alterthümliche Stühle mit hohen Rücklehnen bildeten das Hausgeräthe, an der Hauptwand stand auf Stufen ein Divan, über dem sich ein rothseidener Thronhimmel ausdehnte. Alles sah veraltet, ja verblichen aus und war weit entfernt, wohnlich, oder gar traulich zu sein.

Hugo ließ nicht lange auf sich warten. Es trat ein Mann von mittlerer Größe ein, der sich einer schönen Rundung erfreute, ohne gerade dick zu sein; der lange, schwarze Ueberrock war bis an den Hals zugeknöpft, aus der schmalen, schwarzen Halsbinde quoll ein rundes Kinn hervor, das volle

Gesicht war bleich, die spitze Nase neigte sich ein wenig den frischen rothen Lippen zu; die Augen waren klar, aber die Augenbrauen fehlten fast gänzlich, sie waren kaum durch eine leichte Spur angedeutet; die braunen Haare waren gescheitelt und waren zu beiden Seiten glatt auf die Schläfe gekämmt. Die ganze Erscheinung sah weniger französisch, als deutsch-gemüthlich aus.

Nachdem die üblichen Reden gewechselt waren, sagte er:

„Mein Cabinet ist mit Besuchern angefüllt, und es ist mir daher sehr angenehm, vorerst einige Augenblicke hier allein mit Ihnen plaudern zu können, meine Herren. Nehmen Sie Platz."

Man setzte sich auf eins der vielen umherstehenden Sophas, doch nicht auf jenes, welches unter dem Thronhimmel stand, und das wahrscheinlich nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde.

„Es ist mir sehr lieb, Sie kennen zu lernen, Monsieur Lewald," sagte Hugo, „und ich werde Ihnen gewiß von Zeit zu Zeit Beiträge zu Ihrer Theaterrevue liefern, doch kann ich nur bedauern, nicht deutsch zu verstehen, um Ihre Dichter in der Ursprache lesen zu können; auch hat mich diese Unkenntniß Ihrer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reise nach Deutschland zu machen, doch werde ich dem Drange nicht mehr lange widerstehen können, und hoffe noch einmal Berlin und Wien zu besuchen."

Die Rede kam nun auf das französische Theater. Hugo äußerte sich sehr unzufrieden darüber.

„Ich bin sehr mißmuthig über die hiesigen Bühnenverhältnisse," sagte er, „und achte es kaum noch der Mühe werth, das Theater zu berücksichtigen. Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publicum zu gelangen. Das Theatre-français ist zum Hoftheater gestempelt, man gibt dort nichts, was nicht in diesem Sinne geschrieben ist, und man verbannt mich daraus."

„Sie lassen Ihre Stücke meistens an der Porte-Saint-Martin gehen,“ warf ihm Lewald ein.

„Ja, auch war es früher sehr zu berücksichtigen. Wir besitzen dort eine große tragische Künstlerin in der Demoiselle Georges, und ich habe oft meine Heldin für diese ungewöhnliche Persönlichkeit zugeschnitten, aber man kann nicht immer einen weiblichen Husaren in die Stücke bringen.“

„Sie haben wohl für die Georges Lucretia Borgia und Marie Tudor geschrieben?“ fragte Heine.

„Sie haben es errathen, doch ich hatte auch noch einen andern Reiz, für dieses Theater zu dichten, denn hier schuf früher Frederic Lemaitre seine Meisterrollen. Jetzt hat ihn die Direction unbegreiflicherweise ziehen lassen und er ist zu den Varietés übergegangen.“

„Als Robert Macaire ist er unübertrefflich,“ rief Heine.

„Ja, um ihn ganz zu würdigen, muß man ihn in dieser Rolle gesehen haben,“ erwiderte Hugo. „Wer ihn nicht als Robert Macaire gesehen hat, weiß nichts von der Kraft dieses Schauspielers. Und die Polizei war so dumm, dieses Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten.“

„Wie ich mich von meinen früheren Aufenthalt her erinnere,“ sagte Lewald, „ist Boccage auch ein bedeutender Schauspieler.“

„Ja, er hat Talent und poetische Kraft, allein seine Deklamation ist hohl und monoton, und sein Genie ist mit dem Genie Lemaitre's nicht zu vergleichen.“

„Schreiben Sie eben nichts Neues?“ fragte Heine.

„Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch diesen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich mit ihnen hin sollte.“

„Sie besitzen eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit,“ sagte Lewald.

Hugo lächelte.

„Ich arbeite nie am Schreibtische und erfreue mich eben

deshalb einer so ausgezeichneten Gesundheit. Ich neutralisire die Anstrengungen des Geistes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers. Ich gehe nehmlich täglich weit spazieren und arbeite im Kopfe ganze Acte aus, die ich dann, sobald ich nach Hause gekommen bin, in aller Eile niederschreibe."

Jetzt erhob er sich und ersuchte die beiden Deutschen, mit in sein Cabinet zu kommen, und Theil an seinem Frühstück zu nehmen. Dieses lehnten sie ab, aber sie folgten ihm in sein Cabinet, in dem sie Madame Hugo, deren Kinder und einige Herren fanden, die frühstückend um einem runden Tisch am Kamine saßen. Einige sehr junge Leute mit gescheitelten Haaren und einem Anflug von Bart um das Kinn, die offenbar der romantischen Schule angehörten, standen und saßen etwas weiter abwärts. Hugo nöthigte die beiden Deutschen zum Sitzen, und bat um die Erlaubniß, ein paar weiche Eier verzehren zu dürfen.

An den Wänden dieses geräumigen Cabinets standen bis zur Decke reichende Bücherschränke, die mit malerisch zurückgeschlagenen Vorhängen von alten, mit Silber durchwirkten Seidenstoffen verhangen waren. Dazwischen sah man Trophäen von alten Waffen, kostbare Dolche, alterthümliche Feuergewehre. Auf den Möbeln und dem Kaminsimse bemerkte man allerlei sonderbar gestaltete Gefäße, Figuren; Gläser, die Schlangen in Spiritus enthielten. Ueber dem Kamin war ein herrliches Bild angebracht, welches die drei Hexen aus Macbeth vorstellte, die durch die Lüfte fahrend, das heimkehrende Heer Dunkan's mit boshaften Blicken betrachten. Auf dem Schreibtische bemerkte man Goethe's kleines Standbild im Ueberrock.

„Monsieur Heine," rief jetzt Hugo, „wir beschäftigen uns eben mit Ihren in's Französische übersetzten Reisebildern."

Heine verbeugte sich.

„Diese Reisebilder," fuhr Hugo fort, „haben sich in Frankreich viele Freunde erworben und ihrem Verfasser einen

großen Ruf erworben, doch habe ich mit Bedauern gehört, daß gewisse herrliche Lieder daraus weggelassen sind, die, wie man sagt, Sie zum ersten deutschen Lyriker unserer Tage erheben."

„Sie waren unübersetzbar, und zerstückeln oder entstellen mochte ich sie nicht lassen," sagte Heine.

„Wir lieben und schätzen Monsieur Heine mehr, als die Deutschen, man hat ja seine Schriften unbegreiflicherweise in Deutschland verboten," bemerkte einer der Anwesenden gegen Lewald. Dieser wurde jedoch Feuer und Flammen.

„Sie sind in einem irrigen Wahne befangen," sagte er, „das Verbot seiner Schriften steht keineswegs in Verbindung mit der Zuneigung oder Abneigung; Heine hatte stets ein großes Publicum und wird stets ein solches haben, und seine Nordseelieder sind dem Eigenthümlichsten und Deutschesten, was je gedichtet worden, beizuzählen und werden ihm für immer den Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß anweisen."

Indessen ließ Heine gegen einige junge Leute seine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt in französischer Sprache sprudeln, wie in seiner Muttersprache. Die Franzosen wunderten sich darüber, aber Lewald erklärte ihnen sehr bündig, daß die Deutschen auch witzig und heiter sein könnten.

Madame Hugo benahm sich sehr schweigsam und zurückhaltend. Die beiden Herren verabschiedeten sich jetzt, auf der Treppe sagte Lewald:

„Der Mann sagt mir zu, destoweniger die Frau; sie scheint mir eine große Dosis Stolz und einen absoluten Mangel an Weltbildung zu besitzen."

„Ihr Ansicht ist die richtige," sagte Heine; „es war eine Neigungsheirath, Hugo hat die schöne Frau lange Jahre schwärmerisch geliebt und ihr die heiligste Treue bewahrt; endlich gelang es einer ganz unbedeutenden Schauspielerin, ihn in ihren Netzen zu fangen, sie ist jetzt seine anerkannte Maitresse."

Sie stiegen wieder in das Cabriolet, das sie hergebracht hatte. Heine zog die Uhr heraus.

„Wir haben noch ein Wenig Zeit, um zur Sand zurückzukehren," sagte er und befahl dem Kutscher, sie in das Hôtel-des-Princes zu bringen.

In diesem Hôtel bewohnte Meyerbeer eine möblirte Wohnung. Sie traten in einen Salon, in dessen Mitte ein offener Flügel stand, auf dem Papier und Bücher lagen; hier arbeitete der Componist in den Morgen- oder Abendstunden.

Der Maëstro begrüßte sie freundlich, und erkannte sogleich Lewald wieder, dem er die Hand freundschaftlich drückte.

„Ich habe es nicht vergessen," sagte er, „daß wir schon 1815 hier in Paris dem ersten Concert beigewohnt haben, das die damals angebetete Catalani bei ihrer Ankunft aus London gab."

„Auch ich erinnere mich dessen mit Vergnügen," sagte Lewald, „Sie waren damals kaum ein Jüngling und hatten bereits die Ehre, mitten unter den musikalischen Autoritäten zu sitzen, für welche auf beiden Seiten der Bühne Lehnstühle gestellt worden waren."

„Und seitdem habe ich mich wacker in der Welt herumgetummelt und etwas Tüchtiges zu lernen gesucht."

„Dieses Tummeln und Lernen wurde Ihnen aber sehr erleichtert durch die Million, die Sie im Vermögen besitzen," rief Heine, der sich bequem in seinem Lehnsessel dehnte; „diese Million setzte Sie in Stand, in Italien ein ungebundenes Künstlerleben zu führen und Studien zu machen, und Sie brauchten nicht Deutschland Ihre erste Oper anzubieten, um sie in einer kleinen Stadt unvollkommen aufgeführt zu sehen. Ihr Robert der Teufel wird dauernd auf dem Repertoir der bedeutendsten Bühnen bleiben."

Meyerbeer fuhr mit der Hand durch sein gelocktes Haar, und lächelte angenehm, dann sagte er mit innerer Befriedigung:

„Ja, es sind schon vier Jahre seit seinem ersten Erscheinen vorüber, und Robert zieht noch immer, füllt das weite Haus und trägt der Kasse zehntausend Franken ein. Werden Sie aber wohl glauben, daß sich der ganze Vortheil für mich und für Scribe, der das Libretto geschrieben hat, auf zehntausend Franken beläuft? — mithin für einen Jeden von uns auf fünftausend Franken im Jahr! Was ist das in Paris."

„Allerdings hätte ein Werk, daß einen so seltenen Erfolg hatte, auch einen glänzenderen Gewinn abwerfen müssen," rief Heine. „Uebrigens können Sie ruhig zusehen, und das Deficit aus Ihren Mitteln decken; Sie brauchen Paris nicht den Rücken zu wenden, um gleich andern armen deutschen Componisten, den Tactstab zu schwingen und sich mit distonirenden Choristen abzuplagen."

Meyerbeer entschuldigte sich jetzt, daß er in das Conservatoire fahren müsse, wo er erwartet werde. Die Freunde empfahlen sich, und eine Viertelstunde später traten sie unangemeldet in das kleine, sonderbar ausgeschmückte Boudoir der Schriftstellerin, Madame Dudevant, die, von jungen Schöngeistern und Kritikern umgeben, auf dem Sopha saß.

Das Zimmer war im Pompadour-Geschmack eingerichtet. Doch unter dem alterthümlichen Geräthe bemerkte man einen neuen Flügel, moderne Tische, die sich sonderbar ausnahmen neben den antiken Lehnstühlen, inkrustirten Schränken, dem chinesischen Porzellan und den alten Gemälden in uralten Rahmen. Dazwischen standen in Vasen und Töpfen die herrlichsten Blumen, auch Crucifixe hingen an den Wänden, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Zeichen und Andenken; die ganze Anordnung verrieth einen schwärmerischen Sinn. Die schweren blauen Vorhänge fielen weit über einander und erfüllten das Boudoir, das nur ein Fenster hatte, mit einem zauberhaften Dämmerlicht. Der Divan stand in einer Mauervertiefung, die mit weiß und blauen Vorhängen zeltartig trapirt war, und auf diesem Divan saß die kleine, zierliche Madame Dudevant, die

damals zwei und dreißig Jahre alt sein mochte. Die großen braunen Augen traten etwas weit hervor, zu beiden Seiten der Stirne hatte sie schwarze, dicke Lockenbüschel, die mit blauen Sammtschleifen untermischt waren, das geflochtene Hinterhaar war dicht an den Kopf gesteckt und verlieh ihr ein fast männliches Aussehen. Sie trug einen dunkelblauen Schlafrock, der auch einen mehr männlichen, als weiblichen Schnitt hatte; in ungezwungener Haltung saß sie da, eine kleine Porzellanschale auf dem Schooße habend, woraus sie kleine Blätter nahm, die sie in zugeschnittenes Papier zu Cigaretten zusammen rollte. Wenn sie sprach, wurden ihre großen, sehr weißen Zähne bemerkbar, die große, etwas gebogene Nase gab ihrem Gesichte ein Gepräge männlicher Entschlossenheit, das jedoch die weibliche Anmuth keineswegs ausschloß; ihre Bewegungen waren höchst zierlich, sie machte durchaus nicht den Eindruck eines Mannweibes, sondern sie bildete vielmehr als Weib den Uebergang zu dem männlichen Geschlecht.

Das Gespräch drehte sich bald um die neuesten Erscheinungen in der Literatur. Einer der anwesenden Herren sprach einen Tadel gegen den erst kürzlich herausgekommenen Jocelyn aus.

„Schweigen Sie," rief George Sand lebhaft aus, „Jocelyn ist ein Werk, wie deren nicht viele geschaffen werden. Welch ein herrliches Gedicht ist das! wie beneide ich die Glücklichen, die in Versen zu schreiben vermögen, das ist die Weihe des Dichters! Unsere arme Prosa ist ein Bettlergewand dagegen. .... O, wie groß ist Lamartine."

„Auch die Prosa ist schön, besonders, wenn man eine Prosa schreibt, wie George Sand," sagte Lewald, „Ihre Lelia, Ihre Valentine sind auffallende Erscheinungen in der Literatur, die nicht so leicht übertroffen werden können. Ihr Styl ist herrlich, Ihre Gedanken vereinigen Tiefe mit Erhabenheit."

„Nein, nein, sagen Sie das nicht," rief sie — „ich bleibe

dabei, daß man nur in Versen Dichter sein kann. Nur, was erfunden ist, ist schön, ich hasse alle Beschreibungen, daher ich mich auch nie entschließen kann, Reisen oder dergleichen zu lesen."

„Aber Sie bedürfen dergleichen bei Ihren Arbeiten," warf ihr Lewald ein.

„Nein, ich brauche bei meinen Arbeiten keine landschaftlichen Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung aus meinen eigenen Reisen, irgend eine oberflächliche Kenntniß ist mir genügend, um den Erfindungen meiner Phantasie die locale Färbung zu geben; nähere Einzelheiten in dieser Hinsicht verschmähe ich stets."

Marmier, der Redacteur der Revue germanique, der zugegen war, sagte nun zu Madame Dudevant:

„Ich möchte Ihnen dennoch, trotz Ihrer Abneigung gegen Reisebeschreibungen, das Buch empfehlen, welches Herr Lewald über Tyrol herausgegeben hat; da Sie, wie Sie mir neulich gesagt haben, ja eben mit der Ausarbeitung eines Romans beschäftigt sind, dessen Schauplatz jenes Gebirgsland ist. Bei dem von Ihnen gewählten Stoffe dürfte eine locale Färbung allerdings den Ereignissen einen bedeutenden Reiz hinzufügen."

Madame Dudevant wandte sich mit einer graziösen Wendung nach Lewald um mit der Frage:

„Ist Ihr Werk in's Französische übersetzt, mein Herr."

„Nein, Madame"

„Das ist Schade und ich bedaure, es nicht benutzen zu können. Mery hat auch ein Buch über Tyrol herausgegeben. Haben Sie es gelesen, und was halten Sie davon."

„Ich habe es gelesen und kann die pittoreske Seite desselben nur loben. Da Ihnen nichts an der Genauigkeit der Angaben liegt, so wird es Ihnen gute Dienste leisten können."

„Hören Sie, Sie müssen mir noch Einiges von Hofer erzählen."

Lewald willfahrte ihr; sie hörte ihm mit großem Interesse zu. Als er fertig war, sagte Marmier zu George Sand:

„Ich werde das Hofer Betreffende aus dem Buche des Herrn Lewald nächstens übersetzen und Ihnen sogleich einen Abdruck davon übersenden.“

„Thun Sie das, Lieber, Sie werden mich verbinden.“

Man sprach nun von deutschen Schriftstellerinnen. Lewald nannte Rahel und Bettina als die Bedeutendsten.

„Rahel! Bettina!“ rief Madame Dudevant, „diese Namen habe ich nie gehört. Was haben sie geschrieben? Doch wohl Romane und in welchem Genre?“

„Nein, weder die Eine noch die Andere hat Romane geschrieben, nur Briefe sind von ihnen bekannt, die sich aber durch eine Fülle von Witz, Originalität und schöner Gedanken auszeichnen.“

„Sind diese Briefe in unsere Sprache übersetzt?“

„Daß ich nicht wüßte. Doch die Romane der Gräfin Hahn-Hahn werden Sie wohl kennen?“

„Ich höre diesen Namen zum ersten Mal.“

„O! — so kennen Sie auch wohl nicht die Hanke, die Schoppenhauer, Caroline Pichler, Agnes Franz, die Birch-Pfeifer?“

Madame Dudevant schüttelte bei jedem der Namen verneinend den Kopf, dann sagte sie lachend:

„Ich kenne nur eine deutsche Schriftstellerin, das ist Madame de-Chezy, die ich aber außerordentlich liebe. Sie hat zwar eine schaudervolle Toilette und ihr Benehmen ist auch auffallender Art, aber es schlummert ein Fond von Poesie in ihr, der mich entzückt, und dann hat sie ein so liebevolles Gemüth, daß ich mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühle.“

„Sie kennen sie persönlich?“

„Ja, ich habe sie während ihres Aufenthalts in Paris oft gesehen und mich, trotz ihrer Excentricitäten, trotz dem, daß sie wie eine Vogelscheuche aussah, ihres Umgangs wahrhaft gefreut.“

„In Deutschland ist sie nicht besonders beliebt,“ warf Heine hin.

„Ich weiß das,“ rief George Sand mit schönem Eifer, „und es hat mich wahrhaft empört zu hören, wie unglimpflich man in Deutschland über diese Frau urtheilt.“

„Am Unglücklichsten ist es ihr in München ergangen,“ sagte Heine, „dort ist sie wahrhaft zum Spott geworden, weil man dort alles Excentrische haßt. Einst besuchte sie in Begleitung des jungen liebenswürdigen Schriftstellers Duller, der ihr den Arm gab, ein Concert. König Ludwig, der bekanntlich sehr kurzsichtig ist, kam dem Paare entgegen, erkannte Duller und richtete ein paar freundliche Worte an ihn, an die er die Frage knüpfte, ob die Dame seine Frau sei. — „Nein, Majestät,“ erwiderte Duller mit dem ihm eigenen anmuthigen Lächeln. — „So ist es wohl Ihre Frau Mutter?“ — Bevor Duller antworten konnte, machte Frau von Chezy einen Knix und rief zornroth: „Nein, Majestät, ich bin nicht die Mutter dieses Herrn, sondern die Dichterin Helmine von Chezy.“ — „Ah so!“ sagte der König, und machte, daß er weiter kam. — Einige Tage später lud die Schriftstellerin Duller und noch einen andern Literaten zum Nachtessen ein. Die Herren kamen, man nahm Platz an einem sehr unordentlich gedeckten Tisch, Frau von Chezy brachte eine Schüssel mit kalten Kalbsragout und legte es statt mit dem Löffel, ihren Gästen mit unsaubern Fingern vor. Den Beiden verging der Appetit, sie vermochten keinen Bissen hinunter zu bringen.“

Man lachte sehr, dann fragte einer der anwesenden Franzosen die Hausfrau nach dem Klaviervirtuosen Liszt, mit dem sie in sehr empfindsamen Beziehungen stand, wovon die Briefe Kunde gaben, die sie ihm in die Schweiz geschrieben und dann in der Revue des deux mondes hatte abdrucken lassen. Sie sprach mit dem freundlichsten Antheil von ihm und äußerte, daß sie die Absicht habe, ihn im nächsten Sommer in der Schweiz zu besuchen.

Indessen flüsterte Lewald Heine auf Deutsch zu:

„Das scheint ein zärtliches Verhältniß zu sein.“

„Wenigstens nicht in dem gewöhnlichen Sinne,“ erwiderte Heine ebenfalls leise. „Frei und unabhängig, wie diese Frau ist, hat sie ihr Herz sehr rein erhalten und Niemand aus ihrer näheren Umgebung kann sich einer Gunstbezeugung von ihr rühmen.“

Bei einer raschen Wendung ihres Kopfes fiel Madame Dudevant's Auge auf Heine, und wie von Etwas überrascht, winkte sie ihn zu sich.

„Was haben Sie denn da für vertrackte drei Silberhäkchen an dem blauen Sammtkragen Ihres Ueberrocks?“ fragte sie mißbilligend, „das ist ja höchst geschmacklos, Cousin, so trägt sich ja kein Mensch.“

„Es ist mir schmeichelhaft, schöne Cousine, daß Sie mir allein diese Aufmerksamkeit bezeigen,“ erwiderte Heine, „denn sehen Sie, Herr Marmier und dort die beiden Herren tragen ebenfalls diese Silberhäkchen, es ist die neueste Mode.“

„Aber darum nicht die schönste,“ erwiderte die Dame, die eben mit ihrer Arbeit fertig war. Sie holte jetzt zwei große Cigarrenetuis aus einem Schranke und stopfte die Papier-Cigarretten sorgfältig hinein.

„Ich habe die Gewohnheit, bei der Arbeit zu rauchen,“ sagte sie zu Lewald, als sie bemerkte, daß er ihr mit Erstaunen zusah.

„Sie schreiben so viel, daß Sie die Arbeit wohl anstrengen muß,“ sagte er.

„Allerdings strengt es mich an, sechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu sitzen und zu schreiben, während Kopf und Seele arbeiten, daß mir das Blut zu den Augen herausspritzen möchte. Im Zimmer auf und ab gehend, oder mit geschlossenen Augen in einer Ecke des Divans sitzend, zu dictiren, mag wohl viel leichter sein, aber dabei würde ich zu viel rauchen — und das fürchte ich.“

„Sie sollten wenigstens nicht so anhaltend arbeiten, sich mehr Ruhe gönnen."

„Kann man widerstehen, wenn einen der Geist treibt?" fragte sie mit einem freundlichen Lächeln. „Ich bin nur selten in Paris, und auf dem Lande lebe ich in einer befreundeten Familie, die mir zu Liebe die Nacht zum Tage macht, denn ich vermag nur Nachts zu schreiben und kann dann nicht allein sein. Es durchfrösteln mich Schauder, wenn ich Alles schlafend um mich weiß; ich höre gern im Nebenzimmer plaudern, oder wenn ich die Leute mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt weiß, dann wird mir wohl, dann wandelt mich keine Lust zum Schlafen an."

„Und so schreiben Sie die ganze Nacht hindurch?"

„Ja, erst gegen Morgen lege ich mich zu Bette und schlafe dann bis gegen Mittag. Hierauf kommen Besuche, dann wird Toilette gemacht, gegessen und ein Theater besucht. Oft schlafe ich auch ein Wenig in den Abendstunden, um die Nacht über munter sein zu können."

Sie erzählte noch, daß sie auch in Paris Freunde gefunden habe, welche die Nacht mit ihr zubrächten.

„O," sagte Lewald, „wenn mich nicht Theater und Soiréen während meines kurzen Aufenthaltes zu sehr in Anspruch nähmen, so würde ich um die Erlaubniß bitten, einmal von der Partie sein zu dürfen."

Bald darauf begab er sich mit Heine weg, es war längst Essenszeit und Mathilde mußte sie mit Sehnsucht erwarten.

Abends gingen sie in die Oper, wo Meyerbeer's Hugenotten gegeben wurden; sie sahen Madame Dudevant in einer Loge mit demselben Kopfputz, in dem sie sie am Morgen gesehen hatten. Die andern Damen trugen graziöse Häubchen oder Hüte nach der neuesten Mode, George Sand begnügte sich mit der einfachsten Coiffüre.

Als die Oper aus war, ging sie, von dem bekannten Re=

publikaner Michel geführt, der ihr Vertheidiger in dem Scheidungsproceß mit ihrem Manne gewesen, vor Heine und Lewald die Treppe hinunter. Sie bemerkend, wendete sie den Kopf, der jetzt mit einem Capuchon bekleidet war, gar lieblich herum und sagte:

„Ah, Sie haben auch das harmoniereiche Meisterwerk des deutschen Meisters gehört. Das ist Recht! Diese Oper ist ein bewunderungswerthes Kunstwerk, ich bin davon entzückt und versäumte bis jetzt keine Aufführung desselben."

Hämmelchen und Täubchen. Weitere Besuche.

Eines Tags kam Lewald wieder zu Heine um ihn abzuholen, dieser war verhindert mit ihm zu gehen, aber er begleitete ihn die Treppe hinunter, unter Plaudern und Scherzen, bis vor das wohlverschlossene Thor.

Schon hatte er dreimal den sacramentalen Ruf ertönen lassen: „Le cordon, s'il vous plait!" aber der Portier machte noch immer keine Anstalt das Schloß aufzuziehen, aus seiner Loge hörte man aber den Schall heftig streitender Stimmen und es klang gerade so, als ob Ohrfeigen ertheilt würden.

Heine stieg endlich die Treppen hinauf, öffnete die Thür und rief voll Unwillen:

„Wie, Monsieur Triquet, Sie schlagen Ihre Frau! Das ist ja abscheulich."

Augenblicklich ließ der Mann seine Ehehälfte los, die er mit der einen Hand bei den Haaren gefaßt hielt, während er sie mit der andern tüchtig zerbläute.

„Ja, ich habe sie geschlagen," sagte er wehmüthig, „aber ich konnte nicht anders, Monsieur Heine. Wenn sie das Weib einigermaßen kennten, würden Sie die Schläge begreifen, die ich ihr geben mußte."

„Aber Monsieur Triquet....."

„Sehen Sie mich an, ich bin der sanftmüthigste Mensch,

bin hochblond und ohne Bart .... ist das nicht Beweis genug. Als ich noch in der Lehre war, nannten mich Alle das Hämmelchen .... und ich wäre jähzornig?"

„Das rechtfertigt aber Ihr Betragen nicht."

„Ach, bester Herr, wenn Sie nur eine Ahnung von meiner Frau hätten. Ich nahm sie, weil sie schön war, und sie mich, weil sie mich für eine Seele von einem Menschen hielt, und mein Spitzname Hämmelchen ihr einen geduldigen Ehemann verhieß. Das Weib aber, o welch' ein Character, Monsieur Heine! Kein Wort kann sie sagen ohne Gift, ihr quellen Injurien aus dem Munde, daß einem die Haare zu Berge steigen, eine Marmorstatue würde die Faust ballen, wenn meine Frau fünf Worte zu ihr sagte, reden Sie nur einmal selbst mit ihr. Ich bin blond und heiße Hämmelchen, aber eine Marmorstatue bin ich nicht."

„Na, na, machen Sie nur nicht eine gar zu lange Brühe an Ihren Fisch," sagte Heine ungeduldig.

Die Frau, die einen sehr dunkeln Teint besaß, hatte indessen ihr kohlschwarzes, dickes Haar wieder geordnet. Die schwarzen Augen nebst den zusammenlaufenden Augenbrauen, und ein Anflug von einem Schnurrbart, verriethen, daß sie sehr cholerischer Natur war; sie warf ihrem Manne einen wüthenden Blick zu, dann aber sagte sie mit überraschender Sanftmuth zu ihrem Hausbewohner:

„Ich will meinem Mann nichts Uebeles nachsagen, er ist ein guter Mann, nur zu lebhaft, zu ...."

„Gilt das mir?" rief der Portier in der höchsten Ueberraschung.

„Ich suche ihn durch Geduld, Nachgeben und Vorstellungen zu besänftigen," fuhr Madame Triquet fort, „und das gelingt mir auch oft, denn er ist von Herzen gut, doch es kommt vor, daß der Jähzorn ihn hinreißt, daß er sich vergißt .... Der Tisch war gedeckt, als er nach Hause kam; er machte

mir Vorwürfe, worauf ich mit der größten Ruhe antwortete . . ."

„Sie warf mir einen Schurken an den Kopf," unterbrach sie der Mann.

„Freund, kam jemals ein solches Wort über meine Lippen?" sagte Madame Triquet sehr sanft, doch in vorwurfsvollem Tone.

„Nein, Du genirst Dich, Du kannst gar nicht schimpfen," rief der Mann mit einem bittern Gelächter.

„Ich trage Rindfleisch und Gemüse auf," hob die Frau wieder an.

„Und als ich nach den sauern Gurken frage, antwortete sie, eine sauere Gurke bei Tische sei genug. Wir saßen allein bei Tische, wer also sollte die sauere Gurke sein, wenn ich's nicht war. Sie aber wissen, Monsieur Heine, was es heißen will, wenn man Jemand eine sauere Gurke nennt."

„Ich glaubte, ich hätte ihm eine auf den Teller gelegt," rief die Frau; „das war ein Versehen."

„Hol's der Teufel."

„Lieber Cyprien, als ruhiger Mann mußtest Du antworten: Liebe Frau, Du irrst! statt mir zwei Ohrfeigen zu geben und mir den Rücken zu bläuen."

„Monsieur Heine, es ist unerhört," rief der Mann; „meine Frau treibt ein perfides Spiel. So lange wir verheirathet sind, hat sie sich noch nie so sanft gestellt."

„Cyprien, lieber Freund, Du siehst, daß Du heftig bist, nicht ich."

„Sie thut, als ob sie kein Wasser trüben könnte, nur um mich in ein falsches Licht zu stellen."

„Mein Gott, ich verzeihe Dir von Herzen, nur fahre nicht wieder so auf. Schlagen ist eine Brutalität."

„Ich bin verloren, sie spielt das Täubchen," rief der Mann, und ließ sich trostlos auf einen Stuhl fallen, dann sprang er wieder auf und rief wüthend:

„Na, ich wünsche Dir das beste Glück, ich wünsche, Du wärst bereits unter die Seligen aufgenommen und strahltest im Verklärungsscheine der Märtyrer, Du verruchte Höllenschlange."

Heine, der es müde war, diesen ehelichen Debatten länger beizuwohnen, verlangte nochmals, daß das Thor aufgezogen werde, die Frau willfahrte ihm und er verabschiedete sich von Lewald, der im Begriffe war, Rossini aufzusuchen.

Er stieg sechs Treppen hoch in dem Theatre-des-Italiens hinauf und schritt dann durch einen engen, langen Gang, der zu den Gemächern des berühmten Tonsetzers führte, und bat den im Vorzimmer weilenden Bedienten, ihn zu melden.

„Es ist mir leid, mein Herr, Ihren Wünschen nicht entsprechen zu können," sagte der Diener mit einem bedauernden Achselzucken. „Il Signore ist noch nicht zu sprechen, er liegt leidend zu Bette; wenn Sie aber nach drei Uhr wiederkommen wollen, so können Sie ihn zu jeder Stunde sprechen, da er heute sicher nicht ausgehen wird."

Dem armen Lewald blieb nichts anders übrig, als die sechs Treppen, die er mit so saurer Mühe hinaufgestiegen war, wieder hinab zu spazieren.

Als er nach drei Uhr wiederkam, wurde er sogleich vorgelassen. Der Maëstro war aufgestanden und saß in einem braunen, mit hellrother Seide gefütterten Schlafrock auf dem Sopha, das mit einer spanischen Wand umstellt war, um jeden Zugwind von ihm abzuhalten. Das Zimmer war sehr einfach möblirt, weder ein Instrument noch Musikalien waren zu sehen. Auf einem Tische lagen einige Bücher und Zeitungen. Rossini hatte eine Perrücke auf und sein Bart war bereits sorgfältig gekämmt.

„Ach, sind Sie wieder einmal in Paris?" rief er und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, dann mußte er an seiner Seite Platz nehmen. „Nun wie geht es Ihnen? immer munter und gesund?"

„O ja, mit der Gesundheit bin ich zufrieden, aber wie

ich sehe, hat Ihre Corpulenz abgenommen, besonders ist Ihr Gesicht magerer geworden."

„Ja, der Mensch wird alt, da ändert sich sein Aeußeres."

Lewald mußte das noch immer angenehme Gesicht des Maëstro's in dem jetzt die Nase bedeutend hervor trat, immer von Neuem wieder ansehen. Es kam ihm ordentlich vor, als ob er hübscher geworden sei. Sein feines Wesen und seine einnehmenden Manieren verriethen den vollendeten Weltmann, er machte einen höchst günstigen Eindruck.

„Nun," sagte er, „wie steht es denn jetzt mit der Musik in Deutschland; seit meinem Aufenthalt in Wien habe ich wenig mehr von den dortigen musikalischen Zuständen gehört. Ich war damals sehr liirt mit dem Kapellmeister Weigl, der die Zuvorkommenheit selbst gegen mich war. Ich habe ihn nur immer von Gewaltschritten zurückhalten müssen, zu welchen ihn der übergroße Eifer hinriß."

„Von Gewaltschritten?" rief Lewald befremdet.

„Ei ja. Ich wollte keinen sonst tauglichen Musiker um das Brod bringen, der nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge paßte, aber Weigl pflegte kurzen Proceß zu machen und war gleich Feuer und Flammen, aber doch ein grundehrlicher Mann."

„Hat es Ihnen in Wien behagt?"

„O ja, diese Stadt hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, und ich kann nur bedauern, daß ich nicht auch andere deutsche Fürstenresidenzen kennen gelernt habe."

„Sie waren auch in Frankfurt?"

„Ja, doch war mein dortiger Aufenthalt nur sehr vorübergehend, es gefiel mir nicht in dieser schachernden Krämerwelt. Doch sagen Sie mir, was macht denn Spontini?"

„Man sagt, daß seine Oper „Agnes von Hohenstaufen" bald vollendet werden soll."

„Ei, das klingt ja wie ein Mährchen. Nun, was gibt es sonst in der musikalischen Welt?“

„Herrliche Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy.“

„Bartholdy, wer ist das? Habe nie von ihm gehört.“

„Wie, Sie kennen diesen ausgezeichneten Componisten nicht?“ rief Lewald mit Befremdung, „und doch hat er längere Zeit in Paris gelebt und ist ein würdiger Nachfolger Beethoven's.“

„Dann kann ich es nur bedauern, daß ich heute seinen Namen zum ersten Mal höre; ich werde mich mit seinen Compositionen bekannt zu machen suchen, und es soll mich freuen, ihn so zu finden, wie Sie ihn schildern. Ja, die deutsche Musik ist nicht zu verachten,“ setzte er hinzu, „das sehen wir an den Hugenotten, von denen ich entzückt bin.“

„Aber werden denn nicht Ihre neuen Meisterwerke erscheinen, die Ihre Verehrer mit so großer Sehnsucht erwarten,“ erkundigte sich der deutsche Schriftsteller. „Ist es wahr, daß Sie sie so lange zurückhalten wollen, bis Ihr Proceß mit der Academie royale de musique entschieden sein wird?“

Rossini lächelte bitter.

„Meine Meisterwerke, wie Sie sie zu nennen belieben,“ sagte er, „sind fix und fertig in meinem Kopfe, aber es ist noch keine Note davon aufgeschrieben und ich habe auch noch keinen Text dazu. Und im Grunde, was brauche ich mich zu plagen, ich bin reich und habe Ruhm genug für's Leben, ich mag mich nicht mehr aus meinem dolce far niente aufrütteln lassen. Es soll mir nicht ergehen wie Euerm Weber. Als er nach London gehen wollte, sagte ich ihm: „Sein Sie kein Narr, bleiben Sie zu Hause und pflegen Sie Ihres Leibes!“ Du lieber Gott, wie sah der arme Mann so bleich und elend aus, er konnte fast nicht mehr gehen. Als er nicht auf mich hören wollte, bat ich ihn, sich wenigstens ruhig zu verhalten, nicht selbst zu dirigiren, um seine Gesundheit zu schonen. Wir Musiker thun es gern, aber wenn die Kräfte nachlassen, ist es Pflicht,

vorsichtig zu sein. Wer mir aber nicht folgte, war der eigensinnige Weber, und der bleiche Tod erfaßte ihn als seine Beute. Ich wunderte mich übrigens nicht, als ich es hörte, denn ich hatte sein Schicksal ja voraus gesehen."

Gleich darauf sagte er:

„Es ist gut, daß Sie nicht einige Wochen später gekommen sind, da würden Sie den Vogel ausgeflogen gefunden haben."

„Sie wollen Paris verlassen?"

„Ja, ich muß eine Reise nach Italien machen, nach meinem schönen Italien; zuerst nach Bologna, wo ich ein Haus habe, daß die Scala aus Gold als Inschrift trägt — nicht wahr, ein guter Gedanke das? . . . und dann erwartet mich dort meine Frau nach langer Trennung, die einst als Signora Colbran so berühmte Sängerin, für die ich alle meine Mezzo-Sopranpartien schrieb. Später will ich nach Neapel, ich habe viel Kirchencompositionen fertig, womit ich meine frommen Landsleute zu erfreuen gedenke."

Als Lewald bald darauf fortging, sagte der Maëstro:

„Ich hoffe, Sie noch einige Mal zu sehen, bevor ich abreise, und dann muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie beneide."

„Mich beneiden? und warum?"

„Weil Sie sich als Schriftsteller die schöne Aufgabe gestellt haben, überall das Merkwürdige und Schöne aufzusuchen, um sodann Ihre Landsleute davon in Kenntniß zu setzen."

Lewald verbeugte sich und ging mit einem verbissenen Lächeln fort; er wußte wohl, daß diese Aeußerung nicht ein Ergebniß von Rossini's Ueberzeugung war, sondern daß sie ihm ein Freund bei irgend einer Gelegenheit in den Mund gelegt haben mußte.

Den Abend verbrachte Lewald im Theater, wo er Victor Hugo's „Angelo" aufführen sah, dann wollte er noch eine Soirèe bei dem alten Baron Gerard besuchen, wo man die Elite der Künstlerwelt und stets viele ausgezeichnete Fremde zu finden

gewiß war. Ein Freund hatte ihm versprochen, ihn dort einzuführen, und er mußte diesen Freund im Ministerium des Innern abholen, wo er einer halb diplomatischen Soirée bei dem General-Secretair, Herrn Edmund Blanc, beiwohnte.

Sie begaben sich in die Rue-St.-Germain. Es war bereits spät, so daß sie fürchteten, daß sie die Gesellschaft bei Gerards bereits sehr zusammengeschmolzen finden würden, allein als sie noch eine stattliche Wagenreihe vor dem Hause halten sahen, sagte der Freund: „Es hat keine Gefahr, wir sind noch nicht die Letzten."

Lewald fand bei dem Ehepaar Gerard, als er ihm vorgestellt wurde, eine eben so freundliche, als zuvorkommende Aufnahme. Der siebzigjährige Greis war leidend, hatte den ganzen Winter noch nicht ausgehen können, dennoch stellte er seine Soirèen nicht ein, er fand ein Vergnügen darin, den ihm so nothwendigen Schlaf der Unterhaltung seiner Gäste zu opfern, und seine liebenswürdige Gattin stand ihm darin treulich bei.

Unter den Gemälden des Wirths, welche die Wände zierten, bemerkte man sogleich den berühmten Belisar und den Homer. Lewald stand bewundernd vor diesen Kunstwerken, als ihn sein Freund auf die Schulter tippte.

„Sehen Sie sich dort die Dame an und rathen Sie, wer sie ist."

„Die mit dem schmachtenden, blonden Kopfe?"

„Ja."

„Nun, wer ist sie? Wohl eine berühmte Künstlerin oder eine Schriftstellerin?"

„Weder das Eine noch das Andere. Es ist die Gräfin Giucciola, eine der Geliebten Lord Byron's."

„Ach, das ist interessant."

Lewald betrachtete die Dame genauer und fand noch immer eine schöne Frau in ihr.

„Sehen Sie ihre wunderschönen Hände, ihre niedlichen

Füßchen an. Kleine Hände und kleine Füße sind bei den Frauen die Wahrzeichen der Geburtsaristokratie, die Andeutung des Vollbluts."

„Ob sie Byron's wohl noch gedenken mag?"

„Aus Eitelkeit — gewiß, aus Liebe — möchte ich bezweifeln, — was sie mit ihm durchlebt, ist vorbei — das Herz hat seine Phasen, der Schmerz seine Grade, und die Zeit, diese Gebieterin der Welt, die weder Gnade noch Mitleid ausübt, trägt Alles auf ihren Flügeln fort, Schmerz und Freude, Ehre und Schmach, Alter und Jugend — Alles, Alles."

Der Freund zog Lewald fort in einen andern Saal.

„Hier muß ich Ihnen noch eine ehemals berühmte Schönheit zeigen, die sich jedoch nicht so gut erhalten hat, die Sängerin Grassini, die wegen ihres Verhältnisses mit Napoleon bekannt ist."

Auch diese Dame betrachtete Lewald genau, aber sie machte keinen günstigen Eindruck auf ihn. Ein Wald von dunkeln Haaren theilte sich auf ihrer etwas niedrigen Stirn und fiel in Locken zu beiden Seiten des Gesichts herab. Die zusammengewachsenen Augenbrauen würden ihrer Physiognomie etwas Tückisches gegeben haben, wenn nicht der Glanz der Augen, die stete Beweglichkeit der Naslöcher, die Anmuth der Lippen, die noch bei vorgerückten Jahren ein schalkhaftes, sinnliches Lächeln umspielte, den so zu sagen bösartigen Ausdruck ihres Gesichts gemildert hätten.

Der Freund stellte ihn auch der einst berühmten Vigano vor, die von ihrem Aufenhalt in Wien her, ziemlich gut deutsch sprach, und der Signora Crescenti, der wunderschönen Frau des Dichters, der nach Schiller's Räuber ein Libretto: I Briganti, zusammengesetzt hatte, das von Mercadante in Musik gesetzt worden war.

Die schöne Frau hatte zu Lewald's Leidwesen bereits gesungen und man äußerte sich jetzt noch mit Begeisterung über

den Wohlklang ihrer Stimme und ihren künstlerischen Vortrag. Man drang in sie, nochmals zu singen. Sie zögerte unschlüssig. Da kam Meyerbeer, dem Alles entgegen rief: „Ach, Maëstro, was haben Sie versäumt! Signora Crescenti hat gesungen."

„Und soll nur ich allein die süße Nachtigall nicht schlagen hören?" sagte er mit einem leisen Vorwurf, indem er die Hand der Sängerin an seine Lippen führte.

Sogleich stellte sich die liebenswürdige Frau wieder zum Flügel und brachte durch ihren kraftvollen und doch lieblichen Contrealt, und durch ihre brillante Manier eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Der ausdrucksvolle dramatische Vortrag wurde noch unterstützt durch die ausdrucksvollen Augen und den schönen Mund. Mit zurückgehaltenem Athem lauschten die entzückten Zuhörer, doch als sie geendigt hatte und Meyerbeer sein Bravo laut werden ließ, stimmte die Versammlung rauschend und begeistert in seinen Zuruf ein. Meyerbeer wandte sich herum und rief Lewald auf deutsch zu:

„Sie hat es wahrhaftig sehr gut gemacht!"

Lewald unterhielt sich eine Weile mit Dantan, dem ausgezeichneten Bildhauer, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigt, über die ganz Paris lacht. — Auch dem Schriftsteller Ancelot ließ er sich vorstellen, der, ein einfacher, bürgerlicher Mann, sich durch seine Theaterstücke ein bedeutendes Vermögen und einen wohlverdienten Ruf erworben hatte. — Sehr zufrieden mit den Genüssen des Abends, begab sich Lewald endlich nach Hause, um sich zur Ruhe zu legen.

An einem der nächsten Tage begab er sich in die stille Straße Tournon, wo Jules Janin ein großes, sehr bequemes Hôtel bewohnte.

Ueber eine breite Treppe gelangte er in ein Vorzimmer, in welchem der fünfunddreißigjährige Janin im Hemde stand und sich wusch. Er richtete die dunkelblauen, italienischen Augen auf den Eintretenden, und ihn erkennend, zeigte der schöne Mund,

der fast beständig lachte, die schönsten Zähne, und hieß den Bekannten von früherher freudig willkommen, dann bat er ihn, einstweilen in den anstoßenden Billardsaal zu treten, wo er sich bald zu ihm gesellen würde.

In diesem Saale standen einige junge Leute laut lachend und schwatzend umher. Am Kamin saß in einem hochgepolsterten, mit bunter, altmodischer Stickerei überzogenen Lehnsessel eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, in einem geschmackvollen Morgenkleide, das reich gestickt war — halb lachte sie mit, und halb schien sie zu schmollen. Es war die Marquise von N., die dem Kritiker mit solcher Liebe zugethan war, daß sie alle Rücksichten vergessend, bei ihm lebte.

Janin kam jetzt herein und nahm Lewald mit in seine Bibliothek, in der auf einem langen Tische wohl an fünfhundert Chargen von Dantan standen; überall sah man Porzellan und Spielereien auf Tischen und Schränken vertheilt, üppige Divans, weiche Tiger- und Bärenfelle. In einem kunstvoll geschnitzten Schrank war die Bibliothek Fenelon's aufgestellt und daneben stand das Spinett, das einst der unglücklichen Königin Marie-Antoinette gehört hatte.

Lewald überreichte ihm die Uebersetzung seiner contes nouveaux, worüber sich der Franzose wie ein Kind freute.

„O, das ist schön von Ihnen," rief er. „Sie machen mir eine große Freude ... Haben Sie auch den Artikel von Menzel über mich gelesen? Einige französische Blätter haben ihn übersetzt."

Er öffnete Lewald's Buch, er herzte und drückte es und rief vergnügt: „O, welch ein schönes Buch! Das sieht doch schon anders aus; sonst war ein deutsches Buch mit schlechten Lettern auf Löschpapier gedruckt und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen."

Lewald bat ihn jetzt um seine Mitwirkung bei der Theater-Revue.

„Gewiß, gewiß," rief Janin lebhaft, „allzuglücklich ist ja die französische Stimme, auf die man in Ihrem Lande der gelehrten Sprache hören wird; ich werde mich dieser Tage gleich darüber her machen, damit Sie meinen Artikel für Ihre Revue mitnehmen können. Ich kann Ihnen nicht sagen, bester Lewald, wie sehr es mich freut, Sie hier zu sehen. Und hören Sie, Sie müssen heute bei mir zu Mittag essen."

Lewald nahm die Einladung an und man kehrte in das Billardzimmer zurück, wo sich die Gesellschaft indessen durch eine Dame vermehrt hatte, die ihm Janin mit den Worten vorstellte:

„Madame Louise Collet — sie gehört zu unserm Handwerk."

Lewald wechselte einige Worte mit den Damen, dann sagte Janin, er wolle zu seinem Verleger laufen, um ein Exemplar seines neuen Romans: le chemin de traverse, der erst in der nächsten Woche ausgegeben werden sollte, für ihn zu holen.

Lewald ging, um einen Spaziergang durch den Garten des Luxembourg zu machen, und fand sich um sechs Uhr, der Essensstunde, wieder ein. Man führte ihn in das Schlafzimmer, wo die beiden Damen, nur von dem Kaminfeuer beleuchtet, im Dunkeln saßen.

Es war ein alterthümliches, prächtiges Gemach, in dem die hohen Wandspiegel das Bißchen Licht, das sie durch die Fenster empfingen, zurückstrahlten und Streiflichter auf die Wände warfen. Die Damen zogen ihn sogleich in ihr Gespräch, das sich um Janin's Verdienste als Schriftsteller, um seine Liebenswürdigkeit als Mensch drehte.

„Sagen Sie mir, mein Herr," rief die Marquise, „ob man in Deutschland Janin denn auch so recht nach seinem Werthe zu schätzen weiß und ob es wohl möglich ist, seinen herrlichen Styl, diese Zauberprosa, im Deutschen ganz wiederzugeben?"

„O ja," erwiderte Lewald, „man schätzt Herrn Janin nach Würde und die deutsche Sprache ist reich genug, um die Schönheiten der französischen wiedergeben zu können."

„Aber," hob die kleine Marquise wieder an, „ich habe doch von Jemand, der aus Deutschland kam, gehört, daß man Balzac mehr liebe, wie Janin. Ist denn Balzac bei Ihnen nicht auch eine Lectüre für Grisetten und Commis-voyageurs, Janin hingegen, der bevorzugte Autor, der vornehmen, geistig gebildeten Welt?"

„Allerdings ist das der Fall, Madame," antwortete Lewald, „man schätzt beide Autoren, jeden in seiner Art — Balzac mag populärer sein — Janin wird von der Aristokratie des Geistes bevorzugt."

Das freute die Marquise sehr, die nun von deutschen Schriftstellern sprach, doch wußte sie nicht viel davon zu sagen.

„Der Monsieur Heine," meinte sie, „ist eigentlich kein deutscher Autor mehr, er ist ganz französisch. Es ist nur Schade, daß er den Mund so unangenehm verzieht, wenn er französisch spricht."

„Ah, da finde ich Euch en tête-à-tête," rief plötzlich Janin, der mit einem lauten Gelächter in das halbdunkele Zimmer sprang und, mit dem Hut auf dem Kopfe, die kleine Marquise küßte, dann schüttelte er Lewald die Hand und verlangte zu Tische zu gehen, denn es war sieben Uhr vorbei.

„Sie müssen sich noch gedulden," sagte die Marquise, die es übel vermerkte, daß ihr Geliebter so lange ausgeblieben war; — so mußte der Hungrige geduldig warten und die Anderen mußten ihre knurrenden Eingeweide bis neun Uhr beschwichtigen — da erst schellte die Marquise, und der Bediente meldete, daß aufgetragen sei. Indessen hatte aber Janin sein Windspiel vorgenommen. „Alerte, Ji," rief er, „alerte" und kniff dabei das Thier bald in den Schwanz, bald zerrte er es bei den Ohren. Der Hund bellte und sprang wie besessen, der Herr schrie und lachte.

„Aber Janin, so machen Sie doch endlich dem unleidlichen Hundegebell ein Ende.... Jules, Sie sind verrückt....

Geben Sie mir doch den Arm, um mich in den Speisesaal zu führen," rief die Marquise ärgerlich.

Es war ein Viertel auf zehn, als man sich endlich zu Tische setzte, das Essen war gut und der Bordeaux vortrefflich. Anfänglich schmollte die Marquise, bald wurde sie gesprächig, als Janin von einer Dame sprach, die er gegen die Angriffe seiner kleinen Freundin sehr in Schutz nahm.

„Schweigen Sie mir von Ihrer albernen Herzogin," rief sie endlich, „c'est une gueuse, nichts mehr und nichts weniger."

Dieser Ausdruck schien Janin ungemein zu belustigen, und er lachte noch mehr, als die Marquise von der Herzogin auf die Gräfin Merlin übersprang, — die eben ihre Memoiren herausgegeben hatte — und sie gottesläſterlich herunter machte.

Nach der Mahlzeit wollte man noch in's Theater français gehen, um die letzten Acte eines Victor Hugo'schen Trauerspiels zu sehen. Lewald mußte jedoch die Einladung, mitzugehen, ablehnen, da er sich bereits an einen Ort versagt hatte, wo ihm die ausgezeichnetsten musikalischen Genüsse winkten.

Während die Damen sich entfernten, um ihre Toillette zu machen, standen die beiden Herren im vertraulichen Gespräche an einem niedrigen Ofen.

„Ich muß wirklich bedauern, das Leben in Deutschland nicht zu kennen," sagte Janin.

„Ei, so lernen Sie es kennen, das ist ja ein Leichtes," erwiderte Lewald.

„Ja, wenn ich mich zum Reisen entschließen könnte — aber das kann ich nicht, denn ich hasse jede Unbequemlichkeit und bin nicht im Stande, mich von den mir liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen. Dann fürchte ich auch die ungeheuren Kosten, die mir eine Reise mit der Marquise bei meiner gewohnten Lebensweise verursachen würde; und endlich kann ich mich nicht entschließen, Paris auf längere Zeit zu verlassen;

ein Feuilletonist muß immer auf dem Platze sein, wenn er seine Stelle nicht von einem Andern eingenommen sehen will."

Jetzt kamen die Damen aus dem Boudoir zurück. Die Marquise hatte einen weiten, vorn offenen Ueberrock von rosa Seidenstoff an, der mit großen Schleifen verziert war; auf dem Kopfe trug sie eine weiße Toque, von der ein Paradiesvogel herabwehte, und über die Schulter hatte sie einen Schwanenpelz geworfen. Diese reizende Toilette stand der zarten Blondine sehr wohl. Lewald begleitete die Damen an den Wagen und nahm dann Abschied, um in seine Soirée zu eilen.

Bei seinem Eintritte in den Saal wurde er sogleich von einem großen, starken Mann, mit einem gelben, ausdrucksvollen Gesicht und Wollhaaren, dem man die Abstammung von einem Mulatten ansah, in Beschlag genommen. Es war Alexander Dumas.

„Mein lieber Lewald," rief er und hing sich in den Arm des Eintretenden. „Sie wissen, daß ich deutsch verstehe, und daß meine liebenswürdige Lehrmeisterin, die Gräfin X., mir übersetzt, was ich beim Lesen nicht verstehe. Ich habe kürzlich das Käthchen von Heilbronn gelesen und bin entzückt von der anmuthigen Naivetät dieses kindlichen Characters. Auch mit den Novellen Arnim's bin ich bekannt geworden, und habe es versucht, meinem neuesten Drama, Don Juan de Marana, eine deutsche Färbung zu geben. Hören Sie, Sie müssen der Vorlesung dieses Drama's beiwohnen, daß Boccage in acht Tagen in einer Privatgesellschaft veranstalten wird."

Lewald bedauerte, dieser Aufforderung nicht Folge leisten zu können, da er in acht Tagen Paris bereits wieder verlassen haben würde und Dumas ließ ihn bald darauf los, um seine Huldigung einer schönen Dame darzubringen.

Wir können unmöglich Lewald in alle seinen Soiréen und bei seinen Besuchen begleiten — nur bei einem einzigen wollen wir ihm noch folgen, den er am Tage vor seiner Abreise in

der Rue-Lafitte in dem Hause des ältern Freiherrn Salomon von Rothschild machte, der seinen Wohnsitz von Wien erst vor wenig Jahren nach Paris verlegt hatte.

Ein Portier stand in der Halle und wies ihn über eine mit Blumen besetzte Treppe in die Wohngemächern des obern Stocks, wo die Bedienten in glänzender Livree standen. Im Vorsaal, in dessen Mitte ein Schreibtisch stand, damit die Besuchenden ihre Namen aufschreiben konnten, fand er den anmeldenden schwarzgekleideten Kammerdiener.

Dieser sagte ihm, daß sich der Freiherr eben in Wien befände, die Frau Baronin ihn aber annehmen würde, und führte ihn durch den Wartesaal, in dem eine fremde Dame am Kamin saß, die wahrscheinlich auf eine Audienz wartete, in den großen Salon, der in dem Schmucke enkaustischer Gemälde und reicher Goldverzierungen prangte. Deckenhohe Spiegel hingen an den Wänden, zwischen welchen riesige, aus Goldbronze gegossene Sessel standen, die auf großen Rollen von der Stelle bewegt wurden.

Der Kammerdiener kam wieder, meldend, daß der Besucher angenommen sei, und führte ihn durch einen blauen Saal, in dem Möbel von braunem Holz, mit weißem Seidendamast überzogen, auf einer blauen Estrade standen, die sich sehr gut ausnahm. Auch durch den ganz mit Schnitzwerk aus seltenen Holzarten überkleideten Speisesaal mußte er schreiten, bevor er in den Wohnsalon gelangte, in dem er die Hausfrau auf einem Divan sitzend fand, die, in sehr einfachen Verhältnissen erzogen, sich nicht recht heimisch in der sie umgebenden Pracht zu fühlen schien. Sie war ihrem Gaste gegenüber freundlich, aber doch nicht ganz frei von einem gewissen Zwang und wurde eine ganz Andere, als nach einer Viertestunde die Thür aufging und eine alte Dame hereintrat, die sie mit großen Freudenbezeugungen empfing und sich allsobald in vertrauliche Herzensergießungen gegen sie erging, in denen oft der

jüdische Jargon vorwaltete und alle geschraubten Phrasen der vornehmen Welt ausgeschlossen waren. Es war Madame Beer, die Mutter Meyerbeer's, die von Berlin nach Paris gekommen war, um ihren Sohn und ihre alte Freundin zu besuchen.

Fühlend, daß er bei diesem Gefühlsaustausch verwandter Seelen zu viel war, empfahl sich Lewald und ließ die beiden Matronen allein.

Am folgenden Morgen frühstückte er noch einmal bei Heine, der ihn sodann in den Messageriehof begleitete.

Das Scheiden ward Beiden schwer; sie hatten sich wieder so sehr an einander gewöhnt. Kein Tag war vergangen, ohne daß sie sich gesehen hatten.

Jetzt waren die Pferde angespannt, der Conducteur rief die Namen der eingeschriebenen Passagiere auf. Heine und Lewald drückten sich die Hände und umarmten sich.

„Es ist mir wirklich leid, daß Sie gehen," sagte Heine, „denn Sie sind Einer der Wenigen, die ich ohne alle Anstrengung lieben kann."

Lewald stieg ein, und als er dem Freunde nochmals die Hand aus dem Schlage heraus reichte, rief ihm dieser lachend zu:

„Sagen Sie Denen in Deutschland, die mich einen Zerrissenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeste unter ihnen Allen bin."

Ein muthwilliger Mädchenstreich.

An einem schönen Sommermorgen, stieg von einem leichten Sprühregen überrascht, eine ältliche Dame, welche ganz das Ansehen einer Gouvernante hatte, mit zwei jungen Mädchen in einen Omnibus. Ein junger, schöner Mann von ritterlichem Ansehen und den feinsten Manieren, der ebenfalls mitzufahren beabsichtigte, war ihnen beim Einsteigen behülflich. Während der Fahrt hing sein Auge mit Wohlgefallen an der jüngeren der beiden schönen Gestalten, und als das Fuhrwerk sein Ziel erreicht hatte, war er der Erste, welcher heraussprang, um den Damen, mit denen er unterwegs kein Wort gewechselt hatte, seine gelbbehandschuhte Hand zu bieten, dann entfernte er sich mit einer stummen Verbeugung und ein leiser Seufzer des Bedauerns entglitt seinen schön geformten Lippen.

Die Damen, die im Fouburg-du-Roule abgestiegen waren, schritten auf ein kleines Haus zu, in dem sie das oberste Stockwerk erklimmten, um eine im Elend schmachtende Kranke zu besuchen, die ihrem nahen Ende entgegen sah.

Vor allen Dingen müssen wir dem Leser sagen, wer diese Damen waren.

Die Eine, ein schlankes Mädchen von beiläufig zwanzig Jahren, deren Gesichtszüge mehr interessant als schön waren, hieß Marie Capelle und war die verwaiste Tochter eines Artil-

lerieobersten, der durch einen losgegangenen Schuß sich auf der Jagd verwundet hatte und in Folge dieser Verwundung gestorben war. Das junge Mädchen hielt sich jetzt in Paris bei ihrer Tante, der Baronin Garat, der Gemahlin des Bankdirectors auf, und war im Begriff, eine alte, treue Dienerin ihrer Familie zu besuchen, die lange in einer unglücklichen Ehe gelebt hatte und nun ihrer Befreiung durch den Tod entgegen sah. Marie brachte ihr geistigen Trost und körperliche Labung mit, denn sie war weichherzig und übte gern Wohlthaten aus.

Sie wurde begleitet von ihrer nur einige Jahre jüngere Freundin, Marie Alexandrine de-Nikolai, und deren Gouvernante, Mademoiselle Delvaux.

Nachdem sich die Damen über eine Stunde bei der Kranken aufgehalten hatten, entfernten sie sich wieder unter tausend Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Als sie auf die Straße kamen, läutete es eben in der kleinen Kirche St.-Philibert-du-Roule zur Messe.

„Meine Damen," sagte die Gouvernante zu den beiden jungen Mädchen, „wenn Sie nichts dagegen hätten, so möchte ich wohl auf eine halbe Stunde eine Cousine besuchen, die in diesem Stadtviertel wohnt, und die ich in Ewigkeit nicht mehr gesehen habe."

„Und da sollen wir Sie wohl begleiten, Mademoiselle Delvaux?" fragte Alexandrine de-Nikolai.

„Das würde eine bedeutende Ehre für meine Verwandte sein, allein bei ihrer großen Schüchternheit würde es sie auch beängstigen und unsere Herzensergießungen hemmen."

„Aber wo sollen wir indessen bleiben?"

„Wenn die Damen die Messe hören wollten, so dürfte die Kirche wohl der schicklichste Aufenthalt für Sie sein," meinte die Gouvernante.

Das waren die jungen Freundinnen zufrieden, denn Beide waren fromm und besprachen sich gern mit Gott. Sie eilten

leichtfüßig die Stufen des Portals hinan, während die Gouvernante um die nächste Straßenecke verschwand.

In der Kirche gingen sie in den ersten besten Stuhl und kamen neben einen Herrn zu knieen, der das Gesicht empor gerichtet, in brünstiges Gebet versunken zu sein schien. Sich ihrer eigenen Andacht hingebend, beachteten sie ihn Anfangs nicht. Plötzlich aber stieß Marie ihre Freundin an und deutete mit den Augen auf den neben ihr Knieenden. Alexandrine warf einen Blick auf ihn und erkannte ihren Nachbar aus dem Omnibus. Sie tauschte ein Lächeln mit der Freundin aus und schien dann andächtiger als zuvor in ihr Gebet zu versinken und verwandte keinen Blick mehr von dem Altar, an welchem der Priester so eben die Hostie erhob.

Der Beter, dessen Auge bisher nur an dem Altarbilde gehangen hatte, schlug sich andächtig vor die Brust, doch als er jetzt den momentan gesenkten Blick wieder erhob, streifte er zufällig seine Nachbarin und augenblicklich war seine Andacht verschwunden. Das Weltkind wurde schwach in ihm, die Inbrunst zur Madonna schlug in Liebe zu der schönen, betenden Alexandrine um, und als sich nach beendigter Messe die Damen erhoben, erhob auch er sich und eilte von der andern Seite des Kirchenstuhls nach dem Ausgange hin, wo er ihnen mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung Weihwasser bot, das sie erröthend annahmen.

Vor der Thür harrte ihrer die Gouvernante, und da eben ein Omnibus vorüber kam, so bestiegen sie denselben und fuhren fort.

Die Freundinnen stiegen an verschiedenen Punkten aus, nachdem Alexandrine versprochen hatte, zu Tische in das Bankgebäude zu kommen.

Als Marie in das Zimmer ihrer Tante kam, fand sie diese in großer Aufregung. Seit einiger Zeit waren mehre kleine Diebstähle im Hause vorgefallen, ohne daß man den Thäter er=

mitteln konnte; kleine Schmuckgegenstände, ein Ring, goldene Schaustücke waren spurlos verschwunden, und heute Morgen war eine Banknote von fünfhundert Franken abhanden gekommen. Madame Garat war außer sich.

„Wohin soll das kommen, wenn das so fortgeht?" sagte sie; „ein Hausdieb ist etwas Entsetzliches .... ich werde nicht mehr in Ruhe schlafen können, werde Mißtrauen in alle meine Diener setzen ... o, ich bin maßlos unglücklich."

Marie schlang die Arme um ihre Tante und küßte sie.

„Nimm Dir es nicht so sehr zu Herzen, liebes Tantchen," sagte sie, „fünfhundert Franken sind die Welt nicht, und Du bist reich, Du kannst sie verschmerzen."

„Meinst Du! fünfhundert Franken sind keine Kleinigkeit; Dein Onkel muß dafür arbeiten, bis er sie verdient hat. O, wenn ich nur wüßte, welcher von meinen Leuten der freche Dieb ist."

„Ich glaube nicht, Tante, daß einer Deiner Leute die Banknote entwendet hat," sagte Marie mit Ueberzeugung, „o nein, gewiß nicht, sie sind alle brav und ehrlich, ich möchte die Hand für sie in's Feuer legen."

„Gutes Kind, in Deiner Unschuld kennst Du die Welt so wenig. Aber wer soll der Dieb sein, wenn nicht einer meiner Leute."

„Bedenke doch, Tante, daß das Bankgebäude täglich von unzähligen Menschen besucht wird, ein Uebelthäter kann sich hinaufgeschlichen, kann eine offene Thür gefunden haben, ein rascher Griff und die Banknote war sein."

„Das könnte allerdings sein, aber wer weiß ... Dein Onkel ist zu dem Polizeipräfecten gegangen und hat die Anzeige gemacht; vielleicht gelingt es, den Dieb zu entdecken."

„So wird wohl eine Haussuchung stattfinden?" fragte Marie mit dringender Hast und seufzte dabei tief.

„Vielleicht, mein Kind! Doch habe nicht allzuviel Mitleid mit dem Dieb, ein solcher verdient keine Schonung."

Sie küßte ihre Nichte zärtlich, denn sie liebte das verwaiste Mädchen aufrichtig, überhäufte sie mit Beweisen ihrer Zuneigung, hegte die größte Theilnahme, die innigste Fürsorge für sie, so wie Marie denn überhaupt geliebt war. Das geistreiche, fein gebildete Mädchen war eine gerngesehene Erscheinung in den Salons der großen Welt; ihre lebhafte, exaltirte Phantasie gab ihrem Geiste, der sich mit Romanen der neueren Richtung, vorzüglich mit denen der George Sand genährt hatte, etwas Romantisches, das bezauberte. Madame de=Valence, die Tochter der Frau von Genlis, die eine ausgezeichnete Dame war, liebte sie sehr. Madame Clemence de=Montbreton, die Schwester Alexandrines de=Nikolai, war ihr innigst zugethan; die ganze Familie Nikolai ließ es sich angelegen sein, ihr die wärmste, unbedingteste Freundschaft in Worten und Werken zu beweisen.

Madame Montbreton, eine geistreiche, liebevolle Dame, ließ es sich besonders angelegen sein, Marie, die sie vor drei Jahren zur Zeit ihrer Verheirathung kennen gelernt hatte, als eine unglückliche Waise zu hegen und zu pflegen. Sie bewunderte die glückliche Fassungskraft und Anmuth ihres Geistes, schätzte sich glücklich, wenn sie ihr Alles, was sie auf dem Herzen hatte, mittheilen konnte, ließ sie an ihren Vergnügungen theil nehmen und bewies ihr stets mit Hand und Mund, wie theuer sie ihr war. Sie hatte sie ihrer Mutter mit dem Wunsche empfohlen, daß sie die Freundin ihrer jüngeren Schwester Alexandrine werden möge, und dieser Wunsch hatte sich denn auch zur That gestaltet.

An dem Tage, den wir bereits zu beschreiben begonnen haben, schlenderte Heinrich Heine am Spätnachmittag durch die elysäischen Felder, als er mit einem jungen Manne zusammen traf, der ihm mit einem freundlichen Gruß die Hand bot.

„Guten Tag, mein lieber Clavet," sagte Heine, die ihm

dargebotene Hand herzlich schüttelnd, „sind Sie etwa auf der Griesettenjagd begriffen?“ setzte er scherzend hinzu.

„Nein, mein Lieber, dazu sind die elysäischen Felder kein günstiges Terrain, hier findet man nur Loretten und dergleichen Wild. Grisetten jagt man nur im Quartier Latin mit Glück.“

„Da haben Sie Recht, mein lieber Dichter! Aber Sie scheinen hier doch etwas Liebes zu suchen. Ihre Augen schweifen so sonderbar umher, Sie sind nicht in Ihrem gewohnten Zustand.“

„Vielleicht haben Sie Recht. Ich suche nach würdigen Gedanken, um einen Engel zu verherrlichen. O, Monsieur Heine, ich habe heute eine Erscheinung gehabt, eine himmlische Erscheinung, wie sie nur den Begünstigten des Himmels zu Theil wird.“

„Sie spannen meine Neugierde — erzählen Sie mir das, Clavet.“

„Heute nicht, ein andermal, der Eindruck ist noch zu neu, zu überwältigend, ich muß ihn erst in mir zerarbeiten, muß mich sammeln.“

In diesem Augenblick rollte ein herrlicher Phaeton vorüber, in dessen mit weißem Sammt ausgeschlagenem Innern vier Damen saßen. Zwei ältere Frauen, die sich durch einfache Eleganz auszeichneten nahmen den Hauptsitz ein, zwei junge Mädchen, die in allen Reizen der Frühlingsfrische und Schönheit blühten, saßen ihnen gegenüber.

Heine zog den Hut vor den Damen ab, wovon zwei ihm bekannt zulächelten. Sein Begleiter stand wie entzückt, mit verklärtem Angesicht und strahlenden Augen da.

Auf Befehl der einen Dame hielt der Wagen still. Sie winkte Heine zu sich heran, der sogleich an den Schlag eilte.

„Mein lieber Herr Heine,“ hob sie an, „ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit gesagt, daß Madame de-Montbreton, die Freundin meiner Nichte, Sie kennen zu lernen wünscht. Wir

werden heute Abend bei ihren Aeltern, der Familie de-Nikolai zubringen. Wollen Sie uns dahin begleiten, so wird dieses die passendste Gelegenheit sein, Sie vorzustellen."

„Ich werde die Ehre haben, mich in Ihrer Wohnung einzufinden, Frau Baronin."

„Gut, aber kommen Sie ja nicht später, als zwischen neun und zehn Uhr."

Während dieses Gesprächs hatten sich die beiden jungen Mädchen mit bedeutsamen Blicken einander angesehen, dann flüsterte die Eine der Andern lachend in's Ohr:

„Zum dritten Male an einem Tage! das verwickelt sich, Alexandrine. Eigentlich müßte er uns nach dem Volksgebrauch einen gateau de Nanterre kaufen."

Indessen hatte die ältere Dame Heine durch einen Wink der Hand verabschiedet.

Der Wagen rollte weiter.

Clavet stand mit dem Hut in der Hand, regungslos da und sah den Wagen mit begeisterten Blicken nach.

„Sie ist's! sie ist's!" rief er, als Heine zu ihm zurück kam. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, bester Heine, sagen Sie mir, wer das himmlische Mädchen ist?"

„Welche von den Beiden?"

„Die mit dem bleichen Engelsgesicht, den großen, schönen Augen und dunkeln Haaren."

„Sie sind Beide bleich, haben beide große Augen und dunkle Haare, Sie müssen mir Ihre Flamme näher bezeichnen."

„Vermag ich es!" rief Clavet in fieberhafter Ungeduld, „ich habe die Andere gar nicht angesehen."

„Ja, dann werde ich Ihnen schwerlich auf die Sprünge helfen können. Nur so viel will ich Ihnen sagen, daß die eine Marie Capelle heißt und die Nichte der Bankdirectorin, Baronin Garat ist, die eben mit mir sprach. Die beiden andern Damen, die in den Wagen saßen, sind mir unbekannt."

Clavet's leicht erregbares Dichtergemüth war in der höchsten Aufregung. Heine ging ihm zu langsam und lachte ihn aus, wenn er seinen schwärmerischen Gefühlen Worte gab. Ein Dritter kam dazu, und so trennte er sich von dem Bekannten, um mit Riesenschritten in der Richtung fortzustürmen, welche der Wagen eingeschlagen hatte. Er hatte denn auch das Glück, denselben noch einmal zu erblicken, als er eben in eine andere Allee einbog, ward jedoch von den darinsitzenden Damen nicht bemerkt.

Abends zur bestimmten Stunde fand sich Heine in dem Bankgebäude ein, wo er die Baronin Garat und ihre Nichte allein traf. Bald darauf bestieg er mit ihnen den Wagen, um in die Behausung der Familie de-Nikolai zu fahren.

Heine's Vorstellung fand in den üblichen Formen statt; er ward sehr freundlich von dieser liebenswürdigen Familie aufgenommen, besonders war Madame de-Montbreton bemüht, ihm viel Schönes über seine Werke zu sagen, die sie in der Originalsprache gelesen hatte, da sie deutsch verstand, es aber nicht geläufig zu sprechen vermochte.

Es waren mehre Literaten und Musiker von Ruf zugegen, die theils plaudernd auf und abgingen, theils mit einigen Damen um einen Tisch gruppirt waren, der mit Albums und den neuesten Erscheinungen aus der schönen Literatur belegt war.

Plötzlich stieß Heine auf den Componisten Bellini, dessen hochaufgeschossene schlanke Gestalt sich zierlich, ja coquett durch den Salon bewegte. Sein sorgfältiger Anzug stand im Einklange mit seinem regelmäßigen Gesicht, das länglich und blaßröthlich von hellblonden, fast goldenen Haaren umgeben war, welche in dünnen Löckchen frisirt, seine sehr hohe, edle Stirn beschatteten. Die gerade Nase, das runde Kinn, der schön geformte Mund machten einen guten Eindruck, der jedoch durch die bleichen blauen Augen in etwas entkräftet wurde. Seine

Züge hatten etwas Unbestimmtes, Characterloses, das an Milch und Wasser erinnerte, und in diesem Milchgesicht quirlte manchmal süßsäuerlich ein Ausdruck von Schmerz, der den fehlenden Geist ersetzte, aber es war ein nur oberflächlicher Schmerz, der poesielos in den Augen flimmerte und ohne Leidenschaft in den Lippen zuckte.

„Ach, Bellini, lieber Maëstro," rief ihm Heine lachend entgegen, „freue mich, Sie zu sehen, wie geht es Ihnen?"

„O viel gut nicht," erwiderte er in seinem gebrochenen Französisch. „Hab viel Weh, viel Schmerz in meine Erz. Sono povero diabolo."

[*] „Daß Sie viel Schmerz haben, scheint Ihre ganze Gestalt veranschaulichen zu wollen," erwiderte Heine sarkastisch. „Ihre Haare sind so schwärmerisch wehmüthig frisirt, die Kleider sitzen Ihnen so schmachtend am Leibe, Sie tragen Ihr spanisches Röhrchen so idyllisch, daß ich bei Ihrem Anblick immer an die jungen Schäfer erinnert werde, die mit bebänderten Stäben und hellfarbigen Röckchen und Höschen minandiren. Ihr Gang ist jungfräulich, elegisch, ätherisch. Ihr ganzer Mensch sieht aus wie ein Seufzer in escarpins."

„O, Monsieur Eine, Sie viel schlimm Mensch! Sie sich immer moquir über gute Maëstro Bellini, der doch hab' gefunden viel Beifall bei der Damen."

„Beifall, o ja, den mögen Sie erregt haben, ich zweifle jedoch, daß es Ihnen gelungen ist, je eine große Leidenschaft zu erwecken."

„Sie hab' ein bös' Erz, Monsieur Eine, Sie laß' mir nie Gerechtigkeit widerfahren."

„Gerechtigkeit, o ja! ich erkenne Sie als ein Genie... aber.... Wie alt sind Sie jetzt, Bellini?"

„Ich werd' haben bald die vierunddreißigste Jahr."

„Vierunddreißig Jahr!" rief Heine, „armer Bellini, das ist gerade die gefährlichste Zeit für die Genies, und ich pro-

phezeihe Ihnen, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Genie sterben werden, sobald Sie das gefährliche Alter erreichen.“

Trotz des scherzenden Tons, ängstigte diese Prophezeihung dennoch den Componisten der Norma, des Belisar's und so vieler anderer herrlichen Tonwerke in dem Maße, daß er alsobald mit zwei ausgestreckten Fingern gegen Heine das Gettatorezeichen machte — das ist das Zeichen, welches die Italiener zu machen pflegen, um sich vor den Einwirkungen des bösen Blicks zu bewahren, dann hielt er sich die Ohren zu und lief fort.

Heine machte sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus, den guten Mann, der gern am Leben bleiben wollte, der eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen den Tod hatte, der nichts vom Sterben hören wollte und sich davor fürchtete wie ein Kind, das im Dunkeln schlafen soll, stets zu necken und zu schrauben und ihm sein nahes Ende zu verkündigen.

Kaum hatte sich Bellini von ihm entfernt, als sich eine weiche, warme Hand auf die seinige legte und eine sanfte Stimme flüsterte:

„Sie haben den Scherz zu weit getrieben, Herr Heine, Sie sollten den guten Bellini nicht auf eine so unverantwortliche Weise necken und ängstigen, er ist ein so gutmüthiger Mensch.“

Es war Marie Capelle, die so gesprochen hatte, und die, während sie sprach, ihre Flammenblicke so tief in die Augen des deutschen Dichters einbohrte, daß er fühlte, wie daraus ein warmer, magnetischer Strom in seinen Körper überging, und er ihr unwillkürlich in die Fenstervertiefung folgte, in die sie ihn geschickt zu drängen wußte.

„Ich gebe zu, Mademoiselle,“ erwiderte er, „daß Bellini ein gutes, liebes Kind ist, nur ist er manchmal etwas unartig, aber dann braucht man ihm nur mit seinem baldigen Tod zu drohen, dann wird er gleich kleinlaut und macht das Gettatorezeichen.“

„Aber eben weil sich der harmlose, kindlich gute Mensch vor dem Tode fürchtet, ist es grausam ihn damit zu necken."

„Ja, sehen Sie, Mademoiselle, Bellini's ganzes Wesen hat für mich etwas Spaßhaftes, Ungenießbares, darum muß ich ihn peinigen ... und dann spricht er ein Französisch, das wahrhaft schauderhaft ist."

„Allerdings spricht er das Französische entsetzlich schlecht."

[*] „O," rief Heine eifrig aus, „schlecht ist zu wenig, sagen Sie entsetzlich, blutschänderisch, weltuntergangsmäßig; er radbrecht die armen französischen Worte, wie ein Henker die Glieder seines Schlachtopfers."

Bellini hatte sich inzwischen an's Piano gesetzt und ließ die süßesten Melodien erklingen. Um so ungestörter konnten die Beiden in der Fenstervertiefung plaudern. Als das Thema über den Componisten erschöpft war, ging Marie nun zu ihrem eigentlichen Zweck über.

„Sie hatten heute in den Champs-Elysee einen jungen Mann bei sich. Darf ich fragen, wer er ist?"

„Warum nicht, Mademoiselle. Jener Herr ist der Dichter Felix Clavet, von dem Sie bereits gehört oder gelesen haben werden."

„Ja, ich glaube in einer Revue Gedichte von ihm gelesen zu haben. Ist er ein Pariser und von guter Familie?"

„Er ist in Bearn geboren. Sein Vater ist ein wohlhabender Mann, der, um seinen Kindern eine bessere Ausbildung geben zu können, nach Paris zog, und da er eine ausgedehnte literarische und wissenschaftliche Bildung besitzt, den Plan entwarf, seine Kinder mit andern zu erziehen; er gründete daher ein Erziehungsinstitut im Faubourg-du-Roule, das vortrefflich gedieh. Später schickte er seinen ältesten Sohn Felix auf das Collège, und nach vollendeten Studien entschied sich dieser für die literarische Carriere. Als Mann von einnehmendem Aeußern, feiner Lebensart, tüchtigen Kenntnissen und einem

ansprechenden poetischen Talent, ist er eine gern gesehene Erscheinung in der Salonwelt."

„Er hat allerdings eine nette Figur, feurige Augen, eine edle, selbstbewußte Haltung."

„Sagen Sie, er hat etwas Stolzes, Ritterliches, Phantastisches! Mademoiselle scheinen sich sehr für ihn zu interessiren," setzte Heine etwas scharf hinzu.

„O, ich nicht, nein, gewiß, ich nicht," rief Marie hoch erröthend, „aber eine Freundin von mir möchte Näheres über ihn erfahren. Glauben Sie mir, Herr Heine, ich sage die Wahrheit, hier, ich gebe Ihnen meine Hand darauf, daß ich die reine Wahrheit sage."

Bei diesen Worten legte sie ihre Hand in die Hand des Dichters und zog sie im weitern Verlauf des Gesprächs nicht wieder zurück, ja, sie drückte Heine's Hand von Zeit zu Zeit recht innig.

„Ihr Freund ist wohl ein guter Katholik," fragte sie nach einer Pause.

„Ja," antwortete Heine, „und als solcher besucht er die Kirchen, schwelgt in Orgelklang und Chorgesang, versinkt in fromme Betrachtungen — doch wenn er eine schöne Betende gewahrt, so verkehrt sich seine Andacht in irdische Liebe, sobald ihr schönes Auge dem seinigen begegnet; er schleicht ihr nach, träumt Wochenlang von ihr, verherrlicht sie in seinen Gedichten zu einem Engel des Lichts, zu seinem Genius. Aber dabei hat es in der Regel sein Bewenden, er will von seiner Angebeteten nichts weiter, als Stoff zu einer Gefühlsschwärmerei."

„So ist er wohl durch und durch ein Schwärmer, so zu sagen ein Kopfhänger?"

„Weit gefehlt, Mademoiselle. Heiterkeit und kecker Jugendmuth machen ihre Rechte auch auf ihn geltend. Ist er bei Gelde, so kümmert er sich wenig um Poesie und Liebe. Spazierritte, Landpartien, comfortable Gelage sind dann das Element, in

welchem er wie der Fisch im Wasser schwimmt, und man kann sich in solchen Stunden keinen närrischeren Burschen denken, als ihn. Freigebig wie ein Cavalier, mitunter verschwenderisch wie ein Lebemann, zahlt er seine Schulden stets als Ehrenmann und gibt gern den Armen und Unglücklichen."

„Sie schildern da in der That einen sehr edeln Character," sagte Marie mit Wärme, „wenn anders das entworfene Bild wahrheitsgetreu ist."

„Das ist es, Mademoiselle, ich sage eher zu wenig, als zu viel. So lange das Geld bei Clavet vorhält, ist es ihm eine Chimäre; leiden seine Taschen aber an einer bedauerlichen Ebbe, so sperrt er sich in sein Poetenstübchen ein, studirt die alten und die neueren Dichter und schreibt einen Band Elegien, die ihm sein Verleger sehr anständig honorirt."

„Ihr Freund muß wirklich eine höchst interessante Persönlichkeit sein. Ich hielt ihn für einen aus Algier zurückgekehrten Offizier, weil er den Arm in einer Binde trägt."

„Er hat kürzlich ein Duell gehabt, wobei er einen Schuß in den Arm erhielt, der noch nicht ganz geheilt ist."

„Wegen eines Liebeshandels?"

„Wer weiß! vielleicht gar nicht einmal auf eigene Rechnung. Reizbar wie Clavet ist, steigt ihm zwar das Blut bei der leichtesten Beleidigung sogleich in den Kopf und er fordert Genugthuung. Die Ehren- und Geldangelegenheiten seiner Freunde betreibt er ganz wie seine eigenen, er verbürgt sich für sie mit seinem Ehrenworte und gibt für sie, wenn es sein muß, auch mit Degen und Pistolen Rede und Antwort."

Clavet's Character interessirte Marie ganz ungemein, sie stellte Frage auf Frage an Heine, der sie ihr willig und aufrichtig beantwortete, während ihre Hand fortwährend in der seinen lag, bis sie endlich ausrief:

„Nein, dieser Mensch ist aber doch ein Original, wie man deren wenige findet. Ich glaubte bisher, Gesinnungen, wie die

seinigen, fände man nur in Romanen und auf der Bühne. Er weicht ja ganz ab von dem Pfade, den die jungen Herren gewöhnlich zu verfolgen pflegen."

„Er ist allerdings eine eigenthümliche Natur," erwiderte Heine, „auch pflegen wir ihn wegen seiner edelmännischen Liebhabereien den Cardinal Richelieu zu nennen, denn wie dieser möchte auch er die Louisd'or erst in Rosenwasser baden, bevor er sie in die Hand nimmt."

Als Heine schwieg, sagte Marie mit Innigkeit:

„Ich danke Ihnen, Herr Heine, für die mir gegebenen Aufschlüsse; meine Freundin wird sich freuen, so viel Gutes von diesem Herrn zu hören. Doch noch eins — glauben Sie, daß sein Herz frei ist?" setzte sie verschämt und leise flüsternd hinzu.

„Daß es frei von einer ernsten Leidenschaft ist, glaube ich verbürgen zu können, ob er aber nicht irgend eine poetische Liebelei hat, muß ich dahin gestellt sein lassen," erwiderte Heine. „Er stand eine Zeit lang mit einem armen, älternlosen Mädchen in einem vertrauten Verhältniß, als die Kleine aber Gelegenheit fand, eines braven Mannes Frau zu werden, bot Clavet Alles auf, sie zu Ehren zu bringen und steuerte sie so verschwenderisch aus, daß er Monate lang kein Geld hatte, sich aber mit der Pflichterfüllung eines redlichen Menschen tröstete. Das ist gewiß viel für einen Mann, der erst fünfundzwanzig Jahre alt ist. Ich muß gestehen, daß ich ihn bewundere, ihn aber nicht nachzuahmen vermag."

„Ich danke Ihnen nochmals," sagte Marie und zog ihre Hand mit einem feurigen Druck aus der seinigen, denn eben wurde gemeldet, daß die Tafel servirt sei. Heine bot ihr den Arm und führte sie in das Speisezimmer.

Als nach einem Mahl, das von dem geselligsten Geiste belebt wurde, abgetafelt war; begab man sich wieder in den Salon zurück. Madame de-Montbreton setzte sich auf ein Sopha. Bellini ließ sich, völlig erschöpft von den vielen Belli-

nismen, die er über Tafel geschwatzt hatte, und die bei seiner Unkenntniß der französischen Sprache oft in die gröblichsten Zweideutigkeiten ausarteten, die den Damen ein Erröthen abjagten und selbst die Männer in Verlegenheit setzten, auf einen Schemel nieder, und kam dadurch gleichsam zu den Füßen der Frau von Montbreton zu sitzen, die mit anmuthiger Schadenfreude auf ihn hinab sah, während er sich abarbeitete, um sie mit einigen französischen Redensarten zu unterhalten, und stets in die Nothwendigkeit gerieth, das, was er eben gesagt hatte, im sicilianischen Dialekte zu commentiren, um darzuthun, daß er keine Sottise gesagt habe. Plötzlich erlaubte er sich, Frau von Montbreton's elegant chaussirtes Füßchen in die Hand zu nehmen und stürmisch an sein Herz zu drücken. Frau von Montbreton zog ihren Fuß schnell und ärgerlich zurück, Bellini aber rief sehr erregt:

„Sie ab, die kleinst' Fuß in der kanz groß Paris, bellissima Signora, Sie ab die Fuß so leicht wie ein Wind von Zephyr, und der sein kostbar wie ein Fuß von der Helephant.“

Ein schallendes Gelächter entstand. Bellini sah sich sehr erstaunt in dem Kreise um. Herr de-Nikolai, der Vater der Frau von Montbreton, richtete das Wort an den verblüfften Componisten.

„Sie haben meiner Tochter, indem Sie deren Fuß mit dem Fuß eines Elephanten verglichen, eben nicht das feinste Compliment gemacht, mein lieber Maëstro. Clemence ist berechtigt, Ihnen zu zürnen, denn ein Elephantenfuß ist bekanntlich das Plumpste, was es giebt.“

„Und doch haben ich nicht kesagt eine Impertinenz, sondern au contraire der feinste Schmeichelei für die Signora. Die Fuß von der Helephant sein die feinst' Leckerbiß für die gourmands, die Fuß von die Signora ist für die Happetit von mein Erz noch kostbarer, als die Fuß von die Helephant für die gourmands. So haben ich kemeint und nicht anders, mia Diva.“

„Sie haben sich gut herausgebissen, Bellini," rief Frau von Montbreton, und hörte dann nicht weiter auf die confusen Redensarten des Maëstro's, sondern nahm ihm das spanische Röhrchen, womit er seiner schwachen Rhetorik zu Hülfe zu kommen pflegte, aus den Händen und bediente sich dessen, um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Italieners ganz ruhig zu zerstören.

Während dieses geschah, hatten sich die älteren Leute wieder an die Spieltische gesetzt, die Jüngeren aber umgaben den runden Tisch, durchblätterten Albums und Broschüren, und theilten sich ihre Bemerkungen darüber mit. Plötzlich rief Alexandrine de-Nikolai:

„Ich möchte der Gesellschaft einen Vorschlag machen."

„Lassen Sie hören, Mademoiselle," rief man von allen Seiten.

„Wir haben," hob das junge Mädchen unter einem zarten Erröthen an, „hier mehre Literaten und Componisten; ein Jeder, der meinem Album noch keinen Tribut entrichtet hat, soll gehalten sein, mir jetzt sogleich ein Impromptü in der Sprache seines Landes hinein zu schreiben. Ich hoffe, daß mich Niemand durch eine abschlägliche Antwort kränken wird."

Die Herren waren so galant, sich dem Wunsche der jungen Dame bereitwillig zu fügen. Heine war der Erste, der ein deutsches Gedicht in das kostbare Album schrieb, welches durch Verse und Illustrationen der bedeutendsten Schriftsteller und Maler, einen hohen Kunstwerth hatte.

Jetzt wurde Bellini aufgerufen, ebenfalls seinen Tribut zu zahlen. Er kam herbei, lächelte vergnügt, rieb sich die Hände, zog mit einem Bleistift Linien in das Album, und schrieb einen höchst originellen musikalischen Gedanken hinein.

Kaum hatte Madame de-Montbreton das Ansinnen ihrer Schwester vernommen, als sie das gleiche Recht für ihr Album beanspruchte, und auch ihr wurde willfahrt.

Als sämmtliche Herren ihren Zoll entrichtet hatten, wandte sich Alexandrine an Marie Capelle.

„Nun, meine liebe Marie, ist die Reihe an Dir, meine Sammlung ebenfalls zu bereichern.“

Bei diesen Worten schob sie ihrer Freundin das Album hin und bot ihr eine Feder an. Marie stieß das Eine und die Andere fast unwillig zurück, ihr gewöhnlich bleiches Gesicht ward sehr roth und sie sagte mit hastiger Ungeduld:

„Das fiele mir ein, mich neben bewährten Meistern in der Literatur durch meine schlechten Verse zu compromittiren.“

„Ja, Marie, Du mußt uns etwas dichten,“ rief nun auch Clemence von Montbreton, „meine Schwester hat Recht, Du bist eine begabte Dichterin voll Gefühl und Gedankenreichthum, Du mußt jeder von uns ein Blümchen aus dem duftigen Garten Deiner Poesie schenken.“

Marie ließ sich lange bitten, sie brachte alle erdenkliche Weigerungsgründe vor, von denen aber keiner stichhaltig war, und so griff sie denn endlich, zum Nachgeben gezwungen, zuerst nach dem Album der Frau von Montbreton, sann einen Augenblick nach, und ließ dann die Feder rasch über das Papier gleiten, um folgende Worte nieder zu schreiben:

Auch ich soll Dir jetzt Verse dichten
Auf dieses weiße Albumblatt —
Weißt Du denn nicht, daß meine Stimme
Kein Echo in der Welt mehr hat?
Weißt Du nicht, daß wenn ich mit Thränen
Dir das Papier nur leicht benetzte,
Ihr brennend Salz es ohne Säumen
Zum Aschenhäuflein Dir zersetzte?
Doch würd' mein Auge trocken bleiben,
So müßt' ich Dir, statt Liebesweihung,
In blut'gen Hieroglyphen schreiben
Nur eine dunkle Prophezeihung.
Erloschen ist die Gottesflamme
Die einst ein Engel angefacht,

Und weggewischt mit einem Schwamme
Ist, was mich einst so froh gemacht.
Nur traurig ist, was ich noch habe,
Es stirbt der Geist bald nach dem Herzen,
Und ich — ich liege schon im Grabe,
Im Grabe meiner herben Schmerzen.

Das Gedicht wurde gelesen und mit dem reichsten Beifall belohnt, nur fand man dessen Inhalt zu traurig. Heine sagte zu der Dichterin:

„Ich hoffe, Sie haben die Phantasie hier walten lassen und nicht den wirklichen Zustand Ihres Herzens geschildert."

„Wer weiß!" flüsterte sie; „das kleine Gedicht, das mir der Geist des Augenblicks eingab, das ich unwillkürlich und ohne Vorbereitung hinschrieb, ist vielleicht eine prophetische Stimme für meine Zukunft."

Sie tauchte die Feder wieder ein, zog Alexandrinens Album zu sich heran und schrieb:

Aus jeder todten Jungfrau läßt ein Liebesstrahl
Stets eine neue Rose auferstehen,
Für eine schönre Jungfrau muß die Blume dann
Verwelkend wieder in dem Tod vergehen.
So ist die Welt in ihrem Wechsellauf,
Die Form nimmt Seel' um Seel' unendlich auf,
Heut' welket eine Ros' im Sonnenschein,
Und aus dem Flammenkusse zweier Wesen,
Die sich in Lieb' einander auserkoren,
Entsteht ein Mädchen, wird zur Welt geboren
Zu Hochgenüssen oder herber Pein,
Um Himmel oder Hölle zu erschauen,
Die Eine stirbt, die Andre tritt in's Leben ein,
Das ist die Seelenwanderung der Frauen.

Dieses Gedicht fand noch mehr Beifall als das erste. Die Herren sagten dem jungen Mädchen eine Menge Schönheiten über ihr bedeutendes poetisches Talent, besonders war es Heine, der ihr den aufrichtigen Zoll seiner Bewunderung darbrachte. Alexandrine und Frau von Montbreton umarmten sie stürmisch

und dankten ihr mit lebhafter Empfindung. Marie sagte kein Wort, ein paar Thränen zitterten an ihren Wimpern, die dann langsam über ihre bleichen Wangen rollten, um sich in den Falten ihrer reichgestickten Chemisette zu verlieren.

Die älteren Herren und Damen hatten jetzt ihr Spiel beendigt. Madame Garat mahnte zum Aufbruch, da flüsterte Marie in Alexandrinens Ohr:

„Ich habe Dir wichtige Mittheilungen zu machen. Ich werde morgen früh zu Dir kommen. Sorge dafür, daß wir ungestört von Deiner langweiligen Gouvernante mit einander plaudern können."

Heine begleitete die Damen, mit denen er gekommen war, bis an den Wagen, und schlug dann den Heimweg zu Fuß ein.

Als er so durch die stillen Straßen dahinschritt, fuhren ihm wunderliche Gedanken durch den Kopf.

„Diese Marie ist mir ein Räthsel," sprach er zu sich selbst. „Hat sie mir doch so warm die Hand gedrückt, mich so bedeutend angesehen, daß ein Geck auf die Vermuthung kommen könnte, sie sei verliebt in ihn ... und warum sollte sie nicht verliebt in mich sein ... ich bin noch immer ein passabler Bursche, um den sich eine gewisse Klasse von Mädchen reißt ... Aber Marie gehört der Aristokratie an ... Gefallen könnte sie mir schon, ihr bleiches Gesicht mahnt mich an jene todte Marie, die mir einst so theuer war, mit der sie den lieblichen Namen gemein hat ... ich glaube, sie könnte mir eine vorübergehende Leidenschaft einflößen, denn Interesse, ja, ein recht lebhaftes Interesse fühle ich schon lange für sie ... aber das ganze Faubourg-St.-Germain und die haute-Finance würde mich mit Bann und Interdict belegen, wenn ich sie auf meine Weise liebte und dann wieder laufen ließe ... Und was würde Mathilde dazu sagen? ... Marie wird sich auch nicht einlassen auf eine bloße Liebelei ... sie wird geheirathet sein wollen, und heirathen, puh! nimmer lasse ich meine Ungebundenheit in Fesseln schmieden ...

drum bleibe davon, Heinrich! begnüge Dich, das Mädchen als eine liebliche Rose zu betrachten, deren Glanz und Duft Dich erfreut, aber hüte Dich, sie zu pflücken. Du könntest Dich an ihren Dornen blutig stechen."

Während Heine unter so weisen Betrachtungen auf seine Wohnung zuschritt, hatte Marie ihr trauliches Stübchen erreicht und ließ sich von ihrer alten Amme Lola Servat auskleiden. Als die Alte mit einem Segenswunsche das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Marie im Nachtkleide vor ihren Schreibtisch, schloß eine Schublade auf und nahm ein Miniaturbild heraus, das sie mit Wonne betrachtete.

„Wenn Du wolltest," sagte sie mit Innigkeit, „Du könntest mich glücklich machen, wie es die Seligen des Himmels sind. Ich fühle, daß ich geschaffen bin, um Deine poetische Größe, Dein Dichtergenie zu begreifen, wie keine Andere Dich je begreifen wird. Dir könnte ich jede Minute meines Lebens weihen, keine Aufopferung wäre mir zu groß für Dich ... aber Du bist kalt gegen mich, wie die Welt sagt, hast Du nur Sinn für Grisetten ... Und doch sind Deine Züge so edel, sie sagen, daß die Natur Dich zu etwas Höherem bestimmt hatte ... Aber ach! selbst wenn Du mich liebtest, würde ich doch nie die Deinige sein dürfen ... Meine Verwandten sagen, ich müsse einen reichen Mann heirathen, um eine Rolle in der Welt zu spielen. Arme Marie, Du wirst nie glücklch sein."

Sie betrachtete das Bild noch einmal mit Innigkeit, drückte einen Kuß darauf und legte es wieder in die Schublade, die sie sorgsam verschloß; dann ging sie zu Bett, um in dem Reich der Träume Ersatz für die kahle Wirklichkeit zu suchen.

Dieses Bild war Heine's Portrait, das sich Marie nach einer Lithographie von einem berühmten Maler in Farben hatte ausführen lassen.

Am nächsten Morgen begab sie sich zu Alexandrine, die sie allein in ihrem Zimmer traf.

„Nun, liebe Marie," rief ihr das junge Mädchen entgegen, „nun, was hast Du mir so Wichtiges zu sagen? Sprich schnell, ich sterbe vor Neugierde."

„Sind wir sicher vor einem Ueberfall Deiner Gouvernante?"

„Ganz sicher. Mama hat sie mit hundert Commissionen beauftragt, die sie bis an das andere Ende von Paris führen — aber nun laß mich nicht länger nach Deiner Nachricht schmachten."

Marie setzte sich zu ihr und theilte ihr Alles mit, was sie von Heine über Felix Clavet erfahren hatte. Als sie fertig war, rief Alexandrine:

„Das ist wirklich ein sonderbarer Kauz ... und Du meinst ..."

„Daß er in Dich verliebt ist, daß er Dich nächstens besingen wird."

„O geh doch, Du bist nicht klug."

„Hast Du denn seine Blicke nicht bemerkt?"

„Die konnten eben so gut Dir gelten, als mir."

„Mir," rief Marie aufwallend, „o nein, ich bin nicht schön, und war von Kindheit an so sehr daran gewöhnt, daß sich Niemand um meine unbedeutende Persönlichkeit bekümmerte, daß, als ich zum jungen Mädchen geworden und ein junger Mann mir einst die Hand küßte, ich so erstaunt, stolz und glücklich darüber war, daß ich aufstand, mich verbeugte und zu ihm sagte: Ich danke Ihnen, mein Herr!"

Alexandrine lachte laut auf über die Naivetät Ihrer Freundin, dann aber wieder ernst werdend, sagte sie:

„Wie magst Du sagen, daß Du nicht schön bist, wenn Deine Schönheit auch anderer Art ist, als die meinige, dem Einen wirst Du, dem Andern ich besser gefallen, das gebe ich zu, aber jedenfalls hast Du den Vorzug des Geistes vor mir voraus."

„Ach geh doch, mein Geist ist nicht weit her und als Kind war ich sogar sehr dumm, denn als mir einst ein

Schwesterchen geboren wurde, glaubte ich, das Kind sei vom Himmel herunter gefallen, an dem die Sterne glitzeren; bald aber stiegen Zweifel in mir auf, denn ich fand den Himmel doch viel zu hoch, als daß man da herunterfallen könnte, ohne sich weh zu thun, und der Doctor und die Amme, die sich rühmten, das Kind gebracht zu haben, waren weder so weiß, noch so schön, wie ich mir die Engel Gottes vorstellte. Als ich meine Tante fragte, erzählte sie mir von einem Krauthaupt, unter dem das Kindchen geschlafen habe; zwei Tage lang betrachtete ich alle Krauthäupter im Garten, ohne etwas Aehnliches zu finden; am dritten Tag war ich überzeugt, daß das Kindchen aus einem Ei hervorgekommen sei, wie ein junges Hühnchen, nur müsse das Ei viel größer gewesen sein, als ein gewöhnliches. Ich sagte das meiner Amme Lola, sie gab mir Recht, und belehrte mich, daß ein Kind ein solches Ei nicht sehen und nur ein Arzt es zerbrechen dürfe. Du siehst also, wie schwach es mit meinem Geist bestellt war, und seitdem ist er nicht viel stärker geworden, meines Witzes und Verstandes wegen wird mich kein Mann lieben, ich bleibe dabei, daß Du die Auserkorene bist, auch sah ich ganz deutlich, daß der schöne junge Mann mich gar nicht beachtete, daß seine Augen nur Dich verfolgten."

„Nun, gesetzt es sei so, was kann es mir helfen?" sagte Alexandrine nachdenklich.

„Allerdings nichts, denn ein bürgerlicher Schriftsteller kann keine Ansprüche auf die Hand der Tochter des Herrn de-Nikolai machen, aber ..."

„Nun, was aber?"

„Einen Spaß könnten wir uns mit ihm machen."

„O, wie kannst Du daran denken? Du hast ihn ja als einen so edeln Character geschildert."

„Das ist er, aber er ist auch ein Phantast, und mit einem solchen kann man sich schon eine Fopperei erlauben."

„Eine Fopperei?"

„Ja, wir wollen ihm einen anonymen Brief schreiben."

„Meinst Du, daß das anginge."

„Warum denn nicht. Wir wollen ihn zu einem Rendezvous bestellen."

„Und Du glaubst, daß er kommen wird?"

„Davon können wir uns ja überzeugen, indem wir zu der bestimmten Stunde an dem bezeichneten Ort vorbei fahren, den verliebten Ritter beobachten und uns lustig über ihn machen."

„Aber dann wird er uns erkennen, wird errathen, daß der Brief von uns ist, wird sich uns nähern, und wenn wir ihn abweisen, wird er vielleicht beleidigend werden," wandte ihr Alexandrine ängstlich ein.

„Er wird höchstens vermuthen, daß der Brief von uns sein könnte, wird aber keine Gewißheit haben, und sollte er wirklich so kühn sein, sich uns zu nähern, so überlasse es nur mir, ihn abzutrumpfen, ich nehme Alles auf mich. Uebrigens," setzte sie hinzu, „an Deiner Stelle, wenn er mir gefiel, würde ich mich über die Adelsvorurtheile wegsetzen und ihn heirathen."

„Bist Du toll, Marie, ich kenne ihn ja gar nicht."

Alexandrine ließ sich jedoch endlich von der Freundin bereden, auf den Scherz mit dem anonymen Briefe einzugehen. Marie schrieb den Brief, der bald von der Einen, bald von der Andern dictirt wurde. Das Schreiben wurde gefühlvoll abgefaßt, doch sprudelte es auch von Geist und Witz und schloß mit der Anspielung: „Spaziergänge in den elysäischen Feldern seien besonders Abends zwischen sechs und sieben Uhr der Gesundheit sehr zuträglich."

Clavet erhielt den Brief und war keinen Augenblick im Zweifel, woher er komme. Er fand sich Abends an dem angegebenen Orte ein und sah die Freundinnen lachend an sich vorüberfahren, ohne daß sie seinen ehrerbietigen Gruß zu bemerken schienen.

Der Brief war von den beiden Mädchen längst vergessen,

und die Sache würde damit erledigt gewesen sein, wenn nicht eines Tags, als die Freundinnen eben mit Mademoiselle Delvaux aus den Tuilerien nach den elysäischen Feldern gehen wollten, Clavet sich ihnen bemerkbar gemacht hätte, weil er in aller Unschuld in dem guten Glauben war, es handele sich wirklich um ein Stelldichein, bei dem freilich die Gouvernante zu viel war. Ein ander Mal begegnete er ihnen wieder, und sie mußten nun einsehen, er habe den Scherz für Ernst genommen, die Sache war an und für sich sehr unschuldig, dennoch glaubte Alexandrine ihre erste Unbesonnenheit durch eine zweite wieder gut machen zu müssen. In einem zweiten, von beiden Freundinnen entworfenen Brief baten sie Clavet, den ersten für einen Scherz zu halten, sie würden es ihm Dank wissen, wenn er dem muthwilligen Autor des ersten Schreibens nicht weiter nachspüre.

Dieses Schreiben brachte Clavet, dessen Herz in vollen Flammen stand, in eine gelinde Verzweiflung. Noch kannte er weder den Namen noch die Wohnung seiner Angebeteten, aber über Marie Capelle's Identität hatte er sich Gewißheit verschafft. So schrieb er denn an diese, theilte ihr seine Liebe mit, bat sie um Aufschlüsse über die unbekannte Geliebte, und vermaß sich das Unmögliche zu thun, um deren Besitz zu erringen. Marie ließ es nicht an einer Antwort fehlen, sie gab ihm die gewünschte Auskunft, und nun entspann sich eine ziemlich lebhafte Correspondenz zwischen ihnen.

Da Clavet nun den Namen seiner Angebeteten kannte, so schrieb er ihr einen anonymen Brief, in welchem er ihr für eine erzeigte Wohlthat Dank abstattete. Alexandrinens erster Gedanke, so wie auch der ihrer Familie, welcher sie den Brief gezeigt hatte, war, dieser Brief sei der Ausdruck der Dankbarkeit einer alten Frau, für welche das junge Mädchen einige Tage zuvor eine Collecte veranstaltet hatte, jedoch eine genauere Prüfung des Styls und der in dem Schreiben entwickelten Ideen, ließen Alexandrine ahnen, daß Clavet der Verfasser des

Briefes sei. Diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als Mademoiselle de=Nikolai mit ihren Aeltern nach Schloß Busigny gereist war und sie dort einen zweiten Brief erhielt, der von der nehmlichen Hand geschrieben und mit den Buchstaben F. C. unterzeichnet war. Sie gab keine Antwort darauf.

Clavet beklagte sich nun schriftlich bei Marie über die ihm widerfahrene Beleidigung, und diese eröffnete eine lebhafte Correspondenz mit der Freundin über diese Angelegenheit. Alexandrine fühlte, daß sie sich durch den ersten unüberlegten Schritt compromittirt hatte, weil sie einem Manne Veranlassung gegeben, Klage über sie zu führen; endlich schrieb sie einen Brief an Clavet, in welchem sie bedauerte, ihn wider Willen beleidigt zu haben.

Ob sie diesem Brief mehre folgen ließ, überhaupt wie weit sie sich mit Clavet einließ, ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt geblieben, da sie in Beziehung auf dieses Verhältniß von da an ein gewisses Mißtrauen in die Freundin setzte, ja, sie schwebte in tausend Aengsten, daß die Sache ruchbar werden möge. Endlich eröffnete sie sich ihrer Gouvernante und theilte derselben ihre Befürchtungen mit. Auf deren Rath forderte sie schriftlich ihre an Marie gerichteten Briefe von dieser zurück, allein statt derselben, schickte ihr diese einen Band Gedichte von Clavet und einen Brief von diesem, worin er sagte, er sei im Besitze der an Marie gerichteten Briefe und werde sich nie von denselben trennen. Jetzt fuhr Demoiselle Delvaux selbst nach Paris zu Marie Capelle und erhielt von ihr einen Brief, in welchem ihr Alexandrine für den Empfang eines Schreibens von Clavet dankte und ihr Verschwiegenheit anempfahl.

Im October 1836 schrieb Clavet an Marie Capelle, daß er im Dienst einer Gesellschaft, die große Besitzungen in Afrika angekauft habe, nach Algier gehen werde, wo er viertausend Franken Gehalt zu beziehen habe und außerdem Kost, Logis und Pferde zu Geschäftsreisen erhalten werde. Er gedächte

dort sein Glück zu machen, und dann zurückzukommen, um seine Schätze zu Alexandrinens Füßen niederzulegen. Der Schluß seines Briefes lautete:

„Ich werde meine geliebte Alexandrine vor acht Monaten nicht wieder sehen, ich bin trostlos, weil ich sie nicht vergessen kann. Da ich scheiden muß, um sie zu erringen, so ist für den Augenblick Alles aus, und wie Columbus auf dem Verdeck seines Schiffes, sehe ich nichts als ein Meer voll Ungewißheit vor mir, da sie mir noch keine bestimmte Zusage gegeben hat. Als ich ihr zum letzten Mal begegnete, hat sie mich kaum eines Blicks gewürdigt, ihre Kälte fiel tödtend auf mein Herz, da ich jetzt in die weite Welt gehen werde. Ich werde mich auf alle Weise ihrer würdig zu machen suchen, werde sie besingen, verherrlichen.“ 2c.

Bald nach Clavet's Abreise verließ auch Marie Capelle Paris, um längere Zeit bei ihrem Großvater auf dem Lande zu leben.

Der Kuß des Todesengels.

Indessen hatte der Abbé de Lamennais sein Werk, die Worte eines Gläubigen, wie eine zündende Bombe in die Welt geworfen; sie machten ein ungeheueres Aufsehen, besonders aber machten sie einen erschütternden Eindruck auf Börne, der sie übersetzte und zum Druck in die Schweiz schickte, ohne dafür einen Heller Honorar von dem Verleger zu beanspruchen.

In der Absicht, die Franzosen zur Theilnahme an deutschen Interessen zu gewinnen, ließ er 1836 seine Waage in französischer Sprache wieder erscheinen. Der bekannte Componist und Orgelspieler Mainzer, Kolof und Bäret unterstützten ihn dabei sehr thätig mit ihren Federn, aber mancherlei Hindernisse ließen die Balance das vierte Heft nicht erleben, und mit Schmerz sah Börne sein Unternehmen zu Grunde gehen.

Winters wohnte Börne, wie wir es schon früher andeuteten, mit dem Ehepaare Strauß zusammen in der Rue-Lafitte, gegen den Montmartre zu, und im Sommer zog er mit ihnen nach Auteuil, wo sie ein Landhaus gekauft hatten, und es war ihm besonders wohl bei ihnen, weil Herr Strauß ein leidenschaftlicher Verehrer seiner Richtung war. In Auteuil hatte er die Aussicht auf den Exercierplatz. Sein Zimmer enthielt ein Stehpult zum arbeiten, an dessen Seiten zwei Hand-

leuchter mit darauf steckenden Wachskerzen eingeschraubt waren, einen mit rothem Saffian überzogenen Sessel à la Voltaire, einen Bücherschrank voll ausgesuchter Werke aus der deutschen, französischen, spanischen, italienischen und englischen Literatur, einen Tisch, der stets mit den neuesten Journalen und Broschüren bedeckt war, ein Gestell mit Schubfächern, die mit den vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets versehen waren, für Briefe und Manuscripte; Fußteppiche, eine Broneebüste von Rousseau und das Oelbild der Madame Strauß, das regelmäßig mit auf das Land und in die Stadt wanderte, bildeten das weitere Ameublement.

So hätte Börne, von der Fürsorge des ihm so treu ergebenen Ehepaares umgeben, ein ruhiges, behagliches Leben führen können, wenn seine Gesundheit fester gewesen wäre, aber sein Körper ward täglich morscher und hinfälliger und nur die sorgfältige Pflege, die ihm seine Freunde und der treue Conrad angedeihen ließen, hemmte noch eine Zeitlang die Flucht seiner Lebensgeister. Seine Tage schwanden unter Leiden dahin, oftmals versagte ihm sein Körper den Dienst, er knickte zusammen — dann schlich er gänzlich abgespannt auf sein Zimmer, wo ihn der Schlaf erquickte. Schon seit Jahren schwerhörig, hatte dieses Gebrechen im Lauf der Zeit sehr zugenommen, aber er that wenig, um seinen Uebeln Abhülfe zu verschaffen, weil er die Kunst der Aerzte mit Verachtung beurtheilte, und dennoch griff er begierig nach jeder neuen Entdeckung in dem Gebiete der Heilwissenschaft, er versuchte die Homöopathie unter Doctor Roth, die er jedoch bald für Charlatanismus erklärte, dann gebrauchte er kalte Wasserkuren, die nicht wohlthätig auf seine Nerven wirkten.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens kam er nicht mehr viel aus, er besuchte nur zuweilen das Galignani'sche Lesekabinet, wenn er in die Stadt kam, und bevor er wieder nach Auteuil fuhr, labte er sich unter den hohen, schattigen

Bäumen des Palais-Royal mit Eis, das er leidenschaftlich gern aß. Wohnte er im Winter in der Stadt, so machte er, wenn sein Gesundheitszustand ihm das Ausgehen erlaubte, eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- und Richelieustraße nach dem Louvre und machte Einkäufe in einigen Conditoreien. Salons besuchte er keine mehr, er fühlte sich nur noch im häuslichen Kreise behaglich, nur zuweilen sprach er noch bei Meyerbeer ein, wohnte auch der ersten Vorstellung von dessen Robert der Teufel bei und verfolgte den Gang der Oper mit der größten Aufmerksamkeit.

Wie wenig er aber auch gesellschaftliche Freuden noch liebte, so besuchte er doch sonderbarer Weise in seinem letzten Lebensjahr noch einen Maskenball, empfand aber jene rege Lust nicht mehr, die ihm sonst der bunte Anblick, das rege Treiben der Menge gewährt hatte. Er schlich schon früh und verstimmt wieder nach Hause, wo er sich in die Federn vergrub, ohne den so sehr erwünschten Schlaf finden zu können.

Einst da er nach Hause kam, fand er Besuch. Doctor Eder aus Frankfurt wartete auf ihn. Börne's Geist flackerte noch einmal auf, als er den ihm werthen Mann erkannte; er schüttelte ihm mit Innigkeit die Hand, als sich Jener aber nach seinem Befinden erkundigte, da verzog er den Mund auf eine ärgerliche Weise, es war dieses eine Frage, die man nicht an ihn richten durfte, auch umging er die Antwort, indem er sagte:

„Ich bin müde, wie ein abgehetzter Jagdhund, lassen Sie uns sitzen und erzählen Sie mir, wie es in Frankfurt aussieht."

„Dort ist noch Alles beim Alten," versetzte Doctor Eder, indem er sich Börnen gegenüber niederließ, „das gute Frankfurt bleibt so ziemlich auf derselben Stelle stehen, ohne vorwärts zu schreiten."

„Ja," lächte Börne, „das Philisterthum freut sich der

Unsterblichkeit, das steht fest, und in Frankfurt hat es seinen Hauptsitz."

Doctor Eder nickte beistimmend.

„Sie haben Recht," sagte er, „und morgen werden Sie zwei echte Vertreter desselben kennen lernen, die Herren Barthus und Gängler, die mich hieher begleitet haben, werden Sie besuchen, um ihren berühmten Landsmann kennen zu lernen. Ich habe mich beeilt, ihnen zuvor zu kommen, weil ich unser erstes Wiedersehen frei von jedem Beigeschmack genießen wollte."

„Sie haben wohlgethan und mich dadurch zu Dank verpflichtet," sprach Börne mit einem warmen Händedruck. „Ich werde mich einstweilen mit Geduld waffnen, um den Besuch dieser Herren zu empfangen."

Sie wurden unterbrochen durch den Eintritt des Kritikers Nisard, der erst kürzlich Börne's Bekanntschaft gemacht hatte und wahrhaft entzückt war von der Begabung des deutschen Schriftstellers. Auch jetzt wieder wurde er überrascht von dem Ideenreichthum, den Börne vor ihm erschloß, und als er nach einer Stunde sinnend Abschied nahm, richtete er die Bitte an seinen neuen Bekannten, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen des heutigen Gesprächs aufschreiben wolle. Börne versprach ihm zu willfahren.

Als er fort war, lud Börne den Doctor Eder ein, bei ihm zu Tische zu bleiben. Dieser nahm es an — aber als sie eben im Begriff waren, sich in das Eßzimmer zu begeben, kam ein zudringlicher Deutscher, eine von jenen schmarotzenden Schmeißfliegen, die sich überall anklexen und lud sich sehr ungenirt selbst zu Tische. Börne sah einen Augenblick sehr verstimmt aus, dann sagte er rasch entschlossen:

„Thut mir leid, mein Lieber, Ihnen heute nicht zu Diensten sein zu können. Kommen Sie ein andermal wieder, heute kann ich Sie nicht brauchen. Dieser Herr da ist ein Notar aus Frankfurt, mit dem ich über Geschäfte, über Familienange=

legenheiten zu verhandeln habe. Sie begreifen, daß da ein Fremder...."

„Nur störend einwirken kann," fiel ihm der Andere in das Wort, „verstehe, verstehe vollkommen wohl, und werde die Ehre haben, mich, mit meines Gönners Erlaubniß, morgen wieder einzufinden. Ganz gehorsamer Diener."

Und mit vielen Bücklingen schob sich der Ueberlästige wieder zur Thür hinaus.

„Gottlob, den wären wir für heute los," sprach Börne mit einem erleichternden Seufzer. „Sehen Sie, Eder, ich bin sehr gastfreundlich. Wäre ich ein Millionair, ich würde kein solcher Narr sein, große Essen zu geben, aber ich würde mir täglich ein paar Freunde zu Tische laden. Läd't sich aber solch' ein Schmarotzer selbst ein, das kann mich verdammt ärgern, denn bei Tische ist meine liebste Zeit, wo ich nicht gerne mit Jedem schwatzen mag. Es ist mir grade, als sollte ich mich den Leuten nackt zeigen, Seel' und Leib ist bei mir in dem Punct einerlei. Doch kommen Sie, Conrad wird ungeduldig, er rappelt schon wieder mit den Tellern."

Sie gingen in das Speisezimmer, wo Herr und Madame Strauß bereits auf sie warteten, und man setzte sich zu Tische. Das Essen war vortrefflich, doch genoß Börne nur wenig, er kostete ein Hühnerragout mit Champignons, aß ein Wenig von einer süßen Speise und tunkte zum Dessert ein Biscuit in Burgunder, von dem er kaum nippte. Das war Alles, was er genoß.

Dagegen war sein Gespräch sehr belebt und nach seiner Gewohnheit sprang er von einem Gegenstand zu dem andern über. Auch von der Revolution sprach er und beklagte die gegenwärtige Lauheit der Menschen.

„Grimm, Diderot, die waren glücklicher als wir," sagte er. „Bei diesen war das Gefühl für Revolution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe

Leidenschaft. Wir aber sind schon in der Ehe; wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth, aber wir sind ruhiger, besonnener."

„Die Ideen der ersten Revolution haben immerhin ihre guten Wirkungen gehabt," sagte Doctor Eder.

„Das haben sie gewiß," erwiderte Börne lebhaft, „sie haben in vielen Fällen eine segensreiche Wirkung gehabt, aber die Revolution von 1789 wurde mit der von 1830 geschlossen, der dritte Stand hatte Alles erreicht, er ist jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese, will er Alles für sich behalten... die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, der muß noch kommen."

„Was halten Sie denn von dem Minister Guizot?" fragte der Doctor.

Börne machte ein bedenkliches Gesicht.

[*] „Guizot macht Frankreich unglücklich," sagte er sehr ernst. „Ich halte ihn zwar für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obgleich er schlechter ist, aber er ist beweglich und nicht versteckt."

Nach einigen Wendungen kam das Gespräch auf Deutschland und auf den Einfluß, den Börne's und Heine's Schriften auf dessen politisches Leben gehabt hatten. Börne lächelte wohlgefällig.

[*] „Ja," sagte er, „ja, wir haben das Feuer in Deutschland zum Glimmen gebracht, es flackerte auch ein Wenig auf, aber zum vollen Brande kam es nicht, weil die Gluth immer mit dem Wasser der deutschen Besonnenheit gedämpft wurde. Erst sprach ich allein in jener Zeit, wo ich an einen möglichen Aufschwung der deutschen Gesinnung glaubte, dann hat mir Heine geantwortet."

„Und er sprach mit Donnerton," sagte Herr Strauß.

[*] „Ja, er blitzte auch," sprach Börne kopfnickend, „und

es schlug auch ein, aber es waren doch oft auch nur kalte Schläge. Was er aber gegen den Berliner Knechtphilosophen Hegel und gegen den geschmeidigen Kammerdiener-Historiker Raumer sagt, die ein seidenes Bändchen fester an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Wahrheit, das allein könnte einem Buch schon Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopolisten des Christenthums gesagt, wie die Erbfeinde der Wahrheit, Christus, den reinsten Freiheitshelden herabzuwürdigen wußten, und als sie nicht läugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, den kleinsten Gott aus ihm machten?"

„Wie ich hörte und wie ich es auch aus dem letzten Bande Ihrer Pariser Briefe ersah, sind Sie mit Heine gänzlich zerfallen," sprach Doctor Eder dazwischen.

[*] „Ja, wir sind auseinander gekommen," erwiderte Börne mit einem leisen Anflug von Wehmuth, „aber so oft ich etwas von ihm lese, beseelt mich die Schadenfreude: Wie wird das wieder unter die Philister fahren; wie werden sie aufschreien, als liefe ihnen eine Maus über ihr Schlafgesicht, und da muß ich mich erst besinnen, um mich zu schämen. Die! die sind im Stande und freuen sich über das Buch und loben es gar. Was sind das für Menschen, die man weder begeistern noch ärgern kann."

„Es sind, Gott sei es geklagt, eben Deutsche, in denen die Thatkraft erstorben ist," klagte Madame Strauß mit einem bedauerlichen Achselzucken, und das Wort wieder ergreifend, setzte Doctor Eder hinzu:

„Das Zerwürfniß zwischen Ihnen und Heine ist wirklich zu bedauern, es ist fast als ein Nationalunglück zu betrachten, denn wie viel hätten Sie nicht im Verein mit ihm wirken können."

„Freilich, freilich," seufzte Börne, „doch nun wirkt Jeder allein für sich und thut sein Bestes. Sehen Sie, Eder, ich

will Ihnen etwas im Vertrauen sagen: ich grolle dem Heine, ich greife ihn in meinen Schriften an, aber ich schätze ihn doch, und lasse ihm heimlich Gerechtigkeit widerfahren. So habe ich seinen vierten Band der Reisebilder einst an einem Abend mit der freudigsten Ungeduld durchgelesen. Diesmal hatte ihn der Stoff ernster gemacht, als er sonst den Stoff, und wenn er auch in dem Buche noch immer mit seinen Waffen spielt, so weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt, wie das Murmeln der Quelle in der Wüste, hat mich entzückt, wie eine Menschenstimme von oben, wie ein Lichtstrahl den Lebendigbegrabenen. Ach! Eder, das Grab ist nicht dunkler, die Wüste ist nicht dürrer, als Deutschland."

So sprachen sie noch lange, die Kerzen waren heruntergebrannt, und der Zeiger der Uhr deutete auf Mitternacht, als man sich endlich trennte.

Am andern Morgen kamen die beiden Frankfurter. Börne, der sich sehr abgespannt und elend fühlte, lag noch zu Bette und war außer Stand, sie anzunehmen, er ließ sie auf den Abend wieder bestellen. Sie kamen, als eben Herr Strauß bei ihm war, aber die Unterhaltung, die sie boten, war so ledern und unerquicklich, daß er herzlich froh war, als sie endlich wieder gingen.

„Das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind mitunter sehr langweilig," sagte er, als sie fort waren, zu Strauß, „und langweilig ist ein Franzose nie, oder doch nur sehr selten."

„Aber doch gehe ich auf die Dauer lieber mit Deutschen um, als mit Franzosen," erwiderte Herr Strauß.

„Ich auch, Strauß, ich auch," rief Börne lebhaft, „und wissen Sie auch warum?"

„Nun, lassen Sie hören."

„Ein Franzose ist eine Blume in einem Glas Wasser. Ein Deutscher ist eine Pflanze, die in der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch während des

Sprechens etwas Unerwartetes, etwas überraschend Neues kommen."

„Allerdings, das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes."

„O, nicht in dem Geiste allein, sondern auch in der Anschauungsweise, in dem Character, in der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten geschlagen, haben alle eine Form, es spricht einer wie der andere. Freilich liegt viel auch in ihrer Sprache, ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet."

Jetzt kam Madame Strauß herein und setzte sich mit ihrer Arbeit an die hellbrennende Carcelllampe, die auf einem Tische stand, der in die Nähe des Kamins geschoben war, in welchem ein hellflackerndes Feuer brannte. Sie nahm Theil an der Unterhaltung der Männer, die sie bald durch eine sinnige Bemerkung erfreute, bald durch ein treffendes Witzwort zum Lachen zwang. Zuweilen aber richtete sie Blicke voll Besorgniß auf die zusammengesunkene Gestalt, auf die eingefallenen bleichen Wangen des Freundes, der sie mit farblosen Lippen anlächelte und dessen Augen einen unheimlichen Glanz ausstrahlten.

„Lieber Börne," sagte sie, nachdem das anziehende Gespräch sich bis zehn Uhr hinausgedehnt hatte, „Sie sollten heute nicht zu Bette gehen, ohne eine Tasse von dem nervenberuhigenden Thee getrunken zu haben, den Ihnen vor einiger Zeit Doctor Sichel verschrieb, Sie sind heute ungewöhnlich aufgeregt."

„Nicht aufgeregter als jeden Tag," behauptete Börne, „und Sie wissen, wie wenig ich auf den Quark aus der Apotheke halte."

„Wenn ich Sie aber bitte, mir zu Gefallen eine Tasse zu trinken — ich werde mit Ihnen trinken und den Thee selbst bereiten."

„Dann allerdings werde ich aus Galantrie Ihren Willen

thun müssen, und wenn Sie ihn selbst bereiten, wird der Thee vielleicht Wunder wirken.“

Madame Strauß erhob sich und verließ das Zimmer. Bald darauf kam sie wieder mit einem Paket in der Hand. Conrad setzte den Theekessel an das Kaminfeuer, das Wasser begann erst leise zu singen, dann zu brodeln. Madame Strauß that den Thee in eine silberne Kanne, goß das siedende Wasser darauf, und bald verbreitete sich ein so lieblicher Duft in dem Zimmer, daß Herr Strauß dadurch verlockt, sich ebenfalls eine Tasse von dem warmen Trank ausbat, den er jedoch für sein Theil mit etwas Rum vermischte.

Der Thee übte eine wunderbar belebende Wirkung auf Börne aus, seine bleichen Wangen rötheten sich. In einem warmen Schlafrock von braunem Sammt gehüllt, den Hals mit einem blauwollenen Shäwlchen umwickelt, das ihm Madame Strauß zu seinem letzten Geburtstag gestrickt hatte, begann er, mit den Händen in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab zu gehen und von allerlei literarischen Plänen zu sprechen, die er in nächster Zukunft auszuführen gedächte. Er erklärte das Ziel, das er bei seinen Arbeiten verfolgte, und berechnete die Tragweite, die sie möglicherweise haben könnten.

„Ja,“ sagte Madame Strauß mit einem tiefen Mitleidsblick auf den leidenden Mann, „was Sie thun wollen, wird allerdings schwer in die Waagschale der Völkerinteressen fallen, allein eben ist Ihnen jede geistige Beschäftigung Gift — Sie müssen sich erst erholen, lieber Freund, bevor Sie an neue Arbeiten denken dürfen.“

Da blieb Börne plötzlich stehen und hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

„Was,“ rief er zornig, „ich soll nicht arbeiten!... und doch ist mir der Kopf so voll, daß ich gar nicht weiß, wo ich mit all' den Gedanken hin soll. Ich hätte noch so viel, so gar viel zu sagen über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft . . .

so gar viel. . . . Eigentlich habe ich noch gar wenig geschrieben . . . dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen."

„Nun ja, Sie sollen ja auch noch schreiben, nur jetzt nicht," beschwichtigte ihn Madame Strauß. „Wenn Sie mich und meinen Mann lieb haben, so werden Sie unsern Wunsch befolgen, werden diesen Winter nichts schreiben, sondern vollkommen der Ruhe pflegen. Wenn Sie dann im Frühjahr sich in Auteuil erholt haben, dann mögen Sie wieder zur Feder greifen und mit erneuerter Kraft und Lust an Ihr Werk gehen."

„Meine Frau hat Recht," mischte sich Strauß ein, „thuen Sie ihr den Willen, sie meint es gut mit Ihnen."

„Ja, sie meint es gut, das weiß ich wohl," sprach Börne, mehr für sich selbst, als zu den Anderen — „aber die Gedanken, die mir das Gehirn erfüllen, nicht durch die Feder ausströmen zu lassen, das wird ein hartes Stück Arbeit werden."

„Thuen Sie sich Gewalt an um meinet- und Ihretwillen," ermahnte Madame Strauß, „und jetzt begeben sie sich zur Ruhe, es ist spät. Wenn Sie zu Bette liegen, soll Ihnen Conrad noch ein Glas Zuckerwasser mit Orangeblüthe zurecht machen, Sie werden dann eine ruhige Nacht haben."

Bei diesen Worten reichte sie Börne die Hand, die er herzlich drückte, und verließ dann mit ihrem Mann das Zimmer des Freundes.

„Sie ist ein gutes, würdiges Weib," sprach Börne, als er zu Bette lag, zu sich selbst, nachdem er das von Madame Strauß verordnete Glas Zuckerwasser getrunken hatte; „sie ist für mich ein Engel in menschlicher Gestalt . . . was wäre ich ohne sie . . . ein dürrer Baum in einer Wüste, dem es an kühlender Luft, an Himmelsthau gebräche . . . o, sie ist gut . . . gut."

Und mit einem Segenswunsch für die Freundin, verfiel er in jenen bleischweren Schlaf, der nicht erquickt und labt, sondern das Blut nach dem Gehirn treibend, dann in große Aufregung übergeht und schauderhafte Träume gebiert, welche ängstigen und abmatten.

Einige Wochen vergingen, in denen Börne matt und mit sich im Zwiespalt dahin siechte, von einer seltsamen Arbeitsunlust befallen, die ihm sonst nicht eigen war. Am Sylvestertag ging er zum letzten Male aus, um Einkäufe in verschiedenen Conditoreien und Quincaillerieläden zu machen, die er zu Neujahrsgeschenken für die ihm befreundeten Personen bestimmte. Er hatte einen Commissionair genommen, der ihm die Sachen nach Hause tragen mußte, aber da er dem rüstig ausschreitenden Manne nicht mit gleichen Schritten folgen konnte, so nahm er einen Fiacre und fuhr langsam neben ihm her. Zu Hause mußte sein Conrad Alles auf einen großen Tische ordnen; er hatte seine Freude an den niedlichen Sachen, an den feingemalten Cornets mit Bonbon, den duftenden Orangen, den zierlichen Necessaires, den hübschen Pappkästchen voll Parfümerien, den mit Veilchenpulver und andern feinen Odeurs gefüllten Sachets, den Aschenbechern und Dosen und den mancherlei Kinderspielwaaren, die vor ihm ausgebreitet waren. Er freute sich so herzlich darauf, den andern Tag seine Neujahrsbesuche zu machen und alle ihn werthe Personen reichlich zu beschenken. Für Madame Strauß hatte er eine Spieldose bestimmt, für Madame Hiller eine Blumenvase, die er mit duftenden, für die Jahreszeit seltenen Blumen füllte, die ihm Conrad noch spät am Abend bei einer Blumenhändlerin holen mußte. Für Madame Valentin, die er schon bei seinem ersten Aufenthalt in Paris kennen gelernt, hatte er eine kleine Reisetoilette ausgesucht und das schöne Spielzeug war ihren jüngsten Kindern zugedacht. Aber er sollte nicht die Freude haben, seine Gaben auszutheilen; nach einer sehr aufgeregten Nacht fühlte er sich am andern

Morgen unfähig auszugehen. So legte er denn zu manchen Geschenken Visitenkarten, zu andern schrieb er kurze Billets und Conrad mußte statt seiner, sich in einen Wagen setzen und Alles an die betreffenden Adressen besorgen. Nur bei seinen Hausgenossen, der Familie Strauß, stattete er seine Glückwünsche persönlich ab und nahm die ihm bestimmten Geschenke in Empfang.

Von da an verschlimmerte sich sein Zustand von Tag zu Tag. Er wurde von der damals herrschenden Grippe befallen und würde gewiß geheilt worden sein, wenn er nicht trotz den dringendsten Bitten seiner Freunde, eigensinnig alle ärztliche Hülfe verschmäht hätte; endlich jedoch verlangte er selbst einen Arzt und ließ Doctor Sichel rufen, einen gebornen Frankfurter, der sich damals in Paris aufhielt. Dieser hatte kaum den Zustand des Kranken geprüft, als er auch schon für sich die Diagnose feststellte und zu der ihn hinausbegleitenden Madame Strauß sagte:

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand des Kranken hoffnungslos ist."

„O Gott, ist denn gar keine Rettung möglich?" stöhnte die tieferschütterte Frau und lehnte sich schneebleich an die Wand, um nicht umzusinken.

„Nein, Madame, nach menschlichem Dafürhalten gibt es keine Rettung für ihn. Hätte er rechtzeitig einen Arzt zu Rathe gezogen, so würde man ihm haben heraushelfen können, so aber hat er durch eine terroristische Selbstkur, wie er mir erzählte, seinen Körper ruinirt und den ersten Anstoß zu einem Leiden gegeben, das nun zu einer unheilbaren Brustkrankheit geworden ist, die mit dem Tode endigen muß."

„Aber er hat doch selbst Medicin studirt," wandte ihm Madame Strauß ein.

„Ja, gerade so viel, als man braucht, um zu tödten," erwiderte Doctor Sichel trocken. „Thuen Sie mir übrigens

den Gefallen und nehmen Sie noch einen zweiten Arzt dazu."

Dieses geschah. Doctor Hörle wurde hinzugezogen, aber sein Ausspruch stimmte gänzlich mit dem seines Collegen überein.

Börne lag auf seinem Schmerzenslager, wo der Tod bemüht war, als fleißiger Arbeiter die letzten Fäden seines Lebens zu zerreißen. Der Kranke begann bald selbst zu fühlen, was ihm bevorstand, und sobald ihm sein Zustand klar geworden war, erwartete er den Tod mit der Ruhe eines Philosophen. Als Madame Strauß ihm einst ein Zugpflaster auf die Brust legte und dabei eine Thräne auf seine Haut fallen ließ, faßte er ihre Hand, zog sie an seine Lippen und flüsterte leise:

„Weinen Sie nicht, Sie Liebe, Gute, die mir so viele glückliche Stunden gegeben hat; ich sterbe gern, doch thut es mir weh, Herzen, die mir nahe stehen, durch meinen Tod betrüben zu müssen und sie nicht mehr trösten zu können."

In diesem Augenblick kam Doctor Sichel. Er prüfte den Puls und die Zunge des Kranken.

„Was haben Sie für einen Geschmack?" fragte er.

„Gar keinen, wie die deutsche Literatur."

Der Arzt verschrieb ein Recept. Börne verlangte es zu sehen.

„Ich nehme keine Digitalis," sagte er, nachdem er gelesen hatte, „ich weiß doch, daß ich sterben muß, diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod."

Von Tag zu Tag ging es schlechter mit dem Kranken. Am zwölften Februar 1837 standen Herr und Frau Strauß und der treue Conrad mit thränenden Augen um sein Lager und warteten auf das nahe Ende des geliebten Kranken. Da fiel ein auf dem Nachttische stehender Lichtschirm zu Boden und zerbrach. Börne, der im fieberhaften Halbschlummer lag, öffnete

emporfahrend die Augen, und mit einem liebevollen Schmerzensblick sagte er:

„Sie hatten mir den Schirm gestickt, er geht mit mir zu Grunde ... Sie haben mir so viel Freude gemacht im Leben, und ich konnte Ihnen so wenig dagegen thun.“

Madame Strauß beugte sich mit schmerzzerrissenem Herzen über ihn und trocknete ihm den Todesschweiß von der Stirn. Er versank wieder in Schlummer.

Nachmittags um drei Uhr sagte er plötzlich:

„Machen Sie die Vorhänge auf, ich möchte die Sonne noch einmal sehen.“

Madame Strauß zog die Vorhänge zurück, aber es war keine Sonne zu sehen, der Winterhimmel war bleifarben, schwere Schneewolken wälzten sich langsam an ihm dahin.

Conrad mußte dem Kranken behülflich sein, sich im Bette aufzusetzen, aber bald ließ er sich mit einem dumpfen Gestöhne wieder in die Kissen zurückfallen.

„Gebt mir Blumen,“ lispelte er nach einer Weile.

Madame Strauß holte ihm ein Veilchenbouquet aus ihrem Zimmer, aber da seine Hand zu schwach war, es zu fassen, mußte sie es ihm unter die Nase halten. Er sog den Duft der Blumen begierig ein, aber sie wirkten offenbar schädlich auf seine Nerven, denn eine Art Ohnmacht wandelte ihn an — man mußte die Veilchen aus dem Zimmer entfernen.

Nachdem er eine Viertelstunde ruhig gelegen hatte, flüsterte er mit geschlossenen Augen und schon gebrochener Stimme:

„O ... laßt mich ... noch einmal ... Musik hören.“

Madame Strauß sah ihren Mann trostlos an, sie wußte nicht, wie das Verlangen des Sterbenden zu erfüllen sei. Herr Strauß verließ leisen Schrittes das Zimmer und kam gleich darauf mit der Genfer Spieldose wieder, die Börne seiner Frau zu Neujahr geschenkt hatte. Madame Strauß setzte das

Werk in Bewegung, der Sterbende hörte mit einem sanften Lächeln zu.

Abends um neun Uhr kamen die Aerzte; der Kranke erklärte, daß er sich erleichtert fühlte; die Aerzte sahen sich mit einem vielsagenden Blicke an und Doctor Hörle flüsterte der Madame Strauß zu:

„Das ist die Todesstunde."

Als sich die Aerzte wieder entfernt hatten, legte sich Herr Strauß zu einer kurzen Ruhe auf ein Sopha in dem Nebenzimmer. Madame Strauß blieb allein bei dem Kranken.

Um zehn Uhr fing die Spieluhr plötzlich von selbst wieder an zu spielen, und zwar die Melodie aus der Stumme von Portici: Senke, süßer Schlaf dich nieder ꝛc. Unter diesen Tönen hauchte der Sterbende seine Seele aus.

Madame Strauß beugte sich schmerzerfüllt über ihn und küßte ihm die erkaltete Stirn, und ihre Lippen sprachen ein leises Gebet für den Freund, dem der Tod bei dem Heimgange in das Jenseit das Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug daraus hinweggenommen hatte.

So weilte die edle Frau lange allein bei dem Todten. Gegen elf Uhr trat ihr Mann herein.

„Er ist hinüber," sagte sie mit in Wehmuth bebender Stimme; „ein großer Geist ist zu seinem Schöpfer zurückgekehrt, ein edles Herz hat aufgehört zu schlagen."

„So laß uns den Herrn loben, der ihn zu sich berufen hat," erwiderte Strauß und faltete die Hände zu einem frommen Gebet.

Am folgenden Tag wurde die Leiche in zwei eichene und einen bleiernen Sarg gethan, der wohl verkittet ward. Am fünfzehnten Februar fand das Leichenbegängniß statt, das zwar einfach war, aber doch die Liebe und Verehrung bekundete, die man für den Hingeschiedenen hegte. Ein Trauerzug von mehr als tausend Deutschen geleitete den Sarg von

der Rue-Lafitte nach dem Kirchhof des Père-Lachaise. Dort trugen die Männer, die mit dem Verstorbenen am engsten befreundet waren, den Sarg zur letzten Ruhestätte, die ihm in der Nähe von Benjamin Constant, Foy und Manuel bereitet war. Als die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm, als die ersten Schollen auf dem Sargdeckel niederfielen, herrschte die feierlichste Stille, der unbeschreiblichste Ernst unter den Anwesenden. Der Flüchtling Venedey und nach ihm der in Paris ansäßige Kaufmann Berly sprachen ergreifende Worte, dann hielt der unerschütterliche Republikaner Raspail eine tiefdurchdachte Rede, und Alle die da waren, verließen den Kirchhof mit einen tiefen Gefühl von Wehmuth.

Heine, der seit vier Jahren Börne nicht mehr gesehen, den Todesfall aber rechtzeitig erfahren hatte, wohnte aus kleinlicher Gesinnung dem Leichenbegängniß nicht bei.

Der berühmte Bildhauer David von Angers erbot sich, aus Verehrung für den Verstorbenen, zur Ausführung des Denkmals, welches ihm denn auch von Madame Strauß, die jede Kraft des Gedankens und der Geldmittel anwandte, um die Grabstätte ihres Freundes würdig zu bezeichen, übertragen wurde. Das Parallelepipedon, welches sich auf dem Hügel erhebt, zeigt das Brustbild des Schriftstellers, sein Geburts- und Todesjahr. Auf dem sinnvollen Basrelief, womit es David geschmückt hat, vereinigt die Freiheit Frankreich und Deutschland, welche einander die Hände reichen. Auf der deutschen Seite liest man die Namen: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul; auf der französischen: Voltaire, Rousseau, Lamennais, Beranger; Goethe fehlt, weil Börne in dessen politischen Gesinnungen den Grund der entschiedendsten Abneigung gegen ihn fand, da Goethe selbst in den dringendsten Zeiten nie Theil an vaterländischen Angelegenheiten genommen, noch ein Herz gezeigt hatte für die großen Gedanken, welche die Welt seit der ersten französischen Revolution bewegten.

Ein halbes Jahr später traf Heine im Palais-Royal mit Venedey zusammen, welcher zu ihm sagte:

„Nun, Ihr Buch über den Denuncianten hat Furore in Deutschland gemacht. Menzel speit Feuer gegen Sie und die schwäbischen Dichter fallen über Sie her, in der bei Cotta herauskommenden Dreimonatsrevue, besonders Gustav Pfitzer."

„Bah," rief Heine mit zuckenden Lippen, „die Triller dieser schwäbischen Kammersänger der Freiheit verklingen immer leiser und leiser, und mit der alten Bierstimme stimmen sie wieder die Weisen von Anno dreizehn und vierzehn an. Denen werde ich einmal einen Schwabenspiegel vorhalten."

„Das könnte besonders dem Menzel nichts schaden," rief Venedey.

„Ja, sagen Sie, was will denn eigentlich der Menzel, der als Ankläger gegen mich und Andere auftritt, der eine Verschwörung junger Geister improvisirt, sie als eine Schule zum Sturze aller socialen und moralischen Einrichtungen denuncirt? — Dieser Mensch sieht ja gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole, jeder Backenknochen ist ein Kalmück."

„Seine Maxime gegen Sie ist dieselbe, die er gegen Goethe anwandte; und es ist gewiß auffallend, daß er den Muth hatte, gegen diesen Heros zu Felde zu ziehen."

„Es war der blinde Muth der Schwäche, der Muth Herostrat's, der den Dianentempel zu Ephesus in Brand steckte, um sich einen Namen zu machen; aus dem schäbigsten Privatinteresse."

„Es hat den Denuncianten eben nicht wenig geärgert, daß ich mit einem Buche gegen ihn zu Felde zog, gegen ihn, der niemals der Partei der Revolution mit dem Gemüthe und dem Gedanken angehört hat, sondern einer jener Teutschthümler war, die nach der Sonnenhitze der Julirevolution

gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Redensarten wieder anzuziehen."

„Und jetzt," rief Venedey, „da die Luft kühler geworden ist, nimmt er die altdeutschen Rockgedanken wieder vom Nagel herab und turnt mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurück."

„So ist es," erwiderte Heine, zündete seine ausgegangene Cigarre an dem brennenden Glimmstengel eines vorübergehenden Soldaten wieder an, nickte dem Bekannten kurz zu und ging seines Weges.

Das Ende vom Liede.

Es war ein frostiger Herbsttag des Jahres 1838, keine Blumen waren mehr auf den abgemähten Wiesen zu sehen, die Vögel hatten aufgehört zu schlagen und zogen schaarenweise fort, um wärmere Länder aufzusuchen, nur das reiche Laub der Bäume, das jedoch bereits anfing sich zu färben, stand noch in üppiger Fülle da und verbreitete große Schattenmassen.

Heine sehnte sich aus den gefängnißartigen Ringmauern der dumpfen Stadt hinaus, sein Geist und sein Körper bedurften der Erfrischung, er beschloß, einen Spaziergang zu machen und lenkte seine Schritte nach dem Montmartre hin, von dessen mit Windmühlen bedeckter Höhe man einen reizenden Ueberblick über die Stadt Paris genießt.

Als er in die Straße d'Amsterdam kam, holte er den Todtenwagen ein, der ein gestorbenes Individuum zur letzten Ruhestätte trug.

Das Leichenbegängniß war das ärmlichste, das man sich nur denken konnte. Voran schritt unter Begleitung zweier Chorknaben ein Priester, der ziemlich gelangweilt aussah, es schien ihm gar nicht Ernst zu sein mit dem frommen Gang zum Grabe, dann kam der prunklose Todtenwagen der Armen, auf dem ohne Decke und Blumenschmuck, ein schlecht gezimmerter Sarg von Tannenholz stand.

Hinter dem Todtenwagen schritt ein einzelner, hochgewachsener Mann her, dessen Gestalt jedoch bereits etwas gebeugt war und dessen üppiges, dunkeles Haar zu ergrauen begann, und an seiner Seite schritt gravitätisch ein schwarzer Pudel mit gesenktem Haupte und Schweif einher.

Dieser Anblick rührte Heine bis in das Innerste der Seele, er glaubte, der trauernde Mann, der ihm bekannt vorkam, müsse eine theuere Gattin, eine geliebte Tochter oder eine verehrte Mutter verloren haben, die er nun einsam zu Grabe begleitete.

Aus einem Gefühl von Pietät schloß er sich dem Leichenbegängnisse an.

Der Mann, an dessen Seite er trat, blickte erstaunt auf, grüßte und sah dann wieder vor sich nieder, ohne ein Wort zu reden.

Heine glaubte seinen ehemaligen Bekannten von der Chaumière und dem Bal-Mabille, den lustigen Chicard zu erkennen, der in den Jahren, da er ihn nicht gesehen, sehr gealtert hatte — und in der That hatte er sich auch nicht geirrt, der Leidtragende war wirklich der einst so unermüdliche Cancantänzer Chicard.

Sie erreichten den Kirchhof Montmartre, der Sarg wurde von dem Wagen gehoben und geöffnet; die darin liegende Todte schien sehr gelitten zu haben, denn ihre Züge waren gräßlich verzerrt, ihre Haut war bereits mit den grünlichen Flecken der beginnenden Verwesung getigert. Der Geistliche murmelte eintönig und ohne Herzerhebung ein Gebet her, und nachdem er die Leiche mit Weihwasser besprengt hatte, wurde der Sarg wieder geschlossen und in die offene Grube hinabgelassen, welche die Todtengräber sogleich zuzuwerfen begannen.

Heine entfernte sich mit dem wirklich traurig aussehenden Chicard, dem der Hund nachfolgte. Er condolirte ihm in der Meinung, daß der Lederhändler irgend ein Glied seiner Familie verloren habe.

„Was fällt Ihnen ein," rief dieser; „da ich nie Zeit gefunden habe, mich zu verheirathen, so stehe ich ledig und los in der Welt, ohne ein Anhängsel von Verwandten, und suche im Leben nichts Anderes, als den möglichst heitersten Genuß desselben. Doch unser Zusammentreffen an diesem Orte ist wunderbar, wie kamen Sie dazu, gerade dieser Leiche zu folgen?"

„Die ärmliche Begleitung rührte mich, besonders ergriff der Anblick des Hundes mein Herz."

„O, welche Sentimentalität!" rief Chicard mit den Fingern schnickend, „Sie wußten also nicht, wer in dem Sarge lag?"

„Nein."

„Sie erkannten auch die Todte nicht?"

„Ich glaube sie nie gesehen zu haben."

„Darin irren Sie, Sie haben die Lippen der Verstorbenen geküßt und mit Wonne in ihren Reizen geschwelgt. Es war die Königin Pomare."

„Pomare!" rief Heine, und eine tiefe Wehmuth überflutete sein Herz. „Armes Mädchen, mußtest Du ein solches Ende nehmen!" setzte er traurig hinzu.

„Hat das etwas Auffallendes!" rief Chicard fast höhnisch, „das ist das Loos fast aller der Mädchen, die unserer Lust gedient haben; nach ein paar fröhlich durchjubelten Jahre kommt nachher die böse Zeit, und mit dem Alter wird Alles anders für die armen Geschöpfe, die von Dem leben, was die Natur ihnen verliehen hat. Kaum hat ihnen die Jugend Lebewohl gesagt, so ist sie auch schon weit, und nimmt auf ihrer Flucht alle ihre Reize als Bagage mit. Der Anfang ist schön, aber das Ende ist stets kläglich, und der Bodensatz im Becher der Lust schmeckt gar bitter. Tritt so ein Mädchen auf, so reißen sich die Liebhaber um sie; später muß sie warten, bis einer kommt, endlich sucht sie sie auf oder hält sie gar auf der Straße an, dann kommt die Krankheit, die Armuth, das Elend in seiner

entsetzlichsten Gestalt, bis endlich der Tod die Kette zerbricht, welche die entwürdigte Seele an den besudelten Leib kettet."

„Ich bin erstaunt, Sie so reden zu hören," sagte Heine und sah den Andern mit großen Augen an.

„Warum soll ich die Wahrheit nicht einsehen und dennoch rufen: Es lebe die Freude! Es ist einmal so in der Welt und kann nicht anders sein, die Menschen sind nicht geschaffen, um Tugendhelden abzugeben. Ich zum Beispiel werde so lange aus der Schale der Lust trinken, bis sie meinen zitternden Händen entfällt, und ich rufe Ihnen wohlmeinend zu: Hüten Sie sich, Festungen anzugreifen, in welchen die Tugend in Garnison liegt. — Erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen einst prophezeihte, die Königin Pomare würde im Hospital sterben?"

„Ja, ich erinnere mich dessen."

„Nun, sehen Sie, darin war ich ein falscher Prophet, sie starb in der ärmlichen Dachstube ihrer alten Mutter, an der die Fensterscheiben blind sind und die Thür lebensmüde auf ihren Angeln hängt. Die gute Frau vergab ihr ihre Verirrungen, pflegte die arme, durch die Zeit entthronte Herrscherin in ihren letzten Tagen, drückte ihr voll Erbarmen die schönen Augen zu, nähte sie in ein Leichentuch und verkaufte ihr bestes Kleid, um ihr einen Sarg anschaffen zu können. Da kein Geistlicher unbezahlt mit der Leiche gehen wollte, so verpfändete sie auch noch einen Theil ihres Bettes, um die Habgierde des Altardieners zufrieden zu stellen. Zufällig hörte ich von Pomare's elender Lage und kam hin, als es zu spät war, denn eben setzte sich der Wagen in Bewegung, um die Leiche auf den Kirchhof zu bringen. So schloß ich mich an den Hund an, der als einziger Leidtragender hinten nach ging."

„Es möchte wohl interessant sein," meinte Heine, „die Geschichte dieses Mädchens in allen Einzelheiten kennen zu lernen. Ihr Leben mag bei aller Lust, ein großartiges Trauerspiel

gewesen sein, dessen Ereignisse moralische Schmerzen, vielleicht Meuchelmorde der Seele gewesen sind."

„Sie mögen Recht haben, und ich glaube selbst, daß Pomare's Herz sich an seiner ersten Wunde verblutet hat. Doch wer wird die Sache von einer so traurigen Seite auffassen. Königin Pomare war da und jetzt ist sie fort, ohne daß die Welt dadurch aus ihren Fugen kommt. Alles geht seinen gewohnten Gang, die Sonne läßt ihre leuchtenden Strahlen nach wie vor auf den Feldern spielen — die arme Königin wird vergessen, eine andere tritt an ihren Platz und schwingt den Scepter der Freude — was wollen Sie? das ist so der Welt Lauf."

„Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren," sagte Heine, „daß dieses Mädchen hätte glücklich werden und glücklich machen können, wenn sie rein geblieben wäre."

„O ja," erwiderte Chicard, „sie hatte sogar einmal Gelegenheit dazu, sie sollte einen Nachbar heirathen, einen braven Zimmermann, aber der war ihr zu gemein — doch wer zu hoch steigen will, fällt oft tiefer, als er sonst gefallen sein würde, und der Hochmuth kommt allemal dicht vor dem Falle. Die Gelegenheit zu einer Versorgung bot sich nicht wieder, denn die Gelegenheit gleicht einen jener Feenpaläste, aus denen man leicht heraus kommt, aber deren Eingang man nicht wieder findet, sobald man einmal den Fuß über die Schwelle gesetzt hat."

Unter diesem Gespräche hatte man mit dem Hunde, der hinter ihnen herlief, die Boulevards erreicht. Vor einem der ersten Modemagazine hielt eine glänzende Equipage. Eine sehr geputzte Dame, die sich ihre Einkäufe von einem Livréebedienten nachtragen ließ, war eben im Begriff in den Wagen zu steigen, als der Hund mit einem Freudengeheul auf sie zustürzte, an ihr hinaufsprang und ihr die Glaçéehandschuhe zu lecken begann.

„Ali-Baba, gutes Thier, kennst Du mich noch?" rief die Dame und streichelte dem Pudel das zottige Fell. Dann reichte sie ihm ein Bonbon aus ihrer Tasche, welches das Thier gierig

verschlang, und als sie jetzt in ihren Wagen stieg, sprang ihr der Hund eilfertig nach. Die Dame ließ es lachend geschehen.

„Pomare's Pudel ist nun versorgt," sagte Chicard, „er hat ein Unterkommen gefunden bei Rosa Pompon, aber wie lange wird es dauern, so wird auch sie alle Stufen des Elends durchzumachen haben, und dann denselben Weg gehen, den die Königin Pomare heute gegangen ist."

Am Eingang zu der Rue-St.-Denis trennte sich Heine in sehr ernster Stimmung von dem Lederhändler.

Anziehende und abstoßende Kräfte.

Heine besuchte noch immer von Zeit zu Zeit den Salon der Baronin Garat, und so oft Marie, wenn sie sich zufällig in Paris aufhielt, ihn sah, fand ihre Leidenschaft für den deutschen Dichter neue Nahrung; sie hatte nach und nach aufgehört, sie mit Behutsamkeit zu verbergen, ihre Tante merkte, daß sie dem hübschen Mann gewogener war, als mit den ehrgeizigen Wünschen der Familie übereinstimmte, und so suchte man ihn denn bei jeder Gelegenheit dem jungen Mädchen von der schwärzesten Seite zu schildern, man nannte ihn einen Mädchenverführer, einen Taugenichts, dessen Betragen eben so unmoralisch sei, wie seine Empfindungen; man behauptete, er taumele von einer Orgie in die andere, und lebe öffentlich mit einer schlechten Dirne, aber dennoch fuhr man nach wie vor fort, ihn freundlich in dem Hause aufzunehmen.

Eines Abends da Marie in der Gesellschaft, die bei ihrer Tante versammelt war, ein schwieriges Stück auf dem Clavier vorgetragen und dann eine große Arie gesungen hatte, setzte sich Heine, nachdem die Anwesenden geräuschvoll zu plaudern begonnen und sich theilweise in die anstoßenden Zimmer verloren, zu ihr an das Instrument und bat sie, ihm Weber's letzten Gedanken zu spielen. Während sie seinem Wunsche nachkam, bemächtigte sich eine unbezwingliche Traurigkeit des Mannes, den

sie immer so heiter und sorglos gesehen hatte, er neigte seine Stirn auf seine Hand und schien in eine schmerzliche Erinnerung verloren zu sein.

„Sie scheinen zu leiden,“ sagte Marie leise zu ihm.

Er seufzte tief und sagte dann:

„Ich dachte an eine Todte, die ich sehr geliebt habe, die verheirathet war und wie Sie, Marie hieß.“

„Nicht wahr, Sie haben eine Antipathie gegen das Heirathen, Herr Heine?“

„Hm! man kann ja auch so vergnügt leben — ich möchte kein Ehemann sein, weil diese Herren und Sclaven in einer Person sind. — Sie werden wohl auch nicht heirathen.“

„Das heißt,“ erwiderte Marie betonend, „ich will das Ende nicht, ohne den Anfang. Ich will ernstlich geliebt sein, bevor ich mein ganzes Leben, mein ganzes Herz, meinen ganzen Willen einem Mann hingebe.“

„Verzeihung, drei Mal Verzeihung,“ rief Heine, „ich wußte, daß Sie liebenswürdig und geistreich sind, allein ich fürchtete, daß Sie auch Verstand hätten.“

„Und jetzt zweifeln Sie daran?“

„Jetzt schätze ich, was mir an Ihnen gefiel, und Sie dürfen mir glauben, daß mir Ihr Glück sehr theuer ist, denn ich weiß es, Sie theilen die Voreingenommenheit nicht, die manche Leute gegen mich haben.“

„Nein,“ sagte sie lachend, „ich glaube nicht, wie die Anderen, an die Klatschereien, die über Sie verbreitet sind, ich hege im Gegentheil ein so großes Vertrauen zu Ihnen, als ob Sie der achtbarste und untadelhafteste aller Menschen wären.“

„O, haben Sie Dank, innigen Dank,“ rief Heine mit Wärme. „Es ist wahr, ich gehe mit vielen Männern um, die der Hang zum Vergnügen um mich versammelt, aber glauben

Sie mir, ich habe nicht einen wirklichen Freund. Man hält mich für thöricht, für ausschweifend, für bösartig . . . ach! ich bin vor allen Dingen sehr unglücklich . . . mein Leben ist reicher an Schmerzen, als an Fehltritten."

Jetzt trat Madame Garat hinzu mit den Worten:

„Räume Deinen Platz am Flügel Deiner Tante Martens ein, liebe Marie, sie wird einige Quadrillen und Walzer spielen, die jungen Leute wollen tanzen."

„Werden Sie auch tanzen, Mademoiselle?" fragte Heine leise, als sich Marie von ihrem Sitze erhob.

„Ich muß wohl," erwiderte sie. „Ein zu verheirathendes Mädchen muß alle seine kleinen Vorzüge geltend machen."

„Werden Sie mit mir tanzen?"

„Nein. Ich sehe den Herrn von Vertlac auf mich zukommen und lese in den Augen meiner Tante, daß ich seine Aufforderung annehmen muß."

Heine verbeugte sich stumm und nachdem er dem ersten Tanz zugesehen hatte, verließ er in aller Stille die Gesellschaft.

Einige Tage darauf befand sich Marie des Morgens in ihrem Zimmer in Gesellschaft des jüngsten Kindes ihrer Tante Garat, eines kleinen engelhaften Mädchens von drei Jahren, welches die Freude und der Stolz der glücklichen Mutter war.

Marie theilte mit einer großen neufoundländer Hündin die Zuneigung des kleinen Mädchens. Oft verbrachten diese drei Wesen ganze Stunden mit Spielen, Laufen und Necken — so auch an jenem Morgen. Endlich schlief sowohl das Kind wie der Hund, auf dem Fußteppich liegend, vor Ermüdung ein. Gabrielens blondes Köpfchen ruhte auf einem gestickten Kissen, das zu Mariens Füßen lag, und ihre beiden Aermchen schlossen, wie ein rosiges Halsband, den Hals der guten Betzi ein. Marie behütete Beide, indem sie sie bewunderte, und wenn sie

zuweilen ein Buch nahm und das erwachende Kind ihre Augen nicht auf sich gerichtet fand, so sagte es mit seinem lieblichen Stimmchen:

„So lies doch nicht immer in Deinen dummen Büchern, Cousine Marie.“

„Was soll ich aber denn thun, Kind?“

„Du sollst uns lieb haben, während wir schlafen.“

„Ich kann Euch ja auch lieb haben, während ich lese.“

„Nein, nicht recht.“

Plötzlich sprang die Kleine auf und sagte:

„Jetzt sollst Du schlafen, liebe Marie. Komm, komm, setze Dich zu mir auf den Teppich. Mach schnell.“

Marie mußte dem Kind, das sich wieder niedersetzte, den Willen thun; sie legte den Kopf auf Gabrielens Kniee, die ihr die Augen mit ihren zarten Fingerchen zudrückte, sie wiegte und ihr ein Lied sang. Als sie sie eingeschlafen glaubte, flocht sie ihr verrätherischerweise die Haare auf, bemächtigte sich ihres Kopfes und ließ sie durch Zupfen und Zerren tausend Martern erdulden, dann aber bezahlte sie ihr die ausgerauften Haare mit so süßen Küssen, daß ihre Cousine sie nicht zu schelten vermochte.

Während Marie sich wieder frisirte, sagte sie zu der Kleinen:

„Wollen wir einen Spaziergang in den Tuileriengarten machen, Gabriele?“

„Ach ja, liebe, goldene Marie, ja wir wollen, jubelte das Kind und sprang fort, um sich durch die Bonne die blonden Seidenlöckchen wieder in Ordnung bringen und sich recht schön ankleiden zu lassen.“

Marie nahm sie, als sie geputzt wieder kam, bei der Hand, nannte sie ihr Kind und führte sie mit wahrhaft mütterlichem Stolz erst durch die belebten Straßen von Paris, und dann durch vielhundertjährige Kastanienalleen des königlichen Gartens,

glaubend, daß Jedermann sie um das schöne, anmuthige Kind beneide und sie für dessen glückliche Mutter halte.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als Gabriele ihre Führerin leise beim Aermel zupfte und ihr zuflüsterte:

„Hast Du gehört, Marie, was dort der Herr gesagt hat, als ich an ihm vorüber ging?“

„Nein, ich habe es nicht gehört. Was hat er denn gesagt?“

„Er hat gesagt, ich sei noch viel hübscher als ein junges Kätzchen.“

Marie blickte um sich und sah Heine an einen Baum gelehnt stehen; er grüßte sie, ohne sich ihr jedoch zu nähern, lächelte der Kleinen zu, die ihn darauf schelmisch und kindlich gefallsüchtig anlächelte, welches sie wiederholte, als sie umkehrend nochmals an ihm vorüber kam.

Als sie den Garten verließen, folgte ihnen Heine von Weitem nach, sah sie in der Straße Vivienne in den Laden einer Blumenhändlerin gehen, denn Marie hatte die Gewohnheit, ihrer Tante täglich ein Veilchenbouquet oder einen Strauß Rosen von ihrem Morgenspaziergang mitzubringen.

Von da an traf sie Heine fast täglich in den Tuilerien; es schien eine stillschweigende Verabredung zu sein, er näherte sich ihr nicht, sprach sie nicht an, aber sein Blick haftete mit einem sonderbaren Ausdruck auf ihr, er lächelte, wenn sie heiter war — seine Augen schienen sich mit Sorge nach ihrem Leid zu erkundigen, wenn sie trübe blickte. Ein Mal schien sein ganzes Herz in seinem Aeußern zu liegen, aber mit blitzartiger Schnelligkeit verlor sein Gesicht diesen Ausdruck wieder, und wie eine Theaterdecoration, die auf das Gebot des Maschinisten ihre frühere Stelle wieder einnimmt, nahm Heine seine frühere kalte Ruhe wieder an.

War es ein Wunder, daß Marie sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, daß sie dennoch im Stillen von Heine

geliebt werde, in welchem Glauben sie noch durch einen besondern Umstand bestärkt wurde.

Als sie eines Tags wieder zu der Blumenhändlerin kam, um ein kleines Bouquet zu kaufen, reichte ihr diese hastig einen großen Strauß von wunderbar schönen weißen Rosen hin.

„Wie herrlich sind diese Blumen!“ rief Marie, „ich glaube, Sie wollen mich in Versuchung führen und mich zu Grunde richten.“

„O,“ erwiderte die Verkäuferin mit einem listigen Lächeln, „geben Sie mir dafür, was Sie wollen, aber behalten Sie die Rosen. Ich möchte heute von Ihnen gerade für diese Blumen, Handgeld lösen, das wird mir Glück bringen für den ganzen Tag.“

Ohne Mariens Antwort abzuwarten, hüllte sie die Blumen in Seidenpapier, schärfte ihr ein, sie behutsam zu tragen, um sie weder zu knicken noch zu entblättern, und sie zu Hause gleich aufzubinden, damit die Stiele sich frei im Wasser baden könnten.

Marie trug die Blumen mit dem Gefühl einer unbestimmten Erwartung fort, die sie sich weder erklären konnte, noch sich selbst zuzugestehen wagte. In ihrem Zimmer angekommen, zerriß sie den Faden, der die Stiele zusammenhielt; ein Papier fiel auf den Fußboden — sie hob es mit Hast auf und fand ein deutsches Gedicht, das sie vollkommen wohl verstand, da sie der deutschen Sprache mächtig war ... es sagte viel und dennoch nichts Bestimmtes, sie glaubte sich jedoch angebetet und erwartete demnächst eine deutliche Erklärung.

Aber diese Erklärung blieb aus und auch Heine erschien nicht mehr in den Tuilerien. Marie vergoß die schmerzlichsten aller Thränen, die Thränen des Herzens. Sie fühlte sich von einem unaussprechlichen Weh ergriffen, das über sie kam, als ob die Luft von einem unsichtbaren Fluidum gefüllt wäre, das Trauer in die Herzen der Menschen gießt. Abends, als sie

allein auf ihrem Zimmer war, rang sie verzweiflungsvoll die Hände und rief:

„Ich habe einen Augenblick geglaubt, sein Herz gewonnen zu haben ... er war nicht ohne Gefühl für mich, das sagte mir sein Gedicht ... Ach! verblühen denn die Zuneigungen des Herzens, wie die Blumen des Feldes. Ueberliefert die Liebe ihre Träume, ihren Duft, ihre Freuden dem Wind des Zufalls, der sie in das Weite zerstreut, wie die kalten Herbststürme die letzten Blätter fortwirbeln? ... Gott, es ist ein unermeßlicher Schmerz, so dem Todeskampf seiner Liebe beizuwohnen."

Am nächsten Morgen war Marie krank und blieb wochenlang an das Bett gefesselt.

Als sie wieder auf der Genesung war, kam Heine endlich wieder einmal in das Bankgebäude; er bewies Marien vielen Antheil, brachte ihr Bücher, Zeitschriften, Gedichte, las ihr vor, bewahrte sie bald vor einem Sonnenstrahl, bald vor Zugluft; vor einem schmerzlichen Gedanken oder einer peinlichen Empfindung vermochte er sie jedoch nicht zu bewahren.

Als sie wieder gesund war, kam er seltner, ja, er suchte sie sichtlich zu vermeiden. Das machte sie sehr unglücklich — sie wollte die Ursache seines veränderten Benehmens ergründen.

Eines Abends, da er wieder ein Mal kam, fragte sie ihn unumwunden:

„Habe ich Ihnen unwillkürlich mißfallen, oder muß man krank sein, um Ihre Theilnahme zu erregen?"

„Was bedürfen Sie meiner? Sind Sie nicht von Freunden umringt?" fragte er barsch.

„Das wohl — aber Sie haben mich zu zerstreuen gesucht, als ich leidend war; ich wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, als Sie mir unglücklich schienen. Sie wollen das nicht haben, so sind wir quitt — sprechen wir nicht weiter davon."

„O doch," rief er schnell. „Hören Sie mich an. Ich

schätze Sie von ganzem Herzen, Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, Ihre Rathschläge würden meine theuersten Schätze sein, aber ich fürchte für Sie die Verleumdungen der Welt, denen ich für meine Person Trotz biete — ich fürchte, daß meine Freundschaft, die Sie ehren sollte, Sie dummen und lächerlichen Vermuthungen aussetzen könnte. Mein Ruf ist schlecht, und ich fürchte ..."

„Aber können Sie denn nicht Ihren Lebenswandel ändern?" fiel ihm Marie antheilsvoll in die Rede.

„Kennen Sie denn meinen Lebenswandel?"

„Ja; ich weiß, daß Sie Freunde haben, die nichts taugen, Grundsätze, die man sich mit Achselzucken leise einander zuflüstert, und die Sie laut ausposaunen."

„Weiter, Mademoiselle."

„Weiter? ... Ist das nicht genug?"

„Ich habe mehr als das, Mademoiselle; ich habe ein schönes Weib bei mir, das nicht meine Frau ist."

„Armes, gefallenes Wesen! ich bedauere sie."

„Bedauern Sie vielmehr mich, sie ist glücklich, ich aber bin unglücklich."

„Das will sagen, daß sie verächtlich ist, und daß Sie schwach sind."

„O nein, Mathilde ist nicht verächtlich, ich stelle sie im Gegentheil sehr hoch ... doch wollen Sie mich bekehren, mich retten, wollen Sie ein Freund für mich sein?"

„Ich will es," erwiderte Marie nach einem kurzen Bedenken, „aber ich werde ein sehr strenger Freund sein, und ich werde es meiner Tante sagen, damit sie uns versteht und uns ohne falsche Auslegung erlaubt, zuweilen miteinander zu plaudern."

„O haben Sie Dank, gute Marie," rief er feurig aus. „Aber wird Ihre Freundschaft auch recht aufrichtig, recht heilig sein, und wird sie immer währen?"

„Immer!“ gelobte das junge Mädchen und reichte ihm die Hand.

Dieses Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf Heine.

Auch Marie fühlte sich tief ergriffen von der Wendung, die ihr Verhältniß zu Heine genommen hatte; sie hatte ihn edel und vertrauend gefunden, sie war stolz darauf, ihn an der Hand zu den Pflichten des Lebens zurück zu führen, und schon den andern Tag eröffnete sie sich ihrer Tante.

Diese hörte sie aufmerksam an, dann gab sie ihr die Rathschläge ihrer Erfahrung und gestattete ihr diese Freundschaft, die sie ein halbes Jahr früher für höchst gefährlich gehalten haben würde.

Bald darauf, da sich Marie wieder in Villers-Hellon bei ihrem Großvater aufhielt, wurde sie von einer Bäuerin zur Gevatterin gebeten. Sie wählte als Stellvertreter ihres kranken Großvaters, Heine zum Mitgevatter. Er kam auf das Gut und brachte ihr die üblichen Geschenke mit, die in einem Kästchen mit Dragée, seidenen, mit Wohlgerüchen gefüllten Säckchen, Sachets genannt, in Handschuhen, Blumen und Bändern bestanden — Alles war durchduftet. Sie wollte ihm danken, aber er schien so glücklich, daß sie ihm ihren Dank gar nicht genug aussprechen konnte, besonders da er sich ihres Dankes erwehrte, indem er sagte:

„Marie, danken Sie mir nicht. Sie sind heute anmuthsvoll wie eine Nymphe und stolz wie eine Königin; Sie herrschen durch die Macht Ihres Geistes über die Gemüther und entzücken durch die Gewalt Ihrer Liebenswürdigkeit.“

Diese Worte thaten ihr wohl und setzten sie dennoch in Verlegenheit und sie war daher froh, als ihre Tante, Frau von Martens, zu dem Pathen sagte:

„Wissen Sie denn auch die nöthigen Taufformeln her zu sagen, Herr Heine?“

„Nein, sie sind mir gänzlich unbekannt, Madame,“ erwi-

derte er, und sich an Marie wendend, bat er sie, ihm zu Hülfe zu kommen und ihn seine Gebete zu lehren.

Marie setzte sich auf das in dem Salon befindliche Canapee, Heine nahm Platz auf einem zu ihren Füßen stehenden Schemel, sie schlug ihr Gebetbuch auf und die Lection begann; Marie sagte ihm die Gebete vor und er sprach sie nach.

Er brauchte lange Zeit, um den englischen Gruß zu lernen, und noch längere, um ihn herzusagen. Als sie endlich fertig waren, nahm er das Buch aus Mariens Händen, schlug die Heirathsmesse auf und riß zwei Blätter heraus.

„So," sagte er kopfnickend, „nun können Sie die Gebete nicht mehr lesen, ohne mich."

Marie erröthete sehr, sie glaubte ihn verstanden zu haben und schöpfte neue Hoffnung.

Jetzt war es Zeit sich in das Haus der Wöchnerin und von dort in die Kirche zu begeben.

Sie wurden mit Flintenschüssen, Vivatgeschrei und fast von dem ganzen Dorfe dahin begleitet. Als sie durch das Portal schritten, rief ein altes Weib ein paar Bekannten zu:

„Nein, sind die aber niedlich, sollte man nicht meinen, es wäre Braut und Bräutigam."

„Was nicht ist, kann noch werden," erhielt sie zur Antwort.

Auf Heine's Arm gestützt, erbebte Marie in einem süßen Schauer; Heine drückte ihren Arm fest und bedeutungsvoll an sich, indem er flüsterte: „O, daß es so wäre!"

Das Kind wurde getauft, dann nahm man ein Gouter bei der Wöchnerin ein und darauf begab sich die ganze Gesellschaft, Stadtleute und Bauern, in das Haus von Mariens Großvater, wo auf dem großen Platze im Hofe getanzt wurde, aber trotz des Frühlingstages war es kalt, und das in dem Kamine des Salons brennende Feuer lockte die Tänzer oft hinein. Zweimal befand sich Marie allein mit Heine. Sie

hatte den einen ihrer Arme auf den breiten Marmorsockel des Kamins gelegt, während sie mit ihm sprach; plötzlich riß er ihr den Arm weg, indem er rief:

„Unvorsichtige! Sie sind erhitzt vom Tanzen ... so holt man sich den Tod."

„Im zweiundzwanzigsten Jahr ein Grab mit Blumen, Thränen und Gebeten, finden Sie das so schrecklich?" fragte das junge Mädchen lächelnd.

„Sie wollen sterben," rief Heine eifrig, „Sie, sterben, ohne erst so recht aus tiefstem Herzensgrund geliebt worden zu sein?"

„Hienieden ist es schwer, ernstlich geliebt zu werden!"

„O Marie, Sie sind geliebt, und wer weiß, was die Zukunft bringt."

Er ergriff ihre Hand und zog sie an seine Lippen, dann sah er sie an, ohne weiter zu sprechen ... Marie zitterte heftig. — Da trat Jemand in den Salon.

„Ich hoffe und glaube," flüsterte Marie ihrem Freunde zu, dann kehrten Beide zu der Gesellschaft zurück.

Heine bereute bereits seine unvorsichtig herausgestoßene Aeußerung, in der das Mädchen leicht ein ernstes Bekenntniß und ein bindendes Versprechen sehen konnte; er fühlte, daß er Mathilde, die so treu und innig an ihm hing, nicht verstoßen, nicht aufopfern dürfe, und erkannte, daß sie seinem Herzen theurer war, als er selbst geglaubt hatte. — Die arme Marie aber erbaute ihm neuerdings einen Thron in ihrem Herzen und liebte ihn mit jener Anbetung, die einst der heidnische Cultus seinen Göttern weihte.

In ihren beiderseitigen Beziehungen wurde jedoch nichts geändert, Heine kam weder mehr noch weniger wie bisher in das Bankgebäude. Wie früher, sprach er auch jetzt von seinen Beschäftigungen, seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, nur sprach er zuweilen Mariens Namen mit einem Ton voll zärt-

lichen Wohllauts aus, drückte ihr die Hand, wenn er kam, und küßte sie ihr achtungsvoll, wenn er wieder ging.

Nach einiger Zeit starb Mariens Großvater, dessen Gut in Villers-Hellon auf ihren Erbantheil fiel; sie war nun zwar nicht reich, aber sie hatte ihr gutes Auskommen, doch war ihre Trauer um den Verstorbenen so groß, daß sie in der ersten Zeit gar nicht an die Verbesserung ihrer Lage dachte. Ihre Verwandten hatten alle Mühe sie zu trösten, doch der Mann, der ihr allein Trost hätte spenden können, blieb aus.

Endlich kam er nach Villers-Hellon und war zärtlicher und wohlwollender als je, aber er brach jedes Gespräch kurz ab, sobald Marie es auf die Zukunft lenken wollte — Mathildens Bild stand zwischen ihm und ihr, er erkannte es als Pflicht, sich von Marie loszureißen und nicht Hoffnungen zu nähren, die er weder erfüllen wollte noch konnte. So flüsterte er ihr denn endlich zu:

„Ich möchte allein mit Ihnen sprechen, theure Marie."

Das wünschte sie gerade auch, und sich an ihre beiden Tanten, Frau von Garat und Frau von Martens wendend, die Beide im Zimmer waren, bat sie dieselben, sie eine Viertelstunde allein mit Herrn Heine zu lassen, der ihr eine Mittheilung zu machen habe. Die beiden Damen zogen sich zurück.

Als sie fort waren, trat ein peinliches Stillschweigen ein, Beider Augen vermieden sich, wie ihre Gedanken sich vermieden, sie fühlten, daß sie an einem Wendepuncte ihres Lebens standen. Plötzlich ergriff Heine Mariens Hand, die in Thränen zerfließend sagte:

„Heine, ich stehe jetzt allein in der Welt, wollen Sie mich beschützen?"

Er gab keine Antwort. Es entstand wieder eine recht schmerzliche Pause. Marie sammelte alle ihre Kräfte, um dieses peinliche Stillschweigen zu brechen.

„Ich glaube, daß Sie mich lieben,“ sagte sie, „und ich weiß, daß ich Sie liebe. Eine gegenseitige Zuneigung hat uns gewissermaßen mit einander verlobt... doch im Namen meiner Aeltern, die im Himmel sind, frage ich Sie, Henri, bin ich das Weib, das Sie sich zur Lebensgefährtin erwählen?“

Heine seufzte und sagte dann:

„Ich würde Sie unter Allen erwählt haben, wenn ich Ihnen eine sichere Stellung im Leben anbieten könnte, — wenn ich Vermögen hätte.“

Durch diese Worte ermuthigt, rief Marie mit Feuer:

„Hören Sie mich an, Freund. Als ich noch arm war, liebte ich Sie hinreichend, um zu vergessen, daß wir Beide nichts hatten. Jetzt nehme ich mein Recht in Anspruch.... Heine, werden Sie unglücklich sein, wenn ich Sie von ganzem Herzen liebe?“

„Darf ich Sie mit in meinen Ruin ziehen?“ erwiderte er dumpf. „Mein Frühling hatte so wenig goldne Blüthen, daß ich im Herbst keine silberne Früchte zu erwarten habe. Allein kann ich den Mangel ertragen, doch ich kann Sie nicht Theil nehmen lassen an meinen Entbehrungen..... Ich muß noch einmal ausziehen auf den Kreuzzug des Lebens, muß mir eine feste Stellung zu erwerben suchen, denn von dem Gelde meiner Frau zu leben, das geht gegen meine Natur.“

„Werden Sie,“ fiel sie ihm erwartungsvoll in das Wort „werden Sie alsdann, glücklich oder unglücklich, mich wählen?“

„Theure Marie, wie vermag ich Ihnen ein solches Versprechen zu geben,“ sagte er ausweichend, „wie darf ich Ihr junges Leben an meine Enttäuschungen, an meinen Unstern binden?“

Dem armen jungen Mädchen war es, als würde sie von einer eiskalten Fluth übergossen, ihre Nerven bebten, ihre Wangen erbleichten.

„Genug, mein Herr,“ sagte sie, „ich habe Sie verstanden. Möge es Gott Ihnen verzeihen, Sie haben mich grausam betrogen.“

„Marie, haben Sie Mitleid mit mir, und glauben Sie, daß wenn ich mein Glück ablehne....“

Er hielt inne und bedeckte ihre Hände, womit sie ihr Gesicht zu verhüllen suchte, mit Küssen; dann sog er mit seinen Lippen eine Thräne auf, die ihr langsam über die Wangen rollte.

Sie stieß ihn zurück.

„Wie?“ rief sie voll Unwillen, „wie, Sie wollen jetzt einen Kuß erlangen, den Sie nicht erlangten, als ich Ihre Gattin zu werden hoffte? Das ist sehr unwürdig, mein Herr, das ist sehr feige.“

Sie erhob sich und zog die Schelle mit Macht an. Sie befahl dem eintretenden Diener, dem Herrn, der sich auf sein Zimmer zurückzuziehen wünsche, vorzuleuchten. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, wandelte sie eine Art Ohnmacht an, sie verbrachte die Nacht auf den Knieen, den Kopf in die Hände ihrer Schwester Antonie gestützt, welche die Vertraute ihrer Liebe war und ihren Schmerz und ihre Verzweiflung theilte.

Gegen Morgen hörte sie den Hufschlag eines Pferdes... es war das Seinige. Marie sprang auf und lauschte hinter dem Vorhang. Als Heine unter ihrem Fenster vorüberritt, sah er empor, seine Augen suchten sie, aber er vermochte ihren Blicken nicht zu begegnen, die ihm jedoch nachfolgten. Dreimal wandte er den Kopf um... dreimal mußte Marie ihren ganzen Muth sammeln, dann trieb er sein Pferd zum Galopp an. Sie sprach ihn nie wieder und eine Zeit lang hüllte sie sich in ihren Schmerz, wie in ein Leichentuch, in das sie sich begrub. Die Welt glaubte, dieses Weh sei allein eine Folge des Verlustes ihres Großvaters.

So kam Marie durch eine Reihefolge von Folterqualen nach und nach zu dem Selbstmord ihres Herzens.

Ach! man würde viele Bände füllen können mit den schmerzlichen Geschichten aller der jungen Mädchen, die in dem Augenblick, da sich ihre Seele der Liebe öffnen will, getödtet und in ihrem weißen Leichenkleide begraben werden, das keine Flecken zeigt, weil die Seele nicht nach außen hin blutet.

Ende des vierten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des vierten Theiles.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

III. Abtheilung:

Herbstschauer und Winterkälte.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,

Verf. von „Roman eines Dichterlebens“ (Göthe), „Rahel“ u. s. w.

Fünfter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Inhaltsverzeichniß des fünften Theiles.

Ein Diamantendiebstahl.

Im Februar 1838 hatte sich Alexandrine de-Nikolai an den Vicomte de-Leautaud verheirathet und das glückliche Paar nahm seinen Wohnsitz auf Schloß Busagny, welches das Besitzthum der Aeltern der jungen Frau war.

Alexandrine schien ihren frühern Anbeter völlig vergessen zu haben, und auch bei Clavet, der von Algier aus noch eine Zeit lang mit Marie Capelle correspondirt hatte, schien sich die Liebe zu dem schönen Mädchen verflüchtigt zu haben. Sein intimster Freund, der Rechtspracticant Delaperriere, besuchte ihn zu verschiedenen Malen in Algier, und als ihn dieser gleich nach seinem ersten Besuch, im Jahre 1837, nach dem Stande seiner Herzensangelegenheiten fragte, sagte er, der Fortgang der Geschichte sei seinen Wünschen durchaus nicht entsprechend. Der Freundlichkeit und den Versicherungen der Demoiselle Capelle traue er nicht recht, und er würde viel darum geben, wenn er sich nie mit ihr eingelassen hätte, weil er, auf die Gefahr hin, für einen Narren zu gelten, glaube, daß sie selber ihn liebe.

Bei seinem zweiten Besuche theilte ihm Delaperriere Alexandrinens nahe bevorstehende Heirath mit dem Vicomte de-Leautaud mit. Clavet nahm diese Nachricht sehr ruhig auf, sprach von dieser Verbindung wie von einer völlig gleichgültigen Sache und äußerte sich nur in der fremdesten, achtungsvollsten Weise

über die Dame, die er einst so schwärmerisch verehrt hatte. Delaperriere neckte ihn oft mit seiner frühern Liebe, Clavet lachte dann über sich selbst, versicherte aber, daß er sich keinen Vorwurf zu machen hätte.

Im Mai 1839 reiste Marie nach Busagny, um ihre Freundin Alexandrine zu besuchen. Um elf Uhr des Morgens kam sie mit ihrer alten Amme Lola in Pontoise an, wohin ihr Frau von Leautaud ihren Tilbury entgegen geschickt hatte, und einige Minuten später traf sie in Busagny ein.

Sie erfreute sich an dem Glück des jungen, schönen Paares, das ganz für einander geschaffen zu sein schien. Die Eheleute waren bemüht, der jungen Freundin alle erdenkliche Vergnügen zu machen; Spazierfahrten, Ausflüge in die reizende Umgegend, Besuche in der Nachbarschaft wechselten mit ländlichen Bällen ab. So verschwanden vierzehn Tage wie im Fluge und die dritte Woche von Mariens Aufenthalt begann.

Da verheirathete sich eine junge Dame in der Nachbarschaft, und den Tag darauf war in einer kleinen Gesellschaft, die sich bei der Vicomtesse de=Leautaud zusammen gefunden hatte, viel die Rede von dem Diamantschmuck, den die Braut bei der Trauung getragen hatte, dann sprach man von den Diamanten, die Alexandrine bei ihrer Verheirathung von ihrem Gemahl bekommen hatte, und auf den Wunsch der Anwesenden holte sie ihr Schmuckkästchen in den Salon, um die herrlichen Steine bewundern zu lassen. Zugegen waren Marie Capelle, die Aeltern der Vicomtesse, deren ehemalige Gouvernante, Mademoiselle Delvaux, und deren Bruder, welcher Unterpräfect von Pontoise war.

Die Diamanten wurden betrachtet, und nachdem Jeder seine Meinung darüber geäußert hatte, ordnete Madame de=Leautaud sie wieder in das Kästchen und ließ es auf ihrem an dem Fenster stehenden Arbeitstischchen zurück, um einen Spaziergang mit Marie, dem Unterpräfecten, dessen Schwester und ihrem

Manne zu machen. Als man zurückkam, stand das Kästchen noch auf derselben Stelle, wo die Vicomtesse es hingestellt hatte. Sie trug es nun auf ihr Zimmer und schloß es, ohne es vorher zu öffnen, in eine Schublade ihres Schreibtisches ein.

Als am darauf folgenden Sonntag Marie aus der Kirche kam und in das Familienzimmer trat, fiel der Vicomtesse ein Sammetbeutel auf, in welchem sie ihr Gebetbuch stecken hatte.

„Da hast Du ja herrliche Diamantenknöpfe an Deinem Beutel," rief Alexandrine erstaunt.

„Sie sind falsch," gab Marie ruhig zur Antwort.

„Falsch! das hätte ich nicht vermuthet, sie strahlen ein herrliches Feuer aus. Ich habe auch Ohrringe von unächten Steinen, aber sie reichen diesen das Wasser nicht. Wir wollen sie doch ein Mal vergleichen."

Madame de-Leautaud holte die Ohrringe, die in der That matt und unscheinbar neben Mariens Knöpfen waren. Der Vicomte machte nun den Vorschlag, sie mit den ächten Diamanten seiner Frau zu vergleichen, und diese ging auf ihr Zimmer, um ihren Brautschmuck herbei zu holen.

Unter dem Vorwand Hut und Shawl abzulegen, verließ Marie Capelle gleichzeitig mit ihr den Salon.

Wenig Minuten darauf kam die Vicomtesse mit dem Schmuckkästchen in der Hand, zurück. Ihr Gemahl öffnete es — es war leer.

Maßloses Erstaunen erfaßte das Ehepaar.

„Wo sind die Steine?" rief der Vicomte, der nicht im entferntesten an einen Diebstahl dachte. „Du hast sie gewiß herausgenommen und sie dann leichtsinnig in eine Schublade geworfen, ohne sie erst wieder in das Etui zu thun."

„Nein, das habe ich nicht," versicherte Alexandrine. „Ich glaube vielmehr, daß mein Vater oder meine Mutter

durch das Herausnehmen des Schmucks mir eine gute Lehre geben wollen, weil ich heute vor acht Tagen, nachdem ich der Gesellschaft die Diamanten gezeigt, das Kästchen dort auf dem Tischchen stehen ließ, während wir spazieren gingen."

Jetzt kam Marie Capelle wieder herein und theilte die Betroffenheit der Andern, als sie das Verschwinden der Diamanten erfuhr.

Die Aeltern wurden gefragt, aber sie versicherten auf das Bestimmteste, von einem derartigen unpassenden Scherze nichts zu wissen. Die Diamanten waren und blieben verschwunden, sie mußten also gestohlen sein. Marie machte die Bemerkung, es seien ihnen Leute von verdächtigem Aussehen auf ihrem Spaziergange begegnet.

Wüthend über die Nachlässigkeit seiner Frau, machte ihr der Vicomte die unangenehmsten Vorwürfe. Er durchstöberte alle Schubladen, überhäufte die Damen mit Fragen, durchsuchte sämmtliche Arbeitskörbchen im Salon, während seine Frau und Marie Capelle unthätig und bestürzt dabei standen und noch consternirter wurden, als sie hörten, daß Herr de-Nikolai Verdacht gegen einen Bedienten schöpfte, der noch nicht lange im Schlosse war und dessen Character daher noch nicht so gekannt war, als der der übrigen Dienstboten.

Der Abend verging unter Vermuthungen und Beschuldigungen. Der Vicomte war wahrhaft betäubend, besonders als er hörte, daß während man auf dem Spaziergange war, Herr Alfred de-Gouy einen Besuch habe machen wollen, und da er nach langem Suchen Niemand im Hause gefunden, endlich in den Garten zu Madame de-Nikolai gekommen sei.

„Das ist der Dieb," rief er leidenschaftlich aus, „der hat die Diamanten gestohlen und kein Anderer."

Es erhob sich von allen Seiten ein lebhafter Widerspruch, der den Vicomte nur noch mehr reizte.

„Ich sage, er hat die Diamanten genommen, um sie einer

seiner Maitressen zu schenken, aber ich will den vornehmen Spitzbuben schon kriegen."

Es kostete alle erdenkliche Mühe, ihm diesen beleidigenden Verdacht auszureden, endlich begann er die Unwahrscheinlichkeit seiner Vermuthung einzusehen, und so lenkte sich der Verdacht denn wieder auf den bereits erwähnten Diener.

Am folgenden Morgen machte der Vicomte Anzeige bei der Polizei in Pontoise; es kam eine Gerichtsperson mit einigen Gensdarmen heraus und hielt Haussuchung bei der Dienerschaft, ohne eine Spur der entwendeten Gegenstände zu finden. Der Bediente, den man im Verdacht hatte, wurde scharf in's Verhör genommen, aber die Untersuchung ergab nichts, die Diener des Gesetzes mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

An demselben Tage hörte Marie auf dem Vorplatz vor ihrem Zimmer heftig weinen; sie öffnete leise die Thür ein wenig und hörte, wie der junge Bursche sich heftig bei ihrer alten Amme Lola beklagte.

„Es ist vor Gott nicht erlaubt, einem so die Ehre abzuschneiden," sagte er. „Ich bin all' mein Lebtag ein ehrlicher Mann gewesen, und nun soll ich ein Dieb sein, aus keinem andern Grunde, als weil ich noch nicht lange auf dem Schlosse bin. Nun werde ich ohne Zeugniß fortgejagt werden, nun bin ich ein verlorener Mann, die über mich verhängte Schande wird mir das Herz abstoßen ... O, meine arme Frau, meine lieben kleinen Kinder, ihr werdet hungern müssen."

„Seid doch vernünftig, Etienne, tröstete ihn die Alte, die Herrschaft wird zur Einsicht kommen, wird Eure Unschuld erkennen, es ist ja nichts auf Euch herausgekommen, prüstet Euch daher nicht so sehr. Ich werde heute Abend einen Rosenkranz beten, damit der Dieb entdeckt wird."

„Thut das, gute Frau, und der Himmel soll Euch segnen, wenn Euer Gebet erhört werden wird ... O, wenn ich den schlechten Patron hätte, dessen lange Finger sich an dem Gute

meiner Herrschaft vergriffen haben, so wollte ich ihn so lange würgen, bis er seine verruchte Handlung eingestände und ihm seine schwarze Seele aus dem Halse führe. Er oder ich müßte daran glauben, denn wenn der Spitzbube nicht entdeckt wird, muß ich mir ein Leid anthun."

Und er begann abermals zu schluchzen, als ob ihm das Herz brechen wollte.

„Um Gotteswillen, Etienne, Ihr werdet doch nicht so gottlos sein, Hand an Euch selbst zu legen," rief die alte Frau zitternd. „Bedenkt, daß das eine Todsünde ist, die nicht mehr abgebüßt werden kann."

„Todsünde hin, Todsünde her," rief der verzweifelnde Mensch — „wenn es nicht herausgebracht wird, wer den Schmuck gestohlen hat, und ich nicht wieder zu Ehren komme, so springe ich in den Schloßgraben und ersäufe mich darin. Hier wird man mich fortjagen, und mit dem Rufe eines Diebes gebrandmarkt, werde ich armer Teufel, der unschuldig ist wie das Kind im Mutterleibe, keinen Dienst mehr finden."

Und wieder begann er zu heulen und wischte sich die Thränen, die ihm stromweise über die Backen liefen, mit dem Aermel seiner silberbordirten Livrée ab.

Jetzt öffnete Marie die Thür, trat vor den Weinenden hin und sagte mitleidig:

„Trocknet Eure Thränen, guter Etienne, Eure Unschuld wird an den Tag kommen und Eure Ehrenhaftigkeit wird von Eurer Herrschaft anerkannt werden. Sollte jedoch das wider Vermuthen nicht sein, solltet Ihr aus dem Dienste gejagt werden, so kommt nach Paris und wendet Euch an mich, ich werde für Euch ein anderes gutes Unterkommen sorgen, denn ich glaube nicht an Eure Schuld, und werde für Euch thun, was in meinen Kräften steht."

„O Mam'zell, Mam'zell, Sie sprechen wie die heilige

Muttergottes in eigener Person," rief der plötzlich aus der Hölle der Trostlosigkeit in den Himmel der Verheißung erhobene Diener. „O, gibt es denn Engel auf der Welt," fuhr er fort. „Sie glauben nicht an meine Schuld... Gott segne Sie für dieses gute Wort... o! o! o!"

Er ergriff Mariens Kleid und drückte einen Kuß darauf, ja, er würde auf beide Kniee vor ihr hingefallen sein, wenn sie ihn nicht daran verhindert und durch ein gebieterisches Wort an seine Arbeit geschickt hätte. Dann hieß sie die Amme ihr auf ihr Zimmer folgen, wo sie etwas an ihrem Anzug geändert haben wollte.

Diese, welche sie bisher mit Rührung betrachtet hatte, murmelte auf dem Wege dahin:

„Ja, gewiß, mein Mariechen war immer ein Engel, ihr gutes Herz verläugnet sich doch nie."

Während die Alte ihrer jungen Gebieterin eine Schleife feststeckte, sagte sie kopfschüttelnd:

„Es ist doch eine curiose Geschichte mit den Diamanten, Mademoiselle Marie. Vielleicht sind sie gar nicht gestohlen worden. Meinen Sie nicht auch?"

„Wo glaubst Du denn, daß sie sein könnten?"

„Sie sind vielleicht verhext worden. Sie wissen ja, daß Hexen und Feen den Leuten zuweilen schlimme Streiche spielen."

„Ich will Dir nur aus dem Traume helfen," rief lachend Marie, die der Aberglaube der alten Frau, welche die engsten Begriffe hatte, nicht wenig ergötzte; „ich will es Dir nur gestehen," fuhr sie fort, „ich habe die Diamanten gestohlen und sie aufgefressen."

Die Alte fuhr voll Entsetzen zurück, starrte ihre junge Herrin ganz verdummt an, dann schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und rief vorwurfsvoll:

„O, Mademoiselle Marie, da haben Sie eine sehr schlechte Handlung begangen, haben sich einer Sünde schuldig gemacht,

für die der liebe Gott Sie hart bestrafen wird. Und welch' ein sonderbarer Appetit ist es, Diamanten zu essen."

Marie kam so in's Lachen, daß sie einen Anfall von Krampfhusten bekam, und an das Spuckkästchen ging, um auszuspucken.

Augenblicklich kauerte sich die Alte vor dem Spuckkästchen nieder, begann den darin befindlichen Sand zu untersuchen und mit einer langen Haarnadel darin herum zu stöbern.

Nun war die Reihe zu erstaunen an Marien.

„Was machst Du da, Lola?" rief Marie voll Verwunderung.

„Was ich mache? sonderbare Frage! Ich sehe nach, ob Sie keine Diamanten ausgespuckt haben. Sie wissen doch, daß die tugendhafte Laidronette, dieses Lieblingskind der Feen, die wegen ihrer Häßlichkeit von den ihrigen gehaßt und unterdrückt wurde, von ihren Beschützerinnen einst in der Weise begabt wurde, daß sie bei jedem Worte, das sie sprach, einen Diamanten, eine Perle, oder einen farbigen Edelsten ausspuckte, während ihre Schwester Bellotte, nachdem sie ein gleiches Vorrecht von den Feen verlangt hatte, nur Kröten, Schlangen und Molche von sich gab."

„Und nun meinst Du, ich müßte auch Diamanten von mir geben?"

„Freilich; Sie werden doch die Steine nicht bei sich behalten wollen — die mögen Sie schön auf dem Magen drücken."

Marie ließ sich vor ausgelassenem Lachen in einen Sessel fallen, dann stand sie wieder auf und spuckte zum Scherze noch mehrmals aus, und jedesmal lief die Alte eilfertig hin und untersuchte den Auswurf ihrer Gebieterin.

Unter fortwährendem Lachen begab sich Marie in den Salon zu ihrer Freundin.

„O, der köstliche Spaß!" rief sie beim Eintreten. „Den-

ken Sie sich, Vicomte, denke Dir, Alexandrine, daß ich meiner alten Bonne aufgebunden habe, ich hätte die verschwundenen Diamanten verschluckt, und nun läuft sie, so oft ich ausspucke, an das Spuckkästchen und sucht nach Diamanten."

Madame de-Leautaud brach in ein herzliches Gelächter aus, in welches Herr und Madame de-Nikolai mit einstimmten, selbst der Vicomte konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, aber seine Züge wurden bald wieder ernst, seine Blicke begannen mit Mißtrauen auf der Freundin seiner Frau zu weilen. Ein unbestimmter Verdacht fing an in ihm aufzusteigen, denn er hatte Marie Capelle in den letzten Tagen mehrfach auf Widersprüchen und Unwahrheiten ertappt.

Nach einigen Tagen erhielt Marie einen Brief von ihrer Tante Garat, die ihr anbefahl, unverzüglich nach Paris zurück zu kommen, da eine Heirath für sie im Werke sei, die sie nicht verschmähen dürfe, da der Bräutigam im Besitze eines großen Vermögens und ein höchst achtbarer Mann sei.

Marie ließ die Hand mit dem Briefe in den Schooß sinken und versank in Gedanken, dann flüsterten ihre Lippen:

„Heirathen muß ich, um eine von meinen Verwandten unabhängige Stellung zu erhalten ... und reich ... das ist das große Wort, an dem schon so manches Glück gescheitert ist! ... Wer mag der mir bestimmte Mann sein? ist er jung, schön, gebildet? werde ich ihn lieben können? ... Pah! darum handelt es sich ja nicht bei einer Heirath, die nichts weiter als eine Versorgung ist."

Nach einer Weile holte sie Heine's Bild aus einer Brieftasche hervor und betrachtete es lange mit Innigkeit.

„Ich hätte glücklich sein können, wenn Du gewollt hättest," hob sie nach einer Weile wieder an, „meine Neigung, mein ganzes Herz zog mich zu Dir hin; an Deiner Seite würde ich eine brave, aufopferungsfähige Gattin geworden sein, die ihre Welt in Deiner Liebe gefunden hätte. — Was an der Seite

eines ungeliebten Gatten aus mir werden wird, mag die Zukunft entscheiden.... Zuweilen war es mir, als ob Du meine Neigung theiltest, Deine Blicke ruhten oft so brennend auf mir, Dein Händedruck war so vielsagend, aber Deine Lippen blieben stumm..... Es war ein Traum... ein schöner Wahn.... vergessen wir ihn und gehen wir nach Paris, um zu heirathen, gleichviel wen."

Sie ging zu ihren Freunden und kündigte ihnen ihre Abreise an, welche Nachricht ohne allzugroßes Bedauern aufgenommen wurde. Sie verschwieg auch nicht, daß sie sich verheirathen sollte, wozu man ihr in ziemlich kühler Weise gratulirte.

Marie packte nun ein und bestimmte ihre Abreise schon auf den nächsten Tag. Der Vicomte und die Vicomtesse von Leantaud, die Manches in Paris zu besorgen hatten, brachten sie dahin zurück, in der Absicht, mehre Tage dort zu bleiben.

Bei dieser Gelegenheit ging denn auch der Vicomte zu Herrn Allard, dem Chef der Pariser Sicherheitspolizei, und zeigte auch ihm den zum Nachtheil seiner Gemahlin verübten Diamantendiebstahl an.

„Sie sind also der Ansicht, daß es ein Hausdiebstahl ist, Herr Vicomte?" fragte der Beamte.

„Allerdings scheint es ein solcher zu sein, aber die Dienstboten sind Alle gut und redlich; ich weiß in der That nicht, auf wen mein Verdacht haften soll."

Der Beamte versprach, Alles aufzubieten, um eine Spur der verschwundenen Diamanten aufzufinden. Der Vicomte entfernte sich wieder.

Nach acht Tagen kam er wieder, um zu hören, ob sich noch keine Aufschlüsse ergeben hätten. Herr Allard sagte ihm, daß er auch nicht die leiseste Spur entdeckt habe.

„Seltsam!" rief der Vicomte, „es ist unglaublich, daß gar nichts herausgebracht werden soll."

Der Polizeichef zuckte die Achseln und sagte:

„Gewöhnlich fällt der Verdacht auf die Dienerschaft, und doch ist der Dieb oft unser vertrautester Freund.“

„Den Argwohn so weit auszudehnen, ist eine sehr delicate Sache,“ erwiderte der Vicomte. „Uns besucht zwar öfters eine junge Dame, über welche seltsame Muthmaßungen gemacht werden, indessen wage ich nicht, sie zu beargwöhnen.“

„Darf ich fragen, wer diese Dame ist?“

„Sie nennt sich Marie Capelle.“

„Der Name ist mir fremd, doch auf was beruhen Ihre Muthmaßungen.“

„Es soll öfters vorgekommen sein, daß in den Häusern, in welchen sie Zutritt hatte, Dieses und Jenes verschwand.“

„Das ist allerdings auffallend, handeln Sie daher nach bester Ueberzeugung, untersuchen Sie Alles genau, rathen kann ich Ihnen dabei nicht.“

Der Vicomte entfernte sich abermals und kehrte mit seiner Frau nach Busagny zurück, aber nach acht Tagen kam er wieder nach Paris und suchte den Chef der Sicherheitspolizei auf.

„Ich habe mir die Sache überlegt,“ sagte er zu diesem; „je tiefer wir darauf eingehen, je höher steigt unser Verdacht gegen die bewußte Dame. Wie es heißt, wird sich Mademoiselle Capelle bald verheirathen, und die Hast, womit diese Vermählung betrieben wird, ist mir ein Räthsel. Ich fürchte fast, sie thut es, um endlich von den verschwundenen Diamanten Gebrauch machen zu können. Wahrscheinlich schmückt sie sich bei der Trauung damit. Könnte man dabei nicht ein wachsames Auge auf sie haben?“

„Das wäre nur in Paris möglich, Herr Vicomte.“

„Nun, sie wohnt ja in Paris in der Bank von Frankreich bei Madame Garat, deren Nichte sie ist.“

„Bei Madame Garat sagen Sie?“ rief der Beamte mit sichtlichem Eifer, „das ist auffallend, höchst auffallend, denn bei dieser Dame wurden mehre Diebstähle verübt. Es verschwand

erst ein Fingerring, dann eine goldene Portraitkapsel; aus der Sparbüchse eines ihrer Kinder wurden mehre Goldstücke entwendet, und endlich vergriff sich der Dieb an einer Banknote von fünfhundert Franken. Der auf die Dienerschaft gefallene Verdacht erwies sich als grundlos. Madame Garat sagte mir, daß ihr oft kleine Summen abhanden gekommen seien. Es ward nichts entdeckt in der Sache und ich hörte seitdem nicht weiter davon reden. Wenn man nun diese Fälle erwägt, und den bei Ihnen verübten Diebstahl damit in Verbindung bringt, so könnte es doch eine Möglichkeit sein...."

„Ja, es könnte wohl so sein, aber es ist doch eine höchst delicate Sache," erwiderte der Vicomte bedenklich, „und wenn sie unschuldig wäre, so könnte unser Verdacht die junge Dame sehr compromittiren, wir müssen daher mit Vorsicht zu Werke gehen."

Die beiden Herren beschlossen, nachdem Alles hin und her erwogen worden, Jeder auf seiner Seite nachzuspüren, dann schieden sie mit dem Versprechen, sich Nachricht zu geben, sobald der Eine oder Andere etwas entdeckt haben würde.

Marie war indessen von ihrer Tante freudig bewillkommnet worden. Dann wiederholte Madame Garat, was sie ihr bereits geschrieben hatte, daß sich ein braver Mann um sie bewerbe, der sich bestreben würde, sie glücklich zu machen.

„Wer ist dieser Mann?" fragte Marie neugierig.

Als sie hörte, daß ihr Freier Postmeister in einer Provinzialstadt sei, rümpfte sie die Nase gewaltig; eine solche Stellung schien ihr wenig beneidenswerth zu sein, und als sie gar erfuhr, daß er der Sohn eines reichen Pächters sei, wollte sie von der Heirath nichts wissen; sie erklärte, daß sie zu gut für den Sohn eines Bauernlümmels, daß sie als Tochter eines Obersten auf eine bessere Partie Anspruch machen könne, auch wollte sie sich nicht in die Provinz vergraben.

Madame Garat lachte sie aus.

„Du bist verrückt, Marie,“ sagte sie. „Wer gibt Dir etwas für den Stand Deines Vaters in einer Zeit, wo nur der Reichthum gilt. Du selbst bist nicht reich, die hunderttausend Franken, die Du hast, werfen kaum so viel Zinsen ab, als man bedarf, um nothdürftig leben zu können; danke daher Gott, daß sich ein Mann für Dich findet, der Dich mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zu umgeben vermag.“

„Aber wenn nun der Mensch häßlich ist, wenn er mir mißfällt, wenn er rohe Manieren hat, wie kann ich da glücklich mit ihm sein,“ wandte ihr Marie ein.

„Das Alles ist nicht der Fall. Der Mann, der sich um Dich bewirbt, ist ein ganz netter Mann, zwar kein Salonmensch, aber ein Mann, auf den jede Frau stolz sein kann.“

„Ach!“ seufzte Marie, „ich habe von einem Leben voll Liebe geträumt, oder von einem vornehmen Leben voll Glanz und Schimmer.“

„Das sind eitle Träumereien eines verrückten Mädchenkopfes,“ tadelte die Tante; „Du bist jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, Du solltest vernünftiger sein und Dich mehr an die Wirklichkeit halten.“

„Aber wie, Tante, wenn er mich nun sieht, und ich ihm nicht gefalle?“

„Er hat Dich oft gesehen und Du gefällst ihm.“

„Wo, Tante, hat er mich gesehen?“

„Zu Villers-Hellon, bei Deinem Großvater.“

„Mir geht ein Licht auf, es ist Duplanty, der Sohn des Pächters Jean Duplanty, der irgendwo Postmeister geworden ist.“

„Du hast es errathen und wirst zugestehen müssen, daß er ein ganz angenehmer Mann ist.“

„Hm! schön ist er nicht.“

„Das ist Nebensache, dagegen ist er sehr reich.“

„Das mag sein schönstes Verdienst sein.“

„Du wirst ihn heirathen.“

„Das ist noch nicht entschieden.“

„Du wirst ihn heirathen,“ betonte die Tante, „oder im Weigerungsfall als Kostgängerin in irgend ein Kloster gehen. Bei uns kannst Du nicht länger bleiben, es fehlt uns an Platz — eben so wenig kannst Du schicklicherweise allein auf Deinem Gute in Villers-Hellon leben. — Duplanty wird zu Tische kommen, kleide Dich hübsch, damit Du seine Augen bestichst.“

„Ich will mich bedenken,“ sagte Marie und ging mit verdrießlicher Miene in ihr Zimmer.

Sie bedachte sich zu Gunsten der vorgeschlagenen Heirath, denn sie kam in einer wirklich reizenden Toilette zu Tische. Ein Kleid von hellblauem Mousselin umgab ihre schlanke Gestalt. Der tief ausgeschnittene Leib ließ eine Guimpe von fein gefältelten Battist sehen, die jedoch nicht hoch genug hinauf ging, um den blendend weißen Hals, den schön geformten Nacken zu bedecken, auf dem sich ein Halsband von Lava wiegte. Die gestickten Unterärmel fielen weit genug zurück, um die runden, reizende Arme sehen zu lassen, die am Handgelenke von Lavabraceletts umgeben waren. Das Haar war in der Mitte der Stirn zurückgestrichen und bildete zu beiden Seiten glatt an den Wangen anliegende Bogen. Auf der linken Seite des Hinterkopfs hatte sie eine blaue Atlasschleife stecken, deren lange Enden ihr auf die Schultern fielen.

Dieser eben so einfache als geschmackvolle Anzug ließ sie sehr reizend erscheinen, als sie in den Salon trat, wo der Postmeister ihrer bereits im Kreise ihrer Familie harrte. Er erröthete vor Vergnügen, vielleicht auch vor Verlegenheit, als er sie sah, und als er aufstand, um sie zu begrüßen, waren seine Bewegungen linkisch, seine Worte unbeholfen.

Marie fand ihn abscheulich, obgleich sein Gesicht weniger häßlich als ordinair war, aber gerade Das mißfiel ihr so sehr. Seine Manieren stießen sie ab, das war kein Salonmensch, der

sich mit Leichtigkeit auf Parquetböden zu bewegen verstand; sie hatte sich ein ganz anderes Ideal von dem Manne gebildet, dem sie einst angehören sollte, dennoch bezwang sie sich und war artig, ja coquett mit ihm.

Nach Tisch, bei welchem man dem Postmeister die Worte hatte herauslocken müssen, brachte er stotternd und erröthend seinen Antrag vor, und derselbe ward angenommen, denn Marie war ein viel zu kluges Mädchen, um die Hand eines reichen Mannes zu verschmähen, nachdem sie eingesehen hatte, daß ihr Ideal nicht erreichbar für sie sei.

In Uebereinkunft mit dem Bräutigam bestimmten Herr und Madame Garat, daß die Hochzeit stattfinden sollte, sobald die üblichen Formalitäten erfüllt sein würden. Gleich den andern Tag wurden die Brautleute auf der Mairie angeschlagen und das dreimalige Aufgebot in der Kirche bestellt. Inzwischen schickte der Bräutigam seiner Verlobten das übliche Brautkörbchen, welches Alles enthielt, was sich das Herz eines jungen Mädchens nur wünschen konnte. Gestickte Hemden, Nachtjacken, Beinkleider und Unterröcke, die feinsten Taschentücher, die kostbarsten Seidenstoffe zu zwei Dutzend Kleider, darunter das Brautkleid von Brüsseler Spitzen, drei Caschmirs, Spitzen, Bänder, Strauß- und Reiherfedern, und ein Brillantschmuck im Werth von fünfzigtausend Franken.

Marie freute sich nicht wenig über diese reichen Geschenke, denn sie war vor Allem ein Mädchen und liebte es so gut wie die andern, sich zu putzen und zu schmücken. Das Brautkleid gab sie sogleich der Schneiderin, um es in aller Eile zu machen, denn in drei Tagen sollte die Hochzeit sein, und noch an diesem Abend sollte der Heirathscontract unterschrieben werden.

In dem Bankgebäude waren die Gesellschaftsräume festlich erleuchtet. Nachdem die Hausfrau ihre Toilette vollendet hatte, ging sie umher und überschaute alle Anstalten zu dem festlichen Abend mit prüfenden Blicken, damit ja nirgends etwas fehle,

denn alle Freunde der Familie waren geladen, um dem feierlichen Acte als Zeugen beizuwohnen.

Die Equipagen rollten nach und nach heran, geputzte Herren und Damen stiegen aus. Während Herr und Madame Garat die Gesellschaft in Erwartung des noch nicht erschienenen Notars und des Bräutigams unterhielten, verließ Marie mit ihren jungen Freundinnen den Salon, um sich mit ihnen durch ein kleines Cabinet in ein Zimmer zu begeben, worin ihre Hochzeitsgeschenke ausgestellt waren, die nun nach Herzenslust bewundert wurden.

Inzwischen war der Bräutigam gekommen und ging, um seine Braut zur Unterschrift des Contracts in den Salon zu holen. Als er in das Cabinet kam, hörte er unter lautem Gelächter seinen Namen nennen. Von der Portière versteckt, blieb er lauschend stehen.

„Dieser Herr Duplanty ist freigebig wie ein Prinz aus einem Feenmährchen,“ rief ein junges Mädchen. „Du kannst Dich rühmen, Glück zu haben, Marie! Mir wird nicht die Hälfte solcher schönen Sachen gegeben werden, wenn ich einmal heirathe.“

Marie, die in der Mitte der jungen Mädchen stand, sagte Etwas, aber so leise, daß Duplanty es nicht verstehen konnte. Die Freundin, an die sie ihre Worte gerichtet hatte, lachte laut auf und rief:

„Habt Ihr gehört, was Marie gesagt hat?“

„Nein, laß hören, was hat sie gesagt?“ riefen di eAnderen im Chor.

„Sie meinte, es wäre Alles recht schön und würde noch einmal so viel Werth für sie haben, wenn sie es bekommen hätte, ohne die fatale Zugabe des Bräutigams, den sie mit in den Kauf nehmen müsse.“

Duplanty war wie vom Blitz getroffen und ein schmerzhafter Stich fuhr ihm durch die Brust.

„Ja, Aehnliches sagte sie mir schon gestern," rief eine Andere.

„Ist er denn solch' ein Ungethüm?" fragte eine Dritte.

„Plump und ungeschickt ist er genug," seufzte Marie, „ich werde mich mehr als einmal seiner schämen müssen."

„So wird man Euch wohl la belle et la bête nennen müssen," lachte eine Vierte.

„Ja, wenn sich das Ungeheuer nur auch in einen schönen Prinzen verwandeln möchte," hob die Erste wieder an und eine Andere setzte hinzu:

„Aber wo steckt denn nur der Bräutigam, ich möchte ihn für mein Leben gern sehen."

Da kam wieder Leben und Bewegung in den Besprochenen, er theilte die Portière, schritt hindurch und sagte mit männlicher Würde:

„Meine Damen, sollte Sie Jemand nach dem Monstrum von einem Bräutigam fragen, so sagen Sie gefälligst, er habe sich durch diese Thür entfernt und würde nicht wiederkommen."

Mit diesen Worten schritt er durch die gegenüber befindliche Thür, und verließ, ohne erst seinen Hut zu holen, das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Jetzt war die Reihe zu erstarren an den jungen Mädchen. Indessen wurde man in dem Saale, wo der Notar mit der Feder in der Hand, hinter seinem Stempelbogen saß, ungeduldig, man rief nach Braut und Bräutigam. Herr und Madame Garat kamen sie zu suchen und erfuhren mit unendlicher Bestürzung, was vorgefallen war. Madame Garat ergoß sich in lauten Vorwürfen gegen ihre Nichte, die so leichtsinnig eine gute Partie verscherzt hatte.

Wie sehr sie innerlich auch erbittert sein mochte, so hatte Marie doch Verstand genug, ihren Aerger nicht zu zeigen.

„Ich wollte Dir den Willen thun, liebe Tante," sagte sie, „aber ich vermochte nicht einen Mann zu heirathen, der mir in

der innersten Seele zuwider ist. Ich bemerkte den Lauscher hinter der Portiére und führte, ohne daß meine Gefährtinnen es ahnten, das Gespräch herbei, das mich auf immer von seiner lästigen Person befreien sollte.

Vermochte sie auch ihre Verwandten nicht zu täuschen, so mußten diese doch zum bösen Spiel gute Miene machen und endlich der im Salon harrenden Gesellschaft ankündigen, daß ihre Nichte, von einem unbezwinglichen Widerwillen gegen den Bräutigam erfaßt, im letzten Augenblick vor dem Abschluß des Contractes, zurückgetreten sei und die Verbindung abgebrochen habe.

„Niemand kann für seine Neigung und wir wollen unsere Nichte nicht zu einer Heirath zwingen, wobei ihr Herz nicht im Spiel ist, setzte Madame Garat hinzu.“

Die Gesellschaft entfernte sich mit langen Gesichtern, der Notar ging unverrichteter Sache mit seinem Stempelbogen wieder fort, die Lichter erloschen, das Festmahl wurde nicht verzehrt. Als aber Madame Garat jetzt allein war mit ihrer Nichte, gab es eine heftige Scene, bei welcher die Baronin schonungslos mit Marie umging. Sie erklärte ihr am Schlusse, sie wolle keine alte Jungfer in der Familie haben, es sei die höchste Zeit für sie, unter die Haube zu kommen, sie müsse in der kürzesten Frist heirathen, sollte sie auch zu diesem Zweck in einem Heirathsbüreau ausgeboten werden.

Beide Damen gingen schmollend und höchst aufgeregt zu Bette.

Am andern Morgen wurden dem Postmeister seine sämmtlichen Geschenke, so wie auch sein vergessner Hut zurückgeschickt. Marie sah die schönen Sachen mit einem Seufzer in das mit Rosenbouquets von Chenille gestickte Körbchen von weißem Atlas einpacken, das ein wahres Muster von Eleganz und gutem Geschmack war. Der erbitterte Postmeister unterwarf die Sachen einer genauen Revision, und da er das Brautkleid dabei ver=

mißte, welches noch bei der Schneiderin war, so schickte er zu dieser und ließ es holen.

Einige Tage später begab sich Marie nach Villers-Cotterets, auf den Landsitz der Frau von Montbreton.

Sie fand dieselbe vor ihrem Tische sitzend, der mit Schriften über den thierischen Magnetismus bedeckt war, denn Frau von Montbreton war eine eifrige Anhängerin desselben und gab sich selbst mit magnetisiren ab.

Marie verkündigte ihr mit lachendem Munde den Rückgang ihrer beabsichtigten Heirath, schilderte den Postmeister mit den grellsten Farben, ahmte seine Blödigkeit, sein linkisches Wesen mit so vielem Humor nach, und gestattete ihrem Witz auf seine Kosten einen so freien Spielraum, daß Frau von Montbreton recht herzlich mit ihr lachte und ihr Glück wünschte, von diesem Ritter von der traurigen Gestalt befreit zu sein.

Plötzlich von diesem Gegenstande abspringend, rief Marie:

„Wie ist es denn mit den Diamanten Deiner Schwester? hat sie dieselben wieder bekommen?"

„Leider nein; es ist noch nicht das Geringste entdeckt worden, was Licht in dieser Sache geben könnte."

„Ich begreife nicht, daß Deine Schwester und ihr Gemahl der Sache nicht strenger nachforschen; es handelt sich doch um einen bedeutenden Werth, den man nicht so leicht auf gibt."

Frau von Montbreton zuckte die Achseln.

„Es ist eine fatale Geschichte," sagte sie. „Ich gäbe viel darum, wenn die Sache aufgeklärt würde, damit der vage Verdacht, der bald da, bald dort haftet, nicht einen Unschuldigen trifft."

„Gewiß, es wäre schrecklich, wenn dieses der Fall wäre," erwiderte Marie. „Es war aber auch recht leichtsinnig von Deiner Schwester, den Schmuck mehre Stunden in dem Salon bei offnen Thüren und Fenstern stehen zu lassen, wovon einige

in den Garten, andere in den Hof gingen, dessen Thor ebenfalls offen stand."

„Ich kann nicht leugnen, daß dieses allerdings sehr leichtsinnig war."

Jetzt kam Herr von Monbreton in das Zimmer, und bewillkommte die Freundin seiner Frau; das Gespräch berührte den angeregten Gegenstand nicht mehr, sondern drehte sich um andere Dinge, bis die Eßglocke die Schloßbewohner zu Tische rief.

Am andern Tage klagte Marie über Beklemmungen, Magenweh und Schlaflosigkeit und bat die Freundin, sie zu magnetisiren.

Dieses geschah. Unter dem Streichen der Frau von Montbreton schloß Marie bald die Augen, öffnete sie wieder und schloß sie abermals, bis sie endlich fest eingeschlafen zu sein schien.

Frau von Montbreton hielt ihr nun die Daumen fest und fragte sie:

„Welche Organe sind bei Dir angegriffen?"

„Das Gehirn, der Magen, die Leber und das Herz."

„Ist Dein Zustand gefährlich?"

„Noch nicht, aber er kann es werden."

„Was kann ihn verschlimmern?"

„Gemüthsaffectionen."

„Was kann ihn heben?"

„Der Gebrauch eines Thee's aus einem Kraut, das ich nicht zu nennen weiß."

„Wo ist dieses Kraut zu finden?"

„In einem Thal zwischen Felsenritzen in der Nähe eines Wasserfalls."

„Wie heißt dieses Thal?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo liegt es?"

„In südlicher Richtung."

„Wirst Du auf den Genuß dieses Thees genesen?"

„Ich hoffe es, wenn mich während seines Gebrauchs nichts unangenehm berührt."

Madame de-Montbreton richtete noch mehre Fragen an sie, aber sie gab keine Antwort mehr.

Marie wurde nun aus ihrem magnetischen Schlaf erweckt, doch wurde das Experiment auf ihren Wunsch am folgenden Tag wiederholt, und da das Magnetisiren anzuschlagen schien, wurde es einen ganzen Monat lang, bis zu Mariens Abreise, täglich vorgenommen.

Eines Abends stellte Madame de-Montbreton eine Frage nach dem entwendeten Schmuck ihrer Schwester. Sie fragte ganz arglos die Schläferin, ob sie ihr nicht sagen könne, wer der Dieb sei, denn sie hatte auch nicht den leisesten Verdacht, daß Marie die Steine entwendet haben könne.

Die Schläferin bewegte sich unruhig, ihr Busen hob sich, ihre Züge verzogen sich krampfhaft, es war, als ob sie mit Anstrengung in eine weite Ferne schaue.

„Nun," fragte Frau von Montbreton, „nun siehst Du den Dieb, meine gute Marie?"

„Ja," stöhnte die Schläferin, „ja, ich sehe ihn."

„O sprich, wer ist es?"

„Der Dieb ist ein Mann, der zur Zeit nicht in Busagny ist."

„Sprich, wie sieht er aus?"

„Er ist groß, hat struppige Haare und einen röthlichen Bart."

„Und seine Gesichtszüge?"

Die Schläferin schien sich noch mehr anzustrengen.

„Ich vermag sie nicht genau zu erkennen. Ich kann ihn nur von der Seite sehen, auch wendet er den Blick von mir ab."

„Und was ist aus den Diamanten geworden?"

Wieder verzerrten sich Mariens Gesichtszüge, als ob sie große Pein leide, dann hauchte sie:

„Sie wurden an einen Juden verkauft und sind in's Ausland gegangen. Madame de-Leautaud wird sie nie wieder bekommen ... O, ich will nicht mehr antworten, ich leide zu sehr."

„Nur noch eine Frage. Kannst Du den Schmuck sehen?"

Die Schläferin schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Ich sehe die Steine flimmern, aber sie sind nicht mehr zusammen gesetzt, sind aus der Fassung genommen. Ein Mann hat sie vor sich auf dem Tische liegen und scheint sie nach ihrer Größe zu ordnen."

„Und was ist aus der Fassung geworden?"

„Sie wurde zu Busagny in den Schloßgraben geworfen, liegt ganz nahe am Rand und wird sich leicht wieder finden lassen ... O, aus Barmherzigkeit, lasse meinen Geist nicht länger in die Ferne schauen, sonst muß ich sterben."

Sie stöhnte so kläglich, ihr Körper wurde von solchen krampfhaften Stößen gehoben, daß Madame de-Montbreton Mitleid mit ihr hatte und sie aufweckte.

Sie schien sehr angegriffen zu sein, als sie zu sich kam, und verlangte bald zu Bette zu gehen.

An den folgenden Abenden richtete Madame de-Montbreton während Mariens magnetischem Schlafe noch mehrmals Fragen bezüglich des Schmucks an sie. Ihre Antworten stimmten immer mit ihrer ersten Aussage überein. Einmal behauptete sie zu sehen, daß die Steine von einem Juwelier wieder zu einem Schmucke zusammengesetzt würden; ein anderes Mal glaubte sie eine junge Dame von nicht europäischem Aussehen damit geschmückt zu sehen. Bestimmtere Angaben versicherte sie, nicht machen zu können.

Als Marie Capelle wieder nach Paris abgereist war,

schrieb Madame de-Montbreton an ihre Schwester von den magnetischen Versuchen, die sie mit ihrer gemeinschaftlichen Freundin angestellt hatte, und theilte ihr deren Aussagen in Bezug auf den Schmuck mit. Der Vicomte de-Leautaud befahl sogleich den Schloßgraben abzulassen und ordnete die sorgfältigsten Nachsuchungen an, aber sie waren vergeblich, es wurde eben so wenig eine Spur von der Fassung, als von den auf unbegreifliche Weise verschwundenen Steinen aufgefunden, aber das Resultat dieser magnetischen Experimente, statt ihn abzulenken, lenkte neuerdings den Verdacht auf Marie.

Eine Heirath im Sturmschritt.

Tief in der Landschaft Limousin im Correze-Departement, hundert und dreißig Meilen von Paris entfernt, saß in einem düstern, ziemlich verfallenen Gebäude, welches die ehemalige „Karthause Glandier" war, ein Mann in einem verwahrlosten Zimmer, dessen Wände mit Staub und Spinnenweben bedeckt waren, und das ein Geschäftslocal zu sein schien, in tiefe Berechnung versunken. Zuweilen ließ er die Feder ruhen und blickte sinnend an die schwarzgeräucherte Decke, dann flog der Gänsekiel wieder eifrig über das Papier und stellte lange Zifferreihen auf.

„Es stimmt," rief er endlich, „meine Erfindung wird ihre Früchte tragen, ich werde das Eisen in fünfmal kürzerer Zeit und mit drei Viertel weniger Holz schmelzen können."

Er horchte einen Augenblick auf das monotone Geräusch seines Hammerwerks, das in regelmäßigen Schlägen zu ihm herübertönte, denn dieser Mann war Charles Pouch-Lafarge, ein in weiten Kreisen geachteter Mann, der eine einträgliche Eisenschmelze betrieb, ein ansehnliches Immobiliarvermögen besaß, das man für schuldenfrei hielt, und der als ein guter, gefälliger Mann hochverehrt wurde von Allen, die ihn kannten.

Nachdem er eine Weile sinnend dagesessen hatte, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Ich werde ein Patent auf meine Erfindung nehmen, aber dazu gehört Geld, viel Geld, und das habe ich in diesem Augenblicke nicht; meine Capitalien stecken in meinem Geschäfte, meine liegenden Gründe sind bereits schwerer belastet, als recht ist, und ich muß vor allen Dingen suchen, die von mir ausgestellten Wechsel wieder in meine Hände zu bekommen, um vielleicht dann wieder ähnliche auszustellen.... Pah! man hilft sich, wie man kann," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Wieder versank der Mann in Gedanken und abermals hob er nach einer Pause an:

„Meine Frau hat mir durch ihren unerwarteten Tod einen fatalen Streich gespielt.... daß sie auch gerade mir sterben mußte, ohne mir Kinder zu hinterlassen.... so mußte ich ihr Eingebrachtes wieder herausgeben, womit ich mir jetzt helfen könnte. Ich werde wieder heirathen müssen.... aber wo in der Eile eine Frau mit Geld herbekommen?... ich habe auch nicht lange Zeit, nach einer solchen zu suchen.... Halt! da fällt mir ein, daß es in Paris Heiratsbureau's gibt, wo man sich eine Frau mit einem entsprechenden Vermögen aussuchen kann .... an den Vorsteher eines solchen Bureau's werde ich mich wenden.... Aber die Frau müßte auch meinem Herzen entsprechen, müßte Neigung zu mir fassen können, denn ich bin der Liebe fähig, bin sogar einer schwärmerischen Liebe fähig; ich fühle das Bedürfniß, wieder ein Wesen mein nennen zu dürfen, dem ich herzlich zugethan sein kann. Aber eine Mitgift muß sie haben, denn diese muß mir die Mittel zur Erweiterung und Belebung meines Geschäftes geben.... Doch was wird Anna Brun zu einem solchen Beginnen sagen? sie wird weinen, wird sich grämen, denn, ich glaube, das arme Ding hat die sichere Hoffnung gehegt, Madame Lafarge zu werden. Ich halte sie für ein gutes Mädchen, wenn sie nur den unheimlichen Blick nicht hätte, der mich oft ganz irre an ihr macht. Meine Mutter und meine Schwester sind vernarrt in sie, sie

wollen sie fast immer auf Glandier haben... aber sie ist eine arme Malerin, ihr Talent ist nicht geeignet, meine Hochöfen in größern Betrieb zu bringen, also gieb die Hoffnung auf, gute Anna, meine Frau kannst Du nicht werden!"

Mit diesen Gedanken und Vorsätzen ging der Hammerherr zu Bette, und schon nach ein paar Tagen, nachdem er seine bei ihm lebende Mutter, seine Schwester und seinen Schwager Bussiere in sein Vertrauen gezogen, und diese sein Vorhaben gebilligt hatten, trat er seine Reise nach Paris an.

Dort angekommen, begab er sich zu dem Heirathsagenten Willaume. Er wurde in ein Zimmer gewiesen, wo er hinter einem vergitterten Verschlag einen kleinen, dicken Herrn sitzen sah, der, die Feder hinter das Ohr steckend, ihn aus kleinen, listigen Augen anblinzelte und nach seinem Begehren fragte.

„Ich wünsche mich zu verheirathen, mein Herr," sagte Lafarge.

„Sehr wohl, mein Herr, wir werden Sie nach Wunsch bedienen," rief der Andere dienstfertig. „Darf ich fragen, wen ich die Ehre habe, bei mir zu sehen?"

„Mein Name ist Pouch-Lafarge, ich bin Besitzer eines Hammerwerks auf Schloß Glandier, welches im Limousin im Correze-Departement gelegen ist, und meine Eisenschmelzen erfreuen sich Gottlob des gedeihlichsten Fortgangs."

„Das Schloß ist ohne Zweifel Ihr Eigenthum?"

„Ja, mein Herr. Außerdem besitze ich noch liegende Gründe, die einen Capitalwerth von zweimalhundertundfünfzigtausend Franken haben."

„Schön, schön, mein Herr. Und welche Art Frau wünschen Sie?"

„Ich wünsche eine Frau, die nicht eben erst aus der Pension kommt, sondern schon gesetzteren Alters ist, nicht häßlich ist, einen sanften, liebenswürdigen Character besitzt, und über ein sogleich disponibles Vermögen verfügen kann."

„Wohl, mein Herr, ich will sogleich nachsehen, was wir Ihnen in dieser Art zu bieten haben.“

Er rückte seine Brille zurecht, schlug ein Register auf, blätterte darin, und begann vorzulesen.

„Virginie Marmio, achtzehn Jahre alt, eine köstliche Blondine mit veilchenblauen Augen, nervös, schwärmerisch, zehn tausend Franken.“

„Clotilde Ferrand, fünfunddreißig Jahre, schwarze Haare, südlichen Teint, heiße Natur, zwölf tausend Franken.“

„Eugenie Perrot, einundzwanzig Jahre, röthliches Haar, graue Augen, etwas melancholisch, fünfundzwanzig tausend Franken, Aussicht auf eine Erbschaft.“

„Hermance de-Tocqueville, aschblond, braune Augen, kleine, niedliche Gestalt, heiterer Character, neunzehn Jahre alt, vierzig tausend Franken.“

So oft der Heirathskuppler einen Namen abgelesen hatte, sah er den Ehestandscandidaten fragend an, aber dieser schüttelte jedesmal den Kopf. Der Agent las weiter:

„Valentine Dümenil, fünfundzwanzig Jahre, braunes Haar, blaue Augen, schlanker Wuchs, sanguinisches Temperament, sechszig tausend Franken. Den Tod zweier alten Tanten in Aussicht.“

„Leonie Delcour, neunundzwanzig Jahre, hellblond, schwarze Augen, herrliche Zähne, etwas auffahrend, sonst aber gutmüthig, achtzig tausend Franken.“

„Marie Fortuné Capelle, eine höchst interessante Brünette, junoischer Wuchs, energischer Character gepaart mit Sanftmuth, ausgezeichnete Talente, sehr musikalisch, hunderttausend Franken und ein Gut in Villers-Hellon.“

Der Agent sah ihn wieder fragend an.

„Können Sie nicht höher hinauf gehen?“ fragte Lafarge.

„O ja, mein Herr, wir können bis zu fünfmalhundert tausend Franken, ja, bis zu einer Million hinauf gehen, aber

dann machen die Damen auch andere Ansprüche, dann wollen sie keinen Mann, der ein bürgerliches Gewerbe treibt, sondern verlangen einen Mann aus der hohen Aristokratie, um Eintritt in die Salons der vornehmen Welt zu erhalten. Ich rathe Ihnen zu der letztgenannten Dame, Sie können nicht besser fahren, als mit ihr. Hunderttausend Franken sind ein schönes Vermögen, sie ist eine Waise und gehört einer höchst achtbaren Familie an. Ihr Vater war Oberst, ihr Onkel ist Baron Garat, der General-Director der Bank von Frankreich."

„Wohlan," sagte Lafarge nach einem kurzen Nachdenken, „wohlan, so wollen wir bei dieser stehen bleiben. Aber wo kann ich sie suchen? Wie vermag ich mich ihr zu nähern?"

„Wollen Sie die Güte haben, sich morgen wieder herzubemühen; bis dahin wird einer unserer Vermittlungsagenten Alles eingeleitet haben und wir werden Ihnen dann ein neutrales Gebiet bezeichnen, wo Sie die Dame sehen können. Gefällt sie Ihnen, werden wir Sie der Familie vorstellen lassen."

„Wenn nun die Sache zu Stande kommt, welche Gebühren habe ich alsdann zu entrichten?"

„Einstweilen haben Sie zwanzig Franks Einschreibegeld zu entrichten, und wenn die Heirath vollzogen wird, so kommen uns vier Procent von der Mitgabe, als Provision zu gut."

Lafarge fand das etwas zu hoch, Willaume aber versicherte, das sei der gewöhnliche Preis, gegen den noch Niemand eine Einwendung erhoben habe; so ging denn auch der Hammerherr darauf ein, es wurde eine Art Vertrag aufgesetzt und in Dublo ausgefertigt, den beide Herren unterschrieben, dann entfernte sich Lafarge, nachdem er das Einschreibegeld bezahlt hatte.

Wir glauben nicht, daß Madame Garat, wie sie gedroht, ihre Nichte auf dem Heirathsbureau hatte einschreiben lassen, es ist vielmehr anzunehmen, daß diese Heirathskuppler eine Liste aller heirathsfähigen Mädchen aus Paris aufstellen, auch halten

sie sich eigene Vermittlungsagenten aus allen Ständen, welche Zutritt in den Häusern haben und gegen eine Vergütung die Heirathscandidaten in den Familien einführen.

Kaum hatte sich Lafarge entfernt, als der Heirathsagent schellte.

„Bescheiden Sie sogleich den Chevalier Lenoir zu mir," rief er dem eintretenden Diener entgegen.

Nach einer Stunde trat der Herbeigeholte bei ihm ein.

„Es hat sich ein Freier für Mademoiselle Marie Capelle gefunden, dem die Sache zu pressiren scheint," rief ihm der Heirathsagent entgegen. „Begeben Sie sich sogleich zu Madame Garat und vermitteln Sie eine Zusammenkunft. Hier habe ich Ihnen die nöthigen Notizen über den Mann aufgeschrieben. Bei dem Banquier Schickler, mit dem er in Geschäftsverbindung steht, kann man sich nach ihm erkundigen."

Der Chevalier, ein heruntergekommener Edelmann, der aber Zutritt in den besten Häusern hatte, warf sich in ein Cabriolet, durchlas unterwegs die ihm gegebenen Notizen und trat bald darauf in den Salon der Madame Garat, die er allein fand.

Die Gelegenheit vom Zaune brechend, ging er sogleich auf seinen Gegenstand ein.

„Madame," sagte er, „ich habe die Ehre, mich Ihnen in einer neuen Eigenschaft, nämlich als Freiwerber vorzustellen."

„Chevalier, Sie setzen mich in Verwunderung, da meine älteste Tochter bereits verlobt und meine kleine Gabriele noch nicht heirathsfähig ist."

„Auch handelt es sich nicht um eine Ihrer allerliebsten Töchter, sondern um Mademoiselle Marie Capelle."

„Um meine Nichte! Sie überraschen mich, Chevalier. Und wer erzeigt ihr die Ehre, sich um ihre Hand zu bewerben?"

„Ein Freund von mir, ein wahrer Herzensfreund, den

ich Ihnen mit gutem Gewissen zum Neffen empfehlen kann, Herr Charles Pouch-Lafarge aus dem Limousin."

„Und was ist dieser Herr?"

„Er ist Hammerherr, seine Eisenschmelzen liefern einen jährlichen Reinertrag von zwölf tausend Franken, eben so viel zieht er aus seinen liegenden Gründen, auch ist er Besitzer des Schlosses Glandier, auf dem er sein Geschäft betreibt."

„Das läßt sich hören," sagte Madame Garat mit innerlicher Freude. „Wie alt ist dieser Herr?"

„Achtundzwanzig Jahre. Er ist Wittwer, doch hat er keine Kinder."

„Und sein Aeußeres? Sie wissen, Marie ist etwas difficile."

Jetzt kam der Chevalier einigermaßen in Verlegenheit, da er Lafarge, den er so dreist für seinen Herzensfreund ausgegeben, nicht gesehen hatte; es war daher eine schwierige Sache für ihn, eine Personalbeschreibung von demselben zu geben, doch als kluger Mann wußte er sich zu helfen.

„Nun," sagte er, „er hält die richtige Mitte zwischen einem häßlichen Menschen und dem Apollo von Belvedére und vermag einer Dame, die keine exagerirten Ansprüche auf Männerschönheit macht, vollkommen zu genügen."

„Hat er noch andere Recommandationen, als die Ihrige, Chevalier?"

„Der Banquier Schickler, der durch und durch als Ehrenmann bekannt ist, kann für ihn bürgen."

„Ich danke Ihnen, Chevalier, die Sache kann sich machen, doch gönnen Sie mir eine Stunde, um in der Einsamkeit meines Zimmers darüber nachzudenken. Verlassen Sie jedoch das Haus nicht, hier sind Bücher und Journale, womit Sie sich die Zeit vertreiben können, oder amüsiren Sie sich, dieses Album der Rheingegenden zu durchblättern, ich werde bald wieder zu Ihnen kommen und Ihnen Bescheid sagen."

Madame Garat eilte in ihr Schlafzimmer, nahm Hut und

Shawl, und ohne sich erst Zeit zu nehmen, anspannen zu lassen, verließ sie das Bankgebäude, warf sich in einen Miethwagen, und fuhr auf den Vendomeplatz zu dem Banquier Schickler.

Der Chevalier, der ihr Vorhaben ahnte, sah ihr hinter den zugezogenen Vorhängen nach und rieb sich mit einem vergnügten Lächeln die Hände; er hatte die Ueberzeugung, daß sein Weizen in schönster Blüthe stand.

Der Banquier Schickler gab seinem Geschäftsfreunde das ehrenhafteste Zeugniß und Madame Garat fuhr in der angenehmsten Erregung nach Hause zurück.

Bald darauf trat sie in den Salon.

„Chevalier," sagte sie, „ich habe mir die Sache überlegt und bin nicht geneigt, die meiner Nichte angetragene ehrenvolle Verbindung zurückzuweisen, doch muß ich vor allen Dingen mit dieser erst sprechen und sie der Sache geneigt zu machen suchen. Bringen sie indessen — morgen ist ja Mittwoch — Ihren Freund in das Concert Musard, wohin ich mit meiner Nichte kommen werde, da können sich die beiden jungen Leute sehen, das Uebrige wird dann der Zufall fügen."

Mit diesem Bescheide sehr zufrieden, entfernte sich der Chevalier, um seinem Auftraggeber Rapport abzustatten, aber als er bereits unter der Thüre war, rief ihn Madame Garat noch einmal zurück.

„Hören Sie, Chevalier," sagte sie, „machen Sie den bewußten Herrn noch heute mit meinem Schwager von Martens bekannt, dem ich sogleich ein paar Zeilen schreiben werde, dann kann dieser ihn uns morgen im Concerte vorstellen, die Sache wird alsdann ein weniger auffallendes Ansehen haben. Als gewandter preußischer Diplomat, wird mein Schwager die Angelegenheit gehörig einzufädeln verstehen."

„Ganz wie die Frau Baronin befehlen," sagte der Chevalier und schob sich zum zweitenmal zur Thür hinaus.

Madame Garat begab sich nun in das Zimmer ihrer Nichte.

„Freue Dich, Marie, es hat sich wieder ein Freier für Dich gefunden.“

„So!“ sagte diese, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, in dem Tone der größten Gleichgültigkeit.

„Du scheinst meine Nachricht nicht mit besonderer Freude aufzunehmen.“

„Wie kann ich das, Tante? Ein ungeliebter Mann kann mich nicht glücklich machen.“

„Ich bitte Dich, krame keine Sentiments aus, die Du doch nicht empfindest. Deine Schwester Antonie hat auch einen Mann ohne sogenannte Liebe genommen, ist sie darum unglücklich mit Herrn de-Violaine? im Gegentheil, sie findet sich sehr behaglich in ihren Verhältnissen, und Du, ich weiß es, Du sehnst Dich auch, den Hemmschuh des ledigen Standes abzuwerfen.“

„Das gebe ich zu, Tante, auch sage ich ja nicht, daß ich die mir gebotene Hand ausschlage, nein, ich werde den Mann heirathen, wenn seine Persönlichkeit nicht gar zu abstoßend auf mich wirkt, und seine Verhältnisse mir eine Garantie für die Zukunft bieten.“

„Das läßt sich hören,“ gab ihr Madame Garat zur Antwort, dann sagte sie ihr, wer der Freier sei und setzte ihr dessen Verhältnisse so glänzend auseinander, als der Chevalier ihr dieselben geschildert hatte.

Es widerstrebte Marie keineswegs, die Schloßdame zu spielen, sie fügte sich daher allen Anordnungen ihrer Tante, die am folgenden Abend selbst den Vorsitz bei ihrer Toilette führte und darauf bestand, daß sie sich in die Farbe kleide, die ihr am Besten stand. So zog denn Marie ein Kleid von rosa Crepe an, das unten am Saum einen bouillonirten Besatz von demselben Stoff hatte, aus dem hie und da eine weiße Rose hervorsah; das reiche, schön geordnete kastanienbraune Haar war mit einem Kranz von weißen Rosen geschmückt. Dieser

duftige, jugendliche Anzug stand dem jungen Mädchen in der That sehr gut. Madame Garat betrachtete sie mit sichtlichem Wohlgefallen, dann warf sie ihr eine schwarze Spitzenmantille über die Schultern und fuhr mit ihr in die Straße Vivienne, wo Musard seine damals weltberühmten, von der ganzen Hautevolée besuchten Concerte gab.

Unterwegs malte ihr Madame Garat die freundliche Zukunft, welche sie ihrer Nichte lächeln sah, mit so glänzenden Farben aus, und verhieß ihr so viel Glück, daß Marie endlich selbst auf diese goldenen Träume einging.

Sie traten in den hell erleuchteten Saal. Das Orchester spielte eben einen von den hinreißenden Strauß'schen Walzern. Mariens Wangen färbten sich mit einer zarten Röthe in der Erinnerung an genossene Ballvergnügungen, so daß sie in diesem Augenblick wirklich schön war.

In einer Pause kam ihr Onkel von Martens und stellte den Damen Herrn Lafarge als seinen Freund vor. Marie konnte bemerken, daß sie den günstigsten Eindruck auf ihren Bewerber machte. Er sprach viel und angelegentlich mit ihr, aber seine Worte verloren sich in dem lärmenden Getöse der Concertharmonie. Bei der Nachhausefahrt fragte Madame Garat:

„Nun, wie gefällt Dir Dein künftiger Herr und Gebieter, liebe Marie?"

„Ich finde ihn häßlich genug," erwiderte diese mit gedrücktem Herzen. „Er hat ein sehr gewöhnliches Gesicht und die industriellste Gestalt, die man sehen kann. Staat werde ich keinen mit ihm machen können."

„Das wird sich finden," meinte die Tante.

Es war den Abend über, da man Gesellschaft zu Hause traf, nicht weiter die Rede von Herrn Lafarge. Als Marie am folgenden Morgen gegen die Mittagsstunde in das Zimmer ihrer Tante kam, fand sie diese unter Papieren vergraben, die

sie mit großer Befriedigung durchlas. Sie theilte ihrer Nichte mit, Herr Lafarge habe ihr geschrieben, daß er verliebt in sie sei, daß er um ihre Hand anhalte, auch habe er eine genaue Nachweisung über den Stand seines Vermögens beigefügt, so wie mehre Dutzend Briefe sehr achtbarer Leute, aus welchen hervorgehe, daß seinem Character die größte Hochachtung gezollt werde.

Tante und Nichte waren noch im lebhaftesten Gespräch, als Herr von Martens eintrat und ihnen sagte, daß er sich direct an Herrn Gauthier, den Abgeordneten der Stadt Uzerche im Limousin gewendet, und Nachrichten über Herrn Lafarge eingezogen habe.

„Nun, wie sind sie ausgefallen?“ rief Madame Garat in sichtlicher Spannung.

„Er gibt ihm das beste Zeugniß,“ sagte der Diplomat. „Sein Vermögen soll auf festen Grundlagen stehen. Er nannte ihn einen äußerst ordentlichen Mann, der in seinem Fach Bedeutendes leiste und nur für den gewerblichen Fortschritt lebe. Er setzte noch hinzu, wenn er eine Tochter hätte, so würde er sich glücklich fühlen, wenn er ihn zum Schwiegersohn bekommen könnte.“

Tante und Nichte sahen sich mit einem sehr vergnügten Lächeln einander an. Herr von Martens rieth ebenfalls zur Abschließung dieser Heirath, und so erhielt denn Lafarge von Madame Garat eine sehr günstige Antwort und wurde zum Besuch ihres Hauses eingeladen.

Er kam und besprach alle Einzelheiten mit Madame Garat. Als Marie in den Salon trat, hörte sie, wie ihre Tante eben zu ihm sagte:

„Nachdem ich jetzt Einsicht von Ihren Vermögensverhältnissen genommen habe, müssen Sie nun auch mit mir zu meinem Notar gehen, um sich von dem Stand von Mariens Vermögen zu überzeugen.“

„Wozu das?“ rief Lafarge. „Ich kenne Mademoiselle Marie, und so hat sich die Geldfrage gänzlich in Nichts für mich aufgelöst.“

So viel Uneigennützigkeit rührte Mariens Herz, und als der Hammerherr jetzt mündlich seine Werbung wiederholte, reichte sie ihm ohne Widerwillen die Hand, und versprach seine Frau zu werden.

Noch denselben Morgen wurde das Aufgebot bestellt. Herr Lafarge hatte Eile nach seinem Hammerwerk zurück zu kehren, und dann war auch das Pferderennen von Pompadour vor der Thür, das am neunzehnten August stattfinden sollte, und welches er seiner jungen Frau zeigen und dabei mit ihr glänzen wollte.

Die Brautgeschenke wurden nun in aller Eile besorgt, und da Lafarge entdeckte, daß Marie sehr musikalisch war, so kaufte er ihr ein kostbares Pleyel'sches Piano, auch brachte er ihr, als er vernommen hatte, daß sie gern bade, den Plan zu einem herrlichen Badezimmer, welches er auf Glandier neben ihrem Schlafzimmer ausführen lassen wollte. Jeden Morgen schickte er ihr die auserlesensten Blumen, bis der Hochzeitstag heran kam, an dem sie von ihrer Tante Garat mit einem Schmuck von Turkoisen beschenkt wurde.

Während sie zur Trauung angekleidet wurde und eine Chatulle mit allerlei Schmucksachen auf ihrer Toilette stand, aus der sie zwei prachtvolle Perlennadeln nahm, um ihren Brautschleier damit feststecken zu lassen, rief Madame Garat voll Ueberraschung:

„Wo hast Du die Nadeln her, die ich noch nie bei Dir gesehen habe?“

„Du weißt, daß mein Taufpathe, Herr de=Brack, mir schrieb, er wolle mir ein Geschenk zu meiner Verheirathung machen, ich solle mir etwas aussuchen, was mir gefiele — so wählte ich auf seine Rechnung diese Nadeln aus.“

„Und wo hast Du diesen allerliebsten Perlenring her?"

„Den gab mir Alexandrine de-Leautaud, als die Rede davon war, daß ich den Postmeister heirathen sollte."

„Da hast Du ja auch ein neues Gebetbuch mit Goldbeschlag und Diamanten. Hat Dir das Dein Bräutigam gegeben?"

„Nein, das gab mir Madame de-Nikolai bei der vorhin erwähnten Gelegenheit."

„Und dieses Armband?"

„Erhielt ich von dem Marquis de-Morney."

„Hm! es ist sonderbar, daß Du alle diese schönen Geschenke so geheim hieltest."

„Ich dachte nicht daran, sie zu zeigen."

Jetzt war ihre Toilette vollendet, man fuhr auf die Mairie und in die Kirche und Mademoiselle Capelle kehrte als Madame Lafarge daraus zurück.

Nach einem sehr fröhlichen Frühstück, wobei der Champagner nicht gespart wurde, bestieg das junge Ehepaar den Reisewagen, nur begleitet von einem Kammermädchen, welches Clementine Serva hieß und eine Nichte von Mariens Kinderfrau, der alten Lola war.

Als die junge Frau durch die Straßen von Paris fuhr, überkam sie plötzlich ein tiefes Weh, es war ihr, als ob sie nicht fort könne, als ob sie plötzlich mit tausend Armen zurückgehalten würde. Sie brach in Thränen aus. Als sie vor die Stadt kamen, wollte der neue Ehemann, der dem Champagner über Gebühr zugesprochen hatte, seine Frau küssen; sie erwehrte sich seiner; sein Athem roch nach Wein, das war ihr zuwider; er schalt über ihre Sprödigkeit, endlich schlief er ein, und Mariens Thränen trockneten unter dem Hauch des frischen Windes, der ihr über das Gesicht fächelte.

Sie fuhren die ganze Nacht durch. Am andern Morgen wurde Herr Lafarge durch einen heftigen Stoß erweckt; er be-

gann zu gähnen wie ein eingesperrter Löwe, küßte seine Frau auf beide Wangen, daß es schallte, und sagte:

„Laß uns frühstücken, mein Kind."

Er zog aus der Seitentasche des Wagens ein kaltes Huhn, faßte es an den beiden Flügeln, riß es mitten auseinander und bot ihr die eine Hälfte davon an. Marie schlug es mit einer Empfindung von Ekel aus. Er hielt sie für krank, ward besorgt, drang in sie wenigstens ein Glas Bordeaux zu trinken, und da sie auch das ablehnte, so trank er allein die ganze Flasche aus, mit den Worten:

„Ich muß für uns Beide trinken, Mann und Weib sind ein Leib."

Der Geruch des Essens ward der jungen Frau unerträglich, sie setzte sich auf den Bock zu dem Postillon an Clementinens Stelle. Erst gegen Mittag vertauschte sie wieder mit dieser den Sitz in dem Wagen. Sie machte den Versuch über Literatur und Theater mit ihrem Manne zu reden, aber er verstand nichts davon. Nun sprach sie mit ihm über ihr Gut in Villers-Hellon, das schien ihn zu interessiren, er sprach von dem Landbau, dem Ertrag der Aecker und Wiesen, von dem Preis des Holzes und der Kohlen, dann zog er eine Schreibtafel heraus und machte sich Notizen.

Marie versuchte zu schlafen, allein die Hitze hatte ihr ein so heftiges Nervenkopfweh erregt, daß sie kein Auge schließen konnte. In Orleans angekommen, vermochte sie kaum auf den Füßen zu stehen, und verlangte ein Bad, um sich zu erfrischen.

Kaum saß sie in der Wanne, als Lafarge heftig an der Zimmerthür rüttelte.

„Madame ist im Bade," rief Clementine, „es kann Niemand hereinkommen."

„Ich weiß es, daß sie im Wasser sitzt, mache auf, und das schnell."

„Aber mein Herr, die Badewanne hat keinen Deckel, Madame kann Sie nicht empfangen.“

„Kreuzmillion-Donnerwetter, Madame ist meine Frau, die Ziererei muß ein Ende haben, oder der Teufel soll dazwischen fahren.“

„Ich bitte, schreien Sie nicht so laut,“ rief Marie mit einigem Aerger. „Haben Sie ein wenig Geduld, in einer Viertelstunde werde ich angekleidet sein.“

„Gerade weil Du nicht angekleidet bist, will ich hinein. Hältst Du mich für einen Strohkopf? glaubst Du, ich würde mich von einem dummen Zieraffen von einer Pariserin an der Nase herum führen lassen, o nein, ich weiß mein Recht zu gebrauchen.“

„Ich fürchte mich,“ flüsterte Clementine leise, dann sagte sie laut: „Mein Herr, Sie müssen hübsch galant sein am ersten Tag Ihrer Ehe.“

„Marie, ich befehle Dir die Thür zu öffnen, oder ich trete sie ein,“ rief Lafarge im höchsten Zorn.

„Sie können die Thür eintreten, aber ich werde Sie nicht öffnen,“ erwiderte Marie sanft, doch mit großer Bestimmtheit. „Gewalt vermag nichts über meinen Willen, merken Sie sich das ein für alle Mal.“

Nach einigen höchst gemeinen Flüchen stürmte Lafarge wüthend fort.

Marie war niedergeschmettert. Als Clementine die Thränen ihrer Herrin fließen sah, küßte sie ihr die Hände, und nachdem sie die junge Frau angekleidet hatte, suchte sie den Hammerherrn auf und machte ihm begreiflich, daß seine Frau leidend sei, und er sie mit ähnlichen Auftritten umbringen würde.

„Gut, ich will für diesmal ruhig sein,“ sagte er, „aber sind wir erst auf Glandier, so werde ich sie zur Vernunft zu bringen wissen und ihr die Affenstreiche vertreiben.“

Marie hatte sich indessen auf einen Balcon gesetzt, um die

Abendkühle zu genießen. Plötzlich stieß sie einen halbunterdrückten Schrei der höchsten Ueberraschung aus, denn sie sah, wie sich Heine in einem gegenüberstehenden Kaffeehause eben vom Fenster zurückzog. Nun glaubte sie fest überzeugt zu sein, daß er sie liebe, daß er ihr aus Verzweiflung nachgefolgt sei, um sie, die nun das Eigenthum eines Andern war, noch einmal zu sehen, und ihre Thränen floßen, aber ihre Eitelkeit fand doch auch eine süße Befriedigung in dem Gedanken, daß die Sache sich so verhalte, wie ihr Wahn sie ihr vorstellte.

Arme Marie! Heine hatte sie gar nicht bemerkt, hatte ihre Anwesenheit nicht geahnt. Er war mit Mathilden und einigen lustigen jungen Freunden auf einer Vergnügungsreise begriffen und dachte mit keiner Sylbe an Marie und ihre schwärmerische Zuneigung zu ihm.

Die arme junge Frau wurde endlich durch Clementine, die sie zu Tische rief, in ihren romantischen Träumen gestört. Sie sah ihren Mann, ohne sein unpassendes Benehmen von vorhin zu erwähnen. Er fragte, ob ihre Affenstreiche nun ein Ende hätten, aber bemerkend, daß sie sehr blaß aussah, wurde er wieder gütig gegen sie und erwies ihr alle mögliche Sorgfalt.

Die Reise wurde fortgesetzt. Sie kamen nach Chateauroux, wo sie von dem Einnehmer Pontier, einem Oheim des Hammerherrn, erwartet wurden. Da er das erste Mitglied von Mariens neuer Familie war, das sie zu sehen bekam, so suchte sie ihm zu gefallen, welches ihr über alle Erwartung gelang.

Seine Frau, welche die erste Jugend längst hinter sich hatte, entschloß sich kurz, das junge Paar bis nach Uzerche zu begleiten, um dort einen Verwandten zu besuchen. Man nahm ein gutes Frühstück ein und dachte dann an die Abreise. Marie ging in das Zimmer ihren neuen Tante, um sie wegen der Verpackung ihrer Effecten etwas zu fragen. Sie fand die Dame die Zeitung lesend, während ihr Mann ihr das Haar in Papilloten wickelte.

Mariens Erstaunen bemerkend, sagte sie sehr ernsthaft:

„Ahmen Sie mein Beispiel nach, Nichte! Es gibt nichts Bequemeres, als wenn man das Amt einer Kammerjungfer seinem Mann überträgt. Herr Pontier versteht himmlisch zu frisiren, er schnürt zum Entzücken, und Niemand versteht wie er, einer Schleife ein graziöses Ansehen zu geben, die Taille hervorzuheben und die Falten eines Shawls zu drapiren."

Dieser Mustergatte war jetzt im Begriff eine etwas zerknitterte Halskrause um den Hals seiner Ehehälfte zu legen, als diese, die Krumpeln bemerkend, ärgerlich zu ihm sagte:

„Seit heute morgen hättest Du wohl Zeit gehabt, das Ding da ein wenig auszubügeln. Uebrigens ist es heute nicht das erste Mal, daß ich Deine Gleichgültigkeit bemerke. O, ich bin sehr unglücklich seit dem Tode meines Vaters, denn jetzt habe ich nur noch einen Hund, den ich lieben kann, und der mich wieder liebt."

Dieser Lieblingshund war ein kleiner Affenpinscher, der mit in den Wagen genommen wurde. Er beehrte Marie mit seiner besondern Zuneigung, und da diese begriff, daß das Thier in dem Herzen der Madame Pontier ihr Vetter sei, so opferte sie sich großmüthig der Verwandtschaft auf, und gab sich zum Ruhebett dieser schmutzigen, kleinen Creatur her.

Unterwegs fing Madame Pontier an von Literatur zu sprechen und fragte Marie, ob sie gern lese.

„Ja, Madame, ich lese gern und viel."

„Ich auch, das dürfen Sie mir glauben, aber ich bin mit unsern sogenannten großen Schriftstellern nicht zufrieden."

„Warum nicht, Madame?"

„Weil Victor Hugo sich nicht bequemt, Racine nachzuahmen, welches offenbar von schlechtem Geschmack zeigt. Alexander Dumas ist ein Narr, den man einsperren sollte, und an den Andern ist vollends gar nichts. Da lobe ich mir die Autoren unter dem Kaiserreich, die besaßen eine erhabene Größe

— aber so eine George Sand, welche der Unmoralität Lobreden hält, pfui ..., sie schreibt wie eine Köchin und denkt wie ein Waschweib."

„Das ist eine sehr gewagte Behauptung, Madame."

„Keineswegs," rief Madame Pontier hitzig. „Ich versichere Sie, Nichte, daß diese Dame in keinem honetten Salon in La-Châtre Zutritt hat; Frauen, die sich selber achten, sprechen ihren Namen nicht einmal aus, und ich habe mich mit unserm Unterpräfecten überworfen, weil er meinen Mann in's Verderben locken wollte, indem er ihm ein Buch von ihr lieh, welches Lelia heißt."

„Ich finde Ihr Urtheil ungerecht, beste Tante," widersprach ihr Marie. „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Indiana der Madame Sand gelesen habe und daß ich den hinreißenden Zauber ihrer schönen Prosa bewunderte, so wie den Duft der Poesie, der in dieser Prosa so anmuthig verborgen ist, wie ein Diamant in dem Kelch einer Rose."

Lafarge, den dieses Gespräch langweilte, setzte sich auf den Bock. Kaum hatte er den Wagen verlassen, als die neue Tante anfing auf Kosten der Familie zu lästern; jedes Hauptmitglied begabte sie mit einer Todsünde, und die entfernteren Vettern und Basen schmückte sie wenigstens mit einer Glorie von löslichen Sünden.

„Ich bedaure Sie, armes Kind," fuhr sie fort. „Es gehört viel Muth dazu, Paris zu verlassen, Sie werden sich nicht wenig langweilen und man begeht einen Mord an Ihnen, indem man Sie zwischen einen Mann, der roh ist wie seine Eisenstangen, und zwischen eine Schwiegermutter begräbt, die weder Erziehung noch Ideen hat."

„Madame," erwiderte Marie, die sich verletzt fühlte durch die Rolle des Opferlammes, das man sie spielen lassen wollte, „ich liebe die Einsamkeit, ich schätze meinen Mann sehr hoch und werde meinen ganzen Stolz hinein setzen, mich ihm so nützlich und angenehm als möglich zu machen."

Nach diesen Worten lehnte sie sich in den Wagen zurück und schloß die Augen, als ob sie schliefe. Madame Pontier ahmte ihr Beispiel nach, und ihr lautes Schnarchen gab bald Zeugniß, daß Morpheus seine Schlummerkörner auf sie herabgesenkt hatte. Marie überließ sich im Stillen ihren schmerzlichen Gedanken; die Aussichten, die ihr die neue Tante eröffnet hatte, waren ihr schwer auf's Herz gefallen, wenn sie es dieser gegenüber auch nicht merken lassen wollte.

Nach einer Weile stieg Lafarge wieder in den Wagen; die Reise wurde ohne weitere Zwischenfälle fortgesetzt und Madame Pontier in Uzerche abgesetzt. Die Gegend wurde immer wildromantischer, je näher man dem Ziele kam. Endlich fuhr man durch einen Hohlweg. Lafarge deutete auf einige vom Rauch geschwärzte Ziegeldächer, die aus dem Nebel hervorguckten und bezeichnete sie als zu den Gebäuden des Eisenhammers gehörend. Am Ende einer Pappelallee hielt der Wagen still und man war in Glandier.

Marie sprang aus dem Wagen in die Arme zweier Frauen, die sie bewillkommneten, und dann über eine schmutzige Treppe hinauf in ein großes Zimmer führten, welches der Gesellschaftssalon genannt wurde. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen und blickte mit verstörten Blicken um sich.

Eine That der Verzweiflung und ihre Folgen.

Mariens Schwiegermutter betrachtete sie mit Neugierde; ihre Schwägerin Madame Buffiere, ein kleines, rosiges Weibchen, die sich in gemeiner Weise ewig hin und her bewegte, überhäufte sie mit Liebkosungen und Fragen. Lafarge kam herein und versuchte seine Frau auf seine Kniee zu ziehen, und da sie seine Vertraulichkeiten entschieden zurück wies, so rief er mit einem lauten Gelächter:

„Sie versteht mich nur zu streicheln, wenn wir unter vier Augen sind. Mama,“ setzte er sodann hinzu, „Du glaubst nicht, wie sehr mich die kleine Ente liebt! Nun, mein Rehchen,“ wandte er sich an seine Frau, „gestehe, daß Du mich teufelmäßig liebst.“

Bei diesen Worten schlang er den Arm um Marie, kniff sie in die Wangen und küßte sie. Die junge Frau bebte vor Unwillen, und um sich dieser Marter zu entziehen, schützte sie eine große Müdigkeit vor, sagte auch, sie habe noch Briefe zu schreiben, und verlangte auf ihr Zimmer.

Als man ihr dasselbe angewiesen hatte, schloß sie sich sogleich mit ihrem Kammermädchen in dieses Gemach, das fast ohne Möbel war, denn es enthielt nur zwei Betten und einen Tisch, an den Wänden standen vier Stühle, die an ihrem Ueberzuge alle Variationen der rothen Farbe zeigten; eine Commode

war mit einem Stück von einem Fußteppich bedeckt. Auf dem Kamin standen fünf riesengroße Orangen zwischen zwei Leuchtern, deren darauf steckende Talglichter noch nicht angebrannt waren. Weder Thüren noch Fenster schlossen gehörig, es war gräßlich kalt in dem Zimmer, Marie hielt sich für das unglücklichste Geschöpf in der Welt und zerfloß in Thränen.

Nach einer Weile schickte sie Clementine fort und ließ ein Schreibzeug verlangen; sie brachte ihr ein mit Tinte gefülltes Pomadetöpfchen. Sie setzte sich hin und richtete an ihrem Mann das folgende Schreiben.

„Charles! Auf den Knieen bitte ich Sie um Verzeihung, weil ich Sie betrogen habe. Ich liebe einen Andern; er ist schön, liebenswürdig, geistreich — mit einem Wort, er ist ganz das Gegentheil von Dem, was Sie sind. Dem ungeachtet möchte ich keinem Liebhaber Zutritt in Ihrem Hause gestatten, denn trotz meines bessern Selbst's würde ich alsdann zur Ehebrecherin werden.

„Als ich Sie heirathete, stand ich in dem Wahn, eine Glücklichere habe mir das Herz meines Geliebten entfremdet, ich gab einem Anfall von Eifersucht nach. Ich war schrecklich hintergangen worden. Er folgte mir nach auf meiner Reise. Als ich auf dem Balkon des Gasthauses in Orleans saß, erblickte ich ihn mir gegenüber. Sie haben keine Ahnung davon gehabt, daß auf der ganzen Reise ein geladenes Pistol auf meine Schläfe gesetzt war, ich hoffte, ein Stoß des Wagens sollte es abdrücken, denn mir fehlte der Muth dazu. Auch war ich im Begriff Gift zu nehmen, das ich stets bei mir trage — es ist dieses eine Manie meiner Familie. Zu Uzerche sah ich den Mann meiner Liebe abermals um mich herum spähen. Ich kann mit Ihnen nicht leben, Charles! verschaffen Sie mir die Kleidung einer Bäuerin, werfen Sie meinen Mantel in einen Abgrund und sagen Sie, ich hätte mich ertränkt. Retten Sie mich vor mir selber, lassen Sie

mich fliehen, ich will nach Smyrna gehen, nur, ich beschwöre Sie darum, nur lassen Sie unverzüglich fort

„die arme Marie.“

Diesen Brief schickte sie durch Clementine an ihren Mann, auf den er einen niederschmetternden Eindruck machte. Ganz außer sich über den Inhalt dieses Schreibens, theilte er es seiner Mutter und seiner Schwester mit, welche es mit thränengefüllten Augen und verbissener Wuth lasen. Schmerz und Staunen erfaßten die Mutter, welche dadurch alle frohe Aussichten der Familie zu Grunde gehen sah.

„Ach!“ rief die alte Frau, „ich habe mir es gleich gedacht, daß es nicht gut gehen würde, als ich die hochmüthige, vornehme Dame sah, die Zeter schrie, als sie wahrnahm, daß ihre Bettvorhänge von Calicot, und noch dazu von gelbem Calicot sind.“

Man überlegte lange hin und her, was zu thun sei, endlich rief Madame Buffiere:

„Weißt Du was, Charles, thue der verrückten Prinzessin den Willen; laß sie laufen, wohin sie will, denn mir ahnt es, sie wird Unglück in unser Haus bringen.“

Aber gegen diesen Rath empörte sich das Gefühl des unglücklichen Ehemannes; Zärtlichkeit und auch die Furcht vor Scandal hielt ihn ab, ihn zu befolgen. Er wollte die Macht vernünftiger Vorstellungen versuchen, leider aber blieb er diesem Vorsatz nicht treu, sondern ließ sich, als er in das Zimmer seiner Frau kam, die weinend vor ihrem Bette kniete, zu leidenschaftlichen, beleidigenden Aeußerungen hinreißen.

In ihrer weiblichen Würde verletzt, erhob sich Marie und zog sich, ohne zu antworten, in die Vertiefung eines Fensters zurück, dessen Flügel offen stand.

Nachdem Lafarge sie mit Vorwürfen überhäuft hatte, sagte er etwas ruhiger:

„Du wirst da bleiben, wirst mich nicht verlassen, ich

brauche eine Frau, denn ich bin nicht reich genug, um mir eine Maitresse zu halten, Du bist vor dem Gesetze mein und sollst mein bleiben."

Er näherte sich ihr und wollte sie an sich ziehen.

„Rühren Sie mich nicht an, oder ich werde zum Fenster hinaus springen," rief Marie mit großer Kaltblütigkeit. „Ich gestehe Ihnen das Recht zu, mich zu tödten, aber nicht mich zu entwürdigen."

Als Lafarge sie so voll energischer Verzweiflung sah, rief er Mutter und Schwester zu Hülfe, die sie weinend baten, ihren armen Charles nicht unglücklich zu machen. Lafarge warf sich vor ihr auf die Kniee; Mariens Muth, der den Vorwürfen widerstanden hatte, schwand vor diesem Schmerz in Thränen hin, sie versprach, noch einige Tage zu bleiben. Ihr Gatte küßte ihr weinend die Hand, seine Mutter betheuerte, daß sie die Schwiegertochter bereits liebgewonnen habe, daß sie die zärtlichste Sorgfalt für ihre liebe Marie hegen würde, so war der Friede für den Augenblick geschlossen und man trennte sich für die Nacht.

Noch in der Nacht ritt Lafarge's Schwager, Herr Buffiere fort, um Herrn de-Chauvron, der Advocat und ein Freund der Familie war, zum Beistand herbei zu holen. Er erzählte ihm, die junge Frau habe gleich nach der Ankunft auf Glandier ihrem Mann einen gräßlichen Brief geschrieben, es sei zu herzzerreißenden Auftritten gekommen, und er komme im Namen der ganzen beunruhigten Familie, um ihn augenblicklich nach dem Eisenhammer zu holen.

Herr de-Chauvron setzte eine Reisemütze auf seine weißen Haare, bestieg seine Stute und kam am frühesten Morgen mit Buffiere auf Glandier angehoppaßt. Er fand Lafarge auf dem Bett liegend. Bei dem Anblick des alten Freundes seines verstorbenen Vaters, sprang er auf, fiel ihm um den Hals und rief mit tiefer Betrübniß:

„Herr de-Chauvron, mein Vater war Ihr Freund, ich wende mich an Sie, Herr de-Chauvron; ich bitte Sie, retten Sie mich, vor Ihnen steht der Unglücklichste der Sterblichen. Dieser Tag ist der unseligste meines Lebens. Ich habe mich unglücklich verheirathet. Meine Frau haßt mich, sie will von mir loskommen, oder sich umbringen, und um das Maß der Leiden voll zu machen, ist sie rasend in einen Andern verliebt.

„Ist es denn möglich!" rief der Advocat, der wie vom Donner gerührt war. Lafarge hob wieder an:

„Alles ging gut, bis gestern Abend; ich baute die schönsten Zukunftspläne, alter Freund! ich überließ mich dem traulichen Glück zu lieben, der trügerischen Hoffnung geliebt zu werden. Entschwundene Träume! bittere Enttäuschung! da lesen Sie."

De-Chauvron nahm den ihm dargereichten Brief. Die Mutter, die indessen mit ihrer Tochter in das Zimmer gekommen war, weinte bittere Thränen ohne ein Wort zu sagen, Madame Buffiere aber rief:

„Ach! mein armer Charles, Du verdienst ein schöneres Loos. Ich kenne Dich besser, als dieses schlechte Weib Dich kennt, und will sie durchaus fort, gut, so mache ihr die beiden Thürflügel auf, und laß sie gehen."

De-Chauvron las indessen den Brief, las ihn wieder, las ihn fünf Mal hinter einander, die Haare stiegen ihm zu Berge. Er fragte nach den Auftritten, die diesem Schreiben vorangegangen waren. Lafarge sagte ihm, seine Frau habe eben so viel Eile gezeigt, wie er, die Hochzeit zu beschleunigen.

„Glauben Sie, daß Ihre Frau Sie nicht mit Leidenschaft zu lieben vermag? — daß sie einen Degout gegen Sie hat?" fragte der Advocat.

„Meine Frau ist sehr geistreich, sehr reizend," erwiderte Lafarge; „ich habe nicht Zeit genug gehabt, mich ihrer Zärtlichkeit zu versichern, aber ich habe gehofft, daß wie bei

allen derartigen Vernunftheirathen, die Liebe später kommen würde."

„Liebster Freund," sagte nun der Advokat, „ich glaube, daß es Ihrer Frau mit dem Brief nicht so recht Ernst ist. Sie haben ein Mädchen geheirathet, das in der großen Welt aufgewachsen ist, eine petite maitresse, welche an die Freuden eines luxuriösen, allen Vergnügungen geweihten Lebens gewöhnt ward. Glandier hat sie erschreckt, folglich will sie um jeden Preis fort. Das junge Weibchen will schrecklichen Zorn und Unruhe erregen, damit sie ihr nachlaufen. Das Fortwollen ist die schlaue Kriegslist einer überschwänglichen Phantasie in einem zwanzigjährigen Kopf."

„Ach!" sagte Lafarge, „ich bitte Sie inständigst, lieber Freund, eine Ausgleichung zu vermitteln, denn trotz des abscheulichen Briefes bin ich rasend in meine Frau verliebt."

„Lafarge," sagte der Advokat sehr pathetisch, „es stehen Ihnen nur zwei Wege offen. Sie nahmen Ihre Frau, ohne daß Sie sie kannten, ohne daß Sie ihren Character studirt hatten. Lafarge! Lafarge! Sie schlugen diese gefährliche Bahn auf Ihr Risiko ein; vergessen Sie jetzt nicht, daß Sie ihr Gatte sind; in jeder Lage des Lebens, in welche sie kommen mag, müssen Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit gegen sie thun. Was sie sich auch unterfangen mag, Sie müssen ihre Stütze, ihr Mentor sein. Sie sind durch das Gesetz der Moral und Religion zu ihrem Beschützer bestimmt. Sie müssen ihre Schwächen, ihre Verirrungen, die Auswüchse ihrer exaltirten Phantasie wieder in Ordnung zu bringen suchen. Wenn Sie sie gehen lassen, was wird sie beginnen? Die Unglückliche wird sich in das Wogengebrause eines abenteuerlichen Lebens stürzen, wird vielleicht Schiffbruch leiden. Auf Sie wird man die Steine der Verdammniß schleudern, man wird sogar sagen, Sie hätten in strafbarem Leichtsinn das Ihnen anvertraute Pfand zu Grunde gerichtet. Bedenken Sie auch, Lafarge, daß die

von Ihnen geschlossene Heirath auch in finanzieller Hinsicht geschlossen ward, daß man daraus für Ihren Character allerlei nachtheilige Schlüsse ziehen wird. Sie stehen einem bedeutenden Geschäft vor, kommen vielleicht in Geldverlegenheiten; erfahren nun Ihre Gläubiger die Trennung Ihrer Ehe, so werden sie auf Sie einstürmen und Ihr Credit wird Noth leiden. Bieten Sie daher Alles auf, damit Ihre Frau nicht entflieht; halten Sie Tag und Nacht ein wachsames Auge auf sie, seien Sie unbeugsam, seien Sie eine Stange Eisen, aber suchen Sie ihr den Aufenthalt auf Glandier so angenehm als möglich zu machen."

Lafarge versprach Alles das zu thun und bat den Advokaten zum Frühstück zu bleiben, bei welchem seine Frau hoffentlich erscheinen würde.

Man begab sich in den Salon, wo das Frühstück aufgetragen wurde. Marie wurde gebeten zu kommen, was sie denn auch ohne Einwendungen that. Sie erschien in einem reizenden Morgenkleid, das ihr interessantes Aussehen noch erhöhte. Die Nacht schien ihr guten Rath gebracht zu haben. Sie beantwortete die Fragen, die Herr de-Chauvron an sie richtete, zwar mit einem Anstrich von Schwermuth, doch mit Artigkeit und als er sie nach dem Frühstück zu einem Spaziergang aufforderte, nahm sie bereitwillig seinen Arm an.

Unterwegs verhehlte er ihr nicht, daß ihm das Zerwürfniß zwischen ihr und ihrem Mann bekannt sei, so wie ihre Absicht, das eheliche Haus zu verlassen, und er suchte sie durch ernste Vorstellungen auf andere Gedanken zu bringen.

„Herr Lafarge hat mich schmählich getäuscht, hat mich betrogen," erwiderte sie traurig. „Er zeigte mir eine Ansicht nebst einem Plane von Glandier, wonach ich es für ein Schloß halten mußte, das geeignet war, die Augen zu bestechen; er schlug sein Mobiliarvermögen auf achtzigtausend Franken an, und was fand ich? — statt eines Schlosses, eine halbe Ruine, und

darin Zimmer, denen es selbst an dem nöthigsten Hausrath gebricht. O mein Herr, muthen Sie mir nicht zu, in einer solchen Baracke zu leben."

„Lafarge hat allerdings Unrecht gehabt, Ihnen den Plan zu zeigen, nach welchem er Glandier herzustellen gedenkt, aber glauben Sie mir, er that es nur aus Liebe, weil er Sie zu verlieren fürchtete, darum täuschte er Sie. Doch Alles wird umgestaltet werden, Möbel werden schon dieser Tage anlangen, Sie werden Glandier in ein kleines Paradies verwandeln, dessen glückliche Beherrscherin Sie seien werden."

So sprach ihr der gute Mann Muth und Vertrauen in die Zukunft ein und ließ sie in der That ziemlich beruhigt zurück, als er nach einigen Stunden sich wieder entfernte. Indessen war ein Onkel ihres Mannes, Doctor Pontier aus Uzerche, auf Glandier angekommen, um die neue Nichte zu begrüßen. Sein edles Aussehen nahm Marie sogleich für ihn ein; er hatte ihr kaum die Hand gedrückt, als sie einen Freund in ihm ahnte. Auch ihn hatte die Familie bereits in die Vorfälle des vorigen Tags eingeweiht, doch ohne dieser Auftritte zu erwähnen, begnügte er sich, ihr ein rührendes Bild von der Liebe zu entwerfen, die sie in ihrer neuen Familie erwarte; er sagte, daß sie vielleicht ein Glück nach ihrem Sinn nicht finden würde, daß sie jedoch dazu berufen sei, ein strahlendes Glück um sich zu verbreiten.

So gelang es ihm, den bösen Geist dieser Frau zu bannen, ihrem bessern Selbst wieder aufzuhelfen, und sie befolgte seine Winke, indem sie sich in den folgenden Tagen ihrem Gatten näherte, und nach und nach schien sie eine zärtliche Freundschaft für ihn zu empfinden. Wer war glücklicher als Lafarge! Er schloß ihr sein innerstes Herz auf, weihte sie in seine Geschäftsverhältnisse ein, vertraute ihr, daß er eine wichtige Entdeckung in der Bereitung des Eisens gemacht habe, die ihn enorm reich machen müsse. — Wie schlecht es auch der ver=

wöhnten Pariserin in dem einsamen Glandier gefiel, so nahm sie sich doch zusammen, denn sie war verheirathet und hatte dadurch das dortige Leben zu dem ihrigen gemacht. Sie sah ein, daß sie durch Kraft, Geduld und die Liebe ihres Mannes daraus erlöst werden könne, und da denn auch Maurer und Zimmerleute kamen, die Alles umgestalteten, da Lafarge, der sie wahrhaft anbetete, ihre Ideen zu ahnen schien, so rührte sie diese liebende Verehrung, und da unter ihrer Waltung Reinlichkeit und Nettigkeit zu walten begann, so fühlte sie sich bald wohler an einem Orte, der ihr auf den ersten Anblick so gar entsetzlich geschienen hatte. Sie erkannte, daß ihr Gatte ein Mann war, der unter rauher Schale einen herrlichen Kern verbarg, und da sie durch ihren verstorbenen Großvater belehrt worden war, daß das Leben ja ohnedies nur eine ernste Prüfung sei, so nahm sie den Wahlspruch an: Thue, was Du mußt, komme, was da will."

Lafarge hatte kaum erfahren, daß seine Frau gern reite, als er ihr einen grauen Apfelschimmel schenkte und ihr ein prachtvolles grünes Reitkleid machen ließ. Indessen war auch das in Paris gekaufte Clavier angekommen, dem Marie mit geübten Fingern reizende Melodien entlockte; es kamen Besuche aus der Umgegend, das Verhältniß mit der Schwiegermutter, der Schwägerin und einigen andern Verwandten gestaltete sich freundlicher, und an Emma, der Tochter des Doctor Pontier, fand Madame Lafarge eine Herzensfreundin.

In dem Wunsche, seiner Frau zu gefallen, ging Lafarge so weit, daß er von dem Kammermädchen seine Garderobe reformiren ließ, sie nach den Farben fragte, die seine Frau bevorzuge, Cravatten anzog, die ihr gefallen konnten, und seine Gilets von schreienden Farben ausmusterte, um andere anzuschaffen, die mehr dem guten Geschmack entsprachen. Auf Clementinens Rath rasirte er sich täglich, pflegte seine Haare,

verwandte Sorgfalt auf seine Fußbekleidung, und zog dicke Handschuhe an, wenn er in sein Hammerwerk ging. Die niedergetretenen Pantoffeln und die mit schwarzen Trauerrändern versehenen Fingernägel verschwanden ganz und gar.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, daß Marie acht Tage in Uzerche zubringen sollte, um dort die zahlreichen Verwandten und Bekannten der Familie Lafarge zu besuchen. Sie machte an einem Tag dreißig Besuche mit ihrem Mann, kam verstimmt und abgespannt in das Haus des Doctor Pontier zurück, bei dem sie mit ihrem Manne logirte, und mußte nun einem großen Familienmahl beiwohnen, wobei nach Landesgebrauch vierzig Schüsseln aufgetragen wurden. Gegen Ende der Mahlzeit fühlte sie sich jedoch so angegriffen, daß sie um die Erlaubniß bitten mußte, sich zurückziehen zu dürfen. Madame Pontier geleitete sie auf ihr Zimmer, fand, daß sie fieberte, gab ihr Thee zu trinken, empfahl ihr Ruhe, bestellte ihr Clementine als Krankenwärterin und verbot ihrem Neffen den Eintritt in das Zimmer seiner Frau.

Marie mochte etwa eine Stunde lang in einem fieberhaften Schlummer gelegen haben, als sie heftig an ihrer Thür klopfen hörte. Mit der vollen Ungeduld einer im Schlafe gestörten Kranken, fragte sie, was man wolle.

„Mache auf!“ rief Lafarge.

„Das geht nicht. Da ich krank bin, hat Madame Pontier Clementine in mein Zimmer gebettet.“

„Schicke sie fort, ich will hinein.“

„Mein Freund, das geht nicht. Ich bitte Dich, mich schlafen zu lassen, morgen wollen wir weiter darüber sprechen.“

Ein entsetzlicher Fluch ertönte, und da Marie glaubte, daß ihr Mann sich nun zufrieden geben würde, so versenkte sie sich wieder in ihre Kissen.

Nach einer Weile sagte das Kammermädchen:

„Madame, ich höre ein sonderbares Geräusch an dem Schlosse, als wenn es Diebe wären?"

„Du bist ein verrücktes, hasenfüßiges Ding, Clementine."

Das Geräusch dauerte jedoch fort, und einen Scherz ihres Mannes vermuthend, verhielt sich Marie ganz ruhig, der Riegel war stark und sie hoffte, daß Lafarge seines Schlosserhandwerks bald überdrüßig werden würde.

„Mache auf, oder ich trete die Thür ein," rief er bald mit wüthendem Zorne.

„Das kann nicht geschehen; ich bitte inständigst, mich in Ruhe zu lassen."

„Mache auf, oder ich schlage Alles in Stücke."

„Nur zugeschlagen! ... die Stärke gleitet an meinem Willen ab."

„Ich bin der Herr, ich will hinein," tobte er. „Dich empfindlichen Affen will ich nicht haben, sondern mein Zimmer; Du kannst meinetwegen zum Teufel gehen."

Ein entsetzlicher Fußtritt, dem die gräßlichsten Schimpfnamen folgten, erfüllte Marie mit einem großen Unwillen, sie sprang aus dem Bette, öffnete die Thür und die Arme über der Brust kreuzend, blieb sie im stummen Zorne vor Lafarge stehen. Mit starren Augen und kreideweißem, krampfhaft verzogenem Gesicht, wollte er sie unter den gemeinsten Benennungen heftig an sich reißen, aber durch seinen Zorn erschöpft, war er genöthigt sich auf das Bett zu werfen. Von Scham und Verzweiflung niedergedrückt, zog sich Marie in das Vorzimmer zurück, wo sie den Kopf in beide Hände verbarg, um ihr Schluchzen zu ersticken. Clementine bedeckte die bloßen Füße ihrer Herrin mit Thränen und Küssen und suchte sie vergebens zu erwärmen.

Plötzlich drang aus dem anstoßenden Zimmer erst ein schmerzhaftes Gewinsel, dann ein Angstgeschrei zu ihnen. Cle-

mentine ging hinein und fand Lafarge in einem entsetzlichen Zustande, er wand sich in fürchterlichen Krämpfen, die Augen waren verdreht, dicker Schaum stand ihm vor dem Munde.

„Rufen Sie um Hülfe, Madame, aber kommen Sie um Gotteswillen nicht herein," rief Clementine, „Sie würden sterben vor Schrecken über seinen Anblick."

In einem Augenblick war das ganze Haus auf den Füßen. Nachdem Doctor Pontier den Kranken gesehen hatte, beruhigte er Marie, indem er versicherte, daß sein Neffe nur einen heftigen Nervenzufall habe, der wohl nur eine Folge des im Uebermaße genossenen Champagners und einer leichten Erkältung sei. Er gab dem Kranken beruhigende Tropfen ein, die er im Hause hatte, worauf dieser bald in einem tiefen Schlaf verfiel.

Am andern Morgen führte Doctor Pontier den reuigen Sünder, nachdem er ihn gehörig abgekanzelt hatte, seiner Frau zu, die ihm, nachdem er sie um Verzeihung gebeten hatte, die Hand zur Versöhnung reichte mit der Versicherung, daß der Vorfälle dieser traurigen Nacht nicht weiter gedacht werden sollte.

An dem Abend dieses Tags mußte Madame Lafarge einen Ball besuchen, wo sie den Neid der Damen, die Bewunderung der Männer erregte. Man staunte ihre einfache Toilette an, die in einem weißen Organdikleide bestand, das mit Hopfenranken besetzt war, und auch in dem Haare trug sie Hopfenblüthen.

Nachdem man alle Vergnügungen genossen hatte, die das kleine Städchen zu bieten vermochte, kehrte das Ehepaar nach Glandier zurück, wo Marie von ihrer Schwiegermutter mit Liebkosungen und Schmeicheleien überhäuft wurde; dennoch mußte sie wahrnehmen, daß die alte Frau sehr eifersüchtig über die Gewalt war, welche die junge Frau über ihren Sohn hatte, und daß sie versuchte, diese Gewalt zu untergraben, und mit neidigen Augen sah sie es, wenn Marie Abends ihrem Manne

aus einem schönen Buche vorlas, oder ihm seine Lieblingsmelodien auf dem Claviere vorspielte.

So vergingen einige Monate in ziemlich friedlicher Einförmigkeit, als Marie, nachdem sie eines Tags von einem ziemlich weiten Spazierritt nach Hause kam, sich unwohl fühlte; heftige Kopfschmerzen waren die Vorläufer einer starken Gehirnentzündung, während welcher Lafarge seine Frau auf das Zärtlichste pflegte. Als sie nach mehren bewußtlosen Tagen wieder zu sich kam, kniete er weinend vor ihrem Bette und rief, er würde es nicht überleben, wenn er sie verlieren müßte. Clementine machte ihr fortwährend Eisumschläge auf den Kopf. Marie vermochte noch nicht zu sprechen, doch drückte sie in stummer Rührung ihrem Manne die Hand, und er küßte sie unter den lebhaftesten Aeußerungen der Freude. Marie fühlte sich wahrhaft glücklich, sich so geliebt zu wissen.

Am andern Morgen schickte Lafarge seiner Frau durch die Kammerjungfer ein Testament, worin er sie zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte. Als er zu ihr kam, dankte sie ihm mit Innigkeit.

„Ich mußte so handeln,“ sagte er. „Während Deiner Krankheit sah ich, an welch' schwachen Fäden das menschliche Leben hängt. Ich sagte mir nun, daß wenn ich plötzlich stürbe, mein Vermögen Dir entgehen würde. Das Deinige würde vielleicht gefährdet werden durch ruineuse Theilungen im Handel. Jetzt wird Alles, was ich habe, nach meinem Tode Dein Eigenthum sein, und ich bin ruhig. Um jedoch ein völliges Zerwürfniß mit meiner Mutter und meiner Schwester zu vermeiden, bitte ich Dich, das Testament vor ihnen geheim zu halten.“

Sie versprach es, und sobald sie wieder vollständig genesen war, machte auch sie ein Testament zu Gunsten ihres Mannes, doch in der Art, daß er ihr Vermögen während seiner Lebzeit nach Gefallen verwenden sollte, jedoch mit der

Verpflichtung, es nach seinem Tode an das erste Kind, das ihre Schwester, Madame de=Violaine, gebären würde, zurückfallen zu lassen.

Als er sich weigerte, das Testament anzunehmen, sagte sie dringend:

„Sie müssen es nehmen, Charles, wenn Sie mir nicht weh thun wollen. Ich bin unendlich dankbar für Alles, was Sie für mich thun; ich wäre das undankbarste Geschöpf auf Gottes Erde, könnte ich das je vergessen, und um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie schätze, will ich noch mehr thun."

Sie öffnete eine Schublade, nahm Heine's Portrait heraus und vernichtete es vor seinen Augen.

„Das war das Bild des Mannes, den ich einst liebte," sagte sie; „jetzt ist es aus, ich komme von meinem Wahn zurück, meine Liebe zu Ihnen beginnt."

Lafarge umarmte sie stürmisch und war überaus glücklich.

Am Nachmittag brachte ihr ein Bauer ein Körbchen voll wunderschöner Aepfel. Lafarge bediente sich dieser Aepfel, um seiner Frau seine Geschicklichkeit im Werfen und Auffangen zu zeigen, aber nach einigen glücklichen Versuchen flog der dickste Apfel durch eine Fensterscheibe. Der bestürzte Jongleur schickte sogleich nach einem Glaser in Uzerche, aber da der Mann krank war, so konnte er nicht kommen; die Scheibe mußte aber eingesetzt werden, denn es war kalt und Marie war erst eine Genesende.

„Hätte ich einen Diamanten, so wollte ich schon Rath schaffen," sagte Lafarge. „Ich habe eine große Glastafel, aber sie müßte zurecht geschnitten werden."

„Ich habe Diamanten," erwiderte Marie, und holte ein kleines Säckchen herbei, das deren eine Menge enthielt.

„Wo hast Du die Diamanten her?" rief der Hammerherr mit großen Augen.

Sie war eben im Begriff zu antworten, als ihre Schwiegermutter hereinkam, und wie geblendet stehen blieb, als sie die vielen kleinen Steinchen in der Sonne funkeln sah.

„Herrgott! was ist das eine Pracht und wie viel Geld muß das gekostet haben!" rief die alte Frau. „Sagen Sie doch, Marie, wer hat Ihnen die Steinchen gegeben? warum lassen Sie sie nicht fassen? warum sind sie nicht im Heirathscontract erwähnt? Es ist ja ein wahrer Schatz, der wenigstens seine dreißigtausend Franken werth ist. Warum steht nichts davon in dem Heirathscontract?"

„Weil sie nicht mein sind, weil sie mir nur zum Aufbewahren anvertraut wurden," gab Marie trocken zur Antwort.

Das wollte die Schwiegermutter nicht glauben, aber Marie blieb fest bei ihrer Behauptung, ohne sich jedoch auf eine nähere Erklärung einzulassen, behauptend, es gäbe Dinge von so delicater Natur, daß man sie Niemand, auch dem Gatten nicht, anvertrauen dürfe.

Damit mußte sich die Schwiegermutter und der Gatte einstweilen begnügen. Die alte Frau ging grollend davon; ihr Sohn begleitete sie. Nach einer Weile kam er lachend zurück und sagte:

„Ich habe meiner Mutter eine Rübe aufgebunden, indem ich ihr sagte, die Diamanten gehörten Dir, Du hättest sie aber nicht zeigen wollen, bevor sie gefaßt worden seien."

„Dafür weiß ich Ihnen schlechten Dank, Charles."

„Weil Du nichts von Geschäften verstehst, kleine Katze. Wenn man sich mit dem Handel abgibt, muß man den Leuten Sand in die Augen streuen. Für je reicher ich Dich ausgebe, um so mehr Geld werde ich verdienen."

„Wenigstens bitte ich, zu verhindern, daß die Mutter die Sache weiter ausplaudert."

Unterdessen hatte Lafarge sich bemüht, die Glasscheibe

zurecht zu schneiden, und als er damit fertig war, setzte er sie geschickt in das Blei ein, dann sagte er:

„Nun aber, Liebchen, erzähle mir, wie Du zu den Diamanten gekommen bist.“

Marie erzählte ihm eine Geschichte, die wir für den Augenblick noch verschweigen müssen.

Friedliche Tage.

Seit Marie ein Pferd hatte, machte sie oft weite Ausflüge. Geschäfte zu Brives habend, schlug ihr Lafarge einst vor, ihn zu begleiten und von dort aus nach La=Côte zu reiten, um seine Tante Panzani zu besuchen, die sie noch nicht kannte. Sie that es um so lieber, da ihr deren Verstand, Kenntnisse und Schriften sehr gerühmt worden waren. Sie fand ein kleines Weibchen, die einen gelb und grünen Hut auf hatte, dessen Widerschein ihrem Antlitz das Aussehen eines Schnittlauchpfannenkuchens gab. Marie wurde von ihr mit zwei Küssen auf die Wangen und einer hochtönenden Phrase begrüßt, dann sagte sie auf italienisch zu einem kleinen Unterlieutenant, der mindestens sechszig Jahre alt war, und den sie wie einen Schulknaben an der Hand führte.

„Mein Schatz, mache Dein Compliment vor dieser liebenswürdigen Nichte, die in unsere Einsamkeit geflogen kommt, wie die den Oelzweig tragende Taube in die Arche Noah's, nur daß sie statt des Olivenzweigs, einen Myrthenzweig bringt. Panzani, mein Liebchen, umarme Deine Nichte, sie erlaubt es Dir, dann gehe und pflücke eine Rose für sie ab. — Er ist ein Corse, der kein Wort französisch zu sprechen versteht," sagte sie sodann zu Marie, „aber wenn er auch schlecht spricht, so versteht er desto besser zu lieben! ... unsere Heirath ist ein

ganzer Roman. Er starb fast aus Liebe zu mir, und mein hinreißendes Herz trieb mich an, dem herzigen Schelm an Hymens Altar meine Tage zu weihen, die ich ausschließlich den keuschen Schwestern Apollo's hatte widmen wollen."

Madame Panzani schwieg; Marie konnte nun Athem schöpfen und ihren Hut ablegen, dann setzte man sich zu Tisch. Das Frühstück war höchst gelehrt zusammengesetzt und sämmtliche Schüsseln waren auf Angabe der Hausfrau, nach historischen Recepten zubereitet worden. Bei der ersten Tracht hatte man die Juden, die Griechen und Römer zu Rath gezogen, die Zwischenspeisen waren dem kaiserlichen Kochbuch, der bürgerlichen Köchin und dem Journal nützlicher Kenntnisse entnommen, und das Dessert war nach den Geheimnissen der Nonnen aus dem Mittelalter zusammengesetzt.

Nach dem Frühstück zeigte ihr Madame Panzani ihre Feigenbäume, für deren Anpflanzung sie ein Belobungsschreiben von irgend einem landwirthschaftlichen Verein erhalten hatte, ferner ihre Riesenkartoffeln, ihre rothen Rüben, auch mußte sie ihren Johannisbeerenwein und ihre in Branntwein eingemachten Pflaumen kosten.

Nach einem Spaziergang, den sie mit einander gemacht hatten, begann Madame Panzani über Literatur und Geschichte zu sprechen. Indem sie sich über die Indolenz der jetzt lebenden Schriftsteller beklagte, holte sie einen Berg von Manuscripten aus einem Schrank heraus, sagte zu ihrer Nichte, sie wolle ihr Urtheil hören über eine Geschichte Frankreichs vor der Sündfluth, womit sie ihr Vaterland zu beschenken gedächte. Nachdem sie ihre Brille aufgesetzt, sich geräuspert und ausgespuckt hatte, las sie vier Stunden lang das Leben und die Thaten der antidiluvianischen Könige vor.

Welche Gelehrsamkeit! Marie war ganz verdutzt und schämte sich ihrer Unwissenheit, auch schauderte sie für die Enkel der gegenwärtigen Generation, wegen dieses Zusatzes zu der vater-

ländischen Geschichte. Sie verwünschte im Stillen den König Pharamund, der, nachdem er der Welt so viele langweilige Nachkommen geschenkt, nun auch noch seine Ahnen zum Vorschein brachte und ganz Frankreich mit der Gefahr bedrohte, über die Väter seiner Väter gähnen zu müssen.

Das Landhaus der Madame Panzani lag in einer reizenden Gegend; in dem Innern des Hauses herrschte eine geniale Unordnung und Originalität. Auf allen Tischen und Stühlen lagen Bücher, einige davon mußten ihre gelehrten Blätter herleihen, um Kräuter, Champignons und Birnen zu trocknen; eingemachte Früchte aller Arten standen in Gläsern und das Tintenfaß diente gleichzeitig als Salzfaß. Unter einem Portrait Napoleons hing der kriegerische Tschako des Lieutenants Panzani, der in seinem verschwiegenen Futter die falschen Haare, die Wickel und Frisirkämme der schriftstellernden Frau verbarg, und der Säbel, der früher dazu gedient hatte, die Beduinen zu bekämpfen, wurde jetzt gebraucht, um prachtvolle Trauben und aufgefädelte Morcheln daran aufzuhängen.

Am Abend brach ein schreckliches Gewitter aus. Sehr erschrocken versammelte Madame Panzani ihr Hausgesinde um sich, und nachdem Alle sich niedergeknieet hatten, befahl sie einem kleinen Bedienten, die Bußpsalmen vorzubeten, während sie selbst ihren Rosenkranz ableierte. Zuweilen hielt sie ein, um bei einem neuen Blitz ihr Entsetzen an dem Busen ihres alten Vielgeliebten zu verbergen, wenn aber der Donner schwächer grollte, dann sagte sie zu dem kleinen Diener, dessen Füße in Holzschuhen staken:

„Baptiston, mein Kleiner, singe uns Deine Wehklagen von Algier, und sich an ihren Gatten wendend," fügte sie hinzu: „Damals lebtest Du gänzlich für den Ruhm, mein Schäfchen, und vergaßest darüber die Liebe."

Aber so wie ein Blitz ihre Furcht erneuerte, rief sie: „Mache Dich geschwind wieder an die Bußpsalmen, Baptiston."

Und Baptiston heulte pflichtschuldigst mit dem Sturm, das Gesinde betete, und die Körner des Rosenkranzes wurden abgerollt.

Als am andern Morgen Marie ihre Toilette machte, nahm sie eine mit Wasser gefüllte Kanne von dem Kamin, füllte sich ein Glas und trank es aus; sie war eben im Begriff den Rest der Flüssigkeit zum Waschen zu gebrauchen, als Madame Panzani, die in ihr Zimmer kam, erschrocken zurückbebte.

„Heiliger Gott," rief sie, „Sie haben alle mein Weihwasser verschluckt! ... Sie haben es profanirt, haben sich vielleicht sogar schon darin gewaschen! Herr Jesus, wenn es ein unwillkürliches Sacrilegium ist, so sei uns barmherzig."

Und während sie so wehklagte, goß sie andächtig das Weihwasser wieder in das Gefäß, aus dem es entnommen worden war, und Marie hatte nicht wenig Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß weit entfernt verdammt zu sein, sie durch diese innerliche und äußerliche Abwaschung vielmehr gereinigt und geheiligt sein müsse.

Wieder nach Glandier zurückgekehrt, besuchte Marie mit ihrem Mann öfters die Eisenschmelze und wohnte dem Gießen der Nasseln bei. Eines Abends kam Lafarge wieder auf seine Erfindung zu sprechen und sagte seiner Frau, er wolle nun ohne längern Aufschub ein Patent auf seine Erfindung nehmen, müsse deshalb auf einige Zeit nach Paris reisen, um nicht nur das Patent zu erwirken, sondern auch um ein Anleihen zu negociren, da er zu seinem Unternehmen einer bedeutenden Barschaft bedürfe; auch habe er sich aus Paris einen Commis verschrieben, um während seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten, doch müsse er ihn zuvor noch persönlich in den Gang seiner Geschäfte einweihen.

Marie billigte in voller Ausdehnung die Pläne ihres Mannes. Der neue Commis kam an und brachte eine kranke, von der Schwindsucht befallene Frau mit. Es war ein noch

junger Mann mit rohen Manieren, einer honigsüßen Stimme und einem falschen Blick, der einen entschieden ungünstigen Eindruck auf Marie machte. Desto freundschaftlicher wurde er von ihrer Schwiegermutter aufgenommen, die ihn häufig zum Mittagessen einlud und ihn aufforderte, die Abende im Familienkreise zuzubringen. Der jungen Frau war es höchst lästig, einen so übelerzogenen Menschen so oft um sich zu sehen, den sie nur durch ein kaltes, trockenes Betragen in den Grenzen des Schicklichen zu erhalten vermochte. Sie bat daher ihren Mann seine Mutter zu ersuchen, ihre Einladungen des Herrn Denis möglichst zu beschränken, und die alte Dame, nun gezwungen ihren Liebling in dem unnahbaren Heiligthum ihres eigenen Zimmers zu empfangen, vergab es ihrer Schwiegertochter nicht, daß sie die Verbannung des Commis aus dem Salon bewirkt hatte.

Das Zimmer der alten Madame Lafarge war das sonderbarste aller Gemächer. Sie hob ihre Vorräthe und ihr Küchengeschirr darin auf; in einem Winkel mästete sie Puterhühner, und in einem andern schimmelten Käse; der Ofen war beständig mit Kasserollen und Kaffeekesseln bestellt, auch erlaubte sie nie einem Diener ein Mal mit einem Besen hinein zu kommen, noch durften die Mägde ihr das Bett machen. Sie hatte die Gewohnheit, sich völlig angekleidet zu Bett zu legen, nur wendete sie des Abends ihr großes Umschlagetuch auf die linke Seite, und mit der Morgenröthe drehte sie es wieder auf die rechte.

Endlich reiste Lafarge, von den besten Wünschen seiner Frau begleitet, nach Paris ab. Während seiner Abwesenheit machte Marie weite Spazierritte, oder sie fuhr im Nachen auf dem Teich. Viele Stunden brachte sie auch am Clavier zu, wo sie bald in heiterer Stimmung die Partie der Rosine aus dem Barbier von Sevilla, bald mit nassen Augen die Arien der Norma, der Desdemona und die musikalischen Sterbeseufzer

von Schubert sang, während sie mit Begeisterung in dem Reichthum dieser Melodien schwelgte.

Ihre Schwiegermutter brachte ihr jeden Morgen die für sie angekommenen Briefe und blieb dann vor ihr stehen, um sie mit Fragen nach dem Inhalt derselben zu überhäufen, bis ihr die junge Frau ihren verhaltenen Zorn kaum mehr verbergen konnte. Las sie ihr ihres Mannes Briefe laut vor, so beklagte sich die Alte über das geringe Andenken, das ihr darin gewidmet war. Wollte Marie ihre mütterliche Liebe durch Ueberspringung alles Dessen, was er an Zärtlichkeit an seine Frau richtete, schonen, so fing die Schwiegermutter an zu weinen, weil man Geheimnisse vor ihr habe und ihr Sohn sie nicht mehr liebe. Gab sie ihr den Brief mit auf ihr Zimmer, damit sie ihn in Ruhe läse, so rief sie Denis herbei, um mit ihm die Liebesworte und Küsse, die an Marie gerichtet waren, hämisch zu kritisiren. Sie zog sich überhaupt mehr und mehr in ihr Zimmer zurück, in dem ihr Denis sehr häufig Gesellschaft leistete, Marie war fast immer allein, da ihre Schwägerin mit ihrem Mann, der ebenfalls ein Hammerwerk hatte, wieder abgereist war, und sie fühlte sich um so mehr erfreut, als eines Tags Emma Pontier kam, um einige Wochen bei ihr zuzubringen, denn sie liebte diese schöne kindliche Seele, die noch nicht allzulange ganz rein aus dem Kloster gekommen, und deren Gedankenpoesie noch nicht von dem Materialismus des Lebens eingeengt worden war.

Während Emma's Anwesenheit kam denn auch die alte Madame Lafarge wieder mehr zum Vorschein und nahm Theil an der Abendunterhaltung der beiden Freundinnen. Einst da sie mit Marie allein auf der Hausflur zusammentraf, zog sie sie bei Seite und fragte halb schmeichelnd, halb geheimnißvoll:

„Sagen Sie mir, Marie, haben Sie Charles ihre Diamanten mitgegeben, um sie fassen zu lassen?“

„Nein, Mama.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich keinen Werth auf derartigen Schmuck lege.“

„Junge Frauen schmücken sich doch sonst gern.“

„Ich möchte lieber durch meine Eigenschaften, als durch meine Diamanten glänzen.“

„Hm! hm! Sie sprechen wie ein Buch. Von wem haben Sie die Steine denn eigentlich?“

Da führte der Geist der Lüge Marien in Versuchung, ihrer Schwiegermutter eine Unwahrheit aufzubinden, und sie sagte:

„Ich habe diese Steine schon seit meinem achten Jahre. In unserer Familie ist es Sitte, daß stets die älteste Tochter die Familienedelsteine erhält. Mein Vater vertraute auf seinem Sterbebette die Steine einer alten Dienerin an, welche sie mir später, als ich das Alter der Vernunft erreicht hatte, zustellte. Das ist Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann.“

„Hm! hm!“ kopfschüttelte die alte Frau. „Nun, heben Sie die Dinger gut auf, es steckt ein guter Werth darin, und wenn Sie sie nicht tragen wollen, kann man sie ja verkaufen.“

Mit diesen Worten ging sie weiter und schien im Gehen den Werth der glänzenden Steine an den Fingern zu berechnen.

Als am Abend dieses Tages die Dämmerung ihren großen schwarzen Schleier über den weitläufigen Saal warf und die alte Madame Lafarge am Kamin sitzend, an ihrem Spinnrad eingeschlafen war, sang Marie unter Clavierbegleitung, ihrer Freundin Emma die Romanze der Abenceragen, den See von Lamartine und einige jener Balladen Schubert's vor, in denen die Schatten ihre Särge verlassen, um auf die Erde zurück zu kommen, um zu lieben, zu leiden und zu beten. Emma fühlte sich von Schauern durchbebt und legte weinend ihren Kopf auf Mariens Schulter, die von der Stimmung der Freundin angesteckt, sich ebenfalls zu fürchten begann. Sie machte das Clavier zu und

die Eine wie die Andere hatte kaum den Muth, sich von ihrem Stuhl zu erheben, um nach Licht zu schellen.

Als die große Lampe gebracht wurde, erwachte auch die Mutter und ließ ihr Rädchen wieder schnurren. Marie und Emma drangen in sie, ihnen einige von den schaurigen Geschichten zu erzählen, die sie so gut vorzutragen wisse. Das war Wasser auf die Mühle der alten Frau, die eigentlich keine religiösen Grundsätze hatte und vielleicht kaum an das Evangelium, dagegen um so fester an den Teufel glaubte. Sie begann nun zu erzählen, daß der Teufel gewiß und wahrhaftig auf Glandier spuke, denn als sie einst vergessen habe, das Kreuz über der Wiege ihrer kleinen Tochter Amöna zu machen, um den bösen Geist zu beschwören und von dem unschuldigen Kinde abzuhalten, habe dieser aus Bosheit die Wiege umgeworfen und die blauen Spuren seiner Krallen auf dem Halse der armen Kleinen zurückgelassen.

„Aber Mama, ist denn das möglich?“ rief Marie mit ungläubiger Miene.

„Dem Teufel ist Alles möglich,“ erwiderte die alte Frau salbungsvoll. „Sie werden auf Glandier noch Manches erleben, Frau Tochter, von dem sie bisher keine Ahnung hatten; Sie werden auch vielleicht den alten Mönch noch sehen, der unter den Arkaden des großen Ganges umherwandelnd die Bußpsalmen singt. Ich sage Ihnen, Frau Tochter, daß mir ein Gespenst durch einen eiskalten Kuß auf die Stirn, den Tod meines Mannes voraus verkündigt hat — zwei Tage darauf war der gute Mann eine Leiche.“

„Aber Mama, das hat Ihnen gewiß nur geträumt,“ rief Marie, die jedoch, von unwillkürlichen Schauern ergriffen, den Arm fester um Emma's Nacken schlang, als wolle sie Schutz gegen den Einfluß verderblicher Mächte bei diesem reinen, unschuldigen Wesen suchen.

„Geträumt!“ rief die alte Frau ganz erboßt, „auf Glan-

dier träumt man nicht, da erlebt man schreckliche Dinge. Was sagen Sie dazu, daß ich in einer stürmischen Winternacht hier in diesem Saale klagende Schattengestalten ihre Knochenhände vor dem Kamine ausstrecken und sich an meinem Feuer wärmen sah, während sie mich aus hohlen Augenhöhlen anstarrten und blutige Thränen weinten? Doch Sie werden mich verlachen, denn die Jugend glaubt heut' zu Tage an nichts mehr."

„Mama, ich bezweifle Ihre Aufrichtigkeit durchaus nicht, nur meine ich, Sie müßten ein Sonntagskind sein, das Geister sieht, während uns andern ordinairen Menschenkindern die Augen verschlossen sind. Charles hat mir noch nie Etwas von diesen Spukgeschichten erzählt."

„Das kommt daher, weil er Sie nicht ängstigen will, aber Sie werden hier noch viel erleben, denn Glandier ist ein verfluchter, mit Blut gedüngter Ort."

Die Alte schlug ein Kreuz und sah sich ängstlich in dem Saale um.

„Was ist denn hier so Schreckliches passirt, Mama?" fragte Marie mit einer Anwandlung von Neugierde; „erzählen Sie uns doch die Legende von Glandier, wenn Sie die Güte haben wollen."

Die alte Frau räusperte sich und hob dann mit Nachdruck an:

„So vernehmen Sie denn, was sich vor alten grauen Zeiten hier zugetragen hat. Damals wurde im Dorfe Pommiers ein Bauernmädchen geboren, welches zu einer Jungfrau erblühte, die an Anmuth und Schönheit ihres Gleichen nicht hatte im ganzen Lande. Nun hatten die Ritter in jenen Tagen nicht blos ein Auge für minnigliche Jungfrauen, sondern auch ein Herz, welches ein Altar der Liebe war. Waffenruhm, Waidwerk und Minnedienst waren die Dreieinigkeit, welcher die Edelherren Lieb' und Leben weihten. Die schöne Adalgise ward eines Tags bei einem Maitanz von dem Ritter von Combron

erblickt, dessen Burg auf der Stelle stand, auf der jetzt Glandier steht, und der gestrenge Herr faßte eine tiefe Liebe für seine Leibeigne und flößte auch ihr eine Leidenschaft ein, die, wie das meistens zu geschehen pflegt, um so tiefer und glühender wurde, je größer die Kluft und je mächtiger die Hindernisse waren, welche sich den Liebesgefühlen des Erbherrn und seiner Magd entgegenstellten.

Einst nun mußte der tapfere Ritter Heerfolge leisten und zu Felde nach Aquitanien ziehen. Mit schwerem Herzen und wie erfüllt von einer schwarzen Ahnung, trennte er sich von seiner Adalgise. Er beschwor seinen Burgpfaffen sich seiner Liebe anzunehmen, der zarten Jungfrau Schutz und Schirm zu sein, bis er aus der Fehde heimkehren würde. Dieser schwor es ihm mit einem heiligen Eide zu, und der Ritter zog mit leichterem Herzen fort in den Kampf.

Schwüre leisten und halten war aber schon in den damaligen Zeiten zweierlei. Des mannhaften Ritters Minne wurde schlecht bewacht, denn er hatte den Wolf zum Hüter des Lammes bestellt; der Jungfrau Unschuldsblüthe wurde durch den unwürdigen Diener des Herrn gewaltsam und schamlos geknickt. Aus Verzweiflung, des Geliebten nun unwürdig zu sein, ertränkte sich das arme Mädchen im Schloßgraben und nachdem sie herausgefischt worden war, ließ sie der geile Pfaffe auf einer Kuhhaut auf den Schindanger schleifen und dort als Selbstmörderin begraben, die keines christlichen Begräbnisses würdig sei.

Das arme Mädchen schlief bereits den Todesschlaf, als der Ritter, schneller als man es erwarten konnte, heimkehrte, und von einem dienstwilligen Augenzeugen hörte, was sich indessen zugetragen hatte. Combron's Herz empörte sich, die Stunde der Rache schlug, und ohne Scheu vor dem geistlichen Amte des frechen Jungfrauenschänders, ohne Scheu vor dem heiligen Orte, wo er den eben die Messe lesenden Kaplan fand

stürzte er in die Kirche, und ohne auf die Bitten, Beschwörungen und Verheißungen des Uebelthäters zu hören, erstach er ihn vor dem Altare.

Eine solche That war in jenen gottesfürchtigen Tagen etwas Unerhörtes. Der ganze limousinische Clerus stand gegen den Ritter auf. Der Bischof von Limoges, ein ächter Mann Gottes, suchte zu versöhnen und gut zu machen, deshalb beschied er den Ritter zu sich, legte ihm eine schwere öffentliche Kirchenbuße auf, und als er sich dieser unterworfen hatte, wurde er vom Kirchenbanne losgesprochen. Seine Freude an der Welt war aber dahin, er lebte still und menschenfeindlich eine lange Zeit, dann aber ließ er gegen Ende seiner Laufbahn seine Burg niederreißen und an deren Stelle die Karthause Glandier erbauen, in welcher nach seinem Tode sein Herz in einer silbernen Kapsel beigesetzt wurde. — Der Mönch, der sich hier von Zeit zu Zeit sehen läßt und die Bußpsalmen singt, ist der eidbrüchige Burgkaplan, der die ihm anvertraute Unschuld seinen geilen Lüsten opferte; die Schatten aber, die blutige Thränen weinen, sind der Ritter und seine Adalgise, die nicht selig werden können, weil er ein Gotteshaus entweihte und sie eigenmächtig Hand an ihr Leben legte."

Die alte Frau schwieg. Emma hatte unter ihrer Erzählung sich fester und fester an Marie angeschmiegt, welche sagte:

„Diese Historie hat etwas Ahnungsschweres, etwas Schauerliches, das einem das Mark in den Knochen erkältet."

„Ist es doch, als ob böse Geister hier ihr verlockendes Spiel trieben," setzte Emma bebend hinzu. „Ich wollte, ich hätte die Geschichte nicht gehört; ich werde um alle Welt nicht mehr allein durch die Gänge gehen."

Marie verlachte ihre Furcht; man sprach noch eine Weile über die Möglichkeit von Geistererscheinungen, dann erhoben sich die beiden jungen Damen, um sich in Mariens Schlafzimmer zu begeben, das sie miteinander theilten, und nicht ohne

ein leises Grauen zu empfinden, huschten sie auf dem Wege dahin, durch die Gänge.

Als sie ihr Zimmer erreicht hatten, sagte Marie, daß sie nothwendiger Weise noch einen langen Brief ihres Mannes zu beantworten habe, der in aller Frühe auf die Post nach Uzerches befördert werden müsse. Emma wollte nicht ohne sie zu Bette gehen; sie ließ sich daher, um sich die Zeit zu vertreiben, von Clementine alle die schönen Anzüge herbei bringen, die Mariens Brautkörbchen enthalten hatte, und musterte sie durch. Als ihre Freundin mit Schreiben fertig war, verlangte sie, sie solle ihren Brautanzug anziehen, Kranz und Schleier aufsetzen, sie wolle sehen, wie sie vor dem Altare ausgesehen habe. Marie that ihr den Willen, und als sie nun in dem kostbaren Spitzenanzuge dastand, als Emma und Clementine in laute Bewunderung ausbrachen, empfand sie eine Regung von Eitelkeit, dann zog sie sich wieder aus und schickte ihr Kammermädchen zu Bette. Im Nachtkleide setzten die Freundinnen ihr Gespräch noch fort, als plötzlich die Lampe erlosch; die Flamme des im Kamine brennenden Feuers warf tausend wunderbare Reflexe auf die Möbelkanten, und es war, als ob ein leiser, kläglicher Seufzer in dem Zimmer ausgehaucht wurde.

„Ich fürchte mich,“ flüsterte Emma, indem sie ihrer Gefährtin die Hand drückte.

Aber auch Marie fürchtete sich ein wenig, doch sich ungläubig stellend, um Emma zu beruhigen, wollte sie ihr begreiflich machen, daß das Wunderbare sich immer auf natürliche Weise erklären lasse; sie sprach von Magnetismus, Somnambulismus und dergleichen. Indessen hatte sich der Wind erhoben und fuhr heulend und klagend durch die Gänge, die sich in einem schlechten Zustande befanden; das düstere Geschrei der Nachtvögel erschütterte Mariens Nerven und auch ihren Muth; das Geheul der Wölfe, das man in der Ferne hörte, machte ihr das Blut erstarren; das erlöschende Feuer beleuchtete nur noch

schwach die Füße eines großen Sopha's, das ein Riesensarg zu sein schien. Emma schauderte, ihre Zähne klapperten; Marie war etwas stärker, aber ihr Herz wurde von schweren Ahnungen bedrückt. Sie tappten nach ihren Betten, aber da sich Emma in dem ihrigen noch nicht sicher genug fühlte, so flüchtete sie sich in das Bett Mariens, und die Köpfe unter die Decke gesteckt, erwarteten Beide stumm und zitternd den Morgen. Als endlich der erste Tagesstrahl durch das Geläute der Frühglocken angekündigt wurde, wagten sie die Köpfe unter ihrer Hülle hervorzuziehen, ihre erschrockenen Blicke begegneten einander, und bei der Erinnerung an ihre ausgestandene Furcht, brachen Beide in ein lautes Gelächter aus.

Einige Tage später kehrte Emma wieder heim, weil ihr Vater sich als Militairarzt nach Algier begab.

Marie bekam von ihrem Gatten fast täglich verzweiflungsvolle Briefe. Es ging sehr langsam vorwärts mit der Erlangung seines Erfindungspatentes, und das Anleihen, das er zu machen wünschte, war auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Da durch verfehlte Speculationen seit einigen Jahren so viel Vermögen verschlungen worden war, so waren die Banquiers mißtrauisch geworden. Kaum hatte Marie dieses von ihrem Manne vernommen, als sie ihm eine unbeschränkte Vollmacht schickte, um Villers-Hellon zu verkaufen oder ein Capital darauf aufzunehmen; sie gab ihm Rathschläge, trieb ihn zum Handeln an, und ihre Antworten flossen stets von der leidenschaftlichsten Liebe über.

In seinem nächsten Briefe schrieb er:

„Du bist mein Engel, meine gute Kleine, meine theure Marie, mit der ich mich Tag und Nacht beschäftige, und denke, ich schreibe Dir auf Papier, welches den süßen Namen Marienpapier führt ꝛc."

Lafarge hatte auch in seinen Briefen mehrmals darauf hingedeutet, wie peinlich es ihm sei, ferne von seiner geliebten

Frau zu sein und ihr Portrait nicht zu besitzen. Marie beschloß, ihn damit zu überraschen.

Bei Tische sagte sie zu ihrer Schwiegermutter:

„Mama, können Sie mir nicht in der Umgegend einen guten Maler empfehlen?"

„Einen Maler? — wozu? Ich dächte, Sie hätten die Wände von Glandier schon hinreichend überpinseln lassen und ein Sündengeld dafür ausgegeben — wozu also einen Maler?"

„Ich möchte mein Portrait für Charles malen lassen, der es zu haben wünscht."

„So, für meinen Sohn wollen Sie sich malen lassen? Nun, das läßt sich hören.... Aber so ein Ding wird schrecklich viel Geld kosten."

„Mag es kosten, was es will, wenn es gilt, meinem Manne eine Freude zu machen."

„Also Sie denken, daß Ihr Gesicht ihm eine gewaltige Freude machen wird?" sagte die alte Frau höhnisch. „Nun, meinetwegen mögen Sie sich malen lassen, was liegt mir daran, wenn das Geld verpufft wird... aber einen Maler weiß ich nicht."

„So werde ich mich an Jemand anders wenden müssen."

Marie erhob sich, in der Absicht, an Emma zu schreiben und sie zu bitten, ihr einen geeigneten Künstler zu schicken. Sie hatte fast die Thür des Salons erreicht, als die grelle Stimme ihrer Schwiegermutter ihr nachrief:

„So warten Sie doch... laufen Sie doch nicht so, als ob eine Feuersbrunst auf Glandier ausgebrochen wäre..... Wenn ich Ihnen auch keinen Maler zu nennen weiß, so könnte man Ihnen doch eine Malerin verschaffen, die recht gut mit dem Farbenklecksen umzugehen weiß. Da ist die Anna Brun...."

„Sie soll mir willkommen sein, wenn sie ihre Kunst versteht."

„Was meinen Sie denn, wenn sie nur wollte, so könnte sie alle Wirthshausschilder in der ganzen Umgegend zu malen bekommen, aber dazu gibt sie sich nicht her, sie trägt die Nase zu hoch... das will höher hinaus... das will eine Künstlerin sein... nun Sie werden zufrieden mit ihr sein, sie wird Sie weiß und roth malen, wie einen Kirchenengel... das gute Thier war lange nicht auf Glandier... ich wollte schon an sie schreiben lassen, denn ich habe einen Plan mit ihr im Sinn... ich will sie mit Denis verheirathen.“

Marie sah ihre Schwiegermutter mit dem größten Erstaunen an.

„Denis hat ja eine Frau,“ sagte sie.

„Wie lange wird es denn die noch machen mit ihrer Lungensucht?“ hohnlachte die alte Frau, „die wird eines Tags ausgehen wie ein Licht, an dem der Talg verzehrt ist — der gute Denis darf aber nicht allein bleiben, die ehrliche Seele würde vertrauern. Sie glauben nicht, Frau Tochter, welch' ein gefühlvolles Herz dieser Mensch besitzt.“

„Das hätte ich wahrlich nicht bei ihm gesucht.“

„Ich sage Ihnen, er ist weichmüthig wie ein Kind, und die Anna Brun ist ganz wie geschaffen für ihn. Sie hat sich einmal eingebildet, mein Charles würde sie heirathen... nun, seinen Spaß mag er mit ihr gehabt haben, aber um sie zur Frau zu nehmen, war sie ihm zu arm, er mußte eine reiche haben, darum hat er Sie genommen. Die Anna hat keine Brillanten, wie Sie, aber sie wäre mir zur Schwiegertochter ganz recht gewesen.... Gott, da gucken Sie, das hätten Sie nicht geglaubt.“

Marie, die bereits auf der Schwelle stand, ging hinaus und zog die Thür hinter sich zu, um nichts mehr von dem Geschwätz der alten Frau zu hören, und suchte Zerstreuung bei ihren Büchern und an ihrem Clavier. Da sie wegen eines leichten Unwohlseins seit vierzehn Tagen kein Pferd bestiegen

hatte, so wandelte sie am Nachmittag die Lust an, auszureiten; sie befahl, ihren Schimmel zu satteln, Clementine erhielt den Auftrag, ihr Reitkleid aus der Garderobe zu holen. Nach einigen Minuten kam die Dienerin, das Gewand über den Arm hängen habend, mit bestürztem Gesicht zu ihrer Herrin und rief:

„Ach, Madame, das schöne Reitkleid!... welch' ein Unglück!... die verwünschten Ratten haben es ganz und gar zerfressen, Sie können es unmöglich anziehen."

Marie betrachtete den Schaden, der nicht auszubessern war, sie bejammerte den Verlust des herrlichen Gewandes; wie groß war aber nicht erst ihr Schrecken, als sie entdeckte, daß die verderblichen Nagethiere sich auch Eingang in ihre Weißzeugschränke verschafft und darin gehaust hatten, wie die Vandalen in Feindesland.

Die Herrin und die Dienerin sahen sich voll Bestürzung an.

„Was ist zu thun?" rief Clementine.

„Man muß Gift legen," entschied Marie.

„Aber wo es hernehmen, Madame?"

„Aus der Apotheke, dummes Ding. Sobald einer unserer Leute nach Uzerches geht, werde ich an Herr Essartier schreiben, er wird keinen Anstand nehmen, mir Gift anzuvertrauen."

Nach einigen Tagen kam Mamsell Brun mit ihren Pinseln und Paletten an, die Sitzungen begannen.

Marie fühlte sich wenig angesprochen von der Malerin, die eine junge alte Jungfer und sehr heilig war, deren Worte von dem Honig der Schmeichelei trieften, der es aber nicht gänzlich an Bildung gebrach, und die dabei unglücklich war. Drei Wochen lang mußte ihr Marie täglich sitzen, dann war ein roth und weiß gemaltes Bild fertig, das einen dunkeln Himmel zum Hintergrund hatte.

Die Schwiegermutter war sehr entzückt von dem Portrait, welches Mamsell Brun in der Nähe und aus der Ferne mit stolzen Künstlerblicken betrachtete, und Marie nahm auf guten Glauben an, daß sie eben so häßlich sei wie ihr Bild.

Als das Portrait fertig war, bemerkte Marie in einem Brief, den sie eben an ihren Mann schrieb, daß er dieser Tage ein Kistchen mit verschiedenen Gegenständen von ihr erhalten würde, dann sagte sie zu ihrer Schwiegermutter:

„Sie könnten, beste Mama, wohl einige von den kleinen Kuchen backen, die Sie so vortrefflich zu bereiten verstehen.“

„Sie meinen von den Chaux; haben Sie Appetit danach?“

„Nicht nur möchte ich selbst welche essen, sondern ich möchte auch einige davon an Charles schicken.“

„Gut, ich werde welche backen.“

Denis und Mamsell Brun, die sich durch Vermittelung der alten Madame Lafarge bereits trefflich mit einander verstanden, tauschten einen schnellen Blick aus, in dem viel Gehässigkeit lag, die ihren Gegenstand in der jungen Frau zu finden schien, welche zu ihrer Schwiegermutter sagte:

„Sie müssen ihm aber auch einen Zettel dazu schreiben, Mama, damit er weiß, daß Sie die Kuchen gebacken haben, sie werden ihm dann besser schmecken.“

„Narrethei!“ rief die Alte, „wenn sie ihm schmecken, wird es ihm einerlei sein, wer sie gebacken hat, doch will ich Ihnen den Willen thun.“

Die Kuchen wurden gebacken und ganz warm aus dem Backofen in Mariens Zimmer geschickt, die in Clementinens Gegenwart in ein Kästchen Musikalien, ihr Portrait, Socken, eine Uhr von Mamsell Brun, die reparirt werden sollte, einpackte und dann vier von den kleinen Kuchen, nachdem sie sie wie Orangen in Papier eingewickelt hatte, dazu legte, nebst einem Brief, in welchem sie ihn ersuchte, die Kuchen am dreizehnten December Abends um eilf Uhr zu verspeisen; sie würde um dieselbe

Stunde ein ähnliches Mahl auf Glandier halten, und so mit ihm durch denselben Gedanken bei derselben Sache vereinigt sein; er solle jedoch Niemand Theil nehmen lassen an diesem Liebesmahl, als ihre Schwester, Madame de-Violaine.

Als die Sachen sämmtlich verpackt waren, band sie das Kästchen mit einem Strick zu und schickte Clementinen auf das Comtoir, um eine Stange Siegellack zu holen; dann siegelte sie die Enden des Strickes fest auf den Deckel des Kästchens und schickte es hinunter zu Denis, damit dieser es auf die Post nach Uzerches besorge. Da Clementine ihn nicht mehr auf dem Comtoir fand, das indessen geschlossen worden war, so trug sie das Kästchen in seine auf Glandier befindliche Wohnung, wo sie Mamsell Brun fand, die eben beschäftigt war, ein Gebäck zu bereiten, das, wie sie sagte, für die kranke Madame Denis bestimmt war.

Sehen wir uns indessen in Paris nach Herrn Lafarge um, dem jetzt die Erlangung seines Patents in nahe Aussicht gestellt war. Da der dreizehnte December und noch einige weitere Tage verlaufen waren, ohne daß das angekündigte Kästchen eingetroffen war, so begab sich der Hammerherr am achtzehnten selbst auf das Messageriebureau, nahm nach einigen Schwierigkeiten Abends um neun Uhr das an ihn adressirte Collo in Empfang und trug es selbst in seinen Gasthof, wo er die Erbrechung desselben dem Zimmerkellner übertrug, der das Kästchen, das Marie zugebunden und versiegelt hatte, das aber jetzt mit Nägeln zugeschlagen war, mit einem Meißel erbrach, und die darin enthaltenen Gegenstände vorsichtig herausnahm. Er fand einen runden Kuchen von der Größe eines Dessertellers darin, dessen Kruste an den Rändern hart, dagegen unten am Boden weich war; er nahm ihn aus der Papierhülle und legte ihn auf die Commode.

„Sehen Sie, Antoine, das schickt mir meine Frau," rief Lafarge, der sich vergnügt die Hände rieb, dann ein Stück Kuchen abbrach und es verzehrte.

Er ging noch aus, um einige Besuche zu machen. Ueberall, wo er hinkam, rühmte er die Güte und Liebe seiner Frau, die so aufmerksam gewesen sei, ihn nicht nur mit ihrem Portrait zu erfreuen, sondern ihm auch einen delicaten Kuchen geschickt habe. Er kam erst spät nach Hause, fühlte sich jedoch sehr unwohl. Er litt die ganze Nacht an Kolik und heftigen Erbrechungen und war so leidend, daß er den ganzen folgenden Tag noch im Bette bleiben mußte und nur Thee und Limonade genoß. Während er im Bette lag, nahm er das Portrait seiner Frau alle Augenblicke in die Hand und betrachtete es mit Wonne — sein sehnlichster Wunsch war, so bald wie möglich wieder mit ihr vereinigt zu werden.

Ein schrecklicher Verdacht.

Mademoiselle Brun weilte noch immer auf Glandier, wo sie das Kind der Madame Buffiere zu malen angefangen hatte, das bei der Großmutter zurückgeblieben, während seine Mutter mit ihrem Gatten nach Faye zurückgekehrt war, wo dieser seine Eisenschmelze betrieb. Marie hatte sich indessen mehr an das Wesen der Malerin gewöhnt, und da sie wußte, daß sie unglücklich war, so lud sie sie ein, so lange auf Glandier zu bleiben, als es ihr gefiele.

Marie ersehnte die Rückkehr ihres Gatten aus allen Kräften, denn die Geschäfte des Hammerwerks wurden auf die unverantwortlichste Weise betrieben. Das Schmelzen des Eisens mußte eingestellt werden, die Arbeiter beklagten sich bei Marie über die Unfähigkeit des Herrn Denis, der es ihnen an Kohlen fehlen ließ und sich betrank, während er auf den Vortheil seines Herrn sehen sollte. Der Schwager Buffiere und ein gewisser Herr Magnaud, die Lafarge versprochen hatten, das Hammerwerk zu überwachen, ließen sich nicht sehen.

Inzwischen war bei Lafarge's kräftiger Körperconstitution sein Unwohlsein so weit gehoben, daß er, da er endlich sein Erfindungspatent erhalten hatte, nach Glandier abreisen konnte, wo er am dritten Januar 1840 frühmorgens seine Frau im Bette überraschte, die mit sichtlicher Freude aufsprang, ihm mit

bloßen Füßen entgegenlief und ihm die wärmsten Zeichen einer herzlichen Zuneigung gab. Sie fand ihn jedoch sehr verändert, theils weil er sich den Bart nach der neuesten Mode hatte zustutzen lassen, welches ihn sehr vortheilhaft kleidete, theils weil er abgemagert und bleich aussah. Er klagte über andauerndes Magenleiden und erzählte, er habe unterwegs in Limoges nur eine Tasse Bouillon zu sich genommen, worauf er heftiges Erbrechen bekommen habe. Marie wollte ihm Thee bereiten, aber er schlug es aus, und legte sich schlafen, nachdem er eine lange Unterredung mit ihr gehabt hatte.

Als er aufwachte, fühlte er wieder Uebelkeiten und mußte sich erbrechen. Darüber kam sein Onkel, der Friedensrichter Fleyniat, der, ehe er zur Jurisprudenz übergegangen war, Medicin studirt hatte. Dieser schrieb das Unwohlsein seines Neffen der anstrengenden Reise zu, verordnete ihm Ruhe und Genuß von etwas Orangeade, welche Marie dem Patienten sogleich bereitete.

Da Marie nicht zu Tische hinunter gehen wollte, so ließ sie sich von ihrer Schwiegermutter das Essen herauf vor das Bett ihres Mannes schicken. Man brachte ihr Hühnerragout mit Trüffeln. Sie lud ihren Mann ein, etwas davon zu genießen, was er denn auch that, allein er wurde nach dem Genusse einer Trüffel wieder kränker und mußte sich abermals erbrechen.

Die Nacht verging ziemlich ruhig. Am folgenden Tage kamen Herr und Madame Buffiere auf Glandier an. Der Erstere schloß sich einige Stunden lang mit dem Kranken ein, um über Geschäfte mit ihm zu reden. Nach dieser Unterredung schien Lafarge schrecklich angegriffen zu sein und gegen Abend stellte sich das Erbrechen wieder ein. Die Mutter ließ den Doctor Bardon holen, der ein sehr guter Freund der Familie, aber ein sehr mittelmäßiger Arzt war, gegen den Marie protestirte, da sie schon viel von seiner Unfähigkeit gehört hatte.

„Was wissen Sie davon," fuhr sie die Mutter an, „Sie sind fremd in der hiesigen Gegend und können nichts von seinen Curen wissen. Ich sage Ihnen, Bardon ist ein ausgezeichneter Arzt."

„Freilich," erwiderte Marie spitz, „freilich, die Patienten, die er behandelt und in die andere Welt spedirt hat, kommen nicht von dort zurück, um sich bei Ihnen über ihn zu beklagen. Ich möchte einen zuverlässigeren Arzt für meinen Mann haben, dessen Leben ich nicht dem ersten besten Pfuscher anvertrauen will."

„Was unterstehen Sie sich," rief die alte Frau giftig — „jetzt wird Bardon gerade genommen, um Ihnen zu zeigen, daß er kein Pfuscher ist."

Und ihren Willen durchsetzend, ließ sie den von ihr bevorzugten Arzt aus Uzerches holen, welcher mit einem wichtigen Gesichte den Zustand des Kranken untersuchte und dann erklärte, er leide an der Halsbräune und einer Magenentzündung; Gefahr sei nicht vorhanden, man solle dem Patienten Blutegel an den Hals und auf den Magen setzen, ihn vor kalten Getränken hüten und auflösende Ingredienzien in seine Tisane mischen, auch verschrieb er eine Arznei.

Gegen Abend kam er nochmals nach Glandier. Der Zustand des Kranken hatte sich verschlimmert, die verschriebene Arznei war ohne Wirkung geblieben. Marie gerieth in seiner Gegenwart in einen heftigen Wortwechsel mit ihrer Schwiegermutter; Jede verlangte, die Andere solle sich zu Bette legen und ihr die Pflege des Kranken überlassen.

„Was! das wäre mir schön," rief die alte Frau erbost, indem sie die Arme auf die Hüften stemmte, „was? — so einer pariser Modepuppe soll ich die Pflege meines Sohnes überlassen! — der wäre dann gut besorgt, du lieber Herr und Heiland! Nichts soll mich abhalten, meinem Sohn beizustehen; finden Sie es gut, finden Sie es schlecht, das ist mir ganz gleichgültig, ich bleibe!"

„Und ich werde mich nicht von dem Bette meines Gatten verdrängen lassen, das ist der Platz, wo ich hingehöre," erklärte Marie sehr peremtorisch, „ich werde es mir unter keinen Umständen nehmen lassen, die Nacht an seinem Bette zu wachen."

Die Mutter mußte nachgeben, obgleich sie fast vor Bosheit barst. Als sie den Doctor hinaus begleitete, sagte sie unter vielen Thränen:

„Haben Sie gesehen, Doctor, was mein Sohn an der Pariserin für einen Fisch gefangen hat? Na, das ist Eine, vor der der Himmel uns bewahren soll. Sie will mich völlig isoliren von meinem Sohne. Ich sage Ihnen, die hat ein böser Geist nach Glandier geführt, und Sie werden sehen, wir werden noch etwas erleben."

Der Doctor wollte ihr gütlich einreden, aber sie wollte keine Vernunft annehmen, sondern schimpfte fort, bis er sein Pferd bestiegen hatte und davon ritt.

Während der Nacht war der Kranke sehr beunruhigt von dem Lärmen, den die hin- und herrennenden Ratten in einem Raume machten, der sich über seinem Schlafzimmer befand. Die Krankheit machte stündlich beunruhigendere Fortschritte, die Erbrechungen nahmen kein Ende, der Patient, der einen schmerzlichen Brand in der Kehle fühlte, dessen Eingeweide von heftigen Koliken zerrissen wurden, ward von einer schrecklichen Angst gefoltert; die zunehmende Kälte des Körpers, der unterbrochene Blutumlauf, das kaum mehr bemerkbare Schlagen des Herzens deuteten sein nahes Ende an.

Wenn zuweilen die Ratten einen gar zu argen Lärm machten, gab der Kranke lebhafte Zeichen von Ungeduld. Doctor Bardou, der gegen Tagesanbruch wiedergekommen war und mit Marie am Bette des Patienten stand, fragte, ob sie noch nichts gethan habe, um diese lästigen Gäste zu vertreiben:

„Doch," erwiderte die junge Frau, „ich habe ihnen bereits eine Mischung von Arsenik, Mehl und Wasser vorgesetzt, ohne

ihnen viel Schaden zufügen zu können. Das Gift muß nicht stark genug gewesen sein, da es sich so unwirksam erwies."

„So will ich Ihnen eine stärkere Dosis verschreiben, und rathe Ihnen, zu dem Mehl auch noch Zucker und Butter zu thun, denn darauf sind die Ratten sehr lecker."

In der That schrieb er denn auch unter ein Recept für den Kranken einige Worte, worauf der Apotheker wieder etwas Gift auslieferte.

Der Aerger, sich an das Bett gefesselt zu sehen, während tausend Geschäfte ihn in Anspruch nahmen, vermehrte das Leiden des Kranken; ungeduldig, gedankenvoll und düster, vermied er mit einer schreckhaften Regung, mit Mutter oder Schwager, die beständig von Geschäften mit ihm sprachen, unter vier Augen zu sein, dagegen schienen ihm die Dienstleistungen der Mamsell Brun nützlich und angenehm, daher Marie sie denn auch bat, ja nicht eher von Glandier abzureisen, als bis ihr Mann vollständig genesen sein würde.

Wenn Marie um den Kranken beschäftigt war, schien ihm das sehr wohl zu thun. Einst sagte er zu seiner Mutter:

„Sieh nur, Mutter, wie sie mich liebt, wie gut sie ist, wie glücklich ich bin. Du mußt sie aber auch lieb haben; umarme sie, um ihr für das Glück zu danken, das sie mir schenkt."

So wie aber die Schwiegermutter sich ihr näherte, bebte Marie unwillkürlich zurück; sie mißtraute ihren honigsüßen Worten, die sie nicht für aufrichtig hielt, und wenn die alte Frau gar einen Kuß auf ihre Stirn drückte, so braunte die von deren Lippen berührte Stelle, als ob sie von einem glühenden Eisen überfahren worden wäre.

Am folgenden Tage fand Doctor Bardon, daß die Halsentzündung wieder zugenommen hatte; er lies dem Kranken abermals Blutegel setzen und blies ihm etwas Alaun in die Gurgel, welches ihm große Schmerzen verursachte.

Zwei weitere Tage vergingen. Die Erbrechungen hatten sich vermindert, dagegen hatte die nervöse Bangigkeit zugenommen. Jeden Morgen, wenn der Doctor kam, versicherte er, es sei keine Gefahr vorhanden. Marie hatte das Bett ihres Mannes in ihr Zimmer schaffen lassen, weil dies wärmer war; sie schlief zuweilen einige Stunden in dem Gemach der Demoiselle Brun, deren Zimmer sie jetzt theilte, und das gleichsam einen Durchgang bildete, durch welchen Jedermann gehen mußte, der zu dem Kranken wollte, so das sie wenig Ruhe zu genießen vermochte.

Die Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch war gut gewesen, der darauf folgende Tag war noch besser. Da stürzte Madame Buffiere plötzlich wie verrückt in das Zimmer, küßte dem Kranken die Hände und rief schluchzend:

„Mein Charles, Du wirst sterben!... Ach, ich Unglückliche! Was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr habe? Was wird das Leben sein, ohne Dich? O mein Bruder, Deine Amöna wird Dir in das Grab folgen."

„Amöna, beruhige Dich," bat der Kranke mit schwacher Stimme. „Du thust mir weh mit Deinen Aeußerungen ... ich befinde mich ja besser!"

„Ach, mein armer Charles, es ist schrecklich, so jung sterben zu müssen," hob Madame Buffiere wieder an. „Ich bin gekommen, Dir die letzte Pflege angedeihen zu lassen, obgleich ich mich der Gefahr aussetze, das Kind, das ich unter meinem Herzen trage, zu tödten. Du sollst in meinen Armen sterben."

„Mein Gott, muß ich denn sterben?" rief Lafarge angstvoll. „Und Ihr habt es mir verborgen, waret ganz unbesorgt," setzte der kranke Mann bleich und zitternd hinzu, indem er sich mit einem Ausdruck von Schmerz und Vorwurf an seine Frau wandte.

„Ich schwöre es Ihnen, daß Ihr Zustand nicht gefährlich ist," gab ihm Marie ganz beklommen zur Antwort, „ich begreife

Ihre Schwester nicht," und sich an Madame Bussiere wendend, sagte sie mit strengem Tadel: „Mit derlei Zärtlichkeitsbezeigungen werden Sie Ihren Bruder tödten. Ich bitte Sie, Amöna, entfernen Sie sich."

„Nein, nein," rief diese, „nein, ich werde meinen Charles nicht mehr verlassen."

Sie wurde jedoch auf Mariens Wunsch gewaltsam hinausgebracht. Der Eindruck, den dieser Auftritt auf den Kranken gemacht hatte, war unbeschreiblich, und wiederholt rief er: „Meine gute, liebe Marie, muß ich denn wirklich sterben? .... ich liebte Dich so sehr ... was wird nun aus Dir werden!"

„Fassen Sie Muth, Sie werden noch lange zu unserm allerseitigen Glücke leben."

„Rede mir nicht von Glück, es thut mir allzuwehe."

„Seien Sie doch vernünftig, lieber Freund. Glauben Sie, daß mein Mund Ihnen zulächeln könnte, wenn Sie in Gefahr wären?"

„Das nicht, aber Du täuschest mich, weil sie Dich getäuscht haben."

Marie verbrachte die ganze Nacht wieder an dem Bette ihres Mannes, um seine unvernünftige Schwester von ihm abzuhalten. Als der Arzt am andern Morgen kam, fand er, daß das Fieber zugenommen hatte und daß die beunruhigendsten Symptome eingetreten waren. Marie bat ihn um die Erlaubniß, noch einen consultirenden Arzt herbeiziehen zu dürfen. Sie wünschte Doctor Segeral kommen zu lassen, den sie als einen Mann von Talent und Herz hatte rühmen hören, aber ihre Schwiegermutter ließ, ihr zum Trotze, den Doctor Massenat aus Brives holen.

Nachdem dieser den Zustand des Kranken auf das Genaueste untersucht hatte, erklärte er, es sei eine starke Nervenaffection, die zwar ernst und peinvoll sei, deren Heilung aber sicher erfolgen würde. Den schwachen Puls, die kalten Extre-

mitäten, die Marie besonders beunruhigten, erklärte er für nervöse Symptome. Er verschrieb eine mit Opium versetzte Medicin und verordnete, daß der Kranke leichte Fleischbrühe und Eiermilch genießen solle — dann entfernte er sich mit der Aeußerung, daß die Behandlung des Doctor Bardou allein genüge, man solle ihm jedoch oft Nachricht von dem Zustande des Kranken geben, und er würde wiederkommen, sobald es nöthig sei.

Marie hatte sich mit ihrer Schwägerin wieder ausgesöhnt und forderte sie auf, mit ihr bei dem Kranken zu bleiben, dagegen rieth sie der Mutter, einige Stunden der Ruhe zu genießen.

„Wir sind jetzt ohne Besorgnisse und Sie sind müde," sagte sie, „gehen Sie schlafen, Mama, ich werde bei Charles wachen, quälen Sie sich nicht mehr um ihn."

„Sie wollen allein bei ihm bleiben," sagte die alte Frau höhnisch.

„Nein, Sie wissen recht gut, daß ich daß nie thue, da ich ihm den Kopf nicht zu halten vermag, wenn er sich erbricht."

„Lege Dich schlafen, Mutter," sagte nun auch der Sohn.

„Ich sehe, daß Ihr Beide mich fort haben wollt," brummte die alte Frau, „aber ich werde dennoch da bleiben."

„Welche Ungerechtigkeit!" rief Marie gereizt.

„O," hob die Alte schneidend wieder an, „ich müßte ja blind sein, wenn ich nicht einsehen wollte, daß Sie mich stets fern von meinem Sohne zu halten streben, daß Sie mich als ein Nichts im Haus betrachten, aber ich werde mit Gewalt dableiben, und wir wollen doch einmal sehen, ob Sie hier die alleinige Herrin spielen können.

„Mein Gott, Madame, bleiben Sie in Ihrem alten Rattenneste und schwingen Sie darin den Scepter der Gewalt nach Belieben. Sobald mein Mann wieder gesund ist, werde ich mich aus dem Bereich Ihrer eifersüchtigen, kleinlichen Verdächtigungen entfernen;

wenn er mich liebt, wird er mir nachfolgen, wenn er dagegen Sie vorzieht, werde ich mich nicht beklagen."

Sie verließ das Zimmer. Lafarge hatte nun einen heftigen Streit mit seiner Mutter.

Da die kleine Quantität Arsenik, die der Doctor verschrieben, wieder nicht ausreichend gewesen war, um das Rattenvolk zu vertreiben, so ließ Marie Denis rufen, der nach Luberſac ging, um etwas zu besorgen, und trug ihm auf, ihr von dort Bratwürste, Arsenik und Rattenfallen mitzubringen, aber obgleich sie ihm diese Gegenstände auf einen Zettel geschrieben hatte, vergaß er doch die Rattenfallen einzukaufen und brachte nur das Gift mit. Dann setzte er sich an das Bett seiner kranken Frau und sagte zu ihr:

„Ich habe der Pariserin Arsenik mitbringen müssen, ich fürchte, sie vergiftet Lafarge damit."

„O, wer wird denn gleich so Böses denken," sagte die Frau mit sanfter Stimme, „das thut sie gewiß nicht; sie scheint ihren Mann lieb zu haben."

„Wie bist Du doch so dumm, Fanny! Das ist Nichts wie Trug und Schein, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Sie hat ein Mal gesagt, wenn sie wolle, so würde ihr Mann in vier und zwanzig Stunden nicht mehr existiren."

„Das glaube ich nicht, sie ist viel zu gescheidt, um eine so unkluge Aeußerung zu thun."

„Sie hat sie aber doch gethan," behauptete Denis mit einem boshaften Lächeln, „auch hat sie sich bei ihrer Schwiegermutter nach der Dauer der Wittwentrauer in unserer Gegend erkundigt und gesagt, wenn ihr Mann stürbe, so trüge sie nicht so lange schwarze Kleider. So sagt sie auch immer, es gehe mit dem Kranken besser, da doch das Gegentheil stattfindet, auch hat ihr Mann in den beiden letzten Tagen einen entschiedenen Widerwillen, ja ein Grauen vor ihr gezeigt."

„O, das ist traurig, sehr traurig," sagte die Kranke;

„die arme Frau dauert mich, denn ich kann nicht an eine böse Absicht von ihrer Seite glauben.“

„Ja, Du hältst dem abscheulichen Weibe immer die Stange, das Weibervolk steht nicht von einander ab,“ rief Denis ärgerlich. „Aber wie gefällt es Dir, daß sie, als sie mir den Auftrag gab, das Gtft zu kaufen, zu mir sagte: Sagen Sie der Mutter nichts von dem Gift, Herr Denis, Sie wissen, wie ängstlich und mißtrauisch sie ist. Wir werden den Rattenkuchen zusammen machen. — Na, wir werden sehen, wer das Gift hinunter würgen muß.“

Als er das gesagt hatte, verließ er das Zimmer.

Indessen zeigte Marie ihrem Mann den von Denis erhaltenen Arsenik mit den Worten:

„Sieh, lieber Charles, nun habe ich das Mittel, eine ganze Rattenarmee zu vergiften, nun wirst Du von Deinen Ruhestörern befreit werden.“

Er nickte ihr freundlich zu, verbot ihr jedoch, der Bereitung des Rattenkuchens beizuwohnen, weil er die schädlichen Ausdünstungen des Giftes für sie fürchtete, und so wurde die Sorge dem Kammermädchen übertragen.

Die Nacht vom Freitag auf den Samstag, die Marie gemeinschaftlich mit Mamsell Brun am Bett des Kranken verwachte, war ziemlich gut. Gegen Morgen legte sie sich nieder und schlief noch um zehn Uhr, als Madame Buffiere sie aufweckte und ihr eine Eiermilch brachte, die sie sogleich zu trinken begann. Madame Buffiere fragte indessen ihren Bruder, ob er auch von der Eiermilch wolle. Er bejahte es, aber Marie hatte Alles ausgetrunken. Madame Buffiere ging in die Küche, um eine andere zu machen, doch als sie fertig war, schlief der Kranke, und so wurde das Getränk in warmes Wasser gesetzt und auf Mariens Nachttisch gestellt. Mamsell Brun, die in demselben Zimmer im Bette lag, aber eben aufstehen wollte, sah, wie Marie ein weißes Pulver in die Milch schüttete und umrührte.

„Was haben Sie denn da in die Tasse gethan?“ fragte Mamsell Brun mit einem mißtrauischen Blick auf die junge Frau.

„Ich habe etwas Orangenblüthe hinein gethan,“ erwiderte Marie ruhig, und da die Malerin nochmals dringender fragte, so gab sie ihr keine Antwort mehr.

Sobald Lafarge erwachte, wurde die Eiermilch in sein Zimmer gebracht, aber er hatte jetzt keine Lust mehr, sie zu trinken, sie wurde daher auf das Kamin gesetzt. Mamsell Brun glaubte auf der Oberfläche eine weiße, nicht aufgelöste Masse zu bemerken und machte die Anwesenden darauf aufmerksam, welche die Köpfe zusammen steckten und mit einander flüsterten:

Als Doctor Bardou kam, wurde er befragt. Er erklärte, es sei zusammen gelaufenes Eiweis; man achtete nicht weiter darauf, doch als Madame Büffiere die Milch zum Theil ausgoß, bemerkte sie eine ähnliche Substanz auf dem Boden der Tasse.

„Höre,“ sagte sie zu ihrem Bruder, „das kommt mir bedenklich vor — man hat Dich am Ende vergiftet.“

„Thörin, wer sollte das thun?“ schalt ihr Bruder, doch befahl er, den Rest der Eiermilch zu dem Apotheker Essartier zu schicken, der sie untersuchte und Arsenik darin vorfand. Er ließ sagen, der Kranke solle nur Getränke von Personen nehmen, denen er unbedingt vertrauen könne.

Am eilften Januar befahl der Doctor ein aus Wein, Wasser, Zucker und Brod bestehendes Getränk für den Kranken zu bereiten. Marie besorgte die Mischung und gab ihrem Mann einen Löffel voll davon zu trinken. Kaum hatte er die Flüssigkeit verschluckt, als er vorwurfsvoll rief:

„Marie, was hast Du mir da gegeben? es brennt mich wie Feuer im Munde.“

Marie zuckte die Achseln, und sich an Mamsell Brun wendend, sagte sie:

„Kein Wunder, daß es brennt! er hat eine Entzündung, und man verordnet ihm Wein."

Nachdem sie das gesagt hatte, verließ sie auf einen Augenblick das Zimmer.

Sobald sie zurückgekommen war, ging Mamsell Brun hinaus, suchte die alte Madame Lafarge auf, und sagte:

„Es ist kein Zweifel, sie hat ihn vergiftet. Ich sah, wie sie die oberste Commodeschublade aufmachte, hörte das Geräusch des Löffels, der mit einem Glas zusammen stieß, welches sie wahrscheinlich in der Schublade stehen hat. Als sie später das Zimmer verlassen hatte, sah ich auf der Commode die Spuren eines weißen Pulvers."

Die Mutter schüttelte den Kopf, verdrehte die Augen und stieß entsetzliche Verwünschungen gegen die Giftmischerin aus.

„Gestern Abend," hob Mamsell Brun wieder an, „gewahrte ich in dem Zimmer der Madame Lafarge ein Glas, welches sehr wenig Wasser und eine Menge weißes Pulver enthielt. Was ist das?" fragte ich. — „Gummi, gab sie zur Antwort; Sie wissen, daß ich in alle meine Getränke Gummi mische. — Aber Gummi löst sich auf. — Da sagte sie ärgerlich: Meinen Sie etwa, es wäre Gift? Ich will Sie vom Gegentheil überzeugen, indem ich aus dem Glase trinke. — Sie that es wirklich, nachdem sie noch viel Wasser in das Glas gegossen hatte, aber die ganze Nacht hatte sie Leibschmerzen und Erbrechungen."

„Was ist zu thun?" jammerte die Mutter, „die Aerzte behaupten, es gehe natürlich zu."

„Mich däucht, daß die Aerzte das Verbrechen ahnen, allein sie haben nicht den Muth, die Mörderin unschädlich zu machen. Ich wäre der Meinung, daß man noch einen dritten Doctor zuziehen sollte."

„Ja, liebe Brun, Sie haben Recht, das muß man thun, um die Mörderin zu entlarven."

Als sie nach einer Weile in das Krankenzimmer zurück kamen, fanden sie Emma Pontier darin, die von ihres Cousins gefährlicher Krankheit gehört hatte und herbeigeeilt war, um sich mit seiner Frau in seine Pflege zu theilen. Marie war eben im Begriff, ihrem Mann ein Getränk zu reichen, in welches sie, ihrer Gewohnheit gemäß, etwas Gummi gemischt hatte, als ihre Schwiegermutter ihr den Löffel aus der Hand riß, ihn triumphirend ihrem Sohne zeigte, und zu ihm sagte:

„Hüte Dich, Etwas aus ihrer Hand zu nehmen, sie hat weißes Pulver in den Trank gethan.“

„Aber Tante, es ist ja nichts weiter als Gummi,“ fiel ihr Emma vorwurfsvoll in die Rede.

„Schweige, dummes Ding!“ fuhr die Alte sie an, „sie soll ihm nichts geben, sie soll aus dem Krankenzimmer bleiben, sie soll zum Teufel gehen, in dessen höllisches Reich sie gehört!“

Emma suchte ihre gekränkte Freundin zu trösten und zu erheben und hielt treulich an ihrer Seite aus.

Nach einer Stunde kam der Friedensrichter Fleygniat, um den Kranken zu besuchen. Sobald es unbemerkt geschehen konnte, theilte Mamsell Brun ihm ihren Verdacht mit und zeigte ihm die Spuren des weißen Pulvers auf der Commode. Er kehrte es sogleich mit einer Feder auf ein Papier, warf es im Kamin auf die Kohlengluth, und augenblicklich verbreitete sich ein starker Knoblauchgeruch in dem Zimmer.

„Das ist Arsenik!“ sagte er. „Der Unglückliche hat sich wahrscheinlich selber vergiftet.“

Madame Bussiere zeigte auf die Thür von Mariens Zimmer und rief weinend:

„Nein, nein, dort weilt die Unselige, die ihm den Tod gegeben hat.“

Die Mutter hatte indessen fortgeschickt und den Doctor Lespinas aus Lubresac herbei holen lassen. Nachdem er den

Kranken gesehen hatte, erklärte er, daß zu dessen Rettung keine Hoffnung sei ... Häufiges Röcheln, Ohnmachten, eisige Kälte waren die Vorboten des Todes. Der Arzt sagte nicht nur den Angehörigen, daß Lafarge an Gift sterbe, sondern er sagte es ihm sogar in's Gesicht.

„Wie?“ stöhnte der Sterbende, „wie, Sie glauben es wirklich? — Stellen Sie Nachforschungen an, bieten Sie Alles auf, daß die Urheber meines Todes entdeckt werden, und ziehen Sie sie zur Rechenschaft.“

Der Arzt saß auf dem Bettrande und stillte das Blut, das aus den Wunden der dem Kranken abermals gesetzten Blutegel floß. Lafarge wurde von einer Ohnmacht angewandelt. Als sie vorbei war, flüsterte er ohne die Augen aufzuschlagen, mit schwacher Stimme:

„Amöna, zu trinken.“

Aber statt seiner Schwester, reichte ihm seine Frau Wasser, er schlug die Augen auf, machte erst eine abwehrende Bewegung, dann trank er aber doch. Während Marie das Glas wegsetzte, stieß der Kranke den Arzt an und deutete mit einem unendlich schmerzlichen Ausdruck auf seine Frau. Der Arzt deutete ihm durch einen Händedruck an, daß er ihn verstanden habe, und gab ihm zu verstehen, daß er nichts sagen solle.

Marie kam wieder an das Bett des Kranken, um sich bleichen Angesichts und mit gefalteten Händen an das Kopfkissen zu lehnen. Plötzlich beugte sie sich nieder, küßte ihrem Mann die Hände und eine Thräne rollte langsam aus ihren Augen. Lafarge sah sie an mit einem aus Liebe und Vorwürfen gemischten Blick, aber er sagte kein Wort.

Am nächsten Morgen war der Kranke sichtlich verändert, das Gepräge des Todes war seinen Gesichtszügen bereits aufgedrückt, er wurde schwächer und schwächer. Marie ließ den Pfarrer von Beyssac holen, der dem Kranken die letzte Oelung gab und ihn mit den Sterbesacramenten versah.

Als die heilige Handlung vorüber war, sagte Marie zu dem Doctor Lespinas:

„Was mich am meisten ängstigt, ist, daß ich seit heute die Erfahrung mache, daß mein Mann meine Liebkosungen gar nicht mehr erwidert, sondern jedes Mal den Kopf abwendet, wenn ich ihm nahe komme.“

Der Doctor machte eine diplomatische Miene, ohne ein Wort zu ihrem Troste zu sagen.

Marie warf sich auf das Bett, um ein wenig Ruhe zu genießen. Morgens um sechs Uhr kam Emma zu ihr und bedeckte sie mit Küssen. Marie richtete einen fragenden Blick auf sie.

„Ich liebe Dich, Marie, ich liebe Dich für zwei,“ rief Emma und Beider Thränen vermischten sich.

Lafarge war Morgens um sechs Uhr gestorben.

Der Tag verging in stiller Trauer. Marie blieb auf ihrem Zimmer, Emma ging ab und zu bei ihr und der übrigen Familie. Den andern Tag sagte sie zu ihrer Freundin:

„Marie, ich liebe Dich sehr und will es Dir beweisen. Ich will kein vorlautes Urtheil über meine Verwandten fällen, aber ich bitte Dich, vertraue Niemand Deine Papiere an. Sie sprechen fortwährend von einem Testament und fragten mich, ob Du ein solches in Händen hättest, was es enthalte, und was Du damit zu machen gedächtest.“

Marie dachte jetzt erst an das Testament, welches ihr Mann zu ihren Gunsten gemacht hatte, sie suchte es hervor und berieth mit ihrer Freundin, was damit zu machen sei. Sie verstand nichts von gerichtlichen Dingen, und so hielt sie es für das sicherste, es an ihren Sachwalter Legris nach Soissons zu schicken, was sie denn auch sogleich that.

Als sie der Kammerjungfer schellte, um es von dieser eigenhändig zur Post befördern zu lassen, sagte diese sehr erregt:

„Ich werde gehen, Madame, aber ich bitte Sie um Gotteswillen, sich um Ihre Angelegenheiten zu bekümmern und sich nicht von Ihrer Familie völlig ausplündern zu lassen.“

Marie verwies Clementinen ihre unziemlichen Redensarten und diese verließ das Zimmer. Gleich darauf trat die Köchin ein.

„Madame,“ sagte diese, „Clementine hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Man wird Sie zu Grunde richten und uns Alle fortjagen, wenn Sie nicht als Herrin auftreten. Gleich nachdem der Herr die Augen zugethan, haben sie alles Silber an sich genommen unter dem Vorwand, es zu verschließen — aber sie wollten es durch einen der Bauarbeiter nach Faye in das Haus der Madame Buffiere schicken; glücklicherweise weigerte sich der brave Joseph, es hinzutragen, weil er Ihnen keinen Schaden zufügen wollte. Die alte Madame hat mir auch gesagt, wenn ich es mit ihr halten wolle, so würde sie mich im Dienst behalten, denn sie sei die Erbin ihres Sohnes. — Ich sage Ihnen, Madame, der arme gute Herr hatte kaum die Seele ausgehaucht, als sie Alles nahm, was in den Kisten und Kasten war, die sich in dem Sterbezimmer befanden, ohne nur ein Mal das Zeichen des Kreuzes für die arme Seele des Verblichenen zu machen.“

Marie und Emma sahen sich mit einem vielsagenden, traurigen Blick an, dann wurde die gute Mion entlassen, nachdem ihre Gebieterin ihr versprochen hatte, sich stark zu machen, um ihre Dienstboten vor jeder Bedrückung zu bewahren.

Am Mittwoch kam Mariens Schwiegermutter schon am frühen Morgen in ihr Zimmer, umarmte sie, ohne eine Thräne zu vergießen, und sagte ihr, Amöna sei so unwohl, daß sie ihr Zimmer nicht verlassen könne, sie wünsche jedoch dringend, ihre Schwägerin zu sehen, um ihren armen Bruder mit ihr zu beweinen und durch getheilten Schmerz ihr beiderseitiges Leid zu mildern.

Marie sprang aus dem Bett, warf nur ein großes Tuch über ihre Schultern und begab sich zu ihrer Schwägerin, die sie bereits in voller Trauerkleidung neben dem Kamin sitzend fand, die aber nichts weniger als krank zu sein schien, sie jedoch mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen empfing und wehklagend ausrief:

„Ach! meine theure Marie, welch' einen Verlust haben wir zu beklagen! Ich fühle, daß ich sterbe, und ich will sterben! — Gleich darauf setzte sie hinzu: Geben Sie mir doch das Erfindungspatent, damit ich dieses große Werk meines geliebten Bruders mit Küssen bedecken kann ... es wäre sehr grausam von Ihnen, wenn Sie mir diesen Trost versagen wollten."

„Ich habe das Patent nicht," gab Marie einfach zur Antwort.

„Sie haben es nicht? Das ist ja gar nicht zu glauben!" rief Madame Buffiere und sah sie mit zweifelhaften Blicken an.

„Ich versichere Sie, Amöna, daß ich es nicht habe, daß ich nicht weiß, was daraus geworden ist."

In diesem Augenblick näherten sich Schritte. Marie wollte schnell in ihr Zimmer zurück eilen, aber die Verbindungsthür war von innen verriegelt, und da sie heftig klopfte und dem Kammermädchen rief, so kam Clementine durch die andere Thür und sagte zu ihrer Herrin, ihre Schwiegermutter habe sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und lasse ihren Secretair durch einen Schlosser erbrechen.

„Das ist nicht möglich! Das wäre ja infam," rief Marie in der höchsten Empörung des Gefühls.

„Meine Mutter ist die Herrin im Hause und kann thun, was sie will!" gab ihr Madame Buffiere zur Antwort.

„Die Herrin! ... warum stiehlt sie alsdann, was ihr in diesem Fall mit Recht gehört?"

In diesem Augenblick kamen zwei Herren, um einen Condolenzbesuch zu machen, und sogleich hatte Madame Buffiere

wieder Thränen und bedauerte mit honigsüßen Worten ihre Schwägerin. Während sie dieses that, wurde der Riegel von Mariens Thür zurückgeschoben, sie flüchtete sich mit Clementinen in ihr Zimmer, wo sie ihrem Unwillen freien Lauf ließ, als sie das Geheimfach ihres Secretairs erbrochen und alle Papiere daraus entwendet sah; auch alle Kostbarkeiten, Schmucksachen, sogar das Portrait ihrer Mutter, die Haare ihres Vaters waren fortgetragen worden.

Jetzt kam Emma herein und warf sich bleich und zitternd, ohne Stimme an Mariens Brust. In dem Glauben, daß sie ihren neuen Schmerz mit empfinde, suchte Marie sie zu beruhigen und nannte sie ihre Schwester, ihre Freundin, ihren guten Engel. Ohne ihr Antwort zu geben, strich ihr Emma die Haare aus der Stirn und sah sie mit verwirrten Blicken an, endlich rief sie:

„Marie, sie behaupten, Du hättest ihn vergiftet, Du hättest Charles umgebracht, um einen Andern, einen deutschen Poeten zu heirathen. Marie, das ist nicht möglich! Nicht wahr, es ist nicht möglich?"

„Die Elenden! die Schändlichen!" rief Marie in der höchsten Erbitterung. „Doch nein, das können sie nicht sagen, Du mußt Dich irren ... und dennoch ... O, aus Mitleid, rede, Emma, rede, sage mir Alles!"

„Meine Tante und Amöna haben es zu mir gesagt ... O, ich habe es nur allzu gut gehört ... sie sagen es aller Welt ... sie erzählen entsetzliche Dinge ... Mein Gott, Du bist verloren!"

„Verloren?" rief Marie mit einem ungläubigen Lächeln — „das wollen wir doch sehen. Beruhige Dich, gute Emma, Du bist mit mir um ihn gewesen, Du weißt, wie unschuldig ich bin ... wir werden es Beide sagen ... man wird uns glauben ... nein, nein, solche Verleumdungen können mich nicht erreichen."

„Aber Du hattest doch Arsenik," wandte ihr Emma ein, „man hat welchen in der Eiermilch gefunden ... wenn Du durch ein unglückliches Versehen ..."

„Nein, nein, ich habe Gummi hinein gethan, von dem ich selbst zuvor und nachher gebraucht habe."

„Weißt Du, was in der kleinen Dose ist, die ich Dir gestern aus der Schürzentasche genommen habe."

„Es ist Gummi darin und Du benimmst Dich wie ein Kind, wenn Du glaubst, es sei Arsenik darin."

„Und doch ist es so. Ich ließ ihren Inhalt durch Herrn Fleygniat untersuchen — es ist Gift darin."

„Gift! das ist nicht möglich. Ich wiederhole Dir, Emma, daß ich von diesem Gummi genossen habe. Dein Oheim muß sich geirrt haben ... Ich bitte Dich, bleibe ruhig, Gott ist ja im Himmel, um die Unschuld zu retten, die auf Erden verfolgt wird."

Sich ihres Verdachtes schämend, umarmte Emma die Freundin und hielt den Kopf lange an ihrer Brust verborgen.

Clementine war eben so verzweiflungsvoll wie Emma, sie erzählte, daß man auf Glandier vom Gericht, den Assisen, dem Schaffot spräche. Glücklicherweise verlor Marie den Kopf nicht. Sie ließ den noch anwesenden Herrn Fleygniat rufen. Er kam mit verlegener Miene.

„Ich weiß Alles," sagte die junge Frau, „und ich habe Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie mir diese abscheulichen, im Dunkel schleichenden Verleumdungen nicht sogleich mitgetheilt haben. Sagen Sie mir aufrichtig, auf was man diesen monströsen Verdacht gründet, der, wie ich glauben will, aus dem Schmerz einer Mutter hervorging, den ich jedoch nicht schweigend verachten darf, sondern dessen Absurdität ich beweisen muß."

Nachdem Herr Fleygniat sie mit einem großen Phrasenreichthum versichert hatte, daß er sie für unschuldig halte, sagte er:

„Man beschuldigt Sie, vergiftete Kuchen nach Paris geschickt zu haben. Ein Bruder des Herrn Buffiere hat, als er die Krankheit des Herrn Lafarge erfuhr, die Familie sogleich davon benachrichtigt. Herr Essartier hat Arsenik in der Eiermilch gefunden, die Sie dem Kranken zu trinken geben wollten, und Ihre Schwiegermutter will mit eigenen Augen gesehen haben, daß Sie Gift in ein für ihren Sohn bestimmtes Getränk mischten, und endlich sollen Sie auch ein Stück Flanell vergiftet haben, um den Tod ihres Mannes durch Einreibungen zu beschleunigen."

Marie lächelte, denn es schien ihr leicht, diese Anklagen zu beseitigen.

„Die Kuchen hat meine Schwiegermutter selbst gebacken," sagte sie, „die Eiermilch hat meine Schwägerin bereitet, die Einreibungen sind durch die Herren Buffiere und Denis gemacht worden, ich kann also kein Gift in den Flanell gethan haben."

„Ihre Schwiegermutter will Sie nun einmal schuldig sehen."

„Meine Schwiegermutter muß toll geworden sein. Um diesen verleumderischen Anschuldigungen einen Damm zu setzen, werde ich das Zeugniß der Aerzte anrufen, die meinen Mann in seiner Krankheit behandelt haben. Die Herren Bardou, Massenat und Lespinas werden mir zur Seite stehen."

„Zählen Sie ja nicht auf Herrn Lespinas," sagte Fleyguiat, „er hält Sie für schuldig, er rühmt sich, das Verbrechen entdeckt zu haben, und bestand darauf, die Leiche zu öffnen, allein Ihre Schwiegermutter widersetzte sich dieser Maßregel unter dem Vorwand, daß Sie sich eine Autopsie förmlich verbeten hätten, und, um sie zu vermeiden, die Beerdigung mit der größten Eilfertigkeit betrieben."

„Ich bitte Sie, diese Behauptung Lügen zu strafen, indem Sie in meinem Namen auf sofortiger Oeffnung der Leiche bestehen," sagte Marie mit würdevollem Nachdruck. „Ich ersuche

Sie auch, dieser traurigen Operation beizuwohnen und sie im Beisein des Doctor Segeral, den man mir für den Kranken anzunehmen stets verweigert hat, vornehmen zu lassen. Die Hoffnung, daß die Wahrheit an den Tag kommen wird, wird mir indessen die Kraft geben, den auf mir lastenden Verdacht zu tragen und ohne zusammenzubrechen auf meinem Schmerzensweg zu wandeln."

Fleygniat verbeugte sich stumm.

Im Lauf des Tages kam Emma angstbebend auf Mariens Zimmer.

„So eben ist der Friedensrichter von Lubresac gekommen, um die Siegel anzulegen," sagte sie athemlos. „Herr Fleygniat läßt Dir rathen, schnell alle Papiere zu verbrennen, die Dich compromittiren könnten."

„Ein solches Beginnen wäre meiner Unschuld unwürdig," erwiderte Marie ruhig; „ich habe keine Gewissensbisse, folglich auch keine Furcht. Die Männer des Gesetzes mögen kommen, ich bin bereit, sie zu empfangen."

Als der Friedensrichter mit seinen Gefährten bei der jungen Wittwe eintrat, war es sichtlich, daß die Herren durch Einflüsterungen der Familie sehr gegen sie eingenommen waren; sie warfen neugierige und doch zugleich auch strafende Blicke auf Marie, die schwer wie Blei auf sie fielen; sie ward roth und Thränen stürzten aus ihren Augen — doch ein Blick voll Glauben und Liebe, den ihr Emma zuwarf, weckte ihren Muth und ihr Selbstgefühl wieder und ließ sie ruhig der Vornahme der gesetzlichen Handlung beiwohnen.

Kaum hatten die Gerichtsleute Mariens Zimmer verlassen, als ihr Diener, den ihr Lafarge von Paris hatte kommen lassen, verzweiflungsvoll herein stürzte und ausrief:

„O, meine arme Herrin, sie sagen im Hause, ich würde Schuld sein, daß Sie das Schaffot besteigen müßten, und ich würde es mit Ihnen theilen müssen."

„Warum denn das, Alfred?“ fragte Marie nicht ohne Schrecken über diesen neuen Zwischenfall.

„Weil ich den Rattenkuchen gemacht habe, den Clementine hätte bereiten sollen. Sie gab mir das Gift; da ich gerade beschäftigt war, so legte ich es in einen alten Hut, wo es zwei Tage lang vergessen blieb. Dann wurde ich durch allerlei Munkeleien, die sich über Sie erhoben, wieder daran erinnert, und fürchtend, daß man mich anklagen könnte, wenn das Gift bei mir gefunden würde, vertraute ich meine Furcht dem Stallknecht, und wir kamen überein, das Paket mit dem Gift in dem Garten zu vergraben.“

„Nun, und weiter,“ sagte Marie, als der Diener plötzlich inne hielt.

„Nun kommt erst das Schreckliche, denn wir konnten die Mäuler nicht halten,“ hob Alfred weinerlich wieder an. „Was wir einigen Personen vertraut hatten, war der alten Madame zu Ohren gekommen, die es dem Friedensrichter steckte, der das Paket im Garten ausgraben ließ.“

Marie stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus — sie sah ein, daß die Plauderhaftigkeit des dummen Burschen sie wirklich compromittirt hatte.

„Das ist noch immer nicht Alles,“ begann der Diener abermals unter Weinen und Schluchzen. — „Der Herr Friedensrichter hat mich gewaltig angefahren, hat mich mit der Guillotine bedroht, wenn ich nicht gestände, daß ich auf Ihren Befehl gehandelt hätte; er sagte, ich würde mich in's Verderben stürzen, ohne Sie zu retten. Ach Gott! ach Gott! ich habe die Gerichtsherren auf die Spur des Verbrechens gebracht, und Sie sind doch unschuldig, Madame, und ... und ... und, ich werde mich umbringen müssen, um nicht zum Tode verurtheilt zu werden.“

Er riß sich die Haare aus und überließ sich der fürchterlichsten Verzweiflung. Marie hatte die größte Mühe, ihn nur

einigermaßen zu beruhigen, aber nachdem er das Zimmer verlassen hatte, fühlte sie sich gänzlich niedergeschmettert, weil der Anschein ihrer Schuld durch die geringfügigisten Ursachen sich häufte.

Kaum war Alfred fort, als die Köchin ebenfalls ganz außer sich, nur weniger lärmend als der Bursche, in das Zimmer ihrer Herrin gestürzt kam.

„Stellen Sie sich vor, Madame," sagte sie weinend, „daß die alte Madame mich beschuldigt, die nach Paris geschickten Kuchen vergiftet zu haben, und nun will Niemand mehr die von mir bereiteten Speisen kosten."

„Das ist abscheulich, gute Mion, doch mußt Du Dich mit mir trösten."

„Es ist eine Nichtswürdigkeit," hob die Köchin eifernd wieder an, „der liebe Hergott und alle seine Heiligen könnten schamroth darüber werden. Denis und Herr Buffiere plündern den Eisenhammer, Mutter und Tochter mähen das Haus wie eine Wiese. Während der Nacht werden ganze Säcke voll Sachen nach Faye geschafft, und wenn das geschehen ist, kommen die Träger hieher zurück und essen und trinken alle Vorräthe auf. Es ist sehr Unrecht, daß Madame weinen und in Ihrem Zimmer bleiben, während wir Ihre Interessen auf unsere Kosten vertheidigen."

„Glauben denn die Leute an meine Schuld, Mion," fragte Madame Lafarge.

„Nein, sie glauben nicht daran, die Dienstboten und die Arbeitsleute haben diese Beschuldigung mit Erbitterung und Unwillen vernommen und ich wollte Niemand rathen, ein böses Wort gegen Sie in der Küche laut werden zu lassen."

„Das thut mir wohl zu hören, Mion," sagte Marie im Tone eines herzzerschneidenden Wehs; „habe daher Geduld und schweige, Gott wird mich nicht verlassen, es wird noch Alles gut werden. Geh, laß mich allein, gute Seele."

Mion ging weinend fort, indem sie vor sich hinmurmelte: „Sie ist gut wie Feiertagskuchen, unsere junge Madame, aber sie läßt sich auf den Füßen herum trampeln, bis sie ihr die Zehen zertreten haben werden.“

Kaum hatte die Magd das Zimmer verlassen, als der Banquier Antoine Roques aus Brives eintrat. Er eröffnete ohne Umständen das Gespräch mit den Worten:

„Wie Sie wissen, Madame, war ich bereits vor einigen Tagen hier, um wegen des Kapitals von dreißigtausend Franken sammt Zinsen, welches mir Herr Lafarge schuldet, mit ihm zu reden. Ich fand ihn krank. Sie sagten mir damals, Sie ständen für Alles ein. Ich komme Sie zu fragen, ob Sie noch gesonnen sind, Ihrem Worte treu zu bleiben.“

„Mein Herr, Sie wählen einen Augenblick, der wenig geeignet ist, um Geschäfte zu verhandeln,“ sagte Marie mit einem leisen Anflug von Aerger.

„Madame, die Zeit drängt, ich gab Ihrem Mann mein gutes Geld, und er gab mir dafür Wechsel, wovon noch kein einziger bezahlt ist. Also nochmals: wollen Sie für Ihren Mann einstehen oder nicht?“

„Dreißigtausend Franken sind eine starke Summe,“ versetzte Marie, „und da ich weiß, daß noch viele andere Gläubiger da sind, so möchte ich nicht einem Einzigen Alles geben. Haben Sie daher die Güte, Herr Roques, so lange zu warten, bis ein Glied meiner Familie angekommen sein wird, mit dem ich mich berathen kann, dann werde ich Ihnen meinen Entschluß kund geben.“

„Es thut mir leid, Madame, Ihnen nicht willfahren zu können, kaufmännische Geschäfte wollen ihre Ordnung haben. Wenn Sie auf einen Aufschub bestehen, so werde ich mich gezwungen sehen, Schritte zu thun, und Ihr Schwager, Herr de Violaine, wird auf eine für ihn unangenehme Weise in die Sache verwickelt werden.“

„Mein Schwager de-Violaine? Ich begreife Sie nicht, Herr Roques?"

Da zeigte ihr der Banquier einen Brief, den sie kaum in die Hand genommen und flüchtig durchgelesen hatte, als sie rief:

„Dieses ist weder der Styl, die Hand, noch die Unterschrift meines Schwagers."

Der Banquier erstarrte. Nach einer Pause stummen Erstaunens, zog er einen Pack Wechsel heraus und fragte Madame Lafarge, ob sie Namen und Unterschriften der Acceptanten kenne, und da sie verneinend antwortete, so rief er höchst zornig:

„So ist also doch wahr, was mir ein guter Freund bereits einreden wollte, daß diese Wechsel alle falsch sind. Lafarge hat mich auf die unwürdigste Weise betrogen, und wenn er nicht gestorben wäre, würde ich ihn auf die Galeere bringen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, Madame."

„Mäßigen Sie sich. mein Herr," rief Marie mit beleidigter Würde, „diese Wechsel können nicht falsch sein, Lafarge war ein Ehrenmann."

„Dennoch bin ich überzeugt, daß die Wechsel falsch sind, nur seine Unterschrift ist ächt. Mein Freund hat mich versichert, daß die übrigen Signaturen auf Leute lauten, die gar nicht existiren."

Marie war wie zerschmettert; sie vermochte sich im ersten Augenblick gar nicht zu fassen, große Thränen entstürzten ihren Augen.

„Entscheiden Sie sich, Madame," drängte der Banquier, „wollen Sie mir nicht bürgen für mein Guthaben, so muß ich die Fallitte erklären lassen."

„Nein, nur Das nicht!" rief Marie angsthaft, „ich will den Namen meines Mannes makellos erhalten, ich werde unterschreiben, was Sie wollen, und Sie auf mein Vermögen anweisen."

Die junge Wittwe ordnete nun diese Geldangelegenheit zur größten Zufriedenheit des Banquiers, und nachdem sie den Stempelbogen, den er im Voraus bereit gehalten, unterschrieben hatte, sagte sie:

„Nun habe ich gethan, was Sie wollten, mein Herr, und nun bitte ich Sie, von dem Beweggrunde, der mich dazu antrieb, nicht weiter zu sprechen; lassen Sie es unter uns bleiben, daß die Wechsel falsch sind; das Andenken meines Mannes soll nicht mit Schande bedeckt werden."

Der Banquier drückte ihr die Hand.

„Sie sind eine brave Frau," sagte er, „und was man Ihnen zur Last legt, glaube ich nicht, ich werde überall für Sie in die Schranken treten."

Mit diesen Worten empfahl er sich voll Antheil für die junge Frau.

Bald darauf ließ sich der Advocat Charles Lalande bei ihr melden, den sie aus Brives hatte kommen lassen, um sich über ihre Angelegenheiten, so wie über die Schritte zu berathen, die sie zu thun habe, um sich den gegen sie ausgesprochenen Verläumdungen entgegen zu stellen. Der Advocat ließ sich Alles auf das Genaueste von ihr erzählen und auseinander setzen. Als sie fertig war, sagte er:

„Madame, ich rathe Ihnen unbedingt zur Flucht. Man will Sie verderben und der Schein ist gegen Sie."

Marie wollte nichts von Flucht hören, sie erklärte, unter allen Umständen bleiben zu wollen. Der Advocat ward dringender.

„Mögen Sie auch noch so unschuldig sein, Sie werden erliegen," sagte er, „glauben Sie mir, Ihre Feinde haben die Wahrscheinlichkeit für sich. Ich beschwöre Sie, zu fliehen, bevor Sie fest genommen werden. Ich habe ein Cabriolet und ein gutes Pferd, auch einen Paß für mich und meine Frau, damit bringe ich Sie nach Paris zu Ihren Verwandten, denen es

dann leicht sein wird, Sie über die Grenze zu schaffen. Hören Sie auf meine Stimme, welche die Stimme der Klugheit und der Vernunft ist, aber noch heute Nacht müssen Sie fliehen, sonst dürfte es zu spät sein. Ich habe in Brives auf dem Parket gehört, daß der Staatsprocurator noch heute heraus kommen wird, um die Autopsie des Leichnams vornehmen zu lassen."

„Um so mehr werde ich bleiben, denn die Autopsie muß meine Unschuld beweisen," sagte sie, und dankte ihm mit Rührung für das ihr gemachte Anerbieten.

„Auf Ihre Gefahr hin, Madame," sagte er betrübt, „ich meine es gut mit Ihnen. Ein großer Rechtsgelehrter sagte einst: Wenn man mich beschuldigte, die Thürme von Notre-Dame gestohlen zu haben, so würde ich mich aus dem Staube machen, ohne erst ein Urtheil abzuwarten."

„Schwächen Sie meinen Entschluß nicht, der mir allein ehrenvoll zu sein scheint," bat Marie, „und lassen Sie mich an die Gerechtigkeit der Richter glauben, wie ich an meine Unschuld glaube."

Der Advocat mußte sich entfernen, ohne ihren Entschluß wankend machen zu können. Im Laufe des Tages kam der Staatsprocurator Rivet mit dem Greffier Vicant nach Glandier. Die Aerzte wurden herbeigeholt, doch erst am folgenden Tage konnte die Autopsie vorgenommen werden, die kein bestimmtes Resultat lieferte. Marie ließ den Staatsprocurator um eine Unterredung von einigen Minuten bitten. Er kam bewegt und mitleidsvoll. Er war ein schon bejahrter Mann mit einem sanften, ehrwürdigen Gesicht, und nach einer längern Unterhaltung mit der beargwohnten Frau, sagte er:

„Hoffen Sie einen glücklichen Ausgang, Madame, die Operation ist bereits ziemlich weit fortgeschritten und noch hat man keine Spur von Gift entdeckt."

Ein Strahl von Verklärung ergoß sich über Mariens lei-

dende Züge, als sie einen dankbaren Blick gen Himmel warf. Es verging eine Stunde und noch eine zweite, jeder Bote, der in Mariens Zimmer kam, brachte größere Hoffnung mit; endlich stürzte Herr Fleygniat herein und jubelte:

„Man hat keine Spur von Arsenik gefunden!"

Marie fiel freudeweinend in Emma's Arme, die gleichzeitig mit ihrem Oheim hereingekommen war.

Nach einer Weile kam auch Bardon, um die gute Nachricht zu bestätigen.

„Ich habe den Verdacht der Andern nicht einen Augenblick getheilt," sagte er, „ich war stets der Ansicht, daß das Uebel, woran der Verstorbene litt, eine natürliche Krankheit sei; der mißtrauische Character des Doctor Lespinas ist an allen diesem Schmerz und Leiden Schuld, auch wollte er bei der Autopsie durchaus Spuren von Gift entdecken, die unsichtbar für alle seine Collegen blieben. Er ward wüthend, als er seine Ansicht nicht durchsetzen konnte."

„Das ist sehr zu bedauern," sagte Marie traurig, „ich hätte auch ihn gern von meiner Unschuld überzeugt. Ist nun Alles geschlossen, Herr Doctor?"

„Nein, Madame, es sind noch chemische Versuche mit den aufbewahrten Getränken vorzunehmen."

Marie war von sie beglückwünschenden Freunden umgeben, als die Männer des Gesetzes in Begleitung von Gensdarmen, die Aerzte, die alte Madame Lafarge und deren Tochter bei ihr eintraten, damit die bisher von der alten Frau aufbewahrten Getränke in Gegenwart der Wittwe in Fläschchen gethan, mit Etiketten versehen und von ihr unterschrieben würden. Da Marie sehr aufgeregt war, so zitterte ihre Hand beim Unterschreiben.

„Beruhigen Sie sich, Madame," tröstete der Greffier, „die Ansicht der Herren Aerzte ist, daß in so starken Dosen eingegebener Arsenik, sichtbare Spuren zurückgelassen haben würde;

beruhigen Sie sich also, Sie haben fortan nichts mehr zu befürchten.“

„Das ist noch nicht so gewiß,“ rief die alte Madame Lafarge mit einer Stimme, die schluchzend sein wollte, aber nur widerwärtig war, „es sind weiße Dinge in diesen Flüssigkeiten enthalten, die nicht natürlich sind.“

Sie ging hinaus und kam mit einem Stück Flanell in der Hand wieder zurück.

„Mit diesem Lappen hat man meinen armen Sohn eingerieben, ich wünsche, daß er genau untersucht werde,“ sagte sie.

Da man den Lappen mit einem Papierstreifen umgeben wollte, rief sie heftig:

„So nicht, meine Herren, wickeln sie ihn gänzlich und sorgfältig in Papier ein, damit das darin enthaltene weiße Pulver weder herausfallen noch sich verflüchtigen kann.“

Alle Anwesenden sahen sie mit Erstaunen an, der Greffier gehorchte im Stillen; als Alles fertig war, wurden die Sachen in einen Korb gepackt, der auf ein Pferd geladen und in Begleitung eines Gensdarmen nach Vigeois gebracht, von wo er weiter nach Brives ging, wo die Aerzte die Analyse des Magens vornehmen wollten.

Nun kam Madame Buffiere, die durch häusliche Geschäfte und ihre Kinder nach Faye zurückgerufen wurde, um sich von ihrer Schwägerin zu verabschieden und ihr zu sagen, sie möge es nicht übel nehmen, daß sie ihre Mutter mit sich nähme, um sie eine Zeit lang bei sich zu behalten, da die alte Frau dringend einer Luftveränderung bedürfe.

Marie hatte nichts dagegen einzuwenden, sie fühlte im Gegentheil, daß diese Abwesenheit sie erleichtern würde, denn sie bedurfte der Einsamkeit, um sich von den heftigen Stürmen zu erholen, die sie in den letzten Tagen niedergeschmettert hatten.

Da auch Emma genöthigt war, auf einige Tage nach Uzerche zu gehen, so blieb Marie allein mit einigen Dienstboten und

Herrn Denis zurück, der zum Hüter der angelegten Siegel bestellt worden war.

Nach zwei Tagen kam Emma wieder mit derselben Ergebenheit, wie sie fortgegangen war, ohne daß sich ihre Freundschaft durch den unreinen Hauch der Bösen hatte beflecken lassen, die sie zu erschüttern gesucht hatten. Die schwere, niederdrückende Trauer, von der Marie indessen befallen worden war, erfüllte die unglückliche Frau mit düsteren Ahnungen und ließ sie den nahen Ausbruch eines verderblichen Gewitters fürchten. Dieses blieb denn auch nicht aus, denn abermals erschien zu Glandier der Staatsprocurator in Begleitung des Untersuchungsrichters, dem Buffiere gleich nach dem Tode seines Schwagers, als Hauptanklagestück gegen dessen Wittwe, den Brief übersendet hatte, welchen Marie am Tage ihrer Ankunft auf Glandier an ihren Mann geschrieben hatte.

Marie wurde auf ihr Zimmer beschränkt, während Denis, Mamsell Brun und die Dienstboten verhört wurden. Emma war voll Besorgnisse; sie wußte nicht, was sie mit der Dose machen sollte, die sie aus Mariens Schürzentasche genommen hatte und worin Herr Fleygniat Arsenik entdeckt haben wollte. Marie war der Ansicht, das Gift müsse wohl nur in der Phantasie von Emma's Onkel vorhanden gewesen sein; sie erbot sich sogleich, von dem in der Dose enthaltenen Gummi zu nehmen, aber dem widersetzte sich Emma aus allen Kräften, vielleicht weil sie fürchtete, daß Marie, wenn die Dose wirklich Gift enthielte, die Absicht haben könnte, sich selbst umzubringen. Marie rieth der Freundin endlich selbst, zur Beruhigung ihres Gewissens, die Dose dem Staatsprocurator zu übergeben.

Mariens Verhör begann Abends um acht und dauerte bis um eilf Uhr in der Nacht. Gleich bei den ersten Fragen erkannte sie, wie sehr der Untersuchungsrichter gegen sie eingenommen war, dagegen erfüllte der Staatsprocurator seine peinliche Pflicht mit einem sanften, traurigen Mitleid, mit Rücksicht

auf die Größe von Mariens Unglück. Sie befand sich allein mit ihm, als er ihr ankündigte, daß sie durch Gensdarmen in das Gefängniß nach Brives gebracht werden würde. Voll Unwillen erhob sich Marie aus ihrem Sessel, um gegen eine derartige Maßregel zu protestiren, aber stumm und kalt, erdrückt von dem Verhängniß, ließ sie sich niederfallen und würde in diesem Zustande nicht zehn Minuten habe leben können, wenn nicht eine mitleidige Thräne, die langsam über die Wange des Staatsprocurators rollte, ihr die Fähigkeit zu weinen, zurückgegeben hätte.

„Madame,“ sagte er weich, „ich verspreche Ihnen, daß Sie mit aller möglichen Schonung behandelt werden sollen, und gestatte Ihnen drei Tage, um das günstige Einschreiten des Generalstaatsprocurators nachzusuchen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer mir meine Pflichterfüllung in diesem Augenblick wird.“

Marie konnte keine Worte finden, um dem menschenfreundlichen Manne für die edle Art zu danken, womit er seine traurige Aufgabe milderte und als Mensch die strenge Pflicht des Beamten erfüllte.

Bei der Nachricht, daß Marie in's Gefängniß gebracht werden würde, geriethen Emma und Clementine außer sich. Erstere verließ ganz verzweiflungsvoll das Zimmer, doch nach einer Weile kehrte sie ganz ruhig wieder und sagte zu dem Kammermädchen:

„Clementine, man erlaubt Ihnen, Ihre Gebieterin in's Gefängniß zu begleiten, wohin auch ich ihr auf einige Tage folgen werde.“

Das war ein wahrer Himmelstrost für Marie, welche die beiden edeln Mädchen in ihre Arme drückte.

Marie wurde fortan von Gensdarmen in ihrem Zimmer bewacht. Ein Freund wandte sich für sie an den Generalstaatsprocurator Du-Mont-Saint-Priest in Limoges mit der Bitte,

daß sie unter der Aufsicht von Gensdarmen auf Glandier bleiben dürfe, aber er fand ihn bereits so eingenommen gegen die ihm von der Familie Lafarge und ihren Anhängern mit den schwärzesten Farben geschilderte Frau, daß er erklärte, kein Mitleid mit einem derartigen Ungeheuer haben zu können, noch zu wollen.

Indessen hatte auf Glandier Denis' Unverschämtheit den höchsten Grad erreicht. Eines Abends drang er völlig betrunken in Mariens Zimmer, stellte sich vor ihr Bett, auf das er sich stützte und sagte höhnisch:

„Na, nun werden wir in's Gefängniß wandern, in dem es keine Vorhangsbetten und keine gepolsterten Sessel gibt, sondern schlechte Strohsäcke und hölzerne Schemel. Und die Schließer sind eben auch keine Galans mit Glaçeehandschuhen und feinen Redensarten; da wird es nach der Verurtheilung heißen: Auf, Canaille, an die Arbeit! Und in welch' eine saubere Gesellschaft von lasterhaften Weibsbildern wird die vornehme Dame gerathen, deren Lager, Mahlzeiten und Arbeiten sie wird theilen müssen. Ha! ha! ha! das wird ein Leben geben!“

Da ihm die Verhöhnte keine Antwort gab, so stimmte er einen andern Ton an.

„Ich rathe Ihnen wohlmeinend, sich aus dem Staube zu machen,“ sagte er mit einem listigen Augenblinzeln. „Suchen Sie sich Geld zu verschaffen und verlassen Sie sich dann auf mich, ich werde Sie über die Grenze schaffen. He! wollen Sie?“

Marie erhob den Kopf, sah ihn mit unendlicher Verachtung an und befahl ihm, ihr Zimmer zu verlassen. Er taumelte hinaus, indem er boshaft grinsend zurück rief:

„Ja, heben Sie den Kopf nur auf, Sie Giftmischerin, der Henker wird ihn Ihnen bald genug abschlagen!“

Auf dem Hofe traf er mit einem gewissen Pilliet zusammen, zu dem er sagte:

„Ich war oben bei der Mörderin.“

„Wie mögen Sie die arme Frau so nennen,“ sagte dieser

verweisend, „es ist ja noch gar nicht erwiesen, daß sie ihren Mann wirklich umgebracht hat.“

„Nicht erwiesen!“ fuhr Denis auf . . . „sie muß es gethan haben, sie hat es gethan, sage ich Ihnen . . . ich werde sie bis an den Fuß des Schaffots verfolgen, um den guten Herrn Lafarge zu rächen.“

Der Andere drehte ihm den Rücken zu und ging weiter.

Nachts um ein Uhr kündigte der Brigadier der Gensdarmen der Gefangenen an, daß es Zeit sei aufzubrechen, daß die Pferde warteten. Marie hatte erlangt, zu so später Stunde aufbrechen zu dürfen, und sich bei dem im Winter unfahrbaren Wege zu Pferde von Glandier nach Vigeois zu begeben, wo ihr Wagen sie erwartete.

Als sie hinabging, erwarteten sie am Fuß der Treppe die Dienstboten und die Arbeitsleute, die theils nach ihren Händen, theils nach ihren Kleidern griffen und sie küßten, indem sie durcheinander riefen:

„Arme Dame! — Gott sei bei Ihnen und führe Sie wieder zu uns zurück. — Wir wissen es wohl, daß Sie den Herrn nicht umgebracht haben. — Wir werden neuntägige Andachten für Sie halten. — Arme Frau! arme, arme Frau! — Müssen wir so Ihr Verderben sehen, ohne Ihnen helfen zu können.“

Diese Beweise des Bedauerns thaten Marien unendlich wohl, aber dieser Auftritt erschöpfte ihre Kräfte. Der Brigadier trug sie mehr auf das Pferd, als daß er sie auf dasselbe steigen ließ.

„Adieu, Adieu, arme Dame! — Der liebe Gott segne und behüte Sie,“ riefen nochmals die sie umringenden guten Seelen.

Ein eisiger Regen fiel von dem sternenlosen Himmel, der Mond wurde durch graue Wolken verhüllt, und der Wind wirbelte die abgefallenen Blätter der Kastanienbäume auf. Marie hatte den Zügel auf den Hals ihres Pferdes fallen

lassen, das traurig und mit gesenktem Kopfe dahin schritt; ihre eine Hand ruhte in der Hand der neben ihr reitenden Emma, und sie weinte bitterlich.

Nach und nach durchweichte der Regen ihre Kleidungsstücke. Der brave Brigadier zog seinen Mantel aus, um sie damit zu bedecken, und gab ihr auch seine dicken Handschuhe, um ihre erstarrten Hände zu wärmen. In Vigeois fanden sie Herrn Fleygniät, der sie erwartete und sich erbot, die Gefangene nach Brives zu begleiten. Marie nahm sein Anerbieten dankbar an. Unterwegs fühlte sie sich so angegriffen, daß sie einige Stunden auf einem Bette ausruhen mußte, es war daher sehr spät am Abend, als sie in Brives ankamen.

Da man ihre Ankunft erwartete, so war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und drängte sich um ihren Wagen. Geschrei, Gelächter, beleidigende Worte und Schimpfnamen schlugen an Mariens Ohr. Das Thor des Gefängnisses that sich auf; bei dem Geräusch, das die zurückgeschobenen Riegel verursachten, bebte Marie unwillkürlich zusammen, dann sammelte sie alle ihre Kräfte, und mit verzweifelndem Muthe überschritt sie die Schwelle.

Die drei Victor Hugos. Die Barbierstube.

Die Vergiftung des Herrn Lafarge hatte einen Wiederhall nicht nur in ganz Frankreich, sondern in der ganzen civilisirten Welt gefunden. Durch alle Städte und Dörfer ging ein Schrei des Unwillens, alle Steine der Verdammniß wurden auf das Ungeheuer geschleudert, das mit der kältesten Seelenruhe, unter den Augen der Verwandten den liebevollsten, den besten aller Männer vergiftet hatte ... Nur Wenige waren, die nicht an die Schuld der Madame Lafarge glaubten, und zu diesen Wenigen gehörte Madame Garat und Heinrich Heine.

Die Zeitungen nannten Madame Lafarge nicht nur eine Mörderin, sondern auch eine Diebin, denn die Kunde, daß die Unselige ihren Mann vergiftet habe, war nicht sobald durch die öffentlichen Blätter gelaufen, als die Familie de-Leautaud sich veranlaßt sah, klagend gegen sie aufzutreten. Der Staats-procurator hatte sich am zehnten Februar nach Glandier begeben, um eine Haussuchung zu halten, die Steine waren in dem Secretair des Herrn Lafarge gefunden und von dem Bijoutier Lecomte als zu dem Schmuck der Vicomtesse von Leautaud gehörig, erkannt worden, die Schuld des entwürdigten Weibes war so gut wie erwiesen, die öffentliche Meinung brach ohne Barmherzigkeit den Stab über sie — den Mord eines ungeliebten Mannes würde sie ihr vielleicht verziehen haben, daß

sie aber bis zum gemeinen Diebstahl sich vergessen konnte, das verzieh sie ihr nicht.

Heine las täglich mit stillem Ingrimm die Zeitungen, an einem Morgen aber wurde seine Unlust noch vermehrt durch das ungebührliche Ausbleiben seines Barbiers, der ihn unrasirt sitzen ließ. Er wollte ausgehen, er sehnte sich, frische Luft unter den Bäumen der Tuilerien oder des Luxembourg einzuathmen. Bei jedem Geräusch, das auf dem Vorplatze entstand, blickte er erwartungsvoll nach der Thür ... jetzt klopfte es an ... das mußte der Erwartete sein, ein donnerndes Herein lud ihn zum Eintreten ein.

Aber statt des Erwarteten schob sich eine Dame durch die Thür, die bereits über die erste Jugend hinaus war. Groß und hager, war sie bekleidet mit einem gelb und braun gestreiften Kattunkleid, darüber trug sie einen rothen Merinosshawl mit einer angesetzten Bordüre, auf dem sich eine Halskrause von zweifelhafter Weiße wiegte, ein blauer Hut beschattete das starkknochige Gesicht und am Arm hing ihr ein riesiger Ridicule von grün und rothgewürfeltem Wollenzeug, der dickbäuchig und vollgepfropft in die Welt hinein starrte. Die Nase, auf der sich eine Brille wiegte, verrieth den häufigen Gebrauch von Tabak, und aus den schmutzigen Handschuhen blickten die schwarz umränderten Fingernägel neugierig hervor.

„Mein Herr, sind Sie der deutsche Dichter Henri Heine?“

„Der bin ich, Madame. Womit kann ich Ihnen dienen und wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?“

„Ich bin die Schriftstellerin Victoire Lucile Pulcheria Arthemise Voisin, Sie werden von mir gelesen haben, ich bin Mitarbeiterin an der Gazette des femmes und an dem pêtit courier pour les Dames.“

Heine verbeugte sich und bot ihr einen Stuhl an. Sie setzte sich.

„Also womit kann ich dienen, Madame?“ fragte Heine nochmals.

„Ich bringe Ihnen Gelegenheit, die deutsche Literatur mit einem großartigen Dichterwerk zu bereichern.“

„Sehr verbunden, Madame; in welcher Weise könnte das geschehen?“

„Sie sollen ein Gedicht von mir übersetzen.“

„Ach!“

„Ein sehr gutes Gedicht.“

„Das bezweifle ich nicht und erkenne die Ehre, die Sie mir durch Ihr Zutrauen erzeigen.“

„Ich habe nehmlich ein Gedicht auf „die Asche Napoleon's“ gemacht und wollte es Victor Hugo widmen, aber ich werde es nun nicht thun.“

„Warum haben Sie Ihren Sinn geändert, Madame?“

„Weil man mir schrecklich mitgespielt, weil man mich auf eine unwürdige Weise in seinem Hause behandelt hat. Ich muß Ihnen das erzählen.“

Heine faßte sich in Geduld, um die zehnte Muse anzuhören, welche anhob:

„Ich habe also, wie gesagt, „die Asche Napoleon's“ geschrieben, und kam mit diesem jüngsten Kinde meiner Muse nach Paris, um es dem großen Dichter zu widmen. Ich ließ mich bei ihm melden und wurde in einen Saal geführt, wo zwanzig bis dreißig Herren und Damen tafelten. Es hieß, der Dichter sei nicht zu Hause — so las ich denn mein Gedicht der Gesellschaft vor mit der Bitte, es dem Herr bei seiner Zurückkunft vorzulegen. — Am andern Morgen besuchte mich ein Mensch mit einem Vollmondsgesicht, welcher zu mir sagte:

„Madame, neben Ihnen sind Boileau und Beranger wahre Zwerge. Jean Jacques Rousseau selig, war, mit Ihnen verglichen, ein fader Schwätzer, und Racine reichte Ihnen nicht bis an das Knie — das ist meine Ueberzeugung.“

„Mein Herr,“ sagte ich, „wer darf mir solche Complimente in's Gesicht sagen? Wer sind Sie?“

„Ich bin Victor Hugo und habe Ihre „Asche“ gelesen.“

„Sie haben sie gelesen?“ rief ich, und weinte wie ein Kind.

„Gott, wie fein das geschrieben ist,“ hob der Mensch wieder an.

„Ich dachte, er spiele auf die feinen Wendungen des Gedichtes an — ich drang in ihn, bei mir zu frühstücken — er nahm die Einladung an, er aß elf Sardellenbrödchen bei mir und trank auf erkleckliche Weise dazu; darauf empfahl er sich kurz und versprach mir seine Protection.“

„Die Ihnen sehr nützlich sein wird, Madame,“ unterbrach sie Heine.

„Nützlich!“ rief die Schriftstellerin mit einem gellenden Gelächter, „hören Sie nur weiter. Am andern Morgen um dieselbe Stunde erschien ein Wesen in Galauniform, klein, winzig, wollte mir vorgestellt sein.“

„Wer sind Sie?“ fragte ich, und das Männchen antwortete:

„Ich bin Victor Hugo.“

„Wie!“ rief ich, „also war es nicht der gefeierte Poet, welcher gestern meinen Sardellen die Ehre erzeigte?“

„Ich liebe das Gesalzene nicht,“ lautete die Antwort, „desto mehr das Süße, Schöne ... die leibhaftige Schönheit, wie sie in Ihrer erhabenen Person vor mir steht.“

„Allzugütig! Sie haben also meine „Asche“ gelesen?“

„Ich habe sie verschlungen! habe sie gelesen! nur eins ist dabei Schade ...“

„Und das wäre?“

„Ihre Asche läßt sich nach keiner bekannten Melodie singen; ich habe sie nach zwei und vierzig verschiedenen Weisen probirt.“

„Ich verstehe, Sie lieben die leichtere Dichtungsart, das Lied, in welchem Sie so sehr glänzen."

„Ach ja," rief er, „das Lied ist meine force, ich mache Lieder, wie die Schuster die Schuhe, über allerlei Leisten; ich besinge den Flurschützen wie den göttlichen Sauhirten, ja, einen Pfannenkuchen, wenn Sie wollen."

„Im Kleinen groß, ist großer Dichter Weise," sagte ich mit einem bezeichnenden Blick.

Nun zog er ein Papier aus der Tasche.

„Erlauben Sie," begann er wieder, „daß ich Ihnen auch solch' einen kleinen Wildfang meiner Muse widme."

„Mir! o welch' ein Glück!" rief ich im höchsten Entzücken.

„Dem Verdienste seine Krone!" versetzte er mit einer tiefen Verbeugung, überreichte mir ein duftendes Blatt Rosenpapier und empfahl sich. Das Blatt habe ich hier und will es Ihnen vorlesen."

Sie zog eine alte Brieftasche aus ihrem Ridicule hervor, nahm ein Blättchen daraus und las mit theatralischem Pathos ab, was darauf stand.

An Madame Voisin nach Lesung ihrer bezaubernden Asche.

Du hochbegabtes Weib, ich las Dein Aschenlied,
Bin davon so entzückt, daß heiß mein Herz erglüht.
Und jetzt zu Deiner Höh' die kühne Frage sprüht,
Die Frage um mein Glück.
Mit Taubenzärtlichkeit schlägt Dir mein treues Herz,
O treibe nicht mit ihm viel grausenhaften Scherz,
Und seng' es nicht zu Asch' im heißen Aetnaschmerz,
Durch einen strengen Blick.

„Sehr schön, sehr erhaben!" rief Heine und verbiß sein Lachen, „man erkennt darin ganz die Victor Hugo'sche Dichtungsart."

Die Schriftstellerin seufzte und fuhr dann fort: „Am

nächsten Morgen kam um dieselbe Stunde ein Mann von beträchtlicher Beleibtheit, fiel wie ein Mehlsack auf den ersten besten Stuhl meines Salons und stöhnte: Victor Hugo, Madame, Victor Hugo."

„Mein Herr," rief ich erschreckt, „bei mir in der Provinz läßt man sich erst melden, wenn man eine Dame besucht. Wer sind Sie? was wollen Sie?"

„Victor Hugo," brummte er noch einmal wie ein Dudelsack.

„Wie, Victor Hugo," rief ich ganz erstaunt; „ich sah schon zwei Victor Hugos bei mir."

„Sehr natürlich, Madame, das beweist nur, daß Sie ein gutes Gesicht haben; übrigens gibt es in Paris wohl fünfzig Leute, die auf meinen Namen leben. Da kenne ich zum Beispiel einen Elsaßer, der bei seinem Schuster nur darum, weil er sich für mich ausgibt, so viel Credit hat. Soll ich die Hugos alle vor Gericht belangen?"

„Sie haben also mein Gedicht gelesen?" fragte ich, weil ich nun diesen Menschen wirklich für den rechten Victor Hugo hielt."

„Gott, ja, Madame!" erwiderte er, „es ist närrisches Zeug ... das heißt, es ist herrlich, wollte ich sagen ... besonders die langen Verse."

„Sie meinen die heroischen Stellen?"

„Ja, die meine ich, das trifft klipp! klapp!"

„Arbeiten Sie nicht mehr für die Bühne?" wagte ich jetzt zu fragen.

„Prosit die Mahlzeit!" rief er hastig, „ich habe nicht Lust, ein Vierteljahr mit Händen und Füßen zu zappeln und von Herodes zu Pilatus zu laufen, bis das Eis der Gleichgültigkeit bricht."

„Aber die Bühne hat sich doch gerade durch Ihre Dramen in der letzten Zeit so sehr gehoben."

„Gehoben?" rief er, „das Wasser steht heute früh dreizehn

Fuß hoch in der Seine, indessen ist das noch gar nichts gegen die Rhone, welche drei Departements auf einmal zur Badewanne dient."

„Da ich nun merkte, daß der angebliche Victor Hugo vom Wasserstande schwatzte, während ich vom Theater sprach, und da ich einsah, daß der plumpe Mensch betrunken war, so verließ ich unter einem Vorwand das Zimmer, ließ den Polizeicommissair holen, und jetzt ergab es sich, daß dieser Mensch, der sich bei mir als Dichter einschmuggeln wollte, eben so wenig wie seine Vorgänger der Verfasser von Notre-Dame war. Da jene Herren mir Ihre Adressen nicht angegeben hatten, so verklagte ich das sämmtliche Dienstpersonal Victor Hugo's und forderte mein Manuscript gerichtlich zurück."

„Das Sie natürlich erlangten," warf ihr Heine ein.

„Ja, ich erlangte es, mein Herr. Die drei in Bedienten verwandelten Victor Hugos bekannten, sie seien an dem Abend, als ich mich melden ließ, in Abwesenheit der Herrschaft zu einem kleinem Domestikenball versammelt gewesen. Der Poet war zu einer Soirèe in ein fashionables Faubourg gefahren und da, wie man zu sagen pflegt, die Mäuse auf Tischen und Bänken tanzen, wenn die Katze nicht zu Hause ist, so hat sich die crapule erlaubt, sich einen Spaß mit mir zu machen. Der Kammerdiener des Dichters, der auch so ein Stück von einem Poeten sein soll, hat das Gedicht verfaßt, welches ich die Ehre hatte, Ihnen vorzulesen, die Rollen wurden vertheilt und vortrefflich gespielt, bis auf den Kutscher, der, um sich vorzubereiten, zu viel Spirituosen zu sich genommen hatte ... Nun, sie mußten mir mein Manuscript zurückgeben, mußten mich um Verzeihung bitten und wurden noch zu einer Geldstrafe verurtheilt."

„Man hat Ihnen allerdings übel mitgespielt," sagte Heine mit schlecht unterdrücktem Lachen, „aber ich sehe nicht ein, was ich bei der Sache thun kann."

„Geduld, Sie werden es gleich erfahren,“ sagte die Schriftstellerin, nachdem sie ihre Nase aus einer Horntabatière mit einer tüchtigen Prise regalirt hatte. Sie können sich denken, daß ich nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr geneigt bin, mein Werk dem Verfasser des Han von Island zu widmen.“

„Das wird ein Verlust für ihn sein — aber Sie wollen es doch nicht etwa mir widmen?“

„Das nicht, allein ich bin entschlossen, es meinem Vaterlande zu entziehen; Sie sollen es übersetzen und in Deutschland publiziren, das Honorar theilen wir, und jetzt will ich Ihnen mein Gedicht vorlesen.“

Sie war im Begriff, ihren Ridicüle zu öffnen, als ihr Heine den Arm fest hielt.

„Lassen Sie stecken, Madame,“ sagte er, „ein unaufschiebbares Geschäft ruft mich in einer Viertelstunde aus dem Hause, doch lassen Sie mir Ihre Adresse, ich werde dann die Ehre haben, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen und Ihr Gedicht anzuhören, dessen Uebersetzung ich jedoch ablehnen muß.“

„Ablehnen!“ rief die Schriftstellerin höchst indignirt, „ablehnen, ehe Sie es nur gehört haben.“

„Ja ablehnen, weil ich dadurch Deutschland revolutioniren würde, das in Napoleon nicht den großen Helden, den Mann des Jahrhunderts, sondern nur den blutgierigen Bedränger sieht, der es lange Jahre in sein eisernes Joch gespannt hielt und ihm den Nacken wund gedrückt hat.“

Die Schriftstellerin erhob sich.

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich so sehr in Ihnen getäuscht habe,“ sagte sie mit spöttischer Miene und einem geringschätzenden Achselzucken. „Ich werde nun mein Gedicht dem Herrn Alexander Dumas widmen, der auch ein Drama über Napoleon geschrieben hat — er wird mich verstehen ... meine Adresse werde ich Ihnen aber nicht da lassen, denn Ihre Ohren sind

viel zu deutsch, als daß sie würdig wären, meine Asche Napoleon's anzuhören."

Sie machte ihm eine spöttische Verbeugung und rauschte zur Thür hinaus.

Heine gab ihr das Geleite, dann ließ er sich lachend in einen Sessel fallen. In diesem Augenblick steckte Mathilde ihren schönen Kopf zu einer Nebenthür herein und rief:

„Henri, willst Du nicht kommen und frühstücken; die cotelettes aux champignons werden sonst kalt."

Heine frühstückte mit ihr und erzählte ihr lachend den gehabten Auftritt, dann sagte er: „Wo nur der verteufelte Barbier bleibt? Heute ist mein Rasirtag, mein Bart ist in der fürchterlichsten Unordnung, und der Mensch kommt nicht. Ich muß nur selber in die Barbierstube gehen und nach ihm sehen."

Er küßte Mathilde, nahm seinen Hut und verließ das Haus, um sich in die Barbierstube des Haar- und Bartkünstlers Phöbus zu begeben.

„Wo Teufel steckt denn Ihr Guillert, Monsieur Phöbus? Eigentlich hätte er mir schon gestern Haar und Bart in Ordnung bringen sollen, aber er ließ auch heute vergebens auf sich warten. Was ist denn das für eine nachlässige Wirthschaft?"

Mit diesen Worten trat Heine in die elegante Boutique ein, wo, wie gewöhnlich, die reizende Madame Phöbus hinter dem Comptoir saß und das Geld einnahm.

Meister Phöbus schob dem gerngesehenen Kunden einen Stuhl hin, band ihm eine blüthenweiße Serviette um, und während er ihm den Bart stutzte, sagte er:

„Den Guillert, Monsieur Heine, den habe ich gestern fortgejagt."

„Fortgejagt! Ei, der Mensch verstand doch sein Handwerk recht gut."

„O ja, er verstand es, aber er war ein moralisches Ungeheuer."

„Was Sie nicht sagen! Das hätte ich dem kleinen Knirps nicht zugetraut.“

„Ja, so irrt man sich in den Leuten, denken Sie, er wollte meine Gemahlin, meine Jacinda, mein mir ehelich angetrautes Weib verführen.“

„Das Gelüsten ist ihm nicht übel zu nehmen. Warum aber auch ist Madame Phöbus so reizend und verführerisch,“ sagte Heine mit einen so galanten Seitenblick nach dem Comptoir hin, daß Madame Phöbus vor Freude erröthete.

Jetzt seifte der Bartkünstler seinem Kunden die Wangen oberhalb des Bartes leicht ein, um den überflüssigen Haarwuchs, der die Symmetrie des Angesichts störte, wegzunehmen, als plötzlich eine Faust durch eine Scheibe in der Ladenthür flog, dann ein Mensch herein stürzte und mit einem Kopf in den Spiegel fuhr. Aber der Kopf, der in den Spiegel fuhr, gehörte dem Herrn des Ladens, und die Ohrfeige, die in Blitzesschnelle gegeben wurde, traf das reizende Gesicht der Madame Phöbus, die in ein lautes Geschrei ausbrach.

Der Eindringling stürzte eben so schnell als er hereingekommen war, wieder aus dem Laden; aber auf der Straße faßte ihn das Verhängniß, in Gestalt eines Polizeisergeanten, dem er gerade in die Arme lief.

Phöbus, der sich indessen von dem ersten Schrecken erholt hatte, lief auch auf die Straße und rief:

„Ha! dachte ich's doch, es ist Guillert, das besoffene Schwein. Halten Sie ihn fest, Sergeant, halten Sie ihn sehr fest, damit er Ihnen nicht durch die Finger wischt. Er hat meine Gemahlin geschlagen, hat sich an meinem Haupte vergriffen und mir einen Spiegel für vierhundert Franken zerschlagen; ich werde klagbar werden gegen den Lumpen.“

„Du bist selber ein Lump!“ rief der hin- und hertaumelnde Geselle, der sich vergebens von dem ihn festhaltenden Polizeimann loszumachen suchte, der ihn endlich unter

einem großen Zulauf von Menschen in festen Gewahrsam brachte.

Heine hatte indessen die zitternde, weinende Frau zu beruhigen gesucht. Als der Barbier wieder in den Laden kam, rief er wüthend:

„Dem Hund wird sein Recht angethan werden, Jacinda. Beruhige Dich, mein Seelchen! Hat Dir der Kerl sehr weh gethan? Ach Gott, der schöne Spiegel! Der Hungerleider wird nimmer im Stande sein, mir meinen Schaden zu ersetzen .... aber er soll dafür brummen, bis er schwarz wird.“

„Was konnte wohl den sonst so ruhigen Menschen zu diesen Gewaltthätigkeiten veranlassen?“ fragte nun Heine.

„Was anders, als die ehebrecherische Liebe, die er zu meiner Gemahlin in seinem verruchten Herzen fühlt. Dieser Mensch ist ein Bösewicht, ein Vampyr, der zum Mörder an meiner ehelichen Glückseligkeit werden möchte, aber Jacinda ist ein Engel, ein Seraph, ein ... ein ... Götterweib, die mir treu bleiben will bis in den Tod.... Stellen Sie sich vor, Monsieur Heine, letzten Samstag befand ich mich dort in der Hinterstube; Guillert glaubte, ich hielte Mittagsruhe. Meine Frau war im Comptoir eingeschlafen. Ihre langen kohlschwarzen Wimpern bedeckten ihre schönen Augen, ihre rosigen Wangen glühten, die halboffenen Lippen zeigten die herrlichsten Elfenbeinzähne, die Hand ruhte auf der Lehne des Divans, und ihre Hand, wie Sie sich überzeugen können, Monsieur Heine, ist so klein, so zart, so weiß und weich....“

„Schweige doch mit Deinen Uebertreibungen, Phöbus, oder ich muß wahrhaftig fortgehen,“ rief die junge Frau, die sich des ihr gespendeten Lobes schämte, ihr Mann aber rief:

„Die Wahrheit darf man immer sagen, Jacinda, Du bist schön, das muß Dir der Neid lassen,“ und an Heine gewendet, sagte er: „Doch ich fahre fort in meiner Erzählung. Der verliebte Fant, der keine Ahnung davon hatte, daß ich im

Nebenzimmer beschäftigt war, befand sich kaum drei Schritte von der reizendsten aller Schäferinnen entfernt. Der verliebte, schmachtende Geselle war allein, denn er wartete auf einen Kunden. Seine Augen ruhten mit Wohlgefallen auf seiner hübschen Prinzipalin, welche schlafend noch einmal so reizend war, als wachend.... Nun, Jacinda, Du brauchst mir nicht zu winken, die Wahrheit kann man immer sagen, das ist mein Grundsatz... und wie er sah und sah, Monsieur Heine, fühlte der Verräther ein unwiderstehliches Verlangen, einen magnetischen Zug des Herzens, eine Wahlverwandtschaft, mir, seinem Prinzipal, nach und nach Hörner aufzusetzen, und um anzufangen, schlich er auf den Zehen zu der Schlummernden hin, nahm leise ihre Hand und drückte sie sanft küssend an die Lippen."

„Nun," meinte Heine, „das war im Grunde nur eine der Schönheit dargebrachte Huldigung."

„Meine Frau will aber keine derartigen Huldigungen, sie ist ein treues, eheliches Weib, keine Coquette. Um also weiter zu reden — Jacinda erwacht ganz erschrocken; ich stürze herbei, um mein Lamm vor dem Wolfe zu hüten, Guillert stammelt erröthend und verlegen einige unverständliche Worte, ich warf ihm einen zermalmenden Blick zu, sagte aber kein Wort. — Zum Glück trat eben ein Kunde herein und das Rasirmesser zerhieb den gordischen Knoten."

„Und wie ging es weiter, Herr Phöbus?" erkundigte sich Heine, den die Geschichte zu interessiren schien.

„Meine Frau und ich, wir besprachen uns, indessen der verliebte Gesell die Kunden rasirte, oder vielmehr schindete, denn er hatte den Kopf völlig verloren. Es war Samstag, also Hauptrasirtag. In Erwägung dessen beschlossen wir, diesen Tag und auch noch den folgenden, die Augen zuzudrücken, als aber gestern der Montag anbrach und der Gesell nicht mehr ganz unentbehrlich zum Heil des Geschäftes war, gab ich ihm den Laufpaß, Guillert ließ den Kopf hängen, wie ein

kranker Canarienvogel, preßte die Hand auf das Herz und ging."

„Und nun hat der Mensch dafür Rache an Ihnen und der guten Madame Phöbus genommen."

„Ja, das hat der Unmensch gethan," sagte der Barbier tragisch, „meine zarte Taube hat der wilde Geier gewürgt. O, der Schändliche! Sehen Sie, Jacinda's Wange ist noch ganz geröthet von der erhaltenen Ohrfeige ... aber er soll dafür büßen, ich werde ihn auf die Galeere bringen, wenn ich kann."

„Nehmen Sie es nicht allzustreng mit ihm," sagte Heine fürbittend, „der Mensch schien betrunken, also seines Verstandes nicht mächtig zu sein. Der Wein, dieser Tröster aller betrübten Herzen, scheint sich auch Ihres unglücklichen Gesellen angenommen zu haben; aber leider steigen solche spirituöse Trostgründe leicht zu Kopfe, je leichter sie das Herz machen — daher vergeben Sie dem armen Teufel, was er in der doppelten Trunkenheit der Liebe und des Weines verbrochen hat. Nicht wahr, Madame Phöbus, Sie stimmen mir bei, Ihr Herr Gemahl soll Ihrem Anbeter verzeihen, der nur fehlte, weil Ihre Schönheit ihm den Kopf verdreht hatte."

„Wenn mein Mann will, so habe ich nichts dagegen," erwiderte die schöne Frau unter einem sanften Erröthen, das sie allerliebst kleidete.

„O, allzunachsichtiger Engel, Du wärst im Stande, ihm die Ohrfeige zu verzeihen! ..." rief der Barbier gerührt, dann setzte er wild hinzu: „Aber ich verzeihe ihm nicht ... ich könnte ihn todtschlagen sehen, wie einen wüthenden Hund ... er hat mit unheiliger Hand das Heiligthum Deines Angesichts geschändet ... o, o, o! ... und dann der theure Spiegel, und meine Stirn, die von dem Anprall eine Beule davon getragen hat, ... nein, nein, nein, er soll gerichtet werden mit dem Schwert des Gesetzes."

„Paul, ich bitte Dich, mache keinen Scandal, thue es mir

zu Liebe und laß den Guillert laufen," bat die Frau mit sanfter Stimme.

„O, der Engel bittet für ihn ... ist das nicht rührend, Herr Heine? Haben Sie auch solche edelmüthige Frauen in Ihrem kalten Deutschland? Nein, ich glaube es nicht, sie hat ihres Gleichen nicht in der Welt, sie fleht gleichsam um Gnade für ihren Mörder, für meinen Todtschläger, denn ich bin überzeugt, er wollte mich todtschlagen, um meine Wittwe zu heirathen und das gute Geschäft zu bekommen. Aber ich will großmüthig sein wie Titus, ich will ihm verzeihen...."

Er eilte zu seiner Frau, streichelte und küßte ihr die Hand und nannte sie bei den süßesten Namen. — Das Ehepaar dem Erguß seiner Zärtlichkeit überlassend, griff Heine zu seinem Hut und verließ die Barbierstube.

Ein geprellter Wucherer.

Heine begab sich in den Luxembourg, wo er lange einsam in den schattigen Alleen umherwandelte, die durch Jahrhunderte hindurch so viele Generationen haben erblühen und vergehen sehen. Er athmete mit Wollust den Duft der Blumen ein, hörte mit stillem Vergnügen den Gesang der Vögel, und sah dem muntern Treiben der Kinder zu, die unter der Aufsicht ihrer Bonnen sich geräuschvoll herumtummelten, oder auch sich mit stilleren Spielen vergnügten.

Da, als er eben aus einer Allee in die andere biegen wollte, rannte er an einen jungen Mann an, der unter dem Namen Sylvester, gar anmuthige Dramen und Lustspiele schrieb, die mit Glück auf verschiedenen Bühnen von Paris aufgeführt wurden.

Die beiden Schriftsteller begrüßten sich mit einem herzlichen Händedruck und gingen dann plaudernd in dem weitläufigen Garten auf und nieder. Bald drehte sich ihr Gespräch um Literatur, Heine erkundigte sich, ob Sylvester's neuestes Stück, das er am Theatre français eingereicht hatte, schon angenommen sei.

„Noch nicht," gab dieser zur Antwort, „man hat heut' zu Tage mit gar zu viel Schwierigkeiten zu kämpfen .... meine Stücke sind gut, sie gefallen, und dennoch mache ich nicht viel Geld damit. Ja, wer ein Glückskind wäre, wie Scribe. Im

Jahre 1810 wurde das erste Stück von ihm aufgeführt, welches der Derwisch hieß. Neulich zeigte er mir und einigen Freunden sein Rechnungsbuch, woraus sich ergab, daß er bis jetzt von den französischen Theatern nicht weniger als zwei Millionen einmalhundert und zweitausend Franken eingenommen hat."

„Das ist eine runde Summe," rief Heine mit der Zunge schnalzend, „die wird ein deutscher Dichter mit allem Fleiß nie verdienen."

„Und doch hat er Stücke geschrieben, unter die ich meinen Namen nicht setzen möchte," hob Sylvester wieder an; „ich versichere Sie, man findet wahren Schund unter seinen Stücken, aber er hat einmal Glück, darum werden seine Sachen aufgeführt und reichlich honorirt; mit seinem neuesten Werke, dem Glas Wasser, wird er allein ein Vermögen erwerben."

„Es geht mit Scribe wie mit unserm Goethe," versetzte Heine, „auch dieser hat neben seinen Meisterwerken Zeug geschrieben, daß jeder Mann von Geist und Geschmack verläugnen würde — seine Romane sind ungenießbar für unsere Zeit, aber dennoch liest sie das Publicum, es verschlingt sie, oder es würgt sie mit Gewalt hinunter, auf die Gefahr hin, eine literarische Indigestion davon zu tragen, weil es einmal Mode ist, den Goethecultus mitzumachen. Man glaubt sich verpflichtet, das oft triviale Zeug bewundern zu müssen, weil es Goethe geschrieben hat, der im Himmel der Poesie und Romantik längst heilig gesprochen wurde. Würde aber heut' zu Tage ein Schriftsteller auftreten, der Aehnliches zu Tage fördern wollte, so würde man ihn mit Schimpf und Schande aus der Arena der Literatur verjagen, die Kritik würde ihn durch unablässige Federstiche langsam zu Tode martern, um ihn sodann in dem Meere der Vergessenheit unbeachtet versinken zu lassen."

„Ja, ja, so ist es," sagte Sylvester, „Scribe ist eben in Aufnahme, aber die Zeit wird ihn richten und ihm mit rauher

Hand viele der Lorbeerblätter abstreifen, mit denen er jetzt seinen Schädel eben so geckenhaft als hochmüthig ziert."

„Der Geschmack ist Modesache, jede Periode hat ihren Geschmack, den die nachfolgende Generation verdammt; vor allen Dingen aber gehört Glück dazu, wenn der Schriftsteller auf der von ihm erwählten Bahn vorwärts kommen soll."

„Ja, ja, Glück, das verteufelte Glück, das man nicht, wie die Gelegenheit, beim Schopfe fassen kann, wenn man es am Nöthigsten braucht. Glauben Sie wohl, daß ich bei all' meinem Fleiß zuweilen kein Geld habe, daß ich in der schändlichsten Verlegenheit bin."

„Das glaube ich Ihnen gern," lachte Heine, „denn ich bin oft in derselben Schule krank."

„Es ist entsetzlich, wenn man mit der Hand in eine leere Tasche fährt, während uns Gläubiger verfolgen. — Hören Sie, Monsieur Heine, waren Sie schon einmal in der Porzellanfabrik zu Sèvres?" setzte er, von dem bisherigen Thema plötzlich abspringend, hinzu.

„Nein, ich bin noch nie dort gewesen."

„Nun, so thuen Sie mir den Gefallen und fahren Sie mit mir hinaus. Ich habe einen Freund unter den dortigen höheren Angestellten, wir werden bei ihm zu Mittag essen, dann wird er uns die ganze Fabrik zeigen, Sie werden wunderbare Dinge zu sehen bekommen. Ja, wollen Sie mir den Gefallen thun?"

„Nun ja, ich will gelegentlich einmal mit Ihnen hinaus fahren, es interessirt mich, diese großartige Fabrik einmal in ihren einzelnen Bestandtheilen zu sehen."

„Nein, nicht gelegentlich, sondern heute, gleich."

„Das kann nicht wohl angehen, mein Lieber."

„Es muß angehen," rief Sylvester immer dringender, „ich bitte, ich beschwöre Sie, liebster Monsieur Heine, versagen Sie mir meine Bitte nicht. — Ich will mich Ihnen anvertrauen.

In einer dringenden Geldverlegenheit wandte ich mich an einen Wucherer, um Geld von ihm zu borgen. Nun ist der Wechsel verfallen, ich kann nicht zahlen, der schändliche Blutegel will nicht warten bis mein neues Stück angenommen ist ... er läßt mich gerichtlich verfolgen, will mich nach Sainte-Pelagie bringen lassen ... ich darf mich nur mit der größten Vorsicht auf der Straße zeigen und zu Hause vermag ich es nicht auszuhalten. Ich bedarf der Zerstreuung, das werden Sie begreifen. O bitte, gehen Sie mit."

„Aber wie kann ich, als Unbekannter, Ihrem Freunde so geradezu in's Haus fallen."

„Das lassen Sie meine Sorge sein, Sie werden auf das Freundlichste aufgenommen werden."

Heine machte noch einige Einwendungen, die aber Sylvester alle siegreich niederschlug. So verließen sie denn Arm in Arm den Luxembourg, bestiegen einen Omnibus, fuhren durch die endlose Rue-St.-Jacques und gelangten endlich nach Sèvres, wo Sylvester's Freund gerade im Begriff war, sich mit seiner Familie zu Tische zu setzen. Die beiden Herren, auf das Herzlichste bewillkommnet, mußten Platz nehmen, und das einfache, aber gut zubereitete Mahl, wurde unter heitern Scherzreden verzehrt.

Nach Tische führte der Inspector seine Gäste in die Fabrik und ließ sie vom Uranfang an die ganze Fabrication des Porzellans sehen. Von dem Orte an, wo das Material bereitet wurde, gingen sie in die Stuben, wo die Gefäße ihre graziösen Formen erhielten, dann zu den Oefen, wo sie gebrannt wurden; sie besuchten die Räumlichkeiten, wo die verschiedenen Künstler und Künstlerinnen die herrlichsten Gemälde darauf zauberten, so wie jene, wo man das Porzellan vergoldete, und endlich betraten sie die Säle, wo die fertigen Vorräthe in reicher Auswahl aufgestellt waren und den Augen einen prachtvollen Anblick darboten:

Als sie die Waarenlager verließen, kamen sie an einem Orte vorbei, wo ein großer Haufen Scherben lag.

„Was ist denn das?“ fragte Sylvester.

„Zerbrochenes Porzellan, wie Du siehst,“ erwiderte der Inspector, „wir haben es mit sehr zerbrechlicher Waare zu thun, dabei geht viel verloren.“

„Es ist jammerschade um die hübschen Sachen, die so schön gemalt und vergoldet sind,“ sagte Heine.

„Leider sind die feinsten Stücke dem Mißglücken am meisten ausgesetzt.“

„Und was machen Sie mit diesen Scherben?“

„Nichts! Hin ist hin, verloren ist verloren, heißt es auch hier. Der Schade, den die Fabrik jährlich durch Zerbrechen erleidet, ist sehr bedeutend.“

„Das glaube ich, Herr Inspector.“

Sylvester hatte indessen dagestanden und den Trümmerhaufen angestarrt, ohne eine Wort zu sagen. Plötzlich wurde sein Gehirn von einem närrischen Gedanken durchblitzt, den er sofort auszuführen beschloß.

„Eugen,“ wandte er sich an den Inspector, „Eugen, darf ich eine Auslese aus diesen schönen Zerbrochenheiten mitnehmen?“

„Was Teufel willst Du denn mit den Scherben anfangen, die Dir zu nichts nützen können?“

„Das ist vor der Hand mein Geheimniß.“

„Ich wette, der närrische Junge will einer Geliebten ein Präsent damit machen, und ihr aufbinden, die Kostbarkeiten wären unterwegs durch den Transport zerbrochen worden,“ sagte der Inspector lachend zu Heine.

„Hm! ja, so Etwas; doch hast Du es nicht ganz getroffen,“ gab Sylvester mit einer schelmischen Miene zur Antwort. „Ich darf mir also von dem zertrümmerten Zeug einiges mitnehmen?“

„Von Herzen gern, suche Dir aus, was und wie viel Dir gefällt."

Sylvester wählte nun mit größter Sorgfalt die schönsten Bruchstücke aus, besonders suchte er Alles, was zusammen paßte und dieselbe Farbe und Form hatte. Der Inspector war ihm dabei behülflich.

Als der junge Mann seine Auswahl getroffen hatte, wurde Alles sorgfältig in eine Kiste verpackt; man verabschiedete sich von dem Inspector, dann fuhren Sylvester und Heine nach Paris zurück.

Unterwegs fragte der Letztere: „Aber so sagen Sie mir nur um Gotteswillen, was Sie mit dem zerbrochenen Zeuge machen wollen?"

„Kommen Sie morgen früh um neun Uhr zu mir, dann sollen Sie es erfahren," gab der Angeredete mit einem verschmitzten Lächeln zur Antwort — „aber seien Sie ja pünctlich, um nicht eine höchst ergötzliche Scene zu verpassen, die ich vielleicht später einmal zu einem Lustspiel benutzen werde."

Als der Omnibus still hielt, trennten sich die beiden Freunde, nachdem sie noch einen Händedruck mit einander ausgetauscht hatten. Sylvester ließ die Kiste durch einen Commissionair in seine Wohnung schaffen.

Kaum zu Hause angekommen, warf sich Sylvester an den Schreibtisch und schrieb an seinen Wucherer:

> „Kommen Sie morgen früh zehn Minuten nach neun Uhr in meine Wohnung, Ihr Geld liegt bereit, aber seien Sie ja pünctlich, denn früher kann ich Sie nicht empfangen, und später muß ich ausgehen."

Am andern Morgen arrangirte Sylvester auf einem großen Präsentirteller die Bruchstücke des Porzellans, daß sie wie ganz aussahen, auf einem Tisch hart an der Stubenthür. Man glaubte ein herrliches Kaffeeservice und zwei

prachtvolle Vasen vor sich zu haben, doch war der Tisch so gestellt und eingerichtet, daß er bei dem leisesten Anstoß umfallen mußte.

Als Heine kam, würde er von Sylvester's Diener empfangen, der ihn hinten herum durch das Schlafzimmer in den Salon seines Herrn führte.

Die Rouleaux waren herabgelassen. Sylvester saß am Schreibtisch.

„Geschwind," rief er Heine entgegen, „setzen Sie sich neben mich, nehmen Sie eine Feder in die Hand und nehmen Sie eine ernste gelehrte, Miene an, die Comödie wird gleich angehen."

„Aber ich begreife nicht...."

„Sie werden gleich Alles begreifen, nur einen Augenblick Geduld."

Jetzt ertönte die Klingel, Schritte wurden auf dem Vorplatz hörbar, es klopfte an. Sylvester rief ein donnerndes Herein.

Die Thür ging auf, ein kleines, vertrocknetes, unsauberes Männchen mit struppigen Haaren erschien auf der Schwelle — trügerisches Helldunkel herrschte im Zimmer, im Vorschreiten stieß er an den Tisch, dieser fiel um, das Porzellan lag in tausend Stücken am Boden.

Sylvester spielte den Erschrockenen sehr täuschend. Mit gerungenen Händen sprang er auf und rief mit hohler Grabesstimme:

„Mein Gott, was haben Sie gemacht, Unglücklicher! Sie haben dieses herrliche Porzellan aus Sèvres zerbrochen."

„Sie haben was Schönes angerichtet," mischte sich nun auch Heine ein.

Unfähig ein Wort hervorzubringen, stand der alte Wucherer blaß und zitternd da.

„Die Sachen gehören meinen Oheim in Bordeaux," hob

Sylvester wieder an, „sie sollten noch heute an ihn abgeschickt werden."

„Der Herr kennt doch das Sprichwort: Wer die Gläser zerbricht, bezahlt sie! Das gilt auch von dem Porzellan," ließ sich Heine abermals vernehmen.

„Da lesen Sie die Rechnung," rief Sylvester, ihm eine Schneiderrechnung hinhaltend, „die zerbrochenen Sachen kosten zwölfhundert Franken."

„Zwölfhundert Franken!" stöhnte der Wucherer, der vor Schrecken zusammengebrochen sein würde, wenn ihn Sylvester nicht aufgefangen und auf einen Stuhl niedergelassen hätte, und nochmals rief er mit einem tiefen Seufzer: „Zwölfhundert Franken."

„Wie Sie sehen," erwiderte Sylvester. „Wir können übrigens die Scherben durch Experten taxiren lassen, was sie werth sind, kommt Ihnen zu gut. Betrachten Sie das Theegeschirr nur näher; die berühmte Madame Jacotot hat die Malereien dazu geliefert, das Porzellan ist von der feinsten Sorte."

„Aber mein Herr," rief nun der Wucherer, „Sie werden mir doch nicht zumuthen, einen Schaden zu ersetzen, den ich nicht willkürlich verursacht habe?"

„Willkürlich oder nicht, Sie haben ihn verursacht und müssen ihn bezahlen."

„Nein, nein, nein, ich bezahle ihn nicht — ich will jedoch etwas thun .... ich will Ihnen hundert Franken vergüten."

„Herr Bizon, was würden Sie dazu sagen, wenn ich Sie, statt der fünfhundert Franken, die ich Ihnen schulde, mit zehn Franken abfinden wollte. Würden Sie darauf eingehen?"

„Das ich ein Narr wäre, mein volles Geld muß ich haben sammt den Zinsen und auch noch Verzugszinsen."

„Nun, sehen Sie, dasselbe wird mein Onkel sagen; er wird auf dem vollen Schadenersatz bestehen.“

„Daß Sie aber auch das verfluchte zerbrechliche Zeug mir in den Weg stellen mußten.“

„Das Sie aber auch so unbegreiflich ungeschickt sein mußten, wider einen Tisch zu rennen, der doch groß genug ist, um in die Augen zu fallen.“

„Es ist eine Ungerechtigkeit, etwas von mir zu verlangen.“

„Es wäre eine noch viel größere Ungerechtigkeit, mir zuzumuthen, für einen Schaden einzustehen, den Sie verursacht haben. Ich frage Sie also zum letzten Mal: wollen Sie zahlen oder nicht?“

Es gab nun eine Scene, die Moliere's würdig gewesen wäre.

Der Wucherer wandte und drehte sich wie ein Wurm; er sträubte sich mit Macht, er versuchte es mit Zanken und Bitten. Da schien Sylvester endlich alle Geduld zu verlieren, er griff zum Hute und sagte:

„Eins, zwei, drei, wollen Sie zahlen oder nicht?“

„Und wenn ich nun nein sage.“

„So gehe ich geraden Wegs zum Friedensrichter und werde eine Klage gegen Sie erheben, dann werden Sie schon geschmeidiger werden. Also noch einmal, wollen Sie zahlen oder nicht?“

Der Wucherer seufzte gewaltig, er stöhnte, daß es ein wahrer Jammer war, dann sagte er mit einem verzweiflungsvollen Blick: „In Gottes Namen, schreiben Sie an Ihren Onkel, suchen Sie die Sache zu vermitteln.... O, welch' ein Unglückstag! Bewegen Sie ihn, daß er mir die Hälfte nachläßt... ich bin ein unbemittelter Mann, habe eine Frau und fünf Kinder zu ernähren... solch ein Schlag ruinirt mich... o Gott! o Gott!“

„Stellen Sie sich doch nicht gar so unglücklich," rief Sylvester, der mit Mühe sein Lachen verbiß. „Ich werde mein Möglichstes thun, um meinen Onkel zu bewegen, Ihnen etwas nachzulassen. Indessen habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Nun, und mein Geld, um dessentwillen Sie mich herbeschieden haben," sagte der Wucherer mit angsthaft aufgesperrten Augen.

„Das," sagte der junge Dichter mit ernster Würde, „das werde ich einstweilen als Depositum behalten, bis die Streitfrage entschieden ist."

Nun gab es abermals Zank und Streit, aber der Schriftsteller trat seinem Gläubiger mit solcher Entschiedenheit entgegen, daß er endlich unter heimlichen Verwünschungen sich fügen mußte und, vor Zorn fast weinend, den Rückzug antrat.

Kaum hatte er die Thür des Vorzimmers zugemacht, als die beiden Zurückbleibenden in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Sieg! Sieg!" rief Sylvester durch die Stube tanzend, „der alte Fuchs ist geprellt, nun gewinne ich vierzehn Tage Zeit, indessen wird mein Stück angenommen, dann kann ich den Blutsauger bezahlen und ihn den Scherz eingestehen, denn prellen will ich ihn nicht um sein Geld."

„Sie haben meisterhaft gespielt," sagte Heine; „die Scene war Geld werth, sie war mir lieber als das schönste Theaterstück. Die Angst des alten Geizhalses war zu komisch."

Jetzt ertönte abermals die Schelle. Gleich darauf brachte der Bediente seinem Herrn einen Brief. Sylvester erbrach das Siegel, und nachdem er einen Blick auf den Inhalt geworfen, rief er freudestrahlend:

„Der heutige Tag ist ja ein wahrer Triumphtag für mich — jetzt bin ich aus allen Sorgen, mein Stück ist angenommen, ich kann mir Vorschuß geben lassen und werde das filzige Un-

geheuer noch heute befriedigen. — Doch jetzt, lieber Heine, lassen Sie uns in den Rocher-de-Cancale gehen und ein tüchtiges Frühstück einnehmen; wir haben es wohl verdient, ein paar Dutzend Austern zu essen und sie mit Champagner hinunter zu schwemmen."

Literarische Größen.

Es klopfte an.

„Herein!" rief Heinrich Heine.

Alphons Karr, der berühmte und gefürchtete Verfasser und Herausgeber der Wespen trat bei ihm ein und reichte ihm mit einem freundlichen Gutenmorgen die Hand.

Alphons Karr sah bleich und angegriffen aus, denn er war kaum erstanden vom Schmerzenslager, auf das ihn eine Wunde geworfen hatte, die ihm durch einen Mordanfall auf offener Straße, bei hellem Tage in den Rücken durch eine Dame, die Dichterin Louise Collet, geschlagen worden war, die er in seinen Wespen ein wenig stark mitgenommen hatte.

„Wie geht es mit Ihrer Gesundheit?" fragte Heine mit Antheil. „Sind Sie vollkommen wieder hergestellt von dem niederträchtigen Anfall, der Ihr Leben meuchelmörderisch bedrohte?"

„Nun, es geht so ziemlich," erwiderte Karr, indem er sich behutsam in einen Sessel niederließ, den ihm Heine hingeschoben hatte, „die Wunde ist vernarbt; ich bin nur noch etwas angegriffen von dem starken Blutverlust. Wäre der Stich nur um zwei Linien tiefer gegangen, so würde ich in diesem Augenblick nicht bei Ihnen sitzen, sondern lang ausgestreckt auf dem Père-La-Chaise in jener ewigen Ruhe liegen,

aus der man nicht mehr aufgestört werden kann. Das Weib führt einen guten Stoß."

„Sie muß einen ungewöhnlichen Muth besitzen, eine kühne Entschlossenheit, die vor nichts zurückbebt, da sie sich bei hellem Tag an einen Mann wagte. Sie hätte unter Umständen, eine zweite Charlotte Corday werden könne."

„Nicht doch, Freund, dazu fehlt ihr der edle, große Zweck, die heilige Vaterlandsliebe, die dem allgemeinen Besten das eigene Leben zum Opfer bringt. Nein, diese Louise Collet ist eine ganz gewöhnliche Megäre, die aus beleidigter Eitelkeit zur Mörderin an mir werden wollte."

„Sie haben sie wohl sehr hart mitgenommen in Ihren Wespen?"

„Allerdings habe ich das gethan, doch sie hatte es verdient durch ihr Betragen. Sie hat mich gleichsam dazu herausgefordert durch unzählige kleine Beleidigungen, ich mußte sie ein für allemal zum Verstummen bringen, ich setzte daher meine Feder an und schilderte sie in so natürlichen, wahrheitsgetreuen Zügen, daß jedes Kind auf der Straße den hochmüthigen Blaustrumpf mit dem Pfauenschweif erkennen mußte."

„Und Ihre Feder tauchten sie natürlich in Galle und Gift."

„In Galle, nein — die verstand sie mit ihren Erbärmlichkeiten nicht bei mir rege zu machen, und des Giftes hielt ich sie nicht werth — aber mit dem ächzenden Scheidewasser der Satyre, mit der beißenden Lauge des Spottes habe ich sie übergossen, bis sie gleichsam darin ertrank. Sie setzte Himmel und Erde in Bewegung, um mich zu einem förmlichen Widerruf, zu einer Ehrenerklärung zu bewegen, aber ich blieb unerschüttert wie ein Fels, denn sie hatte ihre Strafe wohl verdient."

„Und da wollte sie aus Rache zur Mörderin an Ihnen werden?"

„Sie gab mir einen tüchtigen Stich für zahllose kleine,

aber höchst schmerzliche Nadelstiche, die sie bei jeder Gelegenheit von mir empfangen hatte. Es ist das erste Mal, seit ich die Wespen herausgebe, daß es mir passirte, eine Frau Spaßes halber abzumalen. Das war ein Zeichen von schlechtem Geschmack, und deshalb ist mir es recht, daß mir eine gute Lehre daraus erwuchs. Dieses erwägend, gestehe ich offen, die Frau hatte nicht so ganz Unrecht — ich räume sogar ein, daß in dieser Art von Zorn und Eifer, eine Injurie zu rächen, persönlich, allein am hellen Tage, ein Zug von Energie, Muth und Noblesse nicht zu verkennen sein würde, wenn das Messer nur kein gewöhnliches Küchenmesser gewesen wäre."

„Ein Küchenmesser?"

„Ja, ich habe es jetzt unter meinen Gemälden und Statuetten in meinem Zimmer aufgestellt, mit der Inschrift: Donné par Madame Louise Collet dans de dos de Monsieur Alphonse Karr."

„Sie werden nun einen Strauß vor Gericht mit ihr zu bestehen haben."

„Leider ist sie von den Leuten, welche Zeugen des Vorfalls waren, gegen meinen Wunsch und trotz meiner inständigen Bitten, festgenommen worden. Ich würde, um den öffentlichen Scandal zu vermeiden, geschwiegen haben, würde vorgegeben haben, nicht zu wissen, wer mir den Stoß versetzt, dann hätte die Sache ein Ende gehabt, denn wo kein Kläger ist, ist natürlich auch kein Richter. Doch über dem Sprechen über das vertrackte Weib, habe ich noch nicht einmal Zeit gehabt, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Wie geht es Ihnen, lieber Heine?"

„Physisch wohl für den Augenblick, doch moralisch um so schlechter!"

„Wie so?"

„Mich wandelt oft eine Art Heimweh an. Wenn ich Deutschland's gedenke, so kommt mir das Weinen, das muntere Frankreich kommt mir dann recht trübselig vor."

„Das sind seelische Verstimmungen, die vorüber gehen werden; zudem wird das Pariser Leben Sie bald wieder aufheitern."

[*] „Ach!" erwiderte Heine seufzend, „nur der kalte, trockene Verstand herrscht in dem witzigen Paris, während in Deutschland Narrheits- und Glaubensglocken läuten. — Hier sind freilich die Menschen artig, aber die Grobheit, die ich einst im Vaterland genossen, war mein Glück, und ich möchte nur einmal wieder die deutschen Nachtwächterhörner tuten hören."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn wieder klopfte es an, und in äußerst eleganter Kleidung schob sich ein schöner, behäbiger Mann mit großen, schwarzen Augen, leicht geringelten dunkeln Haaren und einem frischen, geistreichen Gesicht, etwas langsam zur Thür hinein. Es war Jules Janin, der beliebte Feuilletonist des Journal-des-Debats.

„Ach, Alphons, willkommen unter den Lebenden," rief er mit Antheil und reichte dem Autor der Wespen die Hand. — „Wie geht es, mein deutscher Poet?" wandte er sich sodann an Heine, „stehen Sie noch immer auf einem freundschaftlichen Fuße mit den Musen? Es trieb mich an, Sie aufzusuchen, Sie lassen sich weder mehr in meiner Wohnung, noch in meinem Redactionsbureau sehen, Sie machen sich völlig rar."

Heine brachte eine geeignete Entschuldigung vor, dann kam das Gespräch wieder auf den Mordanfall, der auf Karr gemacht worden war. Heine bot den Herren Cigarren an, ächte Panatellas, steckte eine Wachskerze in Brand und holte eine Flasche Turiner Liqueur herbei, der sehr wohlschmeckend gefunden wurde. Nachdem Jules Janin den geistigen Gehalt der süßen Flüssigkeit auf der Zunge geprüft hatte, rief er:

„Das ist zugleich lieblich und voll geistigen Gehalts, wie die Lieder unsers deutschen Dichters. Was schreiben Sie denn eben, Heine?"

„Nicht viel; deutsche und französische Artikel für verschiedene

Journale, hie und da ein kleines Lied, sonst nichts — ich bin eben nicht in der Stimmung zu größern Werken."

„Gerade so geht es mir," rief Janin, „mein Feuilleton und die Theaterkritiken nehmen mich so ganz und gar in Anspruch, daß mir keine Zeit übrig bleibt, nebenbei noch etwas Anderes zu schaffen."

„Sie sind in der letzten Zeit sehr scharf geworden in Ihren Kritiken," bemerkte Karr.

„Meinen Sie?" rief Janin mit einem zufriedenen Lächeln. „Gegen Bühnenkünstler kann man eigentlich nie scharf genug sein, denn sie werden gleich übermüthig. In einem Artikel, den ich eben in die Druckerei gegeben, habe ich die Rachel gehörig herunter gerissen."

„Die Rachel, die bewährte Künstlerin?" rief Heine erstaunt.

„Arme Taube, wie mag sie in den Fängen des Geiers zappeln," setzte Karr hinzu, „warum haben Sie das gethan, Janin?"

„Weil die Uebermüthige es verdient," erwiderte der Feuilletonist. „Ich habe die Rachel gehoben, und bin auch der Mann, sie zu stürzen."

„Aber warum das?" fragte Heine wieder.

„Weil sie nicht weiter schreitet in ihrer Kunst, sondern stehen bleibt und einseitig wird, Alles Talent in der Welt ist nicht hinreichend, die Neugierde eines einzigen Menschen zu befriedigen, wenn dieses Talent stets dasselbe bleibt und sich stets in derselben Sphäre bewegt."

„Ihre Declamation ist aber doch bewunderswürdig," warf ihm Karr ein.

„Das ist sie, aber trotz dieser bewunderswürdigen Declamation, weiß man immer schon im Voraus, was kommt. An einer großen Schauspielerin gefällt aber vor allen Dingen das Ueberraschende, Unvorhergesehene. Nur wer sich stets neu

zeigt, den mag man alle Tage wiedersehen. Man lobt ihn heute, tadelt ihn morgen, bald entlockt er uns ein Lächeln, bald Thränen. Doch ganz anders ist es mit Darstellern, die man auswendig weiß, bei denen man jede Betonung, jede Bewegung schon im voraus kennt. Da wandelt einen manchmal süßer Schlummer an, und daher kommt es, daß das Publicum sich der Rachel gegenüber zuweilen so lau, ja, so kalt zeigt. Sie bietet dem Parterre, welches so ziemlich immer aus denselben Leuten besteht, nichts Neues — von ihm aber ist Rachel's junges Talent zuerst aufgemuntert worden, es hat ihr den Immortellenkranz auf die Stirn gedrückt und sich dann zurückgezogen."

„Zurückgezogen! Das möchte ich denn doch bezweifeln," warf ihm Heine ein.

„Ja, zurückgezogen," behauptete Janin mit fester Bestimmtheit, „denn wenn es jetzt die Rachel in Cinna oder in der Andromache auftreten sieht, so findet es zwar die Darstellerin kühn, erhebend, correct, zuweilen sogar begeistert und stolz, aber diese Kühnheit hat keine Fortschritte gemacht, die Erhebung ist schwächer geworden, die Begeisterung hat um einen Grad abgenommen, und in gleichem Maaße hat auch die Bewunderung des Publicums nachgelassen."

„Und Sie glauben ..."

„Ich glaube nicht nur, sondern ich bin fest überzeugt, daß das Alles nur darum geschieht, weil die Rachel ganz dieselbe geblieben ist und keine Entwickelungen durchgemacht hat. Nun bleibt das früher so stürmische Publicum kalt und stumm, wie neulich bei ihrer Darstellung der Andromache; ja, man fand allgemein, daß das Trauerspiel zu lang ausgesponnen sei, und wartete sehnsüchtig auf die erheiternden Couplets im nachfolgenden Stück."

„Es sollte mir leid thun für das Mädchen, wenn dem wirklich so wäre," sprach Karr dazwischen.

„Es ist so," rief der Feuilletonist etwas barsch, „die

Rachel hat nothwendig einen Theil ihrer frühern Gewalt einbüßen müssen; die ungewöhnliche Kälte, welche das Parterre ihr jetzt zeigt, wirkt erstarrend auf sie ein, denn es ist mit ihr schon dahin gekommen, daß sie das Beifallklatschen, das Gemurmel der Menge, die ungetheilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden nöthig hat. Fehlt der Beifall, so wird sie befangen und verwirrt, sie vergißt dann nicht etwa ihre Rolle, wohl aber das Stück in seiner Totalität; sie fängt dann, um Beifall zu erobern, zu übertreiben an, erscheint wüthend, wo sie aufgeregt spielen müßte, wird hochtrabend, wo sie großartig sein sollte, kurz, sie vernichtet durch Bizarrerien alle künstlerischen Wirkungen."

„Und das haben Sie in Ihrer Kritik ausgesprochen, Jules?" fragte Karr.

„Ja, Alphons, das habe ich ausgesprochen als Gegengewicht gegen die maßlosen Lobhudeleien und auch damit Rachel in neuen Rollen auftreten möge."

„Entweder werden Sie sie damit zerschmettern und völlig entmuthigen, oder sie veranlassen, sich durch einen neuen Aufschwung zur höchsten Höhe zu erheben," sagte Heine.

„Hoffen wir das Letztere," rief Karr, „denn wenn ihr Talent und mit ihm die großen Einnahmen zurückgingen, so wäre das eine große Widerwärtigkeit für ihren Papa, den alten Juden Felix, der früher mit Brillengläsern handelte, die er in einem Tragkasten feil bot, sich jetzt aber an die comfortable Einrichtung und das gute Leben gewöhnt hat, welches er dem reichen Einkommen seiner Tochter verdankt."

„Man erzählt in dieser Beziehung eine hübsche Anecdote von ihm," sprach Janin.

„Lassen Sie hören," rief Heine, mich interessirt Alles, was sich auf die talentvolle junge Schauspielerin bezieht."

„Der alte Felix," hob Janin an, „hat sich wunderbar schnell in den Glückswechsel hinein gelebt, der ihm durch das Talent seiner Tochter zu Theil geworden ist, daher runzelt er

bei dem bloßen Gedanken einer Heirath derselben, die Stirn, knirscht mit den Zähnen und verwendet seine Tage zum Schutz und Trutz gegen die zahllosen Liebhaber des Gehaltes seiner Tochter."

„Er kann ihr aber doch das Heirathen nicht verbieten," rief Karr, indem er den eingesogenen Dampf seiner Cigarre wieder durch die Nasenlöcher ausließ.

„Dennoch scheint er diese Absicht zu haben, denn so wie ein Freier seinen Antrag vorbringt, ruft er voll Entsetzen: Was fällt Ihnen ein, Herr! das Kind ist zum Heirathen noch viel zu jung, werde ich doch nicht aussetzen einer Gefahr ihrer kostbare Gesundheit; warten Sie, bis sie ist geworden majorenn."

„Der Alte scheint ein schlauer Fuchs zu sein, welcher das Huhn, das ihm goldene Eier legt, treulich behütet," sagte Heine lachend.

„Doch, um zu meiner Anecdote zu kommen," nahm Janin wieder das Wort, „muß ich sagen, was ein Freund, der dabei zugegen war, mir neulich erzählte. „Papa, wann bin ich denn eigentlich majorenn, um zu thun was ich will, und mich nach Gefallen zu verheirathen?" fragte Rachel ihren Vater. — „Nie," antwortete höchst naiv der gestrenge Papa. Doch zum Glück fiel ihm noch früh genug ein, daß er eine Dummheit gesagt habe, und er verbesserte sein Versehen durch die zartsinnige Wendung: „Oder doch so spät als möglich!"

Karr und Heine lachten noch über die Herzensangst des Vaters vor den Freiern seiner Tochter, als, eine Opernarie trällernd, eine helle Stimme erschallte, dann ein leichter Schritt sich auf dem Vorplatze hören ließ und hierauf die Thür ungestüm aufgerissen wurde. Es erschien auf der Schwelle ein junger Mann mit bleichen, weichen Zügen, einer hohen Stirn, die große, geistige Fähigkeiten bekundete, dunkeln Augen und Haaren, dessen Gestalt aber, welche starke Hüften zeigte, nicht

gänzlich mit den Begriffen harmonirte, die man sich in der Regel von einer schönen männlichen Gestalt macht.

„George Sand," riefen drei Stimmen, und drei Hände streckten sich dem Eintretenden zur bewillkommnenden Begrüßung entgegen.

„Ich grüße Sie, meine Herren," sagte im Nähertreten die Frau, die sich unter dem männlichen Namen George Sand durch ihre Romane Lelia, Indiana, Valentine und andere europäische Berühmtheit erworben hatte und, allem weiblichen Gebahren entsagend, sehr häufig in Männerkleidung einherzugehen pflegte, „ich grüße Sie und freue mich, Sie beisammen zu finden, weil dieser zufällige Umstand mir zwei weitere Besuche erspart, da ich eine Aufforderung an sämmtliche Schriftsteller zu richten habe."

Bei diesen Worten ging sie auf die drei Herren zu und reichte Jedem die Hand mit einem kräftigen Druck. Hierauf Hut und Stöckchen ablegend, nahm sie Platz auf dem ihr hingeschobenen Stuhle, sog begierig schnuppernd den Rauch ein, den die Raucher ausdampften, und nach einer Cigarre greifend, rief sie:

„Mit Erlaubniß; einer echten Panatellas vermag ich nie zu widerstehen."

Sie brannte die Cigarre an, bließ mit wollüstigem Behagen einige Dampfwolken von sich, und nachdem ihr Heine ein Gläschen Liqueur eingeschenkt, schlürfte sie es aus, nachdem sie seinen Gehalt mit Kennermiene geprüft hatte, und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

Heine fragte, was ihm die Ehre ihres Besuchs verschaffe.

Nachdem sie einige weitere Züge gethan hatte, erwiderte sie:

„Es bereitet sich ein großes, eben so interessantes als merkwürdiges Drama vor, Madame Lafarge wird vorläufig in Brives wegen des Diamantendiebstahls abgeurtheitt werden. Ich erachte es für nothwendig, daß alle Schriftsteller und

Künstler von Bedeutung sich dahin begeben, um diesem Act der Gerechtigkeit beizuwohnen, die Einen, um an der Verbrecherin Studien zu künftigen Werken zu machen, die Anderen, um sie mit Griffel, Pinsel und Meisel abzubilden, und so komme ich, als guter Kamerad, meine Herren, um Sie aufzufordern, sich bei diesem von mir in Brives gegebenen Rendez-vous einzufinden."

„Ich nehme die Aufforderung an," sagte Karr, „denn ich gedenke in meinen Wespen über die Verhandlungen zu sprechen."

„Auch ich werde kommen, denn ich muß in meinem Feuilleton eine Relation über diese cause célèbre geben," rief Janin.

Heine schwieg, düster vor sich niederschauend, still.

„Und Sie, Cousin Heine?" fragte die Schriftstellerin erwartungsvoll.

„Ich werde nicht hingehen," stieß er mit einem verhaltenen Seufzer hervor.

„Nicht! Das wundert mich. Sind Sie nicht Correspondent der Augsburger allgemeinen Zeitung?"

„Das bin ich und werde auch wahrscheinlich einen Artikel über dieses düstere Drama schreiben, das noch lange nicht zu Ende ist, aber ich bin nicht grausam genug, um mit kaltem Blute der Marter des Schlachtopfers beiwohnen zu können, dessen Schuld noch lange nicht erwiesen ist."

„Halten Sie denn die Unschuld dieser Frau für möglich?" fragte Janin mit einigem Erstaunen.

„So lange ihre Schuld nicht erwiesen ist, halte ich sie für unschuldig, und mit Gewißheit möchte ich behaupten, daß sie den Giftmord nicht begangen haben kann."

„Worauf stützt sich diese Ihre Ansicht," rief die Sand mit einer Stimme, aus der Spott und Unglauben hervorklang.

„Meine Ansicht stützt mich auf meine Kenntniß von Mariens Verstand und ihrem Herzen."

„Ah, Sie kennen sie?“

„Ja, ich kenne sie, bin drei Jahre lang zeitweise mit ihr umgegangen, habe mich erfreut an ihren Geistesblitzen, habe so manche schöne Regung ihres Herzens beobachtet, und halte sie für unfähig, zu solcher Verworfenheit herab zu sinken.“

„Sie haben sie wohl gar geliebt,“ hohnlachte die Sand und zündete ihre Cigarre wieder an, die ihr vor Erstaunen über den schwärmerischen Deutschen ausgegangen war.

„Ich habe sie nicht geliebt, doch war ich nahe daran, sie zu lieben; sie hätte mir unter Umständen viel, sehr viel, hätte mir Alles werden können, wenn die Verhältnisse uns günstig gewesen wären, so aber hielt ich mich zurück, weil ich ihr nicht ein ihrer würdiges Loos bieten konnte.“

„Das ist neu, das ist höchst interessant,“ rief die berühmte Schriftstellerin. „So hat sich wohl Demoiselle Capelle ohne Liebe verheirathet?“

„Es ist möglich, daß sie einen ungeliebten Mann genommen hat, möglich, daß sie sich höchst unglücklich in den Banden der von ihr geschlossenen Ehe fühlte, aber ich halte es für unmöglich, daß ein hochgebildetes Weib, das eine gute Tochter, eine vortreffliche Freundin war, so dummdreist, ohne Hehl und Schonung, ihren Mann unter den Augen seiner Verwandten und Aerzte umgebracht haben soll. Gebe Gott, daß die im Dunkel verborgene ruchlose Hand, die das Gift gemischt hat, an den Tag und zur wohlverdienten Strafe gezogen wird.“

„Gut! angenommen, sie sei die Giftmischerin nicht,“ sagte Karr, „wie wollen Sie den Diamantendiebstahl rechtfertigen.“

„Hier stehe ich vor einem dunkeln, geheimnißvollen Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag — aber auch einer so schmachvoll niedrigen That halte ich sie nicht für fähig — es müssen hier eigene Verhältnisse obwalten, die hoffentlich an's Licht kommen werden.“

„Sie scheuen also wirklich die Emotionen der Verhandlungen?“ fragte nochmals die Sand mit scharfem Ton.

„Ja, Madame, ich scheue sie. Wird Madame Lafarge schuldig befunden, so wäre es mir unerträglich, das Haupt, dessen Mienenspiel, dessen heiteres Lachen ich so oft bewundert habe, noch einmal voll Leben unter allen Regungen der Furcht und Hoffnung zu sehen, bevor es unter dem Beil des Henkers fällt; und noch schrecklicher wäre mir es, sie lebenslänglich verurtheilen zu hören, sie im täglichen Verkehr mit gemeinen, rohen Verbrecherinnen, dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft zu wissen. O, dieser Gedanke könnte mich rasend machen. Und ist sie auch schuldig.....“

Er hielt inne und trocknete sich höchst erregt den Schweiß von der Stirn. George Sand erhob sich und griff nach Hut und Stöckchen.

„Lieber Heine,“ sagte sie, „Sie sind ein empfindsamer Deutscher, der das Leben nicht zu nehmen weiß, wie es ist, handeln Sie daher nach Gefallen;“ und sich zu den beiden andern Schriftstellern wendend, setzte sie hinzu: „Auf Wiedersehen in Brives, meine Herren.“

Sie verließ das Zimmer und eilte trällernd die Treppe hinunter. Heine saß noch immer bleich da und konnte nicht Herr werden über seine Empfindungen. Endlich sagte Janin:

„Sie haben der Sand Manches gesagt, was sie nicht gern hören mochte, sie ist eben einmal eine Ausnahme unter ihrem Geschlecht.“

„Mag sie es hinnehmen,“ erwiderte Heine, sich gewaltsam aufraffend, „sie ist eine geniale Romanschreiberin, wenn auch keine Dramendichterin, aber, ich will nicht einmal sagen an ihrem Privatleben, sondern an ihrem Privatgeschmacke habe ich viel zu tadeln.“

Als er eine kleine Pause machte, sahen ihn die beiden Autoren fragend an, worauf er fortfuhr:

„Mag Marie Capelle schuldig sein oder nicht, so ist sie jedenfalls sehr beklagenswerth, und die Sand will dem zuchtpolizeilichen Proceß beiwohnen, veranstaltet ein Rendez-vous mit mehren Schriftstellern in Brives. Ist das menschlich? — noch mehr, ist es weiblich? Der Dichter, welcher den Menschen, das Weib, welches die Weiblichkeit so mit Füßen tritt, ist weit entfernt von dem Edeln und Hohen, von der Reinheit des Gemüths und Gefühls, ohne welche kein Dichter ein wahrer Dichter, kein Priester des Idealen und Schönen in der Menschheit sein kann, das ist kein Ewigweibliches, welches, wie Goethe singt, uns hinanzieht, sondern es stößt es hinab in den Schmutz des Gemeinen."

Er hielt erschöpft ein und trocknete sich abermals den Schweiß der Erregung von dem mehr und mehr erbleichenden Gesicht; seine beiden Gäste konnten ihm nicht geradezu widersprechen, doch gaben sie ihm zu bedenken, daß die Sand ein Ausnahmswesen sei, das nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden dürfe.

Jetzt polterten schwerfällige Tritte die Treppe herauf — die Thür ging auf und herein trat ein Diener des Gerichts, der, nachdem er nach Heine gefragt, demselben einen Stempelbogen übergab.

Nicht ohne einige Verlegenheit griff dieser danach.

„Es ist doch nicht etwa wegen einer eingeklagten Schuld?" fragte er kleinlaut.

„Nein, mein Herr, die Schuldverhaftungen gehören nicht in mein Departement. Ich habe Sie im Namen des Herrn Staatsprocurators vorzuladen, in Brives zu erscheinen, um Zeugniß in dem Lafarge'schen Proceß abzulegen."

Heine fuhr zurück, als wäre er von einer Giftschlange gestochen worden.

„Was?" rief er, „ich soll Zeugniß abgeben gegen die arme Marie Capelle? Nimmermehr!"

„Wenn Sie sich keiner Unannehmlichkeit aussetzen wollen, werden Sie sich dem Befehle wohl fügen müssen," sagte der Gerichtsdiener. „Wenn Sie den Widerspenstigen machen, werden Sie von Gensdarmen geholt werden und verfallen in eine Strafe. — Sie erlauben gütigst," setzte er hinzu indem er eine Feder in Heine's Tintenfaß steckte und die sacramentalen Worte: „sprechend mit ihm selbst" unter den Stempelbogen setzte, dann machte er eine allseitige Verbeugung und zog wieder ab.

Heine war außer sich, seine Besucher vermochten ihn nicht zu beruhigen.

„Das ist das Aergste, was mir passiren konnte," rief er einmal über das andere Mal aus. „O schreckliches Verhängniß! ich soll Zeugniß geben gegen sie ... o, ich vermag es nicht ... Luft! ich ersticke!"

Er riß in wüthender Hast das Fenster auf, aber da ihm hier nicht genug Luft einströmte, so nahm er seinen Hut und stürzte, ohne irgend Jemand zu beachten, die Treppe hinunter. Mathilde trat unter die Küchenthür und rief ihm zu:

„Wo läufst denn Du so spät noch hin, Henri? Das Essen ist ja fertig und will verzehrt sein."

„Ich habe keinen Hunger, iß allein," rief er ihr hastig zu und setzte seinen ungestümen Lauf fort.

Die beiden Schriftsteller folgten ihm nach, aber als sie auf die Straße kamen, war keine Spur mehr von ihm zu sehen.

Vor dem Zuchtpolizeigericht.

Madame de-Montbreton hatte sich am längsten gegen die Annahme gesträubt, daß Marie Lafarge die Entwenderin der Diamanten ihrer Schwester sein könnte; doch als sie erfuhr, daß sie vorgegeben, von ihr einen Ring mit Perlen, von ihrer Mutter ein reichbeschlagenes Gebetbuch zum Hochzeitsgeschenk erhalten zu haben, während sie doch wußte, daß dieses unwahr sei, auch in Erfahrung gebracht hatte, daß sie verschiedene Schmucksachen bei Meller, andere bei Fossin gekauft hatte, stieg der erste Verdacht in ihr auf, doch wagte sie ihrer Furcht keine Worte zu geben, bis endlich in einem Gespräch mit ihrer Mutter die Rede darauf kam.

„Ich weiß, was Du meinst," sagte Madame de-Nikolai, „doch habe ich geschwiegen, weil Alexandrine durchaus nicht will, daß die Sache weiter unter die Leute kommen soll."

Als aber Madame Lafarge als Giftmischerin eingezogen wurde, hörte alle Schonung der Familien de-Leautaud und Nikolai auf. Die Beraubte wurde klagbar, und wie wir bereits gemeldet haben, die Diamanten wurden auf Glandier gefunden und sowohl von der Eigenthümerin als von dem Juwelier, der sie verkauft hatte, wieder erkannt.

In einem ersten Verhör sagte der Untersuchungsrichter zu der Beklagten:

„Man hat einhundert und fünfzig gefaßt gewesene Diamanten auf Glandier gefunden, die von dem Bijoutier Lecointe als Bestandtheile des bei ihm von dem Vicomte von Leautaud gekauften Schmuckes erkannt worden sind. Wie sind Sie in den Besitz dieser Pretiosen gekommen, von denen Sie nie Gebrauch gemacht haben?“

„Die Steine sind mir von einem Großonkel in Toulouse geschenkt worden, der sie von einer Tante für mich erhalten hatte,“ sagte die Angeklagte mit unsicherer Stimme:

„Wie heißt dieser Großonkel?“

Sie besann sich einen Augenblick, dann gestand sie, daß sie sich des Namens nicht gleich erinnere.

„Dies fand nach ihrer Verheirathung statt?“

„Nein, zuvor.“

„Wer überbrachte Ihnen die Steine?“

„Ein Courier mag es gewesen sein, vielleicht auch der Conducteur einer Diligence.“

„Wie heißt der Mann?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie sieht er aus?“

„Das vermag ich nicht zu sagen, ich habe nicht auf ihn Acht gegeben.“

„Warum trugen Sie die Diamanten nicht bei Ihrer Verheirathung?“

„Weil ich einen Türkisschmuck haben wollte, den ich nicht bekommen haben würde, wenn man die Diamanten in meinem Besitz gewußt hätte.“

In einem weitern Verhör widerrief Madame Lafarge ihre frühere Aussage, sagte, die Diamanten gehörten nicht ihr, seien ihr nur zur Aufbewahrung anvertraut, es sei eine delicate Sache, sie könne nicht darüber sprechen ... Es handele sich um ein Liebesverhältniß, wodurch eine Familie compromittirt werden könne.

Sie nahm sich zwei Advocaten als Vertheidiger an, die Herren Bac und Lachaud.

Indessen war der Gesundheitszustand der Gefangenen leidend geworden. So wie sie sich aber ein Wenig gehoben fühlte, las sie in ihrem Gebetbuch oder beschäftigte sich mit Arbeit, sie dichtete, übersetzte ein deutsches Wörterbuch, vertheilte milde Gaben an arme Gefangene, denn es waren ihr namhafte Summen zur Verfügung gestellt — auch durfte sie Besuche empfangen.

So kam allmählich die Zeit heran, in welcher der Prozeß vor dem Zuchtpolizeigericht verhandelt werden sollte. Etwa zehn Tage zuvor schrieb der Advocat Bac an Madame de-Leautaud, daß er sich zu ihr begeben würde und sie um ein Gespräch unter vier Augen bäte; Madame de-Leautaud setzte jedoch ihren Gatten und ihren Vater davon in Kenntniß. Bac kam an und der Vicomte ließ ihm sagen, er möge sich den andern Morgen einstellen. Als er kam, wurde er von Herr de-Leautaud zu seinem Schwiegervater geführt, wo sich Madame de-Leautaud befand, die ihn aufforderte, sein Anliegen nun vorzubringen. Der Advocat ward sehr verlegen.

„Madame," sagte er, „mein Anliegen ist von so zarter Natur, daß ich es nur Ihnen allein offenbaren kann."

„Mein Herr, ich habe weder Geheimnisse vor meinem Gemahl, noch vor meinem Vater, also sprechen Sie frei."

„Madame, die Sache ist wirklich zu delicat, als daß ich sie anderen Ohren, als den Ihrigen offenbaren könnte. Bedenken Sie, es handelt sich um gewisse Briefe, die Madame Lafarge in Händen hat, woraus hervor geht, wie sie zu den Diamanten gekommen ist."

„Nicht wahr, mein Herr, es handelt sich um einen Liebhaber," rief der Vicomte de-Leautaud lachend. „Ich errathe Sie, Sie brauchen also kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Herr Bac zog nun einen Brief seiner Klientin an Madame de-Leautaud aus der Tasche, den er derselben über-

reichte. Sie erbrach ihn hastig, während des Lesens wurde sie bald roth, bald bleich. Als sie fertig war, reichte sie den Brief ihren Verwandten.

„Hier lest und wundert Euch über eine maßlose Unverschämtheit," sagte sie empört. Dann sich an den Advocaten wendend, setzte sie hinzu: „Mein Herr, ich glaubte in die Erde sinken zu müssen bei Lesung dieses Briefes, der einen ganzen Roman enthält. Mir steht der Verstand still bei der Zumuthung der Madame Lafarge, ich solle ihre Erdichtungen für baare Münze nehmen und ausgeben. Und daß sie nun gar dabei unsern Herrn und Heiland anruft, macht mich schaudern über eine so tiefe Verdorbenheit."

Aber als sie so sprach, war ihre Stimme nicht fest und sicher, ein leises Zittern klang daraus hervor.

Indessen hatte ihr Vater und ihr Gemahl den Brief gelesen und der letztere sagte:

„Gehen Sie, mein Herr, die Intriguen dieses Weibes werden an dem Fels der Wahrheit scheitern. Sagen Sie ihr, Madame de=Leantaud würde ihr gutes Recht bis auf das Aeußerste verfolgen. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen."

So schnöde abgewiesen, blieb dem Advocaten nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

Am folgenden Tag kam der Advocat Lachaud zu Madame de=Nicolai, um durch diese auf ihre Tochter einwirken zu lassen und sie zu vermögen, Madame Lafarge durch eine großmüthige Lüge zu retten. Madame de=Nicolai weigerte sich entschieden, die Hand zu diesem Spiel zu bieten, das sie einen Roman nannte.

„Nun ja," sagte der Advocat, „ich sehe ein, es ist ein Roman, aber ein Roman welcher Madame Lafarge rettet. Ein Factum steht fest, Madame; ein Mann war in Ihre Tochter verliebt, seine Lage und Vermögensumstände erlaubten ihm nicht, um ihre Hand anzuhalten, er mußte seiner Liebe entsagen."

„Nun, entehrt das meine Tochter?"

„Nein, Madame, aber wäre es nun nicht möglich, daß Madame de-Leautaud, von seiner Großmuth gerührt, seine Zukunft weniger herbe hätte machen wollen?"

„Das wäre eine noch unhaltbarere Fabel, als die, welche Ihr College gestern in Vorschlag brachte."

„Sie wollen also nicht auf meinen Vorschlag eingehen?"

„Nein, mein Herr, unter keiner Bedingung; die Wahrheit muß an den Tag kommen. Wir haben die Sache verschwiegen, so lange wir Madame Lafarge nur für eine Diebin hielten, aber jetzt, da sie auch eine Mörderin ist, verdient sie keine Schonung mehr."

„Wohlan, Madame, so werden Sie sich selbst den Scandal zuzuschreiben haben, welcher der Familie aus dem Prozesse nothwendigerweise erwachsen muß."

„Nun denn," sagte Madame de-Nicolai lachend, „so stellen Sie die Lafarge als ein Weib hin, das eine Monomanie des Diebstahls hat und retten Sie sie so."

„Nein, Madame, ein so abgenutztes Mittel verwerfe ich, es wird noch andere Wege geben, meine Klientin zu retten, deren Schuld nicht erwiesen ist und an deren Aufrichtigkeit ich glaube. Sie haben also Ihr letztes Wort gesprochen?"

„Ja, mein Herr, mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich werde nicht das Geringste thun, um der gerechten Strafe das unselige Weib zu entziehen, dessen Hauptfehler die Sucht zu glänzen ist. Sie wollte eine Rolle spielen, wollte Aufsehen machen, wollte Comödie spielen auf der Bühne des Lebens, daß ist ihr mißlungen."

So mußte denn auch Lachaud unverrichteter Sache abziehen.

So kam der neunte Juli heran, an welchem das große juristische Trauerspiel beginnen sollte, in welchem Madame Lafarge die Hauptrolle zu spielen hatte. Die Spannung der

ganzen civilisirten Welt hatte längst eine bedeutende Höhe erreicht.

Das sonst so bescheidene Städtchen Brives, das gewöhnlich so ruhig ist, bot schon seit einigen Tagen einen sehr belebten Anblick dar. Jeden Augenblick kamen Fremde mit der Post, in Berlinen und Tilburies an, die Gasthöfe waren überfüllt von vornehmen Gästen, welche den Verhandlungen beiwohnen wollten. Advocaten, Zeugen, Journalisten und eine Unmasse Neugieriger glühten vor Verlangen über das, was da werden sollte. Der Saal im neuen Justizpalast war groß genug für eine bedeutende Menschenmenge, doch war vorauszusehen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, alle Neugierigen zuzulassen. Die Bevorrechteten hatten sich ihre Plätze bereits gesichert. Die Mitglieder des Tribunals hatten Karten für ihre Freunde ausgewirkt. Die unverschämtesten Schritte um Plätze wurden von Damen gethan — sie waren wie besessen.

Schon seit Monaten kränkelnd, hatte die Angeklagte darauf angetragen, nicht auf der Bank der Angeklagten, sondern auf der Bank der Advocaten den Verhandlungen beiwohnen zu dürfen. Die Bitte war natürlich abgeschlagen worden, worauf die Advocaten erklärt hatten, sie würden neben ihr auf der Bank der Angeklagten Platz nehmen, um dadurch ihre herbe Stellung möglichst zu mildern. Madame Lafarge bat nun, in einem Cabriolet in die Sitzung fahren zu dürfen, welches ihr gestattet wurde.

Schon vor Tagesanbruch wogte das Volk vor dem Justizpalaste auf und ab. Morgens um sechs Uhr war der Saal schon überfüllt. Damen im Ballputze drängten sich zu den reservirten Plätzen. Massen von Zuschauern erfüllten die Eingänge und Straßen. Erst um neun und einhalb Uhr erschien der Hof. Die Angeklagte wurde hereingeführt, ihre Advocaten nahmen Platz an ihrer Seite. Sie unterhielt sich lächelnd mit ihnen. Ihr gegenüber saßen Herr und Madame de-Leautaud, sie war

hoch schwanger — sie schien sehr leidend — bleich und schön und tief bewegt saß sie da. Jetzt trat die Mutter des Herrn Lafarge, die Schwägerin und der Schwager der Angeklagten ein. — Die Sitzung wurde eröffnet, der Anklageact wurde verlesen, dann machte die Vicomtesse de-Leautaud ihre Depositionen, deren Inhalt wir bereits aus dem Lauf der Erzählung kennen.

Marie Fortuné Capelle, Wittwe Lafarge, wurde nun aufgerufen, sich zu verantworten. Sie erhob sich mühsam und sagte mit schwacher Stimme:

„Ich kann nur wiederholen, was ich bereits am zweiten Mai in meinem dritten Verhör dem Herrn Untersuchungsrichter erklärte."

„Wohlan," sagte der Präsident, „so wiederholen Sie Ihre Aussage."

Die Angeklagte sagte nun mit fester Stimme:

„Ein leidenschaftlicher Literat, Felix Clavet, war vor der Verheirathung der Mademoiselle de-Nikolai sterblich verliebt in dieselbe, und ich bin in dieser Herzensangelegenheit die Vermittlerin gewesen."

„Gut; aber weshalb haben Sie den Schmuck genommen?"

„Ich habe ihn nicht genommen, derselbe wurde mir zum Aufbewahren übergeben."

„Sie waren doch schon in dem Besitz des Schmuckes, als Herr de-Leautaud im Zimmer seiner Frau denselben aus den Kästchen nehmen wollte, um ihn zu vergleichen? Gingen Sie nun nicht aus dem Zimmer, um sich durch Ihre Verlegenheit nicht zu verrathen?"

„Ich weiß nicht mehr, ob ich fortging, doch war es eben diese Dame, welche mit mir den Plan zu dieser Confrontation entworfen hatte, um die Entdeckung des Diebstahls herbei zu führen."

„Also Madame de-Leautaud wußte, daß der Schmuck fort war?"

„Sie wußte es, denn sie vertraute mir die Diamanten an. Hören Sie warum. Im Jahr 1836 wurde sie auf Tritten und Schritten von einem jungen Mann verfolgt, für den sie sich bald zu interessiren begann und von dem sie gern gewußt hätte wie er hieß und wer er war. Ich erfuhr, daß er Clavet heiße, sich mit Literatur beschäftige und einer sehr achtbaren Bürgersfamilie angehöre. Das hinterbrachte ich ihr und gab ihr den Rath, wenn der junge Mann ihr gefiele und sie ihn liebe, sich der Adelsvorurtheile zu entschlagen und ihn zu heirathen. Wie weit sich Mademoiselle de=Nikolai mit ihm einließ, vermag ich nicht zu sagen, doch ging die Correspondenz durch meine Hände. Im Februar 1838 verheirathete sich Mademoiselle de=Nikolai mit dem Vicomte de=Leautaud. Im März besuchte ich sie in Paris und erzählte ihr, ich hätte von Clavet einen aus Algier datirten Brief erhalten. — „Das ist unmöglich," sagte sie „Clavet kann nicht in Algier sein, er ist Chorist bei der großen Oper, vor einigen Tagen habe ich ihn im Wilhelm Tell im Chor gesehen, und um mir Gewißheit zu verschaffen, sah ich im Theatercatalog nach, worin sein Name gedruckt steht. Es steckt eine Betrügerei dahinter und ich bitte Dich, ihm nicht zu antworten — das versprach ich, setzte jedoch hinzu, daß ich nicht glaubte, daß er bei der Oper sei, wenn ich mich nicht durch den Augenschein davon überzeugte. Im Mai besuchte ich sie in Busigny, wo sie mir sagte, sie sei in Verzweiflung, sie brauche durchaus Geld, um Clavet's Schweigen zu erkaufen. Dieser Zustand der Furcht und Ungewißheit wirke so nachtheilig auf sie ein, daß sie schon ihr Kind habe abgewöhnen müssen. „Die Furcht vor Clavet's Indiscretionen peinigt mich mit Folterqualen," sagte sie. „Ich habe Diamanten und Lust, mir diese zu stehlen und sie zu verkaufen. Ich sagte, sie thäte besser, wenn sie an Clavet's Zart- und Ehrgefühl appellire, sie behauptete jedoch, hier hälfe nichts als Geld. Ich weigerte mich lange, auf ihren Plan einzugehen, endlich ließ ich mich zu meinem

Unglück bereden. Wir machten aus, sie sollte Sonntags unter irgend einem Vorwand ihr Schmuckkästchen in den Salon bringen. So geschah es. Nachdem die Gesellschaft den Schmuck in Augenschein genommen, wurde das Kästchen auf den an dem offenen Fenster stehenden Arbeitstisch gestellt, so daß es von dem Hofe aus, dessen Thore offen standen, gesehen werden konnte. Wir machten nun einen Spaziergang mit dem Unterpräfecten Delvaux, nachdem jedoch vorher Madame de-Leautaud die Diamanten aus dem Kästchen beseitigt hatte ... Erst um drei Uhr kamen wir zurück, wo denn die Vicomtesse das leere Kästchen in ihr Zimmer trug und in eine Schublade ihres Schreibtisches stellte, den Schlüssel aber stecken ließ. Einige Tage darauf gab sie mir die Diamanten, und damit es herauskommen sollte, die Diamanten seien gestohlen, entwarfen wir den Plan, sie mit den falschen Steinen an meinem Gebetbuch zu vergleichen. So erfuhr Herr von Leautaud, daß die Diamanten fort seien und alle Welt kam darüber in Verzweiflung. Der Vicomte sagte, es müsse Jemand, der zum Hause gehöre, sie gestohlen haben, er wolle nach Pontoise gehen und der Polizei Anzeige machen. Ich sagte nun zu Alexandrinen, die Furcht würde sie verrathen, sie solle ihre Diamanten wieder nehmen. Sie bat mich aber inständig, ich möchte sie behalten, wozu ich mich nur unter der Bedingung verstand, daß sie mir behülflich sei, dieselben aus der Fassung zu lösen, damit sie leichter zu verbergen wären. Wir schlossen uns in ein Zimmer ein und lösten sie mit einem Messer und einer Scheere aus. Noch waren wir nicht fertig, als zum Essen geschellt wurde, wir mußten uns ankleiden. Die Stücke waren klein und ließen sich leicht verbergen; wir thaten sie in ein wattirtes Beutelchen von dunkelrothem Atlas. Am folgenden Morgen kamen die Gensdarmen aus Pontoise und hielten in allen Gemächern der Dienerschaft Nachsuchung. Dieses erschreckte mich so sehr, daß ich Madame de-Leautaud bat, sie solle mein Zimmer nicht verlassen, bis die

Haussuchung vorbei wäre, weil ich, kämen die Gensdarmen in ihrer Abwesenheit, nicht die Kraft haben würde, die Diamanten zu verhehlen. Sie blieb denn auch bei mir. Wir steckten das Beutelchen mit den Diamanten in einen langen Handschuh, den wir zusammenrollten und verbargen ihn zwischen den Kissen eines Sessels, worauf Alexandrine Platz nahm. Einige Tage später wollte ich ihr ihre Diamanten wieder einhändigen, aber sie bat mich, ihr dieselben, bis die Sache vorbei sei, aufzubewahren. So nahm ich das Beutelchen mit nach Paris, und als ich mich bald darauf verheirathete und meine Lage mich in den Stand setzte, Madame de-Leautaud gefällig sein zu können, nahm ich auf ihren Wunsch die Diamanten mit nach Glandier; sie wollte mit dem Bijoutier Lecointe Rücksprache nehmen, welcher wisse, was die Steine werth seien, dann sollte ich sie verkaufen, vorläufig aber zu meinem Mann sagen, die Diamanten seien mir zur Aufbewahrung anvertraut, ich dürfe jedoch den Namen der Eigenthümerin und den Zweck derselben nicht nennen."

Als Madame Lafarge schwieg, sagte der Präsident: „Wollen Sie sich nicht etwa durch Unwahrheit dem Sie belastenden Verdacht entziehen?"

„Es thut mir im Gegentheil leid, daß ich mich durch unzeitige Gewissensscrupel nicht sogleich zur Wahrheit verstanden habe."

„Aber wie kommt es, wenn Clavet auf Geld gedrungen hat, daß der Verkauf der Diamanten so lange hinausgeschoben ward?"

„Ich bin, so lange ich ledig war, nicht in der Lage gewesen, die Diamanten verkaufen zu können, bin aber nach meiner Vermählung sogleich nach Glandier abgereist."

„Warum sagten Sie früher, Sie hätten die Diamanten durch einen in Toulouse wohnenden Onkel erhalten."

„Ich war durch einen Eid gebunden, fürchtete Alexandrinens Ruf zu gefährden und sagte deshalb nicht die Wahrheit."

„Haben Sie nicht über einen Theil der Diamanten und Perlen verfügt?“

„Madame de-Leautaud war mir seit December 1838 hundertundachtzig Franken schuldig; sie überließ mir deshalb zwei Perlen in Birnenform, weil sie glaubte, daß sie so viel werth seien, als ich ihr geliehen hatte. Es sind die zwei Perlen, die ich bei Herrn Fossin fassen ließ und sagte, ich hätte sie von meinem Pathen de-Braques erhalten. Die weiße Perle an dem Siegelring, welche Herr Fossin ebenfalls faßte, wurde mir von Madame de-Leautand zum Hochzeitsgeschenk gegeben.“

„Sagte sie Ihnen, Clavet wollte sein Schweigen durch Geld erkaufen lassen?“

„Ja, das sagte sie.“

„Es ist möglich, daß der Demoiselle de-Nikolai vor ihrer Verheirathung Besorgnisse von Clavet eingeflößt wurden, die er jedoch nicht zur Ausführung brachte. Desto abscheulicher handelten Sie, wenn Sie von dem Umstand Gewinn ziehen wollten und Madame de-Leautaud in einer Angelegenheit halfen, welche gegen Ihre Scham und Ehre verstieß.“

Madame Lafarge erhob den Kopf, warf ihn stolz in den Nacken zurück und sagte mit gekränktem Gefühl:

„Ich hoffe, mein ganzes Leben ist eine Bürgschaft für meine Aussage, ich ließ mir nie eine Niederträchtigkeit zu Schulden kommen, und ging ruhig dem Gerichtstag entgegen, denn er wird, er muß meine Unschuld an das Licht bringen.“

„Haben Sie keine Schritte gethan, um Herrn und Madame de-Leautand zu vermögen, die Diamanten nicht anzuerkennen?“

„Auf meine Veranlassung geschah kein Schritt; ich habe im Gegentheil meinen Vertheidigern erklärt, ich würde meiner Familie und der Justiz die volle Wahrheit sagen.“

Die Sitzung wurde aufgehoben und die Fortsetzung auf den andern Morgen vertagt.

Am folgenden Tage wurde vor allen Dingen die Vicomtesse de-Leautand vernommen; bleich und schön, begann sie mit in Thränen bebender Stimme zu sprechen, um mit der größten Indignation Alles in Abrede zu stellen, was Madame Lafarge gegen sie ausgesagt hatte. Sie gab zu, daß von ihr und Marie Capelle gemeinschaftlich ein anonymer Brief an Herrn Clavet geschrieben worden sei, um ihn zu foppen, und später, da ihr seine Annäherungen belästigend geworden seien, ein zweiter, um den Inhalt des ersten gleichsam zu widerrufen und als einen harmlosen Scherz hinzustellen. „Nie," fuhr sie fort, „nie habe ich ihr später gesagt, daß ich Geld brauche, um Herrn Clavet's Stillschweigen zu erkaufen, den ich für einen vollkommnen Ehrenmann halte. Nie hat Madame Lafarge mir Geld geliehen und ich habe ihr auch kein Hochzeitsgeschenk gemacht."

Um die Lippen der Angeklagten zuckte ein schmerzhaftes Lächeln, sie schlug die Augen gegen den Himmel auf, als wolle sie höheren Beistand anrufen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Wie oft hat Ihnen die Angeklagte seit ihrer Abreise von Busigny geschrieben?" fragte der Präsident die Vicomtesse de-Leautand.

„Sehr wenig, mein Herr Präsident. Nach ihrer Abreise schrieb sie mir ein Danksagungsbriefchen aus Paris. Später erhielt ich noch einen Brief von ihr, worin sie mich um Nachricht wegen der Diamanten bat. Ich antwortete ihr, daß sich Verdacht gegen sie erhoben hätte, daß ich mich aber nicht entschließen könne, an ihre Schuld zu glauben. Und nun, nachdem sie in dem Verdacht steht, eine Giftmörderin zu sein und meine Familie nicht ruhte, bis ich wegen meiner Diamanten klagbar wurde, nun tauchten auf einmal die schrecklichsten Verleumdungen gegen mich auf. O, mein Herr, viele lange Tage, lange Nächte, lange Monate sind verflossen," fuhr Madame de-Leautand mit wachsender Energie fort, „seit jenem Tage, da

ich wie durch einen Blitz aus klarem Himmel, plötzlich in meiner Ruhe, in meinem Rufe, in meiner Ehre angegriffen wurde. Welche Leiden, welche Schmerzen, welche Folterqualen mußte ich nicht ertragen. Mein guter Ruf ward angetastet, meine Ehre als Jungfrau, als Gattin, wurde mit Füßen getreten, und ich mußte schweigen. Mein Name, wie der meiner Familie, ward besudelt. Die Gedanken, welche ich als junges Mädchen gehabt, die Gefühle der Freundschaft wurden verletzt, entstellt, einer perfiden Publicität übergeben, und ich schwieg dennoch."

„Und was bewog Sie zu diesem Schweigen, das Ihnen nur nachtheilig sein konnte?" fragte der Präsident.

„Die unselige Lage der Madame Lafarge bewog mich dazu, die Erinnerung an schönere Zeiten, ein Rest von Theilnahme und die Hoffnung, die Unselige werde bereuen, das Alles zwang mich zum Schweigen. Eine voreilige Rechtfertigung wäre ein Angriff ohne Edelsinn gewesen, jedes ausgesprochene Wort konnte ein Todesstoß werden."

Madame de-Leautaud hielt erschöpft ein, ihre Stimme war gegen das Ende immer matter geworden. Der Präsident winkte ihr, sich zu setzen. Ihre Rede hatte einen tiefen Eindruck sowohl auf die Richter, wie auf das Publicum gemacht. Madame Lafarge saß noch immer mit zum Himmel gerichteten Blicken da, nur hatte sie unter der Rede der Vicomtesse zuweilen, wie verneinend, den Kopf geschüttelt.

Das Verhör des Vicomte de-Leautaud, des Herrn und der Madame de-Nikolai, so wie der Madame de-Montbreton ergab nichts Neues, es bestätigte nur die Aussage der Vicomtesse.

Madame Lafarge-Mutter, die beständig weinte, sagte aus, sie habe eine Menge Diamanten bei der Angeklagten gesehen, und von ihrem Sohne gehört, daß sie das Eigenthum seiner Frau seien. Sie habe sich sehr darüber gefreut, doch weiter wisse sie nichts zu sagen. Herr und Madame Buffiere wollten nur von der Mutter gehört haben, daß ihre Schwiegertochter

viel Diamanten besäße und reicher sein müsse als man geglaubt habe.

Nun wurde der Juwelier Lecointe über die Art befragt, wie die Steine aus der Fassung gelöst sein müßten.

„Ich glaube, daß zwei, in solcher Arbeit nicht erfahrene Personen, sie in einem Abend nicht auslösen können. Ein Messer taugt wenig zu dieser Arbeit, besser eine Scheere.“

„Sind die Steine, die den Schmuck gebildet haben, vollständig?“

„Nein, Herr Präsident, es fehlen sechs bis sieben Diamanten, wodurch der Werth des Schmucks um zwölf bis fünfzehnhundert Franken vermindert wird, dazu kommen sechs bis sieben hundert Franken Fassungskosten, welche durch das Auslösen verloren gingen. Der Schmuck war achttausend Franken werth.“

„Hat Mademoiselle Capelle bei ihrer Verheirathung keine Steine bei Ihnen fassen lassen?“

„Nein, Herr Präsident. Ich verkaufte ihr einige Schmucksachen zu ihrer Hochzeit, doch zu fassen gab sie mir nichts.“

Jean Denis, Commis bei dem verstorbenen Lafarge, befragt, was er von den Diamanten wisse, sagte:

„Eines Tags sagte Herr Lafarge zu mir, seine Frau besitze viele Diamanten; sie wolle haben, er solle sie verkaufen, und wenn er mit Hülfe seines Patentes eine Million gewonnen habe, solle er ihr für sechszigtausend Franken Schmucksachen schenken. Er wolle sie aber dieser Diamanten nicht berauben. Bei seiner Abreise schenkte sie ihm eine Banknote von fünfhundert Franken; er sagte, seine Frau sei gar lieb und gut.“

Uebereinstimmend mit dieser Aussage war die von Philipp Magneuse, Hammermeister auf Glandier. Er deponirte, Lafarge habe eines Tags zu ihm gesagt, er habe eine sehr angenehme Entdeckung gemacht, seine Frau habe in einem Atlas-

beutelchen eine solche Menge Pretiosen, daß sie wenigstens fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken werth sein müßten.

Nun wurde der junge Rechtsgelehrte Desperriere als Freund von Felix Clavet aufgerufen, um Zeugniß über den Character seines Freundes abzulegen. Er schilderte ihn als einen durchaus hochsinnigen Menschen von den edelsten Eigenschaften, der gewiß selbst herbeieilen würde, um seine angegriffene Ehre zu vertheidigen, wenn er nicht durch das Weltmeer von Frankreich getrennt wäre. Daß er Mademoiselle de-Nikolai geliebt hat, ist wahr, fuhr er fort. Es wurde ihm die Gründung eines Etablissements angeboten, und er ging nach Algier, um sich eine Stellung zu erwerben, die ihm Anspruch gäbe auf die Hand der Geliebten; manche Thräne preßte ihm der Abschied von Paris aus, doch mit männlicher Entschlossenheit riß er sich los. Allein er vergaß die Geliebte bald; es scheint, daß sein leicht entflammbares Herz eben so schnell wieder erkaltete. Nach einem kurzen Aufenthalt in Afrika fand er sich zur Rückkehr veranlaßt, die Araber verheerten die Ebene und auch seine Niederlassung blieb nicht verschont. Im Januar 1840 kam er in Paris an.

„Ist Ihnen nicht bekannt, ob er sich in dieser Zeit der Vicomtesse de-Leautand zu nähern suchte.“

„Nein, das ist mir nicht bekannt, allein ich glaube es nicht, denn schon bei einem Besuche, den ich ihm im vorigen Jahre in Algier machte, äußerte er sich mit der größten Gleichgültigkeit über ihre Verheirathung, doch zollte er ihrer Person die höchste Achtung. Bald nach seiner Ankunft erfuhr er die Anklage der Madame Lafarge; diese Nachricht ergriff ihn schmerzlich, doch die Freuden von Paris übten bald ihr Recht über ihn aus.“

„Und wo weilt er jetzt?“

„In Mexiko, wo ihm sein Schwager Labeyette, ein reicher mexikanischer Handelsherr, im Februar eine sehr vortheilhafte

Stellung in seinem Handelshause anbot. Clavet ging auf den Vorschlag ein und begab sich mit seinem Vater und seinem Schwager auf die Reise."

Nachdem dieser Zeuge entlassen war, wurde Heinrich Heine vorgefordert, und sein Mienenspiel gab Zeugniß von einer großen innern Bewegung. Nachdem ihn der Präsident aufgefordert hatte zu sagen, was er von dem Character des Felix Clavet halte, sprach er in abgestoßenen Sätzen.

„Meine Herren, diese Stunde ist die peinvollste meines Lebens. Ich soll Zeugniß ablegen gegen eine Dame, die ich als junges, liebenswerthes Mädchen gekannt, die ich geschätzt und hochgeachtet, an deren Geistesreichthume ich mich gelabt und erfreut habe. Ich muß sie jetzt, besudelt von einem zwiefachen entwürdigenden Verdacht, auf der Anklagebank sitzen sehen, doch halte ich sie für unschuldig; es ist nicht möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen begangen haben kann, sie ist ein Opfer der Verleumdung...."

„Mein Herr," unterbrach ihn der Präsident, „es handelt sich hier nicht darum, ob Sie die Angeklagte für schuldig oder nicht schuldig halten, bleiben Sie bei der Sache und sagen Sie uns, was Ihnen von Clavet's Character bekannt ist."

Marie warf ihrem Vertheidiger einen strahlenden Blick voll glühender Dankbarkeit zu, der wieder anhob:

„So muß ich denn, da ich geschworen habe, die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, der Madame Lafarge zu schaden, offen bekennen, daß Felix Clavet ein feuriges Herz, einen offenen Kopf, poetischen Sinn, viel Flackerfeuer, aber doch einen männlichen Character besitzt, und in Ehrensachen vielleicht der delicateste Mann in ganz Frankreich ist."

„Ist das Ihre feste Ueberzeugung?"

„Ja, mein Herr Präsident, das ist meine feste Ueberzeugung. Nach der ritterlichen Denkungsart, die ich an Herrn

Clavet kenne, darf ich versichern, daß er auf die Nachricht der seinem Namen widerfahrenen Verunglimpfung, Mexiko verlassen und nach Frankreich kommen wird, um seine Ehre persönlich zu wahren, denn er ist der Mann nicht, der fähig wäre, durch eine Niederträchtigkeit Geld zu erpressen, am wenigsten von einem Weibe. — Andrerseits halte ich Madame Lafarge einer Lüge nicht fähig, sie muß getäuscht worden sein über seinen Character, oder es muß hier ein beklagenswerther Irrthum obwalten."

Heine verbeugte sich, zum Zeichen, daß er nichts mehr zu sagen habe. Die Sitzung wurde aufgehoben.

Am andern Tage wurden die Acten über die früheren Aussagen der Madame Lafarge verlesen. Dann erhob sich der Staatsprocurator und gab ein kurzes Exposé über die Art des Vergehens, welches bald nach dem Beginn der Untersuchung über die Vergiftung zu dem Diamantenproceß veranlaßte. Hierauf erhielt Herr Coralli, der Anwalt der Partie Leautaud das Wort. Er stellte einfach die Facta hin, ohne Bemerkungen, ohne Glossen, weil auch selbst jetzt, wie er sagte, die Familie Leautaud nicht ungroßmüthig sein wolle. Sein Vortrag machte einen tiefen Eindruck.

Jetzt trat erst Herr Back, dann Herr Lachaud, ein jeder in einem dreistündigen Plaidoyer zu Gunsten der Angeklagten auf. Mit meisterhafter Beredsamkeit suchten sie die Unschuld ihrer Klientin darzustellen, allein aus allen Umständen, trotz ihren Betheuerungen des Gegentheils, ging klar und deutlich hervor, daß sich Madame Lafarge des ihr zur Last gelegten Diebstahls schuldig gemacht hatte, welche That noch erschwert wurde durch den Umstand, daß sie durch ihr Vertheidigungssystem den guten Ruf der Madame de-Leautaud zu beflecken gesucht und ihren Frieden und ihr Glück auf immer vernichtet haben würde, wenn die Wahrheit nicht an's Licht gekommen und die Gerechtigkeitspflege sie nicht unter ihren Schutz und Schirm genommen hätte.

So wurde sie denn als schuldig und überwiesen erklärt, und ihr eine angemessene Gefängnißstrafe zuerkannt — sie legte jedoch noch an demselben Tage Appellation dagegen ein.*)

*) Ein Jahr später, nachdem dem Vicomte de-Leautand die Diamanten seiner Frau zurückerstattet worden, ließ er sie verkaufen und das dafür erlöste Geld an die Armen zu Tulle und Glandier austheilen.

Vor den Assisen.

Es war den Vertheidigern der Madame Lafarge gelungen, wegen elf Formfehlern das Urtheil in dem Diamantenproceß cassiren zu lassen, aber indessen war ihr Gesundheitszustand wahrhaft beunruhigend geworden. Brustbeklemmungen und Schlaflosigkeit quälten sie sehr, ihre Energie war gelähmt, sie war niedergeschlagen, ja, manchmal wie vernichtet.

Am dritten September begannen zu Tulle die Verhandlungen wegen des Giftmordes. Als Morgens um halb acht Uhr der Justizpalast geöffnet wurde, waren sogleich alle disponiblen Plätze besetzt. Die die Zeugenbank einnehmende Familie Lafarge, die in tiefe Trauer gekleidet war, erregte die lebhafteste Theilnahme. Um neun Uhr trat unter dem Vorsitz des Herrn de-Verny der Hof ein.

Als Madame Lafarge hereingeführt wurde, entstand ein lautes Gemurmel, dann mitleidsvolles Schweigen. Die Blässe der Angeklagten trat durch das schwarze Haar und den Traueranzug noch geisterhafter hervor. Die Geschwornen nahmen Platz. Der Präsident befragte Madame Lafarge. Sie erhob sich mit sichtlicher Anstrengung, ihre Worte waren anfänglich ein kaum hörbares Flüstern, dann wurde sie ruhiger, gefaßter, so daß die kaum hingehauchten Antworten jetzt verstanden werden konnten.

„Durch welche Vermittelung wurde Ihre Heirath bewerkstelligt,“ fragte der Präsident.

„Madame Garat sprach zuerst mit mir davon.“

„War dabei kein Geschäftsmann thätig?“

„Ich kenne die Vermittelung nicht.“

„Ist es wahr, daß Sie bei der Fahrt von Paris nach Glandier ein geladenes Pistol bei sich führten?“

„Nein, mein Herr.“

„Weshalb schrieben Sie es denn in dem Brief an Ihren Gatten nach der Ankunft auf Glandier?“

Die Antwort war nicht zu verstehen. Paillet, der Anwalt der Angeklagten, bittet, daß sie sich setzen dürfe, welches gestattet wird.

„Was veranlaßte Sie zu so gereizter Stimmung,“ hob der Präsident wieder an. „Wie erklären Sie den Brief und die Umstände, unter denen Sie ihn schrieben?“

„Ich bitte um Nachsicht,“ flüsterte Madame Lafarge. „Ich reiste den Tag nach der Hochzeit ab, verließ die Meinen, fand mich von aller Welt verlassen. In Orleans kam es mit meinem Mann zu einem höchst unangenehmen Auftritt — darauf war ich während der ganzen Reise sehr unglücklich. In Glandier angelangt, fand ich statt des mir vorgespiegelten freundlichen Landsitzes, ein verfallenes Haus, eine Ruine. Ich verlor den Kopf ... mir lag eine Reise in den Orient in dem Sinn, meine Einbildungskraft war aufgeregt ... ich hätte Alles darum gegeben, um nur fort zu kommen.“

„Hatten Sie in Uzerche nicht auch eine heftige Scene mit Ihrem Gatten?“

„Ich bin weniger Schuld an diesem nächtlichen Streite gewesen, als Herr Lafarge, der am andern Morgen selbst gestand, sein Nervenkrampf sei die Wirkung des Champagners gewesen.“

„Nun erklären Sie auch die großen Veränderungen, welche

sich bald darauf in Ihren Beziehungen zu ihm zeigten, besonders die Annäherung, welche später auf innige Liebe deutete."

„Lafarge überhäufte mich mit Liebesbeweisen, war sehr gut gegen mich, und ich that nichts als — sie stockte eine Weile — die Erfüllung meiner Pflicht, indem ich sein Leben glücklich zu machen suchte."

„Sprach er nicht über die Eisenfabrication mit Ihnen, die sein Vermögen heben und frühere Unfälle ausgleichen sollte?"

„Ja, er weihte mich in seine Erfindung ein."

„Ergingen Sie sich darauf nicht in Berechnungen?"

„Ich glaubte, daß er in Folge seiner Erfindung gute Geschäfte machen würde, sah darin eine Zukunft für uns, auf Zahlen kam mir's dabei nicht an."

„Wer machte zuerst sein Testament auf Glandier zu Gunsten des Andern?"

„Das erinnere ich mich nicht mehr."

„Machten Sie es ihm nicht plausibel, ein Testament zu Ihren Gunsten zu machen?"

„Ich glaube nicht, und wenn ich mich recht erinnere, so copirte ich mein Testament nach dem meines Mannes, die beide an einem und demselben Tage abgefaßt wurden."

„Sie schickten das Testament an Ihren Notar?"

„Ja, aber erst nach dem Tode des Herrn Lafarge und ohne zu wissen, daß er indessen zwei andere Testamente zu Gunsten seiner Mutter und seiner Schwester gemacht hatte."

„Weshalb haben Sie Ihrem Gatten, da er doch von Paris zurückerwartet wurde, Ihr Portrait und jenen Kuchen geschickt?"

„Das Portrait habe ich auf ausdrückliches Verlangen meines Mannes geschickt; was die Kuchen und das Romanhafte bei dieser Sendung betrifft, so gebe ich zu, daß es lächerlich genug war, indessen Lafarge war so zärtlich gegen mich, daß

er gewöhnlich die Hälfte meiner Getränke austrank — es kommt also auf eins heraus."

„Warum haben Sie ihn gebeten, jene Kuchen mit Ihrer Schwester zu theilen, da diese doch nicht in Paris anwesend war?"

„Ich glaubte sie wäre dort. Mein Ansinnen war lächerlich."

„Wie reimt sich diese übertriebene Zärtlichkeit mit dem gräßlichen Briefe, den Sie Ihrem Mann auf Glandier zustellten? wie mit dem Auftritt in Uzerche? Diese Umwandlung ist kaum zu begreifen!"

„Ich sehe darin keinen Zusammenhang und war nicht Schuld an dem Auftritt."

„Sie weichen mir aus. Noch einmal, wie reimt sich der Haß des ersten Briefes mit der Liebe jenes, der die Kuchen begleitete?"

„Ich habe die zärtlichen Briefe meines Mannes, um ihm einen Gefallen zu thun, auch zärtlich beantwortet."

„Sie wollen mehre kleine Kuchen in das Kästchen gethan haben, und doch fand man nur einen von der Größe eines kleinen Tellers darin."

„Ich habe die Wahrheit gesagt."

„Wie haben Sie die Kuchen zubereitet?"

„Meine Schwiegermutter hat sie gebacken."

„Haben Sie dieselbe um einen Brief dazu gebeten?"

„Das erinnere ich mich nicht mehr."

„Aß Herr Lafarge gern Kuchen?"

„Nein."

„Um so auffallender ist die Sendung, um so merkwürdiger die Aufforderung, die Schwiegermutter möge Choux backen, denn dann war es ja ganz gleichgültig, wer sie buck."

„In der That, ich legte auch kein Gewicht darauf."

„Der Kellner, der die Kiste öffnete, behauptet nur einen

Kuchen gesehen zu haben; Lafarge aß davon und ward in der Nacht sehr krank.“

„Ich habe die Kuchen in Gegenwart meines Kammermädchens eingepackt.“

„Die Schachtel wurde in der Nacht vom sechszehnten auf den siebzehnten abgeschickt. Haben Sie nicht schon vor dieser Zeit Arsenik kaufen lassen?“

„Ja. Als ich einst mein Reitkleid anziehen wollte, hatten es die Ratten ganz zerfressen; da ließ ich Arsenik holen.“

„Wenn der Zweck des Arseniks ein so unschuldiger war, wozu die vielen Details, in welchen Sie sich in dem Brief an den Apotheker ergingen.“

„Ich habe nur noch eine undeutliche Erinnerung an den Brief.“

Der Präsident liest den Brief vor:

„Mein Herr! Ich werde von Ratten ganz aufgefressen. Schon habe ich's mit Gyps, mit Nux vomica versucht, sie los zu werden, aber nichts half. Wollen oder können Sie mir ein Bißchen Arsenik anvertrauen? Sie dürfen sich auf meine Vorsicht verlassen, ich will ihn in einem Zimmer gebrauchen, worin nur Leinenzeug liegt. Schicken Sie mir zugleich Linden- und Orangenblüthe.“

Hierauf verlas er einen zweiten Brief an denselben Apotheker:

„Mein Bedienter hat dumm genug einen Rattenkuchen gemacht, der so fest, so modrig ist, daß mir Doctor Bardou wieder ein kleines Recept aufgesetzt hat. Ich schicke es Ihnen, damit Ihr Gewissen gewahrt ist und Sie nicht glauben, ich wolle ganz Limousin vergiften.“ —

„Was sagen Sie dazu?“ fragte der Präsident die Angeklagte, nachdem er gelesen hatte.

„Es kann nichts Dummeres geben, aber ich vermag keine weitere Auskunft zu geben.“

„Lafarge war bei seiner Ankunft sehr leidend, klagte über mehrfaches, unterwegs gehabtes Erbrechen?“

„Ja; er legte sich sogleich nieder; ich ließ mein Mittagessen vor sein Bett bringen; ich aß Geflügel, er nahm eine Trüffel, ich rieth ihm ab sie zu essen, da ich weiß, daß Trüffeln bei Erbrechungen schädlich sind.“

„Als die Mutter den folgenden Tag ihrem Sohn ein Lavement gab, haben Sie da nicht ein Getränk zubereitet, das er mit Widerwillen nahm, und ward auf dem Löffel nicht ein Residuum bemerkt, das Sie später sorglich abzuwischen suchten?“

„Ich weiß bestimmt, daß ich den Löffel nicht ausgewischt habe. Er blieb eine halbe Stunde auf dem Kamin liegen. War etwas daran, so war es Gummi. Doctor Bardou kann mir es bezeugen, daß ich in alle meine Getränke Gummi that. Das mochte meinem Manne Widerwillen verursachen, aber es ist bei Entzündungen immer das Beste.“

„Haben Sie am fünften, wo das Uebel ärger wurde, nicht zum zweiten Mal Arsenik bei Herrn Essartier gefordert?“

„Ich verlangte zweimal Arsenik. Die Ratten machten im Zimmer einen solchen Spectakel, daß Lafarge davor nicht schlafen konnte, er selbst bat Herrn Bardou um Gift.“

„Haben Sie am neunten Denis nach Lubresac um Gift geschickt?“

„Ja.“

„Haben Sie ihm verboten, Niemand, besonders Ihrer Schwiegermutter, etwas davon zu sagen?“

„Nein, ich habe ihm das Gift durch das Kammermädchen ohne Geheimthuerei abfordern lassen. Da brachte er mir das Gift auf mein Zimmer.“

Madame Lafarge war so angegriffen, daß sie wie ohnmächtig, stille schwieg; das Verhör mußte eine Weile eingestellt werden; sie suchte sich durch einen Kräutertrank und ihr Riechfläschchen zu stärken. Dann hob der Präsident wieder an:

„Warum haben Sie bei verschiedenen Apothekern, an verschiedenen Orten Arsenik holen lassen, da es das Natürlichste war, bei Essartier, den Sie noch dazu genau kannten, zu bleiben?“

„Dieser Verschiedenheit hat keine Absicht zu Grunde gelegen. Ich ließ zugleich Gummi holen, weil ich einen heillosen Katarrh hatte.“

„Was thaten Sie am Tage, nachdem Ihnen Denis den Arsenik ausgeliefert hatte, in die Eiermilch?“

„Gummipulver.“

„Warum sagten Sie, es sei Orangenblüthe?“

„Ich weiß nicht, daß ich das gesagt habe, jedenfalls sagte ich die Wahrheit.“

„Orangenblüthe und das weiße Pulver sind himmelweit verschieden.“

Die Angeklagte gab keine Antwort.

„Was thaten Sie in das am elften Januar gemachte Brodwasser?“

„Dasselbe Gummipulver.“

„Weßhalb gossen Sie, als Ihnen gesagt wurde, es sei auch weißes Pulver in diesem Brodwasser, viel Wasser darauf und tranken Alles auf einen Zug aus?“

„War ich nicht ganz wohl, so trank ich stets Brodwasser; daß ich viel Wasser dazu that, ist nichts Auffallendes.“

„Bekamen Sie nicht heftiges Erbrechen darauf?“

„Es verging kein Tag, da ich nicht Erbrechen hatte, da ich sehr magenleidend war.“

„Was thaten Sie in das mit Rothwein gemischte Wasser?“

„Ich that nichts hinein. In Wasser und Wein thut man keinen Gummi.“

„Sie sagen nicht die Wahrheit.“

„Ich sage sie.“

„Ein Zeuge sah, daß Sie eine Commodeschublade aufzogen und etwas in das Getränk thaten."

„In dieser Schublade lagen nur Kämme und sonstige Toilettgegenstände, damit stellte ich meinen Gummi nie zusammen."

„Ihr Mann rief aber doch, nachdem Sie ihm das Getränk gegeben: Marie, das brennt mir in der Kehle. Sie wandten sich an Mamsell Brun mit den Worten: Das glaube ich wohl, er hat eine Entzündung und man gibt ihm Wein."

„Es war in der That gegen alle Ordnung, daß man ihm Wein gab. Einst hielt Doctor Bardon ihm ein Stück Feuerschwamm in die Gurgel und er sagte: Das brennt mich, ich glaube man hat mich vergiftet. Ich machte den Doctor selber auf die Wirkung des Alauns aufmerksam."

„Haben Sie nicht in der Nacht, als Sie mit Mademoiselle Emma Pontier bei dem Kranken wachten, eine Messerspitze voll weißes Pulver in sein Getränk gethan?"

„Ich that Gummi hinein."

„Wie ist es mit dem Stück Flanell, in dem man ebenfalls weißes Pulver gefunden hat?"

„Ich weiß nichts von Flanell."

„Wie kommt es, daß der wieder aufgefundene, von Ihrem Kammermädchen bereitete Rattenkuchen kein Gift enthält, und daß in dem von Ihrem Diener vergrabenen Packet, das Arsenik enthalten sollte, nur Potasche vorgefunden ward?"

„Ich weiß nicht, wie das zugeht, ich habe das Papier dem Mädchen gegeben, wie ich es von Denis empfangen hatte."

„Wo Sie Arsenik ableugnen, findet sich welcher, wo Sie ihn nachweisen, ist keiner vorhanden."

„Wenn ich das Räthsel lösen könnte, so wäre meine Unschuld anerkannt; da ich das Dunkel aber nicht aufhellen kann, so stehe ich hier," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Sie zankten sich mit Ihrer Schwiegermutter, wollten Ihren Mann allein pflegen."

„Aus Liebe zu der alten Frau wollte ich sie zum Schlafengehen nöthigen, nachdem sie acht Nächte bei ihrem Sohn gewacht hatte. Lafarge wollte sie nicht um sich haben."

„Haben Sie Gründe einen Selbstmord Ihres Mannes anzunehmen?"

„O ja, Gründe genug."

„Haben Sie Ursache, eine andere Person anzuklagen?"

„Ich würde nie einen Andern einer solchen Infamie beschuldigen, ich habe zu viel gelitten, um in diesem Puncte grausam gegen eine andere Person sein zu wollen."

„Wußten Sie, daß Lafarge ein Testament zu Gunsten seiner Mutter gemacht hatte?"

„Nein."

Jetzt brach die Angeklagte völlig erschöpft zusammen, die Sitzung mußte aufgehoben werden.

Am folgenden Tag erschien die Angeklagte noch bleicher als gestern, in Begleitung ihres Arztes.

Der Staatsprocurator nahm das Wort:

„Es gehen Gerüchte im Publicum um, als beabsichtige die Angeklagte ein gräßliches Vertheidigungssystem einzugehen, als bezwecke sie nichts weniger, als der Familie Lafarge den Tod eines ihrer Mitglieder aufzubürden."

„Solche Gerüchte gehen in der That um," erwiderte der Anwalt Paillet, „doch wenn Jemand darüber zu klagen hat, so ist es die Angeklagte. Wer hat sie in Umlauf gebracht? Die Jury wird es wissen."

Nun begann das Zeugenverhör.

Herr de-Lepinasse, Director des Gestütes zu Pompadour, nannte Lafarge einen verständigen Mann, der eine glänzende Erziehung erhalten habe, der sehr anschmiegend, und unfähig gewesen sei, seine Frau schlecht zu behandeln.

„Er soll sich aber doch sehr roh in Uzerche benommen haben," bemerkte der Präsident, „soll betrunken gewesen sein."

„Lafarge hat nie Hang zum Trinken gehabt."

Doctor Bardon erzählte hierauf die Krankheitsgeschichte, sagte, daß er die weiße Materie auf der Eiermilch für unschuldig gehalten habe und außer sich gerathen sei, als er Lafarge's Tod gehört habe. Während er sprach, fing er laut zu weinen an.

Nach ihm ward Doctor Lespinas aus Lubresac vernommen, der keinen Zweifel hegte, daß der Verstorbene vergiftet worden sei.

Nun wurde der Rapport der ärztlichen Experten, Doctor Massenat und Tournadour vorgelesen. Vier Aerzte und ein Pharmaceut gaben Bericht über ihre chemischen Untersuchungen. Die Eiermilch, das Brotwasser und das Zuckerwasser hätten Arsenik enthalten, doch habe man in den ausgebrochenen Flüssigkeiten keinen erkennen können. Nach ihrem Dafürhalten sei der Tod Lafarge's in Folge von Vergiftung eingetreten.

Advocat Paillet hatte sich jedoch an den berühmten Chemiker Orfila in Paris gewendet und las nun einen Brief vor, in welchem sich dieser entschieden dahin aussprach, daß kein Resultat sicher sei, wenn das letzte, die Metallextraction fehle. Es gab eine lange Debatte, Orfila sollte von Paris herbeschieden werden und indessen die chemischen Untersuchungen von Neuem beginnen. Eine neue Untersuchungscommission von Chemikern wird beeidigt. Doctor Massenat blieb fest bei der Behauptung, Lafarge sei vergiftet worden. Hiermit schloß die Sitzung.

Wachsender Zudrang des Publicums fand am folgenden Tage statt, obgleich sich der Regen in Strömen ergoß. Die Zuhörer waren in Lafargisten und Anti-Lafargisten getheilt und gaben sich mitunter handgreifliche Beweise von ihrer Denkungsart. Heine, der, von dem Interesse an der Sache fortgerissen, sich auch bei diesen Verhandlungen wieder eingefunden hatte, sagte

zu Alphons Karr: „Dieser Proceß gleicht einem Drama, in welchem die Sonne der Wahrheit sich immer wieder hinter Wolken verbirgt."

„Was ist hier Wahrheit und was ist Gaukelspiel?" rief Theodor Gauthier dazwischen.

„Wahrheit ist die Unschuld der Angeklagten," behauptete Heine.

„Wie, Sie glauben noch an die Unschuld dieses Weibes?" rief Alphons Karr.

„Mehr als je glaube ich daran."

„Dann muß ich Ihre eigene Unschuld bewundern," sagte Karr achselzuckend und wandte sich von ihm ab.

Die Unterhandlungen begannen. Der Präsident fragte die Experten Dubois, Vater und Sohn, und Dupuytren, ob sie in der Sitzung operiren könnten.

„Wir können hier nur die einfachsten Experimente machen," antwortete der ältere Dubois. „Die Experimente an den organischen Partien werden besser außerhalb dieses Raumes angestellt, der Geruch würde unerträglich werden."

Die Chemiker begeben sich in ihr Laboratorium, es wird fortgefahren mit dem Zeugenverhör.

Madame Lafarge-Mutter schwankt im schwarzen Kleide und Trauerschleier herein und setzt sich weinend nieder. Bei ihrem Anblick entstand eine allgemeine Rührung in dem Saal. Der Präsident sprach ihr Trost ein und that dann die üblichen Fragen nach ihrem Namen und Alter.

„Amalie Pontier, Wittwe Lafarge, dreiundsechszig Jahre alt," sprach sie mit schwankender Stimme, die nach und nach fester wurde.

„Wann wurde Doctor Bardon gerufen?'

„Am fünften oder sechsten."

„Warum nicht früher?"

„Weil meine Schwiegertochter sagte, es sei nicht nöthig,

ihr Mann habe nur ein leichtes Unwohlsein, welches bald wieder vergehen würde."

Der Präsident verzichtete, auf eine Bemerkung des Anwalts der Angeklagten, auf die weitere Vernehmung der Mutter. Der Generaladvocat richtete nun das Wort an Marie Lafarge.

„Weshalb empfahlen Sie Ihrem Mann, die Kuchen Nachts um elf Uhr zu essen?"

„Herr Generaladvocat scheinen nicht zu wissen, daß dieses die übliche Theestunde in Paris ist," erwiderte sie mit einer kleinen Anwandlung von Malice.

„Erhielten Sie zu jener Epoche Briefe von Ihrem Gatten, worin sein Unwohlsein erwähnt ist?"

„Ja, ich erhielt deren zwei. Er schrieb, er habe Migraine und Erbrechungen gehabt, doch sei dies nun vorbei."

„Warum wollten Sie anfänglich keinen Arzt kommen lassen?"

„Ich bat im Gegentheil beständig, man solle Herrn de Segeral, von dem ich viel reden gehört hatte, Herrn Bardon zugesellen."

„Sie waren doch sehr ruhig während der Krankheit?"

„Doctor Bardon wird Sie des Gegentheils versichern können. Als Doctor Lespinas sagte, der Patient sei schwer krank und ich von einem Priester sprach — fragen Sie ihn, ob ich da ruhig war."

Jetzt traten die drei Experten wieder ein. Der ältere Dubois berichtete, die organischen Materien wären so eingetrocknet, daß es unmöglich wäre, etwas daran zu erkennen — auch aus dem Magen hätten sie kein Resultat erlangt, weder in den ausgebrochenen Materien, noch in den Flüssigkeiten im Magen habe sich Arsenik, wohl aber Eisensalz gefunden; dann schloß er mit den Worten: „Rufen Sie die gelehrtesten Männer herbei, wir scheuen keine Controlle."

Allgemeine Grabesstille entstand. Eine Reaction zu Gunsten

der Angeklagten ging durch den Saal. Anwalt Lachaud, der sie im Diamantenprozeß in Brives vertheidigt hatte, konnte sich eines Applaudissements nicht enthalten. Advocat Paillet ballte die Fäuste und donnerte: „Und acht Monate Haft hat das arme Weib ertragen müssen.“ — Die Familie Lafarge schwamm in Thränen. Herr de-Violaine, der Schwager der Angeklagten, ward unwohl, er mußte den Saal verlassen. Marie Lafarge schien tief ergriffen und weinte.

Nun begann Dubois weiter zu berichten.

„Wir haben die alten Methoden angewendet und die von Marsh, welche moderner ist und so fein, daß man annimmt ein fünfmalhunderttausendstel Arsenik müsse damit erkenntlich sein.“

Es wurde verordnet, die Leiche zu neuen organischen Analysen ausgraben zu lassen und die Sitzung wurde aufgehoben.

Auf ihrem Zimmer fiel die Angeklagte dem Anwalt Paillet freudeweinend um den Hals und drückte dem Advocaten die Hand.

„O Gott,“ rief sie, „nun wird meine Unschuld anerkannt werden, nun wird man sehen, daß ich keine Giftmischerin bin, ich werde frei kommen und meine Ehre vor der Welt wieder hergestellt werden.“

In der Stadt Tulle herrschte die größte Spannung.

Den andern Morgen reisten die Experten nach Glandier, um die Leiche ausgraben zu lassen. Indessen wurden die Sitzungen fortgesetzt.

Lafosse, Apotheker zu Brives, sagte aus, Denis habe am neunten Januar zwei und sechszig Gramm Arsenik für Madame Lafarge bei ihm gekauft.

Essartier, Apotheker in Uzerche, bestätigte, daß Denis am zwölften Dezember ein und dreißig Gramm Arsenik verlangt, und später noch einmal vier Gramm geholt habe.

Louis Philibert de-Chauvron, Advocat, sagte aus, Lafarge habe zwei Testamente gemacht, eins zu Gunsten seiner Mutter, ein anderes zu Gunsten seiner Schwester.

Ein Brief der Tante Garat wird vorgelesen, die von Mariens Unschuld fest überzeugt ist; es hieß darin:

„Welche Infamien sind die Ideen, welche Deine Schwiegermutter ausgesprengt hat! Es ist empörend. Bis wohin kann sich doch der Schmerz einer Mutter verirren! Dies ist ihre einzige Entschuldigung. Uebrigens siehst Du mir nicht danach aus, als ob Du Dich viel darum bekümmertest, Du hast Recht, eine solche Infamie scheint mir unmöglich und ist es auch. u. s. w."

Paillet commentirt diesen Brief noch durch die Behauptung, der ganze Vortheil, den die Angeklagten von ihrer Ehe habe, sei der totale Ruin ihres Vermögens.

Der Staatsprocurator verlas nun das Testament, welches Lafarge für seine Frau gemacht hatte, und bemerkt, das Actenstück sei der Ausdruck edler Gefühle, welche dem Verstorbenen höchlichst zur Ehre gereichten, das Werk eines Ehrenmannes, eines ausgezeichneten Gatten. Lafarge vermachte seiner Frau Alles, worüber er verfügen konnte, bäte sie jedoch in rührenden Worten, seine geliebte Mutter nie zu verlassen, sie zu trösten, zu hegen und zu pflegen, seiner Schwester mit Rath und That beizustehen, der Nothleidenden zu gedenken ꝛc. Nach Anhörung dieses Testaments, schloß er, wird sich Niemand mehr an Lafarge's edeln Character irre machen lassen.

Paillet gab zu bedenken, daß dieses artige Testament durch zwei andere zu Gunsten seiner Mutter und seiner Schwester annullirt worden sei, dahingegen die Angeklagte ihr Testament nie zurückgenommen habe.

Jetzt wurde Marie Mathieu, genannt Mion, die Köchin auf Glandier aufgerufen. Sie machte nach allen Seiten hin linkische Verbeugungen und sagte dann:

„Nehmen Sie's nicht übel, meine Herrschaften, ich bin mit Ehren zu melden, seit zwei Monaten im Dienst gewesen, als Alfred den Rattenkuchen bereitet und in Madame's Zimmer gebracht hat. Einige Zeit darauf ist die alte Madame in die Küche gekommen und hat vier und zwanzig kleine Kuchen für ihren Sohn gebacken; ich leistete ihr dabei Handreichungen, wenn's erlaubt ist zu sagen: einen der geplatzt war, verzehrte ich, zwei andere nahm das Kammermädchen."

„Wie groß waren die Kuchen?"

„Sie waren gewiß und wahrhaftig nicht größer, als eine Hand und fast so lang als breit — andere Kuchen hat sie nie gebacken."

„Buck denn auch die junge Madame Kuchen?"

„Ja, einigemal hat sie außerordentlich große Kuchen nach der Sitte ihrer Heimath gebacken."

Jean Bardon, Bedienter, sagte, als die Reihe an ihn kam: „Ich habe das Gift von Essartier geholt und dem Kammermädchen eingehändigt."

„Haben Sie nichts über Denis zu sagen?"

„O ja, er meint es nicht gut mit der Madame; er sagte einst zu mir, er wolle sie verfolgen und in vier Stücke hauen, worauf ich ihm antwortete: sie kann den Herrn nicht vergiftet haben, dazu ist sie viel zu gutmüthig."

Anton Parrent, der Kellner aus dem Pariser Hotel, berichtet, er habe die Schachtel aufgemacht, Socken, Briefe, ein Miniaturbild und einen eingewickelten Kuchen herausgenommen und auf den Ofen gesetzt. Lafarge habe lachend gesagt, den schicke ihm seine Frau, dann habe er ein Stück von der Größe eines Zolls davon abgebrochen und aufgegessen, sei dann ausgegangen und gegen seine Gewohnheit erst um drei Viertel auf ein Uhr zurückgekommen, er schien ganz wohl zu sein, als er ihm Licht angemacht habe. Am andern Morgen habe er jedoch den Fußboden, die Tapete und den Nachttopf voll gebrochen ge-

habt. Ich fragte, haben Sie eine Unverdaulichkeit gehabt, worauf er mir keine Antwort gab. Das Mädchen brachte ihm Thee hinauf und ich fragte, ob ich ihm einen Arzt holen sollte. — Wenn ich einen Arzt nähme," sagte er, „so müßte es Herr Marjolin, der Arzt meiner Frau sein. — Nachmittags schürte ich das Feuer auf seinem Zimmer, er wollte aufstehen und schreiben, bekam aber wieder ein so heftiges Erbrechen, daß er die Tapete beschmutzte, was ich ihm bemerklich machte. „Wenn man so krank ist, wie ich," sagte er, „so kann man auf dergleichen nicht achten. Um vier und ein halb Uhr gab er mir Briefe auf die Post zu tragen, schickte mich auch zu einem Freund, Herrn Sabathier."

„Wie sah der Kuchen aus?"

„Er hatte die Größe eines Dessertellers, war verzuckert, sah sehr appetitlich aus."

„Waren es mehre Kuchen?"

„Ich sah nur diesen einen. Er blieb vierzehn Tage auf dem Ofen stehen, dann schloß ich ihn in einen Schrank, und warf ihn, als Herr Lafarge abgereist war, in den Kehrichthaufen."

Als dieser Zeuge abtrat, kam Edmund Nassau, Advocat aus Conflans an die Reihe. Er erzählte, daß er ein Gespräch mit Denis über Madame Lafarge gehabt habe.

„Theilen Sie uns dieses Gespräch mit!"

„Als ich ihn fragte, ob er glaube, daß Madame Lafarge ihren Mann wirklich vergiftet habe," rief er voll Wuth: „Freilich wohl, die Vettel hat ihn vierzehn Tage lang mit Gift genährt." — Als ich das nicht für möglich hielt, sagte er voll Bosheit: „O, das ist Eine, die ihres Gleichen sucht. Wissen Sie, was sie machte, als sie noch auf ihres Vaters Schlosse war. Ein Bauer war ausgegangen und wollte Abends heimkehren. Mademoiselle ließ die Zugbrücke aufziehen, um den Bauer im Graben zu ertränken, was auch wirklich gelang.

Ich erlaube mir dem Hof zu bemerken," setzte der Zeuge hinzu, „daß ich glaube, daß die Glaubwürdigkeit des Herrn Denis stark in Zweifel zu ziehen ist."

Indessen waren die nach Glandier geschickten Experten zurückgekommen und Dupuytren stattete im Namen seiner Collegen Bericht ab. Sie hatten die Leiche ausgraben lassen, die sie im Zustand völliger Fäulniß fanden. Die Herren Massenat und Lespinas hatten die zur Untersuchung nöthigen Organe herausgenommen, die gemeinschaftlich untersucht wurden, aber weder in Leber, Herz, Milz noch Eingeweiden war Arsenik gefunden worden.

Lauter Jubel erschallte. Madame Lafarge lächelte ihrem Advocaten zu, welcher zähneknirschend ausrief: „Diese Aufklärungen hätte man acht Monate früher haben können, dann würde von keiner Anklage die Rede gewesen sein."

Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben.

Am zehnten September wurde eine neue Expertencommission, an deren Spitze Orfila stehen sollte, durch den Telegraphen berufen. Paillet sah den Präsidenten mit wuthblitzenden Augen an und rief: „Gut, durch Ihre Fristen werden wir zwei Leichen, statt einer bekommen."

Madame Buffiere, hinsichtlich des Streites zu Uzerche befragt, sagte, ihr Bruder habe allerdings da mehr die Sprache eines Ehemannes, als eines Liebhabers geführt.

Als jetzt Emma Pontier aufgerufen wurde, bekleideten sich Ihre Wangen mit einem schönen Erröthen und in zarter Verlegenheit schlug sie die großen himmelblauen Augen zu Boden; doch als sie gefragt wurde, ob sie die Angeklagte kenne, wandte sie sich nach Madame Lafarge hin, warf ihr einen Blick voll Liebe zu und brach in Thränen aus. Nachdem sie sich etwas gefaßt hatte, hob sie an:

„Am elften Januar war ich auf Glandier und sah, wie der Kranke gepflegt wurde. Marie sagte mir, er habe die

Bräune, wolle aber nichts als kaltes Wasser nehmen. Wir gingen auf ihr Zimmer, wo ich ihr sagte, sie solle sich nicht allzusehr ängstigen, da Charles sich von jeher gern habe bedauern lassen. Dann ging ich in's Krankenzimmer, machte dem Kranken Vorwürfe, daß er seiner Frau nicht folge, er schien das einzusehen. Marie nahm ein Glas vom Tisch ihres Mannes, that Wasser und Gummi hinein und trank es aus. Auf dem Arbeitstischchen stand ein papierner Sack mit weißem Pulver, Mamsell. Brun glaubte nicht, daß es Gummi sei, ich nahm etwas zwischen die Finger und verschluckte es. — Einandermal that sie Pulver und Wasser in einen Löffel. Charles, nimm das, es ist Dir gut, sagte sie bittend. Bin ich einmal krank, so thue ich Alles, was Du willst. — Am folgenden Morgen reiste ich zu meiner Mutter, kam aber schon den andern Tag wieder nach Glandier. Ich fand Marie bleicher und angegriffener, trüb und nachdenkend. Sie nahm mich beim Arm und führte mich auf ihr Zimmer, wo sie sich mir in Verzweiflung an das Herz warf."

„Ich bin sehr unglücklich," rief sie, „mein Mann liegt im Sterben und Niemand drückt mir die Hand und sagt mir ein tröstendes Wort; sie behandeln mich wie eine Fremde und glauben wohl gar, ich wolle von Geldangelegenheiten sprechen. Sie kennen mich schlecht, wenn sie das glauben."

„Denke das nicht," warf ich ihr ein, „sie wollen Dir nur den Schmerz ersparen, sie leiden zu sehen, aber Charles wird genesen."

„Meinst Du?" rief sie mit neuer Hoffnung. „Nun, ist er erst wieder hergestellt, so gehe ich auf zwei Monate zu meiner Schwester nach Paris. Sie sollen erkennen, daß ich eine solche Vernachlässigung fühle und begreife."

„So oft ich zu ihr kam, fand ich sie fast immer auf den Knieen liegend. Andrerseits sah ich, daß man ihren Mann gegen sie eingenommen hatte; der Kranke wandte sich von ihr

ab und gab ihr keine Antwort, wenn sie mit ihm sprach. Sie war trostlos. Ich suchte sie zu beruhigen, indem ich sagte, wenn Charles genäse, würde sich Alles ausgleichen, worauf das Kammermädchen mich bat, ihr ja nicht zu viel Hoffnung zu machen, da die Aerzte den Kranken aufgäben. Als Charles todt war, rief Marie verzweifelnd: Ach, mein Gott! ich war mein ganzes Leben lang unglücklich. Niemand hat einen Begriff davon, was ich gelitten habe... und jetzt wieder .... mein Gott, es ist sehr hart.... ich verliere die Besinnung."

„Können Sie uns nicht sagen, ob es wahr ist, daß sie ihrem Kammermädchen eingelernt hat, was sie aussagen soll."

„Sie hat ihr nichts eingelernt, sie fragte sie nur, nachdem sie angeklagt worden, was sie mit dem Arsenik gemacht habe, und einmal hörte ich sie ausrufen: Es ist zum Verzweifeln! diese Leute bleiben nicht zweimal bei derselben Aussage."

„Was wissen Sie uns von der schwarzen Dose zu sagen."

„Am Tage vor Charles' Tod sah ich sie in Mariens Schürzentasche und fragte, was drinnen sei. Das Gummi der Madame, gab mir Clementine zur Antwort. Ich nahm eine Messerspitze davon, gab sie Herrn Fleygniat, der das Pulver auf Kohlen warf und Arsenik darin erkennen wollte. Aus Furcht, daß Marie die Absicht haben könnte, sich umzubringen, nahm ich ihr die Dose, und nachdem ich mich mit Herrn Fleygniat berathen hatte, übergab ich sie zur Wahrung meines Gewissens, dem Herrn Untersuchungsrichter."

Madame Lafarge schien, während Emma sprach, glücklich, daß ihr unter ihres Mannes Verwandten eine Freundin geblieben; sie lächelte fortwährend.

Auch Heine lächelte dem schönen Mädchen zu, das so günstig für Marie sprach; er hätte sie küssen und an sein Herz drücken mögen. Wenn aber sein Auge auf die unheimlichen

Gesichter von Mamsell Brun und von Denis fiel, so beschlich eine bange Ahnung seine Brust und seine Zuversicht schwand. Plötzlich zog er ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt aus demselben, schrieb ein paar Zeilen darauf und hielt es in seiner Hand verborgen.

Als die Sitzung aus war, gab es ein großes Gedränge, den Damen wurden fast die Kleider vom Leibe gerissen, es gab Rippenstöße und Quetschungen und es fielen Worte, die eben nicht zu den feinsten gehörten.

Mamsell Brun war froh, als sie glücklich aus dem Menschengewoge war und das Wirthshaus erreicht hatte, in welchem sie mit ihrer Mutter abgetreten war. Wie erstaunte sie aber, als sie einen an ihrem Shawl angehefteten Zettel entdeckte, worauf die Worte standen: Wenn Du gegen Marie aussagst, so bist Du des Todes.

Mamsell Brun war jedoch das Weib nicht, sich so leicht schrecken zu lassen. Sie schickte das Billet noch in derselben Stunde an den Staatsprocurator.

Indessen war die Stadt bis in die Nacht in Aufregung; es hieß, man wolle gegen die Berufung neuer Experten energische Demonstrationen zu Gunsten der Angeklagten machen. Auf dem Promenadeplatz brannten Freudenfeuer, um neun Uhr ließ man einen Luftballon steigen. Unter Paillet's Fenster jubelten mehr als dreitausend Menschen.

Die folgende Sitzung begann der Generaladvocat mit einer Rede, in welcher er nahe daran war, die Unschuld der Angeklagten anzuerkennen. Er sagte, er wolle sich mit der Vertheidigung vereinigen, um den Schleier zu heben — die Anklage hatte gleichsam ihre eigene Leichenrede gehalten.

Hierauf berichtete er von der Einschüchterung, die man auf eine Zeugin durch Anheftung eines Drohzettels versucht habe, den er laut ablas indem er den Schreiber für infam erklärte. Sodann wurde das Zeugenverhör fortgesetzt.

Denis belastete die Angeklagte auf die gravirendste Weise. Mamsell Brun, als sie aufgefordert wurde, sah weder rechts noch links, sie stand mit niedergeschlagenen Augen da und glich einem Bild des bösen Gewissens. Sie erinnerte sich nur solcher Details, welche der Anklage förderlich waren, auch sagte sie, Madame Lafarge habe einmal gesagt, man sei der Vergiftung durch Grünspan ausgesetzt, wenn die Leute in der Küche das Geschirr nicht reinlich hielten.

Der Schlosser Jean Portier sagte aus: „Am Tage nach dem Tode des Herrn Lafarge ließ mich dessen Mutter rufen; sie schickte mich in den Saal, in dem die Leiche stand, und hieß mich dort warten. Nachdem sie ihre Schwiegertochter aus ihrem Zimmer gelockt hatte, mußte ich darin einen Secretair von Nußholz aufbrechen. Das Geheimfach sprengte ich mit Meisel und Hammer und nahm auf Geheiß der alten Madame, alle darin vorfindliche Papiere heraus. Nachdem ich ein Brett weggezogen, nahm ich mit der Hand auch die Papiere, welche in der untersten Schublade lagen und mußte sie zu den anderen auf ein Tuch legen. Hierauf bat sie mich, das Tuch an den vier Zipfeln zu fassen und Alles in ihr Zimmer zu tragen. Ich that es und ging."

Doctor Segeral, welcher die Angeklagte während ihrer Gefangenschaft in Brives als Arzt behandelte, erzählte: „Ich habe Madame Lafarge einst sehr verweint gefunden, und als ich sie fragte, ob eine geistige Aufregung so schlimmen Einfluß auf ihr Nervensystem gehabt habe, brach sie in Schluchzen aus."

„Man verlangt von mir," sagte sie, „daß ich Lafarge's Bankerott erklären soll. Dieser Gedanke erfüllt mich mit Entsetzen. Nichts soll mich dazu zwingen, das Andenken des Mannes, dessen Namen ich trage, zu beschimpfen. Ich gab ihm einst dreißigtausend Franken, verbürgte mich für eben so viel, mir bleibt blutwenig, aber hier gilt es Alles zu opfern, um eine Falliterklärung zu verhindern, und ich werde es thun."

„Drei Monate nachher war ich wieder in ihrem Gefängniß, als ihr gerade die Zeitungen gebracht wurden. Was sprechen sie?“ sagte sie schmerzlich; „gewiß wieder viel Auferbauliches über mich? Mögen sie sagen, was sie wollen, sie sollen mir in diesem Asyle hier die Ueberzeugung meiner Unschuld und das Vertrauen auf die Justiz nicht nehmen.“

„Sonst wissen Sie uns nichts zu sagen?“

„Nein, ich vermag nur Löbliches von der Gefangenen zu berichten.“

„Gut, treten Sie ab.“

In der Sitzung des dreizehnten Septembers erschienen die Chemiker Orfila, Olivier und Bussi. Sie wurden mit der Untersuchung beauftragt und die bisherigen Chemiker ihnen als Assistenten beigeordnet.

Bei fortgesetztem Zeugenverhör sagte ein gewisser Marc-Coste, daß die Angeklagte hätte fliehen können und geblieben wäre, daß sie kein Geldopfer gescheut habe, um die Ehre ihres Mannes zu retten. — Mehr und mehr ward das Mitleid rege unter den Zuschauern und die Möglichkeit ihrer Unschuld wurde fast in allen Herzen zur Gewißheit.

Jetzt erschien der Banquier Antoine Roques vor den Schranken des Gerichts und der Präsident richtete die Frage an ihn:

„Weshalb haben Sie die Unterschrift von Leuten, die Sie nicht als zahlungsfähig kannten, angenommen?“

„In Wechselgeschäften ist die Moralität die Hauptsache,“ erwiderte der Banquier. „Ich hielt Lafarge für einen Ehrenmann; auf seine Unterschrift allein hätte ich ihm nichts geborgt, aber ich hielt ihn nicht für fähig, mich mit untergeschobenen Unterschriften zu täuschen.“

Bonaventure Brossard, Handelsmann in Tulle, sagt aus:

„Ich habe von Lafarge Wechsel bekommen, darunter einen mit dem Namen Essartier unterschrieben. Als ich dieses Papier

darauf Herrn Essartier zu Uzerche präsentirte, erkannte er die Signatur nicht an und ließ den Wechsel protestiren. Später erfuhr ich, die Unterschrift sei die eines zwölfjährigen Knaben. Ich ging darauf nach Glandier, um von Lafarge's Frau eine Garantie zu erhalten. Sie sagte, sie verstehe nichts von Geschäften, kenne ihres Mannes Testament nicht, erwarte einen Verwandten, der ihre Angelegenheiten ordnen solle, indessen dürften die Gläubiger ihres Mannes sich darauf verlassen, daß sie nichts verlieren würden, sollte sie auch keinen Sou übrig behalten."

Auf diesen Zeugen folgte ein Geistlicher. Er nannte sich Dufour und war seit vierzehn Jahren Pfarrer in Villers-Hellon. Ueber die Moralität der Angeklagten befragt, sagte er mit tief bewegter Stimme:

„Ich kann bezeugen, daß die Angeklagte ihren kirchlichen Obliegenheiten stets zur allgemeinen Erbauung genügte, die Armen unterstützte, die Nothleidenden besuchte. Ihr Lebenswandel war musterhaft, auch habe ich ihr auf ihres Großvaters Grab eine Lobrede gehalten, in welcher ich sie Allen als Vorbild aufstellte. Dieser Ruhm wird ihr im ganzen Aisne-Departement gezollt, Jeder wünscht, daß ihre Unschuld an den Tag kommen möge."

„Sie kennen wohl aus öffentlichen Blättern den Brief, den die Angeklagte am fünfzehnten August an ihren Gatten schrieb. Was sagen Sie dazu?"

„Dazu sage ich, daß der Hund, der bellt, minder schlimm ist, als der, der rücklings beißt. Ich kannte Mademoiselle Marie Capelle seit 1826 bis zu ihrer Verheirathung, sie kann unmöglich seitdem von der Höhe ihrer Tugend bis zur Diebin und Giftmischerin gesunken sein, das ist meine Ueberzeugung."

Das Publicum hätte den würdigen Mann, als er schwieg, gern auf den Händen im Triumph herum getragen und ihm

Ovationen dargebracht, wenn es nur gedurft hätte. — Nun wurde die Sitzung zwei Stunden lang ausgesetzt. Um fünf Uhr traten die Experten ein. Tiefes Schweigen herrschte, die höchste Spannung bewegte alle Gemüther. Die Angeklagte saß bleich und ängstlich da, es ward Abend, der Saal war fast ganz in Nacht gehüllt, der Regen floß in Strömen und schlug an die Fenster, der Wind raste an das Haus, die Natur schien die Schauer, welche auf der Versammlung ruhten, noch erhöhen zu wollen.

Jetzt wurden Lichter angezündet, die Richter und die Jury nahmen ihre Plätze wieder ein, Orfila erhielt das Wort, und grausenhaft, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel, hallten die Worte durch das Haus:

„Lafarge's Leiche enthält Arsenikacid in sehr beträchtlicher Quantität. Den Herren, welche die frühere Untersuchung vornahmen, zerbrach der Tubus. Wäre das nicht geschehen, so würden sie dasselbe Resultat erlangt haben. Sie erlangten aber auch darum kein genügendes Resultat, weil sie nur Theile und nicht gleichzeitig das Ganze untersuchten."

Als der berühmte Chemiker schwieg, fragte der Präsident:

„Hat die Vertheidigung etwas darauf zu entgegnen?"

Paillet blieb die Antwort schuldig.

Die Sitzung wurde aufgehoben, die Angeklagte drückte ihrem Vertheidiger die Hände. Das Publicum verharrte im trüben Schweigen, höchstens ein Seufzer wurde laut.

„Wird sie erscheinen können, wird sie den furchtbaren Aufregungen der Debatten nicht erliegen?" Diese Fragen richteten am andern Morgen die in dem Sitzungssaal versammelten Menschen aneinander. Um halb zehn Uhr erschien der Hof. Der Arzt der Angeklagten meldete, sie habe eine sehr bedenkliche Nacht gehabt, es sei ihr unmöglich, den Debatten beizuwohnen. Die Gefängnißärzte wurden ihm beigeordnet. Nach anderthalb

Stunden erklären sie einmüthig, die Gefangene könne wegen fortwährender Krämpfe und einer bedenklichen Nervenirritation heute nicht erscheinen.

Auch den folgenden Tag blieb sie krank; erst am dritten Tag erschien sie wieder, mußte aber in einem Lehnstuhl in die Sitzung getragen werden. Starr und bewegungslos, sah sie mehr einem Marmorbilde, einem Bilde des Jammers, als einem menschlichen Wesen ähnlich.

Die Experten erklärten auf ihren Eid, der Arsenik sei dem Kranken beigebracht worden.

Der Generaladvocat hielt nun eine lange Rede, während welcher Madame Lafarge unter den gräßlichsten, körperlichen und geistigen Leiden fast zu erliegen schien. Hierauf sprach Paillet; er brachte Sittenzeugnisse des Marquis de-Morny, der Vicomtesse de-Montesquiou, des Marschalls Gerard vor; er bewies, daß die Ehe eine glückliche war, daß Lafarge's Liebe erwiedert wurde, die Neigung eine gegenseitige gewesen. Er sagte, seine im Lande fremde Klientin hätte den Kuchen nicht backen können. Vier Tage sei das von ihr mit Kordeln umgebene und versiegelte Kästchen fortgewesen, und als es Lafarge erhalten, habe er es zugenagelt gefunden. Er behauptete ferner, Lafarge habe bei seinen Eisenarbeiten Arsenik eingeathmet; auch das Gegengift könne, wenn schlecht zubereitet, Arsenik enthalten haben. Das halbe Miligramm, das gefunden worden, sei keine Quantität, sondern bloß ein Atom. „Hatte Lafarge keine Neider, keine Feinde?" fuhr er fort; „das erhaltene Patent konnte ihm welche erweckt haben. Kann nicht Eifersucht die Hand im Spiel gehabt haben? Kann er nicht selbst Gift genommen haben? Alle Bedingungen zu einem Selbstmord waren vorhanden, falsche Wechsel, falsche Briefe u. s. w."

So sprach der wackere Vertheidiger mehre Stunden lang mit der beredtsamen Wärme des Herzens, dann replicirte der Generaladvocat, er erwähnte auch des Diamantendiebstahls,

und sagte, die Angeklagte habe Formfehler benutzt, um der Gerechtigkeit in frecher Weise Hohn zu sprechen.

Da fuhr, als er fertig war, der Advocat Paillet wie ein verwundeter Eber in die Höhe und rief:

„Die Diamantengeschichte geht mich zwar nichts an, aber da sie in so grausamer Weise erwähnt worden, so ist es meine Schuldigkeit zu veröffentlichen, was uns nachträglich darüber zu Ohren gekommen und woraus hervorgeht, daß die Vicomtesse de-Leautaud keineswegs die unschuldige Taube ist, als welche sie gern gelten möchte.“

Er verlas hierauf einen Brief, den Doctor Pontier, Emma's Vater, aus Algier geschrieben hatte, nachdem ihm die Kunde des unseligen Processes durch die öffentlichen Blätter und durch seine Tochter zu Ohren gekommen war. Er schrieb, er habe erfahren, daß sich in Algier ein Administrationsbeamter der Militairhospitäler, Namens Clavet, aufhalte, von dem er erfahren, daß im December 1839 ihm aus Paris eine Schachtel unter seiner Adresse zugeschickt worden sei. Da er bezweifelt habe, daß sie wirklich für ihn bestimmt sei, so habe er sich erkundigt, bevor er sie öffnete, ob sich in Algier noch Jemand aufhalte, der seinen Namen führe. In der That habe er im Hôtel de-la-Regence einen Herrn Felix Clavet aufgefunden, dem er die Schachtel übergeben und der gesagt habe, sie sei für ihn, käme von der Vicomtesse de-Leautaud und enthalte Farben.

Diese Mittheilung hatte dem Doctor Pontier so wichtig geschienen im Interesse der Madame Lafarge, daß er den Administrationsbeamten gerichtlich vernehmen ließ und dessen eidliche Aussage eingeschickt hatte, welche der Advocat nun ebenfalls vorlas und die Frage daran knüpfte: Was von der Glaubwürdigkeit einer Dame zu halten sei, die jedes nähere Verhältniß mit einem jungen Manne abläugne und ihm doch noch ein Jahr nach ihrer Verheirathung Briefe und sogar Geschenke schicke?

Der Präsident lehnte es ab, auf diese Frage einzugehen, da das hiesige Gericht sich nicht mit dem Diamantenproceß zu befassen habe, dann wandte er sich an die gänzlich vernichtete Madame Lafarge mit der Frage: „Angeklagte, haben Sie noch etwas zu sagen?“

Sie erhob sich und sagte mit matter, fast unhörbarer Stimme: „Herr Präsident, ich bin unschuldig, ich schwöre es.“

Hierauf erklärte der Präsident die Debatten für geschlossen. Madame Lafarge wurde weggebracht, dann hielt er eine Anrede an die Geschworenen und zog sein Resumé. Die Geschworenen zogen sich um sieben und drei Viertel Uhr in das Berathungszimmer zurück. Eine Stunde darauf kamen sie wieder. Tiefes Schweigen herrschte, dann ertönte der Spruch: „Ja, die Angeklagte ist schuldig, aber es finden mildernde Umstände statt.“

Es herrschte eine allgemeine Bewegung, auf der Tribüne der Damen entstand Geschrei. Heine fühlte sich fast von einer Ohnmacht angewandelt.

Alle Augen sahen auf die Thüre, durch welche Marie erscheinen sollte. Paillet kommt mit Angstschweiß auf der Stirne und berichtet, Madame Lafarge sei auf ihrem Zimmer sogleich in Ohnmacht gefallen und wäre der Besinnung beraubt; man möge die traurige Formalität ohne sie vornehmen.

Der Hof schickte den Huissier zu der Angeklagten und ließ sie zur Vernehmung des Spruchs auffordern.

Dieser kam wieder und berichtete, er habe sie auf dem Bette liegend gefunden und sie zu keiner Antwort bewegen können.

So wurde denn das Urtheil verkündigt, welches sie zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, zu einstündiger Ausstellung an dem Pranger auf dem öffentlichen Marktplatz zu Tulle und zu den Proceßkosten verurtheilte.

Das Publicum verließ das Haus in sehr gedrückter Stimmung.

Aus elf Gründen wurde Cassation eingelegt, allein diese Cassation wurde verworfen und das Urtheil des Gerichtshofs zu Tulle in allen seinen Theilen bestätigt.

Madame Lafarge trat bald darauf ihre Strafe im Arbeitshaus zu Montpellier an, wo sie ihre Memoiren schrieb und Alles aufbot, um der Welt ihre Unschuld zu beweisen.

Eine Hochzeit und ein Duell.

Börne war seit Jahren todt, die Welt hatte ihn gerichtet, seine Schwächen waren vergessen, seine Größe war anerkannt, er zählte mit unter den großen Geistern der deutschen Nation, sein Name wurde nur mit Ehrfurcht genannt.

Börne hatte mit seiner Feder Heine manche blutige Wunde geschlagen, ohne daß dieser bei dessen Lebzeiten den Handschuh aufgehoben und ihm darauf geantwortet hätte, aber er registrirte alle diese Beleidigungen in sein Gedächtniß ein, der Zorn wurmte fort in ihm, sein mit Rachsucht erfülltes Gemüth betrachtete Nachsicht und Vergebung als eine feige Schwäche, er fand ein Vergnügen daran, in seinem Herzen die Giftpflanze des Grolls aufwachsen zu lassen, denn er fühlte täglich mehr, wie sich das in den Briefen aus Paris enthaltene Gift in seinen Eingeweiden durchwand, wie eine sich krümmende Schlange, und so ließ er jetzt erst, nachdem der Verstorbene unter der Erde den Verwesungsprozeß durchmachte, ohne sich vertheidigen zu können, sein berüchtigtes Buch: Heine über Börne erscheinen. Es fiel wie ein zündender Funke in ein Pulverfaß, die Explosion ließ nicht auf sich warten, aber sie fiel zum Verderben des Urhebers aus, die ganze gesittete Welt wurde erbittert über ihn, besonders weil er Madame Strauß, ein wehrloses Weib, auf die unwürdigste, unedelste Art in seinem Werke verunglimpft und an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt hatte.

Madame Strauß war nicht die Letzte, die von dem Buche erfuhr. Sie saß in ihrem Garten zu Auteuil. Der Abend verbreitete seine Kühle und seinen Duft über die Felder, die Insecten schliefen unter dem Grase, die Vögel verstummten auf den belaubten Zweigen, der Wind regte sich nicht mehr, die ganze Natur schien sich in harmonischer Ruhe auf den Schlaf vorzubereiten.

Madame Strauß war ohne Ursache traurig und herabgestimmt, die Seele ahnt zuweilen die ihr drohenden Stürme, wie die Natur, und fühlt sich alsdann von einer schmerzlichen Empfindung bedrückt, die ihr erst später klar wird.

Da schellte es noch spät und der Briefträger brachte unter Kreuzband eine Broschüre nebst einem Brief.

Madame Strauß ließ Licht in den Gartensalon bringen, in dem ihr Mann eine Cigarre rauchte, während er mit einem kleinen Wachtelhündchen spielte. Sie erbrach den Brief mit einer dumpfen Ahnung. Ein Freund schrieb ihr:

„Hier sende ich Ihnen das nichtswürdige Pamphlet, „welches Heine auf unsern großen Todten geschleudert hat. „Können Sie sich überwinden, so werfen Sie es ungelesen „in's Feuer, wenn nicht, so werden Sie einen schweren Aerger „davon tragen, den ich Ihnen leider nicht ersparen kann.“

Aber Madame Strauß hatte die Selbstüberwindung nicht, das Buch zu vernichten. In fieberhafter Hast schnitt sie die Blätter auf, dann mußte ihr Mann die Vorlesung beginnen.

Auf jeder Seite war eine blutige Beleidigung für den Verstorbenen verzeichnet, jedes Wort war in Haß und Gift getränkt — aber nicht genug, daß Heine seine Steine gegen den berühmten Todten schleuderte, er griff ihn auch in dem an, was ihm bei seinen Lebzeiten das Heiligste gewesen war, in seinem Verhältniß zu Madame Strauß, die er mit frecher Stirn als ein durchaus unsittliches und verächtliches Weib hinstellte.

Madame Strauß sowohl wie ihr Mann waren außer sich

vor Schmerz und Wuth, aber die schwer beleidigte Frau machte ihren Zorn nur in einzelnen Ausrufungen Luft, und wenn ihr Mann in der Lectüre einhalten und seiner gerechten Erbitterung Worte geben wollte, so rief sie ihm zu:

„Jetzt nicht! jetzt nicht! Lies weiter."

Der Tag begann bereits zu grauen, als Herr Strauß endlich das Buch zuschlug und vor sich hin auf den Tisch legte.

„Nun, was sagst Du zu dieser Schändlichkeit?" wandte er sich an seine Frau, die starr und stumm dasaß mit blassem Angesicht und thränenlosen Augen. Geistvoll und edel, wie sie war, wurde sie durch Alles Große und Schöne angeregt, aber eben so tief wurde sie empört durch Alles, was schlecht und gemein war.

„Daß er mich angegriffen und in den Koth gezogen hat," sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer, „könnte ich ihm vergeben, weil mein Bewußtsein mich über dergleichen Schmähungen erhebt, daß er aber Börne lästert, diese zarte Natur, welche die Seele eines Dichters mit einem Kinderherzen verband — daß er den Mann herabwürdigt, dessen Beruf das Bedürfniß zu lieben war, und dem Gott den Stempel des Genies auf die Stirn gedrückt hatte, das verzeihe ich ihm nicht!"

„Freilich, freilich, aber im Grunde hat Börne doch den Heine zuerst angegriffen," warf ihr Herr Strauß bedenklich ein.

„Darin mag er Unrecht gehabt haben, das will ich nicht bestreiten, aber da hätte Heine dem Lebenden entgegen treten müssen — jetzt aber hätte er des Spruchs gedenken sollen: Lasset die Todten ruhen."

„Du hast Recht, mein Kind. Heine wird übrigens das Böse, das er gethan hat, schneller vergessen, als jenes, das ihm gethan worden ist."

„Aber ich werde es nicht vergessen ... wäre ich ein Mann, so wüßte ich, was ich zu thun hätte, aber so bin ich nur ein Weib ..."

Sie schwieg. Auch ihr Mann schwieg. Nach einer Weile hob sie wieder an:

„Dieser Heine hat etwas Satanartiges — doch wenn er auch der Teufel in eigener Person wäre, so werde ich ihm dennoch die Hörner ausreißen.“

„Frau, Du erschreckst mich, was willst Du thun?“

„Das ist vorderhand mein Geheimniß. Lege Dich jetzt schlafen.“

„Aber Frau, ich bitte Dich ...“

„Lege Dich schlafen, sage ich Dir, ich muß ungestört nachdenken.“

Herr Strauß folgte dem Gebot seiner Herrin. Es war indessen Tag geworden, aber ein gewaltiger Sturm schüttelte die Bäume und knickte die Blumen auf ihren Stielen. Madame Strauß öffnete das Fenster und sah hinaus. Die düstere Schönheit des Gewitters zog sie an, weil es mit dem Zustand ihrer Seele übereinstimmte. Als der Regen etwas nachließ, begab sie sich durch den Garten in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte; sie verwendete mehre Stunden auf das Durchlesen aller an sie gerichteten Briefe von Börne, worin sie eine Menge Aeußerungen über Heine fand, die diesem verderblich werden mußten. Als sie fertig war, nickte sie zufrieden mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin:

„Ich habe meine Rache gefunden. Der Heine hat ein Ei ausgebrütet, aus dem ein großer Scandal hervorgehen wird, der wachsen und gedeihen soll.“

In dem Maße, als Heine's Buch bekannter wurde, in dem Maße stieg auch die Indignation des Publicums. Es begann nun ein journalistischer Kampf gegen Heine, den Madame Strauß nicht nur mit pecuniären Mitteln unterstützte, sondern zu dem die beleidigte Frau auch den Stoff lieferte, indem sie allerlei Supplemente zu den Börne'schen Briefen hergab, worin Heine's auf das Unangenehmste erwähnt ward. Alle Federn in ganz

Deutschland setzten sich gegen ihn in Bewegung, er wurde verurtheilt, mit Koth beworfen, gesteinigt, mit einem Worte, er wurde moralisch vernichtet, ohne sich vertheidigen zu können, weil ihm alle Elemente zu einer durchgreifenden Vertheidigung fehlten. Er gab zwar den Atta=Troll heraus, worin er seine Gegner geißelte, ohne sie versöhnen zu können. Dieser Kampf dauerte mehre Jahre ununterbrochen fort, denn wenn man den ganzen Vorrath der Frau Strauß erschöpft glaubte, so brachte sie aus der Tiefe ihrer Chatulle immer wieder ein neues Brieffragment zum Vorschein, welches zum schweren Ankläger gegen Heine wurde.

In dieser schweren Zeit, in der Heine oft der Verzweiflung fast erlag, war Mathilde sein einziger Trost. Er hatte einen wahren Abscheu vor gelehrten und starkgeistigen Frauen, aber Mathildens Naturell, das so harmlos, so ewig weiblich, ja kindlich war, fesselte ihn mit einer wahren Zaubermacht, und nie gefiel sie ihm besser, als wenn sie im raschen Wechsel vom Lachen zum Weinen, vom Scherz zum Mitleid überging. Die Naivetät ihres Gemüthes hatte etwas ungemein Reizendes für ihn, ihr Zeitvertreib war so harmlos — er bestand in dem anmuthigen Geplauder mit einem Papagei, den ihr Heine bald nach ihrem Zusammenleben geschenkt hatte, ferner im Herumtollen mit einem jungen Pudel, den sie mit unsäglicher Geduld allerlei Kunststücke lehrte, und dann im Ausfahren in die Champs Elysees mit ihrer Freundin Pauline, um bei der Heimkehr ihrem Henri zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatte. In diesem engen Kreise bewegte sich ihr Leben. Sie hielt Heine nie ab von einem Vergnügen, das er ohne sie genießen wollte; sie erfrischte den Sinn des oft sehr verdüsterten Mannes durch ihr harmloses Geplauder, ihre immer heitere Laune. Sie gab ihm täglich und bei allen Gelegenheiten Beweise ihres vortrefflichen Herzens. Nichts ging ihr über ihren Henri, er war ihr der erste Mensch in der Welt — auch war sie wohlthätig

und fromm, sie hatte ein kleines Cruzifix und ein Jesuskind von Wachs in ihrem Schlafzimmer, vor welchen sie täglich ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, ganz wie sie als Kind es zu Hause zu thun gewöhnt gewesen, und Heine störte sie nie in diesen frommen Obliegenheiten.

Eines Tags — es war im Sommer 1843, da er düster und verstimmt, aus dem Quartier-Latin kommend, eben auf den Pontneuf einbiegen wollte, fiel ihm am Quai einer der vielen Büchertrödlerstände in die Augen, die im Freien ihre Waare ausbieten; er trat an denselben, durchstöberte die ausgelegten Werke, kaufte einige, und war eben im Begriff einen großen Folianten zu durchblättern, als aus dem Kaffeehause an der Ecke der Rue-Dauphine, einige Herren lärmend und schreiend, offenbar in einem sehr angetrunkenen Zustande herauskamen.

Es war Herr Strauß mit einigen deutschen Freunden, die ihn in Paris aufgesucht, mit ihm in dem Kaffeehause gezecht und sich in den starken französischen Weinen, wie in deutschem Bier übernommen hatten. Sie kamen mit sehr illuminirten Köpfen aus dem Kaffeehause, und ihre Trunkenheit steigerte sich, als sie an die freie Luft kamen. Die Herren waren in so gehobener Stimmung, daß Strauß das Schiller'sche Räuberlied anstimmte, in welches seine Freunde, die Arm in Arm gehend, eine Kette bildeten, sogleich mit einstimmten. Die Vorübergehenden blieben stehen und sahen den vier wohlgekleideten Herren theils erstaunt, theils lachend nach.

Jetzt taumelte Strauß an dem Bücherstande vorbei, an welchem Heine stand. Der Blick des trunkenen Mannes streifte ihn. Strauß versuchte noch ein paar Schritte vorwärts zu thun, dann kam eine Art Erinnerung über ihn, als habe er mit diesem Menschen eine Nuß aufzuknacken, und wie von der Peitsche der Nothwendigkeit getrieben, kehrte er wieder um und pflanzte sich vor Heine hin, der ihn erstaunt, aber mit ruhiger Kälte ansah.

Strauß rang nach Worten, konnte aber keine finden, weil er bei der confusen Unklarheit seiner Ideen selber nicht wußte, was er sagen sollte. Er war höchst drollig anzusehen — er sperrte mehrmals den Mund auf und klappte ihn wieder zu. Bei den heftigen Bewegungen, die er machte, war sein Hut in Gefahr, ihm von dem Kopfe zu fallen, er schlug ihn mit einem Faustschlag wieder fest, stemmte beide Arme in die Seite und sagte stotternd:

„Sie sind ... ha! ha! ha! ... ja, ja ... Sie sind der Heine.“

Heine, der nichts mit dem Betrunkenen zu thun haben wollte, sagte ruhig:

„Gehen Sie weiter, guter Freund, gehen Sie weiter.“

„Guter Freund!“ rief der Andere, der seine Gedanken zu sammeln suchte und dessen Gehirn denn auch auf Augenblicke von einem Blitz der Erinnerung erleuchtet wurde ... ich bin kein Freund von Schuf ... Schuften, Verläumdern und Lästerern.“

„Reden Sie mit mir, Herr?“ fragte Heine aufwallend.

„Mit ... mit ... ha! ha! ha! mit wem denn sonst?“

„Ich soll ein Schuft sein ...“

„J ... j ... ja ... vom Kopf bis zu den Füßen ein Schuf ... Schuft.“

Es trat jene verwunderungsvolle Stille ein, die fast immer die Vorläuferin eines gewaltsamen Ausbruchs ist. Jetzt rief Heine mit gewaltsam zurückgehaltener Wuth:

„Ich frage Sie nochmals, mein Herr, ob Sie wirklich mich mit den Schuften gemeint haben.“

„Ja ... ja ... ich habe Sie gemeint ... Sie haben ja ... was haben Sie denn? ... Sie haben meine Frau mal ... maltraitirt ... Sie haben den Börne ... ha! ha! ha! ... ja, Sie sind ein Schuft, und einer von der prima Sorte ... ich hoffe, Sie werden das erkennen.“

Und um seine Worte zu bekräftigen, erhob er seine Hand und ließ sie klatschend auf Heine's Backe niederfallen.

Seine Begleiter waren unzurechnungsfähig, um interveniren zu können.

Heine war einen Augenblick wie versteinert, dann war er im Begriff den Mann, der ihn beschimpft hatte, über die Brustwehr in die vorüberfließende Seine zu werfen, doch sich eines Bessern besinnend, zog er seinen Handschuh aus und warf ihn seinem Beleidiger in das vom Wein erhitzte Gesicht.

[*] „Herr," sagte er, „es ist einmal so, daß selbst der königlichste Genius gehalten ist, selbst dem schäbigsten Lumpazius Satisfaction zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respect gesprochen hat. — Ich habe vielleicht gefehlt, denn Narren sollte man nie zur Bosheit reizen. Wenn man einen Hund schlägt, so beißt er, wenn man aber einen Mann von Ehre beschimpft, so tödtet er — erwarten Sie daher noch heute meine Secundanten, mein Herr. Ich werde Ihnen, mit den Waffen in der Hand, eine Lehre der Höflichkeit geben, an welche Sie sich wenigstens sechs Wochen lang im Bette erinnern sollen."

Diese Worte ernüchterten Herrn Strauß auf eine merkwürdige Weise; sein eben noch purpurrothes Gesicht ward plötzlich kreideweiß, und die Nase starrte spitz wie eine Lanze in die Luft.

Ohne ihn weiter eines Blicks zu würdigen, nahm Heine die von ihm gekauften Bücher unter den Arm, aber statt nach Hause zu gehen, kehrte er um und ging in den=Jardin=des=Plantes, und zwar in den botanischen Theil desselben.

Der ganz in Blüthe stehende Garten glich einem ungeheuern Blumenstrauß. Mitten aus den grünen Rasenplätzen erhoben sich blühende Blumenstauden; die Akazien ließen ihre weißen Blüthen niederregnen und durchwürzten die Luft mit ihrem Wohlgeruch; die Amseln flogen singend von Baum zu

Baum, Finken hüpften in dem Gezweige herum und junge Sperlinge liefen in den mit Sand bestreuten Wegen einander nach, dann ging er wieder zurück durch den Theil, welcher die Thiere aller Welttheile enthält, blieb bald da, bald dort vor einem umhegten Raum oder einem vergitterten Behälter stehen und betrachtete die Insassen. Endlich setzte er sich unter die riesige Ceder nieder, wo er mehre Stunden lang in tiefe Gedanken verloren, sitzen blieb.

Er überlegte was er zu thun habe. Es gibt Augenblicke, in denen man sich das Herz aus der Brust, die Erinnerung aus dem Gehirn reißen möchte, und ein solcher Augenblick war der gegenwärtige für Heine, es gelang ihm jedoch nicht, das Andenken an den tiefgeschmähten Börne zu verbannen, noch konnte er sich verhehlen, daß er unverantwortlich an Madame Strauß gehandelt, daß er ein wehrloses Weib auf eine unmännliche Weise beschimpft und mißhandelt hatte und daß er dafür eine Züchtigung von dem Schicksal wohlverdient habe und da die Menschen alle gleich vor dem Glück sind, so konnte ja Strauß, obgleich er vielleicht noch nie eine Waffe berührt hatte, von dem Zufall begünstigt werden, seine ungeübte Hand konnte ihn tödten, konnte einem Menschenleben, das ja ohnedem nur ein Glockenton ist, der einen Augenblick erklingt und dann in der Luft verschwebt, ein frühzeitiges Ende machen — wenn er aber von der Hand seines Gegners fiel, dann blieb Mathilde allein und schutzlos in der Welt zurück — das durfte nicht geschehen, das gute, treue Wesen durfte nicht der Noth preiß gegeben werden, nicht durch die Verhältnisse gezwungen werden, sich vielleicht dem Laster in die Arme zu werfen. So beschloß er denn sein Verhältniß mit ihr in strengster Form durch die Ehe legitimiren zu lassen, damit sie nicht unversorgt zurück bleibe, damit seine Verwandten die Pflicht hätten, sie zu unterstützen. Es mochte dieses ein schwerer Schritt sein für den Mann, der bisher stets als Ritter für die freie Liebe gekämpft hatte, aber er beschloß

ihn dennoch zu thun, weil er das Weib, das seit neun Jahren mit ihm lebte und ihm in treuer Liebe ergeben war, wirklich schätzen gelernt hatte.

Als er mit sich selbst im Reinen war, ging er zu Venedey, um ihn zu ersuchen, ihm nebst Seuffert, der ein beiden befreundeter Deutscher war, als Zeuge zu dienen, zu Strauß zu gehen und ihn in seinem Namen auf Pistolen herauszufordern, das Duell aber erst nach vierzehn Tagen fest zu setzen, da er so viel Zeit bedürfe, um seine Angelegenheiten zu ordnen.

„Glauben Sie denn an einen möglich mißlichen Ausgang für Sie?“ fragte Venedey.

„Wer kann es wissen? erwiderte Heine, die Kugeln und der Zufall haben Launen, die oft alle Geschicklichkeit zu Schanden machen und aller Voraussicht spotten. Sollte er Ausflüchte machen, so geben Sie ja nicht nach.“

„Glauben Sie, daß er das thun könne?“

„Wenigstens wäre es nicht unmöglich, da die Nation, der er angehört, in der Regel nicht sehr beherzt ist. Als Major Duvent einst den großen Israel Löwe auf Pistolen forderte und ihm sagte: Wenn Sie sich nicht stellen, Herr Löwe, so sind Sie ein Hund! da antwortete dieser: Will ich doch sein lieber ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe. Herr Strauß könnte derselben Ansicht sein.“

Venedey lachte und ging, um seinen Auftrag zu bestellen, Heine aber begab sich nach Hause und sagte mit fast feierlichem Tone zu Mothilden:

„Ich habe Dir etwas zu sagen, meine Theuere.“

„Ich bin bereit Dich zu hören, lieber Henri,“ sagte sie, freundlich zu ihm aufblickend, indem sie die Handarbeit, womit sie eben beschäftigt war, vor sich auf den Tisch legte.

Er setzte sich neben sie auf das Sopha, ergriff ihre Hand und hob dann wieder an:

„Willst Du mir werden, was Du allein mir sein kannst,

das Gut, auf das ich mehr Werth lege, als auf andere Güter der Welt — willst Du mein Weib werden, so wollen wir uns nächstens kopuliren lassen."

Mathilde fiel ihm mit einem Jubelschrei um den Hals.

„Henri, ist das auch gewiß Dein Ernst? täuschest Du mich nicht mit einer Neckerei?"

„Nein, mein Kind, es ist mein voller Ernst."

„O Henri, guter Henri, liebst Du mich denn so sehr, um mich zu heirathen?"

„Ja, ich liebe Dich aus aller Kraft meiner Seele, mit aller Leidenschaft, mit aller Zärtlichkeit, deren ich fähig bin."

„O Gott im Himmel! Du willst mich zu Deiner legitimen Frau machen, so daß ich im Ernst eine Madame sein werden."

„Ja, das will ich, und Du sollst ganz gesetzmäßig eine Madame werden," setzte er mit einem halben Lächeln hinzu.

„Du willst Dich auf der Mairie und in der Kirche von dem Pfarrer mit mir trauen lassen?"

„Ja wohl, der Maire soll uns trauen, und dann, wenn Du durchaus auf einer kirchlichen Trauung bestehst, mag uns der protestantische Pfarrer zusammen geben."

Mathilde ließ enttäuscht die Hände sinken und seufzte schwer.

„Ach!" sagte sie traurig, „wenn wir nur in der protestantischen Kirche getraut werden, so werde ich doch keine rechte Frau sein."

„Warum denn nicht, Du thörichtes Kind?" fragte er lächelnd.

„Weil .... weil die Protestanten keine rechten Christen sind."

„Ei, ich bin doch auch ein Protestant."

„Ja, Du bist auch eine Ausnahme, denn Du bist ein guter, ach! ein gar guter Mensch .... und siehst Du, Henri,

meine Verwandten sind doch Alle gute Katholiken, die würden mich als eine verlorene Seele betrachten, wenn ich nicht von einem katholischen Priester getraut würde.“

Nach einem kurzen Bedenken sagte Heine:

„Nun, so mag uns denn meinetwegen der Pfarrer zu St.-Sulpice kopuliren.“

Mathilde erstickte ihn fast unter ihren dankbaren Küssen. Heine sah sie gerührt an, drückte sie fest an sein Herz und sagte:

„Kind, hast Du mich denn wirklich so lieb?“

Sie schlug das schöne Auge zu ihm auf und rief seelenvoll:

„In dem Buche von der Nachahmung Christi heißt es: Wessen Liebe nicht ohne Grenzen ist, der liebt nicht! — Und sieh, Henri, wenn uns die Liebe berührt, dann verschwinden alle anderen Gefühle, die gleichsam von ihr verzehrt werden, denn sie ist der Funke, der die Feuersbrunst hervor ruft.“

„Nun, so beschicke Alles zur Trauung, mache Dich schön, damit ich stolz auf Dich sein kann im Kreise meiner Freunde — wir wollen eine lustige Hochzeit halten.“

Er küßte sie auf die Stirn und begab sich auf sein Zimmer; sie blieb voll namenloser Seligkeit zurück, und da sie niemand Anders zur Hand hatte, so erzählte sie dem Papagei das Glück, welches ihr bevorstand, und machte den Pudel zum Vertrauten ihrer innersten Seelenregungen.

Heine that die nöthigen Schritte, welche zur Vollziehung einer gesetzlichen Ehe unerläßlich sind, und führte dann das Weib, das er nach und nach von ganzem Herzen lieben gelernt hatte, zum Altare, vor dem Mathilde aus voller Seele den Schwur unverbrüchlicher Treue in die Hände des Priesters ablegte.

Nach der Trauung fuhr man in eins der berühmtesten Restaurants, wo Heine ein feines Hochzeitsmahl bestellt hatte.

Die Gesellschaft bestand aus der Elite der geistreichsten

Schriftsteller und der renommirtesten Künstler, die aber alle Feinde der Ehe und unverbesserliche Hagestolze waren. Heine hatte mit Absicht meistens nur solche Bekannte geladen, die wie er bisher, in wilder Ehe lebten, weil er hoffte, sie durch sein Beispiel zu ähnlichen Schritten zu bewegen. Beim Dessert hielt er eine humoristische Anrede an seine Gäste, worin er sie aufforderte, gleich ihm, ihre bisherigen Grundsätze zu verläugnen und frischweg eine liebe, gute Frau zu nehmen, die ihnen das Leben versüße. Er führte ihnen sehr komisch zu Gemüthe, daß alle Junggesellen in der Regel zu lästersüchtigen, ausschweifenden Selbstsüchtlingen würden, die bedroht wären, sich auf ihrem Sterbebette die Haushälterin antrauen zu lassen, die sie während ihres Zusammenlebens zu Gunsten ihrer anderen Liebhaber bestohlen habe. Ein solches Loos, meinte er, wäre doch allzuschrecklich, als daß man nicht aus allen Kräften dahin trachten sollte, ihm zu entgehen.

Man belachte seine Rede, aber Keiner ließ eine Aeußerung fallen, aus der man schließen konnte, daß er sein Beispiel zu befolgen beabsichtige, ja, Theophile Gautier entgegnete ihm:

„Sie wollen uns in Versuchung führen, aber es soll Ihnen nicht gelingen, denn es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in der Ehe nur der Hausfreund den Weihrauch vom Altar einzieht, wie Gott; während dem Ehemann nur das Fleisch des Opfers zu Theil wird, wie dem groben, gemeinen Opferpriester."

„Ja, wenn alle Frauen wären wie Madame Heine," rief ein Anderer, indem er sich gegen die Genannte galant verbeugte, „so könnte man vielleicht an ein Ehebündniß denken, aber in der Regel haben die Frauen den Teufel im Leib, den Teufel im Kopf, den Teufel im Herzen."

„Man kann nie wissen, wie man's trifft," sprach ein Dritter bedenklich, „die Launen des Schicksals sind oft sonderbar und grausam."

„Eine Frau bedroht unsere Freiheit, unser Glück, und das

will was heißen," rief ein junger Maler, der sich durch lange Haare und einen Bart à la Van-Dyk auszeichnete.

„Das ist ein Wahnsinniger, der da glaubt, sich beständig aufopfern, beständig das Dasein einer Frau verschönern und dabei höllische Martern vertragen zu können," docirte ein im Hagestolziat ergrauter Genußmensch. „Nur ein Narr glaubt seine Frau überzeugen zu können, daß ihr Lächeln der Widerschein des Lächelns ihres Ehemannes sei, und daß er sein Glück vollständig nur in dem ihrigen fände."

„In der Ehe müssen Gegensätze herrschen, um die Macht der alten Gewohnheiten zu brechen, dann, glaube ich, wird es gehen," warf ihm Jules Janin ein.

„Sieh, sieh, Janin spricht ja, als ob er Lust hätte, sich zu bekehren."

„Warum nicht," entgegnete dieser, „vielleicht habe auch ich endlich den Engel gefunden, der mich zu beglücken vermag."

„Oho," rief der Lebemann, „wenn der Teufel anfängt, sich einer Frau zu bemächtigen, so wird sie in der Regel Engel genannt."

„Meine Herren," ließ sich nun Mathilde vernehmen, „ich bin der Ansicht, daß die einzige Art für die Frauen, in der Gegenwart glücklich und in der Zukunft geehrt zu sein, darin besteht, die Liebe in der Pflicht zu finden."

Heine drückte ihr warm die Hand und Janin rief:

„Sie haben Recht, Madame."

„Pah," rief wieder der Lebemann, „nur im Wechsel herrscht der wahre Genuß, bindet man sich aber an Eine, wenn sie auch schön ist wie die Liebesgöttin in Person, so ist man dennoch geprellt, denn dieser Glanz und diese Frische der Jugend ist die Schönheit des Teufels, die nach ein paar Jahren flöten geht. Man heirathet ein ganz nettes Mädchen und schleppt sich nachher sein Leben lang mit einer häßlichen Frau herum."

„Und das Weib ist so gebrechlich," rief eine Stimme vom unterm Ende des Tisches her.

„Gerade darum bedarf sie einer Stütze," entgegnete Janin.

„Die Ehe ist ein Uebel," rief ein Anderer.

„Und wenn sie ein Uebel ist, so ist sie ein nothwendiges Uebel," antwortete abermals Janin. „Der ledige Stand ist eben nicht das heiterste Ding in der Welt, aber das Glück ist vorhanden; doch man muß es nicht außerhalb des Familienkreises suchen, zu dieser Ueberzeugung bin ich gekommen, und werde mich deshalb nächstens verheirathen."

Ein ungeheures Gelächter ertönte, dann rief Theophile Gautier:

„Welche Umwandlung! wer hätte das gedacht! Der Fürst der Kritik will ein Weib nehmen."

„Ja, die Kritik wird sich verheirathen," nahm Janin das Wort wieder auf, „und gratuliren Sie mir, meine Herren, denn ich gedenke glücklich zu werden in der Ehe."

Doch nur Heine und Mathilde brachten ihm aufrichtige Glückwünsche dar, die Anderen fuhren fort ihn auszulachen, es regnete Spottreden und das dauerte, bis die ganze Gesellschaft die Neuvermählten spät in der Nacht in einem langen Aufzuge zu Wagen nach Hause begleitete.

Zwei Tage später sollte das Duell zwischen Heine und Strauß im Bois-de-Boulogne stattfinden.

Herr Strauß hatte den Aufschub benutzt, um sich auf den Rath seiner Freunde bei Lepage im Schießen zu üben, aber trotz aller Mühe war es ihm nie gelungen, auf fünfzehn Schritte das Schwarze in der Scheibe zu treffen. Er sah nicht ohne Herzbeklemmung dem entscheidenden Augenblick entgegen; er konnte jetzt bei nüchternen Sinnen seine rasche That nicht begreifen und hätte Heine gern fußfällig um Verzeihung gebeten, wenn es sich mit seiner Ehre vertragen hätte, denn er war ein Mann des Friedens, der das Blutvergießen scheute.

Auch Heine ging dem Duell, das ein Menschenleben kosten konnte, nicht mit leichtem Sinn entgegen. Am Vorabend zogen düstere Gedanken, wie ein Leichenzug, durch sein Gemüth und seine Seele ward zeitweise dunkel, wie ein ausgebranntes Feuerwerk. Nicht daß er um seinetwillen, um den Verlust seines Lebens gebangt hätte, aber er zagte für Mathilde, die ihm das Theuerste geworden war, was er auf Erden besaß, und er hatte keine Gewißheit, daß seine Verwandten dem auf den Fall seines Todes dringend an sie gerichteten Wunsche Folge geben und sich ihrer annehmen würden. Er legte sich sorgenvoll nieder und schlief einige Stunden, und dieser wohlthätige Schlaf stärkte seinen gesunkenen Muth so sehr, daß er, als er sich gegen Morgen geräuschlos von seinem Lager erhob, zu sich selber sagte:

„Wäre ich nicht ein Thor, im Voraus zu zagen? Das Vertrauen in dem Kampf ist ja oft das sicherste Siegespfand."

Er ging in das Nebenzimmer, um sich anzukleiden, und da ihn der in dem kleinen Raum herrschende starke Blumenduft belästigte, so öffnete er die Fenster und die halbgeschlossenen Läden. Der Morgen verkündigte einen jener brennenden Tage, die uns aller Kraft berauben und den Wunsch nach Bewegung in uns lähmen.

„Das ist vielleicht mein letzter Morgen," flüsterte er leise und trank ein großes Glas Wasser aus, dann schlich er auf den Zehen in das Schlafzimmer zurück. Mathilde schlief mit sanft gerötheten Wangen und halb offenem Munde ruhig und nichts ahnend fort. Heine hauchte mit tiefer Wehmuth einen leisen Kuß auf ihre Stirn — es war ja vielleicht das letzte Mal, daß er sich an ihrem lieblichen Anblick erfreute, aber er mußte sich losreißen, um nicht schwach zu werden, und mit den in Gedanken ausgesprochenen Worten: Wie das Schicksal will! verließ er leisen Trittes das Zimmer und das Haus.

An der Porte-Maillot traf er verabredetermaßen mit seinen

beiden Secundanten zusammen; bald darauf langte auch Herr Strauß mit seinen Zeugen an. Man begab sich tiefer in das Gehölz, und als eine geeignete Stelle gefunden war, versuchten die beiderseitigen Zeugen eine Ausgleichung zu Stande zu bringen.

„Geben Sie sich keine unnöthige Mühe, meine Herren," sagte Heine barsch, „Beleidigungen, die man nicht als gerecht anerkennt, verwunden uns zwar nicht lange, aber man kann sie doch nicht auf sich sitzen lassen. Die Sache muß ihren Verlauf haben."

„Ist das auch Ihre Meinung, Herr Strauß?" fragte Seuffert den Geforderten, und dieser rief mit in's Falsett überspringender Stimme:

„Ja, gewiß, die Sache muß ihren Verlauf haben, Blut muß fließen, wir müssen uns duelliren, meine Frau besteht darauf."

Der gute Mann sah sehr blaß und übernächtig aus, als er das sagte, und jede Fiber seines Herzens schien dicht an der Wurzel abgeschnitten zu sein.

Die Secundanten maßen nun eine Entfernung von fünfzehn Schritten ab, luden die Pistolen und gaben Sie den Gegnern in die Hand.

Als Heine seinen Platz einnahm, brach er einen Zweig ab von dem Baume, unter welchem er stand, und einem poetischen Aberglauben nachgebend, rief er den Schutz der denselben bewohnenden Oreade an. Strauß hatte, als der Geforderte, den ersten Schuß. Er kniff die Augen zu, drückte ab, und die Kugel pfiff an dem Ohre seines Gegners vorbei, um sich unschädlich im Gebüsche zu verlieren.

Jetzt erhob Heine das Pistol, schien einen Augenblick mit lächelndem Munde zu zielen, dann schoß er in die Luft.

Als der Schuß gefallen, war Herr Strauß sehr erstaunt, keine Wunde zu spüren.

„Was ist das," rief er mit neu erwachendem Muthe. „Warum haben Sie nicht auf mich geschossen, Herr Heine? Warum ist nicht geflossen Blut?"

„Weil Herr Heine in die Luft geschossen hat," belehrte ihn einer seiner Secundanten.

„Herr Strauß," begann nun Heine, „es lag mir nur an dem Vorgehen des Duells, der Ehre ist genug gethan, ich biete Ihnen die Hand zur Versöhnung."

Herrn Strauß fiel zwar bei diesen Worten ein schwerer Stein vom Herzen, dennoch sagte er:

„Herr Heine, wie werde ich können? ... die öffentliche Meinung ... das Gerücht. ..."

„Die öffentliche Meinung ist eine Klatschschwester, die ihre Nase in Alles steckt, und das Gerücht ist ein abstraktes Wesen, mit dem man niemals streiten muß — man thue recht und scheue Niemand. Wollen Sie mir also die Hand zur Versöhnung reichen, oder soll das Duell fortgesetzt werden?"

Da beeilte sich Herr Strauß seinem Gegner die Hand zu reichen und dieselbe recht warm zu drücken, dann umarmte er in der Freude seines Herzens seine Secundanten und lud die ganze Gesellschaft zu einem splendiden Frühstück ein.

Heine dankte und fuhr mit seinen Freunden nach Hause.

So endigte dieses unblutige Duell.

Nach zwölf Jahren.

Eines Tags erhielt Heine die Nachricht, daß seine Mutter in Hamburg auf dem Krankenbett läge. Die Furcht ergriff ihn, daß die alte Frau sterben könne, die Sehnsucht sie noch einmal wieder zu sehen, ihren letzten Segen zu empfangen, ergriff mit Allgewalt sein Herz, und so trieb ihn die Kindesliebe mitten im tiefsten Winter nach Deutschland.

Als er die Grenze erreichte und aus jedem Munde wieder deutsche Worte vernahm, wurde es ihm wunderlich zu Sinne, so liebeselig und heimathtraut, das Vaterland übte seine Gewalt über ihn aus. Während die Zollbeamten sein Gepäck untersuchten, spielten und sangen kleine Harfenmädchen mit falschen Stimmen von unglücklicher Liebe und dem Wiederfinden in einer bessern Welt, und es rührte ihn, weil es deutsche Töne waren und ein deutsches Lied.

Während ein Zollbeamter in seinem Koffer herum schnüffelte, fragte ein anderer:

„Haben Sie keine verbotenen Bücher bei sich?"

„Im Koffer nicht," gab er lachend zur Antwort, „doch im Kopfe trage ich viel confiszirliche Bücher, wie es keine schlimmere in Satans Bibliothek gibt; sie sind noch viel gefährlicher, als die von Hoffmann von Fallersleben."

Der Zollbeamte sah ihn dummdreist an und that einen

Schritt vorwärts, als wenn er ihm nach dem Kopfe greifen wolle, um die verbotenen Bücher heraus zu ziehen. Sein Kamerad aber rief:

„Laß nur gut sein, Hannemann! merkst Du denn nicht, daß der Herr ein Büchermacher ist, der sich einen Spaß mit Dir macht.“

„Mit den Zollbeamten spaßt man nicht, das könnte man, wenn man wollte, als Beleidigung der Amts- und Dienstehre nehmen,“ brummte der Mann und hatte ein wachsames Auge auf Heine, bis dieser, da man nichts bei ihm zu confiszirен gefunden, seinen Wagen wieder besteigen und weiter fahren durfte.

In Aachen blieb er über Nacht; er sah sich den Dom an und darin die Gruft, in welcher Kaiser Karl der Große begraben liegt, dann durchwanderte er die Straßen, aber es kam ihm Alles so langweilig vor, daß es ihm war, als ob die Hunde ihn anflehten: Gib uns doch einen Fußtritt, lieber Fremdling, damit wir doch einmal ein wenig Zerstreuung bekommen. Er sah sich die preußischen Soldaten an und fand sie noch immer so kerzengerade und so geschniegelt, wie früher.

Von Aachen fuhr er nach Cöln, wo er spät Abends ankam, Eierkuchen und Schinken aß und Rheinwein dazu trank, dann trieb es ihn noch hinaus in die dämmernde Nacht. Die steinernen Häuser sahen ihn an, als wollten sie ihm Geschichten aus alten Zeiten erzählen, da die Dunkelmänner der Clerisei hier herrschten, deren Thaten Ulrich von Hutten beschrieb — als wollten diese Steinmassen berichten von Hochstraten, der hier seine giftigen Denunziationen schrieb und Menschen und Bücher in die Flammen des Scheiterhaufens brachte. — Er kam auch an den Dom, der im Mondschein dastand wie ein schwarzer Steinriese, und er murmelte vor sich hin:

[*] „Nach dem Wunsch und dem Trachten der Römlinge, sollte dieser Bau zur Geistesbastille werden, worin die menschliche

Vernunft verschmachten sollte, aber da kam Luther und sprach sein donnerndes Halt! Da ward der Bau unterbrochen; doch jetzt betteln die Enkel, die noch immer stark sind im Glaubenshasse, Geld bei Ketzern und Juden zusammen, um die alte Zwingburg zu vollenden. Aber sie wird nicht vollendet werden, trotz allem Geschrei, sondern die Zeit wird kommen, da ihre inneren Räume zu einem Stall für Pferde dienen werden."

Weiter wandernd, sah Heine den alten Vater Rhein im stillen Mondscheinglanze fließen, und er grüßte ihn wie einen alten, trauten, lieben Freund, dann ging er in den holländischen Hof zurück und legte sich schlafen, nicht auf harte, französische Matrazzen, sondern auf deutsche, weiche Federbetten, in die er tief versank.

Am folgenden Tage fuhr er von Cöln nach Hagen. Es war ein feuchter, grauer Novembermorgen, der Wagen konnte nur mühsam durch den Schlamm vorwärts kommen, aber trotz des schlechten Wetters fühlte sich Heine von süßem Behagen durchströmt, denn er athmete jetzt Heimathluft. Als er in Hagen ankam, war der Tisch gedeckt und gar lieblich duftete ihm der Geruch des altgermanischen Sauerkrauts in die Nase, köstlich schmeckte ihm der Grünkohl mit Kastanien, und ein Gericht Stockfisch begrüßte er mit wahrer Wonne, denn das waren lauter Speisen, die er seit seinem Aufenthalt in Frankreich hatte entbehren müssen.

Bald nachdem er aus Hagen wegfuhr, sank die Nacht herab, ihn überfiel ein Frösteln, und erst in Unna im Wirthshause, wo ihm ein hübsches blondes Mädchen Punsch bereitete, konnte er sich wieder erwärmen. Er vernahm ihre lispelnde, westphälische Aussprache mit wahrer Wollust, denn Heine liebte die Westphalen, die so gut zu fechten und noch besser zu trinken verstehen, wie er sich in Göttingen aus eigener Anschauung überzeugt hatte.

Mitten in der Nacht, als die Chaise gemüthlich-langsam durch den Wald humpelte, krachte es plötzlich und ein Rad ging los. Der Postillon stieg ab, riß sperrangelweit den Mund auf, aus dem ihm die Flüche armsdick heraus kamen, dann ging er in's nächste Dorf, um Hülfe herbei zu holen, indessen Heine allein bei dem Wagen im Walde zurück blieb. Ein unheimliches Gefühl überkam ihn, denn er hörte in der Ferne heulen, und es glimmten Lichtfunken in der Dunkelheit, die er für feurige Augen zu halten geneigt war. Endlich kam der Postillon mit dem Wagner und dem Schmied zurück und das Rad wurde in aller Eile hergerichtet, worauf der Reisende weiter fuhr.

Als er Paderborn erreichte, ging eben die Sonne auf, aber sie blieb nicht lange sichtbar. Bald begann ein feuchter, eiskalter Regen herab zu prickeln, das dauerte so fort bis Minden, wo sie zur Abendzeit ankamen. Als sie über die Zugbrücke fuhren, tutete der Postillon in sein Horn: Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus 2c. Da ging das große Thor rasselnd auf und wurde rasselnd wieder hinter ihnen geschlossen. Im Wirthshause trank Heine Punsch und ging früh zu Bett. Er entschlief bald, aber wirre Träume quälten ihn, ihm war als flüsterten ihm hämische Geister in die Ohren: „Du bist jetzt in der Festung und sie werden Dich nicht mehr daraus entwischen lassen." Gensdarmen umringten sein Bett, er hörte Kettengerassel, dann wurde er fortgeschleppt und wie Prometheus an eine steile Felsenwand angebunden, doch statt des Geiers, kam mit Krallen und schwarzem Gefieder, der preußische Adler und fraß ihm die Leber aus dem Leibe, während er jammerte und stöhnte. Da krähte glücklicherweise der Hahn, der Fiebertraum verschwand, er lag zu Minden schwitzend im Bette, aus dem er rasch heraussprang, schellte, sein Frühstück verlangte und erst wieder frei Athem schöpfte, als er mit Extrapost auf Bückeburgischem Boden fuhr.

Ueber Hannover und Harburg kam er endlich nach Hamburg.

Es war schon Abend, als er in die Stadt einfuhr, und die Sterne glitzerten bereits am Himmel.

Er fuhr an der Wohnung seiner Mutter vor und zog mit bebender Hand die Schelle. Der Klang riß eine träge Magd aus dem süßen Nichtsthun, womit sie eben beschäftigt war; sie kam schlurrend herbei und öffnete ihm mißmuthig die Thür.

Hinter ihr kam Base Esther, die er im ersten Augenblick nicht wieder erkannte, denn sie trug falsche Haare und falsche Zähne, die aber nicht fest hielten, sondern bei jedem Worte, das sie sprach, hin und her wackelten. Sie begrüßte ihn lärmend und nannte ihm die Titel von wenigstens drei Dutzend Romanen her, in welchen der Held nach langer Abwesenheit in das Vaterhaus zurück kehrte, und behauptete, er sei so stark geworden, und der Bart lasse ihm so schön, daß er ihr wahrhaftig vorkomme, wie Thiodulf, der Isländer, dessen Leben und Thaten ein gewisser de la Motte Fouqué so gar gewaltig schön beschrieben habe.

Heine schnitt ihren Wortschwall dadurch ab, daß er vor allen Dingen zu seiner Mutter verlangte, die er bereits wieder aus dem Bett fand, aber sie war in den zwölf Jahren, in welchen er sie nicht gesehen hatte, zu einem alten Mütterchen zusammen geschrumpft. Die gute Frau erschrack fast vor Freude, als sie in dem stattlichen Manne ihren Sohn erkannte.

„Mein liebes Kind!“ rief sie in überwallender, mütterlicher Freude, „mein guter Heinrich, gesegnet sollen meine Augen sein, da sie Dich noch einmal sehen, bevor sie sich auf ewig schließen.“

Das war ein Umarmen, ein Küssen und ein Herzen ohne Ende. Esther mußte ihrem Sohn den Mantel abnehmen, die Magd ihm die Stiefel ausziehen und die Pantoffeln aus seinem Koffer hervorsuchen; dann befahl Madame Heine das Fremdenzimmer zu heizen und das Bett zu wärmen. Dazwischen küßte und streichelte sie den Sohn immer wieder von Neuem, um so-

dann wieder zehnerlei Befehle auf einmal zu geben. Die gute Frau war noch so lebhaft, sie gehörte nicht zu den alten Leuten, deren Herz jenen Blumen gleicht, die ihren Kelch verschließen, sobald die Nacht heran kommt. Plötzlich rief sie:

„Du wirst gewiß recht hungrig sein, Heinrich! sag' was willst Du essen? Ich habe Fische, Gänsefleisch, schöne Apfelsinen und Feigen."

„So gib mir, was Du hast. Alles, was aus Deiner Hand kommt, wird mir schmecken."

Base Esther mußte eiligst den Tisch decken und das Auftragen der Speisen besorgen, und die gute Mutter freute sich sehr, als sie bei Tische sitzend bemerkte, mit welch großem Appetit ihr Sohn den Gerichten zusprach. Sie schenkte ihm Wein ein, stieß mit ihm an und ward sehr munter, nachdem sie ein Glas Hochheimer getrunken hatte, dann fing sie an zu fragen:

„Sage, mein Heinrich, wirst Du denn auch gut gepflegt von der Person, die Du geheirathet hast? Versteht sie die Haushaltung? Flickt sie Dir Deine Hemden und Deine Strümpfe?"

„Ja, ja, lieb Mütterlein, Mathilde ist ein vortreffliches Weib, das geheirathet zu haben ich nie bereuen werde," sagte er mit vollem Munde, „doch den Fisch muß man schweigend verzehren, sonst kriegt man Gräten in den Hals."

„Gott!" rief Esther halblaut für sich, „hat der Mensch eine Maitresse gehabt, eine wirkliche Maitresse, gerade, wie in den meisten Romanen ... er ist doch ein Blitzmensch, der Heinrich."

„Du hast Recht mit den Gräten," sagte inzwischen die alte Frau. „Nun, ich werde Dich nicht mehr stören, so lange Du Fisch speisest."

Als aber der Fisch verzehrt war und die Gans aufgetragen wurde, fing Madame Heine wieder zu fragen an:

„Sage mir, mein liebes Kind, in welchem Lande läßt es sich am besten leben, hier oder in Frankreich? Und welchem Volke gibst Du den Vorzug?"

Heine erwiderte lachend auf die mütterliche Frage:

„Die deutsche Gans hat ihr Gutes, liebe Mutter, aber die Franzosen mästen die Gänse besser als wir, braten sie am Spieß und haben bessere Saucen.“

„Als ob ich nach den Gänsen fragte,“ rief die Mutter etwas ärgerlich, während Esther die Gans abtrug und Apfelsinen und Feigen auf den Tisch setzte.

Aber bald fing die Mutter wieder an sehr vergnügt nach tausend Dingen zu fragen; als sie endlich ihren Sohn aber auch fragte, ob er noch immer Politik treibe zu welcher Partei er gehöre, und ob es wirklich wahr sei, daß man von den Fürsten mehr durch Kriechen als durch Dienstleistungen erhalte, da ward es Heinen denn doch zu viel und er sagte:

„Die Apfelsinen sind gut, liebe Mutter, ich verschlucke mit wahrer Lust den süßen Saft und lasse die Schale liegen, eben so wollen wir auch die Politik bei Seite liegen lassen, davon verstehen ja die Frauen doch nichts. Erzähle mir lieber von dem großen Brand, der die Stadt heimgesucht hat.“

„O, das war schauderhaft und sehr entsetzlich,“ sprach die alte Frau und schlug noch jetzt in der Erinnerung vor Schrecken die Hände zusammen, und Base Esther rief dazwischen:

„Es war gerade wie in der *Waise von Moskau oder Leibeigenschaft und Seelengröße*, da schlugen auch die Flammen plötzlich aus allen Häusern auf.“

„Es war schrecklich,“ nahm die Mutter wieder das Wort, „es brannte an allen Ecken zugleich, überall wirbelte Rauch auf und stiegen Flammen empor, die Kirchenthürme stürzten krachend ein, das Rathhaus wurde ein Raub der Flammen, die alte Börse ist verbrannt, glücklicherweise ist die Bank unversehrt geblieben.“

„Aber man collectirte ja selbst bei den fernsten Völkerschaften, da hat Hamburg ein gutes Geschäft gemacht, denn die Collecte soll an acht Millionen betragen haben.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte die Greisin mit frommer Rührung, „von allen Seiten floß uns Geld zu, auch Lebensmittel und Kleidungsstücke wurden uns geschickt, Betten, Brod, Fleisch, es kam Niemand zu kurz, der materielle Schaden wurde reichlich vergütet, aber der Schaden, den unsere Gesundheit durch den Schrecken erlitt, der konnte nicht vergütet werden.“

„Was soll man jetzt noch jammern und weinen,“ versetzte Heine, „Troja war eine weit größere Stadt als Hamburg und verbrannte auch. Die Häuser werden schöner, als sie waren, aus ihrem Schutte erstehen, doch wird es vor allen Dingen Noth thun, bessere Gesetze zu erlassen und bessere Feuerspritzen anzuschaffen. Doch sage, Mutter, wie geht es meiner Schwester Lotte und dem Onkel Salomon?“

„Lotte fühlt sich glücklich in ihrer Ehe, Embden ist ein braver Mann, der sie auf den Händen trägt — sie wohnen gar nicht weit von mir weg — — der Onkel Salomon aber ist alt und schwach, er neigt sich sichtlich dem Grabe.“

„Treibt er die Wohlthätigkeit noch immer so in's Große?“

„Ob und wie! Da muß ich Dir doch einen schönen Zug von ihm erzählen. Zur Zeit, da er bereits reich war, aber doch noch nicht auf dem Culminationspuncte seines Vermögens stand, kam ein Mann, der für eine arme Wittwe sammelte, zu ihm auf das Comptoir, als er eben sehr dringend mit der englischen Post beschäftigt war, und wollte sich deshalb schnell wieder zurückziehen. Dein Onkel, der ihn jedoch bereits bemerkt hatte, rief ihm nach: Kommen Sie in Geschäftsangelegenheiten? — Nein, nur in einer Wohlthätigkeitssache, erwiderte der Mann, ich kann daher wiederkommen. — Steht so was unterm Geschäft? rief Salomon. Da können Sie nicht wiederkommen, Sie könnten zu spät kommen. Was ist's? — Der Sammler reichte demüthig die Liste hin; mein guter Schwager blickte nur flüchtig hinein und unterzeichnete. Erst vor der Thür des Comptoirs that der Sammler einen Blick in die Liste und war er-

staunt, tausend Mark unterzeichnet zu sehen. Er hat sich gewiß in der Eile verschrieben, dachte er, es sollen wohl nur hundert Mark sein. Er ging daher nochmals in's Comptoir zurück, bat um Entschuldigung wegen der wiederholten Störung, aber Herr Heine müßte sich wohl verschrieben haben. — Hastig ergriff Dein Onkel die dargereichte Liste, blickte hinein, lächelte und sprach: „Sie haben Recht, ich habe mich verschrieben.“ Und er fügte der unterzeichneten Summe noch eine Null hinzu, sodaß es zehntausend Mark waren.“

„Lessing's Nathan war also keine Dichtung, er hat gelebt und lebte in meinem Onkel,“ rief Heine — „übrigens hat er sich gegen mich nie so großmüthig bewiesen.“

„Nun, Du darfst Dich auch nicht beklagen.“

Sie saßen noch lange beisammen und schwatzten von vergangenen und gegenwärtigen Zeiten, bis der alten Frau die Augen zufielen und Mutter und Sohn das Bett aufsuchten.

Am nächsten Tag stand Heine spät auf und ging gleich nach dem Frühstück aus. Er fand die zur Hälfte abgebrannte Stadt, die allmählig wieder aufgebaut wurde und die ihm vorkam, wie ein halb geschorener Pudel, sehr verändert, da manche Straße gänzlich fehlte; auch die Druckerei, in welcher seine Reisebilder gedruckt worden waren, stand nicht mehr; der Austernkeller, in dem Heine als Jüngling die ersten Austern verschluckt, war verschwunden, eben so der Alsterpavillon, in dem er so manches Stück Kuchen gegessen, und sogar der alte Dreckwall war nicht mehr vorhanden. Schnee lag auf den Dächern der Häuser, die gealtert waren und gleichsam weiße Haare bekommen hatten, die Linden waren zu todten Bäumen mit dürren Aesten geworden, die sich gespenstig im kalten Winde bewegten, der Himmel war schneidend blau — das war das alte Hamburg nicht mehr, Heine kam sich vor wie ein Fremder unter fremden Larven.

Sein erster Besuch galt seiner Schwester, die ihn mit un-

endlicher Freude wiedersah, dann suchte er seinen alten Onkel auf, der ihn freundlich empfing, aber doch nicht unterließ, die von ihm eingeschlagene Lebensrichtung scharf zu tadeln. Von den übrigen früheren Bekannten, die Heine sodann aufsuchte, fand er nur seinen Verleger, Julius Campe, noch unverändert in seinem Thun und Treiben; bei ihm herrschte noch die alte Gemüthlichkeit, die Andern stießen ihn mehr oder weniger ab. Als er endlich von Campe fortging, fing es bereits an zu dämmern. Es war Sonntag und fast fünf Uhr, welches in Hamburg die allgemeine Fütterungsstunde ist. Wagen rollten durch die Straßen, vor den Häusern stiegen Herren und Damen aus, die ein gefrorenes Lächeln auf den Lippen trugen. Ein nicht zu ergründender Blödsinn lag auf allen diesen Gesichtern. Alle, die an ihm vorüber gingen, schienen in einem wunderbaren Wahnwitz befangen zu sein. Heine hatte sie vor zwölf Jahren um dieselbe Stunde, mit denselben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derselben Bewegung gesehen.

Er erkannte neben manchem andern Bekannten, auch den Assecurator, der sonst geputzt wie ein Pfingstochse einher stolzirt war, jetzt aber, wie die magerste von Pharao's Kühen, an ihm vorbeischwankte; blasse hohle Wangen, die einem leeren Suppenteller glichen, eine kalte rothe Nase, die mit einer Winterrose verglichen werden konnte, das war sein Aussehen; ein abgeschabter, schwarzer Rock, ein Hut, in den Saturn mit der Sense einige Luftlöcher geschnitten hatte, doch die Stiefel noch immer blank gewichst, das war seine Kleidung — aber er schien nicht mehr daran zu denken, die Töchter der Freude, Heloise und Minka, als Frühstück oder Abendbrod verzehren zu wollen, er schien sich vielmehr nach einem Mittagessen von gewöhnlichem Rindfleisch oder Schellfischen zu sehnen.

Heine speiste an diesem Tage nebst der Mutter bei seiner Schwester Lotte. Als sie ihn über Tische fragte, ob er die Stadt nicht sehr verändert fände, erwiderte er:

„Weit veränderter als die Stadt, habe ich die Menschen gefunden; sie kamen mir so betrübt und gebrochen vor, wie wandelnde Ruinen. Die Kinder sind während meiner Abwesenheit alt, und die Alten sind kindisch geworden."

„Du erkanntest auf Deinen Wanderungen doch wohl auch manchen alten Bekannten wieder?" fragte Frau Embden weiter.

„O ja, gar Manche, die ich als Kälber verließ, fand ich jetzt zu Ochsen herangewachsen, gar manches junge, gelbfüßige Gänschen, fand ich als stolze flügelschlagende Gans wieder."

„Es scheint, daß Deine spitze Zunge in Paris nicht stumpf geworden ist," lachte Frau Embden, indem sie dem Bruder Mockturtelsuppe vorlegte.

„Wäre mir leid, wenn das der Fall sein sollte, denn ich habe noch viel zu stechen in der Welt," rief Heine und fuhr dann fort: „Aber Lotte, was sagst Du zu der Base Esther, die sich jetzt schminkt, falsche Locken trägt und sich blendendweiße Zähne angeschafft hat."

„Sie ist eine alte Thörin," sagte die Schwester und zuckte leicht mit den Achseln, „die vielen Romane, die sie gelesen hat, haben ihr den Kopf verdreht."

„Den David," hob Heine wieder an, „sah ich nur von fern; wie ich höre, ist sein Geist abgebrannt, doch soll er bei Biber versichert gewesen sein."

Die Mutter drohte dem Spötter mit dem Finger; er nickte ihr liebreich zu und sprach weiter:

„Mein ehemaliger Censor begegnete mir auf dem Gänsemarkt, wir schüttelten uns die Hände; er schien sehr niedergedrückt, aber er freute sich dennoch, mich wieder zu sehen. Doch sagt mir, was macht denn mein theurer Gumpelino?"

„Der hat kürzlich das Zeitliche gesegnet," bemerkte sein Schwager.

„O, das ist mir leid! Nun wird er wohl als verklärter Seraph am Thron Jehova's schweben. Auch Sarras, Campe's

treuer Pudel, ist todt; ich bin überzeugt, daß Campe lieber ein ganzes Schock Schriftsteller, als den Hund verloren hätte."

Einige Verwandte, die jetzt gegen das Ende der Mahlzeit kamen, um den so lange fern gewesenen Vetter zu begrüßen, machten dem Gespräche vorläufig ein Ende.

Während seines Aufenthalts in Hamburg besuchte Heine nach einander alle die Orte wieder, wo er in seiner Jugend vergnügt gewesen war, als die Bacchushalle, den Apollosaal und andere derartige Localitäten; auch machte er Ausflüge nach Wandsbeck, Altona, Rainville und Ottensen, wo der Sänger des Messias begraben liegt.

Eines Tags, da er durch die Straßen von Altona wandelte, begegnete ihm ein ärmlich gekleidetes Frauenzimmer, das stehen blieb, ihn ansah, weiter ging, wieder umkehrte, ihn abermals ansah und dann, auf ihn zustürzend, ausrief:

„Aber ne, ist das 'ne Freude und ein riesengroßes Plaisir-Vergnügen, so 'nen alten, lieben Bekannten wieder zu sehen. Sie sind ja doch die lustige Fliege, Heinrich Heine? In Anfang hatte mich der Kinnbart, den Sie jetzt tragen, stutzig gemacht, aberst jetzt seh' ich, Sie sind et gewiß und wahrhaftig. — Schenken Sie mir gefälligst einen Schilling oder ein Mark Banko."

Heine wich etwas betroffen zurück.

„Ich bin allerdings der, den Sie nannten," sagte er, „aber wer sind Sie? ich kenne Sie nicht."

„Er kennt mich nicht!" murmelte sie traurig für sich, dann setzte sie laut hinzu: „Wat, Sie kennen die Minka nich wieder? wissen Sie, die schöne Minka mit dat rosa Kleid, vom Apollosaal, wo die Musikanten so manchen Walzer abgeschnurrt, den wir mit einander gehoppst haben. Freilich, ich habe ochsiges Malheur gehabt, bin 'runter gekommen, wohne jetzt zwischen Hamburg und Altona in einer elenden Dachkammer — wenn Sie mich 'n Mal besuchen wollen, wird's mir eine Ehre sein.

Na, schenken Sie mir, wat Sie wollen, wenn et och nur en Stüber ist."

Heine zog seine Börse und gab ihr reichlich, denn er hatte wirklich seine alte Freundin Minka in ihr erkannt, die jetzt aussah, wie der Tempel Salomonis, nachdem ihn der König Nebucadnezar zerstört hatte, auch roch sie nach assyrischem Canaster und Kartoffelfusel. Heine erkundigte sich, was aus ihrer Gefährtin Heloise geworden sei.

Da fing Minka bitterlich zu weinen an.

„Sie hat sich zu todt gestorben," rief sie und riß sich verzweiflungsvoll eine Hand voll Haare aus, ja: sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Da zog Heine sie mitleidsvoll in eine Schenke und gebot dem Wirth, dem Frauenzimmer ein Glas guten rothen Wein zu geben.

„Ach nee, der thut's nicht, ich will keenen Rothwein nich haben," rief Minka, „ein großes Glas Branntewein ist mir lieber."

Sie wurde nach Wunsch bedient und stürzte das Glas in einem Zuge aus, um, wie sie sagte, wieder zu gehöriger Besinnung zu kommen, dann hob sie an:

„Es ist 'ne traurige Geschichte mit der Heloise, oder vielmehr mit uns zwee Beeden, nurst daß ich 'n stärkern Puff aushalten konnte, wie dat arme Ding. Et kam 'ne Zeit, da wurden die vornehmen Herren heikelig, se wollten nichts mehr von uns wissen, wir kamen aus der Mode, mußten aus dem Apollosaal in die Matrosenkneipen wandern, unsere feinen Manieren und die gebildete Sprache ablegen, die ich jetzt fast ganz vergessen habe; dann wurden wir oftmals krank — ich ward immer wieder gesund, aber die Heloise, dat arme Thier, ist so zu sagen, bei lebendigem Leibe verfault. Dat war dat traurige Ende von dat gute Kind."

Minka fing wieder an zu weinen, dann ihren Schmerz vergessend, rief sie plötzlich:

„Aberst mich hungert nach Rauchfleisch und fettem Kalbsbraten.“

Heine ließ ihr auftragen, was ihr Herz begehrte, bezahlte die Zeche, schenkte ihr nochmals Geld, und entfernte sich dann mit verdüstertem Gemüthe.

„Arme Heloise,“ sprach er, als er auf die Straße kam, zu sich selbst: „Du hast ein trauriges Loos gehabt, gutes Mädchen. Du liebes, sanftes Wesen, das geschaffen schien, um nur auf weichbeblümten Teppichen zu wandeln, Du mußtest untergehen in Matrosenlärmen, Punsch, Tabaksrauch und schlechter Musik. Ich bedaure und beklage Dich — aber Schiller hat Recht, die Tugend ist kein leerer Wahn.“

Ende des fünften Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka.

III. Abtheilung:

Herbstschauer und Winterkälte.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Heinrich Heine

der

Liederdichter.

Ein romantisches Lebensbild

von

K. Th. Zianitzka,
Verf. von „Roman eines Dichterlebens" (Göthe), „Rahel" u. s. w.

Sechster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1864.

Inhaltsverzeichniß des sechsten Theiles.

Der Communist Weitling.

Eines Morgens — es war am Tage vor seiner Rückreise nach Paris — kam Heine in den Buchladen seines Freundes Campe, den er im Gespräch mit einem sonderbar aussehenden Individuum fand, dessen Augenbrauen abstachen von der breiten, knochigen Stirn. Dunkle Augen, die in düsterm Feuer glänzten, verriethen tiefe Leidenschaften. Die Falten seiner Wangen gaben ihm bei der geringsten Bewegung den Ausdruck der kältesten Verachtung und Arroganz. Sein Schnurrbart schien eine oberhalb der Lippe hervorgewachsene Zahnbürste zu sein. Auf den ersten Blick schien er nicht aus dem Teige gemacht zu sein, aus dem man ehrliche Leute knetet.

„Guten Morgen, mein lieber Doctor Heine," rief Campe und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, die dieser ergriff und herzlich drückte.

„Heine!" rief der dürre, lange Mensch, der aussah, wie ein Bild der Begehrlichkeit, „sind das vielleicht der Herr Heine, der Bücher schreibt?"

„Derselbe, mein Bester," sagte Campe mit einem feinen Lächeln.

„Nun, dann habe ich die Ehre, einen Collegen in Ihnen zu begrüßen — ich habe auch ein Buch geschrieben."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" fragte Heine

„Ich bin Weitling," sagte der Mann mit einem gewissen sich aufblähenden Stolze.

„Weitling! Weitling! der Name ist mir schon irgend einmal vorgekommen, doch weiß ich nicht gleich wo.... Warten Sie einmal, sind Sie nicht ein Schneider?"

Der Mann schnitt eine häßliche Fratze.

„Es ist keine Schande, sich zu einem ehrlichen Handwerk zu bekennen. Johannes, der berühmte König der Wiedertäufer, war auch ein Schneider, bevor er König wurde — ich habe die Ehre, das Haupt der deutschen Communisten zu sein, und bekenne mich zu denselben revolutionairen und atheistischen Doctrinen, wie Sie."

Heine schnitt ein ziemlich saueres Gesicht.

„Ganz recht," sagte er, „Sie sind der dermalige Tagesheld."

Und mit innerlichem Widerstreben berührte er die dargereichte Hand des Schneiders, denn die saubere Genossenschaft erfüllte ihn mit Verlegenheit und Beschämung. Campe rieb sich mit einem schadenfrohen Lächeln die Hände und nahm sodann eine Prise.

Weitling, der die Mütze auf dem Kopfe behalten hatte, setzte sich jetzt, während Heine vor ihm stand, auf eine niedrige Holzbank nieder, und hob mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe, so daß es mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb des Fußknöchels.

Heine betrachtete mit einem ärgerlichen Lächeln diese unehrerbietige Stellung des Mannes, dann sagte er:

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Schneider sind, so würde ich aus Ihrer kauernden Handwerksgewöhnung Ihr Gewerbe errathen."

„Da schießen Sie eben ganz und gar neben das Ziel, Herr Doctor," rief Weitling mit unterdrücktem Zorn über diese

abermalige Anspielung auf sein Handwerk. „Sie meinen, weil ich mein Bein hinaufziehe und es reibe? — Das hat eine ganz natürliche Ursache, da ich in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin ich gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet wurde, und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloß, zu enge gewesen, so ist mir an jener Stelle ein Jucken zurückgeblieben, welches mich zuweilen veranlaßt, mich dort zu reiben. Es ist nicht gut im Loche sitzen, Herr Doctor, das werden Sie vielleicht auch noch einmal empfinden, und daß die Schließer nicht zart mit den Gefangenen umgehen, ist ein alter Erfahrungssatz."

„Sie gebrauchen hier lauter fatale Coterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit Sie mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthen."

„Nun, was nicht ist, Herr Doctor, kann ja noch werden," sagte Weitling mit einem widerwärtigen Gelächter und begann sich das Bein wieder sehr bedeutungsvoll zu reiben. „Ich sage Ihnen," fuhr er fort, „ich sage Ihnen, im Gefängniß wurde schon mehr als ein edles Herz zerdrückt, mehr als ein großer Geist erstickt, denn in diesen abscheulichen Zellen, denen es an Luft und Licht gebricht, muß der Geist seine Schwingen verlieren, so wie der lange in einem Käfig eingesperrte Vogel das Fliegen verlernt."

„Ist Ihnen denn nie der Gedanke an Flucht gekommen, der der Engel der Gefängnisse ist, dessen Stirn strahlend leuchtet in der Nacht?"

„Freilich wohl," grinste der Communist, „ich suchte mehr als einmal durchzubrechen und die Platte zu putzen; einmal wäre mir mein Vorhaben fast gelungen, aber da sich das Glück meistens in dem Augenblick verflüchtigt, da man es zu fassen glaubt, so wurde ich ertappt und bekam Prügel. Man suchte mich einzuschüchtern, aber die Furcht ist ein Gast, der nicht lange Herberge in meinem Herzen findet, und die List ist die

Stärke der Schwachen, das habe ich in meinen vielen Verhören bewährt gefunden.“

Heine wandte sich jetzt an den Buchhändler.

„Können Sie mir nicht ein paar Augenblicke unter vier Augen schenken?“ sagte er, „ich habe nothwendig mit Ihnen zu reden.“

„Kommen Sie in mein Privatzimmer. Herr Weitling, Sie entschuldigen.“

„Bleiben Sie, bleiben Sie, ich gehe, ich will nicht geniren,“ rief der Communist, erhob sich, nickte gravitätisch mit dem Kopfe und verließ mit schleifenden Schritten den Laden.

Heine und Campe sahen sich einander an.

„Nun, was sagen Sie zu dem Gesellen?“ fragte der Buchhändler.

„Ich sage, wenn man den Löwen spielen will, darf man die Affenpfote nicht unter dem Fell des Wälderkönigs hervorgucken lassen, sonst macht man sich lächerlich. Dieser Mensch ist eine höchst auffallende, aber unangenehme Erscheinung. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respect, den der Bursche an den Tag legte, indem er fortwährend die Mütze auf dem Kopfe behielt, und ein wahrer Ekel erfaßte mich, als er gar sich der Worte Loch, Schließer, Ketten bediente — denn er sprach nicht von jenen metaphorischen Ketten, welche jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen sind — nein, er meinte Ketten in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring um das Bein geschlossen bekommt, puh!“

„Und Sie glaubten sie schon zu fühlen,“ lachte Campe in seiner eigenthümlichen Weise.

„Nein, Campe,“ rief Heine eifrig, „nein, mich schreckt nicht die Furcht vor dem Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen! wohl aber das Nebeneinandergehängtwerden.“

„Aber trotz seiner Gebrechen ist dieser Weitling ein Mensch von Talent," sagte der Buchhändler.

„Behaupten Sie das im Ernst?"

„Ja, das behaupte ich mit Recht; es fehlt ihm nicht an Gedanken. sein die Garantie der Gesellschaft betiteltes Buch, ist der Katechismus der deutschen Communisten, es wird viel gekauft und gelesen. Sie sollten einmal einen Blick in dieses Opus werfen."

„Das soll geschehen. Uebrigens glaube ich, daß der Communismus seinen Höhenpunct erreicht hat."

„Wer weiß; die Anzahl der Communisten hat sich in den letzten Jahren ungeheuer vermehrt und ihre Partei ist in dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheins."

„Es ist nicht zu begreifen, wie dieses Ungethüm aufkommen konnte."

„Es ist im Gegentheil sehr wohl zu begreifen, da die Handwerker den Kern dieser Unglaubensarmee bilden, die vielleicht nicht sonderlich disciplinirt, aber in doctriner Beziehung ganz vorzüglich einexercirt ist."

„Es ist auffallend, daß diese deutsche Handwerker sich größtentheils zum grassesten Atheismus bekennen," rief Heine unmuthig, „und daß sie gleichsam verdammt sind, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie nicht in einen Widerspruch mit ihrem Princip, und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen."

„Hm! ja, aus diesem Ei kann ein Basilisk hervorkriechen."

[*] „Er wird hervorkriechen, verlassen Sie sich darauf, denn diese Cohorten der Zerstörung, diese Sapeure, deren Axt das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern weit überlegen, wegen der schrecklichen Consequenz ihrer Doctrinen, denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagt, Methode. Und wissen Sie, wer die Bruthenne ist, die das Ei des Communismus ausgebrütet hat?"

„Nun?“ rief der Buchhändler erwartungsvoll.

„Niemand als Hegel.“

„Hegel! sind Sie klug, Heine?“

[*] „Hegel, sage ich Ihnen,“ bekräftigte Heine. „Ich hörte sein Gackern. Ehrlich gesagt, ich verstand ihn selten, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte auch nicht verstanden sein, daher seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verständen. So wunderte sich Jedermann in Berlin über den vertrauten Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder Meyerbeer's, der ein fast unkluger Geselle war, den seine Familie denn auch später für blödsinnig erklärte und unter Curatel stellen ließ, nachdem er eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser aus der Art geschlagene Beer war der Intimus des Philosophen und begleitete ihn wie sein Schatten.“

„Das war in der That auffallend.“

„Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete, Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund dieses vertrauten Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände nichts von Allem, was er ihn reden höre; er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungenirt allen Geistesergießungen des Moments überlassen.“

„Sie haben viel mit Hegel verkehrt?“ fragte Campe.

„Ja,“ erwiderte Heine, indem er sich auf den Ladentisch setzte und mit den Beinen zu baumeln begann, „ja, ich verkehrte viel mit ihm, weil mich sein stoßweise, mit klangloser Stimme hervorgeseufztes Gespräch anzog und das Barocke seiner Ausdrücke frappirte. An einem schönen, hellgestirnten Abend stand ich neben ihm am Fenster; ich hatte gut gegessen und Kaffee getrunken, sprach mit Schwärmerei von den Sternen,

nannte sie den Aufenthalt der Seligen. — Die Sterne, hm! hm! brummelte Hegel, die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmelskörper. — Um Gotteswillen, rief ich, es gibt also droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? — Er sah mich mit seinen bleichen Augen finster an, und sagte schneidend: Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben? — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch schien er gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen."

„Sie scheinen kein besonderer Freund von Hegel zu sein."

„Ich bin weder ein Freund von ihm, noch von seiner Philosophie, die zum Atheismus führt, von dem ich mich, Gottlob, längst wieder abgewendet habe."

„Aber Sie haben ihm früher doch angehangen?"

„Ja, denn ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dadurch wurden meine Gefühle bis zum Heroismus gesteigert, denn ich hielt mich nun selber für das lebende Gesetz der Moral, für den Quell alles Rechts und aller Befugniß. Ich war ganz Liebe und ganz frei von Haß."

„Was aber war die Folge Ihrer Rückkehr zum alten Gottglauben?" fragte Campe halb mit Antheil, halb mit Neugierde.

„Es verbreitete sich bald das Gerücht, es sei mir eine evangelische Erleuchtung geworden, und bald die Sage, ich sei zum römischkatholischen Glauben übergetreten. Man nannte Tag und Ort, gab den Datum an, man bezeichnete mit Namen die Kirche, in der ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden Glauben angenommen haben sollte."

„Und es war Alles aus der Luft gegriffen?"

„Nicht so ganz, denn es hatte seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war wirklich an dem genannten Tage in der Kirche St.-Sulpice, um meine Ehe mit meiner Gattin, die aus einer erzkatholischen Familie stammt, einsegnen zu lassen, da die gute Seele, nur von dem Maire getraut, sich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt haben würde."

„Und hat der katholische Segen gefruchtet?" fragte Campe mit spöttischer Miene.

„Wenigstens hat er keinen Unsegen gebracht, denn in der Ehe ist der Unglaube jedenfalls gefährlich, und wie freigeistisch Sie mich auch gekannt haben, so darf doch in meinem Hause nie ein frivoles Wort gesprochen werden. Da meine gute Mathilde die Civilehe allein nicht für bindend hielt, so that ich ihr den Willen und ließ mich, wie ein ehrsamer Spießbürger, kirchlich trauen — ja, ich that noch mehr — ich stellte sogar den von dem Bischof verlangten Revers aus, die aus unserer Ehe entspringenden Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen, und ich würde, wenn wir Kinder bekommen hätten, gewissenhaft Wort gehalten haben."

„Das wäre viel von Ihnen gewesen."

[*] „Auch grollten mir meine liberalen Freunde deshalb; sie behaupteten, ich hätte der Clerisei zu große Zugeständnisse gemacht und überflutheten mich deshalb mit Vorwürfen. Ich aber bin der Ansicht, daß die katholische Priesterschaft ganz in ihrem Rechte ist mit ihren Forderungen, denn wer ihre einsegnende Garantie nachsucht, muß sich auch ihren Bedingungen fügen."

„Nun, das sind so Ansichten, die besonders bei Ihnen vielleicht nicht Jeder billigen dürfte," meinte der Buchhändler mit einem schalkhaften Augenzwinkern.

„Auch erschöpfte sich der blödsinnigste Pietismus in Verläumdungen und Vorwürfen gegen mich," versetzte Heine immer

gleich ernsthaft. „Die Wahrheit wird natürlich immer entstellter, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernt, und selbst die größte Redlichkeit ist nicht sicher vor einer platten Lüge, aber so arg hätte man mir doch nicht mitzuspielen brauchen. [*] Man stellte mir Voltaire gegenüber als engelhaft dar, indem ich diesen an Schmutz, Grimasse und witzigem Teufelsdreck noch übertroffen habe. Sie warfen sich auf zu Kritikern meiner Glaubensansichten, zu Ketzerrichtern — sie würden gern wieder Scheiterhaufen aufbauen, um ihren Urtheilssprüchen die gehörige Wirkung zu verschaffen."

„Ja, wenn sie das dürften, da würde die ganze Clerisei jubeln."

Jetzt dröhnte die zwölfte Stunde vom nahen Kirchenthurm herab, Heine ließ sich von dem Ladentisch herabgleiten.

„Schon so spät," rief er, „ich habe noch viele Abschiedsbesuche zu machen."

„Also bleibt es unwiderruflich bei Ihrer morgenden Abreise?"

„Unwiderruflich, das erste Morgengrauen treibt mich fort, doch gehe ich glücklicherweise nicht in die Verbannung, denn die Verbannung ist ein Grab."

„Aber Sie essen doch heute noch einmal mit mir zu Mittag?"

„Nein, der letzte Tag gehört meiner Familie."

„Doch der letzte Abend muß Ihren Freunden gehören. Sie gehen mit mir in den Austernkeller zu Lorenz."

„Das soll geschehen."

„Und," fuhr der Buchhändler mit gierigen Augen fort, indem er den Dichter an einem Knopf seines Rocks faßte, den er heftig herum zu drehen begann, „und haben Sie während Ihres hiesigen Aufenthalts nicht Stoff zu einem neuen Werke gesammelt?"

„Ja, ich gedenke ein Wintermährchen über Deutschland zu schreiben."

„Das ich in Verlag bekomme?“

„Warum nicht, wenn Sie schweres Geld dafür zahlen.“

„Sie sind mir ein theurer Autor, ein sehr theurer Autor,“ sprach Campe und ließ den Knopf fahren.

„Aber ich bringe Ihnen auch etwas Tüchtiges ein.“

„Hm! nicht so viel als sie meinen, die Kosten sind zu groß. Und dann haben Sie auch noch den Vortheil, daß Sie außer dem Gelde, die Huldigungen der ganzen Welt empfangen, während ich leer ausgehe.“

„Gönnen Sie mir dieses kleines Glück, so lange es dauert,“ rief Heine lachend, „und bedenken Sie, daß die Eitelkeit sehr eifersüchtig wird, sobald sie keine Huldigungen empfängt.‘

„Nun denn, auf den Abend.“

„Auf den Abend.“

Sie reichten sich die Hand und Heine verließ den Buchladen.

Abends holte Heine den Buchhändler ab und sie begaben sich mit einander zu Lorenz, um in dessen Keller Austern zu verzehren und Rheinwein zu schlürfen. Campe hatte die Aufmerksamkeit gehabt, einige alte Genossen Heine's einzuladen, die dieser mit Freude begrüßte.

„Grüß Gott, Chausepié, Du altes, treues Bruderherz. — Guten Abend, Wille! ich sehe mit stets erneuertem Vergnügen Dein Gesicht, in das sich die academischen Feinde mit Hieben, wie in ein Stammbuch eingeschrieben haben. — Willkommen Fuchs, der Du ein blinder Heide und persönlicher Feind Jehova's bist; glaubst Du noch immer nur an Hegel und an die Göttin Venus, statt an die allerseligste Jungfrau Maria?“

Die Freunde replicirten ihm in gleicher Weise, Witzworte flogen hin und her, dann setzte man sich zu Tische. Campe ließ als Gastgeber das Beste auftragen, was zu haben war, die Eingeladenen ließen es sich schmecken und Campe lächelte vor Entzücken, als er ihren guten Appetit sah.

„Seht doch den Campe an," rief Heine, nachdem er einen Römer voll Hochheimer ausgestürzt hatte, „strahlt sein Auge nicht Seligkeit, wie eine verklärte Madonna? Ich muß gestehen, er ist wirklich ein großer Mann und die Blüthe aller Verleger."

„Das ist er," riefen die Anderen, „er soll leben" und sie stürzten ihre Gläser aus. Campe füllte die Römer wieder, Heine ergriff den seinigen, erhob sich und sprach:

„Ein Anderer hätte mich vielleicht verhungern lassen, er aber füttert mich nicht nur mit Austern und sonstigen Delicatessen, sondern er gibt mir auch vortrefflichen Wein zu trinken. Ich danke dem Schöpfer, der diesen Wein wachsen ließ und mir den Julius Campe zum Verleger gegeben hat. Ich danke ferner dem Schöpfer, daß er die Austern im Meere und den Rheinwein auf der Erde erschuf, und daß er auch Citronen wachsen ließ, um die Austern zu beträufeln und schließlich bitte ich ihn, daß er mich diese Nacht das Essen gut verdauen läßt. Amen."

Er leerte sein Glas und setzte sich wieder nieder.

Nun hielt ihm Wille eine humoristische Rede, in der er seine Vergangenheit durchhechelte und ihm ein Prognostikon für die Zukunft stellte, auch die Andern ließen ihr Licht leuchten, dann kam man unvermerkt auf die Politik, die deutschen Zustände wurden durchgenommen, die Fürsten verurtheilt, aber Alles in humoristischer Weise, es war ein tolles Treiben, das bis tief in die Nacht hinein dauerte, dann verließ Heine plötzlich den Keller, aber man erwartete seine Rückkehr vergebens — er, der kein Freund vom Abschiednehmen war, er hatte sich in aller Stille fortgemacht.

Zu Hause zog er die Stiefel aus und schlich auf den Socken in das Schlafzimmer seiner alten Mutter. Sie lag im tiefen Schlafe; die Nachtlampe ließ matte Streiflichter auf ihr ehrwürdiges Gesicht und ihre grauen Haare fallen. Er sprach in Gedanken einen heißen Segenswunsch für sie aus, beugte sich über sie und küßte sie leise auf die Stirn, um sie ja nicht zu

wecken, dann schlich er geräuschlos, wie er gekommen war, wieder aus dem Gemache.

Er warf sich angekleidet auf sein Bett und erwartete den grauenden Morgen. Als dieser anbrach, öffnete er sein Fenster, rief einen vorübergehenden Eckensteher an, öffnete ihm leise die Hausthür und ließ sein Gepäck auf die Post tragen, dann verließ er, während noch Alles schlief, das Haus, um seiner alten Mutter den Schmerz des Abschieds zu ersparen.

Ein Reiseabenteuer.

In einem Coupé der Eisenbahn, die von Havre nach Paris führt, befand sich ein junger hübscher Mann von feinen Manieren und eine junge Dame, die ohne Begleitung reiste, sehr hübsch war, und, nachdem ihr Reisegefährte sie in ein Gespräch gezogen, ein sehr heiteres Gemüth entwickelte, ja, zuweilen streifte ihre Lustigkeit fast an das Burschikose, doch ward sie nie eigentlich unschicklich, und noch weniger gemein. Ihre Sprache, ihr Benehmen, ihre ganze Art und Weise waren durchaus französisch, doch endlich lachte sie schelmisch und sagte auf deutsch zu dem jungen Mann:

„Geben Sie sich nicht so viel Mühe, mich französisch zu unterhalten, ich verstehe deutsch."

„Das heißt, Mademoiselle, Sie wollen mir sagen: Sprich, wie Dir der Schnabel gewachsen ist, denn Dein Französisch klingt abscheulich."

„Das ist keineswegs der Fall, noch war es meine Absicht, Ihre Aussprache des Französischen herabzusetzen," beeiferte sich die junge Dame zu ihrer Vertheidigung zu sagen, „ich wollte vielmehr mich Ihnen als Deutsche zu erkennen geben und Sie bitten, in den Lauten meiner Muttersprache mit mir zu reden, deren liebetrauten Klang ich schon so lange entbehrt habe."

„Eine Landsmännin!“ rief der junge Mann nun in deutscher Sprache, „das freut mich von Herzen. Und Sie reisen nach Paris, mein Fräulein?“

„Ja, ich wohne seit langen Jahren dort.“

„Darf ich fragen, aus welchem Theil Deutschland's Sie gebürtig sind?“

„Sie erlauben mir, dieses einstweilen noch zu verschweigen. Werden Sie einen längern Aufenthalt in Paris nehmen?“

„Ich werde mich wohl längere Zeit dort aufhalten.“

„In Geschäften?“

„Aha, die hält mich für einen Commis-voyageur, einen Ritter von der Elle, einen Musterreiter oder Weinreisenden,“ dachte der junge Mann, bevor er lächelnd erwiderte: „Nein, mich führen keine Geschäfte dahin, ich habe keinen andern Zweck, als die Welthauptstadt zu sehen und mit den literarischen Größen bekannt zu werden.“

„Ah! ... Sie sind vielleicht selbst Schriftsteller?“

„Ja, ich beschäftige mich ein wenig mit Literatur, bin aber eigentlich Mediciner.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Alfred Meißner.“

„Alfred Meißner,“ rief sie, und die Röthe der angenehmsten Ueberraschung färbte die Wangen des jungen Mädchens, das lieblich war wie eine kaum entfaltete Blume und so leicht gaukelnd wie eine Phaläne — „ich habe in einem deutschen Journal etwas von Ihnen gelesen, nur weiß ich nicht mehr, was es war.“

„Es wird wohl nicht viel gewesen sein, mein noch ziemlich unbekanntes Talent erblüht wie eine wilde Blume, zwischen einsamem Felsgestein.“

„Sagen Sie das nicht, ich weiß, daß man Sie nennt, wenn von den Besten die Sprache ist.

Beide sahen sich an, und ihre Hände fanden sich, wie ihre Blicke sich bereits gefunden hatten.

Sie waren gegen Abend abgefahren und fuhren die Nacht durch, die schön und mild war, einzelne Sterne strahlten; zuweilen glitt ein Mondstrahl wie ein Vogel mit silberschimmernden Flügeln zwischen dem Laube der Bäume dahin, die düstere Ferne ward manchmal durch leuchtende Blitze erhellt. Das junge Mädchen streckte von Zeit zu Zeit den Kopf zum Schlag hinaus und machte ihren Reisegefährten aufmerksam auf die feierliche Schönheit der nächtlichen Natur. Hielt der Zug auf einer Station an, so sprachen ferne Töne wie die Klagen einer Glocke, wie der Seufzer eines Vogels, wie das Murmeln eines Waldbachs oder das Wiegenlied einer Mutter.

Ohne die Hand des hübschen Mädchens loszulassen, lehnte sich Meißner an ihre runde, schöngeformte Schulter, sah mit ihr zum Schlag hinaus und theilte ihre Bewunderung der großartigen Pracht, die sich am nächtlichen Himmel und auf Erden entwickelte, dann lehnten sie sich wieder in die weichen Polster des Wagens zurück und setzten ihr Gespräch fort, das bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand hüpfte, wie ein Irrlicht, oder wie die abspringenden Funken eines Feuerwerks.

„Hören Sie," sagte plötzlich das junge Mädchen, „Sie müssen, da Sie doch mit den Pariser Literaten bekannt werden wollen, vor allen Anderen Heinrich Heine kennen lernen, das ist ein gewaltiger Geist, der über den seichten Gewässern der Literatur schwebt, wie der Geist Gottes über den biblischen Gewässern."

„Das ist auch meine Absicht, mein Fräulein. Ich werde trachten, mich ihm vorstellen zu lassen. Kennen Sie ihn vielleicht?"

„Nein, mein Herr, ich bin nicht so glücklich, aber ich werde ihn sicher noch kennen lernen, und ich will mich alsdann bestreben, ihm so angenehm zu werden, daß er mich sicher liebgewinnen soll."

„Das wird Ihnen nicht schwer fallen, mein Fräulein, denn Sie besitzen die Macht zu fesseln . . . und Sie haben das Bewußtsein dieser Macht.“

„Ach gehen Sie doch, Sie sonderbarer Mensch! Auf dieses Compliment hin möchte ich Sie fragen: Wie gefalle ich Ihnen?“

„Gut, mein Fräulein, sehr gut, wie alle Dinge, die Gott erschaffen und der Mensch noch nicht verdorben hat.“

„Hm!“ rief sie unter einem lauten Gähnen, „das ist ein Compliment, das sich nach allen Seiten hin drehen läßt, ich aber liebe Complimente nicht.“

Bei diesen Worten ließ sie ihren Kopf schwer auf Meißner's Schulter sinken, welcher sagte:

„Complimente sind nichts Anderes, als ein der Schönheit dargebrachter Zoll; die Schönheit aber ist eine kronentragende Fürstin, die einen Hofstaat nicht vermissen, eine Tyrannin, die ohne Sklaven nicht bestehen kann.“

Das junge Mädchen hörte ihn nicht mehr, sie war eingeschlafen. Nun gönnte auch Meißner der Natur ihr Recht und schloß die Augen zu.

Als sie erwachten, war es heller Tag, die Sonne schien, die Vögel sangen, die Tagelöhner gingen an ihre Arbeit.

„Uf! das war ein süßer, erquickender Schlaf,“ rief das hübsche Kind und strich die Haare aus der Stirn. „Aber ich habe Sie wohl recht belästigt, Herr Meißner?“

„Sie waren mir eine süße Last, die ich ewig tragen möchte.“

„Sie werden ihrer aber jetzt bald entledigt werden, denn sehen Sie, dort in der Ferne zeigen sich bereits die Thürme und die Kuppeln von Paris.“

„Und soll ich auf das Glück verzichten müssen, Sie wiederzusehen? O nein, Holde, Sie werden mir dieses Leid nicht anthun.“

„Ich möchte Sie wohl wiedersehen," sagte sie gedankenvoll, „ja, recht oft möchte ich Sie wiedersehen, denn ich glaube, wir könnten gute Freunde und Kameraden werden, und unsere Freundschaft würde weder durch Zeit noch Verhältnisse ein Loch bekommen."

„O, so nennen Sie mir Ihren Namen," rief er schnell, „geben Sie mir Ihre Adresse."

„Nennen Sie mich Margot," sagte sie mit sinnigem Ernst. „Lügen will ich nicht, denn Lügen ist niederträchtig und macht die Menschen unwerth, glücklich zu sein, und meinen wahren Namen darf ich Ihnen nicht nennen, meine Adresse Ihnen nicht geben, meine gesellschaftliche Stellung nicht offenbaren — ein geheimnißvoller Schleier, den ich nicht lüften kann, ist über mein Leben verbreitet. Aber ich will viel thun um Ihretwillen, ich will an bestimmten Tagen aus meinem entfernten Stadtviertel in den Garten des Luxembourg kommen, dort erwarten Sie mich morgen Abend um sieben Uhr an dem großen Eingangsthor, aber seien Sie hübsch pünctlich."

Meißner drückte ihre Hand an seine Brust.

„Haben Sie Dank, theure Margot," rief er feurig aus. „O, glücklich der, welcher der Faust eines solchen Gretchen's sein dürfte."

„Den Faust muß ich mir verbitten," rief sie lachend, „denn er hat den Junker mit der Hahnenfeder zum Mentor, und das ist ein schlimmer Gesell."

Meißner fühlte sich electrisirt durch die Freundlichkeit und das muntere Wesen dieses sonderbaren Mädchens — es bedarf in der Jugend ja nur eines Luftzugs, um das Gefühl zu beleben, so wie es auch oftmals nur eines Hauchs bedarf, um es wieder nieder zu schlagen.

Nach einer Weile zog Margot ein kleines Spiegelchen und ein Kämmchen aus ihrer Tasche.

„Wie ist man doch so häßlich, wenn man verschlafen aus-

sieht und sich nicht durch eine vollständige Toilette erfrischen kann," rief sie aus.

„Sagen Sie das nicht. Sie sind aus Ihrem Schlummer erwacht, wie eine Rose, die sich aus der Knospe entwickelt — möge nur Ihr Herz auch aus seinem Schlummer erwachen und die wahre Existenz Ihrer Seele ihren Anfang nehmen."

Eben fuhren sie in Paris in den Bahnhof ein. Bei'm Aussteigen sagte Meißner.

„Nicht wie Faust, darf ich mich erkühnen zu sprechen:

Mein schönes Fräulein, darf ich 's wagen,
Ihnen den Arm und' Geleite anzutragen."

„Nein," rief sie lachend, „denn ich müßte, wie Gretchen, erwidern:

Ich bin kein Fräulein, bin auch nicht schön,
Kann unbegleitet nach Hause geh'n."

Sie nahm ihr Gepäck in Empfang, stieg in ein Cabriolet, und mit den Worten: „Auf Wiedersehen!" nickte sie dem jungen Deutschen noch einmal freundlich zu und rollte dann durch die belebten Straßen von Paris dahin.

Meißner ermangelte nicht, sich am andern Abend an dem bezeichneten Orte einzufinden. Er mußte lange warten, so lange, daß er sich bereits gefoppt glaubte. Endlich kam Margot, die er mit sanften Vorwürfen empfing.

„Waren Sie denn so gar ungeduldig, mich zu sehen?" fragte sie mit einem anmuthigen, fast coquetten Lächeln.

„Ja, ich war ungeduldig nach Ihrem Anblick, denn der Mensch bedarf der Liebe und der Sonne, sonst findet er weder Licht am Himmel, noch in der Seele."

„Lieben Sie mich denn?" fragte sie mit einem schelmischen Blick.

„Ich glaube in der That, etwas wie Liebe für Sie zu empfinden."

„Sie glauben es nur?" rief sie lachend, „das ist eine

schlechte Liebe, über die man mit sich selbst nicht im Klaren ist. — Das Herz muß sich selbst erkennen und prüfen, um an sich glauben zu können. Sie werden in Paris mit mir liebeln und mich vergessen, sobald Sie abgereist sind — eine solche Liebelei steht mir aber nicht an."

„Margot, können Sie glauben ..?"

„Das ist Männerart, Sie werden keine Ausnahme machen."

„Margot, Schönheit und Anmuth sind in Ihnen verschmolzen. Sie sind ein so holdes Licht, daß sich alle Schmetterlinge an Ihnen die Flügel versengen werden."

„Schade, daß man die Gedanken der Leute nicht photographiren kann, was würde man da für allerliebste Bilder zu sehen bekommen," rief sie neckend. „Eine Liebe, wie Sie sie mit mir anzuknüpfen wünschen, dauert in der Regel nicht lange, doch will das Uebel seine Zeit haben — ein hitziges Fieber geht häufig in Auszehrung über. Doch genug, ich wiederhole Ihnen, gute Kameraden wollen wir sein, nichts weiter. Ist Ihnen das recht, so schlagen Sie ein, denn sündigen will ich nicht, wenn ich auch meine Schelmenstreiche dem Priester nicht wöchentlich in die Ohren zu raunen pflege."

Meißner schlug ein, obgleich das Abenteuer eine Wendung genommen hatte, die ihm nicht besonders behagte. Er ließ sich von ihr auf eine Bank an ein lauschiges Plätzchen führen, wo sie unter traulichem Geplauder Hand in Hand sitzen blieben, aber die Natur war mächtiger als der Wille des jungen Mädchens, denn ehe sie sich dessen versah, lagen sich Beide Brust an Brust, und Lippe haftete auf Lippe.

Von da an sahen sie sich regelmäßig an bestimmten Tagen. Margot nahm auch Meißner's Begleitung auf Ausflügen nach den Vergnügungsorten in der Umgegend von Paris an, ja, sie besuchte ihn sogar auf seinem Zimmer, und wenn sie dann spät von ihm schied und er sie nicht weiter als bis

an die Thür des von ihm bewohnten Hauses begleiten durfte, dann erschallten beim Abschied zwei Küsse süß wie Honig und melodisch wie die Stimme der Engel, und dann glitt durch die Nacht ein sorgfältig eingehülltes Weib, leicht wie ein Schatten, längs der Häuser dahin.

Im deutschen Lesezirkel.

Meißner hatte sich durch einen Bekannten, der in Paris ansässig war, im deutschen Lesezirkel einführen lassen, wo er gar manche Stunde mit dem Durchblättern der verschiedenen vaterländischen Zeitungen und Zeitschriften verbrachte und dort gelegentlich schon gar manche interessante Bekanntschaft gemacht hatte.

Eines Abends, da er wieder dort war — es war im Februar 1847 — und sich eben in die Nachrichten der Augsburger Allgemeinen vertiefen wollte, kam ein Mann herein, dessen leidendes Gesicht einen höchst geistreichen Ausdruck hatte und der seinem schleppenden Gang durch eine Art Krückenstock, auf den er sich stützte, mehr Sicherheit zu geben suchte.

Dieser Mann war Heinrich Heine, der im vorigen Jahre in Folge eines kleinen Familienstreites vom Schlag gerührt worden war, das rechte Auge war dadurch geschlossen worden. Anfänglich war er am ganzen Körper gelähmt und des Augenlichts völlig beraubt gewesen, aber durch die Bemühungen des Doctor Gruby und durch den Gebrauch der Bäder von Barreges hatte er die Bewegung seiner Glieder und den Gebrauch seines einen Auges wiedererhalten.

Er aber indessen hatte gealtert, sein üppiges braunes Haar war bereits von manchem Silberfaden durchzogen, der das Kinn umgebende Bart war weiß gesprenkelt. Die Krankheit hatte

jedoch keine Spuren auf seinem Gesichte zurückgelassen, das durch den edeln Schnitt der Züge eine eigenthümliche Schönheit zur Schau trug. Der Ausdruck seines Gesichtes war schwärmerische Schwermuth, aber wenn er sprach oder sich bewegte, so brach eine ungeahnte Energie und ein überraschendes, fast dämonisches Lächeln hervor. Er war damals noch so gut auf den Füßen, daß er, mit Hülfe seines Stocks, von dem Faubourg-Poissoniere bis zum Palais-Royal in das Lesecabinet gehen konnte — auch fing er wieder an, hie und da eine Gesellschaft zu besuchen.

Nachdem er eingetreten war, nahm er an einem Tische Platz und griff nach der ersten besten Zeitung.

Der vereinigte Landtag in Berlin sollte eben beginnen. Nachdem er eine Weile gelesen, sagte er zu dem ihm Zunächstsitzenden im sarkastischen Tone:

„Die Epoche der constitutionellen Regierung beginnt. Man sage, was man will, der Anfang ist gemacht. Die Nationen werden sich nicht mehr ohne Verfassungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben sie bei Seite gelegt; für dieses alte Buch müssen sie ein neues haben. Da hinein wird sich Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienstlichkeit besteht, flüchten. Für sie wird die Charte das sein, was für uns die Bibel war, die auch so viel Kämpfe und Blut gekostet hat. Haben Sie Acht, mit den Verfassungen wird es den Völkern furchtbarer Ernst werden. Ich für mein Theil kann mir keine schönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphausen, Hansemann und Beckerath."

Das Gespräch drehte sich eine Weile um Politik, dann sprang es plötzlich auf die Bewegung des Deutschkatholicismus über.

[*] „Da sehen Sie die Constitutionellen auf religiösem Gebiete," rief Heine lebhaft. „Was wollen sie? Was ist

ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, mäßiger Aberglaube. Warum wären Origines und der heilige Augustin schlechter als der Apostel Ronge im schwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche ist doch eine Geisteskraft sichtbar, die mir imponirt, aber diese modernen Sectirer sind mir eben so zuwider, wie die Kirchenväter — vielleicht noch mehr."

Er warf das Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, verächtlich weg und war im Begriff sich zu erheben, um wegzugehen, als seine Aufmerksamkeit am nächsten Tisch gefesselt wurde, wo sich eben eine sehr lebhafte Discussion über die kleinen deutschen Höfe erhoben hatte.

„Der Fürst von Reuß-Greiz-Lobenstein," sagte eben einer der an dem Gespräche Betheiligten, „sucht durch seine wunderlich stylisirten Erlasse stets das Publicum zu ergötzen." *)

„Dafür ist er aber auch das originellste Original, das Deutschland eben besitzt," nahm Heine das Wort. „So hat zum Beispiel dieser Duodez-Regent nur einen einzigen Minister, der jedoch in seiner Person ein ganzes Ministerium repräsentirt. Wenn der Fürst an gewissen Tagen die Regierungsgeschäfte vornimmt, tritt er zuerst im einfachen Anzug als Minister des Innern auf, indem er gleichzeitig glatte Geschmeidigkeit und die leutseligsten Manieren an den Tag legt. In einem Knopfloch seines schwarzen Fracks trägt er das Commandeurkreuz des Wildschweinordens. In gedrängter Kürze bringt er seine Angelegenheiten vor, welche meistens die Anstellung eines Nachtwächters, die Anschaffung des nothwendigen Küchenbedarfs, oder den Ankauf eines Fuder Weins betreffen."

„Der Fürst sollte Sie zu seinen Historiographen machen," warf ihm einer der Zuhörer laut auflachend ein.

---

*) Man sehe wegen dieses und der zunächst folgenden Kapitel, was Friedrich Steinmann und Alfred Meißner über Heine veröffentlicht haben.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr Heine fort:

„In Gnaden entlassen, tritt der Proteusähnliche Hofmann nach kurzer Zeit als Kriegsminister wieder ein, und zwar erscheint er diesmal in Uniform mit Epauletten und einem rasselnden Säbel an der Seite, als ein ächter Sohn des Mars, um einen Antrag über neue Kamaschenknöpfe für die vier fürstlichen Leibhusaren zu stellen. — Nachdem diese martialische Persönlichkeit ihren Abtritt genommen hat, tritt mit glatt gestrichenen Haaren, der Minister des Kultus ein, der sich höchst sanft und bescheiden geberdet, oder es erscheint der biedere Minister des Ackerbau's, welcher die Einführung eines neuen Pflugs befürwortet, und diese verschiedenen Rollen sind auch stets von einer ganz verschiedenen Mimik begleitet."

„Ja," nahm ein anderer Witzbold das Wort, „an diesem Hofe figuriren bei den Hoffesten auch künstliche Hofdamen. Es sind lebensgroße Wachsfiguren in der elegantesten Toilette, welche bei großer Cour, wenn fremde Gäste anwesend sind, an der Seite der Landesmutter stehen."

„Das ist eine sehr geniale Erfindung," rief ein Dritter.

„Allerdings," nahm Heine mit einem ruhigen Lächeln den Faden wieder auf. „Einer lebenden Oberhofmeisterin müßte man wenigstens tausend Thaler Gehalt geben, solch' einen Automaten bekommt man bedeutend billiger, auch hat er den Vorzug nicht zu altern, nicht merkbar häßlicher zu werden, und bekommt nie unversehens ein Kind, und da diese Figuren verschiedene vorschriftsmäßige Bewegungen ausführen können, und sich keinen Verstoß gegen die Etikette zu Schulden kommen lassen, so thun sie dieselben Dienste, wie die lebendigen Hofschranzen."

Ein junger Franzose, der deutsch verstand, rief ganz verblüfft:

„Ist denn das Wahrheit oder nicht? Machen die Herren Witze, oder erzählen sie Thatsachen? Ich weiß nicht, was ich glauben soll, denn den Deutschen darf man die unerhörtesten Dinge zutrauen."

Sich an der Ungewißheit des jungen Mannes weidend, spann Heine seine Rede weiter fort:

„Die Sache ist authentisch," sagte er mit der größten Ernsthaftigkeit. „Ich kenne selbst einen jungen Engländer, der einer Cour an dem Reuß-Greiz-Lobenstein'schen Hofe beiwohnte und sich bei dieser Gelegenheit in eine dieser wächsernen Hofdamen verliebte. Er war von der Unterhaltung mit ihr eben so befriedigt, wie von der mit der wohlerzogeindsten Lady. Er bestand mit Ungestüm darauf, ihrem Vater vorgestellt zu werden, und brachte dadurch den Hofmarschall in nicht geringe Verlegenheit. Armer Murray! Er verlor beinahe den Verstand, als ihm klar wurde, daß er einen Automaten liebte, und er mußte mehre Jahre lang in Italien reisen, um sich von seinem Kummer zu erholen. Indessen so schön jene Hofdame auch sein mochte, so hatte der Künstler, der sie verfertigt — ich habe leider seinen Namen vergessen — in einem andern Automaten doch erst sein Meisterwerk geliefert. Dieses stellte einen Kammerherrn vor, der eigends für das Privatvergnügen des Souverains bestimmt war. Gab man ihm einen Fußtritt vor den Sitztheil, so drehte er sich herum, verbeugte sich tief und ein liebliches, geradezu unnachahmliches Lächeln zog wie eine Verklärung über sein Gesicht. Es war wirklich ein Triumph der Mechanik. Stundenlang konnte sich der Landesvater mit dieser Pagode belustigen. Leider ließ er sich von der Freude an diesem Ideal eines Hofmannes hinreißen, immer stärkere Experimente mit ihm zu machen... und einst gab er ihm einen so gewaltigen Fußtritt, daß die Feder sprang. Das Gesicht des Kammerherrn zeigte plötzlich die verzweifelte Miene eines in Ungnade gefallenen Höflings. Das Uhrwerk war verdorben, von diesem Augenblick stellte sich das Lächeln nie mehr ein, und das Antlitz zeigte, sobald der Automat auf die vorher beschriebene Art berührt wurde, die schmerzlichsten Gesichtsverzerrungen. Der Landesherr war völlig trostlos, und wohl nie ist von einem

Fürsten das gestörte Wohlbefinden eines Günstlings aufrichtiger beklagt worden."

„Abgesehen von Ihren humoristischen Schilderungen," warf ihm einer der Anwesenden ein, „wundert es mich, daß sich die Unterthanen jenes Fürsten seine constatirten Narrheiten so geduldig gefallen lassen."

„Ja, so ist der gute Deutsche!" rief Heine sarkastisch. „Mag er einen Fürsten haben, der noch so lächerlich, der noch so verächtlich ist, der ihm seine Rechte schmälert, ihn chicanirt und auf alle Weise ärgert, er wird ihn dulden, ihn entschuldigen und aus Herzensgüte sich selbst vor allen Völkern lächerlich machen. Er wird sagen: Der regierende Herr ist allerdings eine kalte, widrige, abstoßende Persönlichkeit, voll Dünkel und Hochmuth, eine Plage des Landes, ein Hinderniß der deutschen Einigung, aber man muß ihn entschuldigen, er ist noch jung, vielleicht wird er besser werden in dem Maße, als er mehr Erfahrung sammelt. Sein Vater war ein gar vortrefflicher Herr, und vollends die Mutter! Sollen wir den Sohn aus dem Schlosse verjagen, worin diese unvergeßliche Frau gelebt hat? Nein, das hieße allzu undankbar gegen ihr Gedächtniß sein. — So wird der Deutsche alle mögliche undenkbare Entschuldigungsgründe hervorsuchen, um nicht ungerecht gegen seinen Bedrücker werden zu müssen, und das Schlimmste, was man ihm zur Last legen kann, hat seinen Grund in seinem von Natur aus gütigen und grundehrlichen Gemüthe."

Es entstand nun eine Discussion zwischen Heine und den Anderen, er theilte links und rechts Hiebe aus und ließ seine Widersacher die schneidende Schärfe seines Witzes fühlen. Sein Mund glich einer mit herben Wahrheiten geladenen Schleuder, er verrichtete eine geistige Steinigung.

Meißner hatte dem Gespräch mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt erkundigte er sich leise bei seinem Nachbar, wer der Mann mit dem Krückenstocke sei.

„Wer soll es anders sein, als der advocatus diaboli Heinrich Heine, der mit seinem Händedruck den Leuten einen Dorn in die Hand drückt und dessen freundlichste Worte wie Vitriol brennen," gab der Gefragte zur Antwort.

Wie von einem electrischen Schlage berührt, erhob sich Meißner und stellte sich selbst dem Dichter vor.

„Alfred Meißner," sagte dieser nachsinnend, „warten Sie einmal, der Name ist mir bekannt. Ja, jetzt weiß ich's ... ich habe bei meiner Rückkehr aus den Bädern zu Hause Ihre Karte gefunden und schon gefürchtet, daß Sie abgereist wären, weil Sie nicht wiederkamen. Sie sind Dichter, ich habe Etwas von Ihnen gelesen, und es muß etwas Gutes gewesen sein, das mir die Ueberzeugung gab, daß das heilige Feuer des Genies in Ihrer Seele brennt, sonst würde ich Ihren Namen nicht im Gedächtniß behalten haben. Ich heiße Sie willkommen in Paris und hoffe Sie recht oft bei mir zu sehen."

Der junge Mann verbeugte sich mit einem bescheidenen Lächeln.

„Ich begrüße mit Freuden das Handwerk in Ihnen," hob Heine wieder an und fuhr dann scherzend fort: „In mir sehen Sie einen der ersten Männer des Jahrhunderts, weil ich nehmlich am ersten Januar 1800 geboren wurde. Leider aber bin ich krank, und zwar der Art krank, daß ich fühle, daß mein Zustand über kurz oder lang mit dem Tod endigen muß."

„Das ist freilich das Ende aller Zustände, aber bei einer beginnenden Krankheit muß man nicht gleich so hoffnungslos sein. Frankreich hat viele Heilquellen, die oft Wunder wirken."

„Ja, sie wirken Wunder, wenn man in der Einbildung kränkelt. Ich habe Bagneres und Barreges in den Pyrenäen besucht und bin ohne bedeutende Besserung zurückgekehrt."

„Sie müssen die berühmten Pariser Aerzte consultiren."

„Ich habe es gethan, aber mit sehr wenig Erfolg. Glück-

licherweise ist nur mein Körper krank, dagegen ist mein Geist völlig frei geblieben und arbeitet mit der alten Kraft in einer in Trümmern gehenden Werkstätte, unbekümmert darum, wann das Dach über seinem Kopfe zusammenstürzen wird."

„Sie sind wohl verheirathet, Herr Doctor?"

„Ja, und es ist ein wahres Glück für mich, daß ich eine gute, theilnahmvolle Frau habe, die mich pflegt und mir in allen Nöthen treu zur Seite steht. Doch nun genug von mir. Sie kommen aus Deutschland?"

„Ja."

„O Deutschland, mein Heimathland," rief Heine, und eine wehmüthige Wolke lagerte sich auf seine hohe Stirn, denn wie sehr er auch Deutschland verhöhnte und die Schalen seines bittern Unwillens über dasselbe ausgoß, so überkam ihn doch immer eine Art Heimweh, so oft die Rede auf Deutschland kam. — „Man sollte eigentlich das Vaterland nie auf lange Zeit verlassen," setzte er hinzu. Ich freilich, ich verließ Alles, was mir Theueres in der Heimath blühte und lächelte. Manches Herz liebte mich dort, zum Beispiel meine Mutter... aber ich ging, eigentlich ohne zu wissen warum... weil ich den Schauplatz der Julirevolution in der Nähe sehen wollte, weil ich gehen mußte."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die darauf lagernden trüben Gedanken verjagen, dann fragte er: „Was trieb denn Sie eigentlich hierher in das große, französische Babel?"

„Erstens das Bedürfniß, mich in den hiesigen Spitälern practisch zu üben, dann die Sucht, Welt und Menschen kennen zu lernen, und endlich der Wunsch, mit Frankreich's ausgezeichneten Schriftstellern näher bekannt zu werden, und dazu, werther Doctor, könnten wohl Sie mir zumeist verhelfen."

„Ja, das könnte ich wohl," erwiderte Heine, „und zwar dürfte sich morgen Abend eine passende Gelegenheit dazu finden.

George Sand gibt eine Soirée, auf der sich alle Größen der Literatur einfinden werden. Ich werde Sie mit hinnehmen."

„Wie, ohne daß ich der Dame erst vorgestellt bin, ohne daß ich eine Einladung erhalten habe?"

„Von mir eingeführt, werden Sie willkommen sein, auch haben Sie bereits Ruf.... Doch ich will nichts weiter sagen, denn übertriebene Huldigungen sind dem jungen Talente eben so gefährlich, wie Maifrost dem Rebenstock. — Unsere Literaten werden Ihnen freundlich entgegen kommen, denn es sind lauter Leute von Erziehung. He! wissen Sie, was man eigentlich von der Erziehung sagen könnte?"

„Ich bin begierig, Ihre Ansicht darüber zu hören."

„Man könnte sagen, die Erziehung sei die Kunst, die Menschen zu propfen, damit sie genießbarer werden und einen feinen Geschmack bekommen."

„Das lasse ich gelten," rief Meißner, „nur ..."

Heine winkte ihm mit der Hand zu schweigen, denn er hörte eben mit allen Ohren nach der andern Seite hin, wo Jemand erzählte, daß der gänzlich verarmte, brustkranke Componist Gallien eine Bittschrift an den König Louis Philipp gerichtet habe, worin er ihn ersucht, im Treibhaus des Luxembourgs auf einem Orangenkübel, dessen Baum abgestorben, wohnen zu dürfen. So werde er wenigstens ein ruhiges, im Winter warmes Obdach haben, und im Stande sein, die Partitur einer von ihm angefangenen Oper fertig zu componiren, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder verlassen werde.

Heine erhob sich mit Anstrengung auf seinem Krückenstock.

[*] „Ist das wahr, was Sie da sagen?" fragte er den Erzähler.

„Ich kann die Nachricht verbürgen."

„So wissen Sie auch wohl, wo Gallien wohnt?"

„Rue-de-la-Huchette No. 2 im sechsten Stockwerk."

„Ich sage Ihnen guten Morgen, meine Herren. Herr

Meißner, ich erwarte Sie morgen Abend gegen zehn Uhr in meiner Wohnung."

Er grüßte kurz und verließ das Local.

Heine kannte den phantastischen Componisten Gallien als einen talentvollen Ehrenmann, allein schon seit Jahren hatte er ihn aus dem Gesichte verloren. Jetzt, da er von seiner Noth gehört, machte er sich sogleich auf den Weg, um den Unglücklichen aufzusuchen, den er in einer von allen Seiten dem Winde zugänglichen Dachstube fand. Er lag im Bette, wo er eine Melodie pfiff, die er mit von der Kälte gekrümmten Fingern auf ein Notenblatt schrieb, das er auf den Knieen liegen hatte.

Nachdem er ihn begrüßt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte, sagte er:

„Gallien, Sie haben eine wunderliche Bittschrift an den König gerichtet."

„Scheint Sie Ihnen so thöricht?" fragte der kranke Mann mit einem bittern Lächeln. „Betrachten Sie einmal dieses Speicherloch, in das der Wind durch alle Dachsparren pfeift; sehen Sie dieses elende Lager an, das ein Hund aus einem guten Hause verschmähen würde, und urtheilen Sie dann selbst, ob ich es nicht auf dem Orangenkübel besser hätte."

„Aber Sie sind nun einmal kein Pomeranzenbaum."

„Sogar nicht 'mal ein Holzapfelbaum," erwiderte der arme Musiker trübselig. „Folgt aber daraus, daß ich eingehen soll, wie ein absterbendes Staudengewächs? Ich frage Sie, Herr Heine, bin ich ein Talent oder nicht?"

„Gewiß sind Sie ein Talent, das heilige Feuer der Kunst beseelt alle Ihre Schöpfungen. Sie wissen, wie sehr Ihre Lieder mir immer gefallen haben."

Dieses Lob schien dem armen Manne innig wohl zu thun, er sah Heine mit einem unendlich dankbaren Blicke an, und mit vor Wehmuth bebender Stimme sagte er:

„Nun denn, wenn Sie mir das zugestehen, so verdiene

ich auch, daß man mir zum Mindesten ein wenig warme Luft nicht ganz mißgönnt, denn sehen Sie, der letzte Sommer war rauh und jetzt haben wir den kalten Winter. Meinen Sie nicht, daß der Aufenthalt im Treibhause mir eine Reise nach Italien oder Nizza ersetzen könnte? Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß meine Oper gut werden wird, wenn mir die Regierung diese Zufluchtstätte gestattet."

Heine war still und nachdenkend geworden. Das Elend dieses braven Mannes zu sehen, that ihm gar zu weh. Nach einem kurzen Schweigen sagte er:

„Auch mir würde eine Reise nach Italien gut thun — wir sind beide krank, lieber Gallien, aber da ich nicht allein hinreisen könnte, so wäre das eine theuere, unerschwingliche Sache. Ich will sehen, ob ich es möglich machen kann, Sie statt meiner hinzusenden. Leben Sie indessen wohl, Sie sollen, wenn meine Bemühungen gelingen, bald von mir hören."

Nachdem er einige Fünffrankenthaler auf dem wurmstichigen Tische des Künstlers zurückgelassen hatte, krabbelte er mühsam die Treppen wieder hinunter, nahm einen Wagen und fuhr zu dem Minister Thiers, um das Interesse dieses noch immer mächtigen Staatsmannes für den armen Musiker rege zu machen. Er traf den Minister zu Hause, der ihn mit einem eiskalten Lächeln anhörte und dann sagte: „Gallien's Bittschrift sei ihm allerdings zu Händen gekommen, aber als völlig unvernünftig und unerfüllbar, bei Seite geschoben worden."

Heine bemerkte ihm, daß er durchaus nicht beabsichtige, den wortgetreuen Inhalt der Bittschrift Gallien's zu unterstützen, da er den Aufenthalt auf einem Orangenkübel nicht geeignet für einen Menschen erachte, allein daß er von der Einsicht des Ministers hoffe, daß die Regierung einen verdienten Künstler nicht im Elend umkommen lassen, sondern ihn entweder mit Geldmitteln unterstützen oder in einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt unterbringen werde.

Thiers zuckte die Achseln.

„Aus anderer Leute Leder kann man leicht Schuhe machen, das hat schon der heilige Crispinus bewiesen," sagte er gleichgültig, „aber das Leder ist uns selbst sehr knapp zugemessen — ich werde übrigens für Ihren Schützling thun, was möglich ist, verlassen Sie sich darauf, mein Bester."

Mit diesem Bescheid mußte Heine abziehen. Thiers hatte sein Versprechen in den nächsten fünf Minuten bereits wieder vergessen, denn Heine war jetzt nicht mehr der einflußreiche Journalist, dem man in frühern Jahren eines Artikels wegen jede Gefälligkeit erzeigt hätte — jetzt hielt man es nicht mehr der Mühe werth, seine Fürbitte zu beachten.*)

---

*) Heine unterstützte den verlassenen Gallien den Winter über nach seinen Verhältnissen reichlich mit Geldmitteln. Im Frühjahr erlag der arme junge Componist seinen Leiden. Heine war Einer der Wenigen, die ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleiteten.

Eine Soirèe bei George Sand.

Meißner ermangelte nicht, sich am andern Abend in das Faubourg-Poissoniere zu begeben, wo Heine im dritten Stockwerk eines Hauses drei kleine Zimmer bewohnte, welche die Aussicht auf einen engen Hof hatten, und sehr bescheiden eingerichtet waren. Ueber dem mit weißem Marmor bekleideten Kamin hing ein breiter Spiegel, vor welchem eine Uhr im Porzellangehäuse zwischen zwei mit künstlichen Blumen gefüllten Vasen stand. Eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntseidenen Tuche um den Kopf diente dem Ehepaar als Magd, und aus dem Zimmer Mathildens tönte von Zeit zu Zeit der grelle Schrei ihres Papageys herüber.

Meißner fand den Dichter unter den Händen seiner Frau, die eben beschäftigt war, ihn zu der Gesellschaft anzukleiden. Sie glättete ihm das Haar, kämmte ihm den Bart, und band ihm die weiße Cravatte in eine Schleife nach der neuesten Mode.

„Willkommen, Meißner," rief Heine dem Eintretenden entgegen und reichte ihm die Hand. „Ich stelle Ihnen hier meine Frau vor. Mathilde, Herr Meißner, ein deutscher Dichter."

Es wurden einige Redensarten gewechselt, dann rief Heine, nachdem er einen Ueberwurf über seinen schwarzen

Frack geworfen und seine weißen Glaéehandschuhe angezogen hatte:

„So, nun wären wir fertig ... knöpfe mir die Handschuhe zu, Mathilde ... der Henker bringe die Knöpfe in die engen Löchelchen. Sehen Sie, Meißner, es ist eine Eitelkeit meiner Frau, mir enge Handschuhe zu kaufen, ich soll absolut eine schöne Hand haben."

„Die hast Du auch," rief Mathilde. „Knöpfe ja den Paletot gehörig zu und verwahre Dir beim Nachhausefahren die Brust recht gut. Mein Herr," wandte sie sich an Meißner, „ich bitte Sie, darauf zu achten, daß er sich wohl verwahrt, der Mann ist so leichtsinnig."

„Und das Weib ist so kratzbürstig," fiel ihr Heine lachend in die Rede. „Wenn ich Ruhe haben will, muß ich ihr den scheltenden Mund mit Küssen versiegeln."

Er nahm sie beim Kopf und küßte sie tüchtig ab. Mathilde löste sich sanft aus seinen Armen, wie ein Schwan, der sich wieder aufrichtet, nachdem er den Kopf einen Augenblick unter den Flaum seiner Flügel verborgen hatte, dann führte sie ihn sorgfältig die Treppe hinunter und rief ihm noch allerlei Verhaltungsregeln in den Wagen nach, die er zu befolgen versprach — er winkte ihr nochmals mit der Hand, dann fuhr der Wagen ab und hielt später vor einem ansehnlichen Hause in der Rue-de-la-Harpe.

Als sie die mit Teppichen belegten Treppen hinauf schritten, sagte Heine:

„Sie werden in Madame Dudevant eine Frau finden, die mit ihrem Herzen viel energischer schreibt, als Madame de-Stael jemals mit ihrem Geist geschrieben hat. Sie hat zwar ihre Schwächen und ich billige ihre Richtungen nicht immer, aber ihr Styl trägt Männertracht, wie ihre Person sie zu tragen pflegt, sie ist die Sappho unsers Jahrhunderts, die sich von ihrem leukadischen Felsen herabstürzt, aber sie wird nicht in den Strom der Vergessenheit fallen."

„Sie scheint in der That eine merkwürdige Frau zu sein, die kennen zu lernen, ich sehr begierig bin," erwiderte Meißner — „sie reißt ihre Leser hin, wie Rousseau."

„Sie hätte aber mehr thun, sie hätte sie begeistern können, wie die heilige Therese, wenn sie eben nicht der verwünschten Zeitrichtung folgte."

Unter diesem Gespräch hatten sie den Saal erreicht, ein Livreebedienter rief ihre Namen hinein, die Hausfrau empfing sie mit anmuthiger Freundlichkeit.

An jenem Abend trug Madame Dudevant die Kleider ihres Geschlechts. Sie hatte ein schwarzes Sammtgewand an, dessen Ausschnitt den Hals und Nacken frei ließ; das sehr einfach geordnete Haar war mit einem schwarzen Spitzenschleier bedeckt, der über den Rücken herabfiel, oberhalb des Ohres waren einige dunkelrothe Nelken angebracht. So sah sie einfach und würdevoll aus, der Anzug harmonirte mit ihrem Alter, das nicht spurlos über ihr Angesicht hingezogen war.

Heine stellte seinen Begleiter der Dame des Hauses vor, die ihn einlud, sie zu einer ruhigeren Stunde zu besuchen. „Wir wollen dann," setzte sie hinzu, „recht viel über die deutsche Literatur sprechen, denn ich liebe die deutschen Autoren, und besonders lieb ist mir Jean Paul."

Sie grüßte freundlich und wandte sich ab, um andere Gäste zu empfangen, die indessen eingetreten waren. Heine und Meißner gingen weiter.

„Man muß zugeben, daß diese Frau höchst interessant ist," begann Meißner. „Obgleich ihre Haltung im Ganzen sehr ernst ist, so ist ihre Sprache doch sanft, ihr Lächeln flößt Sympathie ein, und ihre Züge haben etwas Edles, wie die Züge einer antiken Bildsäule. Wenn man will, ist ihr Gesicht nicht schön, aber es ist sehr ausdrucksvoll, und in dem Ausdruck besteht ja die wahre Schönheit."

„Doch hat in dieses Gesicht jedes Leiden des Herzens

sichtbarlich eine tiefe Falte gegraben, und George Sand hat nicht wenig gelitten. Sie hat erfahren, daß das Leben ein großes Schlachtfeld ist, auf dem sich Jeder tapfer seiner Haut wehren muß, und sie mußte sich wehren, weil sie einen vorurtheilsfreien Geist besitzt, der die Dinge nimmt, wie sie sind, und sich nicht um die Namen bekümmert, die ihnen der Hochmuth gegeben hat. Die unbestreitbare Macht ihres Geistes hat ihr Neider erweckt unter Denen, welche gezwungen sind, ihr diese Ueberlegenheit zugestehen zu müssen. Statt ihr Herzen zu erwerben, haben ihre geistigen Vorzüge gerade die Herzen von ihr abgewendet. Mögen schriftstellernde Frauen noch so gut und aufrichtig sein, sie flößen den Menschen Furcht ein, und darum verdammen sie sie aus Rache zur Einsamkeit."

„Sie mögen Recht haben, wir Dichter sind ja ohnehin die Ausgestoßenen der Welt."

„Es ist sonderbar," hob Heine mit einer gewissen Bitterkeit wieder an, „daß man bei Menschen, die keine Ueberlegenheit besitzen, oft Schätze des Geistes voraussetzt, während man dagegen den Ausnahmewesen oft die gewöhnlichsten Eigenschaften streitig macht. Wenn man sich verschmäht sieht, fängt man an, an sich selbst zu zweifeln, zumal die Frauen, denn diese müssen alsdann allein leben, oder ihr Talent abschwören, um in Gesellschaft mit dem Menschenplebs wandeln zu dürfen."

„Traurig, aber wahr," versetzte Meißner. „Doch darf ich fragen, wer jener Herr ist, welcher das Aussehen eines Geistlichen hat und eben der berühmten Frau zur Seite steht?"

„Das ist der Abbé de-Lamennais, der eifrigste Verehrer der Sand, der ihr nachfolgt wie ein Schooßhündchen seiner Herrin."

„Wie, der Verfasser der Worte eines Gläubigen?"

„Derselbe. Erst Tertullian, dann Rousseau, ist er jetzt ein Greis, der seinen Irrthümern zur Beute ward und von

endeloser Trostlosigkeit verzehrt wird. Er kränkelt an einer Art moralischer Auszehrung, die er sich aus den Quellen übelverstandener philosophischer Schriften geholt hat. Er hat sich in vielen Dingen geirrt."

„Der Irrthum ist ein Zoll, den Jeder dem Leben bezahlen muß, und die Erfahrung läßt sich nur theuer erkaufen."

„Allerdings," erwiderte Heine mit einer gewissen Hast, „aber sehen Sie, Bester, ich verachte Alles, was auf die politische Religion speculirt und fragt, was die Meinungen eintragen."

„Hat das Lamennais gethan?"

„Freilich that er das. Eben bereitet er die Herausgabe eines neuen Werkes vor, von welchem sich seine Freunde wo möglich noch einen größeren Erfolg versprechen, als von den Worten eines Gläubigen."

„Und welchen Stoff wird dieses Werk behandeln?"

„So viel man davon erfährt, ist der Plan ein überaus eigenthümlicher. Das Ganze ist eine philosophisch-satyrische Entwickelung des Lamennais'schen Systems im Gewand des Mythus von Zoroaster. Wie in der antiken Tragödie, wechseln in demselben die Chöre der guten und bösen Geister; jene erzählen die ewigen und weisen Weltgrundgesetze, diese verspotten die Gebrechen der Menschen."

Indessen hatte Meißner wahrgenommen daß die meisten der anwesenden Herren sehr wohlbeleibt waren. Er machte Heine darauf aufmerksam.

„Ei ja," erwiderte dieser, „unsere Hauptgenies sind dickbäuchig geworden, wie Bierkrüge. Der blonde Victor Hugo wird täglich wohlbeleibter, Balzac gleicht mehr einer Tonne, als einem proportionirten Menschen. Jules Janin steht ihm im Gewicht wenig nach. Alexander Dumos sieht bei seiner Tambourmajorgestalt schmäler aus, als er in der Wirklichkeit ist.

Frederic Soulié ist in dieser Beziehung ebenfalls auf gutem Weg, eben so Eugen Sue. Der Bassist Lablache, den Sie dort sehen, ist ein wahrer Falstaff."

„Möchten Sie mir wohl die genannten Herren im Einzelnen bezeichnen, insoferne sie anwesend sind?" fragte Meißner.

„Warum nicht!" versetzte Heine gefällig, „ich will noch mehr thun, ich will Ihnen einen biographischen Abriß aller Anwesenden, die mir bekannt sind, geben, ich werde sprechen wie ein Buch, freilich wie ein schlecht stylisirtes, aber das thut nichts. — Dort der blonde Mann mit der gedankenreichen Stirn ist Victor Hugo, dessen Gottheit zuweilen auf die Erde herabzusteigen beliebt, um sich von den Sterblichen beweihräuchern zu lassen. Seine Erfolge haben ihn schwindelig gemacht, und sein Geist dreht sich noch immer nach diesen Erfolgen, wie die Magnetnadel nach Norden, obschon ihn das Schicksal seiner Burggrafen*) so empört hat, daß er auf dem Punct stand, Paris und Frankreich zu verlassen und den französischen Staub von seinen Füßen zu schütteln."

„Und wo wollte er sich hinwenden?"

„Gerade so fragte das französische Volk. Ich vermuthe, daß er zu dem Buchhändler Fürst nach Nordhausen gegangen sein würde, um Raubritterromane für ihn zu schreiben."

Meißner nahm diesen Scherz lachend auf, Heine fuhr fort:

[*] „Victor Hugo ist der wilde Eber der Literatur, verdammt, das Feld seines eigenen Genies zu verwüsten. Mächtiger Anführer der romantischen Horden, ist er als Sieger in die Akademie eingedrungen, wie der barbarische Gallier in Rom, um die alten ohnmächtigen Senatoren des Classischen in's Gesicht zu schlagen und am Bart zu zupfen. Seine Werke ähneln

---

*) Ein Theaterstück, das jämmerlich ausgepfiffen wurde.

Symphonien von Berlioz, ausgeführt von Musard, dem bekannten Walzer- und Quadrillengeiger à la Strauß."

Jetzt löste sich Victor Hugo von der Gruppe los, in welcher er bisher gestanden, und schritt mit einem so sichtbaren Selbstbewußtsein durch den Saal, als wolle er sagen: „Seht, ich bin der König der Erde."

Im Vorüberschreiten bemerkte er Heine, blieb stehen und wechselte einige Worte mit ihm. Dieser benutzte die Gelegenheit, um ihm Meißner als einen jungen Dichter vorzustellen, der zu den größten Hoffnungen berechtige.

Victor Hugo richtete die Augen so scharf auf den jungen Mann, als wolle er ihm die Seele mit einer Sonde durchbohren, dann legte er ihm die Hand wie segnend auf das Haupt, und sagte mit Weihe:

„Sie sind Dichter, mein Herr! — seien Sie stolz darauf! denn es gibt in Europa jetzt weniger Dichter, als Könige."

„Und Victor Hugo ist unter den europäischen Dichtern der erste," beeilte sich Heine in seiner sarkastischen Weise zu sagen, die der französische Poet nicht mißverstehen konnte; doch ohne den Spott zu rügen, wandte er sich mit einer langsamen Kopfbewegung ab und schritt mit majestätischen Schritten weiter. Heine sagte zu seinem Begleiter:

„Sie können stolz sein auf die Ihnen gewordene Auszeichnung."

„Wie denn so?"

„Victor Hugo pflegt in der Regel Leute, die noch nicht sehr hoch stehen oder einen fest begründeten europäischen Ruf haben, gar nicht zu bemerken, dazu steht er viel zu hoch in seiner eigenen Achtung. — Doch da kommt eben eine merkwürdige Persönlichkeit. Betrachten Sie die Dame, die eben vor George Sand hintritt und mit ihr spricht."

„Sie meinen ja wohl die Dame mit dem frischen Gesichte?"

„Ja, es ist dieses die letzte Frische der Rose, bevor sie verwelkt und sich entblättert — aber sie besitzt den Adelstolz des Geistes.“

„Sie spannen meine Neugierde, wer ist diese Dame?“

„Es ist Madame Louise Collet, welche vor einigen Monaten den von der Akademie ausgesetzten Preis für das beste Gedicht auf Moliere's Denkmal erhalten hat, und ist derselbe Blaustrumpf, von welchem Alphons Karr einst auf offener Straße mit einem Dolchstich bedacht wurde.“

„Karr hat ihr aber auch übel mitgespielt, und die geistreiche Frau scheint keinen Spaß zu verstehen.“

„Nein, Spaß, wie ihn Karr zu machen pflegt, versteht sie allerdings nicht. Sie wird von dem Minister Cousin sehr begünstigt. Eben spricht sie mit Granier-de-Cassagnac, der den Globe redigirt — das ist ein spöttischer Geist voll Paradoxen, Thorheit und Verstand — ein unbarmherzig spottender Raisonneur, der seine Vordersätze als Husar stellt, und seine Schlußfolgerungen daraus als Scharfrichter zieht. Die Pflanzer der Colonie, deren Interesse er vertheidigt, bezahlen ihn mit dem Schweiß der Neger, um ein Journal zu schreiben, in welchem er seine weißen Brüder dem Minotaurus Guizot opferte. Er scheint der Collet Süßigkeiten zu sagen, ihr Mund schweigt zwar, aber mich soll der Wolf fressen, wenn ihm ihr Herz nicht Beifall zollt.“

Jetzt gab es eine heftige Bewegung in dem Saale — ein Flügel wurde hereingebracht, und gleich darauf wurde ein Mann mit einem lauten Ah! begrüßt. An diesem Mann war Alles groß, die Gestalt, Hände und Füße, Nase und Mund. Sein Körper war ungewöhnlich lang und mager, und da er viel mit den Armen agirte, so glich er einem in Bewegung gesetzten Telegraphen. Seine Miene war eiskalt, so daß man sich bei seinem Anblick von Frost durchschauert fühlte und sich unwillkürlich nach dem Kamin umsah. Seine dünnen Lippen schienen nie gelacht zu haben.

Der Mann setzte sich an den Flügel, schüttelte sein lang wallendes Haar zurück und begann mit Meisterschaft einige präludirende Läufe auszuführen, bevor er eine höchst schwierige Composition vorzutragen begann.

[*] „Das ist Liszt," flüsterte Heine seinem Begleiter zu, „ein neuer Mazeppa, den der Teufel der Harmonie an seine Hörner gebunden hat und ihn nun auf einem Fortepiano durch die Welt schleift."

Als Liszt sein wundervolles Spiel beendigt hatte und der laute Beifallssturm verhallt war, wurden Erfrischungen herum gereicht. Heine sagte indessen zu Meißner:

„Dieser Liszt ist nach dem Abbé de-Lamennais, der Hauptverehrer von George Sand und soll in großer Gunst bei ihr stehen. Doch sieh, da kommt Lamartine, der Dichter in seinen Büchern, Dichter in der Kammer, Dichter in der Welt und in dem Leben ist."

Der Richtung folgend, die Heine ihm andeutete, sah Meißner einen großen, schlanken Mann, dessen äußere Erscheinung etwas Vornehmes hatte. Das ovale Gesicht war mehr anziehend als schön, man sah es diesem Manne an, daß er sich fühlte und viel auf sich hielt, er war ein Muster von einfacher Eleganz und in seinem Auftreten lag eine gewisse aristokratische Sicherheit.

„Das ist also der Dichter der Meditationen?" rief Meißner; „ich hatte mir ihn anders vorgestellt, älter und kleiner, schwärmerischer im Aussehen."

„Man macht sich in der Regel eine unrichtige Vorstellung von den Leuten, die man nur aus ihren Schriften kennt," erwiderte Heine. „Ich muß Ihnen sagen, daß Herr von Lamartine die entschiedensten Anlagen zu einem reichen Manne hat. Trotz der in seinen Dichtungen herrschenden Uneigennützigkeit verkauft er seine Manuscripte sehr theuer und versteht sich meisterhaft auf das Abschließen von Buchhändlercontracten.

Nun, er braucht auch viel Geld, denn er liebt nichts so sehr, als sich selber auf Rosen zu betten, er hält sich Equipagen Livreediener, Pferde und Hunde; in Allem macht sich in ihm der vornehme Herr bemerkbar, der es liebt, eine glänzende Rolle zu spielen, aber unter diesem ewigen Rechnen und Speculiren wird das Herz zu Stein, die Seele zu kaltem Metall."

„Er muß aber auch im Punct der Liebe eine Rolle spielen, denn er scheint mir ganz geeignet, Herzen zu erobern."

„Allerdings thut er das. Er kann wie Cäsar sagen: Ich kam, sah und siegte. Es grenzt an's Unglaubliche, wie ihm die Herzen der Schönen zufliegen, wie er in der Nähe und aus der Ferne angebetet wird. Mancher Liebhaber, Bräutigam und Ehemann hat ihn schon hin gewünscht, wo der Pfeffer wächst. Kommen Sie, ich will Sie ihm vorstellen."

Heine schritt mit dem jungen Dichter auf Lamartine zu und stellte ihn in üblicher Form vor.

Lamartine begrüßte die Herren mit einer freundlich-vornehmen Bewegung des Hauptes, dann sagte er zu Meißner:

„Ich freue mich, einen überrheinischen Mann von Talent in Ihnen kennen zu lernen, einen Mitarbeiter an dem großen socialen Werk, das zu schaffen wir Alle berufen sind, in Ihnen zu begrüßen. — Sind Sie Dichter oder Prosaiker, mein Herr?"

„Beides, mein Herr."

„Um so besser, man muß vielseitig sein, dann kann man um so mehr wirken. Was haben Sie geschrieben?"

Meißner nannte die Titel seiner Werke und es knüpfte sich daran ein ziemlich lebhaftes Gespräch, daß über eine Viertelstunde dauerte; am Schlusse sagte Lamartine:

„Ich empfange jeden Samstag und hoffe Sie nächstens und oft bei mir zu sehen, auf das wir uns näher kennen lernen."

Hierauf verabschiedete er sich mit einem herablassenden Kopfnicken.

Als er sich umdrehte, sah er George Sand in der Nähe stehen. Sie winkte ihn zu sich.

„Sie haben den jungen Deutschen gesprochen? Cohen und der Bibliothekar Hase, welche große Kenner der deutschen Literatur sind, haben mir viel Löbliches von ihm gesagt. Wie gefällt er Ihnen?“

Lamartine machte ein sehr diplomatisches Gesicht.

„Ich will nicht sagen, daß der electrische Funke des Genius nicht in ihm sei,“ sagte er, „allein ich glaube behaupten zu dürfen, daß er ein eiskaltes Herz hat.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Daraus, daß er in meiner Gegenwart nicht im Mindesten verlegen wurde.“

George Sand's Lippen wurden von einem sonderbaren Lächeln umspielt, dann ging sie, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Heine, der das kurze Gespräch gehört hatte, theilte es Meißnern mit, der herzlich darüber lachte und dann sagte:

„Er hat wahrscheinlich gedacht, daß eine frühzeitige Anerkennung dem jungen Talente eben so gefährlich ist, wie der Maifrost dem Weinstock — doch wie ihm mit mir, so ist es mir mit ihm ergangen. Ich hatte mehr von ihm erwartet, und fand nur gewöhnliche Höflichkeit, unbedeutende Phrasen, die mir eine Lage Eis auf das heiße Herz warfen, daher ich in der That kalt geschienen haben kann.“

„So ist Lamartine,“ rief Heine gewißermaßen ärgerlich; „sein Herz schwelgt stets in den Freuden der Selbstgefälligkeit. Als er den Orden der Ehrenlegion erhielt, schrieb er einem Freunde: „Was mir diese Decoration so werth macht, ist der Umstand, daß sie einen neuen Glanz auf meine Freunde wirft.“ — Der Zufall trieb sein Spiel, so daß mehre Freunde, denen Herr von Lamartine geschrieben hatte, zusammentrafen; alle waren von dem geistreichen Briefe entzückt; alle erwähnten die-

selbe Phrase und es ergab sich, daß der Ordensglanz die Runde durch sämmtliche Briefe gemacht hatte."

„So hatte er die Regel vergessen, daß der Schriftsteller sich nie wiederholen soll."

Indessen war der Flügel hinausgetragen und ein mit einem eleganten Teppich bedeckter Tisch an dessen Stelle geschoben worden. Ein Bedienter stellte zwei silberne Armleuchter mit brennenden Wachskerzen darauf, nebst den unerläßlichen Requisiten, um Zuckerwasser zu machen. Der Advocat Odillon-Barot führte Madame Louise Collet zu dem vor diesem Tische stehenden Sessel, und die Dame begann mit vielem Ausdruck ein von ihr verfaßtes patriotisches Gedicht vorzulesen, das gewiß noch weit mehr Beifall gefunden haben würde, wenn die Verfasserin noch jünger gewesen wäre.

Auf sie folgte George Sand, die mit ihrem schönen, vollen Organ einen Vortrag über socialistische Fragen hielt. Unsere Freunde hörten eine Weile zu, dann zupfte Heine seinen Begleiter leise am Aermel und sagte:

„Nun werden sich die Celebritäten einige Stunden lang einander ablösen, das dürfte am Ende langweilig werden; wir wollen uns lieber ein Plätzchen suchen, wo wir gemüthlich mit einander plaudern können."

Sie manövrirten in einer Pause nach einem Zimmer hin, in welchem gespielt wurde.

„Puh!" rief Heine, „hier wird Whist gespielt — ich bin kein Freund davon, denn das Whistspiel ist so zu sagen ein Schweig-Quartett. Doch wir wollen hier an der Thür Platz nehmen, so können wir neben diesem Raum auch zugleich den Saal übersehen."

Sie hatten sich kaum gesetzt, als Meißner auf einen der Whistspieler deutend, fragte:

„Sagen Sie, wer ist dort der hübsche Mann mit der Miene, die zugleich aufgeblasen und geistreich ist?"

„Sie meinen dort den Dicken in der blauen Sammetweste? Das ist Jules Janin, der stets die größte Hochachtung vor sich selbst zu offenbaren pflegt. Er nennt sich den Fürsten der Kritik, übt sein Amt in der unumschränkten Weise aus, doch ist seine Krone nicht ohne Dornen, denn Felix Pyat enthüllt oft schonungslos seine politischen Inconsequenzen.“

„Wer sind seine Mitspieler?“

„Demoiselle Hyppolite Mars, unsere erste dramatische Muse. Sie ist eine Grille, die lange über den Sommer hinaus gesungen, oder vielmehr declamirt hat, aber jetzt wäre es doch an der Zeit zu verstummen. Mit sechszigjährigen Runzeln im Gesicht achtzehnjährige Mädchen zu spielen, das geht wenigstens über unser deutsches Begriffsvermögen.“

„Sie haben Recht. Ich sah sie dieser Tage als Gabriele de-Belle-Isle, und ihr wundervolles Organ, ihr graziöses Spiel, vermochten mich nicht mit ihrem ruinenartigen Aussehen zu versöhnen. Doch wer sind die beiden anderen Partner?“

„Der Schwarze ist Paul de-Kock, der kleine Korporal der Literatur, dessen Name, wenn auch nicht berühmt, doch populair ist; er schreibt Gefühl für die Modistinnen, Witz für die Friseure, und einen Styl für spanische Kühe. Hat bereits einige hundert Bände in die Welt geschickt, die man liest, ohne sie zu beurtheilen, und die in den Augen englischer Bewunderer auf eine wundervolle Weise die französische Literatur repräsentiren. — Der ihm gegenübersitzende Mann mit bereits ergrauenden Haaren ist der berühmte Maler Horace Vernet, der sich auf eine lustige Weise an einem unserer reichsten jüdischen Banquiers für dessen schmählichen Geiz rächte, indem er ihn umsonst auf eine Weise malte, die jenem nicht gefiel.“

„O bitte, erzählen Sie mir das.“

„Ein bekannter jüdischer Millionair wollte sich von ihm portraitiren lassen, aber der Preis von viertausend Franken war ihm zu hoch. Er wollte handeln. Da verlangte der

Maler sechs, dann achttausend Franken, und zuletzt wies er ihm die Thür mit den Worten: „Seien Sie unbesorgt, ich werde Sie umsonst malen und Sie sollen Ihre Freude daran haben.“ Der Künstler hat Wort gehalten, denn er brachte auf seinem großen historischen Gemälde: Die Eroberung der Smalah, das Sie sehen müssen, den geizigen Millionair als fliehenden Juden an, der mit seinen Schätzen aus dem Kampfgetümmel davon läuft. Ganz Paris ergötzte sich an dieser wohlbekannten Figur und lachte.“

Auch Meißner lachte, denn er fand die Rache geistreich und wohlverdient. Heine deutete auf einen andern Spieltisch.

„Dort der Mann mit dem krausen Wollkopf und der Negerphysiognomie ist Alexander Dumas, der mitunter herzlich schlecht, doch nie ohne Geist schreibt; arbeiten und viel und gut essen, sind die Hauptleidenschaften dieses Kotzebue der Novellistik. Er arbeitet täglich dreizehn bis vierzehn Stunden und schreibt seine Romane auf azurblaues Papier, das besonders für ihn fabricirt wird. Während der Arbeit trinkt er täglich ein bis zwei Maaß Limonade. Er hat zwei Arbeitszimmer; in dem ersten werden Romane geschrieben, es befindet sich ein mit Manuscripten und Büchern angefülltes Gestell darin, ein Schreibtisch und eine gypserne Gruppe von Barye, den Kampf eines Tigers mit einem Kaiman vorstellend. Im zweiten Zimmer werden die Theaterstücke fabricirt. Das Ameublement besteht aus einer Toilette und einem mit Papieren bedeckten Tisch. In zwei auf dem Kamine stehenden porzellanenen Vasen befindet sich Cigarettenpapier, und in einem Alkoven ein Ruhebett, auf dem sich Dumas ausstreckt, denn er pflegt seine Theaterstücke liegend zu dichten.“

„Aber die deutsche Literatur hat er nicht wenig bestohlen, denn ich las neulich einen Roman von ihm „Catharina Blum“ welcher nichts weiter als eine fast wörtliche Uebersetzung von Iffland's bekanntem Schauspiel „die Jäger“ ist.“

„Ja, im Aneignen fremden Eigenthums genirt er sich nicht,“ rief Heine; „seine Frau, die als Mademoiselle Ida früher an einem Theater glänzte, ist eine Deutsche von Geburt, oder doch im Deutschen bewandert. Sie unterstützt ihren Mann im Bücherfabriciren durch Uebersetzungen und Auszüge aus deutschen Werken, die Dumas dann verarbeitet und für eigenes Fabrikat ausgibt. Auf diese Weise hat er es zu sieben Orden und einem großen Vermögen gebracht. Doch da muß ich Ihnen eine nette Anecdote erzählen. Der alte Jouy, der Verfasser des weiland berühmten Eremiten der Chaussée=d'Antin, der sich nicht mehr viel um die Welt bekümmert, traf kürzlich mit Dumas in einem befreundeten Hause zusammen. Er hatte kurz zuvor dessen Carl VII. aufführen sehen und machte ihm nun einige wohlgemeinte Complimente über die Schönheiten seines Stücks, und Gefallen an der geistreichen Unterhaltung des Schriftstellers findend, fiel ihm plötzlich ein, daß dieser Mann einst als Copist in den Bureaux des Herzogs von Orleans gearbeitet hatte. In dem Glauben, daß er noch immer in ärmlichen Verhältnissen vegetire, beschloß er, etwas für ihn zu thun, und bot ihm eine Secretairstelle bei sich, mit hundert Louisd'or Gehalt an. Dumas verbeugte sich lächelnd und sagte, das Anerbieten sei zwar sehr ehrend, allein um es anzunehmen zu können, müßte er erst selbst seine drei Secretaire entlassen und einer jährlichen Ein=nahme von achtzig= bis hunderttausend Franken entsagen, die er durch seine Schriftstellerei verdiente.“

„Pardon, Messieurs,“ sagte ein französischer Offizier, der an den beiden Dichtern vorbeistreifend in das Spielzimmer ging, wo er Jemand zu suchen schien. Heine deutete auf den Tschako, den der Offizier in der Hand trug.

„Der Kriegsminister Soult,“ sagte er, „hat den gallischen Hahn auf den Tschakos abgeschafft und eine Krone mit Ster=nen statt seiner verordnet. Warum mag er das gethan ha=ben? Das unschuldige Flügelthier war so harmlos, so fried=

fertig, daß es Capaun heißen konnte. So hat es ausgelitten, ausgekräht, so hat der arme Schelm sein lumpig Dasein vollendet."

„Wenigstens," erwiderte Meißner, „wurde er durch einen erlauchten Degen abgeschlachtet."

„Ach, dieser erlauchte Degen war schon längst zum Küchenmesser geworden! Der eingebildete Gimpel von Hahn schmeichelte sich, einen Adler zu ersetzen, aber er tauchte nicht einmal so viel wie eine Gans, er hatte das Capitolium nicht gerettet."

Inzwischen war Herr von Balzac, von mehren Damen umgeben, in die Nähe der beiden Freunde gekommen; die Gruppe blieb gerade vor der Thür stehen und sie konnten hören, wie eine Dame sagte:

„Werden Sie es glauben, das die Gräfin Dash neulich auf dem Balle bei Frau von Mirepoix in einem rosenrothen Crepekleide erschien?"

„Das finde ich ganz natürlich," antwortete Herr von Balzac. „Wer das Menschenherz nur einigermaßen kennt, der begreift leicht, daß eine Frau von dem Character der Gräfin Dash sich gern in grelle und auffallende Farben kleidet."

„Ei," wandte ihm lachend eine Dame ein, „Sie werden doch wohl nicht gar behaupten wollen, daß sich der Character einer Frau in den Farben ihrer Kleider verrathe?"

„Ganz gewiß, und zwar weit mehr, als man glauben sollte," erwiderte Herr von Balzac. „Erlauben Sie mir, meine Damen, Ihnen über die Physiologie der Farben einige Beobachtungen mitzutheilen."

„Lassen Sie hören," riefen einmüthig seine Zuhörerinnen.

Herr von Balzac hob an:

„Jeder Character, oder wenn Sie lieber wollen, jeder Geist einer Frau, wählt vorzugsweise die Farben, die am übereinstimmendsten mit ihr sind. So weiß ich, was ich von dem launenhaften, zänkischen Wesen der Damen zu halten habe, die

amaranthe, orange, zeisiggrüne, englischgrüne, gelbe und dergleichen Kleider tragen. Ebenso traue ich Denjenigen nicht, die sich in violet kleiden."

„Das ist aber doch eine so bescheidene Farbe," warf ihm eine junge Dame ein.

„Und dennoch deutet sie auf verstockten Hochmuth," antwortete der Schriftsteller. „Besonders aber will ich Jedermann vor Damen warnen, die beständig gelbe Hüte tragen, sie sind falsch, hinterlistig und coquett."

„Aber schwarz kann man doch immer tragen?" rief eine schöne Blondine.

„Schwarz kleidet Blondinen sehr gut," erwiderte Balzac mit einem feinen Lächeln, „aber Damen, die sich in schwarzen Kleidern vorzugsweise gefallen, erregen den Verdacht, daß sie einen finstern Character haben — Sie, Madame machen freilich eine Ausnahme," setzte mit einer galanten Verbeugung hinzu, dann fuhr er fort: „Namentlich sind diejenigen, die für schwarzen Crepe schwärmen, dem Geheimnißvollen zugeneigt, da das Schwarz eine kabbalistische Farbe ist."

„Wie aber ist es mit dem Weiß?" rief ein junges Mädchen.

„Für das Weiß, Mademoiselle Melanie, sind besonders die Charactere, die keinen Character haben, oder coquett sind. Ich führe als Beispiel die Kaiserin Josephine, Madame Tallien und Madame Recamier an, die gewöhnlich weiß gekleidet waren."

„Werden Sie denn der Rosafarbe Gnade ertheilen?" fragte eine andere Dame.

„Das ist die Farbe, die vorzugsweise bei Damen beliebt ist, welche das fünfundzwanzigste Jahr überschritten haben; fünfzehnjährige Mädchen, welche noch nicht viel von Eleganz verstehen, pflegen dagegen dunkeln Farben den Vorzug zu geben. Frauen, welche dem Rosa vor jeder anderen Schattirung den Vorrang einräumen, sind — doch wohl verstanden

bis auf die Ausnahmen, an denen es hier so wenig, wie bei andern solchen Beobachtungen fehlt — meistens heiter, liebenswürdig und geistreich, sie wissen zu leben und leben zu lassen, haben eine Rosenlaune und sind das Gegentheil von Denen, welche dunkele Farben lieben."

„Wie aber classificiren Sie das Himmelblau, Herr von Balzac?" rief eine Dame mit goldschimmernden Haaren, die in diese Farbe gekleidet war.

Balzac machte abermals eine Verbeugung und das ihm eigene Lächeln umspielte wieder seine Lippen, als er sagte:

„Himmelblau ist die Farbe bevorzugter, gemüthreicher, holder Frauen; sie tragen es in jedem Alter, und in jedem Alter steht es ihnen besser, als jede andere Farbe. Perlengrau ist gleichfalls die Farbe dieser seelenvollen Frauen, aber erst dann, wenn sie viel Leid und Weh erfahren haben und unglücklich sind. In den Tagen des Glücks war rosa und himmelblau ihre Lieblingsfarbe; jetzt, wo sie traurig gestimmt sind, wählten sie die graue Farbe, während Jene, die sonst auffallende Farben trugen, sich im Unglück vom Kopf bis zu den Füßen in schwarze Gewänder einhüllen."

„Sie haben Recht," sagte die blaue Dame, „das Grau ist eine Uebergangsfarbe."

„Ja," erwiderte Balzac, „es ist das Zeichen des milderen Schmerzes, das nach und nach zu dem Himmelblau zurückführt."

„Jetzt möchte ich aber auch hören, wie Sie von dem Lila denken," rief die bekannte, sehr liebenswürdige, aber nicht mehr junge Schriftstellerin Waldor.

„Das Lila, Madame," beeilte sich Balzac zu antworten, „ist die Farbe der meisten Frauen, die einst schön waren und es entweder nicht mehr, oder doch schon sehr lange sind. Es ist die Farbe des Rückzugs der Frauen, die früher große Erfolge hatten, die Farbe der Mutter bei der Hochzeit ihrer ältesten Tochter, die Farbe des Visitenkleids bei Damen von vierzig Jahren."

Madame Waldor biß sich auf die Lippen, dann sagte sie mit einem halben Lächeln:

„Sie mögen in vielen Fällen die Wahrheit getroffen haben, wenn auch nicht in allen.“

„Madame,“ versetzte Balzac, „man muß diese Beobachtungen bei seinen Characterstudien durch andere vervollständigen. So verräth sich zum Beispiel der Character weit mehr durch den Ton der Stimme, als durch den Ausdruck des Gesichts, das Lächeln und den Blick — denn letztere sind von den Inhaberinnen zu oft vor dem Spiegel studirt und für Zeit und Verhältnisse angepaßt worden. Der Spiegel ist der Erzlügenfabrikant der Welt; die erste Lüge zu wagen, den ersten falschen Schein anzunehmen, lernt ein junges Mädchen vor dem Spiegel. Aber die Stimme verräth stets einen Theil des Characters, und die gewandteste Coquette hat Augenblicke, in denen sie die Macht über ihr Organ verliert. Im lebhaften Gespräch, in der Spannung, Unruhe, Liebe, überall kann das Gesicht, nie aber der Ton der Stimme vollkommen trügen.“

Durch eine Bewegung, die in dem Saal entstand, wurde diese Gruppe von der Thür weggedrängt. Heine und Meißner hatten dem Gespräch mit dem lebhaftesten Interesse zugehört. Jetzt rief der Erstere, indem er die Blicke durch den Saal schweifen ließ.

„Passen Sie auf, Meißner, da kommt das Haus Scribe und Compagnie, das mit Opern, Lustspielen und Vaudevilles bedeutende Geschäfte gemacht hat, und noch immer ein wohlassortirtes Lager in diesem Artikel hält.“

Meißner sah sich den Mann, den ihm Heine bezeichnete, neugierig an und sagte dann:

„Wie ich hörte, soll Scribe über dreihundert Stücke geschrieben haben.“

„Ja, so viel mag er wohl zusammen geklext haben, und hat sich damit ein Vermögen von einigen Millionen Franken er=

schrieben, hat aber auch deshalb die Feder in sein Wappen aufgenommen, und das schöne Landhaus Sericourt, das er sich bei La Ferté sous Jouarre gekauft hat, trägt über der Pforte eine Inschrift, welche die Dankbarkeit des Dichters gegen das Publicum in folgenden Worten ausspricht:

Le théatre a payé cet asile champêtre,
Vous qui passez, merci! je vous le dois peut-être.

„Das ist sinnreich," rief Meißner — „doch sagen Sie, Bester, ist Beranger nicht anwesend? Diesen zu sehen, wäre mir besonders interessant."

„Nein, er ist nicht da, er hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen und schweigt. Er war Tibull, Pindar, Piron! Drei Köpfe unter einer Mütze, Momus der Akademie und der Wachtstuben, der Mansarden und der Salons, Freund der Kinder, der alten französischen Fröhlichkeit und der melancholischen Murrköpfe; geschätzt von den feinen Geistern und den Musterreitern, Küster und Vorsänger des Voltairianismus gegen die Religion, des Epikurismus gegen die Moral, und der Anarchie gegen die Könige. Er ist der Tyrtäus, der die Schelle an die Mütze der Straßenjungen nähte, die gegen eine vierzehnhundertjährige Monarchie in den Krieg zogen. Jetzt aber scheint er sich nicht mehr um die großen politischen Glückspilze zu bekümmern, denen sein revolutionaires Genie auf die Beine geholfen hat."

„Sie schildern mit einem drastischen Humor, der unübertrefflich ist," rief Meißner mit einem halb verhaltenen Gelächter. — „Doch was ich Ihnen vorhin schon bemerken wollte, es ist mir auffallend, im Verhältniß zu den Herren, so wenig Damen hier zu sehen."

„Das darf Ihnen gar nicht auffallen, denn George Sand hat durch ihre Männertracht und die Tendenz ihrer Romane so viel Anstoß gegeben, daß keine sogenannte Prüde in ihrem Salon erscheinen kann; nur ganz vorurtheilslose Frauen dürfen

es wagen, den Fuß hierher zu setzen, doch sind sogar einige aus der höchsten Aristokratie hier anwesend, auf die ich später zurückkommen werde. Vor allen Dingen will ich Sie aber auf die Schauspielerin Rachel aufmerksam machen, die dort an dem Pfeiler mit dem Bassisten Lablache angelegentlich flüstert. Vor wenig Jahren nicht viel besser denn eine Straßenbettlerin, ist sie jetzt Theaterkönigin mit einer Civilliste von hunderttausend Franken Renten; (die Kronen, Kränze und Gedichte nicht mitgerechnet,) bezahlt von dem französischen Volke, dem Kinde Napoleons und der Republik. Wenn sie sich dazu herab läßt, wird sie noch irgend einen Fürsten heirathen, der sich sehr geehrt fühlen wird. Die andern Bewerber werden sich erschießen, und die ganze Welt wird das sehr natürlich finden. O Zeiten! o Sitten!"

Meißner, der bisher den Blick durchdringend auf Mamsell Rachel hatte haften lassen, sagte nun:

„Sie sieht blaß und leidend aus und scheint nicht besonders stark zu sein, das Studium und die Ausführung ihrer leidenschaftlichen Rollen mag sie wohl zu sehr angreifen."

Auf Heine's Antlitz erschien sein diabolisches Lächeln.

„Das Unwohlsein der Demoiselle Rachel ist in der Pariser Theaterwelt ein Ereigniß, welches alle Köpfe und alle Zungen beschäftigt. Was fehlt der Mamsell Rachel? heißt es. Man stellt so sonderbare Vermuthungen auf und Einige meinen, es handle sich bloß um einen Verdruß, oder eine Laune. Der Verdruß ist noch streitig, von Laune kann aber gar nicht die Rede sein. So bleibt nur eine wirkliche Krankheit wahrscheinlich, und noch dazu eine solche, die nach der Behauptung der Aerzte, noch einige Monate im Zunehmen bleiben wird. Zugleich versichern die Männer von Fach, daß man in Bezug auf die Genesung nur nicht ängstlich sein möge. Meißner, die Aerzte sind rechte Hexenmeister, sie bestimmen beinahe Tag und Stunde dieser Genesung. Nun, Graf Walewsky, der ein natürlicher

Sohn des Kaisers Napoleon ist, und der, wie es heißt, sich nächstens mit Mademoiselle Dosne, der Schwägerin des Ministers Thiers, verheirathen wird, mag am besten wissen, was Wahres an der Sache ist."

Ohne darauf etwas zu erwidern, sagte Meißner:

„Ich habe sie unlängst als Hermione gesehen, und bin begierig, Ihr Urtheil über ihr Spiel zu vernehmen."

„Betrachten Sie sie," rief Heine, „sie ist nicht schön, nicht häßlich, aber sie ist jüdisch-interessant und wirkt Wunder durch ihre dunkelglühenden, geistbeseelten Augen. Wenn sie natürlich spricht, so hat sie ein volltönendes Organ, das wie Glockentöne im vollen Strom von ihren Lippen dringt. Sie hat dann Bewegungen, welche die ruhige Schönheit der Antike bewahren, aber meistens ist sie eisig, zähneknirschend, unsäglich kalt. Schreien, dumpfes Brüllen, Knirschen, Krächzen, wechselt mit einander ab; dann mit einem plötzlichen Abschnappen geht sie von der vollendetsten Furie zur kältesten Gleichgültigkeit, zur affectirtesten Ruhe über. Keine Spur von Seele und Liebe ist in ihr."

„Weiß Gott, Sie haben es getroffen, Sie sprechen mir wahrhaft aus der Seele."

[*] „Erscheinungen wie die Rachel und die Sand in Frankreich, die Hahn-Hahn und die Paalzow in Deutschland," begann Heine wieder, „sind weniger beachtenswerth durch ihre Leistungen für die Kunst, als durch den Anklang, den sie bei dem Publicum finden. Sie sind Thermometer zum Messen des Zeitgeschmacks und der Zeitkrankheiten. — Doch nun sollen Sie auch zwei Damen aus der hohen Aristokratie kennen lernen. Sehen Sie dort die ältere Dame, die einen rothen Turban auf hat und mit einer reizenden Blondine spricht, die einen Kranz von Maiblumen in den Haaren trägt?"

„Ja, ich sehe sie. Die Eine ist eine bleiche, schon etwas abgewelkte wilde Rose, die nicht der prächtigen Centifolie, welcher die Andere gleicht, verglichen werden kann."

„Gut. Die Eine ist die Fürstin Lieven, eine politische Frau, die dem strengen Guizot erlaubt, ihren Ridicüle und ihr Schooßhündchen zu tragen, unter der Bedingung, daß er in ihrem Salon die Honneurs des doctrinairen Sophas mache. Man sagt, daß die Fürstin die Egeria unseres Minister-Präsidenten sei."

„Ei," rief Meißner, „eine russische Egeria paßt für den Mann, der Frankreich gern auf kosakische Weise regieren möchte. Doch wer ist die andere Dame?"

„Die andere Dame ist die schöne Gräfin Kalergi, die im Hôtel de-Wagram in der Rue-de-la-Paix wohnt. Sie ist ein mit Weihrauch, Rosen und Honig genährtes kleines Teufelchen, welches das ganze Haus regiert und lebendig macht. Die Lieven ist das unterirdische Feuer eines Vulkans, die Kalergi ist die knisternde Flammengarbe eines Feuerwerks."

„Sie ist schön, sehr schön."

„Ja, sie besitzt eine unbestreitbare Schönheit, die sich mit Eleganz und Einfachheit zu einem harmonischen Ganzen verbindet, und ihre vornehmen Manieren stehen im Einklang mit ihrer correcten Schönheit. Betrachten Sie ihren prächtigen Hals, gleicht er nicht einem marmornen Säulenschaft? — hat ihr regelmäßiges Gesicht nicht einen gedankenreichen Ausdruck?"

„Sie ist in der That imponirend wie eine Königin, schlank und geschmeidig wie eine Bajadere," sprach Meißner mit aufrichtiger Bewunderung.

„Und keusch ist sie, wie der thaubeperlte Kelch einer Lilie, die auf ihrem Stengel unbefleckt zum Himmel empor strebt," rief Heine mit Begeisterung, „und aus vollem Herzen liebt sie die Kunst, welche das Ideal aller großen Seelen ist."

„Mein lieber Doctor," sagte Meißner scherzend, „Sie gerathen so sehr in's Feuer, daß man glauben könnte, diese einen idealen Reiz besitzende Schönheit hätte Ihr Herz über die Gebühr in Aufregung gebracht."

Heine schüttelte traurig den Kopf.

„Mein Herz ist begraben,“ sagte er, „es wird nie wieder auferstehen zum Leben und zur Liebe.“

„Wer weiß, was Ihnen die Zukunft bringt. Gleicht doch kein Tag dem andern.“

„Ich frage die Zukunft nicht, ich suche nicht zu errathen, was sie mir aufbewahrt, ich bin ein kranker Mann, der seinem Ziele nahe ist, und eben wird es mir sehr unwohl.“

„So lassen Sie uns gehen, Bester, die hier herrschende Hitze belästigt Sie vielleicht.“

„Nein, nein,“ rief Heine hastig, „die Lieven geht eben von der Gräfin weg, lassen Sie uns zu ihr gehen, ich muß ein paar Worte mit ihr wechseln.“

Er zog Meißner mit sich fort und begrüßte die Gräfin, die ihm lächelnd mit dem Finger drohte. Meißner trat bescheiden bei Seite.

„Ich habe ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, Doctor,“ sagte die schöne Frau. „Was haben Sie mir für ein wunderliches Gedicht gewidmet.“

„Warum hat Ihr langjähriger Freund, Theophile Gautier, die Symphonie Blanche auf Sie gedichtet?“ fragte Heine dagegen.

„Und weil er es gethan hat, kam es Ihnen in den Sinn, sein Poem durch ein noch tolleres zu überbieten und die Ballade von dem weißen Elephanten des Königs von Siam zu erfinden, der in Melancholie verfällt, weil ihm von einem Frauenbild geträumt, das so schneeig weiß ist, wie er selber.“

„Errathen Sie denn nicht, meine Gnädige, daß ich selber der melancholische weiße Elephant bin, und ....“

„Und,“ fiel ihm die Gräfin in das Wort, „das schneeige Frauenbild soll wohl ich sein? O Doctor, Sie haben mir da eine equivoque Huldigung dargebracht, die ich nicht mit besonderer Freude entgegen genommen habe, und,“ setzte sie, vom

Ernst zum Scherz übergehend, hinzu, „es ist nicht in der Ordnung, wenn die Fledermaus sich Schmetterlingsflügel ansetzt."

„Schöne Gräfin," erwiderte er, „Ihre Bosheit und Coquetterie, hat wie die Rose, trotz ihres süßen Duftes, ihre Dornen, und doch vermögen Sie so sanft über Alles zu sprechen, als ob Sie von den Feen mit Honig genährt worden wären. Aber nicht wahr, Sie verzeihen der armen Fledermaus?"

„Was will ich denn machen?" sagte sie mit einem anmuthigen Lächeln und überließ ihm ihre Hand, die er sanft an seine Lippen zog. Dann aber wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der Kopf schwindelte ihm, er mußte sich schnell an einem Stuhl halten, um nicht umzusinken.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Doctor?" rief die Gräfin erschrocken. „Sie haben die Farbe gewechselt, ist Ihnen nicht wohl?"

„Es ist mir in der That schlecht," stammelte er, „ich muß mich entfernen."

Meißner sprang herbei.

Die eben noch so fröhlich strahlenden Augen der Gräfin verdunkelten sich plötzlich, wie der Sonnenhimmel durch eine Gewitterwolke verdunkelt wird; sie zog ihr Flacon aus ihrem Busen, befeuchtete mit seinem Inhalt ihr Taschentuch und rief voll Besorgniß:

„Hier, reiben Sie sich die Schläfe, und wenn Ihnen besser geworden ist, so bedienen Sie sich meines unten haltenden Wagens, um nach Hause zu fahren."

Heine fühlte sich durch den Geruch des kölnischen Wassers wirklich etwas gestärkt. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sagte er mit Innigkeit:

„Ich danke Ihnen, theure Gräfin! Sie haben mich mit einem Blick angesehen, der so voll Mitleid war, daß er einen Todten wieder zum Leben hätte erwecken können. Wenn Sie einst hören werden, daß der arme Heine seinem Leiden erlegen

ist, dann beten Sie für ihn — Gott vermag den Engeln auf Erden nichts zu versagen, und die Engel dieser Welt werden von den Engeln im Himmel gehört."

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ, auf Meißner's Arm gestützt, den Saal.

Meißner ermangelte nicht, sich am nächsten Samstag bei Lamartine einzufinden. Als er das Vorzimmer betrat, vernahm er aus dem Salon heraus ein Summen, wie von einem Bienenschwarme, und als sein Name in das Gesumme hinein gerufen und er eingetreten war, befand er sich plötzlich in einer Nebelwolke von allerlei Gestalten und Gesichtern, und als er endlich durch das Gezischel und Gekicher hindurch gerudert war, sah er am Kamin Lamartine's hohe Gestalt, dessen Haltung, Bewegung und Stimme den Mann von Feinheit, Wohlwollen, Ernst und hoher Milde bekundeten. Er trug das Haupt so frei und klar und hell, wie es dem Sitze himmlischer Eingebungen zu ziemen schien.

Der Dichter unterhielt sich mit einer jungen Dame, die von ihrer Mutter Ada genannt wurde. Meißner hörte hinter sich flüstern, daß es Lady Lowelace, Lord Byron's Tochter sei, Sie sagte eben zu Lamartine:

„Sie haben meinen Vater persönlich gekannt?"

„Ja, Mylady," erwiderte der Franzose, und ein fast schmerzliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er hinzu fügte, „ich hatte die Ehre als junger Mensch, in Ravenna Lord Byron meine ersten Gedichte vorzulegen, er las eins davon, lächelte spöttisch, und hat dann die Gedichte sammt dem bescheidenen Dichter vergessen."

„Verzeihen Sie ihm," rief die Lady lebhaft, „er hat damals nicht geahnt, daß dieser schüchterne Jüngling einst im

Reiche der Lyrik sein gefeiertster Nachfolger werden würde. Wir aber, meine Mutter und ich, sind jetzt gekommen, um dem Talente in seinem Vollglanze zu huldigen, von dem mein großer Vater nur die ersten Frühstrahlen gesehen hat."

Meißner konnte die Fortsetzung des Gesprächs nicht vernehmen, da er von neu Hinzukommenden weggedrängt wurde, so sah er sich denn in dem Salon um, dessen weißer Grund mit schmalen Goldleisten eingefaßt war. Das solide Ameublement nach altfranzösischem Geschmack, bildete einen Kontrast mit dem kostbaren persischen Fußteppich und den in Trophäen aufgestellten orientalischen Waffen. Auf dem Kamin stand eine Pendule mit allerliebsten Sculpturen, die Frau von Lamartine, die eine geschickte Malerin und Bildhauerin ist, gemeiselt hatte. Auf den Tischen lagen Werke und Flugschriften aller Art. Die Wände waren mit Gemälden verziert, mit Landschaften und griechischen Frauenköpfen, alle von der Hausfrau gemalt. Auch das lebensgroße Portrait des Dichters, von Deraisnes ausgeführt, hing an der Wand. Meißner betrachtete es lange mit Interesse, aber er fand, daß ihm Poesie und Schwung fehlte.

Meißner warf auch einen Blick in das anstoßende Arbeitszimmer des Dichters, in dem sich Schwärme von Vögeln herum trieben: das hüpfte und pfiff und schrie und lärmte in großen Käfigen und ein melancholischer Papagey verdrehte die Augen.

Meißner kehrte wieder in den Salon zurück, in dem bei völliger Abwesenheit aller Etikette, dennoch etwas Feierliches, Ceremoniöses herrschte. Man näherte sich den Damen nicht, die an den Wänden aufgereibt saßen, man setzte sich kaum, es kam kein fortlaufendes Gespräch in Gang, man machte seine Aufwartung wie bei Hofe, der Hausherr nahm ganz allein alle Aufmerksamkeit und alle Huldigung in Anspruch. Er begrüßte mit der gewähltesten Höflichkeit, einem wunderbaren Takt, einer einfachen Herzlichkeit, durch die man jedoch immer die Gewohnheit des Uebergewichts hindurch fühlte, die Menschen, die her-

strömten, um dem auf seiner Stirn strahlenden dreifachen Adel der Gesinnung, des Wortes und des Gedankens zu huldigen.

Alle Repräsentaten der Ideen, alle Fahnenträger der Gedanken fanden sich hier zusammen. Villemain stand mit Dreux-Brezé Schulter an Schulter, Odillon-Barrot grüßte Herrn von Salvandy, Herr Chambolle trat mit Emil de-Girardin durch dieselbe Thür, Anselme Polatin stand mit dem Marschall Soult Aug' in Auge, der Mystiker Ballanche, dessen Muse nur in alten Domen und Kreuzgängen heimisch ist, begegnete hier dem Mann der Zukunft, dem Apostel der Phalansteren, Victor Considerant.

Meißner hörte alle diese Namen nennen, sah sich alle diese Leute an, da er aber keinen Bekannten fand, mit dem er sich traulich unterhalten konnte, so fühlte er sich vereinsamt unter dieser Menge, und nach einem kurzen Gespräche mit dem Hausherrn, der ihm endlich Audienz ertheilen konnte, entfernte er sich unbemerkt, wie er gekommen war.

Im häuslichen Kreise. Ein socialistisches Mahl. Vincke.

Meißner war indessen auf den freundschaftlichsten Fuß mit Heine gekommen, er kam fast täglich in sein Haus, saß, wenn er krank war, an seinem Bette, und wie er den Dichter längst geliebt, so lernte er auch jetzt den Menschen lieben.

In Heine's Haus sah man fast täglich Madame Arnot, von dem Dichter die flammenaugige Elise genannt, eine Schulfreundin seiner Frau, dieselbe, die einst nebst Mathilden von Madame Vermin in Montmorency vergessen worden war. Sie war lebhaft, ziemlich coquett, hatte schwarze Augen und schwarze Haare; ihr Mann hatte eine Schnittwaarenhandlung in der Chaussée-d'Antin, träumte aber von einem größern Wirkungskreise. Ihr Töchterchen, die kleine Alice, war von Heine aus der Taufe gehoben worden und er liebte das Kind über die Maßen; um seinet- und Elisenswillen wurde der Gatte Arnot mit in den Kauf genommen, wie wenig er auch in den Kreis passen mochte. Die Ungenirtheit seiner Manieren verletzte gar oft Heine's empfindliches Wesen.

Mademoiselle Jenny, Ladenmädchen bei Arnot, wachte über die kleine Alice, führte sie im Wagen zu ihrem Pathen, brachte sie, wenn die Gesellschaft Abends lange beisammen blieb, früher nach Hause, und war ihrer schönen Augen und ihrer wunderlichen Einfälle wegen ebenfalls bei dem Dichter beliebt.

Dazu kam ein deutscher Jude, halb Diplomat, halb Finanzmann, ein feiner, weltkundiger Mann, der stets Pläne und Speculationen machte, Heinen bei seinem kleinen Börsenspiel dienstfertig mit Rath und That unterstützte und von ihm Calmonius genannt wurde, eine Erinnerung an einen bekannten Hofjuden, der unter Friedrich dem Großen gelebt hatte.

„Mit diesem Calmonius hat mein Freund viele große Eigenschaften gemein," sagte Heine einst zu seiner Umgebung, „nehmlich den Scharfblick, die Gewandtheit, die Unerschöpflichkeit der Mittel, und die pessimistische Weltanschauung. — Der historische Calmonius hat in genauer Beziehung zu dem alten Dessauer gestanden, wie dieses folgende wahre Begebenheit bekräftigt. Eines Morgens früh lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hörte. Kriegerische Musik mischte sich in das Rufen, er eilte im Hemde an das Fenster und sieht mitten unter der gaffenden Menge den alten Dessauer, von seinem ganzen Generalstab umgeben, zu Pferde sitzen. Dieser winkt ihm freundlich mit dem Hute und ruft: Lebe wohl, Calmonius, ich ziehe in den siebenjährigen Krieg."

Da nicht Alle den Witz verstanden, so zuckte Heine die Achsel und setzte hinzu:

„Auch ich liebe meinen Calmonius, mit dem ich seit Jahren im engsten Umgang stehe."

Der sogenannte Calmonius, der, während Heine die Anecdote von dessen Namensbruder erzählte, eingetreten war und die letzte Aeußerung gehört hatte, erwiderte lakonisch:

„Nur machen Sie mir diese Liebe zuweilen etwas sauer, Herr Heine."

„Wie so? warum?" rief dieser mit einigen Erstaunen.

„Weil ich einen schwierigen Klienten an Ihnen habe, denn Sie erfreuen sich der Gewinnste, wenn es Gewinnste gibt, sind aber immer bereit, mich für die Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen mißglücken."

„Freilich, freilich; aber wissen Sie, woher das kommt?“

„O ja; Sie nehmen den Gewinn, wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbittert Sie und macht Sie über alle Maßen ungerecht gegen einen Mann, der den besten Willen hat, Ihnen nicht nur nützlich zu sein, sondern Sie wo möglich zum Millionair zu machen.“

Jetzt kam der Homöopath, Doctor R..., und machte einen kurzen Besuch. Als er wieder fort war, sagte Heine:

„Mit diesem Manne bin ich auf eine eigenthümliche Weise bekannt geworden. Auf einer Reise nach dem Süden, die ich mit meiner Frau gemacht hatte, traf ich auf dem Rückwege in Lyon mit dem Violonisten Ernst zusammen. Dieser bat mich, da ich den andern Tag nach Paris abgehen wollte, ihm ein kleines Geschenk für einen dortigen Arzt mitzunehmen, und übergab mir eine der kolossalen Lyoner Würste, die für eine Delicatesse galten. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, der Postwagen rollte nur langsam voran. Mathilde ward hungrig und schnitt sich ein Stück von der Wurst ab, die sie vortrefflich fand; ich armer Adam ließ mich von der naschhaften Eva verlocken, ebenfalls ein Stück zu kosten, und glaubte nie etwas Besseres gegessen zu haben. Die Reise dauerte noch einen Tag, die Wurst verringerte sich von Station zu Station, und als wir in Paris anlangten, war nur noch ein ganz kleiner Zipfel davon übrig. Da begann ich mit Beschämung zu fühlen, wie schlecht ich das von Ernst erhaltene Gut verwaltet und das in mich gesetzte Vertrauen belohnt hatte. Aber was war unter so bewandten Umständen zu thun? Ich schnitt von dem schmählichen Rest mit einem Rasirmesser eine so dünne Scheibe herunter, daß sie fast durchsichtig war, und schickte sie unter einem Briefcouvert an den Doctor mit ein paar Zeilen, in denen ich ungefähr sagte:

„Mein Herr! Durch Ihre homöopathischen Forschungen ist es nunmehr festgestellt, daß Millionentheile die

größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie daher hier den millionsten Theil einer Lyoner Salami, die mir Herr Ernst für Sie übergeben, Sie wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie eine ganze."

Man belachte diesen kleinen Vorfall noch, als die Gesellschaft sich durch drei Individuen vermehrte, welche bald nach einander kamen. Zuerst erschien Hector Berlioz, der als beliebter Componist durch seine Symphonien, die sich durch einen Reichthum von Phantasie und Melodien auszeichneten, so wie durch seine Oper: Benvenuto Cellini, Aufsehen erregte, denn er war der Erste, welcher der Instrumentalmusik eine Objectivirung der concretesten Verhältnisse zumuthete, und die größtmögliche Anhäufung von Instrumentaleffecten liebte. Bald nach ihm kam Theophile Gautier, dem seine Poesien einen ehrenvollen Platz unter den namhaftesten Dichtern der Gegenwart anwiesen und der zu den vorzüglichsten Kunst- und Theaterkritikern in Paris zählte. Und endlich fand sich auch Gerard de-Nerval ein, der ein weiches, zartes Gemüth und eine große Vorliebe für deutsche Literatur besaß, den Goethe'schen Faust übersetzt, in seinem Buche Loreley, Reisescizzen vom Rhein und Thüringen gegeben, und sich in einem Drama, Burkhard, einen deutschen Studenten zum Helden erwählt hatte. Heine ließ eben versuchsweise sein Buch der Lieder von ihm in's Französische übertragen, und wenn es glücke, wollte er seine sämmtlichen Werke von ihm übertragen lassen.

Am 7. April, dem Sterbetag von Charles Fourier, der das nach ihm benannte System ausgegrübelt hatte, das sich nach seinem Wunsche über die ganze Erde verbreiten sollte, fand im Saal Valentino das jährliche Bankett statt, welches seine An-

hänger zu seinem Gedächtniß zu halten pflegten. Der Ballsaal, in dem am Abend zuvor die wildesten Saturnalien stattgefunden, bei welchen der Cancan seine tollen, unzüchtigen Sprünge gemacht hatte, war in eine Kirche verwandelt worden, in deren friedenathmenden Räumen ein Liebesmahl die kleine Schaar der zukunftsgläubigen Menschen versammeln, begeistern und verbrüdern sollte.

Auch Meißner hatte sich von einem Freunde eine Eintrittskarte zu diesem schönen Feste zu verschaffen gesucht.

Scheu und von tiefer Bewegung ergriffen, trat er in den großen Saal, in dem auf blumengezierten, weißgedeckten Tischen zahllose Wachskerzen flackerten, und in angemessener Haltung einige hundert Männer und Frauen saßen, deren Anblick eine süß-schauerliche Empfindung in dem jungen Deutschen hervorrief.

Die Manifestation des Socialismus war diesmal besonders feierlich. Es mochten wohl an tausend Personen anwesend sein, darunter über hundert Frauen, die den besten Ständen anzugehören schienen. Sogar viele Kinder saßen in weißen Festkleidern, mit bunten Bändern geschmückt, an langen Festtafeln, nach dem Wunsche des Meisters mit Blumen bekränzt, da für sie das Reich des Friedens und der Glückseligkeit schon da ist, für das die Väter erst kämpfen müssen.

In der Mitte des Saales stand aus weißem Marmor gemeiselt, auf einem grauen Sockel, eine große Büste Fourier's. Meißner betrachtete lange mit dem regsten Interesse das Gesicht dieses einsamen Denkers, der aus tiefster Armuth, gleich Spinoza, vom Kaufmannsstande zur philosophischen Forschung übergegangen war. Ein eigenthümlicher Ausdruck von stiller Begeisterung schien über seine Züge ergossen. Kaiserkronen, seine Lieblingsblumen, weil er sie als verklärte Märtyrerkronen gedeutet hatte, umhüllten zum größten Theil das Fußgestell, und die Wände des Saales waren von unten bis oben fast gänzlich mit Blumen bekleidet. Fourier, der ein leidenschaft-

licher Blumenliebhaber gewesen, hatte sich daran gewöhnt, in jeder Pflanze das Abbild einer menschlichen Seelenkraft zu sehen.

Jetzt begann fröhliche Musik vom Orchester herab zu schallen. Das Mahl nahm seinen Anfang und verging sehr lebhaft und Jeder suchte sich dem Andern freundlich zu nähern, weil seine bloße Anwesenheit verwandte Gesinnungen verbürgte. Bald begannen denn auch die Toaste.

Da hörte Meißner plötzlich seinen Namen rufen. Er sah sich um und erblickte Heine an einem benachbarten Tische; sie schüttelten sich die Hände, ohne viele Worte zu verlieren, denn die Redner wurden mit Spannung erwartet, und bald rief denn auch eine wohltönende Riesenstimme, welche Herrn Pommpery, einem Hauptanhänger Fourier's angehörte:

„Ich bringe dieses Glas dem Genius Fourier's, welcher der Offenbarer der menschlichen Geschicke und der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menschen war."

Hierauf nahm Jules Lechevalier das Wort; er brachte allen gesitteten Völkern Europa's einen Friedensgruß, besonders aber dem Brudervolke jenseits des Rheins, das freier in seiner religiösen Ueberzeugung, vorgeschrittener in humaner Entwickelung, als alle übrigen Nationen sei. Deutschland, meinte er, werde die Allianz Frankreich's nicht mehr von sich weisen, sobald es erkannt, daß dieses auf jeden Eroberungsgedanken verzichtet habe.

Auch dem sterbenden Polen wurde durch Henneguin ein begeisterndes Hoch gebracht: „Es wird wieder erwachen, denn seine Aufgabe ist unsterblich." — Dem Ende des Krieges auf der Erde, der alleinigen Emancipation des Weibes wurde durch Lemoyn voll freudiger Hoffnung zugetrunken, und auch der Todten wurde gedacht, die für den Fortschritt der Menschheit gestritten. „Sie bilden eine unsichtbare Kirche," sagte der

Redner, „sie sind gegenwärtig bei diesem Mahle, da einem ihrer Brüder, einem der größten Denker, dieses Fest geweiht ist.“

Man umarmte sich, manches Auge stand voll Thränen, ein Jeder wurde von der Macht des Augenblicks ergriffen und hingerissen.

Meißner sprach zu sich selbst:

„Wer kann wissen, welches die künftige Ordnung sein wird. Vielleicht wohne ich hier einer Versammlung der wahren, wenn auch noch zur Zeit unterdrückten Kirche der Menschheit bei. Gewiß, die Association ist das Wort der Zukunft und wir werden dazu kommen, trotz alledem. Das Meiste wird anders werden, als sich's diese Leute denken, ihr Friedensreich ist Quietismus; ihre Ueberzeugung, daß die sociale Reform unter jeder Regierungsweise möglich, ist zwar eine Utopie, aber sie besitzen dennoch Manches, was als Losung in die Zukunft hinüberkommen wird.“

Nach einer Weile verließ er mit Heine den Saal. Sie kamen in die gasbeleuchtete Rue-St.-Honoré, wo allerlei Volk in Gruppen umher stand.

„Bei Gott,“ rief Meißner, „die französische Nation hat doch einen idealischen Drang in sich, wie keine andere. Ein Volk, wo Hunderte eines so reinen, allgemein menschlichen Aufschwungs fähig sind, ist doch ein großes und bevorzugtes Volk.“

Vor ihnen im Gedränge stand ein untersetzter Mann mit einem heitern Gesichte, der eine blaue Brille trug. Von seinem Anblick fast betroffen, blieb Heine, seinen Begleiter zurückhaltend, stehen und flüsterte ihm zu:

„Sehen Sie sich diesen Mann an, Meißner.“

„Waren Sie denn auch da drin?“ fragte eben Einer den Mann mit der blauen Brille.

„Nein,“ sagte dieser kurz, „ich kam nur vorüber und blieb

stehen, weil es aussah, als ob hier ein Auflauf statt fände. Ach! es ist dasselbe Lied, wie bei den Sectirern: Gelobt sei Jesus Christ, der uns von der Sünde erlöst hat! Gelobt St.-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben! Gelobt Fourier, der uns die socialen Gesetze offenbart hat! Possen! Wer wird endlich einmal ausrufen: Lob und Ehre dem gesunden Menschenverstande, der Keinen anbetet."

Als er das gesagt hatte, zuckte der Mann mit der blauen Brille die Achseln, und entfernte sich.

„Wer ist dieser Herr?" fragte Meißner.

„Wer er ist?" gegenfragte Heine, über dessen Gesicht in diesem Augenblick ein aufgeregtes Leben blitzte. „Dieser Mann nennt sich Proudhon unter den Menschen. Eigentlich ist er ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, wieder einmal einen solchen zu sehen. Ich werde lebensüberdrüssig, wenn ich Nichts als Geschäftsleute und Alltagsmenschen um mich sehe. Dieses einzige Wort von ihm that mir gut nach so viel schönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht, vollständig Recht."

„Was ist dieser Mensch?" fragte Meißner mit noch höher gespannter Neugierde.

„Warum nennen Sie ihn Mensch?" rief Heine. „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß das kein Mensch ist, trotz seiner blauen Brille. Er ist das zerstörende Princip in Gestalt eines Staatsphilosophen, zum Uebermaße noch bevorzugt mit den Darstellungsmitteln eines Dichters — seine Brandschriften lesen sich wie Romane und gehen hier in Frankreich von Hand zu Hand. Man amüsirt sich dabei, und Niemand merkt, daß bei dem Umdrehen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tags prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden."

Heine begleitete diese Worte mit einem zerstörenden Lächeln, das einem Ausbruch rebellischen Hohnes glich, dann reichte er dem jungen Manne die Hand und sagte ihm gute

Nacht, denn sie hatten den Punct erreicht, wo ihre Wege sich trennten.

Einige Tage darauf kam Heine in das Hôtel-Violet, wo Meißner wohnte und in dem auch Vincke seine Laren aufgeschlagen hatte. Heine und Vincke waren seit Jahren miteinander bekannt und standen sich doch ferne. Vincke hatte seit einiger Zeit allerlei Bedenken gegen Heine's Poesie und gegen dessen Character. Dagegen verspottete Heine den alten Burschenschafter und hatte kein Auge, um sein edles Herz und seine achtungswerthe Gesinnung zu erkennen.

Auch jetzt kam das Gespräch bald auf Vincke, von dessen Lobe Meißner überfloß. Heine sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an und sagte dann:

„Ich bin weit entfernt, ihm seine Vortrefflichkeit absprechen zu wollen, aber sagen Sie selbst, ist die Aengstlichkeit, die Schwäche, die zerspaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen hat, nicht höchst komisch? Er, ein alter Freund Börne's, Bononarotti's und Charles Teste's, würde vor jedem Blutstropfen zurückschaudern, der im Dienste seiner Ueberzeugung vergossen werden würde. Er pflegt oft zu sagen: Wer das Schwert zieht, kommt durch das Schwert um. Nur protestiren, seine Meinung sagen und für sie dulden soll der Volksmann. Ich sage Ihnen, Meißner, er wird in kommenden Zeiten des Sturmes zerrissen werden und, zwischen beiden Parteien stehend, ein beklagenswerthes Ende finden.“

Kaum hatte er das gesagt, als Vincke mit einem Zeitungsblatt in der Hand, in Meißner's Zimmer kam.

Damals erfüllte Lola Montez, die übelberüchtigte Gräfin Landsfeld in München, die Presse mit ihren Abenteuern. Vincke

hatte schon mehrmals seine Feder gegen dieses schamlose Weib in Bewegung gesetzt, auch jetzt war er wieder sehr entrüstet über einen Artikel, den ein deutsches Journal brachte. Er kollerte seinen Zorn heraus und schloß mit den Worten:

„Die Huldigungen, die König Ludwig diesem Weibe darbringt, sind eine Schmach des deutschen Wesens, und Sie werden sehen, daß diese Pompadour immer mehr Einfluß auf deutsche Männer und deutsche Zustände gewinnen wird.“

„Ich finde die Sache ganz amüsant,“ rief Heine in seiner spöttischen Weise, „ja ich freue mich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimath eines Görres und Döllinger's, in Monacho-Monachorum gewinnt. Sie werden einmal sehen, welch einen lustigen Kampf es geben wird zwischen dem Balletröckchen und der Kutte, und ich hätte nicht übel Lust, die ganze Historie zu einem komischen Gedicht in der Art des Atta-Troll zu verarbeiten.“

„Ich nehme die Sache ernster,“ sagte Vincke. „Ich habe schon seit längerer Zeit höchst entrüstete Briefe über diesen Unfug an die Augsburger allgemeine Zeitung geschrieben, und da diese sie nicht aufnahm, so stellte ich sie in einem Hefte zusammen, das ich auf eigene Kosten drucken ließ, und wovon ich Ihnen ein Exemplar überreichen will.“

Er eilte auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einem dünnen Heftchen zurück, das er Heinen übergab, der es ohne einen Blick darauf zu werfen, in die Tasche steckte und sich bald darauf entfernte.

Einige Tage später fragte ihn Meißner im Kaffeehause, wo sie sich fanden:

„Nun, haben Sie Vincke's Broschüre über die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit gelesen?“

„Nein, lieber Freund,“ erwiderte er kopfschüttelnd. „Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unsers Freundes. Die drei-, vier- und fünfbändigen sind mir die liebsten.“

„Sie scherzen und haben gewiß wieder Etwas im Hintergrunde.“

„Nun ja; Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache, aber Wasser im Kaffeelöffel kann ich nicht leiden.“

Mit diesen Worten griff er zu seiner Chocoladetasse und begann sie langsam auszuschlürfen.

Ein Tag auf dem Lande. Ein doppelter Abschied.

Im Mai verließ Heine seine Wohnung in der Rue-Poissoniere und bezog ein Landhaus in Montmorency. Mathilde hatte in der Chataignerie ein hübsches Haus mit einem schattigen Garten gemiethet, in dem jedes Fleckchen Grund mit Blumen besäet war; Näglein und Rosen, Geisblatt, gewürzige Nelken und Geranien mischten sich untereinander, Convolvulus und Stiefmütterchen rangen um den Vorzug, Moosrosen, Theerosen, Centifolien, Reseden und Hortensien zeigten sich in ihrer üppigsten Pracht. Der Wald war nahe und so konnte sich Heine an Waldesluft und Wiesengrün erfreuen, und als er übersiedelte, blühte eben der Flieder, in dem die Nachtigallen sangen.

Jeden Sonntag brachte der von Enghien kommende Omnibus Gäste nach Montmorency, die er vor Heine's Landhaus absetzte. Alexander Weil, ein deutscher Poet, Heinrich Seuffert, Correspondent der Augsburger Allgemeinen, der französische Schriftsteller Alphonse Royer und seine Frau waren häufige Besucher. Einst aber kam auch Alfred Meißner mit ihnen. Sie fanden Heine in's Grüne gelagert, die Mappe vor sich auf den Knieen, den Bleistift in der Hand, mit Dichten beschäftigt. Bald schrieb er einen Vers nieder, bald betrachtete er aufmerksam einen in seiner Nähe befindlichen Ameisenhaufen und sah den Sprüngen der

kleinen fleißigen Thierchen zu, als plötzlich eine sich von einem Kirschbaume ablösende, noch nicht roth gefärbte Kirsche mitten unter. das schwarze Völklein fiel, das erschrocken auseinander stob. Dem Dichter entfuhr ein bedauerndes: Ach!

Meißner war mit Royers gekommen und wurde besonders freundlich von Heine bewillkommnet. Später kamen noch mehr Gäste. Der Käfig, in dem sich Mathildens Papagey befand, stand am Fenster; so oft die Klingel an der Gartenthür schellte, begrüßte er die Ankommenden mit einem lauten: Bonjour.

Nachdem man im Garten Milch und köstliche Erdbeeren genossen, und sich amüsirt hatte, so gut es ging, lud Mathilde ihre Gäste zum Mittagsmahle ein. Ein großes Zimmer im Erdgeschoß wurde als Speisezimmer benutzt. In der Mitte des zierlich gedeckten Tisches befand sich ein riesiges Blumenbouquet; vor jedem Couvert standen vier Gläser für Madeira, Medoc, Sauterne, und der Spitzkelch für den Champagner. Im kühlen, beschatteten Gartenhause, von blühenden Akazien umduftet, setzte man sich zu Tische, den schönen Augen einiger Französinnen gegenüber, und Heine als Gesellschafter, der seine Witze sprühen ließ.

Als man Platz nahm, rief Heine:

„Ich hoffe nicht, daß uns meine Frau den Hunger- und Dursttarif aus der Speisespelunke zum gestiefelten Mondkalb in der Stadt Lügenhausen vorlegen wird, wo man Sauerkraut mit Rosenöl, Frösche in Levantinemantillen und wahnsinnigen Schöpsenschlägel mit Camillensauce zu essen bekam.“

Mathilde gab ihm einen freundschaftlichen Schlag auf den Mund und sagte: „Du wirst zufrieden sein.“

Durch die Anwesenheit ihm werther Freunde angeregt und in dem erheiternden Geplauder mit hübschen Frauen vergaß der kranke Dichter auf Augenblicke sein körperliches Leiden und war unerschöpflich in drolligen Einfällen. Madame F., eine Deutsche, die er vor Jahren gekannt hatte und die nun nach

längerer Zeit wieder nach Paris gekommen war, befand sich mit ihrem Gemahl unter den Gästen. Sie begann sich mit Heine zu necken, und warf ihm den Flattersinn vor, womit er früher von einer weiblichen Erscheinung zur andern geflattert sei.

„Was wollen Sie, das Ideal, das man sich macht, ist selten in der Wirklichkeit zu finden," gab er zur Antwort. „Große Schönheit und seltene Tugend sind fast niemals beisammen anzutreffen, so bleibt uns armen Schelmen nichts übrig, als holde Weiblichkeit stückweise zusammen zu lesen. — Manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang fesselte, hat eine falsche, verrätherische Seele, die man ahnt, die man wahrnimmt, aber sie hält uns dennoch durch die Form ihres Ohres, das von einer Vollendung ist, wie man sie noch nirgends getroffen, durch die Kleinheit ihres Fußes oder der rosigen Opal ihrer Nägel fest."

Madame F. lächelte und schlug dem Dichter mit dem Fächer auf die Hand, denn mit der Anspielung auf das Ohr hatte er sie selbst gemeint. — Das Diner zog sich in die Länge und war ebenso belebt als geräuschvoll, alle Anwesenden waren von dem heitersten Humor beseelt.

„Wer führt Sie umher? Wer zeigt Ihnen Paris?" Diese Frage richtete Heine plötzlich an seine Nachbarin.

Diese nannte den Namen eines ziemlich bekannten Musikers.

„Das ist recht," rief Heine, „das kommt uns Allen zu statten, denn es wird ihn wenigstens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der gute V.... neulich eine Symphonie in dem Saal Valentinois aufführen ließ, hatte sich eine Schaar von Verschwörern eingefunden, welche diese musikalische Arbeit besonders auspfeifen wollte. Dieser Rachesturm sollte nach Verabredung am Schlusse des Finales losbrechen. Aber als die einzelnen Sätze sich zu einer unabsehbaren Länge aus-

dehnten, schlich einer der Verschwörer um den andern sich leise aus dem Saale fort, in der Voraussetzung, daß die Zurückbleibenden das Rachewerk ausführen würden. Aber da die Verschwörer eben die Musikkenner waren, hielt es keiner bis zum Ende aus, und so kam es, daß der treffliche Componist noch zuletzt von seinen Anhängern beklatscht und beglückwünscht wurde."

Als sich das Gelächter über diese Anekdote gelegt hatte, fragte Heine seine Nachbarin wieder:

„Was wollen Sie denn zuerst besuchen, Madame F...?"

„Es ist noch nicht bestimmt," erwiderte die Dame. „Madame K... will mich morgen gegen zwölf Uhr in ihrer Equipage abholen."

„Madame K...?" rief Heine. „O, liebe Freundin, lassen Sie sich warnen, daß Sie sich nicht in der Equipage dieser Frau erblicken lassen, denn das hieße wahrlich, Spießruthen laufen."

„Ich erinnere mich eben," gab Madame F... ein wenig betroffen zur Antwort, „daß Madame K... vorschlug, zuerst das Pantheon zu besuchen."

[*] „In's Pantheon!" rief Heine. „Was will denn Madame K... im Pantheon? Madame K... ist ja selbst ein Pantheon, wo viele große Männer geruht haben."

Als man sich endlich vom Tische erhob, war der Abend da. Die Sterne standen am Himmel, die blühenden Akazienbäume und die spanischen Jasminsträucher verbreiteten ihren erquickenden Duft und von Ferne her tönte ein Singen und Klingen der Geigen und der Klarinetten. Der Tanzplatz von Montmorency lag Heine's Landhaus fast gegenüber. Man gab den Damen den Arm und führte sie in den Kreis der Zuschauer. Heine selbst, obgleich er krank und gebrechlich war, mochte nicht fehlen, wo man sich lustig im Tanze bewegte und hübsche Mädchen zu sehen waren. Der Tanzplatz wurde von breitkronigen

Bäumen beschattet, das Orchester befand sich auf einem kleinen, zu diesem Zwecke errichteten Brettergerüste, und elegante Pariserinnen, Bauernbursche, Studenten und niedliche Dorfmädchen tanzten fröhlich und einträchtlich durcheinander.

Allgemach war die Zeit herangekommen, in welcher Meißner nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte, doch bevor er schied, wollte er noch einen Tag mit Margot verleben. Es war verabredet worden, daß er in dem freundlichen Belleville mit ihr zusammentreffen sollte, und schon am frühen Nachmittag machte er sich zu Fuß dahin auf den Weg.

Obgleich man dem Herbst nahe war, so war die Luft doch lau und balsamreich und man konnte aus ihrer Schwere schließen, daß der Tag nicht ohne ein Gewitter vorüber gehen würde; die hinter Wolken versteckte Sonne ließ ihre Wärme fühlen, ohne ihre Strahlen zu zeigen, kein Windhauch bewegte das Laub, sogar die Vögel sangen leiser als gewöhnlich, es schien, als ob die niedergedrückte Natur ausruhen und neue Kräfte sammeln wolle, um den herannahenden Sturm ertragen zu können.

Meißner war denn auch noch nicht weit gekommen, als sich ein ungeheuerer Windstoß erhob, eine Wirbelsäule von Blättern und Staub begann sich zu drehen, ein starkes Geräusch entstand, in das sich das Gestöhne der Baumwipfel, das Krachen der zerbrechenden Zweige und das Geheul des Windes mischte, dann begann der Regen in Strömen zu fallen.

Meißner suchte Schutz unter einem dichtbelaubten Baume, bald aber rief er:

„Und wenn der ganze Himmel sich in Wasser auflöste und alle Sternbilder durch den Blitz entzündet würden, so muß ich

dennoch vorwärts.“ — Und von Ungeduld getrieben, eilte er weiter.

Doch der Himmel war ihm gewogen und die aufgeregte Natur beruhigte sich bald; der Regen hörte auf, am Himmel zogen einige Wolken dahin, die dunstartig und beweglich waren, wie Rauch. Die wieder hervorbrechende Sonne übergoß das nasse Laub mit den lebhaftesten Strahlen, welche die Feuchtigkeit gierig einzusaugen begann.

Schon vor Belleville kam ihm Margot entgegen, sie grüßten sich schweigend. Meißner bot ihr den Arm und sie schmiegten sich aneinander wie ein paar von einem Gewitter überraschte Kinder.

Sie begaben sich in ein Wirthshaus, wo sie zu Mittag aßen, aber es wollte kein rechtes Gespräch in Gang kommen. Meißner war gedrückt von dem Gedanken an die nahe Trennung, und Margot, die gewöhnlich heiter und unbefangen war, war ungewöhnlich ernst gestimmt.

Nach Tisch gingen sie Hand in Hand um einen Weiher spazieren, der mit gelben Schwertlilien, Röhrigt mit sammetartigen Kolben und Weiden besetzt war, die ihre silbernen Rindensplitter auf das Wasser herabregnen ließen.

„Nun, Du liebes kleines Hexle,“ sagte Meißner endlich, „wirst Du mir auch heute in der Trennungsstunde nicht sagen, wie Du heißest und wer Du bist?“

„Schau, der möcht' mir in's Töpfle gucken,“ rief sie mit einem Anflug von Heiterkeit und in dem Idiom ihrer schwäbischen Heimath, und ihr Mund lachte dabei so frisch und köstlich, daß er, wie eine Grasblume, Düfte auszuhauchen schien, und ihr Lächeln erleuchtete ihr Gesicht wie ein Sonnenstrahl, der auf eine Rose fällt. In diesem Augenblick stand sie nicht nur in dem Frühling des Lebens, sondern sie besaß auch die Anmuth als Krone der Jugend. — Doch gleich wieder ernst werdend, sagte sie: „Die Verhältnisse erlauben mir nicht, auf-

richtig gegen Sie zu sein. Dringen Sie nicht in mich, ich will und darf nicht schwach werden."

„Die Stärke der Frauen besteht ja eben in ihrer Schwäche," erwiderte Meißner anzüglich; „Du weichst mir listig aus, Margot, und List ist Eure gefährlichste Waffe, die manchmal furchtbar werden kann."

Margot setzte sich auf eine Rasenbank, vor der sie eben standen, und zog den Freund an ihrer Seite nieder.

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Alfred," sagte sie weich; „List und Verstellung sind mir fremd — es genüge Ihnen zu wissen, daß mein Leben eine Zusammensetzung trügerischer Hoffnungen und wirklichen Kummers ist, den ich jedoch so leicht als möglich zu tragen suche — mehr darf ich Ihnen nicht sagen."

„Sie sind eigensinnig, Margot," sagte er verdüstert, „Sie hätten der Hebel sein können, der mich in Bewegung zu großen Dingen setzte."

„O," rief sie, „wie ist doch der Mensch so selbstsüchtig in der Freude und so ungerecht im Leide. Habe ich Ihnen nicht nachgegeben, wie der Vogel der Anziehungskraft der Schlange nachgiebt? Was wollen Sie noch mehr? — Ihr Dichter findet oft ein Weib mit sanften Augen, und vor ihren Blicken schmilzt Eure Seele hin und, auf beiden Knieen liegend, gießt Ihr Eure Schätze in ein Euch ergebenes Herz. So manches gewöhnliche Frauenherz wird das verdrießliche Grab der edelsten Eingebungen, Ihr schreibt Euere schönsten Gedanken in den Sand, macht Euer Leben aus Eurer Liebe, Eure heilige Idee ist dann nicht mehr Herrin in Euch, sondern sie ist die unterthänige Dienerin von zwei blauen oder schwarzen Augen. — Das sollte und durfte Ihr Fall nicht sein."

„Margot, was sagen Sie da?"

„Ich sage die schlichte Wahrheit," erwiderte das Mädchen einfach. „Doch ist dieses nur die eine Seite der Medaille; die

andere ist die, daß wir Frauen oft nach einer vorübergehenden Liebe schnöde aufgegeben werden — ich aber würde nicht ohne eine schmerzliche Angst die kalte Sprache der Gleichgültigkeit aus einem geliebten Munde hören, in theuren Augen lesen. Zerstreuungen würden meine Wunden nicht heilen, ich würde den Verlorenen schwerlich in einem neuen Liebesverhältniß vergessen können, denn es muß viel Zeit vergehen, bevor ein völlig eingenommenes Herz sich einer neuen Zuneigung öffnen kann — darum habe ich mich vor einer Leidenschaft gehütet, welche auch die hellsten Köpfe verwirrt und die besten Herzen in's Verderben führt. Sie aber sollten frei von jeder Fessel sein, wenn das Leben Sie wo anders hinriefe, wie das jetzt wirklich geschieht. Wenn das Glück Sie irgendwo erwartet, wollte ich nicht, daß Sie durch Mitleid gebunden, oder sich durch ein früheres Versprechen verpflichtet glauben sollten."

„Margot," rief der junge Mann ergriffen, „Margot, ich bewundere Sie, Sie sind kein gewöhnliches Weib, Sie haben Verstand wie ein Engel, und dabei haben Sie noch Mittel gefunden, mehr Herz als Verstand zu haben. Sie haben mir so manche schöne, glückliche Stunde geschenkt. . . ."

„Ich will nicht läugnen," fiel sie ihm gepreßt in das Wort, „daß Sie eine Zeit lang der Stern waren, der meinen düstern Lebensschiffbruch beleuchtete," dann setzte sie leichtsinnig auflachend hinzu: „Pah! wir werden uns jetzt trennen und in kurzer Zeit werden Sie denken: Mein Verhältniß mit der geheimnißvollen Margot in Paris, war nichts weiter als eine Laune, eine Blume ohne Wurzel, eine Freude ohne Erinnerung, eine Thorheit ohne Glück."

„O, fürchten Sie das nicht," rief Meißner mit Gefühl, „ich werde mich stets an den tausend Düften berauschen, welche das in Blüthe stehende schöne Andenken ausströmt. Doch werden Sie mir wenigstens schreiben?"

„Nein," sagte sie entschieden, „nein, ich werde Ihnen nicht

schreiben. Wer dem Papier seine Gedanken anvertraut, ist ein Thor, denn die Buchstaben können als Zeugen gegen ihn aufstehen, wenn sie nicht gar zu Anklägern gegen ihn werden."

„Gut," sagte er halb traurig, halb ärgerlich, „gut, ich muß mich Ihrem Willen fügen und werde wie ein geduldiger Ochse den traurigen Pflug der Langeweile durch das Leben ziehen, doch werde ich Ihnen darum nicht minder dankbar sein für das mir geschenkte Glück."

„Ach!" erwiderte sie träumerisch, „das irdische Glück ist eine geheimnißvolle Rose, deren Duft man erst einathmet, wenn sie unseren Händen entfallen ist."

Sie saßen noch lange da und sahen die Bäume an, die mit den röthlichgoldenen Farben des Herbstes schattirt waren, ein melancholischer Dunst begann die einschlafende Landschaft zu bedecken; die untergehende Sonne hüllte den Westen in einen purpurfarbenen Nebel ein. Die einen Augenblick beleuchteten Hügel von Menilmontant begannen sich in der gleichmäßigen Färbung der Dämmerung zu verlieren.

Margot erhob sich.

„Die Zeit ist ein habsüchtiger Wucherer, der uns drängt," sagte sie. „Lassen Sie uns hier Abschied nehmen, in der Stadt dürfte es nicht passend sein."

„So lebe denn wohl," rief Meißner mit Innigkeit, drückte das Mädchen an sein Herz und küßte sie zu wiederholten Malen. Margot bebte unter seinen Küssen, wie die Saiten einer Harfe, über die der Wind hinstreicht, dann sprach sie leise, mehr zu sich selbst, als zu ihrem Begleiter:

„Gott gießt einen Tropfen Galle in jeden Freudenbecher, er will nicht, daß es hinieden ein vollkommenes Glück geben soll, denn es würde den Menschen alsdann zu schwer fallen zu sterben." Dann setzte sie etwas lauter hinzu: „Das Leben ist ja ein ewiges Abreisen, und der Tod die letzte Trennung."

Sie hing sich in Meißner's Arm und beide schlugen den Weg nach Paris ein.

Die Natur war schweigsam, aber nicht stumm, denn das feierliche Concert fand statt, welches bei beginnender Nacht die Erde dem gestirnten Himmel singt — und der Himmel war schön, denn nach dem Regenguß des Tages war das Blau des Nachthimmels reiner, das Feuer der Sterne strahlender, der Horizont schien seinen Schleier abgeworfen zu haben, um seinen reichen Schmuck in seiner ganzen Pracht funkeln zu lassen.

Vor Belleville lag eine kleine Hütte, deren einziges Fenster erleuchtet war. Margot zog ihren Freund an dasselbe, und sich auf die Fußspitzen stellend, blickte sie neugierig durch die trüben Scheiben.

Durch den Dunst einer rauchenden Lampe, die nur auf dem Tische zu stehen schien, um die in der Stube herrschende Finsterniß bemerkbarer zu machen, konnte sie einen Alkoven und in diesem eine Kinderwiege bemerken, die ein etwa vierjähriger Knabe in Bewegung setzte, um das darin schreiende Kind zu beschwichtigen. An dem Tische stand ein Mann, der einen Stiel in eine Axt klopfte, ihm gegenüber saß seine Frau, die ein Kinderhemdchen ausbesserte, und neben ihr, in einem alten Sessel liegend, war die Großmutter hinter ihrem Spinnrade eingeschlafen.

Meißner zog seine Begleiterin fort.

„Ist es denn möglich," sagte er, „daß man in einem solchen Raume leben, lieben, arbeiten, essen und trinken kann! Solch' ein Leben ist ja ein tägliches Sterben."

„Sie könnten sich wohl nicht mit einer Hütte und einem Herzen begnügen?" rief Margot, indem sie den Blick fragend auf ihn heftete.

„Nein," erwiderte er, „die Liebe ist eine Blume, die im Elend verwelkt und dahinstirbt, sie bedarf eines behaglichen Bodens, wenn sie blühen und gedeihen soll."

„Das ist eine Männeransicht,“ versetzte sie und versank wieder in Schweigen.

Sie erreichten ohne ein weiteres Wort zu sprechen, den Boulevard-du-Temple und mischten sich unter das Menschengewühl, das im Schein der Gaskandelaber auf und abwogte. Als sie das Château-d'eau erreicht hatten, zog Margot ihren Arm aus Meißners Arm, ergriff seine Hand, die sie krampfhaft drückte, und rief mit einem erstickten Schluchzen: „Leben Sie wohl!“ und verschwand wie der Blitz in eine Seitenstraße.

In diesem Weibe war trotz des Leichtsinns, eine große Macht zu lieben, und trotz ihrer Heiterkeit, eine tiefe Neigung zur Melancholie enthalten. Meißner sah ihr kopfschüttelnd nach und murmelte:

„Dieses Mädchen ist ein sonderbares Wesen! Doch gleichviel, sie hat mir schöne Stunden gegeben.“

Am nächsten Morgen fuhr Meißner nach Montmorency zu Heine.

„Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, lieber Doctor.“

Mit diesen Worten eröffnete Meißner das Gespräch und reichte Heinen die Hand.

Dieser saß, mit allen Spuren einer zerstörenden Krankheit im Aeußern, an seinem Schreibtisch, hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und starrte nachdenklich auf ein vor ihm liegendes beschriebenes Blatt Papier. Bei dem Klang von Meißner's Stimme fuhr er jäh empor und rief mit Betrübniß:

„Sie wollen also wirklich schon gehen? Das thut mir leid, ich werde Sie sehr vermissen, denn ich habe Sie lieb gewonnen, sehr lieb, das dürfen Sie mir glauben.“

„Ich glaube es Ihnen und freue mich darüber. Doch wie steht es mit Ihrer Gesundheit?“

Heine lachte mit Galle.

„Schlecht, sehr schlecht,“ sagte er, „Alles ekelt mich an,

selbst die Optik der Einbildungskraft verschönert mir das Leben nicht mehr. Sie glauben es mir vielleicht nicht, aber ich versichere Sie, mein Herz ist ein Grab ohne Grabschrift, es erzählt nichts von dem, was es enthält. Glücklicherweise habe ich eine Vorliebe für den Tod gefaßt, aber es ist eine unglückliche Leidenschaft, die bis jetzt von keinem Erfolg gekrönt wurde."

„Ich lege Protest ein gegen Ihren Tod," fiel ihm Meißner ein, „und untersage Ihnen als Freund, sich so düstern Gedanken hinzugeben."

„Stören Sie mich nicht in meinem Gedankengange, für den Lebensmüden ist das Grab das beste Ruhebett."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, schweigen Sie, ich kann Sie nicht so muthlos reden hören, das ist Ihrer unwürdig."

„Soll ich eine Hoffnung auf bessere Tage heucheln, die ich nicht habe?"

„Sagen Sie das nicht, Sie täuschen sich selbst, es ist kein Stein so hart, daß er nicht einen schöpferischen Funken enthielte, es ist kein Herz so ausgetrocknet, daß nicht ein Hoffnungskeim darin wohnte."

„Aber es wachsen keine Blumen auf Eisblöcken, und ich bin zu einem Eisblock geworden."

„Wenn aber im Frühling die Sonne wieder wärmer scheint, dann beginnen die Eisblöcke zu schmelzen. Doch lassen wir dieses unerquickliche Gespräch fallen, und sagen Sie mir lieber, was es Neues gibt."

„Die Neuigkeiten sind für den Augenblick alte Coquetten, die ihr Alter verhehlen. Ein neues Gedicht kann ich Ihnen jedoch zeigen."

„Lassen Sie sehen," rief Meißner, und griff begierig nach dem beschriebenen Papier, das Heine ihm hinreichte.

Es war das bekannte Gedicht über die beiden Polen Krapulinsky und Waschlappsky. Nachdem Meißner es gelesen hatte, gab er es lachend zurück.

„Das wird Effect machen und einschlagen," sagte er, „aber die Getroffenen werden sich nicht darüber freuen."

„Nein, denn Keiner liebt es, die Wahrheit zu hören, aber sie verdienen diese Züchtigung. Dennoch bin ich in ein Gewölk von Zweifeln gerathen, ob ich das Ding soll drucken lassen oder nicht, denn Aergerniß gibt Aergerniß ... aber es ist wohl verdient ... der Eine ist ein gemeiner Schuft, der Andere ein Hallunke."

„In diesem Falle würde ich schonungslos sein."

„Nicht wahr, Sie sind auch der Ansicht, daß ich das Ding soll drucken lassen. Ja, ich will es sogleich an meinen Verleger schicken, damit er es der neuen Ausgabe meiner Gedichte einverleibe."

Und rasch entschlossen, siegelte er das Gedicht in einen bereits fertigen Brief und schrieb die Adresse an Julius Campe in Hamburg darauf.

Kaum war dieses geschehen, als er abermals in Zweifel gerieth.

„Es wäre aber doch vielleicht besser, wenn ich es zurücklegte," sagte er, „man soll seinen Nächsten nicht allzusehr schinden ... schade um die drolligen Gedanken, die darin sind, das Publicum würde darüber lachen ... ja, es soll gedruckt werden ... doch nein, es muß aus der Sammlung bleiben."

So schwankte er hin und her wie ein vom Sturm bewegtes Schiff. Meißner zuckte lächelnd die Achseln. Das schien ihn zu stacheln, wie der Sporn eines Reiters ein widerspänstiges Pferd, er griff zur Schelle und befahl der eintretenden Negerin, diesen Brief augenblicklich auf die Post besorgen zu lassen.

Aber schon nach einigen Minuten wurde er höchst unruhig, er wechselte die Farbe und bewegte sich auf seinem Stuhle hin und her.

„Es wäre am Ende doch besser gewesen, wenn ich die

Absendung unterlassen hätte," preßte er zwischen den Lippen hervor; „ja, gewiß, es wäre besser gewesen."

Und wieder schellte er der Magd und befahl ihr, dem, der den Brief fortgetragen habe, nachzueilen, und ihm denselben wieder abzunehmen.

„Ich will Niemand mehr kränken," sagte er sodann zu Meißner, „ich habe noch genug an den Streitigkeiten, die ich durch die Angriffe auf Platen und Börne hervorgerufen habe."

„So geben Sie jetzt zu, daß Sie Beiden zu viel gethan haben?"

[*] „Dem Platen gewiß, er wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur mehr Poesie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte Alles, was zu einem Dichter gehört, Hochmuth, Reizbarkeit, Armuth, Schulden, Kenntnisse, eben Alles, mit Ausnahme der Poesie. In der Metrik hat ihn bis jetzt Niemand übertroffen, er war ein Zeus im Sylbenfall, es fehlten ihm nur eben die Gedanken und Gefühle, die mit dieser Verskunst zu bekleiden waren. — Aber daraus geht noch nicht hervor, daß er solche Angriffe verdiente, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die ihn betreffenden Kapitel aus den Bädern von Lucca nie geschrieben. Aber warum hat er mich auch auf eine so gemeine Weise an meine jüdische Herkunft erinnert? Das empörte mich und versetzte mich in eine fieberhafte Gluth. Ich wandelte im Grimm, racheschnaubend und auf Rache sinnend umher und stellte ihn an den Pranger."

Jetzt ging die Thür auf und der ungarische Schriftsteller Kertbeny kam herein.

„Störe ich, meine Herren?" fragte er unter der Thür stehen bleibend, „in diesem Falle werde ich mich augenblicklich wieder entfernen."

„Nein, nein, bleiben Sie," rief Heine, „wir sprachen eben von Platen und von meinen Ausfällen gegen ihn."

Der Ungar nahm einen Stuhl, setzte sich und sagte zu Heine:

„Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter, und wissen Sie auch, daß der Mann an Ihrem Hohne gestorben ist?"

„Freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlich kalten," erwiderte Heine schnell; „er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem innern, musikalischen Sinn bestand, so zu sagen, in einem mathematischen Sinn für Musik."

„Weshalb thaten Sie ihm aber so mit vollem Bewußtsein Unrecht?" fragte der Ungar wieder.

[*] „Ja, sehen Sie," antwortete Heine, indem er dabei lächelte wie ein Faun, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus und besonders alle die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas geschunden hat, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleinen der Muth vergehe."

„War das aber auch recht gehandelt?" warf ihm Meißner ein.

„Hm! Das gehört so zur Taktik der literarischen Feldzüge, und dann war der Platen wirklich ein Halbnarr, wenigstens als Mensch. Er ging in München mit einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe spazieren, wie mich ein glaubwürdiger Freund versicherte, der es selbst gesehen haben wollte. Auch — hier stockte Heine etwas — auch war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich nicht einen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinn;

er blieb aber störrisch wie Don Quichotte, und so trat ich denn gegen ihn auf... und endlich war er dumm genug, sich zu erstechen, wie ein Scorpion."

Jetzt kam die Negerin wieder und berichtete, sie habe den Brief nicht wieder bekommen können. Der Bauernknabe, dem sie ihn zur Besorgung übergeben, sei gerade noch zum Schluß des Packets zurecht gekommen, und das Schreiben befände sich wahrscheinlich schon auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte.

Heine war außer sich und äußerte einen so heftigen Schmerz, daß der ungarische Dichter es für unbescheiden hielt, länger zu bleiben, er nahm seinen Hut und entfernte sich ohne Abschied.

Meißner suchte seinen Freund zu trösten; er bemerkte ihm, daß er der Sendung des Manuscripts ja nur einen Brief nachfolgen lassen dürfe, worin er das Gedicht zurück verlange.

„O wie schlecht kennen Sie den Campe," rief Heine höchst erregt, „was der einmal hat, das hält er fest, wie der Teufel eine arme Seele, und druckt es, und bringt es an die Oeffentlichkeit, mag der Autor nun wollen oder nicht. Die beiden edlen Polen werden erscheinen, und das macht mich sehr unglücklich. Sehen Sie, Meißner, mir ist es, als ob ich eine Kralle des Satans verschluckt hätte, die mich nun innerlich brennt und zerreißt."

„Ich hätte Sie wahrlich nicht für so nervenschwach gehalten, Doctor."

„Können Sie der Rose gebieten zu verhindern, daß ein Wurm ihr das Herz zernage? Nein, das können Sie nicht. Eben so geht es mit den Nerven, die ihre zerstörende Wirkung im Stillen ausüben."

Meißner suchte den leidenden Mann nun unvermerkt von diesem Thema abzubringen, indem er das Gespräch wieder auf Börne lenkte. Darauf eingehend, sagte Heine:

„Im Gegensatz zu Platen war Börne kein Poet; seine

Novelletten, seine Reiseskizzen, verrathen den größten Mangel an Erfindung, Plastik und Gestaltung."

„Aber er besaß doch unendlich viel Verstand," warf ihm Meißner ein.

„O ja, gesunder Menschenverstand war ihm gegeben, auch das lebendigste Gefühl für Recht und Unrecht, dabei hatte er einen scharfen ätzenden Witz, der jedoch nicht selten Alles verkehrte und aus der einseitigsten Anschauung Schwarz für Weiß, Weiß für Schwarz erklärte. — O Gott, Meißner, wenn ich doch nur das verfluchte Gedicht nicht fortgeschickt hätte — das wird wieder einen Scandal absetzen, wie das Buch über Börne."

„Warum aber auch haben Sie jenes unselige Buch geschrieben?"

„Warum hatte er mich so schmachvoll in seinen Schriften angegriffen? Ich mußte mich rächen, und es war ja schon mehr als ein ehrlicher Mann genöthigt, gegen seinen Willen den Beistand des Teufels anzurufen."

„Die Rache ist eine Frucht, die verlockend scheint, bevor man sie gepflückt, die aber sehr bitter schmeckt, sobald man sie gekostet hat."

„Da haben Sie sehr Recht," stimmte ihm Heine bei, „aber sehen Sie, der Börne glich einem hungrigen Hunde, der lüstern auf einen Knochen ist, und dieser seinen Appetit reizende Knochen war ich. Seine Ansichten standen den meinigen so schroff entgegen, daß mein Herz zu einem verschlossenen Buche für ihn ward, das nicht mehr zu öffnen war. Ich gäbe allerdings jetzt viel darum, wenn ich das Buch über ihn nie geschrieben hätte. Es war ein Product der Erbitterung, die von dem Geklatsche böser Freunde genährt worden war. Ich konnte es nicht dulden, daß er mich übersehen wollte, daß er meinen Lebenswandel kritisirte, und sogar meine Ehrlichkeit in Frage stellte."

„Hätten Sie dann wenigstens nur ihn, und nicht auch seine Freundin angegriffen; das nahm Ihnen die Welt noch

übler, als daß Sie sich gegen Börne vergingen, obgleich er ein Ehrenmann war."

„Ja, ich gebe es zu, daß er ein Ehrenmann war, aber er war ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so zu sagen das, was die Franzosen einen chien hargneux nennen. Seine Briefe aus Paris mag ich nicht lesen, Galle ist kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geschrieben habe, ist wahr, doch gestehe ich, daß ich es gern wieder zurücknähme. Wenn man eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor ausspricht, so greift man damit zugleich das ganze Heer seiner Freunde an und die hunderttausend Besitzer seiner Werke rücken dann für ihn in's Feld."

„Sie haben jedenfalls sehr unklug gehandelt, das kann ich Ihnen nicht verhehlen."

„Freilich habe ich das, ich gebe es ja zu. Da war der Goethe ein weit klügerer Mann, er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich, irgend Etwas auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren."

„Hätten Sie doch sein Beispiel befolgt."

„Wer kann ruhig überlegen in den Stunden der Aufregung," sagte Heine mit einem gewissen Leidmuth. „Es ist einmal so in der Welt — so oft ich mich rächen wollte, waren die Umstände meine Dienerinnen. Wenn es geschehen war, dann wurde meine Seele düster, wie eine regen- und gewitterschwangere Wolke. Daß ich Madame Wohl, jetzige Strauß, angegriffen habe; ist das größte Unrecht, das ich je begangen habe. Ihnen will ich es gestehen, daß der innere Gerichtshof, das Gewissen, mich ihr gegenüber nicht freispricht, und wenn die innere Stimme bei Tage auch schweigt, so spricht sie desto lauter bei der Nacht, und dann wachen alle die verborgenen Qualen und eingeschlafenen Gedanken auf, die man verbannen möchte."

„Ja, ich begreife das," sagte Meißner, „es gibt einen Stillstand, der nur so lange dauert, als man das Gedächtniß nicht wach ruft."

Als Meißner das gesagt hatte, zog er seine Uhr hervor.

„Es ist spät," sagte er, „ich muß Ihnen jetzt Lebewohl sagen."

„Also wirklich!" rief Heine, und seine Stimme klang wehmüthig, er ergriff Meißner's Hand und drückte sie lange mit Herzlichkeit. „Grüßen Sie mir das Vaterland," sagte er sodann, „das gute, wackere Deutschland, das ich so innig liebe, obgleich ich mich über seine Zöpfe und seinen Kastengeist so unbarmherzig lustig gemacht. Ich werde es wohl nie wiedersehen, denn auch ich bin ja ein Verbannter, der jetzt nur das Herz des Fremdlings zur Zufluchtsstätte hat."

„Verbannt!" rief Meißner erstaunt. „Sie sind doch nicht aus Deutschland verbannt?"

„Allerdings nicht durch gerichtliches Urtheil, aber haben Sie mein Wintermährchen vergessen, in dem ich die deutschen Zustände so wahrheitsgetreu abconterfeite? Das hat die hohen Herren gewurmt, es wurden in aller Stille Verhaftsbefehle erlassen, die von der deutschen Grenze an auf jeder Station meine Heimkehr mit Sehnsucht erwarten, und die jedes Jahr gehörig erneuert werden um die heilige Weihnachtszeit, wenn an dem Christbaum die gemüthlichen Lichter funkeln."

„Ihr Wintermährchen hat aber auch allenthalben den Nagel gehörig auf den Kopf getroffen."

„Hat es? Nun, das freut mich," rief Heine mit einem Lächeln voll innerlicher Freude, und seine Augen blitzten noch einmal auf, wie in seinen besten Tagen. „Ja," fuhr er fort, „das Wintermährchen und der Atta Troll haben ihre Schuldigkeit gethan. Der Atta Troll entstand 1841, zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen mich zusammengerottet hatten, noch nicht ganz ausgelärmt hatte.

Ich hätte nie geglaubt, daß Deutschland so viele faule Aepfel hervorbrächte, als mir damals an den Kopf flogen. Unser Vaterland ist ein gesegnetes Land, es wachsen freilich weder Citronen noch Goldorangen darin, auch krüppelt sich der Lorbeer nur mühsam fort auf deutschem Boden, aber faule Aepfel gedeihen in erfreulichster Fülle."

„Das ist wahr, alle unsere großen Dichter wußten ein Lied davon zu singen."

[*] „Bei jener Emeute," hob Heine wieder an, „wo ich Krone und Kopf verlieren sollte, verlor ich keins von Beiden: ich konnte zwar die Verläumdung nicht gleich todtschlagen, aber die absurden Anschuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, sind seitdem, ohne daß ich mich zu einer Widerrede herabzulassen brauchte, auf's Kläglichste verschollen."

„Die Zeit übernahm Ihre Rechtfertigung, wie das in der Regel zu geschehen pflegt."

„Ja, wer warten kann, der findet immer seine Anerkennung. Aber jetzt leben wir wieder in einer verfluchten Zeit, in der die sogenannte politische Dichtkunst blüht. [*] Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig herumzutreiben, sondern in vaterländische Dienste zu treten, etwa als Marketenderinen der Freiheit, oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität."

„Man will eben seine patriotischen Gesinnungen bethätigen, schießt aber oft neben das Ziel."

„Ja, der leere Kopf pocht jetzt mit Fug und Recht auf sein volles Herz und die Gesinnung ist Trumpf. Doch ich sehe, Sie stehen auf dem Sprunge und gleichsam auf heißen Kohlen. So wollen wir denn die Bitterkeit des Abschieds nicht verlängern. Leben Sie wohl, und möge ein guter Geist Sie bald wieder nach Paris führen. Gehen Sie, kein Wort weiter."

Meißner warf einen tiefschmerzlichen Blick auf den kranken Dichter, drückte ihm noch einmal stumm die Hand und verließ in tiefer Bewegung das Zimmer.

Heine's Gesundheitszustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Das Jahr 1848 kam, die Februarrevolution brach aus, aber sie berührte ihn nicht, denn er lag zu Bette und seine Sinne waren abgestumpft. Dennoch sagte er einst zu Vincke:

„Ich wundere mich nicht, daß es so gekommen ist, denn es mußte so kommen. Als der Graf von Paris kaum sechs Jahre alt war, hatte er alle seine Milchzähne und überdies vier Adjutanten. Der Erste lehrte ihn mit einem hölzernen Säbel umgehen, der Zweite auf einem Schaukelpferd festsitzen, der Dritte unterwies ihn in der Kunst bleierne Soldaten aufzustellen, und der Vierte lehrte ihn aus Honigkuchen Bastillen aufbauen. Diese kleine Instruction kostete dem Staat jährlich dreißig bis vierzig tausend Franken. Sie hofften wahrscheinlich dadurch einen Alexander aus dem Buben zu machen, und jetzt ist er ein Johann ohne Land.“

Nach einigen Wochen besserte es sich wieder mit Heine, er stand auf und ging sogar wieder aus.

Im Mai 1848 machte er seinen letzten Spaziergang über die Boulevards. Volkshaufen wogten durch die Straßen. Der halb blinde und halb gelähmte Dichter, der sich mühsam an seinem Stocke dahin schleppte, fühlte sich unbehaglich in diesem Gewühl, er beschloß, sich in den nahen Louvre zu retten, um sich dort auszuruhen.

Auf dem Wege dahin begegnete ihm ein Mann, der augenscheinlich krank war und von einem Diener geführt wurde. Der Mann sah nicht nur körperlich leidend, sondern auch geistig

versimpelt aus, das Auge hatte keinen Blick mehr, der Verständniß verrieth, der Mund, dessen Lippen schlaff herunter hingen, wurde von einem kindischen Lächeln umspielt. — Es war dieses der Componist Gaetano Donizetti, der Schöpfer der Anna Boleyna, des Liebestranks, des Marino Feieri, des Belisar, der Lucia von Lammermoor und der Regimentstochter. Bald nach der Composition seiner letzten Oper, Don Sebastian, überfiel ihn 1843 der Anfang einer Gehirnerweichung, die er durch ein sehr bewegtes Leben und durch übermäßige körperliche und geistige Anstrengungen herbeigeführt hatte. Das ganze Nervensystem gerieth in Unordnung, während in den ersten Jahren der Körper in allen seinen thierischen Functionen sich anscheinend im normalen Zustand befand. Jetzt aber hatte er das Gedächtniß fast ganz verloren und konnte nur mühsam einige Worte lallen.

Heine blieb stehen und sah ihm mit tiefer Wehmuth nach.

„Armer Donizetti, Du bist auf ewig für die Kunst und für die Welt verloren,“ sprach er in Gedanken. „Ach! daß der Mensch so schwach ist, die sinnlichen Leidenschaften nicht zügeln zu können, die ihn in's Verderben führen.“

Er schleppte sich mühsam weiter und erreichte den Louvre, wo er im untern Geschoß in den Saal trat, in welchem sich die antiken Bildsäulen befinden. Hier ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl fallen, den ihm der Aufseher dienstfertig herbei schleppte, dann trocknete er sich den Schweiß ab.

Als er jetzt aufblickte, sah er sich dem Ideal der Schönheit, der Venus von Milo gegenüber. Fast von Entsetzen ergriffen, bebte der kranke Mann zusammen und heiße Thränen strömten ihm über die bleichen eingefallenen Wangen, er weinte über sein Elend und über sich selbst, wie man über einen geliebten Todten weint.

Die schönen Lippen der Göttin lächelten süß und verlockend wie immer.

„O, o," rief er, „Du bist meine Verderberin, und ich bin Dein unseliges Opfer."

Eine Welt voll Jammer lag in diesem Bekenntniß — er brach wie ohnmächtig zusammen. Der menschenfreundliche Aufseher ließ ihm einen Wagen besorgen, in dem er langsam nach Hause fuhr. Mathilde brachte ihn erschrocken zu Bette, das er von da an nicht mehr verließ.

Auf dem Krankenbette.

Doctor Gruby, den man bei seinem Anfall gerufen, hatte ihn ohne alle Bewegung, wie einen Knäuel auf der Erde liegend, mit Speichelfluß behaftet, und unfähig, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, gefunden. Seiner Kunst war es gelungen, ihn wieder so weit herzustellen, daß er aufgesetzt werden und die Arme wieder bewegen konnte.

Ende Januar 1849 kam Meißner wieder auf einige Wochen nach Paris und sein erster Gang war, Heine aufzusuchen, der nun unwiderruflich an das Krankenbett gefesselt war, wie Prometheus an den Felsen. Er befand sich so zu sagen in einem Zwischenzustand, der nicht mehr das Leben mit seinen gewaltigen Empfindungen, und doch auch noch nicht der materielle Tod war.

Meißner erschrak bei seinem Anblick, daß sich ihm das Herz zusammen krampfte.

Als er ihn zum letzten Mal in Montmorency gesehen, hatte er ihn zwar sehr leidend gefunden, aber doch noch seiner Glieder mächtig, das traurig blickende eine Auge war noch offen gewesen, und jetzt, nach nicht vollen zwei Jahren, fand er ihn in der Rue-d'Amsterdam bleich, beinahe blind und zum Entsetzen abgezehrt.

Es war Abend, als er bei ihm eintrat. Auf dem mar-

mornen Kaminsims stand eine brennende Astrallampe; eine breite spanische Wand schied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der dunkeln Abtheilung stand das Bett, worauf der Kranke lag.

„Wer ist da?“ rief er.

„Ich bin es, lieber Doctor, ich, Alfred Meißner. Wie geht es Ihnen?“

Ein staunender Ausruf erfolgte, und da Meißner näher trat, wurde ihm eine hagere Hand entgegen gestreckt, die sich vergebens bemühte, die des Freundes zu drücken. Diese Hand war fast durchsichtig, sehr blaß und weich.

Tief ergriffen, vermochte Meißner lange keine Worte zu finden, und es trat ein so tiefes Stillschweigen ein, daß man den Pendel der auf dem Kamine stehenden Uhr knattern hörte, während über den Hof herüber, das gedämpfte Saitengeklimper eines Claviers erschallte.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ begann Heine endlich schmerzlich, aber mit jenem Spottlächeln, das ständig auf seinen Lippen zu wohnen schien, „als Sie vor Zeiten die Adamiten in Ihrem Ziska besangen, ahnten Sie wohl nicht, daß auch einmal Ihr Freund sich zu dieser Secte bekennen würde. Und dennoch ist es nun beinahe ein Jahr, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Eben so lange ist es her, daß ich keine Beinkleider mehr angezogen habe.“

„Es thut mir weh, das von Ihnen hören zu müssen,“ sagte Meißner mit einem unterdrückten Seufzer.

Heine erhob sich von seinen Kissen.

„Setzen Sie sich,“ sagte er, und begann nun zu erzählen, wie er die Zeit verlebt hatte, während welcher sie getrennt gewesen waren. „Ich hatte fast ununterbrochen Schmerzen,“ fuhr er fort, „befand mich und befinde mich noch in dem hülflosesten Zustande, erduldete die schrecklichste Hiobspein. Sehen

Sie, lieber Meißner, ich bin mir gleichsam selbst ein Gespenst geworden und sehe gewissermaßen als ein schon abgeschiedener und in einem Zwischenzustande lebender Geist auf meinen armen, gebrechlichen, gefolterten Leib herab. So lebe ich denn in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit."

„Und vermögen Sie denn in diesem Zustande noch zu dichten?" fragte der theilnehmende Freund, nachdem er sich vor dem Krankenbette niedergesetzt hatte.

„Ach! ich fühle den Drang dazu in mir, ich möchte schaffen und schreiben, aber das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz sind mir hinderlich. — Ich sage Ihnen, ich habe Nächte, die voll solcher Qualen sind, daß der Gedanke des Selbstmordes an mich heran kriecht, und daß nur die Erinnerung an mein geliebtes Weib, und der Wunsch, noch manches Werk zu fördern, das ich hier zu vollenden habe, mir die Kraft gibt, diese Versuchung endlich wegzuschleudern."

„Mein Gott, hegen Sie doch keine solche Gedanken," fiel ihm Meißner fast erschrocken ein.

Heine hob sein rechtes Augenlid mit dem Finger in die Höhe, sah Meißner mit furchtbarem Ernst an, und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglücklichen Lenau. Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern."

[*] „Dieser Fluch hat seinen Grund doch wohl nur in der vorherrschenden Phantasie, welche Freude wie Schmerz in's Größere steigert, und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinein aufwühlt, und die Ekstasen, die der Geist schafft, sind mit der Diätetik schwer zu vereinigen."

Heine nickte beistimmend mit dem Kopfe und sagte leise: „Freilich, freilich, Dichter werden selten alt."

„Wenigstens," erwiderte Meißner, „werden nur solche alt

denen wie Tieck, Calderon oder Ariost, die Poesie nur ein ästhetisches Spiel ist, oder die wie Goethe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gehen."

„Es gibt aber welche, die selbst auf die Gefahr des Untergangs hin den Griff in's Herz wagen," warf ihm der kranke Dichter ein.

„Das ist wahr," sagte der Andere, „aber diese fallen als Opfer, wie Schiller, dessen Organe man nach seinem Tode in so furchtbarer Zerstörung fand, das kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch habe leben können."

„Ihn hat seine große Seele gewaltsam unter den Lebenden erhalten."

„Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Musen ertragen zu können, welche erschöpfender sind, als die von hundert irdischen Frauen. Was sage ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben, dessen Knochen von Eisen sind."

„Sie haben Recht, o, Sie haben nur allzusehr Recht," rief Heine, „so sollte es sein. Leider aber ist meine Organisation der Art, daß die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, schon im Stande ist, mir eine schlaflose Nacht zu machen und mein Gemüth in bedenklicher Weise zu spannen und zu reizen."

„Wie, so sprechen Sie, lorbeergekrönter Mann?" sprach Meißner mit starrer Verwunderung. „Das ist nicht in der Ordnung. Ihr Ruhm ist groß, aber Ihre Eitelkeit scheint noch größer zu sein. Man könnte auf Sie anwenden, was d'Alembert über Voltaire gesagt hat."

„Und was hat er gesagt?"

Er sagte: „Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sou dazu haben."

Heine lächelte schmerzlich, dann sagte er nach einer kurzen Pause:

„Ist es nicht schrecklich, daß ich, der Dichter der Liebe, der sie besungen hat, von Platonismus bis zum Hexensabbath, nun hier liegen muß, wie ein armer Lazarus, der ihr auf immer zu entsagen gezwungen ist?... O, ich habe viel und schön geliebt."

„Ich glaube es. Wie Pygmalion, müssen Sie das von den Göttern belebte Bild erfaßt und es mit glühenden Armen festgehalten haben."

„Ja, für mich war die Liebe ein Element des Lebens, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, sondern eine unermeßliche Leidenschaft, die mein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen, schön lodernden Brand steckte. Ich wiederhole Ihnen, die Liebe ist stets die große Passion meines Gemüths gewesen, die ich nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, und in der Liebe fühlte ich mich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt und der Menschen, ja, sogar der Staatsformen. Aber die Flammen, in denen ich so gern athmete, fressen an meinem Leben und verzehren jetzt mich selbst."

Beide versanken in Stillschweigen. Nach einer langen Pause hob Heine wieder an:

„Die Frauen geben uns so viel und werden oft schlecht dafür belohnt. Sehen Sie hin, wie blühen diese Frauen! Es sind Blumen, denen weder der Sonnenstich, noch der kalte Nachtthau schadet. An ihren Kelchen berauschen sich tausend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöschen. — Es ist Herbst — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends sieht man einen Schmetterling mehr, der sie buhlerisch umgaukelt."

Es war indessen spät geworden und Meißner verabschiedete sich von dem Kranken mit dem Versprechen, recht oft wieder zu kommen. Er hielt Wort, denn fast täglich erschien er vor Heine's Bett, um einige Stunden mit ihm zu verplaudern. So vergingen an drei Wochen und er mußte an seine Abreise

denken, doch hatte er zuvor noch eine Pflicht zu erfüllen, deren er sich entledigen mußte.

Meißner sollte diesmal Madame Strauß kennen lernen. Ein Frankfurter Buchhändler, der ein Neffe dieser Dame war, hatte ihm ein Packet zur Bestellung an seine Tante mitgegeben und ihm aufgetragen, sie ja gleich in den ersten Tagen in ihrem Landhause zu Auteuil zu besuchen. Er sandte auch gleich nach seiner Ankunft den Brief und das Packet hin, verschob aber die Fahrt, um seine persönliche Aufwartung zu machen, von Tag zu Tag, und erst als Herr Strauß ihn auf seinem Zimmer in dem Hôtel du-Cour-de-Commerce besucht hatte, entschloß er sich kurz vor seiner Abreise, den Besuch schicklicherweise zu erwiedern.

Auteuil liegt am Ende des Boulogner Gehölzes. Meißner fuhr in einem Omnibus dahin, aber die todtmüden Pferde, die sich den Tag über bereits abgerackert hatten, kamen nicht vorwärts. Er war an einem unfreundlichen Februartag um vier Uhr von Paris weggefahren, und da es bald anfing zu regnen, so sprach Meißner voll Unmuth zu sich selbst:

„Alle Teufel, das hast Du schlecht gemacht! Kurz vor der Essensstunde willst Du bei den Leuten erscheinen! Wer hätte aber auch geglaubt, daß Auteuil so weit ist, daß die Pferde so müde sind, und der Omnibus so oft anhalten würde. Ich komme den Freunden Börne's vielleicht recht ungelegen über den Hals.“

Dennoch war Meißner neugierig, die Frau zu sehen, deren bösen Blick er fürchtete, der den Ueberlästigen treffen mußte — aber Börne's Freundin konnte kein alltägliches Weib sein, Börne konnte nur eine ihm ähnliche und ihm verwandte Seele lieben.

Langsam trabten die Pferde durch den Schmutz, es wurde immer dunkler, der Regen schlug immer heftiger an die Fensterscheiben des Omnibus, in den sich nun auch der Conducteur setzte, um sich vor dem Wetter zu schützen. Meißner fragte ihn:

„Fährt heute noch ein Omnibus von Auteuil nach Paris zurück?“

„Ja, mein Herr. Unmittelbar nach der Ankunft dieses, fährt ein anderer wieder ab.“

„Wohl etwa in einer halben Stunde?“

„Nein, mein Herr, da geht keiner mehr. Die Abfahrt, die sich an uns anschließt, ist die letzte.“

Endlich hielt der Wagen.

Meißner stieg ab und fragte von Haus zu Haus nach der Familie Strauß, die Niemand kennen wollte. Endlich wurde er von einem alten Mütterchen zurechtgewiesen. Er klopfte an das Thor. Eine grauhaarige Portiersfrau kam aus ihrer Spelunke und sagte ihm auf seine Nachfrage, daß Herr und Madame Strauß zu Hause seien. — „Allein,“ setzte sie hinzu, „ich muß mich doch erst näher erkundigen, ob ich heute Jemand vorlassen kann.“

Sie ließ den Besucher stehen und humpelte die Treppe hinauf.

Meißner blieb fröstelnd im Thorweg stehen und mußte lange warten; er hörte den Omnibus wegfahren, doch die Alte kam noch immer nicht wieder. Er warf einen Blick über den Hofraum, in dem das alte, vierstöckige Wohnhaus stand, dessen Fenster alle dunkel waren, bis auf eins, das hinter niedergelassenen Vorhängen eine matte Erleuchtung zeigte. Der Regen, der immer stärker herabzuströmen begann, klatschte auf die Pflastersteine. Mancher leise gemurmelte Fluch drängte sich über Meißner's Lippen. Endlich hörte er Schritte, die Portiersfrau kam mit einem Licht in der Hand, die Treppe herab und ein Mann im schwarzen Frack folgte ihr.

Es war Herr Strauß.

„Ach, mein Gott!“ rief er mit verlegener Miene aus, „es thut mir herzlich leid, Herr Doctor, aber Sie haben einen schlechten Tag getroffen, an dem ich Sie leider nicht empfangen

kann. Meine Frau hat sich eingesperrt und läßt Niemand vor. Sie sehen, ich selbst darf nicht zu ihr. Sie sitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, sie hält heute Jahresgedächtniß. Wirklich, es thut mir von ganzer Seele leid, aber es ist heute der 13. Februar, Börne's Sterbetag."

Beide verbeugten sich und der Besuch unterm Thorweg war gemacht. Meißner tappte hinaus in die dunkele Nacht, aber er ging nicht weit. Von der Straße abbiegend, blieb er mitten im Regen stehen, und blickte auf das eine erleuchtete Fenster im Hinterhause, wo durch die Gardine das zu Ehren des Todten brennende Licht, Nephamahlicht genannt, herab dämmerte.

Ein Sturm hatte sich in der Seele des jungen Mannes erhoben; die anspruchslosen Worte des Ehemannes hatten einen Schlag auf sein Herz geführt, sein Haß gegen Heine's Todfeindin trat ehrfurchtsvoll in den Hintergrund. Die leidenschaftliche Trauer dieses Weibes, das Jahre nach dem Tode des Freundes noch keinen Trost gefunden hatte, flößte ihm Hochachtung ein. Er erkannte und bewunderte die energische Seele von Börne's Freundin, die sogar den Gatten von sich verwies, während sie das heilige Todtenamt hielt.

Und fortan schwebte ihm diese Frau, die er auch später nie kennen lernte, vor Augen, wie eine lebensgroße Bildsäule des Schmerzes, die mit der Linken einen Aschenkrug an das Herz preßt, in der rechten Hand aber ein Schwert schwingt, mit welchem sie den Todten an seinen Feinden rächt.

Am folgenden Abend saß Meißner wieder vor Heine's Bett, um Abschied von ihm zu nehmen. Er hütete sich, seinen gestrigen Besuch zu erwähnen, um den Kranken nicht aufzuregen, sie sprachen vielmehr von Politik und Heine that einen merkwürdigen Ausspruch, der jedoch erst zwei Jahre später in Erfüllung ging. Er sagte nämlich:

„Es wird nicht mehr lange so bleiben, wie es ist. Es

ist ein öffentliches Geheimniß, daß sich ein Staatsstreich vorbereitet. Man plaudert so viel davon, daß man gar nicht mehr daran glaubt. Glauben Sie mir, der Präsident arbeitet nach der Schablone seines Onkels und geht auf den 18. Brumaire los. Nur zu! nur zu!“

Ein Gastmahl. Rabbi Faiwisch, der Schwalbenvater.

Kaum war etwas über ein Jahr seit seiner Abreise vergangen, so erschien Meißner zu Heine's freudigster Ueberraschung abermals in Paris und weihte ihm so manche Stunde, die sie unter traulichsten Gesprächen verbrachten.

Wenig Tage nach Meißner's Rückkehr, gab Heine, in dessen Gesundheitszustand sich wieder einmal eine Besserung einzustellen schien, dem werthen Freunde zu Ehren, ein Diner. Im Salon war der runde Tisch auf das prächtigste gedeckt, auf dem Büffet waren eine unverhältnißmäßige Anzahl von Tellern, Gläsern und Flaschen aufgestellt.

Bald nach Meißner fand sich Madame Arnot, Mathildens Freundin, die wir längst unter dem Namen Elise kennen, ein. Sie trat in einer reizenden Toilette in das Zimmer und führte ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, damit er sie küsse. Sie wurden scherzweise Poulon und Poulette genannt. Alice, das schöne schwarzgelockte Kind war jetzt bereits fünf Jahre alt, ein lieblicheres Geschöpf war gewiß in ganz Frankreich nicht zu finden, und ihr Geist war für ihr Alter fast dämonisch entwickelt.

Madame Arnot hatte sich inzwischen aus der Raupe einer Bürgersfrau, als Schmetterling einer Weltdame entpuppt. Durch glückliche Börsenspeculationen reich geworden, hatte der Schnitt-

waarenhändler das Hyppodrom, das ist der große Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens, gekauft, und machte als Director desselben, die glänzendsten Geschäfte. Dieser Mann wußte mit einem glücklichen Instinct das Publicum zu beschäftigen, und es ließ sich voraus sehen, daß er vom Schicksal ausersehen war, ein Millionair zu werden.

„Sie kommen spät, Elise, sieben Uhr ist vorüber, das Essen droht zu verderben," brummte Heine. „Wo bleibt Ihr Mann? Warum ist er nicht mitgekommen?"

„Er hatte noch Geschäfte, muß aber gleich kommen," erwiderte die schöne Frau.

„Gleich! Er läßt immer warten, wenn man ihn einladet, das ist fürwahr unerträglich."

„Que voulez-vous," seufzte Elise, „ich kann ihn nicht ändern."

Die Gäste waren jetzt Alle versammelt, bis auf den saumseligen Arnot; Heine fing an ernstlich unwillig zu werden. Da rollte ein Cabriolet in den Hof.

„Er ist's!" sagte die junge Frau, und der Director des Hyppodroms trat, einen langhaarigen Filzhut auf dem Kopfe behaltend, in das Zimmer.

Herr Arnot war ein schöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren, mit einem bleichen, südlichen Gesichtsausdruck und pechschwarzen Haaren. Seine Toilette war auf das sorgfältigste gewählt, dagegen berührten seine brüsken Manieren sehr unangenehm und seine dreiste Familiarität war wahrhaft unerträglich für jeden Menschen von feinerer Bildung. Er spielte mit einem kleinen Stöckchen, das einen schön ciselirten Knopf von Gold hatte, und hatte keine Ahnung von der Bedeutung des Menschen, bei dem er zu Gaste war.

„Wie geht es Ihnen, Heine?" fragte er. „Allem Anschein nach, recht schlecht, denn Sie sehen miserabel aus, nicht viel besser als ein Todter. All' mein Leben lang habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre,

als Ihnen. Mir geht es gut. Das Hyppodrom macht unglaubliche Geschäfte."

Um Heine's Mund zuckte unter dieser absurden Rede ein ingrimmiges Lächeln. Er mußte diesen Menschen ertragen, weil er der Mann seiner Frau war. Der zierbengelhafte Director klopfte fortwährend mit seinem Stöckchen auf dem Bette des Kranken herum. Dieser kerngesunde Mensch wußte ja nicht, was Nerven sind.

Da ihm Heine keine Antwort gab, so hob er wieder an: „Ja, das Hyppodrom macht unglaubliche Geschäfte, kolossale, monumentale Geschäfte. An jedem Tage, der schönes Wetter bringt, streichen wir mindestens zehn tausend Franken ein. Nicht wahr, das ist ein rundes Sümmchen, mit dem man zufrieden sein kann, lieber Heine? Ich will es meinen. Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsten Sachen zu Tage, ich mache mich zum Dichter, mache die Wunder der tausend und eine Nacht zu einer Wahrheit, ja, ich füttere die Pariser so zu sagen mit Wundern. — Sie haben doch gehört," fuhr er fort, und sein Teufelsstöckchen klopfte immer beängstigender auf der Bettdecke des Kranken herum, „daß Poitevin, dieser größte, verwegenste, außerordentlichste aller Aeronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens und Gales mit einbegriffen, aus dem Felde ... ich will sagen, aus der Luft geschlagen hat, zu Pferde mit einem Luftballon in die Höhe steigt? Nun nächste Woche soll er, auf einem Esel sitzend, in die Luft fahren. Ich werde dies une ascente à la Sancho Pansa nennen. — Sancho Pansa, müssen Sie wissen, ist eine Figur aus einem spanischen Roman. Nicht wahr, das ist eine köstliche Idee? Und die Verfolgung der Kabylen durch französische Spahis ist von meiner höchst eigenen Erfindung, und ohne Renommage, ganz köstlich, sage ich Ihnen. Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Korsikanerpferdchen sitzen, die Kabylen, auf eben solchen Pferdchen, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle

angezogen, hat einen weißen Bournuß an und eine Flinte zur Seite. Sie sollten einmal sehen, lieber Heine, wie die weiße Kaputze den braunen Affengesichtern steht. Die Spahis verfolgen die Kabylen, sie erreichen sie und hauen mit ihren Säbeln ein; die Affen schreien, die kleinen Corsikanerpferdchen greifen aus — es ist die komischste Jagd, die Sie sehen können. — Das ist Etwas für die Kinder und die Grisetten."

Heine stöhnte vor Ungeduld tief auf. Der unermüdliche Schwätzer hob wieder an:

„Sie wollen vielleicht sagen, das sei kein Schauspiel für die Männer? Ich gebe Ihnen nicht Unrecht, aber für die Männer gibt es wieder andere Schauspiele: — Da ist der Char du printemps, ein von zwölf Schimmeln gezogener Wagen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle in den verschiedensten und verwegensten Stellungen schwebend, in fleischfarbenen Tricot gekleidet und nur auf das oberflächlichste in Gace drapirt — luftschwebende Bajaderen, welche die Beine nach allen Seiten hin ausstrecken, wahre Houris! Es ist kaum zu glauben! — Houris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hyppodrom gewonnen! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, lieber Heine, daß Sie krank sind. C'est la, mon vieux, que vous aurez fait vos farces."

Der Kranke warf sich während dieser langen Erzählung unwillig auf seinem Lager herum und gab Laute von sich, die Arnot für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hielt, die jedoch nichts anders waren, als deutsche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Satze des Directors, der eben seinen Fuß auf den Rand des Bettes setzen wollte, richtete sich Heine auf, sah Meißner an und sagte auf deutsch:

„So ein durch und durch gesunder Mensch ist doch ein halbes Thier."

„All' dieses Zeug," begann Arnot wieder, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig ist. Jeden Tag fünf bis fünfzehntausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beste nicht, zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hyppodrom verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch fünfzig bis hunderttausend Franken beim Verkauf, und ziehe mich dann zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf gar sehr bei meinem Geschäft, und man ist oft recht müde. Man muß die unglaublichsten und pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mann von Geschmack und Phantasie ist solch einer Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballet und Allem was dazu gehört, so hätte ich all' mein Vermögen beim Hyppodrom einbüßen müssen. Ja, lieber Heine, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Freund, die Gefahr! Wenn Sie Etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Blatt Papier verdorben, das Sie wegwerfen können. Das ist nicht so bei mir. Eine einzige mißlungene Erfindung kann mich halb ruiniren."

Heine machte ein höchst verdrießliches Gesicht und gab ihm keine Antwort. Arnot setzte sich endlich nieder und hob wieder an:

„Sie sollen wissen, daß ich eben jetzt in meinem Kopfe hier" — Herr Arnot zeigte mit dem Zeigefinger seiner weißen Hand auf den edeln Thron seines Verstandes — „eine Idee habe, bei der ich entweder vierzigtausend Franken gewinnen oder verlieren muß. Ich nenne das Zeug — (er artikulirte sehr deutlich) ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reichs. Auf einer prächtigen Estrade im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen verziert ist — die Chinesen, müssen

Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarinen im Kreise. — Die Mandarinen sind so zu sagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes...."

Heine, dessen Ungeduld sich bis zur stillen Wuth gesteigert hatte, richtete sich ungewöhnlich rasch auf, blickte Meißner an und sagte auf Deutsch mit einer Stimme, in welcher sich Wehmuth und Ingrimm mischten:

„Hören Sie dieses Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen sind — es verdient täglich zehntausend Franken. Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt."

Und mit einem komischen: „Du lieber Himmel!" sank er wieder in die Kissen zurück.

„Das Weitere nach dem Essen, lieber Arnot," sagte er, „der Braten wird nicht zu genießen sein, wenn Sie mir noch vor Tische Ihr ganzes Fest zu Peking erzählen wollen.

Man begab sich zu Tische. Das Mahl war so lecker, als ob der Dichter dazu Apollo und die neun Musen hätte eineinladen wollen. Heine war von jeher ein Gastronom. Als man abgespeist hatte, begab man sich wieder in das andere Zimmer und saß, die Tassen schwarzen Kaffee's schlürfend, wieder um das Bett des Kranken.

Auch er hatte mit Wohlbehagen vom goldenen Sauterne genippt, und da seine Schmerzen jetzt nachgelassen hatten, so war er heiter und gesprächig, und mit großer Wärme und Lebendigkeit begann er Geschichten aus früheren Tagen zu erzählen.

Trotz der etwas vorgerückten Stunde klopfte es plötzlich an, und da von allen Mitgliedern der Gesellschaft ein einmüthiges Herein erschallte, trat eine Gestalt in das Zimmer, die sich sogleich als eine nicht französische zu erkennen gab.

Der Inhaber dieser Gestalt war ein Mann von einigen vierzig Jahren, dessen Gesicht bis an die Wangenknochen hinauf,

durch einen dichten schwarzen Bart verhüllt war; das kurz abgeschnittene Kopfhaar zog sich wie eine schwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Gestalt viel zu ausgedehnten Schädel. Der Anblick wäre ein schreckhafter gewesen, wenn die kleinen, blitzenden Aeuglein nicht gar so gutmüthig und possirlich unter den buschigen Augenbraunen hervorgeschaut hätten. Der viereckige Leib stack in einem ziemlich abgeschabten, dunkelbraunen Paletot, die kurzen Beine hatten eine schwarze Hülle. Es war, als ob dieser Mensch gewohnt gewesen wäre, auf allen Vieren zu laufen, und erst später gelernt hätte, sich in aufrechter Stellung auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auf dem Bäuchlein wiegte sich eine stählerne Uhrkette mit Berloquen, an der einst eine Uhr befestigt gewesen, die er aber durch unglückliche Ereignisse gezwungen, hatte veräußern müssen — so hatte er jetzt nur noch die Kette, die an seinem Uhrsack festgenäht war. Fragte man ihn nun zufällig, wie viel Uhr es sei, so machte er die komischsten Anstrengungen, um den Frager zu belügen und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen.

Heine schmunzelte ganz vergnügt, als er ihn eintreten sah. Ihn der Gesellschaft vorstellend, sagte er mit großem Ernst und würdevollem Anstand:

„Monsieur Faiwisch (Phöbus), der Verfasser der indischen Schwalbennester, Deutschland's größter Dichter.“*)

Der Fremde hatte nichts gegen diesen Lobspruch einzuwenden, er lächelte sanft vor sich hin. Nach einer Pause sagte er gutmüthig, im frankfurtisch-jüdischen Dialecte:

„O, ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine.“

Meißner wollte die Damen um Auskunft über die auf-

*) Eine bekannte Persönlichkeit, dessen wahren Namen wir jedoch aus besondern Gründen verschweigen.

fallende Erscheinung bitten, aber diese hatten bereits Deutschland's größten Dichter in die Mitte genommen und riefen um die Wette:

„Monsieur Faiwisch, wie geht's? — Sie kommen spät, wie kommt das? — Haben Sie schon zu Mittag gespeist? Ja! — Das ist Schade, Sie hätten mit uns essen sollen, das würde uns erheitert haben."

„Nun, ein Glas Wein, ein Biscuit läßt sich immer noch verzehren," rief Mathilde. „Hier, Monsieur Faiwisch, nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns Etwas von der schönen Dame Ihrer Gedanken."

„Von der Dame meiner Gedanken?" wiederholte der Mann gleichsam in Ekstase, indem er vor einem Glas Wein Platz nahm.

„Ja, von derselben," rief Pauline, Mathildens Herzensfreundin.

Faiwisch beschränkte sich auf ein trübseliges „Ach," das er aus der tiefsten Tiefe seiner Brust herauf holte.

„Erzählen Sie!" drangen die Anderen in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken," rief Faiwisch noch einmal. „Ach! meine Freunde und Gönner, ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich wegen dieses holdseligen Wesens manche schlaflose Nacht habe, und ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitungen nicht so geräth, wie ich es gerne haben möchte. Einmal nur habe ich diese lieblichste und geistreichste ihres Geschlechtes gesehen, und doch kann ich sie nicht vergessen. Sie ist das einzige weibliche Wesen, das mich ganz versteht. Aber was mag sie nur sagen wollen mit den Wächtern, die nach ihrer Behauptung stets um sie sind und sie so selten herauslassen. Nach dem, was sie mir gesagt hat, sollte man wahrhaftig glauben, daß hier in Paris die strenge Hut, unter welcher im Mittelalter die Burgfräuleins standen, noch ausgeübt wird."

„Sie müssen ausführlicher sein,“ rief Pauline, „müssen uns Alles erzählen von A bis Z.“

„Ist die Dame jung?“ fragte Elise, oder vielmehr Madame Arnot.

„Ja gewiß ist sie noch jung, sie ist höchstens dreißig Jahre alt.“

„Und ist sie schön?“ erkundigte sich Mathilde.

„O, sie ist recht hübsch, so was man hübsch nennt. Sie hat röthliches Haar — das liebe ich — und einen olivenfarbigen Teint, doch das liebe ich auch, es sieht so außereuropäisch aus.“

„Und sie spricht von Wächtern, die sie hüten?“ fragte Heine.

„Von Wächtern und Mauern.“

„Das klingt außerordentlich romantisch. Vielleicht gehört sie zu dem Harem des türkischen Gesandten. Erzählen Sie uns doch, wo und wie Sie mit dieser Dulcinea bekannt geworden sind.“

„Ich lernte sie bei einem Manne kennen, der mit Wollenwaaren handelt, der Jacquard heißt und Rue-St.-Jacques No. 16 wohnt.“

„Wie aber kommen Sie zu diesem Manne?“ fragte Elise.

Faiwisch erwiderte mit einem seligen Lächeln:

„Die Geschichte ist kurz diese. Neulich schlug meine Portiersfrau beim Aufräumen eine Fensterscheibe entzwei; ohne es zu bemerken, legte ich mich zu Bette und erwachte mit einem Rheumatismus, der mir große Schmerzen verursachte. In Folge davon fühlte ich das Bedürfniß, mir eine flanellene Jacke zu kaufen. Ich suchte in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel in den Schaufenstern hingen, und traf, als ich eingetreten, eine sehr gesprächige Pariser Kleinbürgerin, die mit erhitztem Gesicht aus der Küche kam, und mir geschäftig eine große Auswahl vorlegte. Ich wählte mir

eine Jacke und wollte eben handeln, als mit bestürzter Miene der Gatte eintrat und seiner Frau Etwas in das Ohr flüsterte. Diese stutzte, sah auf die Uhr und sagte: „Es ist zu spät, mein Freund!" Dann wandte sie sich zu mir, der ich eben mein Geld hingelegt hatte, sehr freundlich mit den Worten:

„Mein Herr, verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie uns wohl die Ehre erzeigen, heute mit uns zu Mittag zu speisen? Wir feiern den Namenstag meines Mannes."

„Das war höchst auffallend von der Frau eines Wollenwaarenhändlers," warf ihm Pauline ein.

„Diese Einladung frappirte mich nicht wenig," fuhr Faiwisch in seiner Erzählung fort. „Wie ich später erfuhr, verdankte ich sie dem Umstand, daß der Mann, der sehr abergläubig war, als er sich mit seinen Gästen zu Tische setzen wollte, zu seinem Schrecken gewahrte, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueberzeugung, daß diese guten Leute in mir nach Kräften die deutsche Literatur ehren wollten, erwiderte, daß diese Einladung mir ein schöner Beweis der Anerkennung sei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollte, ein lebendiges Zeichen der sich immer mehr befestigenden Verbindung Deutschland's und Frankreich's."

„Und Sie aßen also bei dem Manne," rief Pauline.

„Ja, Mademoiselle — auf diese Weise kam ich an den Tisch eines Wollenhändlers, den ich vor diesem Tage noch nie gesehen hatte."

„Und wie benahmen Sie sich?"

„Ich bestrebte mich, so populär zu sein, als dieses einem tiefdenkenden Geiste möglich ist — auch gab ich mich als den Dichter der indischen Schwalbennester zu erkennen und übersetzte mehre dieser Gedichte in französische Prosa."

„Aber Sie erzählen ja noch gar nichts von Ihrer holden Dame," bemerkte Mathilde.

„Geduld, Madame, eben kommen wir auf dieses höchst interessante Kapitel meiner Lebensgeschichte. Erst als mich der Wein erhitzt hatte, ließ ich mehr und mehr meinen Genius walten und beschäftigte mich mit meiner Nachbarin, die ich früher wenig beachtet hatte. Sie ersetzte, was ihr vielleicht nach allgemeinen Begriffen an Jugend und Schönheit abgehen mag, tausendfältig durch die Reize des Geistes. Zum ersten Mal von einem weiblichen Wesen verstanden, hatte, als ich mich vom Tische erhob, mein Herz für alle Zeiten gewählt. Es hatte gefunden, was es so lange vergebens gesucht.“

„Und die Dame?“ rief Pauline.

„Die Dame! o, eben so gewaltig muß der Eindruck gewesen sein, den ich auf ihr Herz gemacht. Als die Gesellschaft aufbrach, zog sie mich mit ihrer zarten Hand in eine Ecke des Zimmers und sah mich mit durchdringenden Blicken an.“

„Monsieur,“ sagte sie, „ich glaube, wir sind unter demselben Stern geboren, auch glaube ich nicht anders, als daß wir uns durch einen Schicksalsschluß begegnet sind. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken; denken Sie auch an mich. Leider halten mich Wächter gefangen, denen alle Plagen der Erde zu Gebote stehen, aber heute über vier Wochen hoffe ich wieder hier in diesem Hause zu sein. Werde ich Sie finden?“

„Ich schwöre,“ sagte ich, indem ich die Hand auf die Brust legte.

„Versprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen und sich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter sind.“

„Ich schwöre auch das.“

„So leben Sie wohl.“

„Wir schieden.“

„Eine sonderbare Geschichte!“ rief Pauline. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?“

„Vollkommen gewiß.“

„Man erlebt doch in Paris kuriose Dinge,“ sagte Elise. „Und Sie haben seitdem nichts Näheres von der Dame erfahren?“

„Die vier Wochen sind noch nicht um, und ich bin durch mein Versprechen gebunden. Ein ehrlicher Mann hat nur sein Wort.“

„Ich rathe Ihnen jedoch die größte Vorsicht an,“ sagte Heine mit der ernsthaftesten Miene von der Welt. „Wenn die Dame wirklich zu dem Harem eines Türken gehört, woran ich gar nicht zweifle, so können Sie sie leicht in das größte Unglück stürzen, denn wenn der Bekenner Mohamets ihre Intrigue entdeckt, so wird er sie sacken lassen.“

„Was ist das, sacken?“ fragte Mathilde.

„Die Türken lassen die treulosen Frauen mit einem Hahn, einer Katze und einer Schlange in einen ledernen Sack nähen und in's Wasser werfen.“

„Puh! Gott sei Dank, daß die Franzosen keine Türken sind,“ rief Pauline und schüttelte sich.

„Il m'enbête,“ setzte die großäugige Elise hinzu.

Faiwisch hatte es gehört, aber er dachte: „Die Schlaue thut nur so, denn im Grunde betet sie mich an,“ dann sagte er laut: „Es wird sich Alles aufklären. Glücklicherweise sind bereits zwei Wochen, also die Hälfte meiner Wartezeit um.“

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpelino hingestellt zu werden,“ dachte Meißner, als er seinen Hut suchte, um sich zu entfernen.

Heine liebte es, dergleichen Karrikaturen in seinen Troß hinein zu ziehen. Der Rabbi Faiwisch interessirte ihn schon lange, weil er sich unaufhörlich in die possirlichsten Abenteuer verwickelte.

Als Meißner am andern Abend zu Heine kam und sich nach dessen Befinden erkundigte, erwiderte der Kranke:

„Mein Kopf ist heute ganz wüst, Sie werden mich recht dumm finden. Es ist nehmlich heute ein Freund bei mir gewesen, und da haben wir so unsere Ideen ausgetauscht.“

Meißner brachte die Rede auf Faiwisch; Heine lachte.

„Dieser Mensch ist eigentlich wahnsinnig,“ sagte er, „aber man muß auch gestehen, daß er lichte Momente hat, wo er bloß dumm ist.“

Täglich zwischen fünf und sechs Uhr, wenn zahllose Spaziergänger die Frische des Abends in dem Tuileriengarten aufsuchen, saß in der Nähe der hölzernen Zeitungsbude ein Mensch, der überaus selbstzufrieden aussehend, die beiden Füße auf die Sprossen, die Elnbogen auf die Lehne eines leeren; vor ihm stehenden Strohstuhles gestützt hatte, und blickte stundenlang mit heiteren Augen, gutmüthig schmunzelnd, das bunte Menschengewühl an, das vor ihm auf und ab wogte. Das war Faiwisch, den Heine den Schwalbenvater zu nennen pflegte, den viele seiner Landsleute für verrückt hielten, weil er die Ueberzeugung in sich trug und mit unumstößlicher Gewißheit daran festhielt, Deutschland's größter, jetztlebender Dichter zu sein.

Meißner pflegte sich mit ihm zu unterhalten, und so theile, ihm Faiwisch täglich seine fortlaufenden Betrachtungen über Vorsehung und Menschenschicksal mit, ehe er sie unter Couvert brachte und an seine Zeitung abschickte. Meißner hatte seinen Spaß an diesem barocken Kauz, der überall sein Lob zu hören glaubte, überall Leute zu erblicken wähnte, die stille stehend auf ihn deuteten, und von Begeisterung hingerissen, von seinen Werken erzählten. Die Verwunderung, die sein dicker Oberrock oder sein beschädigter Hut, dessen Rand nicht mehr festhalten wollte, erregte, hielt er für staunende Neugier,

bei dem Anblick seiner Person, für seinem Talente dargebrachte Huldigung der Menge. Einst sagte er zu Meißner:

„Sie dürfen mir es glauben, ich werde in Deutschland stets neben Goethe und Uhland genannt, meine Gedichte sind in jedem anständigen Hause zu finden."

„Wenn das ist, so wundert es mich nur, daß noch keine zweite Auflage erschienen ist."

„Kennen Sie denn die Buchhändler so wenig?" rief Faiwisch mit einem sonderbaren Wiegen des Kopfs. „Daß noch keine zweite Auflage erschienen ist, liegt einzig in der sündhaften Natur der Verleger, die ungefähr so organisirt sind, wie die Banditen in Spanien. In Leipzig haben sie eine wahre Sierra-Morena und drucken bekanntlich mindestens zehn bis zwölf tausend Exemplare, statt der siebenhundertundfünfzig, zu denen sie sich contractlich verpflichtet haben. Doch da fällt mir ein, daß mir der Briefträger auf der Straße einen Brief von meinem Verleger einhändigte, den ich noch nicht gelesen habe. Sie erlauben, daß ich einen Blick hinein werfe."

Er brach den Brief auf und las ihn, aber sein Gesicht verfinsterte sich bedeutend unter dem Lesen. Herr Victor von Zabern in Mainz, der das Unglück gehabt hatte, seine Gedichte zu verlegen, schrieb ihm sehr entrüstet, daß er mehre tausend Gulden verlöre, da sämmtliche Exemplare seiner Gedichte als Krebse retournirt und nur ein einziges verkauft worden sei.

„Nun?" fragte Meißner, nachdem Faiwisch den Brief zusammen gefaltet und wieder eingesteckt hatte.

„Er macht mir den Vorschlag, ihm ein neues poetisches Werk zu schreiben, aber ich weiß nicht, ob ich darauf eingehen werde."

Faiwisch erhob sich, grüßte kurz und verließ den Garten.

Aber durch dieses Ereigniß ward sein Glauben an sich selbst und an den Werth seiner poetischen Erzeugnisse doch nicht im mindesten erschüttert.

Er schrieb nach wie vor, und wenn er ein Gedicht gemacht hatte, so stieg er gar stolz und selbstbewußt aus seiner Kammer, und wenn er dem Banquier aus dem ersten Stockwerk begegnete, so grüßte er ihn mit milder Herablassung, denn er fühlte sich unendlich reicher als Jener, und glaubte weit über ihn erhaben zu sein.

Einst, da sie wieder in den Tuilerien zusammen trafen, fragte ihn Meißner, warum er im Sommer einen so schweren Rock trage, der ihn belästigen müsse.

„Kann ein Eisbär im Sommer seinen Pelz ablegen?" entgegnete Faiwisch. „Nein, er kann es selbst dann nicht, wenn er nach Afrika käme, wo die Sonne die Menschen schwarz und braun röstet. Warum soll nun ein Mensch darüber klagen, der sich in ähnlicher Lage befindet? Ich bin einmal nicht reich und mache kein Hehl daraus; ich muß mich nach meiner Decke strecken, und meine Decke ist kurz. Die Speisen, die mir mein Charcutier in der Rue-de-la-Harpe vorsetzt, verderben mir zuweilen den Magen, aber nie den Humor — denn wie viel andere Poeten, welche jetzt in der Walhalla aufgestellt sind, oder im Saffianeinband in den Bücherschränken der Kronprinzen prangen, haben auch in schlechten Kosthäusern zu Tische gesessen, im Falle sie überhaupt Etwas zu essen hatten. Und jener Troubadour, dem man gar das Herz seiner Geliebten gebraten vorsetzte, hatte der nicht noch schlechtere Kost als ich?"

„Mich wundert nur," sagte Meißner, „daß Sie sich nicht längst verheirathet haben."

„Ach! nein," sagte Faiwisch fast verschämt, „das ging bisher nicht an, denn in der Heimath habe ich kein Weib gefunden, das meine Poesien gefaßt und verstanden hätte, und mein Herz sehnte sich doch so sehr nach Liebe und Verständniß. Ich habe vielen Hofrathstöchtern in Deutschland meine indianischen Schwalbennester vorgelesen, habe vielen schönen und gebildeten Jüdinnen in Frankfurt einen zierlichen Vers in's Album

geschrieben — aber sie haben mich alle nicht verstanden. Nun habe ich in's Land der leichtsinnigen Franzosen auswandern müssen, meine Sehnsucht nach Verständniß und Eheglück wird immer heftiger, und ich werde — alt."

„Aber ich meine doch, Sie hätten ..."

Faiwisch erhob sich von seinem Stuhl, händigte der Vermietherin die zwei Sous dafür ein, und mit Meißner in den Alleen auf- und abgehend, sagte er:

„Ja, Sie haben Recht, ich sehe jetzt Alles mit ganz andern Blicken an, denn ich kenne ein Wesen, das mich versteht. Welch ein hoher Geist! Welch ein Verstand! Sie ist das einzige Weib, das mich je verstanden hat. Im Herbst wird vielleicht die Hochzeit schon statt finden."

„Indessen wünsche ich Ihnen nur, daß die Wächter Ihrer Dame nichts dagegen haben."

„Ach ja, die Wächter!" seufzte Faiwisch, „das ist in der That eine räthselhafte Geschichte. Doch in drei Tagen werden alle Zweifel gehoben sein und ich werde Gewißheit haben."

Er winkte Meißnern mit der Hand und entfernte sich sinnend, indem sein zerbrochener Hut auf seinem Kopfe hin und her wankte.

Endlich brach der große Tag an, an dem Faiwisch die Dame seines Herzens bei dem Wollenwaarenhändler wieder finden sollte. So gut herausgeputzt, als es ihm sein geringer Kleidervorrath erlaubte, begab er sich zu Monsieur Jacquard und fand genau dieselbe Gesellschaft wieder, mit welcher er vor vier Wochen zu Mittag gespeist hatte, nur die ersehnte Dame fehlte. Faiwisch saß wie auf Nadeln. Anfänglich dachte er: Sie verweilt so lange bei ihrer Toilette, weil sie weiß, daß sie mich hier treffen wird. Als aber Stunde um Stunde verging, sah er ein, daß er auf sein Glück verzichten müsse, und es ward ihm klar, daß die geheimnißvollen Wächter seine Geliebte zurück hielten.

Endlich faßte er sich ein Herz und sagte, der ganzen Gesellschaft vernehmlich, zu dem Hausherrn:

„Sie hatten neulich eine Dame von entzückendem Geiste in diesem Kreise. Ich muß bedauern, daß sie heute fehlt.“

„Ich wüßte doch nicht....“ sagte Jacquard sich besinnend.

„Sie saß neben mir, und die Augenblicke, in denen ich mich mit ihr unterhielt, gehören zu den glücklichsten meines Lebens. Leider sehe ich ein gewisses Geheimniß um sie verbreitet, und selbst ihre heutige Abwesenheit...“

Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen der Hausfrau.

„Die Dame, von der Sie reden,“ sagte sie, „erhält nur selten die Erlaubniß, in der Welt zu erscheinen.“

„Ist es möglich!“ rief Faiwisch. „Aber leben wir denn in der Türkei? Ja, ja, die Dame sprach von Wächtern, die sie nicht fort ließen — und denen alle Plagen der Welt zu Gebote ständen — was konnte sie damit sagen wollen?“

„Sollten Sie es nicht längst errathen haben?“ rief Madame Jacquard. „Die Dame lebt in Charenton. Es ist unsere wahnsinnige Tante, die nur ein oder zweimal im Jahr, wenn sie gerade sehr lichte Zeiten hat, die Erlaubniß erhält, uns zu besuchen.“

„Sie war das einzige Wesen, das mich je verstanden hat,“ rief der unglückliche Schwalbenvater und sank wie zerschmettert in seinen Sessel zurück.

Seitdem, wenn er nach der Dame seines Herzens gefragt wurde, legte er den Finger auf den Mund und sagte:

„St! ich darf nicht darüber sprechen, ihr Leben ist in geheimnißvolle Schleier gehüllt, aber es walten Umstände, die es unmöglich machen, daß sie je die Meinige werden kann.“

Eines Abends fand Meißner den kranken Heine in der besten Laune, er erzählte ihm, daß er im Tacitus gelesen habe.

„Kennen Sie," sagte er, „die seltsame Geschichte, die dieser Schriftsteller von der Entstehung des jüdischen Volkes gibt?"

„Nein."

„Ein größeres Pasquill ist mir noch nie vorgekommen. Er behauptet, daß die Juden von Aussätzigen herstammten und in ihrem Tempel einen Esel göttlich verehrt hätten."

„Das ist vielleicht eine Verwechselung mit dem am Berge Horeb gegossenen goldenen Kalbe, von dem er die Sage gehört haben mochte."

„Vielleicht mag es so sein. Doch hier," sagte er, indem er auf eine Stelle des Buchs zeigte, hier steht deutlich: Sie verehren einen Esel. — Das pfiffigste Volk der Erde einen Esel verehren! Meißner, ist Ihnen schon je so etwas vorgekommen?"

[*] „Ich habe Dergleichen noch nirgends gelesen," versetzte dieser, „im Leben ist es mir jedoch schon als sporadischer Fall vorgekommen. In meiner Vaterstadt kenne ich eine schöne Jüdin, die einen Esel anbetet. Freilich ist sie mit ihm verheirathet. Insofern dieser Esel unermeßlich reich ist, kann man ihn auch einen goldenen nennen. Alle Versuche der Welt, diesen Esel in einen gehörnten zu verwandeln, wie er auf Ceylon vorkommen soll, sind gescheitert. Das ist der einzige Fall von der Anbetung eines Esels, den ich kenne. Bei dem jüdischen Volke fand ich immer, daß es wenig Esel besitzt und diese verachtet."

„Das ist in der That wahr," rief Heine lachend. „Doch hören Sie, was uns dieser ernste Chronist von dem Ursprung und den Religionsgebräuchen der Hebräer erzählt. Es ist gar zu possirlich, und wäre mir früher Etwas davon

zu Ohren gekommen, so hätte ich gewiß ein Gedicht daraus gemacht."

Heine nahm das Buch und las dem Freunde vor:

„Damals war das Volk von Aegypten sehr vom Aussatz geplagt. Der regierende König Bacchoris befragte dieserhalb das Orakel des Jupiter Ammon, welches sagte, er solle sein Reich von den Aussätzigen säubern. Diesem Ausspruch gehorchend, ließ der König die Unglücklichen in die Wüste jagen, wo sie in Entmuthigung verfielen. Einer von ihnen, Moses genannt, sagte, sie sollten ihm folgen, und er führte sie noch tiefer in die Wüste hinein, wo sie dem Verschmachten nahe waren. Da sahen sie in der Ferne einen Trupp wilder Esel, dem sie folgten, und kamen an eine Quelle. Nach sechs Tagen kamen sie in ein Land, dessen Bewohner sie vertrieben,; und gründeten sich so ein besseres Loos. Sie bauten einen Tempel, in dem sie aus Dankbarkeit einen goldenen Esel als Heiligthum stellten und ihn göttlich verehrten — zum Gedächtniß aber der schändlichen Krankheit, welche die Ursache ihrer Verbannung war, enthalten sich die Juden auf ewige Zeiten des Genusses des Schweinefleisches."

Als er zu Lesen aufhörte, schüttelte sich Heine vor Lachen.

„Ein Esel im Tempel! Das geht denn doch über das Bohnenlied," rief er. „Doch haben Sie auch bemerkt, welche Rolle der Esel überhaupt in der heiligen Schrift spielt? Denken Sie an den Esel Bileam's, an den Esel Saul's, dann an jenen, auf dem Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eselsreligion der Juden spricht, nur scheint es mir unverschämt, daß er behauptet, überall wo die Esel auftreten, käme ein humanerer Geist in das starre Dogma. Die Humanität ist nie eine Sache der Esel gewesen."

„Diese Erzählung des Tacitus hat ihr Pikantes," sagte Meißner, „aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tra=

dition aufgeben, die uns das zweite Buch Moses' von diesem Auszug in die Wüste entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komischen Blitzen, wie sie in der Historie dieses Volks nie fehlen! In dieser heiligen Chronik verwandelt sich das furchtbare Antlitz Jehova's immer in die Züge der alten Bekannten vom Trödelmarkt, die auf Pfänder leihen — so ist es auch hier."

„Sie meinen die Geschichte von dem Ausleihen der Juwelen und der goldenen Geschirre?" fragte Heine. „Das ist eine gute Geschichte, die seitdem bei manchem Wohnungswechsel wiederholt worden ist."

Er legte das schwarz eingebundene Buch auf das Nachttischchen, schwieg eine Weile und sagte dann: -

„Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, so nimmt es zur Entschädigung damit nur den millionsten Theil der Buße, die ihm gebührt. Seltsames Volk, das seit Jahrtausenden immer geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird, und doch so zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O, wenn Martyrthum adelt, und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adelig vor vielen anderen. — Die Juden leiden mehr unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion Gebildeten, als unter den rohesten Völkern. — O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe."

Heine ward tief ernst, bald aber kehrte sein Lächeln wieder und er sagte scherzend:

„Wenn uns in den nächsten Tagen der kleine Faiwisch besucht, soll Ihnen eine Probe meiner Pietät für den uralten Mosaismus gegeben werden. Faiwisch war ehedem Vorsänger in der Synagoge, er besitzt eine metallreiche Tenorstimme, trägt die alten Wüstengesänge Juda's in ihrer ursprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an, bis

zu der vollen Höhe alttestamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude war, wundert sich nicht wenig, wenn ihr dieses unerhörte musikalische Lamento, dieses Tremoliren und Quinqueliren zu Ohren kommt. Als Faiwisch seine erste Piece vortrug, verkroch sich der Pudel Minko unter das Sopha und Cocotte, der Papagey, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. Monsieur Faiwisch, Monsieur Faiwisch, rief Mathilde ängstlich, treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit. — Faiwisch fuhr fort — die Gute aber wandte sich an mich und fragte dringend: Henri, sage mir, was sind denn das nur für Lieder? — Es sind unsere deutschen Volksgesänge, erwiderte ich, und bin hartnäckig bei dieser Aussage geblieben."

Nach einer Weile erzählte Meißner, daß man allgemein von Heine's Bekehrung spräche. Er sagte, daß Einige meinten, er kehre im Geiste zum Christenthum, dagegen Andere behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. „Und wissen Sie, was ich glaube, daß Veranlassung zu diesem Gerede gegeben hat?" setzte er hinzu.

„Nun?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ein paar Stellen in den Vorreden zu den neuen Ausgaben Ihrer Werke, und sodann der Umstand, daß die Bibel oft auf Ihrem Nachttische liegt."

Heine nickte. Er beschäftigte sich allerdings viel mit religiösen Gedanken. Wenn die Sonne der Poesie und der Lebensfreude zu verblassen anfängt an einem Horizont und über einem Leben, in welchem sie ohnehin das einzige Positive war, tritt das Mondlicht einer jenseitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unsicher zitterndem Scheine die öden Trümmer.

Nachdem er eine Weile gedankenvoll geschwiegen hatte, sagte Heine seufzend:

„Könnte ich doch nur mit den Krücken ausgehen. Wissen Sie, wohin ich ginge?“

„Nein.“

„Geraden Wegs in die Kirche.“

„Sie scherzen wohl.“

„Nein, nein, ich scherze nicht; ich ginge wahrhaftig in die Kirche. Und wohin soll man denn auch mit Krücken gehen? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, so spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Bal-Mabille mitmachen.“

Er versank wieder in Stillschweigen, aber seine Gedanken schienen heiter zu werden, denn ein Lächeln umspielte seinen Mund, als er zu Meißner sagte:

„Ich habe heute einen besonders tröstlichen Traum gehabt. Mir war's, als ginge ich in der ersten Morgenfrühe über den Montmartrekirchhof, auf dem ich mich auch einst bestatten lassen will, und zwar darum, weil er geräuschlos ist und man dort viel weniger gestört wird, als auf dem Pere-la-Chaise. Die Leichensteine erglänzten in der aufgehenden Sonne, und siehe, vor jedem Steine stand ein Paar 'blankgewichster Schuhe', Stiefel oder Stiefelchen, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Männer oder Fräuleins waren. Es war wie in einem großen Hôtel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen und das Schuhwerk sorglich und bescheiden hingestellt hat. Noch schlummerten sie Alle unten in ihren Grüften, aber die blankgewichsten Stiefel glänzten prächtig, wie von Engeln gewichst, und das ganze Bild schien zu sagen: Ja, wir werden Alle wieder auferstehen, um einen neuen Lebenslauf zu beginnen.“

Meißner freute sich mit ihm dieses Traumes und Heine rief:

„Ja, wir werden ein neues Leben beginnen, wie lange aber das jetzige noch dauern wird, wer kann es sagen! Ich muß doch morgen an meine Mutter schreiben lassen.“

„So lebt die alte Frau noch, die am Dammthor wohnt?“

„Ja, Gottlob, sie lebt noch; zwar ist sie alt, krank und gebrechlich, aber das warme Mutterherz schlägt noch immer in ihr.“

„Und Sie schreiben ihr oft?“

„Regelmäßig jeden Monat.“

„Wie muß Sie Ihres Zustandes wegen unglücklich sein.“

„Meines Zustandes wegen? O, was das betrifft, herrscht zwischen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Meine Mutter hält mich für so wohl und gesund, als ich damals war, da ich sie zuletzt besuchte. Sie ist alt und liest keine Zeitung. Die wenigen alten Freunde, die sie besuchen, sind in derselben Lage. Ich schreibe ihr oft so gut ich's kann, oder lasse ihr schreiben, dictire in heiterer Laune, erzähle ihr von meiner Frau. Da es ihr auffällt, daß nur die Unterschrift von mir ist, und alles Uebrige von der Hand meines Secretairs, so heißt es immer, daß ich ein wenig Augenleiden hätte, das aber bald vergehen werde, daher ich verhindert sei, selbst Alles zu schreiben. Daß übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich bin, das glaubt ohnehin keine Mutter.“

Heine schwieg. Dann hörte Meißner mit bewegter Seele zu, wie er seinem herbeigerufenen Secretair auftrug, einen Brief mit tröstlichen Berichten an seine Mutter zu schreiben, und unfehlbar den nächsten Tag abgehen zu lassen.

So verbrachte der eine dieser beiden Männer täglich einige Stunden an dem Krankenbett des andern, bis endlich die Zeit kam, in der Meißner wieder aus Paris scheiden mußte. Es war Spätherbst, der Tag wurde von einem hellen, wolkenlosen Himmel verschönert. Meißner ging noch einmal in den Tuileriengarten, der ihm so lieb und theuer geworden war, und indem er sich durch das Menschengewühl, durch Kindermägde und Soldaten drängte, dachte er an Margot, die er bei seiner vorigen und jetzigen Anwesenheit in Paris nicht wieder hatte

finden können. Er hätte sie gern wiedergesehen, ihr Bild stieg lieblich und verlockend vor ihm auf, aber wie er sie auch gesucht und ersehnt hatte, nirgends war ihm das sonderbare Mädchen entgegengetreten.

Er drückte ihr Bild gewaltsam in den Hintergrund seiner Seele; da ergriff ihn plötzlich die großartige Schönheit des Ortes, an dem er sich befand, und er verweilte in den uralten Alleen, bis es vier Uhr schlug. Da erinnerte er sich, daß er in der Rue-Castiglione noch einen Landsmann zu besuchen hatte. Er eilte hin, fand ihn aber nicht zu Hause. Er ließ sich von dem Portier ein Blatt Papier und eine Feder geben und schrieb:

„Ich sage Ihnen hiermit Lebewohl, es muß sein, ich scheide aus dieser herrlichen Welt!"

Als er das Geschriebene überlas, mußte er lachen, denn herzbrechender hatte er nicht schreiben können, wenn er im Begriff gewesen wäre, sich das Leben zu nehmen und sich durch einen Selbstmord in das unbekannte Jenseits zu spediren.

Von da ging er die Rue-de-Milan hinunter, bis in die von Amsterdam, zu Heine, den er aufrecht im Bette sitzend fand, beschäftigt, die Gedichte des Romanzero zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen," rief ihm der Kranke entgegen. „Sie kommen, um Abschied zu nehmen. Lassen Sie ihn kurz sein, jeder Abschied erschüttert jetzt meine Nerven. Ich werde mich recht vereinsamt fühlen, wenn Sie fort sind."

„Wir werden uns wiedersehen," sprach Meißner mit scheinbarer Zuversicht, doch glaubte er selber nicht an dieses Wiedersehen.

Heine schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es kaum," sagte er wehmüthig. „Diese Vorrede des Todes hat nun schon zu lange gedauert, sie kann nicht ewig währen und mehre Bände stark werden. Plötzlich mitten in der spannendsten Periode wird mein Leben abbrechen, wie manches schöne Capitel in meinen Büchern. So leben

Sie denn wohl, lieber Meißner. Ich könnte Ihnen beinahe zürnen, daß Sie mich aus der gespensterhaften Ruhe gestört haben, in der ich liege, und in der ich meistens von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer vierundzwanzig einen Tag geben. — Doch nein, haben Sie Dank für die Stunden, welche Sie an meinem Bette zugebracht haben, haben Sie innigen Dank! Ich werde nun doppelt einsam und allein sein."

Meißner sah ihn an. Thränen standen in den Augen des Mannes, den die Welt so oft herzlos gescholten hatte. Eine unbezwingbare Rührung ergriff Meißner, er küßte Heine's Hand und drückte sie fest und innig.

„Möge das endlose Sterben des Schwans der Rue-d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben," flüsterte der Kranke mit weicher Stimme und wandte sich ab.

Meißner verließ tief ergriffen das Zimmer und das Haus, und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menschen und die Häuser an seinen aufgeregten Sinnen vorüber.

Ferdinand Lassalle.

Heine hatte nun schon seit fünf Jahren sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen; er war ein in seiner Matrazzengruft liegender Lazarus, aber kein Gottmensch kam, um ihn wieder aufzuwecken zu neuer Gesundheit und zu neuem Leben. Der Jahrgehalt, den er von seinem Onkel Salomon Heine bezogen hatte, wurde ihm nach dessen Ableben glücklicherweise richtig fortbezahlt, ja, er erhielt von dem Verwandten, der ihn auszuzahlen hatte, seit seiner Krankheit noch vierteljährige Zuschüsse, die ihn fast auf das Doppelte erhöhten, und er hatte die Hoffnung, daß die Familie durch großmüthige Stipulationen zu Gunsten seiner Frau die bitterste aller Sorgen von ihm nehmen werde. Vor ihm stand ein junger Mann, dessen Züge zwar regelmäßig, aber doch von einer sehr alltäglichen Schönheit waren, wenn man sie genau betrachtete, doch gab die harmonische Belebung des Ganzen seinem Gesichte etwas Ungewöhnliches; sein lebhafter Blick, sein wohlwollendes Lächeln, der stolze Schwung seiner Augenbrauen, die Anmuth seines leicht gelockten Haares, die breite, Verstand verrathende Stirn, mußten ihm allenthalben Aufmerksamkeit erwerben.

„Es thut mir leid, mein lieber Lassalle,*) Sie so bald

---

*) Es ist dieses derselbe Lassalle, der eben eine so bedeutende Rolle bei den Arbeiter-Associationen spielt. Ich mußte jedoch einen Anachronismus begehen, indem seine Bekanntschaft mit Heine schon in das Jahr 1845 fiel.

wieder verlieren zu müssen, denn ich habe Sie aufrichtig liebgewonnen," sagte Heine. „Doch den Brief an Varnhagen in Berlin, sollen Sie haben, so schwer mir auch das Schreiben fällt."

„Ich erkenne die Gunst, die Sie mir dadurch erzeigen, in Ihrer ganzen Bedeutung und werde Ihnen sehr dankbar dafür sein," sagte der junge Mann.

„Was Dank! Es bedarf keines Dankes! Sie sind ein talentvoller junger Mann, dem man forthelfen muß, Sie werden eine Zukunft haben, dafür bürgt mir Ihr Herakleitos der Dunkele, in welchem Sie der Welt die Philosophie eines vor dritthalbtausend Jahren lebenden Denkers erschlossen, und Ihr Drama, Franz von Sickingen beweist, was Sie auf dem Felde der Poesie zu leisten vermögen."

„Sie beurtheilen meine schwachen Versuche mit allzugroßer Nachsicht."

„O nein, Sie können, was Sie wollen, doch nicht Jeder, der da will, vermag zum schöpferischen Geiste zu werden. Ich werde mein Schreiben sehr kurz fassen müssen, daher sagen Sie, der Sie in alle meine Nöthe eingeweiht sind, Varnhagen mündlich und umständlich, wie schrecklich mir das Schicksal mitgespielt hat, gegen das ich stets im Spiele des Lebens verloren habe, obgleich ich immer wieder nach allen Karten griff, die mir der Zufall bot."

„Allerdings spielt das Leben," versetzte Lassalle, „oder vielmehr der Zufall, nicht immer ein ehrliches Spiel, da er oft dem größten Schurken der Welt zur Hülfe kommt und den ehrlichen Mann zu Grunde gehen läßt."

Heine nickte beifällig.

„Ich werde Herrn von Varnhagen sagen," hob Lassalle wieder an, „daß Sie nicht klagen, daß Sie dem Verhängniß keine Vorwürfe machen, sondern sich in sich selbst zurückgezogen haben, mit dem Muth und der Ergebung einer großen, überwundenen Seele."

„Was blieb mir anders zu thun übrig," lächelte Heine bitter. „Als das gebrechliche Gebäude meiner Hoffnungen zusammenstürzte, errichtete ich meinen verlorenen Illusionen eine Thebäïs in meinem Herzen."

Lassalle lächelte ironisch.

„Sie lächeln," rief Heine. „Freilich, Sie sind ein ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit durchgelungert und durchgefaselt haben. Das neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren. Wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, fischten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher, als ihr harten Gladiatoren, die ihr so stolz dem Kampftode entgegen geht."

„Nun, ich dächte doch, mit Ihrer Entsagung wäre es nicht so weit hergewesen," sagte Lassalle mit einem leichten Anflug von Spott.

„Ja, freilich, freilich, sonst läge ich nicht hier auf dem Marterlager. Ich sprach auch nur im Allgemeinen und nicht für meine Person. Ich habe tüchtig über die Stränge gehauen, darum sind aber auch die Unglücke schaarenweise über mich gekommen, wie die Vögel, wenn sie sich im Herbste zum Ausfluge nach wärmeren Ländern rüsten. Nehmen Sie mich zum abschreckenden Beispiel, Sie sehen an mir, wohin die übertriebene Genußsucht führt. Glauben Sie mir, das beste Mittel, die Sünde zu vermeiden, ist, daß man der Versuchung dazu ausweicht. Schließen Sie die Augen, wenn Sie verlockende Frauen sehen. Die Bibel nennt irgendwo die Augen die Kuppler der Sünde, und sie hat wahrlich Recht. Jetzt bin ich durch meine Schuld zur Einsamkeit verdammt, und die Einsamkeit ist mir drückend wie schwere Luft. Nachdem ich in meinem Herzen tausend Träume angehäuft hatte, die die

Wirklichkeit nicht erfrischen konnte, fingen diese Träume an in Gährung zu gerathen und wurden sauer wie Essig."

Jetzt wurde die Thür des Nebenzimmers aufgerissen, Mathilde erschien unter derselben noch im Morgenkleide, der unfrisirte Kopf war mit Papillotten bewickelt. Bei dem Anblick des Fremden stieß sie einen leisen Schrei aus und lief wieder fort.

Ohne sich weiter um sie zu bekümmern, nahm Lassalle das Gespräch wieder auf.

„Die Einsamkeit," sagte er nun, „ist eine saftige Frucht, wenn man daran riecht und sie nur mit den Lippen berührt, aber wenn man sie gänzlich verzehren will, dann mag sie allerdings einen faden oder bittern Geschmack haben. Doch, lieber Doctor, die Welt ist bekanntlich eine Schaubühne, auf der ein Jeder die Rolle spielt, zu der er sich am geeignetsten fühlt."

„Ich habe den Liebhaber gespielt, während ich den Tyrannen hätte spielen sollen," rief Heine mit einem grellen Auflachen, „meine Gesundheit ist darüber zum Teufel gegangen."

„Hoffen Sie auf das Frühjahr," tröstete Lassalle, „es wird Ihnen wenigstens Linderung bringen."

Heine schüttelte traurig den Kopf.

„Der Frühling, Lassalle, harmonirt nur mit der Jugend, und hat den Vorzug vor ihr, daß er ewig jung wiedergeboren wird, während wir von einem Lenz zum andern immer älter werden. Doch um wieder auf Varnhagen zurück zu kommen, sagen Sie ihm, das tausendjährige Reich der Romantik habe sein Ende erreicht und ich selbst sei sein letzter abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte weggeschmissen, so hätten sie mich richtig geköpft. Sagen Sie ihm ferner, in dem Atta-Troll, den ich ihm gewidmet, hätte ich den Schwanengesang der untergehenden Periode gesungen. Er sei

immer mein wahlverwandter Waffenbruder gewesen im Spiel und Ernst, er habe gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet. — Wissen Sie, Lassalle, wir haben sie zu Tage gefördert mit Schrecken; es ging uns, wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hatte und mit Entsetzen sah, wie die junge Brut sich in's Wasser stürzte und wohlgefällig schwamm."

Abermals öffnete Mathilde die Thür, warf sie aber dieses Mal mit einiger Ungeduld in das Schloß, als sie sah, daß der ihr im Wege stehende Fremde noch immer da war.

„Was hat denn das Weib nur vor, daß sie uns alle Augenblicke stört," rief Heine mit einiger Ungeduld, dann fuhr er in dem frühern Tone wieder fort: „Sagen Sie meinem alten Freunde, auch ich sei zwar sehr körperkrank, aber die Seele habe wenig gelitten. Eine müde Blume, sei sie ein wenig gebeugt, aber keineswegs welk, und wurzele noch fest im Boden."

Lassalle erhob sich.

„Ich darf mir also morgen den Brief holen."

„Ja, Sie werden ihn bereit finden, und nehmen Sie noch eine gute Lehre für Ihre Zukunft von mir an. Seien Sie in allen Dingen vorsichtig, denn unsere Zeit ist reich an Verrath, und die bösen Leidenschaften halten einen Carneval, in dem sie sich unter tausend wunderlichen Verkleidungen verstecken. Suchen Sie unter die Larven zu schauen, bevor Sie handeln. Adieu, mein Lieber."

Als Lassalle ihn verlassen hatte, glaubte Heine seine Frau nun wieder eintreten zu sehen, aber es vergingen wohl zehn Minuten, ohne daß sie erschien, da versank er in Träumereien und dachte über ein Gedicht nach, das ihm im Kopfe herum ging.

Nach einer halben Stunde kam sie, aber diesmal frisirt und vollständig angezogen. Sie hatte ein Album in der

Hand und rief, noch auf der Schwelle stehend, mit lauter Stimme:

„Ist der langweilige Mensch endlich fort?"

Heine schrak zusammen und sagte ärgerlich:

„Warum bist Du nicht früher gekommen? Warum kommst Du jetzt und tödtest mir meine Träume, wie ein dummes Kind, das nicht weiß, daß es einen Schmetterling zerquetscht, wenn es auf eine Raupe tritt. Ich war eben im Begriff ein Gedicht zu ersinnen."

„So, Du machst Gedichte, das ist mir eben recht, denn Du sollst mir eins in das Album schreiben, das Pauline mir zu Neujahr geschenkt hat, und in das sich bereits alle Deine französischen Freunde eingeschrieben haben."

Heine schlug ein lautes Gelächter auf.

„Bist Du gescheidt, Kleine," rief er, „Du weißt doch, daß ich keine französischen Gedichte mache."

„Das thut nichts; mach's nur deutsch, nachher kannst Du mir den Sinn ins Französische übersetzen."

„Ach, laß mich in Ruhe mit Deinen dummen Zumuthungen," sagte er halb ärgerlich. Da sah Mathilde aus wie ein Kind, das voll Bestürzung ein mühsam auferbautes Kartenhaus zusammenfallen sieht.

„Du willst nicht, Henri," sagte sie schmerzbebend, „ach das thut mir recht leid." Nun that es ihm weh, ihr weh gethan zu haben.

Heine besann sich einen Augenblick.

„Nun, so gib das Album her, ich werde doch sonst keine Ruhe vor Dir haben, kleine Katze."

Mathilde war ihm behülflich, sich aufrecht zu setzen, legte ihm geschäftig das Album auf die Kniee, gab ihm eine Feder in die Hand und hielt ihm das Tintenfaß. Nach einem kurzen Besinnen schrieb er folgende Zeilen nieder:

Hier auf gewalkten Lumpen soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkrizzeln ernsthaft halb, halb drollig,
Versifizirten Firlefanz.

Ich, der gewohnt, mich auszusprechen
Auf Deinem schönen Rosenmund
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzengrund.

O Modewuth! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album setzt.

Er gab ihr die Feder zurück, sah sie liebevoll an und sagte:

„Da hast Du Deinen Willen, Weib."

Sie betrachtete die Buchstaben der ihr fremden Sprache mit Wohlgefallen, dann sagte sie:

„Nun übersetze mir das Geschriebene, Henri."

Als er ihrem Wunsch nachgekommen war, lachte sie wie ein fröhliches Kind und rief:

„Nein, Du bist aber doch einzig, Henri, das ist galant und ungalant zugleich; doch was thut's, ich habe nun doch ein Gedicht von Dir."

„Weißt Du, Mathilde," sagte er, „daß es mich eigentlich amüsirt, daß Du nie eine Zeile von mir gelesen hast. Das würde kaum Jemand glauben, wenn man es erzählte."

Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen ganz erstaunt an, warf den frischen Mund etwas auf und rief:

„Ach! wer wird sich denn darum bekümmern; das wird den Leuten sehr gleichgültig sein, aber sag's nur heraus, Dich ärgert's, daß ich Deine Bücher nicht durchstöbere, daß ich keine Reisen in die Welt des Geistes mache, aber wenn ich auch

keinen großen Verstand habe, so weiß ich doch das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und wenn Du mir auch nicht der große Poet bist, als den die Welt Dich verehrt, so bist Du mir doch," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „der beste, herzlichste, aufrichtigste aller Menschen, den ich von ganzer Seele und aus allen meinen Kräften liebe."

Es lag nicht in Heine's Natur, ein wirklich zärtliches Gefühl durch gemeinen Spott zu kränken, er sagte daher mit Herzlichkeit:

„Ja, ich weiß es, daß Du mich lieb hast, und Deine Liebe ist eine wilde Pflanze, die plötzlich in dem Herzen aufschießt, ohne Pflege fortkommt, dem Wind und Wetter widersteht, und wieder nachwachsen würde, wenn man sich beikommen ließe, sie auszureißen. Ich weiß das Alles, meine Gute, und bin Dir dankbar dafür."

„Aber," stieß Mathilde gepreßt hervor, „eine Frau, die auch Bücher schreiben könnte, würde Dich vielleicht glücklicher machen, als ich es vermag."

„Gott behüte mich vor einer solchen," rief Heine mit einem Anflug von Schrecken. Ich theile die Meinung Dorotheens von Schlegel, die eine der gelehrtesten Frauen in Deutschland, aber zugleich auch eine der vernünftigsten war. Dieser wurde einst, da sie mit Handarbeit beschäftigt war, der Vorwurf gemacht, sie solle ihrem Geist doch eine angemessenere Beschäftigung geben. Ich habe, sagte sie, „immer gehört, daß es schon zu viel Bücher in der Welt gibt, aber noch nie, daß es zu viel Hemden gebe."

„Ei, das klingt ganz schön," rief Mathilde freudig. „Also Du meinst wirklich, Henri, daß ein so unbedeutendes Wesen wie ich, einem Manne Deiner Art etwas sein könnte?"

„Liebste," rief er, „pflanze doch keine unnöthige Dornen in Deinen Weg, sie wachsen leider von selbst. Ich sage Dir, Du bist für mich ein Engel des Himmels, der auf Erden zum Weibe geworden ist, bist mein Licht in der Finsterniß, meine Friedenstaube

in den Stürmen des Lebens. Was wäre ich für ein verlassener Mensch, wenn ich Dich, Gute, nicht hätte. Ich möchte Dich so gern recht glücklich machen, aber leider besitze ich nur Luftschlösser in Spanien, von welchen ich keine Revenüen zu beziehen habe."

„O Henri! Henri!" rief sie mit überwallendem Gefühl, indem sie sich an ihn anschmiegte und ihren Kopf an seine Brust lehnte. Er drückte einen Kuß auf ihr duftendes Haar, dann hieß er sie gehen, er fühlte sich ermüdet und wollte eine Stunde ruhen.

Im Bade zu Uffet.

Das kleine, unbedeutende Badestädtchen Uffet, das so still und verborgen liegt und in der Regel nur von solchen Kranken besucht wird, die weniger kommen, um sich zu zerstreuen und von eingebildeten Leiden zu erholen, als von solchen, die ein wirkliches Gebreste los sein wollen, war in diesem Jahr ungemein stark besucht, und selbst zu einer Zeit, da in andern Bädern die Cur aufzuhören pflegt, strömten noch immer neue Gäste herzu, die den Trank aus Hygea's belebender Schale kosten und einen neuen Vertrag mit dem Leben abschließen wollten.

Noch spät im August kam eines Tags ein dichtverschlossener Wagen an, aus dem eine offenbar sehr kranke Dame stieg, die sich matt und schwankend auf den Arm ihres Kammermädchens stützte, um in das Gasthaus zu wanken, in welchem sie einige Zimmer miethete, die auf ihr ausdrückliches Verlangen nach dem Hofe zu gehen mußten.

Am folgenden Tage erschien sie dicht verschleiert, sorglich von ihrem Kammermädchen geführt, in den Alleen, die zu dem Mineralbrunnen führten, an welchem das kräftigende Stahlwasser getrunken wurde, aber sie wählte ihre Zeit immer so, daß sie kam, bevor die andern Gäste erschienen, oder daß sie sich erst einfand, wenn diese bereits getrunken hatten. Sie wählte zu ihrem Gange stets die einsamste der Alleen und trat

nur dann an den Brunnen, wenn er eben von anderen Besuchern frei war.

Begegnete ihr hin und wieder ein Brunnengast, so hüllte sie sich dichter in ihren Schleier und suchte so schnell als möglich an ihm vorüber zu kommen. Aber ihre Erscheinung erregte dennoch bald genug die allgemeine Aufmerksamkeit. Die hohe, schlanke, wenn auch etwas gebeugte, ganz in Trauerkleider gehüllte Gestalt hatte eine so vornehme Haltung, die hohe Stirn glänzte so elfenbeinweiß durch den Schleier und war von zwei großen flammenden Augen besternt. Jedermann fragte, „wer ist die auffallende Fremde?" und Niemand wußte Antwort zu geben.

„Sie muß eine Dame von Stand sein," sagte ein besternter Herr; „sie wohnt im Hôtel-de-la-Couronne, wo auch ich wohne, aber sie erscheint nie bei Tafel."

„Sie nennt sich Madame Capelle," sagte ein Anderer, „ich habe mich bei dem Wirth nach ihr erkundigt," sagte eine Dame.

„Vielleicht ist sie die Frau des Ministers Capelle."

„Warum sie nur so menschenscheu sein mag?"

„Man muß ihr entgegen kommen und sie für die Gesellschaft gewinnen."

So durchkreuzten sich die Meinungsäußerungen, ohne daß Jemand das Rechte getroffen hätte, aber die Fremde ward von da an der Zielpunkt aller neugierigen Bestrebungen, man trat ihr überall in den Weg und belästigte sie durch unzartes Anstarren.

Eines Abends, da die Lerchen in der beginnenden Abenddämmerung ihre fröhlichen Kreise um die abgemähten Kornfelder zogen und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne langsam an dem blauvioletten Himmel verschwanden, hatte die Fremde mit ihrer Kammerjungfer Platz genommen auf einer Bank, die an dem einsamsten Theil der Promenade stand,

und sah diesem reizenden Naturschauspiel zu; ihr sinnendes Auge folgte den Kreisen, die die Libellen in der Luft zogen, und ihre Hände zerpflückten eine Blume, mit der sie gedankenlos spielte, während ihrer Brust von Zeit zu Zeit ein tiefer Seufzèr entstieg.

Der ganze Schwarm der Neugierigen war ihr wieder nachgezogen, man ging vor ihr auf und ab, man suchte ihre Gesichtszüge durch den Schleier zu erspähen. Besonders bemerkte man seit einigen Tagen ein ältliches Frauenzimmer, das sich unbescheidener als die Anderen an sie heran zu drängen suchte. Dieses Frauenzimmer, das sich durch einen sonderbar unheimlichen Blick auszeichnete und dessen ganze Physiognomie auf einen heimtückischen Character schließen ließ, sah in seiner äußern Erscheinung ziemlich dürftig aus. Es trug ein hoch an den Hals heraufgehendes Kleid von braunem Wollzeug und einen abgeblaßten bunten Shawl, auch war sein Hut wenigstens um fünf Jahre in der Mode zurück. Diese Person drängte sich mit einer gewissen ängstlichen Hast in die Nähe der Fremden und suchte indiscrete Blicke unter ihren Schleier zu werfen, aber dennoch schien sie vor einer Entdeckung zurückzubeben — ihr Inneres schien einen Kampf zu bestehen und der Menschenkenner würde vielleicht behauptet haben, es müsse eine schwere Schuld auf ihrem Gewissen lasten, die sie drücke und niederbeuge.

„Laß uns nach Hause gehen,“ sagte die Fremde zu ihrer Dienerin, „die Menschen werden unverschämt, ihre Zudringlichkeit verkümmert mir den Genuß der frischen Luft.“

Sie erhob sich, die Dienerin reichte ihr den Arm, um sie fortzuführen; in diesem Augenblick erfaßte der Wind, der sich seit einigen Augenblicken erhoben hatte, ihren Schleier und wehte ihn rücklings über ihren Hut und fast gleichzeitig erschallte der durchdringende Schrei: „Sie ist es! es ist Marie Lafarge.“

Die Person, die diese Worte gesprochen hatte, war das

ältliche Frauenzimmer in dem braunen Kleide, das jetzt bleich und zitternd an einen Baum gelehnt stand und die von unten nach oben blickenden Augen auf Madame Lafarge, wie auf eine furchtbare Erscheinung gerichtet hielt, die mit einem dumpfen Wehelaut auf die Bank zurückgesunken war, wo die besorgte Clementine, die treu bei ihr ausgehalten hatte, sie mit stärkenden Essenzen zu beleben suchte.

„Was haben Sie gesagt, Mamsell Brun?“ rief eine dicke Gewürzkrämersfrau aus einem Landstädtchen, die sich ihren überflüssigen Speck wegbaden wollte.“

„Was haben Sie da für einen Namen genannt?“ fragte eine spindeldürre Schneidersfrau, sich emsig hinzudrängend. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, wie? was? sagten Sie nicht Lafarge? Hieß nicht so das verruchte Weib, die ihren Mann, ihre Kinder, ihre ganze Familie, kurz, mehr als fünf und zwanzig Personen umgebracht hat?“

Die Gefragte war unfähig zu antworten, ihre Lippen bebten convulsivisch, ihr Körper wurde von krampfhaften Stößen gehoben und über die aschgrau gewordenen Wangen liefen zwei Thränen.

„Ja, ja, es ist die Giftmörderin,“ rief ein junger Mann, der den Verhandlungen in Tulle beigewohnt hatte, „ich habe sie vor den Assisen gesehen, ich erkenne sie wieder.“

In einem Nu war die unglückliche Frau von allen Seiten umringt, man riß ihr den Schleier ab, den sie wieder vor ihr Gesicht gezogen hatte und eine Fluth der gemeinsten Schimpfnamen ertönte vor ihren Ohren.

„Das ist also das greuliche Weib, die eine ganze Provinz vergiftet hat? Gott bewahre uns vor ihr,“ rief eine alte Marquise und bekreuzigte sich Stirn, Mund und Brust.

„Wie kommt die niederträchtige Diamantendiebin hierher unter ehrliche Menschen?“

„Das Scheusal.“

„Das Ungeheuer.“

„Sie muß aus dem Gefängniß entsprungen sein.“

„Man muß sie festnehmen und wieder einliefern.“

„Wer wird viel Umstände mit solch einer Vettel machen, die uns vielleicht auch vergiften will.“

„Sie haben Recht, mein Herr, es ist eine Schande, daß man das Weib nicht guillotinirt hat, man muß sie todt schlagen.“

„Ja, das muß man thun, um das Land vor Schaden zu hüten.“

Schon drangen die Unternehmendsten vorwärts, um ihren guten Vorsatz auszuführen, als Clementine, die ihre Herrin mit ihrem Körper zu decken suchte, einen durchdringenden Angstschrei ausstieß.

In diesem Augenblick wurde die Menschenmasse getheilt, eine junge schöne Frau, die zwei schöne Kinder von acht und zehn Jahren an den Händen führte, brach sich Bahn bis zu der bedrohten Unglücklichen, kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hände, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte und rief dabei aus:

„Marie, meine arme, unglückliche Marie, muß ich Dich so wiedersehen.“

Die Kinder, die ihre Mutter weinen sahen, fingen auch zu weinen an.

Das Volk umdrängte die Gruppe der Frauen noch immer, aber es enthielt sich wenigstens jeder Handgreiflichkeit.

Marie Lafarge schlug die Augen auf und blickte auf die vor ihr Knieende, die in den zwölf Jahren, in welchen sie sie nicht gesehen hatte, stärker geworden war und deren Schönheit einen edlern Ausdruck angenommen hatte. Bald aber erkannte sie diese langen, seidenen Augenwimpern, die kristallklare Augen beschatteten, diese durchsichtigen Schläfen, die kleinen schön besäumten Oehrchen, diese braunen schönen Locken,

die in anmuthigen Flocken auf runde, atlasartige Schultern fielen.

„Emma!“ hauchte sie leise, dann setzte sie in großer Aufregung hinzu: „O, Gott hat mich noch nicht verlassen, da er mir einen seiner liebsten Engel sendet, um mich zu trösten in meinem tiefen Elend.“

Wieder beugte sich Emma nieder und küßte ihr die Hände, dann rief sie leidenschaftlich aus:

„Das sind meine Kinder, Marie! ... Kinder, seht, das ist die unglücklichste und geliebteste Freundin eurer Mutter, für die ich euch täglich beten ließ, kniet vor ihr nieder, auf daß sie euch segnet ... Marie segne meine Kinder, Dein Segen wird ihnen Glück bringen.“

Die Kinder knieten nieder, Madame Lafarge legte ihnen mit einem unaussprechlich rührenden, zum Himmel gerichteten Blick die Hände auf die Häupter und bat den himmlischen Vater im Stillen, die Fülle seiner Gnade auf sie herabträufeln zu lassen.

Die Zuschauer sahen diesem Auftritt nicht ohne Bewegung zu, es gab sich eine günstigere Stimmung für die Unglückliche kund. Einige meinten, sie müsse doch wohl eine Andere sein, als die berüchtigte Giftmörderin, Andere gaben dem Gedanken Raum, daß sie vielleicht doch nicht so schuldvoll wäre, als man geglaubt habe, für welche Annahme denn auch der Umstand spräche, daß sie in Freiheit sei.

Indessen sagte Marie zu der Freundin:

„O, daß ich zu Hause wäre, fort aus diesem Menschengedränge.“

„So laß uns gehen, ich werde Dich begleiten.“

„Wer wird mich schützen vor der Wuth der Menge?“

„Das werde mit Gottes Hülfe ich thun.“

Emma erhob sich, nahm Marie in den Arm, und sich an die Menge wendend, sagte sie mit ernster, gebietender Würde:

„Geben Sie Raum, meine Herren und Damen, und hegen Sie Ehrfurcht vor einem Unglück, dessen Größe alle menschliche Begriffe übersteigt; vergreifen Sie sich nicht an einer Frau, deren Schuld keineswegs so fest erwiesen ist, als Sie wohl glauben mögen. Schon unser Erlöser sagt: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Da theilte sich die Menge schweigend und ließ die vermeintliche Verbrecherin, die von einem Engel geführt wurde, durch, ohne fernere Beleidigungen. Clementine folgte mit den beiden Kindern nach.

Mamsell Brun stand noch immer regungslos wie eine Bildsäule, an den Baum gelehnt. Als Marie, ohne die Nähe ihrer Feindin zu ahnen, so nahe an ihr vorüberstreifte, daß ihre Kleider sich berührten, brach die Brun in sich selbst zusammen und fiel ohnmächtig auf die Erde.

„Was ist denn das?" rief die dicke Gewürzkrämerin. „Mamsell Brun, kommen Sie doch zu sich, was ist Ihnen denn? Leiden Sie an Nervenzufällen oder hat der Anblick der Giftmischerin so stark auf Sie gewirkt? Ach, Du meine Güte, so schlagen Sie doch die Augen auf."

„Brun! Brun!" rief der Herr, der den Assisen beigewohnt hatte. „Diese Person war unter den Zeugen, die gegen Madame Lafarge aussagten, ich erinnere mich des Namens ganz deutlich."

„Da läßt sich's denken, daß ihr das Zusammentreffen nicht angenehm war," sagte ein behäbiger Bürger; „aber so arg hätte sie es doch nicht zu ergreifen brauchen."

„Vielleicht hat sie falsches Zeugniß gegeben, wo Gott für sei," meinte die dünne Schneiderin.

„Ja, ja, das kann wohl sein und jetzt ist ihr das Gewissen erwacht," riefen Mehre und wichen scheu vor der Ohnmächtigen zurück.

„Ach, wer wird denn gleich das Schlechteste denken,"

ermahnte die Gewürzkrämerin, „der unvermuthete Anblick wird ihr zugesetzt haben, vielleicht auch hat die Hitze auf sie eingewirkt. Doch mag es sein, wie es will, mich soll es nicht abhalten, ihr beizuspringen.“

Und die That mit den Worten verbindend, befeuchtete sie ihr Taschentuch an einem nahen Brunnen und netzte der Ohnmächtigen die Schläfe damit und nachdem sie wieder zu sich gekommen war, führte sie sie mitleidig nach Hause.

In ihrem Zimmer angekommen, warf sich Marie in der größten Seelenerschütterung an Emma's Brust, beide hielten sich umschlungen und weinten lange, dann ward Madame Lafarge von einer Ohnmacht angewandelt und mußte zu Bett gebracht werden, wo sie bald wieder zum Bewußtsein kam.

Nachdem sie die Kinder durch Clementine in ihre Wohnung zu ihrer Bonne geschickt hatte, blieb Emma vor Marie's Bett sitzen und hielt die Hand der Kranken zärtlich in der ihrigen und gab der Freundin Bericht, wie sich ihr Schicksal gestaltet hatte, seit sie sich unter so traurigen Umständen zum letzten Mal gesehen hatten.

„Bald nach Deiner Verurtheilung,“ hob sie an, „starb meine geliebte Mutter. Mein Vater berief mich nach Algier, von Dir hörte ich nichts mehr, da Dir aller Verkehr mit der Außenwelt versagt war, so konnte ich nur für Dich zum Himmel flehen, daß er Dir Stärke und Geduld geben möge, Dein herbes Loos zu tragen. Nachdem ich mich ein Jahr in Afrika aufgehalten hatte, ward ich die Gattin eines höhern Offiziers, an dessen Seite ich ein beneidenswerthes Glück gefunden habe, das noch erhöht wurde durch die Geburt der beiden Kinder, die Du gesehen hast. Da das Mädchen eine weniger starke Natur als sein Bruder hat, so drang mein Vater darauf, daß

es seine Nerven in Frankreich's gemäßigteren Klima stärken solle. Aus diesem Grunde betrat ich den vaterländischen Boden wieder und erkenne die Hand einer höhern Fügung darin, daß ich gerade dieses stille, wenig bekannte Bad wählte, wo ich Dich, arme Dulderin, wieder fand."

„Du glaubst also noch immer an meine Unschuld?" rief die Kranke mit jener angsthaften Hast, die ein Nein zu hören fürchtet.

„Ich habe nie daran gezweifelt," sprach Emma mit Ueberzeugung. „Ich vermag die sonderbare Verkettung von Umständen, die Dich schuldig erscheinen ließ, nicht zu durchschauen, aber ich habe Dich stets und immer der Dir zur Last gelegten Unthaten nicht für fähig gehalten."

„O, sei gesegnet für diesen Himmelstrost," rief Marie mit verklärten Blicken und suchte Emma's Hand an ihre Lippen zu ziehen; diese erwehrte sich dieser demüthigen Huldigung und küßte sie auf den Mund, der zum ersten Mal nach zwölf langen Leidensjahren wieder von einem Lächeln umspielt wurde.

„O, welch ein großes, schönes Herz gehört dazu, sich zu einem Wesen zu bekennen, das nicht nur Frankreich, das die gesammte Welt mit den Bannstrahlen der Verachtung getroffen. Ach! ich kann Dich nicht lohnen für Deine Güte."

„Doch, Du kannst es, durch Deine Liebe, durch Dein unbedingtes Vertrauen, und um mir dieses zu beweisen, so sage mir in kurzen Worten, welchem glücklichen Umstande ich es verdanke, Dich hier und in Freiheit zu sehen — Deine Unschuld ist wohl endlich anerkannt worden?"

Marie zuckte die Achseln und ließ das bleiche Haupt, das sie einen Augenblick erhoben hatte, ermattet auf die Kissen sinken, ihre Lippen zuckten gichterisch, die dunkeln Ringe unter ihren Augen schienen größer zu werden, die Höhlen in ihren abgezehrten Wangen tiefer einzusinken, die Silberstreifen, die ihr schönes dunkles Haar durchzogen, traten schärfer hervor, sie

war ein Bild des maßlosesten Elends, das man nicht ohne die tiefste Seelenerschütterung ansehen konnte.

„Wer weiß, ob man die Wahrheit jemals durchschauen wird, und wenn es einst geschieht, wird von mir nichts mehr übrig sein, als ein Häuflein Staub und Asche, denn meine Tage sind gezählt.“

„O, sprich nicht so,“ rief Emma, „betrübe mich nicht, Du wirst leben, das Glück wird Dir noch lächeln, Dein Ruf wird wieder hergestellt werden ... doch vor allen Dingen laß mich wissen, welch ein Zufall Deine Ketten brach.“

„So muß ich zurückgehen bis auf jenen Tag, der mich durch ein ungerechtes Urtheil auf ewig der Schmach und Schande überlieferte. Ich trat meine Strafe im Zuchthause zu Montpellier an. Ich saß unter dem Auswurf des weiblichen Geschlechtes, unter den lasterhaftesten Verbrecherinnen, ich mußte Wolle spinnen und grobe Strümpfe stricken, mußte mit diesen ekelerregenden Creaturen essen und das Lager mit ihnen theilen, mußte ihre unsauberen Redensarten anhören, mich auf dem Fuße der Gleichheit von ihnen behandeln lassen, ja, sie wagten sogar, mich Du zu nennen. O, warum hatte man mich nicht zur Guillotine verurtheilt, dann wäre ich meine Leiden mit einem Male losgewesen, so aber starb ich täglich tausend Tode, mußte in jeder Minute die furchtbarsten Seelenmartern erleiden. Mein einziger Trost in diesen qualvollen Stunden war die treffliche Clementine, welche die Erlaubniß erlangt hatte, sich mit mir einschließen zu lassen, um mit wahrhaft heroischer Größe alle meine Leiden mit mir zu theilen.“

„Arme, arme Marie, was mußt Du gelitten haben!“ rief Emma mit tiefer Theilnahme.

„Man gestattete mir, meine Memoiren zu schreiben; sie wurden gedruckt, aber sie hatten nicht den Erfolg, den ich davon hoffte, sie trugen im Gegentheil dazu bei, die öffentliche Meinung noch mehr gegen mich zu erbittern, ich hatte zwei

mächtige Familien schonungslos behandeln müssen, wovon die eine den Adel, die andere den Bürgerstand beeinflußte. Wer bisher noch an meiner Schuld gezweifelt hatte, der war nun fest davon überzeugt."

„Und Niemand erhob sich für Dich, Du armes gekränktes Wesen?"

„Niemand in ganz Frankreich; alle Hände schleuderten Steine der Verdammniß auf mich, nur in Deutschland erhoben sich zwei Stimmen zu Gunsten der Verurtheilten, zwei Rechtsgelehrte gaben ein Buch heraus, in dem sie sagten, daß ich die Mörderin nicht sein könnte, daß sie nach ihrem Gewissen und ihrer moralischen Ueberzeugung zwei Personen für die Verüber des Verbrechens hielten, die sie ohne Scheu namhaft machten."*)

„Und wer sind diese Personen?" rief Emma in der höchsten Spannung, „sage Marie, wer sind diese Personen, für deren verruchte That Du so namenlose Leiden ertragen mußtest? Nenne sie, damit ich sie von ganzer Seele hassen kann."

Madame Lafarge schüttelte den Kopf.

„Nein, diese Namen werden nie über meine Lippen gehen," sagte sie groß und edel. „Ich habe zu sehr unter der Last einer falschen Anklage gelitten, als daß ich Jemand, von dessen Schuld ich nicht die festeste Ueberzeugung hätte, auch nur mit dem leisesten Verdachte belästigen möchte."

Emma drang auf das Heftigste in sie, aber Marie war unerschütterlich in ihrem Willen.

„Quäle mich nicht, durch mich wirst Du die Namen nie erfahren," sagte sie mit Bestimmtheit, „aber beten sollst Du

---

*) Der Rechtsgelehrte Temme, der auch als vorzüglicher Romanschriftsteller bekannt ist, gab im Verein mit noch einem namhaften Juristen ein Buch heraus, in welchem er behauptete, daß Madame Lafarge an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen unschuldig sei, daß Denis und Mamsell Brun den Mord verübt hätten.

mit mir für das Heil der wackern Männer, die den Muth hatten, sich ungescheut einer von aller Welt als verworfen Betrachteten anzunehmen. — Doch um fortzufahren in meiner Passionsgeschichte, muß ich Dir sagen, daß ich fünf ewig lange Jahre in gleichen Verhältnissen in der Strafanstalt zu Montpellier verbrachte. Nach dieser Zeit wurde mir angekündigt, daß ich mich aus besonderer Gnade als Büßerin in das Kloster St.-Remy zurückziehen dürfe. Auch in diese Zufluchtsstätte durfte mich die treue Clementine begleiten, aber meine Lage war wenig gebessert, denn auch hier mußte ich unter weiblichen Auswürflingen leben, denen es wenig Ernst um ihre Besserung war; sie kamen mir vor wie wilde Thiere in einer Menagerie, die sich zwar vor dem Stock fürchteten, die aber nur auf einen günstigen Augenblick warteten, um ihre Wächter zu zerreißen und dann auszubrechen. Auch an den Nonnen hatte ich keinen Trost, denn sie betrachteten sich selbst wie höhere Wesen, die Büßerinnen aber als jeden Mitleids unwürdige Creaturen und so wirkten sie nicht durch Güte und Milde auf ihre Besserung, sondern durch Härte und Grausamkeit auf ihre moralische Verschlechterung hin. Unter ihnen verbrachte ich sieben Jahre, bis im Juni dieses Jahres mir meine völlige Freiheit geschenkt wurde, jedoch hielt man meine Freigebung sehr geheim, die Zeitungen sprachen nicht davon. Mein Schwager de-Violaine holte mich in aller Stille ab und brachte mich nach Paris zu meiner Tante Garat, die ihr sämmtliches Hausgesinde gewechselt hatte, damit ich unbemerkt unter ihrem Dache leben konnte, wo ich für eine gemüthskranke Cousine galt. Ich war jedoch nur noch der Schatten meiner selbst und meine Gesundheit flößte ernste Besorgnisse ein. Mein früherer Arzt, Doctor Marjolin, bestand darauf, daß ich in ein Bad müsse. So kam ich vor zehn Tagen hierher — nun weißt Du Alles."

Marie schwieg still und schloß erschöpft die Augen zu. Emma trocknete ihr den Schweiß von der Stirn und sprach ihr

Muth ein, malte ihr lachende Bilder der Zukunft vor, sie sollte unter einem fremden Namen mit ihr in Algier leben, sollte ihr ihre Kinder erziehen helfen, dann würde sie das Leben wieder liebgewinnen und sich wieder an das Dasein ranken, wie der wilde Ephen um einen Weidenstamm.

Marie schlug mit einem wehmüthigen Lächeln die Augen auf.

„Du träumst schön, gutes Kind,“ sagte sie, „aber leider sind es nur Träume. Ich bin zu keinem Glück geboren. Seit mein Vater starb, war mein Leben öde, mein Herz hatte keine Sonne, es schien, als ob der Schöpfer vergessen hätte, meine Natur zu vervollständigen. Der Instinct von Zärtlichkeit, der in jedem weiblichen Busen lebt, regte sich im Leeren bei mir. Die Freuden der Welt, der Putz, befriedigte Eitelkeit, das Alles berührte mich, ohne mich zu rühren, denn es fehlte ein Stern an meinem Himmel. — Dann ging eines Tags dieser Stern auf, mein Leben wurde erleuchtet, mein düsterer Horizont wurde blau, ich fühlte mich aus einer öden Steppe in einen duftenden Garten versetzt ... aber die Verhältnisse waren mir entgegen, und so kehrte ich ermüdet, gebeugt, auf den Tod verwundet, wieder um, nachdem ich an allen Dornsträuchern des Wegs einen Fetzen meiner Illusionen hatte hängen lassen ... dann heirathete ich Deinen Cousin Charles.“

Sie schloß abermals die Augen. Emma schwieg, um ihre Empfindungen still in sich verklingen zu lassen. Als sie nach einer Weile wieder nach Marie sah, bemerkte sie, daß sie eingeschlafen war. Sie schlich auf den Zehen aus dem Zimmer.

Vor dem Portale der Kirche zu Uffet lag ein Krüppel, der an zwei Krücken zu gehen pflegte und die ein- und ausgehenden Andächtigen mit kläglichem Geschrei anbettelte. Der Mann schien weniger alt an Jahren, als vorzeitig gealtert durch

Laster und böse Leidenschaften. Seine Gesichtszüge trugen das Gepräge der Rohheit und eines gemeinen boshaften Sinnes, die Augen und die eine Wange waren mit einem Ekel erregenden Aussatz bedeckt, kurz, er war scheußlich anzusehen und einem Jeden drängte sich der Gedanke auf, daß man hier einen Veteranen des Verbrechens, einen geweihten Priester aus der Schule der Laster vor sich habe, der alle Klassen derselben durchgemacht.

An jenem Morgen schien er unzufrieden mit seinem Tagewerk zu sein, die Andächtigen, statt Spenden in die vor ihm stehende hölzerne Schale zu werfen, hatten sich vielfach mit Abscheu von ihm abgewendet und waren vorüber gegangen, ohne seinen jammervollen Zuruf: Um der Liebe Christi willen, gebt einem armen Krüppel, der sich nicht forthelfen kann, ein Almosen!" zu beachten, nur hin und wieder fiel ein Centimes, selten ein Sou in die Schale. Er sah den Leuten mit wuthblitzenden Augen nach, strampelte mit seinen einst gebrochenen, krumm geheilten Beinen, als ob er auf einem Schwarm Ameisen säße, der mit zahllosen Dornen untermischt wäre, ballte die Fäuste und murmelte zähneknirschend: „Verfluchtes Volk! da laufen sie in die Kirche und beten unserm Herrgott die Füße ab, wollen mit Gewalt in den Himmel kommen, aber jede kleine Gabe, die sie mir reichen sollen, scheint ihnen an die Seele gewachsen zu sein..... Unsereiner will doch auch leben, will auch seinen Antheil an Braten, Weißbrod und Branntwein haben... ich wäre ein Narr, wenn ich mir etwas abgehen ließe... habe ja keine Auslage bei meinem Geschäfte... die Bettelei ist ein ganz einträgliches Handwerk, wenn die Menschen nicht so knauserig sind... jeder Tag bringt was ein, ohne daß man für den andern Morgen zu sorgen hat.... Und blieb mir etwas anderes übrig, als das böse Verhängniß über mich kam und das Unglück Schlag auf Schlag folgte... es ist als ob das Unglück ein Magnet wäre, denn es zieht andere Unglücke an." — Er sah sich behutsam um, dann zog er eine Brannt-

weinflasche aus der Tasche und that unter seinem Mantel einen tüchtigen Zug aus derselben. — „Ha! das schmeckt!“ fuhr er fort, „das brennt und stärkt und verscheucht die schwarzen Gedanken und die Schattengestalten.... Sieh, sieh, sieh, da sind sie schon wieder... der todte Mann und das bleiche Weib mit dem vorwurfsvollen Blick... fort, hinweg... ihr seid nur Hirngespinnste meiner aufgeregten Phantasie... warum duldete sie mich aber auch nicht an ihrem Tisch? warum vertrieb sie mich aus ihrem Salon, wer nicht für mich ist, ist gegen mich, und an seinen Feinden muß man sich rächen. Aber der Mann hatte mir nur Gutes gethan.... Pah! ich konnte mit seiner Erfindung, mit seinem Patent ein gutes Geschäft machen, und ein Narr, wer seinen Vortheil aus der Hand gibt, ein Jeder ist sich selbst der Nächste, und den Stein, der einem in dem Wege liegt, den räumt ein kluger Mann hinweg, das habe ich gethan, mehr nicht... ich wurde gut dafür bezahlt, konnte mir ein Haus kaufen... lebte lustig und in Freuden... freilich haben mich diese Freuden meine Gesundheit gekostet... ha! ha! ha! die Frommen werden sagen, unrecht Gut gedeihet nicht ... mein Haus brannte ab, aber auch meine kranke Frau verbrannte mit demselben... ich mußte aus dem Fenster springen, um mein Leben zu retten... meine ganze Habe war in Rauch aufgegangen, ich ward ein Krüppel und ein Bettler.... War das Gottesgericht?... Dummer Schnack,“ setzte er wild hinzu, „es gibt keinen Gott, der Zufall regiert Alles... wenn es aber dennoch einen Gott gäbe, dann sollte es mir übel gehen, wenn ich Rechenschaft meiner Thaten ablegen sollte.... Pah, wie komme ich nur heute auf die dummen Gedanken! — Er that wieder einige hastige Züge aus der Flasche.... Wenn der Mensch sich nicht mehr beschäftigen kann, dann verfällt er auf allerlei Ideen, die nicht Hand und nicht Fuß haben.... So glaubte ich schon einigemal meine alte Buhle hier in die Kirche schlüpfen zu sehen, aber sie huschte jedesmal so schnell an mir

vorüber, daß ich sie nie recht in's Auge fassen konnte... heute muß ich aufpassen... doch wie sollte sie hierher kommen?... Hm! wie bin ich hierher gekommen? Nun, ich habe mich durch ganz Frankreich gebettelt, bis ich hierher kam, um als kranker Krüppel die Armenbäder zu gebrauchen... aber sie... nein, es ist nicht möglich... sie hat ihren festen Wohnsitz bei ihrer Mutter."

Jetzt ertönte das Meßglöcklein; es kamen einzelne Kirchengänger und wieder erschallte der Ruf: „Um des Blutes des Erlösers willen schenkt einem armen Krüppel ein Almosen."

Hin und wieder wurde dem Bettler eine Münze zugeworfen, die er gierig erfaßte und in seine Taschen versenkte. Jetzt wankte mit langsamen Schritten eine weibliche Gestalt herbei, die ihre Füße kaum zu tragen schienen. Eine Nacht hatte dieses Frauenzimmer furchtbar verändert, sie sah aus, als wenn sie schon einmal im Grabe gelegen hätte.

Als sie an dem Bettler vorüber kam, ließ er seinen Ruf um ein Almosen erschallen und richtete seine Augen fest auf ihr entstelltes Antlitz. Doch ohne ihn zu beachten, wankte sie an ihm vorüber und ließ sich vor einem Seitenaltar auf die Kniee fallen, wo sie in so inbrünstiges Gebet versank, daß sie die ganze Welt um sich her zu vergessen schien.

„Sie ist es!" rief der Bettler, „aber wie ist sie verändert! sie war nie reizend, aber jetzt möchte man sie nicht mehr mit der Feuerzange angreifen, sie gleicht einer ausgedörrten Hutzel, die sieben Jahre lang vergessen hinter einem Schranke gelegen hat. Na, beim Ausgang aus der Kirche soll mir mein ehemaliges Liebchen nicht entgehen."

Als die Messe aus war, verliefen sich die Andächtigen, nur die erwähnte Beterin blieb noch immer auf den Knieen liegen.

„Die muß eine Rechnung mit dem sogenannten lieben Gott auszumachen haben," hohnlachte der Bettler, „na, warte, Du sollst aus dem Regen unter die Traufe kommen."

Endlich warf sich die Beterin auf die Erde nieder, küßte die Platten vor dem Altar, dann schlug sie sich reumüthig vor die Brust, machte das Zeichen des Kreuzes, erhob sich und verließ seufzend die Kirche.

Der Bettler ließ wieder seinen Ruf erschallen und da sie, wie gewöhnlich, ohne Opfergabe an ihm vorüber zu kommen suchte, fühlte sie sich plötzlich am Kleide festgehalten, und eine höhnische Stimme sagte: „Ei, Anna Brun, geht doch nicht so stolz an einem alten Freunde vorüber, Hochmuth pflegt gewöhnlich vor dem Falle zu kommen."

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Laßt mich los," rief erschrocken das alte Mädchen, das schnell in der Tasche suchte, und dann einen Sou in den hölzernen Teller gleiten ließ.

„Meinst Du, mir damit meine Rechte auf Dich abzukaufen, da schießest Du fehl, das ist viel zu wenig, ha! ha! ha!"

„Noch einmal, laßt mich los," rief Mamsell Brun sehr ängstlich — „wie könnt Ihr Euch unterfangen, andächtige Leute in ihrer frommen Stimmung zu stören."

„Alte Jungfern belügen den lieben Gott, indem sie eine viel zu unduldsame Frömmigkeit zur Schau tragen, als daß sie wahr sein könnte. Oeffne Deine Arme, süßes Lieb, und erkenne in mir Deinen alten Schatz, den guten Denis."

„Denis!" rief Mamsell Brun mit einem Angstschrei, „Denis! o mein Gott! laßt mich los, Ihr wäret zu hängen, ohne daß Euch erst der Proceß gemacht würde."

„So, meinst Du? Und Du würdest ein passendes Gegenstück dazu bilden, obgleich Du Dich jetzt stellen möchtest, als ob Dir die ewige Glückseligkeit bereits durch ein Hinterpförtchen zugeflogen wäre."

Mamsell Brun war einen Augenblick stumm und starr. Denis hielt sie fortwährend am Kleide fest.

„O," sagte sie endlich, „laßt mich los, vergeßt, daß wir uns getroffen haben, Ihr habt mich in's ewige Verderben gestürzt."

„So bereust Du, mein Täubchen?“

„Ach! bei jedem Menschen kommt ein Augenblick, in dem das Gewissen erwacht. O, daß ich Euch nie gesehen hätte ... Ihr habt mich zum Bösen verlockt.“

„Warum laßt Ihr Weiber Euch so leicht verlocken ... man soll nicht mit dem Feuer spielen ... aber nicht wahr, es ist so amüsant ... Du warst eine reife Mispel und wolltest einen Mann haben ... die Alte wollte uns verkuppeln, wenn meine Frau gestorben sein würde.“

„Und Ihr, als Ihr zu Geld gekommen waret, gesteht es offen, Denis, Ihr würdet mich doch nie genommen haben!“

„Als ich Geld hatte, nein ... aber wenn Alles beim Alten geblieben, wenn Er am Leben geblieben wäre, dann hätte ich Dich genommen, weil die Alte versprochen hatte, Dir eine Aussteuer auszuwirken ...“

„O, o, o, und da ließ ich mich verleiten von Euch zu der grausenhaften That.“

Sie rang die Hände und bedeckte sich sodann das Gesicht; große Thränen rannen ihr zwischen den Fingern hervor.

„Halt's Maul mit Deinem Geheul und Deinen Vorwürfen,“ rief Denis wild; „meinst Du, ich wollte Gedanken nachhängen, die fähig sind, einen düster zu machen, wie ein Nachtkauz, der in einem Kirchthurm nistet. Du wolltest Dich rächen an einem Manne, auf dessen Hand Du gehofft hattest, und sahst in ihr eine Feindin, eine glückliche Nebenbuhlerin, die Dich verdrängt hatte. Es ist einmal geschehen und zu geschehenen Dingen soll man das Beste sagen ... er schläft im Grabe, und sie ... nun, ihr wird in dem Gefängniß wohl der Hochmuth gebrochen worden sein.“

„O, Denis, so wißt Ihr denn nicht, was geschehen ist.“

„Nun, was ist geschehen?“

„Sie ist hier!“

„Wer?“

„Nun sie, die Ihr im Gefängniß wähnt."

„Was, sie ist durchgebrochen?"

„Nein, sie ward freigegeben."

„Freigegeben," brüllte Denis, daß das Kirchengewölbe wiederhallte. „Die Lafarge freigegeben, das ist nicht möglich!"

„Ich sage Euch, ich habe sie gesehen, sie ist hier, ihre Unschuld muß anerkannt worden sein ... nun wird man den Schuldigen nachspüren, wird sie entdecken ... o Denis, die Guillotine ... ewige Gefangenschaft, Brandmarkung, der Pranger ... hu! mir schaudert!"

Denis fühlte sich wie von einem elektrischen Schlage durchschüttert, er ließ die hochgeschwungenen Fasern seines Muthes sinken, alle Kraft schien von ihm zu weichen, er ließ Mamsell Brun's Kleid fahren, die Arme sanken ihm schlaff am Leibe herunter, er ließ das Haupt mit geschlossenen Augen auf die Brust fallen.

Als er sich nach einigen Augenblicken erholte und wieder aufblickte, war Mamsell Brun verschwunden.

„Wenn das Weib mich nicht angelogen hat, so ist hier meines Bleibens nicht mehr," sprach er zu sich selbst ... „doch nein, sie war selbst zu ängstlich, um nicht die Wahrheit zu sagen. Auf, Denis, es ist die höchste Zeit, wenn Du nicht den Spürhunden der Gerechtigkeit in die Klauen fallen willst. In Frankreich bist Du nicht mehr sicher, also fort über die Grenze."

Er erhob sich mühsam und humpelte nach seiner Wohnung. Eine Stunde später saß er auf einer Eilfuhre, auf der er seinen Platz mit erbetteltem Gelde bezahlt, und hatte bald Uffet hinter sich.

Seit jenem Tage, an welchem Madame Lafarge ihre treubewährte Freundin Emma Pontier so unvermuthet wiedergefunden hatte, konnte sie das Bett nicht mehr verlassen und der herbei-

gerufene Arzt erklärte ihrer treuen Pflegerin, daß die Tage der Kranken gezählt seien, ihre Auflösung in naher Aussicht stände.

Auch Marie fühlte, daß sie sterben würde, und seit sie diese Gewißheit hatte, lag sie oft mit halb offenen Lippen da, die Augen mit jener göttlichen Klarheit erfüllt, die der Reflex einer innern Freudigkeit ist, und so lebte sie, wie ein abgenutztes Uhrwerk, einen Tag wie den andern dahin, in der Erwartung, daß es bald gänzlich stille stehen müsse.

So war der halbe September herangekommen, aber die Luft war noch warm, die Sonne funkelte lustig auf dem Wasser, die belebenden Ausströmungen des Morgens waren fühlbar. Marie ließ die Fenster ihres Krankenzimmers weit öffnen, sie wollte noch einmal mit vollen Lungen frische Luft einathmen, noch einmal ihr brechendes Auge an dem Licht des Tages weiden. Ihr Blick suchte den Horizont, an dem die letzten Morgennebel eben zu einer blauen Färbung verschwammen, aus deren Mitte die Herbstsonne zwischen das sich bereits buntfärbende Laub die einzelnen Ausflüsse ihrer goldenen Strahlengarbe warf. Der Geruch der Fichten, die unter dem Fenster im Garten standen, balsamirte die Luft, eine Amsel pfiff unter den Blättern einer Platane, die ihr Laub bereits zu verlieren anfing, und der melancholische Ruf des Kukucks erschallte von Zeit zu Zeit aus dem nahen Walde.

Emma legte der Kranken einen Strauß frischer Blumen auf das Bett. Sie dankte ihr mit einem liebevollen Blicke.

Nach einer Weile flüsterte sie matt:

„Emma, ich fühle es, meine letzte Stunde naht, die Erlösung beginnt — ich werde noch heute zu Gott kommen, der mein Inneres kennt, und ich fürchte mich nicht vor seinem Thron zu erscheinen.“

„O, Du bist eine Heilige, eine Märtyrerin, die mit der Siegespalme zum Himmel schwebt,“ rief Emma, indem sie vor

dem Bette auf die Kniee sank und in so schmerzliches Weinen ausbrach, daß das Herz in ihrer Brust zu sterben schien.

„Weine nicht, meine geliebte Emma," sagte die Sterbende und suchte ihr die Thränen mit den feinen, durchsichtigen, abgezehrten Fingern abzuwischen ... „Freilich, meine Augen waren auch einmal zwei Quellen, aus denen mein Leben nach und nach entströmte ... meine Nächte waren ohne Schlaf, meine Tag ohne Glück ... es war in der ersten Zeit meiner Gefangenschaft ... aber so weint man nur in der Jugend, wenn das Herz noch alle seine Thränen hat ... Später leidet man eben so sehr, aber man weint weniger."

„O gehe nicht von uns," flehte Emma, „bleibe bei uns, Du sanfte Dulderin, damit wir Deine Größe anstaunen und Dir durch verdoppelte Liebe vergelten können, was Du durch menschliche Ungerechtigkeit gelitten hast."

„Wolle mich nicht zurückhalten auf Erden, wo Alles voll Schatten in mir und um mich ist, meine Seele dürstet nach Licht, und wie eine stark bewegte Seele vor allen Dingen der Einsamkeit bedarf, so bedarf ein tief verwundetes Herz der Stille des Grabes," sagte Marie mit einem verklärten Lächeln, das über ihr bleiches, leidendes Gesicht zog, wie ein Sonnenstrahl über eine dunkele Landschaft. „Doch ich habe Dir noch etwas zu sagen," fuhr sie fort, „Du sollst die Vollstreckerin meines letzten Willens sein."

Emma hob ihr gebeugtes Haupt auf und sah die Freundin in gespannter Erwartung an. Marie suchte sich ein wenig zu erheben. Einen Augenblick zog eine matte Röthe über ihr blasses Angesicht, das aussah wie rosig angehauchtes Elfenbein, dann sank sie kraftlos wieder in die Kissen, ihre Gesichtszüge nahmen einen veränderten Ausdruck an, Emma wollte sie stützen.

„Nein, laß mich ruhig liegen," flüsterte sie leise, „und höre mich an. Du weißt, das Glück hat sich nicht als verschwenderische Mutter an mir erwiesen, doch ein Mal sah ich die

Himmelsthür weit offen stehen, denn ich liebte mit einer Liebe, die blind war, wie der Glaube, aber auch stärkend, wie die Hoffnung. Die Verhältnisse waren uns nicht günstig ... so stiegen die übervollen Quellen meines Herzens über den Rand und wurden zu Thränen ... es war ein deutscher Dichter ... Clementine wird Dir seine Adresse geben, wenn ich todt bin ... schreibe ihm, daß der Instinct der Seele, der nie trügt, mir unabläßig gesagt habe, daß er die Ueberzeugung meiner Schuldlosigkeit in seinem Herzen getragen, daß dieser Glaube mich gestärkt habe in meinem tiefen Elend, daß ich ihm dafür dankte und ihn segnete in meiner letzten Stunde ... und nichts weiter ... jetzt holt mir einen Priester ... ich bin am Ende."

Clementine eilte fort und brachte einen Priester, der sich anschickte die Beichte der Sterbenden entgegen zu nehmen. Emma und Clementine wollten das Zimmer verlassen.

„Nein, bleibt," gebot Marie, „Ihr sollt Zeugen meines letzten Bekenntnisses sein. Stützt mich, Ihr Lieben, damit ich aufrecht mit dem Stellvertreter Gottes sprechen kann."

Emma und Clementine stützten sie zu beiden Seiten, während der Priester ein kurzes Gebet sprach, dann begann die Sterbende:

„Mein Vater, die kleinen Sünden, Ergebnisse der menschlichen Schwachheit, die ich begangen haben mag, sind mir herzlich leid und ich bitte Gott demüthig um Verzeihung dafür ... eines Verbrechens habe ich mich nie schuldig gemacht."

Der Priester, der ein anderes Bekenntniß erwartet haben mochte, fuhr entrüstet zurück und sagte streng: „Meine Tochter, Gott prüft die Herzen und die Nieren, umgehen Sie die Wahrheit nicht."

„Nein, Vater, reichen Sie mir das Krucifix."

Der Priester willfahrte ihr. Sie legte zwei Finger der rechten Hand darauf und sprach mit zum Himmel erhobenen Blicken:

„Ich schwöre bei Gott, vor dessen Richterstuhl ich noch heute treten werde, daß ich die mir zur Last gelegten Gräuelthaten nie begangen habe, ... das ist die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe ... Amen."

Sie ließ matt das Haupt auf die Brust sinken und schloß die Augen. Clementine strich sie mit kölnischem Wasser an.

Mariens Versicherung hatte einen so überzeugenden Ton der Offenherzigkeit, daß der Priester unwillkürlich davon hingerissen wurde.

„Meine Tochter," sagte er, „das menschliche Gewissen ist ein Abgrund, dessen Tiefe nur das Auge Gottes zu erforschen vermag, ich glaube Ihnen jedoch und spreche Sie los von Ihren Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."

Hierauf reichte er ihr das Abendmal und gab ihr die letzte Oelung, die sie mit großer Andacht empfing, dann sank sie zurück und der Todeskampf begann.

Der Priester versprach nochmals wieder zu kommen, dann entfernte er sich.

Emma und Clementine knieten weinend und betend an dem Bette der Sterbenden, die fortwährend röchelte und nicht mehr zum Bewußtsein kam, und als die Dämmerung herankam, diese langsame Auflösung des sterbenden Tages, da löste sich auch die Seele aus Mariens Körper und schwebte leise zu ihrem Schöpfer zurück.

Die beiden Frauen blieben noch immer betend auf den Knieen liegen. Alles Geräusch ging nach und nach in Stille über, nur der Abendwind bewegte zuweilen noch leise die Blätter der Bäume vor dem Fenster, oder ein verspäteter Vogel ließ noch eine vereinzelte Note ertönen; hin und wieder schlug auch wohl einmal ein wachsamer Hund an, oder es knarrte ein Wagen, der über die hinter dem Garten herführende Landstraße fuhr.

Es war schon spät, als seinem Versprechen gemäß der Pfarrer noch einmal kam, dem ein Kellner mit Lichtern voranschritt, die einen falben Schein auf die Todte warfen. Emma erhob sich. „Sie hat ausgelitten," sagte sie mit in Thränen bebender Stimme.

„Und Gott wird sie hoffentlich in seinen Schooß aufgenommen haben," erwiderte der Geistliche, „denn er hat dieses Weib schwer geprüft in dem Schmelztiegel des Leidens."

„In ihrem Herzen waren unermeßliche Schätze von Zärtlichkeit und Geduld angehäuft," sagte Emma mit bitterm Schmerz. „Sie gleicht der Rose nach dem Sturme, die ihren Glanz, ihr Leben, Alles verloren hat, ausgenommen ihren Duft."

Der Priester besprengte den Leichnam mit Weihwasser, und nachdem er ein Gebet für die Seelenruhe der Verstorbenen gesprochen hatte, entfernte er sich wieder.

Zwei Tage blieb die Leiche stehen, dann kam der Begräbnißtag heran, der gewöhnlich eine traurige Größe und eine feierliche Pracht mitbringt; hier aber schritt nur der fromme Priester dem einfachen Leichenwagen voran, und Emma mit ihren Kindern und die treue Clementine folgten ihm nach.

Heine lag auf seinem Schmerzenslager, als der Briefträger ihm einen schwarzgesiegelten Brief brachte, den er sich sogleich von seinem Secretär vorlesen ließ.

Der Inhalt ergriff ihn tief. Er winkte seinem Secretär ihn zu verlassen. Sein Herz vermochte seinen Schmerz nicht auszuschreien, aber es blutete im Stillen.

„Nein, nein, ich habe nicht an ihr gezweifelt," sprach er leise vor sich hin und streckte dem Schatten der Vergangenheit die Arme entgegen, wie einem wiederkehrenden Freunde. „Wir

wurden Beide nicht zum Glücke geboren. Du schmachtetest unschuldig, von aller Welt verurtheilt, in Deinem Kerker, wie ich, von allen bösen literarischen Buben verurtheilt, in meiner Matrazzengruft *)."

Nach einer Weile hob er wieder an:

„Dieses unglückliche Weib hatte Alles gegen sich, den Schein, die Nothwendigkeit des Beweises, die öffentliche Meinung, jugendliche Unvorsichtigkeiten, eine zernichtete Gegenwart, eine hoffnungslose Zukunft, und dann das Dunkel einer Sache, deren Geheimniß zwischen ihr, einer anderen Frau und Gott besteht und das den Schlußfolgerungen der Menschen überlassen bleibt. Ja, ja, Marie ist unschuldig, sie hat die Wahrheit manifestirt, oder sie ist ein Ungeheuer, neben dem Messaline als eine Heilige zu betrachten wäre."

Er versank in tiefe Gedanken und wollte den ganzen Tag über keine Menschen sehen.

---

*) Madame Lafarge hat nicht aufgehört, bis zu ihrem letzten Lebenshauch ihre Unschuld zu behaupten, und in neuerer Zeit erheben sich Stimmen zu ihren Gunsten, welche diese Behauptung glaubwürdig machen.

Elise von Hohenhausen.

Schon mehre Tage hintereinander hatten sich zwei deutsche Damen, die jedoch ihre Namen nicht nennen wollten, bei Heine ansagen lassen, ohne daß sie angenommen worden waren. Endlich an einem wunderschönen Tage, da das Abendroth zur Nachmittagsstunde die Erde schon winterlich färbte, wurden sie bei ihm vorgelassen.

Die eine Dame hatte bereits ergraute Locken und manche Falte in ihrem Angesichte sagte, daß sie viel erfahren hatte von den Dingen des Lebens, aber daß die Prüfungen des Schicksals von einer edeln, starken Seele empfangen worden waren: ihre Begleiterin war jung und blickte recht heiter und lebensfrisch in die Welt.

„Das wird ein erschütterndes Wiedersehen werden," sagte im Eintreten die Matrone zu der jüngeren Dame; „ich fürchte, daß ich den Anblick seiner Leiden kaum zu ertragen im Stande sein werde."

Die Andere sprach ihr Muth ein, und so traten sie denn über die Schwelle des Krankenzimmers, das düster und beschränkt, zwei Treppen hoch lag, und nach dem Hofe zu gelegen war.

Diese gefängnißartige Wohnung erschien der Matrone wie eine traurige Vermehrung der Leiden des kranken Dichters.

Das Bett war gegen die Einwirkung der Zugluft und des Lichtes mit einer grünen sogenannten spanischen Wand umstellt, hinter welche die Damen traten.

Da lag der kranke Dichter mit geschlossenen Augen in den Kissen. Das edle Oval des Kopfes, an dem die feingeschnittene Nase scharf hervortrat, zeugte von hoher Intelligenz, der mit etwas Grau untermischte Bart war kurz abgeschnitten, das Haar war dicht und hellbraun, mit wenig grauen Streifen darunter, die schlanke, weiße, idealisch schöne Hand ruhte auf der rothseidenen Decke.

Aus den Augen der Matrone rollten langsam ein paar Thränen, obgleich sie sich durch den Anblick weniger erschüttert fühlte, als sie gefürchtet hatte, denn Heine's Gesicht war nicht entstellt, sondern nur im höchsten Grade vergeistigt.

„Lieber Heine, kennen Sie mich noch?“ sagte sie endlich mit sanfter Stimme.

Der Kranke fuhr jäh empor aus dem Opiumschlummer, in dem er duselte und träumte.

„Wer erzeigt mir die Ehre?“ fragte er und suchte sein Augenlid mit dem Finger empor zu heben.

„Weckt mein Bild gar keine Erinnerung in Ihnen?“ fragte die Dame wieder.

Heine hob den Augendeckel empor und sah sie an mit dem trüben, halb erloschenen Blick; ein schwaches Lächeln, das matt und ohne Wärme war, umspielte seine Lippen.

„Ich weiß wirklich nicht,“ sagte er ... „aber die Stimme hat etwas Liebes, Trautes, welches klingt, wie fern verschwebendes Harmonikagetön, das ich wohl einmal in meinen Träumen gehört habe.“

„Habe ich mich denn so sehr verändert, daß ein alter bewährter Freund mich nicht wieder zu erkennen vermag,“ sagte die Dame wehmüthig. „Ich bin Elise von Hohenhausen.“

Da überflutete ein Strom von Regungen Heine's Herz,

seine Erinnerungen kamen nach und nach aus dem Nebel der Vergessenheit hervor und schwebten an ihm vorüber wie bleiche Gespenster.

„O, Frau Regierungsräthin," rief er, „in Ihrem Hause habe ich viele schöne Stunden verlebt, könnte ich jene Zeit doch noch einmal zurückrufen, o, geben Sie mir Ihre liebe Hand, daß ich sie recht warm und herzlich drücke."

Die Regierungsräthin reichte ihm tief bewegt die Hand und ließ sich dann in einem Sessel vor dem Bette nieder, indem sie ihrer Begleiterin einen Wink gab, sich außerhalb der spanischen Wand zurückzuziehen.

„Ach!" sagte Heine, „wie sehen wir uns wieder, meine liebe Frau von Hohenhausen — ich bin ein kranker, ein sehr kranker Mann."

„Sie können wieder besser werden," tröstete Frau von Hohenhausen, „Ihr Aeußeres hat sich sehr wenig verändert, Sie gleichen noch völlig Ihrer Jugenderscheinung, wie ich Sie vor beinahe dreißig Jahren in Berlin gesehen habe, nur war damals Ihr Haar blond und der große Bart war noch nicht vorhanden."

„Ich war inzwischen einmal beinahe unförmlich dick," sagte Heine mit schmerzlicher Miene, „mein trauriges Rückenmarksleiden hat aber bald meine Glieder abgezehrt, meine Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit fünf Jahren kann ich das Zimmer nicht mehr verlassen und vertausche nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnsessel. Opium ist meine tägliche Nahrung und allein im Stande, mir die Qualen erträglich zu machen."

„Es ist wahrhaft staunenswerth," sagte Frau von Hohenhausen, „daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinsten Nervengeflechten hat, nicht zerstörender auf die Organe des Geistes zu wirken vermochte."

„Ich habe heute einen sehr schlimmen Tag und habe schon zweimal Opium genommen," seufzte der Kranke. „Ich bin heute völlig unfähig zum Sprechen und muß Sie bitten, Ihren Besuch morgen ja zu wiederholen, dann werde ich vielleicht unterhaltungsfähiger sein."

Frau von Hohenhausen wollte sich erheben, allein er that noch einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn sichtlich erheiterte; seine Stimme wurde nach und nach kräftiger, er lachte mehrmals laut auf und sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, der ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hatte. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an seine wilde, fröhliche Jugend, an seinen Aufenthalt in Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz besonders, und als die Regierungsräthin fragte, ob er denn auch zuweilen noch an Westphalen dächte, erwiderte er lebhaft:

„O ja, ich habe Westphalen nicht vergessen, ich denke noch immer mit Freude an meine herrlichen Fußwanderungen durch dieses Land nach Göttingen. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Gastwirth Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, wo ich viel mit Schulz und Wundermann, den Herausgebern des rheinisch-westphälischen Anzeigers verkehrte, den der alte Freiherr von Stein Westphalens Spucknapf zu benennen pflegte, das Alles ist mir unvergeßlich."

„Und nicht wahr, die Westphalen sind ein herrliches Volk?"

„Man muß zu Fuß, und zwar wie ich, in österreichischen Landwehrmärschen Westphalen durchwandert haben, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und die anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will."

„Sie scheinen heute noch in der Erinnerung zu schwelgen."

„Ja, denn diese Reise war eine Glücksepisode in meinem Leben und bei dieser heiteren Abschweifung in die Vergangenheit vergesse ich auf Augenblicke meine Matrazzengruft zu Paris. Ich wollte meine Wanderung durch Westphalen einmal als Stoff zu einem neuen Reisebild unter dem Titel: Auf rother Erde! benutzen, aber es ist unterblieben, ich weiß selber nicht, warum."

Der Kontrast von Heine's früherem Leben mit seinem jetzigen Leidenszustande drängte sich der Frau von Hohenhausen peinlich auf, doch sagte sie:

„Wer Ihnen mit geschlossenen Augen zuhörte, müßte Sie für kerngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hat genügt, daß Ihr Geist sich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeschwächter Kraft entfaltete."

„Ach, Gute," erwiderte er, „Leiden und innerliche Freuden sind Zwillingsschwestern, nur ist die Eine bitter und die Andere duftend, und beide blühten zum ersten Mal an dem Fuße des Baumes der Erkenntniß."

„Dichten Sie denn noch zuweilen?"

„Hin und wieder wohl einmal. Ist doch die Einbildungskraft ein himmlischer Schmetterling, der, ohne die Sonnenstrahlen abzuwarten, auf die Blumen der Seele goldene Eier niederlegt, die sogleich zu Schmetterlingen werden."

„Hören Sie, Lieber, Sie sollten nach Deutschland kommen, um das Bad Oyenhausen in Westphalen zu gebrauchen, das Wunder thun soll bei Rückenmarksleiden, und wo Sie in einem Rollstuhle die frische Luft und erheiternde Gesellschaft genießen könnten."

„Ja, wenn die Schwierigkeiten der Reise nicht wären, und dann würde sich meine Frau in einem kleinen deutschen Bade als Pariserin unglücklich fühlen."

„Ich habe gehört, daß Sie verheirathet sind," sagte

die Geheimräthin, „und das ist in Ihrer Lage gewiß ein Glück.“

„Ja, ich bin verheirathet mit einem Engel der Barmherzigkeit, der zugleich mein Weib und mein Kind ist, und nun wird Mathilde bald eine Wittwe und eine Waise sein,“ setzte er seufzend hinzu, sein Mund floß über von Dankbarkeit gegen sie, die nach achtzehnjährigem Zusammenleben noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn war.

„Wenn Sie mich wieder mit einem Besuche beehren,“ sagte er, „dann müssen Sie meine Mathilde kennen lernen, die jetzt ausgefahren ist. Sehen Sie, so wie es Pflanzen gibt, die nur einmal eine Blüthe hervorbringen, die unansehnlich dahin vegetiren, bis sie plötzlich empor schießen und sich mit glänzenden Blumen schmücken, aus denen goldene Staubfäden hervorstehen, so gibt es auch unbeachtete Seelen, die nur einmal einen Aufschwung nehmen, aber einen erhabenen siegenden Aufschwung — so ging es meiner Frau mit ihrer Liebe zu mir.“

„Haben Sie Kinder?“

„Zum Glück nicht, denn Mathilde versteht sich weniger auf die Kinder- als auf Blumenzucht, sie weiß besser Hunde und junge Kätzchen, als Säuglinge aufzufüttern, und so umstehen zwar keine Nachkömmlinge mein Bett, aber diese liebevolle Gattin und die Religion sind die Engel, welche an meinem Schmerzenslager stehen.“

„Wie, sind Sie der Religion zugänglich geworden?“ rief Frau von Hohenhausen in dem höchsten Erstaunen.

[*] „Ja, denn Gott redet zu den Herzen der Betrübten. Mir erging es wie dem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hatte, als er unerwartet in einem vergessenen, verachteten Schubfach seines Geldschranks noch eine Million entdeckte. So war ich durch den Verlust des unschätzbarsten Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden an

allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden."

„Wohl Ihnen, daß es so gekommen ist," sagte sie „Sie haben einen großen Trost gefunden in Ihrem Leiden, und die Hoffnung auf Besserwerden dürfen Sie doch auch noch nicht gänzlich aufgeben."

„Ich bin der Ansicht, daß das Schicksal eines jeden Menschen im Voraus bestimmt ist," sagte er feierlich, „und daß sich der Tod nicht nur eine Minute aufschieben oder früher herbeirufen läßt. Ich aber bin verurtheilt und muß, wenn meine Stunde kommt, in das Grab hinabsteigen mit einem Herzen, in dem das Gefühl noch lebendig ist. Die Zukunft, diese Hüterin aller Hoffnungen, bewahrt mir nichts mehr auf."

Es lag eine Trauer voll Muthlosigkeit in diesen Worten, die Frau von Hohenhausen rührte.

„Es gibt allerdings schreckliche Stunden im menschlichen Leben," sagte sie, „in denen sich die Kraft und die Ergebung erschöpft, und das Unglück beugt auch die stolzesten Seelen nieder, aber die Hoffnung darf uns erst dann verlassen, wenn unser Herz aufhört zu schlagen, und dann trägt sie unsere Seele auf ihren Flügeln in unbekannte Räume, um sich eine bessere Heimath zu suchen."

Sie erhob sich, um den kranken Mann durch ein allzulanges Gespräch nicht zu sehr aufzuregen.

„Sie kommen doch morgen wieder?" fragte er dringend.

„Gewiß, wenn Sie es wünschen. Aber," sagte sie, sich in dem kleinen Raume umsehend, „es ist traurig, daß Sie nie den belebenden Hauch eines frischen Luftzugs empfinden können in diesem steinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitscher, kein Säuseln grüner Bäume zu

Ihnen, dem Sänger des Lenzes, dringen kann, um Sie zu erquicken in Ihrer traurigen Blindheit und Hülflosigkeit."

„Ein Transport in's Freie," versetzte er, „ist bei den engen, hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit und ich habe ihn noch nie gewagt."

Mit Wehmuth schied Frau von Hohenhausen von dem kranken Dichter. Er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft besaß, um ihr einen Abschiedsblick nachzusenden, und reichte ihr die bleiche feine Wachshand. Der letzte Schimmer der Abendröthe warf einen Verklärungsschein über das Schmerzenslager, es schien der Nimbus der Poesie zu sein, der einem Lieblingsdichter Deutschland's gebührte.

Auf der Treppe sagte die Regierungsräthin zu ihrer Begleiterin:

„Wenn unglücklicherweise Feuer ausbräche, so wäre eine Rettung kaum zu bewerkstelligen. Der Arme muß diese Wohnung mit einer Parterrewohnung vertauschen, ich werde mit seiner Frau darüber sprechen."

Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und beim Einsteigen in den Wagen befahl sie dem Kutscher, trotz der vorgerückten Tageszeit, sie in das Gehölz von Boulogne zu fahren, denn der Anblick der todten Natur thut dem bedrängten Herzen wohl und beruhigt es, während die Pracht einer reichen Vegetation, die von den Strahlen der Sommersonne vergoldet und von dem blauen Himmel bekrönt wird, den Schmerz reizt, wie eine ihm hingeworfene Herausforderung.

Bald fing der Schnee an, in dichten Flocken zu fallen, und der Ostwind bewegte die weiße Schneedecke, die wie ein Leichentuch bereits auf der gefrorenen Erde lag. Die Geheimräthin sprach mit ihrer Gesellschafterin von dem kranken Dichter und seinem traurigen Loose, und es war bereits spät,

als sie wieder in der Stadt ankamen. Der Abend war düster, wie die Stimmung der beiden Damen, am dunkeln Himmel waren weder Mond noch Sterne zu sehen und das Gewässer der Seine stöhnte traurig unter den Stößen des Nachtwindes.

Der Buchhändler Julius Campe. Wiedersehen.

Eines Tages kam ein sehr behäbig aussehender, wohlbeleibter, mit festen Tritten auftretender Herr mit einem etwas dicken Kopf und sehr ausdrucksvollen Augen, in einer weißen, sorgfältig geschlungenen Halsbinde, einem bis an den Hals zugeknöpften Rocke und einem etwas auffallenden Hute, aus dem Hôtel-Valois nach Heine's Wohnung.

Dieser Herr, welcher die Grenzen der Jugend längst überschritten und sie hinter sich hatte, der aber trotz seiner stark in das Graue, ja in das Weiße spielenden Haare, die seinem Kopfe das Aussehen eines Chinchilas gaben, noch ein sehr frisches Gesicht hatte, auf dem die Anfänge einiger im Werden begriffenen Runzeln zu sehen waren, war noch so rüstig, daß er die Treppen leicht erstieg. Er zog die Schelle an und sagte zu dem ihm öffnenden Mädchen: „Ich wünsche Herrn Heine zu sprechen."

Das Mädchen, das eine blendende Brünette mit prachtvollen Haaren war, die theilweise unter einem nach Creolenart umgebundenen Tuch verborgen waren, das Kirschenlippen und zwei schwarze Diamanten als Augen hatte, sagte mit einem kurzen Knix:

„Ich bedauere, aber der Herr ist so krank, daß er mit Niemand zu sprechen vermag. Ich kann Sie unmöglich anmelden, mein Herr."

„Mein liebes Kind, es giebt keine Regel ohne Ausnahme. Haben Sie die Güte, ihm meine Karte zu bringen.“

Bei diesen Worten kneipte der alte Herr das hübsche Franzosenkind in die blühende Wange. Sie wich einen Schritt zurück und sagte beleidigt:

„Mein Herr, was erlauben Sie sich? Ich wiederhole Ihnen, daß Herr Heine nicht zu sprechen ist.“

„Nicht wahr, der Schnee erschreckt den Frühling,“ rief der alte Herr mit einem wohlwollenden Lachen; „die Jugend ehrt das Alter, aber sie erschrickt vor ihm und weicht ihm aus. Nun, thuen Sie mir immerhin den Gefallen und tragen Sie meine Karte hinein.“

Um seiner Bitte mehr Gewicht zu geben, ließ der Herr einen Fünffrankenthaler in die Hand des Mädchens gleiten, welches sehr stark erröthete und sehr freundlich sagte:

„Warten Sie einen Augenblick, ich will wenigstens einen Versuch machen, ob der Herr Sie annehmen wird.“

Heine war in lethargisches Träumen verfallen, als sie bei ihm eintrat und ihn mit der Meldung störte, daß sie hier die Karte eines Herrn zu übergeben habe, der sich durchaus nicht abweisen lassen wolle.

Heine knurrte wie ein bemaulkorbter Hund, als er das Augenlid empor hob, um die Karte zu lesen, aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er in freudiger Erregung rief: „Er soll eintreten, er ist mir sehr willkommen.“

Das Mädchen kam wieder und sagte sehr freundlich zu dem Fremden:

„Belieben Sie einzutreten, mein Herr.“ Dieser durchmaß mit einem langen Schritt den schmalen Gang, der zwischen der Treppenthür und einer zweiten lag, welche die Brünette vor ihm öffnete, und er befand sich in dem Krankenzimmer.

Bei dem Eintritte des Herrn, richtete sich der Kranke halb auf seinem Lager auf, streckte dem Eintretenden die rechte Hand

entgegen, während er mit den Fingern der linken das gelähmte Augenlid aufhob, und hieß den Freund, welcher Niemand anders als sein Verleger, der Buchhändler Julius Campe aus Hamburg war, herzlich willkommen.

„Grüß Sie Gott, lieber Heine," sagte der Buchhändler, „nun, wie gehts? Wie steht es mit Ihnen?"

Heine zuckte die Achseln und sagte mit einem bittern Ausdruck:

„Mein Leben ist eben wie die Fläche eines stehenden Wassers, meine Tage gleichen sich wie Wassertropfen, insofern, daß sie unter steten Schmerzen dahinfließen, und wie die Welt sich in einem ewigen Kreislauf bewegt, in welchem dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen, so bewege ich mich in einem Kreise stets wiederkehrender Torturen."

Campe hatte indessen Heine's ihm dargereichte Hand ergriffen und sie mit Wärme gedrückt.

„Das sollte man kaum für möglich halten," sagte er. „Ihre Hand faßt sich warm und ganz normal an, sie ist nicht einmal magerer geworden. Ihrem Aussehen nach sollte man denken, Sie wären lange nicht so krank, als die deutschen Scribler es in ihren Journalen schildern."

„Ja, die möchten mich je eher, je lieber, gern als Fraß der Würmer sehen, weil ich ihnen gar manchmal zu scharf auf den Leib gerückt bin. Doch überlassen wir dieses Gelichter seinem verwerflichen Treiben. Es ist brav von Ihnen, brav, lieber Campe, daß Sie endlich ein Mal kommen."

Und wiederholt schüttelte er seinem Verleger herzlich die Hand.

Campe hatte sich nun einer Sündfluth von Grüßen zu entledigen und mußte eben so viele Fragen des todtkranken Dichters beantworten, der trotz seiner Schmerzen, immer lebhafter und gemüthlicher wurde.

„Und meine Mutter, was macht meine gute alte Mutter?" rief er mit dem lebhaftesten Interesse aus.

„Sie ist den Umständen nach wohl und schickt Ihnen ihre besten Wünsche und ihren Segen."

Campe mußte ihm viel von der alten Frau erzählen, die Heine kindlich liebte und verehrte, doch kürzte er seinen Besuch ab, um den andern Tag wieder zu kommen, da es in seiner Absicht lag, dem kranken Dichter wo möglich ein neues Manuscript abzulocken.

Nachdem er noch einige vorbereitende Besuche bei Heine gemacht hatte, sagte er eines Tages zu ihm:

„Wie ich höre, arbeiten Sie noch immer viel; wo fort und fort gearbeitet wird, muß doch endlich Etwas zum Abschluß kommen. In Deutschland haben wir zur Zeit den Haussuchungsrummel, ich will doch sehen, ob in Paris bei Heinrich Heine eine Haussuchung kein Resultat liefert."

„Scelerata Casca, quid molieres? Wissen Sie, daß ich seit Jahr und Tag nur am Ruin des Buchs der Lieder arbeite?"

„Dann wären Sie nicht mehr betheiligt, als ich, der ich das Buch der Lieder erst habe stereotypiren lassen und es eben in reichster Ausstattung ausgegeben habe. Indessen würde mir das Gelingen dieses neuen Planes doch Freude machen und wahrscheinlich den Ausfall decken, also kurzen Prozeß gemacht und her mit einem Manuscripte."

„Einen neuen Band Gedichte können Sie haben," sagte Heine, jedes Wort betonend, „aber ... Sie müssen mir die Dinger heillos bezahlen."

„Oho," rief Campe, „wenn Sie die Saiten zu hoch spannen, so mögen Sie Ihr Papier behalten, man kann auch Gold zu theuer kaufen."

„Sie zahlen, was ich haben will, und entschließen sich ganz schnell," rief Heine, „denn die Zeit versinkt in den Abgrund der Ewigkeit und ist mir knapp zugemessen."

Sie stritten lange hin und her, Heine hielt auf seinen

Preis, Campe feilschte gewaltig, doch endigte die Scene damit, daß Campe das Manuscript bekam und Heine lachend ausrief:

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ein solcher Schacherjude wären;" dann rief er seiner Frau zu, die eben hereinkam: „Mathilde, ich habe dem Campe ein Manuscript aufgehängt und zwar für schweres Geld; wenn es eingeht, sollst Du einen prächtigen Anzug haben." — Dann wandte er sich wieder an Campe und sagte schadenfroh: „So viel hat der große classische Goethe in seinem ganzen Leben nicht für alle seine Gedichte bekommen, und ich armer kranker Mensch, der ich keine Excellenz bin, michele hier auf dem Bette einen alten Fuchs so glorios an."

Seine Lippen öffneten sich abermals zu einem herzlichen Lachen, aber plötzlich verzogen sie sich zu einem Grinsen und er stieß ein Schmerzgeschrei aus.

Mathilde sprang ihm bei, Campe fragte erschrocken: „Was ist Ihnen, bester Freund?"

„Es ist Nichts, es geht vorüber," sagte er matt. „Es scheint, der liebe Gott macht Experimente mit mir; ich wünsche, er hätte dazu einen Andern sich ausersehen."

„Sie scheinen in der That sehr zu leiden."

[*] „Davon kann sich Niemand einen Begriff machen, der diese Schmerzen nicht selbst empfunden hat. Wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzuqualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott sei, wie mir der selige Professor Hegel vor dreißig Jahren in Berlin versichert hat."

„Nu, nu, haben Sie Geduld, nur ein geduldiger Mensch ist ein starker Mensch, es kann ja Alles wieder besser werden," meinte Campe.

„Besser werden," rief Heine mit unendlicher Bitterkeit — „meine Meinung geht dahin, daß ich nicht zu retten bin, daß

ich aber vielleicht noch eine Weile, so ein oder zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann."

„Wer kann das behaupten? Es ward schon Mancher von sich selbst und von den Aerzten aufgegeben, und am Ende hat ihm Gott doch noch über den Graben geholfen."

„Gott ist zu alt, um sich in seiner Bequemlichkeit stören zu lassen, er ist zu taub, um auf meine Bitten zu hören, doch das holde Bewußtsein, ein angenehmes Leben durchlebt zu haben, erfüllt mich selbst in dieser kummervollen Zeit noch mit Freude und wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an das Grab begleiten. Unter uns gesagt, lieber Campe, dieses letztere ist das wenigst Furchtbare. Das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht aber der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube."

„Die Lösung dieses Räthsels müssen wir abwarten. Uebrigens bewahrheiten Sie den Satz, daß die Guten besser werden im Unglück, sie erlangen eine heitere Geduld, welche verzeiht und vergißt."

Heine nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte sanft: „Ja, seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig bin, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt."

„Sie haben sich also ernstlich vom Unglauben abgewendet?"

„Wie mit der Creatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Friede gemacht, zum großen Aergerniß meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen belieben. Der gesammte hohe Clerus des Atheismus hat seine Anathema über mich ausgesprochen und es giebt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannen würden, um mich zum Bekenntniß meiner Ketzereien zu bringen."

„Ist Ihre Umkehr auch wirklich aufrichtig?" fragte Campe mit einer etwas zweifelhaften Miene.

„Gewiß, das ist sie," betheuerte Heine. „Meine Rückschritte haben mich jedoch nicht bis zur Schwelle irgend einer Kirche, oder gar in ihren Schooß geführt; kein Glockenklang hat mich gelockt, keine Wachskerze hat mich geblendet, denn ich habe der Vernunft nicht entsagt, ich habe mich ganz einfach zu Gott zurückgewendet."

„Und Sie haben wohl daran gethan, ich kann Sie deshalb nur loben."

Der Eintritt des Doctor Gruby, der seinen Patienten zu besuchen kam, machte diesem Gespräche ein Ende.

Eines Tages kam Campe wieder und sagte:

„Heine, ich wünsche Ihr Oelbild zu haben."

„Das gestattet meine Jammergestalt nicht," erwiderte Heine.

„Warum nicht. Ihre Züge, ja, der ganze Kopf hat sich gegen früher merkwürdig veredelt."

„Veredelt!" lächelte der Kranke.

„Ja, veredelt."

„Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?"

Campe reichte ihm augenblicklich die Rechte.

„Nun, dann soll ein Maler das Bild in schwarzer Kreide liefern."

Schon den andern Tag kam der Maler, um seine Arbeit zu beginnen. Campe war bei den verschiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entstand unter seinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papiere stand, brachte er ihn Mathilden auf ihr Zimmer. Sie erschrak bei dem Anblick und rief schmerzlich:

„Er sieht ganz blind aus."

„Das ist nach der Natur," behauptete Campe. „Finden Sie ihn nicht ähnlich?"

„Zum Erschrecken ähnlich, aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben."

„Gut, wir haben den Maler hier, er soll es versuchen, ob er Ihrem Wunsche genügen kann."

Der Maler Kietz machte den Versuch und ging dann fort, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf Campe den Maler in einem Kaffeehause und trug ihm auf, das Bild mit geschlossenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere aber der Madame Heine zu lassen.

Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgesetzt wurde, bat Heine, ihm doch einmal die beiden Bilder vergleichen zu lassen. Sie wurden ihm auf das Bett gereicht. Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück.

„Das ist eine Lüge," sagte er.

Das andere betrachtete er eine Weile, seufzte und sprach:

„Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude."

Campe schied mit Wehmuth von dem Kranken, und nahm das Bild mit sich als ein theures Andenken an einen geliebten Menschen, den er nicht wiedersehen sollte. Ein paar Tage später traf Heine's Bruder Gustav, der in Wien eine Zeitschrift redigirte, in Paris ein. Das Wiedersehen war kein besonders herzliches. Gleich nach der ersten Bewillkommnung sagte Gustav:

„Nun, ist es denn wahr, was die Leute sagen?"

„Was sagen sie denn wieder Albernes?"

„Sie sagen, Du seiest eine ganze Betschwester geworden."

„Nein, ich bin ein Betbruder geworden," gab der Kranke mit seinen gedehnten Klageton zur Antwort, „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er Dir, guter Bruder, bessere politische Gesinnungen eingeben möge, als Du bisher offenbart hast."

Der Wiener Redacteur lachte und hob dann ernsthaft wieder an:

„Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst Du doch jetzt, lieber Heinrich?“

Der Kranke lächelte und antwortete:

„Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue-d'Amsterdam an es glaubt, oder nicht.“

Als er das gesagt hatte, kehrte er sich nach der Wandseite und gab keine Antwort mehr.

Mehr als die Anwesenheit des Bruders, erquickte ihn der überraschende Besuch Meißner's, der im August, auf einer größern Reise begriffen, sich erlaubte, Heine's wegen einen Seitensprung nach Paris zu machen. Er fand ihn noch in seiner alten Wohnung, in dem Zimmer mit der Aussicht auf den Hof hinaus, und in seine Matrazzengruft klang noch immer von drüben herüber gedämpftes Pianofortegeklimper.

Mathilde, die ihm bereits, wenn er des Schreibens müde war, alle Romane von Alexander Dumas, die er liebte, vorgelesen hatte, saß vor seinem Bette und las ihm eben den Grafen von Monte-Christo vor.

Heine stieß einen Freudenschrei aus bei dem Anblicke des hochwillkommenen Freundes und bewillkommnete ihn auf das Innigste. Mathilde zog sich bald darauf zurück, um die beiden Männer ungestört ihren Herzensergießungen zu überlassen.

Meißner fand den Kranken körperlich wenig verändert, aber im Laufe des Gesprächs ergab es sich bald, daß er sehr nervös war. Meißner sagte ihm das.

„Sie haben das Richtige errathen,“ sagte Heine verdüstert. „Ich bin von dem heftigsten Aerger gegen Meyerbeer erfüllt.“

„Warum? Das müssen Sie mir erzählen.“

„Sie wissen, daß ich unter dem Titel Faust, vor einigen Jahren ein Tanzpoem geschrieben habe. Das Berliner Theater hat den Stoff fast ganz in meiner Art und Zurechtlegung, als Satanella auf die Bühne gebracht. Ich sah mich nun um meine Tantieme gebracht und schrieb an den Generaldirector, mir zu meinem Rechte zu verhelfen, und nun denken Sie sich, daß Meyerbeer nichts in der Sache thun will."

„Das ist nicht möglich," rief Meißner, „der Sachverhalt wird ihm nicht recht klar sein, doch sobald er ihn unter sich hat, wird er thun, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist; als ehrlicher Mann kann er ja nicht anders handeln."

„Ich sage Ihnen aber, er wird Nichts thun;" dann setzte er lachend hinzu: „Der hebräische Jekuf, der deutsche Jakob, der sich als Maestro Giacomo in das Italienische übersetzt hat, gehört zu den Leuten, die Niemand lieber Etwas gönnen, als sich selbst. Nun, wenn er mir auch feindlich gesinnt ist, so ist Meyerbeer dessen ungeachtet unsterblich, nämlich so lange er lebt, und auch noch ein paar Jahre darüber hinaus."

Plötzlich auf einen andern Gegenstand überspringend, sagte er:

„Wissen Sie, Meißner, daß ich mich eben sehr eifrig mit der französischen Uebersetzung meiner neuen Gedichte beschäftige. Gerard de Nerval, der schon vor einigen Jahren mein „Buch der Lieder", das sehr viel Anklang in Frankreich fand, und noch andere Sachen von mir übersetzte, geht mir dabei zur Hand. Alle Vormittage bringt er ein paar Stunden bei mir zu."

„Ich glaubte, Sie übersetzten selber viel."

„Ich habe es aufgegeben, denn meine eigenen Uebersetzungen leiden an Weitschweifigkeit und haben dabei immer eine deutsche Tournure. Sie glauben nicht, wie schwer es den Deutschen fällt, in diesen abgezirkelten, bestimmten, unverrückbaren Formen, den deutschen Geist wiederzugeben. Meine eigenen Lieder kommen mir in dieser Umbildung ganz fremd vor. Ich

deutscher Waldvogel, der gewohnt ist, seine Wohnung aus dem buntesten und einfachsten Material zusammen zu bauen, ich niste da in der Allongeperrücke Voltaire's — ist das nicht drollig?"

Bald darauf klagte Heine, daß es so einsam um ihn geworden sei, daß sein Freundeskreis sich verringert habe. Meißner erfuhr, daß Elise nicht mehr kam, daß alle Freundschaftsverhältnisse mit ihr abgebrochen waren. In dem Hause des inzwischen zum Millionair gewordenen Herrn Arnot trafen sich zweideutige Existenzen. Der Director des Hyppodroms konnte es nicht vermeiden, daß in seinen Salons unter dem Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern dann und wann auch ein Genie des gespannten Seils, ein Tochter der Luft, oder eine Heroine der höhern Reitkunst erschien. Heine hatte es für angemessen gehalten, seiner Frau den ferneren Umgang mit ihrer Freundin zu verbieten.

„So sehen Sie wohl auch die kleine Alice nicht mehr?" fragte Meißner.

„Die ist an der Halsbräune gestorben."

„Und was ist aus der hübschen Jenny geworden?"

„Die ist jetzt eine große Dame des Quartier de-Breda geworden, die Pferde und Wagen, zwei Lakeien und eine Loge in der komischen Oper hat."

„Das thut mir leid um das Mädchen."

„Ja, es ist Schade um sie, denn wie die meisten ihrer Gefährtinnen, wird sie ein böses Ende nehmen, wird der Armuth, dem Elend, dem Verbrechen, vielleicht dem Selbstmorde anheim fallen, und im glücklichsten Falle wird sie in einem Spital sterben."

Beide Männer versanken in Schweigen, Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt.

Draußen lag der Sonnenschein so warm und hell auf den Straßen, die Wagen fuhren nach dem Boulogner Gehölze, die

ehemaligen guten Freunde flanirten in den Straßen und ließen es sich wohl sein und hier lag einsam und elend der unglückselige Dichter auf seinem Lager.

Nach einer Weile griff Heine nach einigen Streifen mit Bleistift in großen Buchstaben beschriebenen Papiers und reichte sie Meißnern mit den Worten hin: „Lesen Sie.“

Es waren Gedichte, die Meißner eifrig zu entziffern begann.

„Welche Gedichte sind das!“ rief er endlich aus, „welche Klagen! Nie noch haben Sie dergleichen geschrieben, und ich habe noch nie dergleichen tief erschütternde Töne gehört.“

„Nicht wahr!“ rief Heine und richtete sich mit großer Mühe ein wenig von seinen Kissen auf, indem er mit dem Zeigefinger seiner blassen, blutlosen Hand das geschlossene Auge ein wenig öffnete. „Nicht wahr!“ wiederholte er. „Ja, ich weiß es, sie sind schön, entsetzlich schön. Es ist eine Klage, wie aus einem Grabe heraus; da schreit ein lebendig Begrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nie vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war.“

„Ja, es liegt ein Ruf von jenseits darin,“ sagte Meißner mit tiefer Trauer, „ein Weheruf, wie von den acherontischen Ufern, es ist der Sehnsuchtsschrei eines Schattens nach dem sonnigen Leben. Und es ist kein gewöhnlicher Todter, der herauf schreit, es klagt und jammert ein Lear. Die tiefste Schwermuth Ihrer gesunden Tage, ach! sie ist helle, prachtvolle Mondnacht gegen die sternenlose, noch nie von Licht durchschnittene Finsterniß.“

Heine bemerkte die Gefühle, die er in Meißner erregt hatte, er wollte ihn nun durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern, aber jede Aufregung rächte sich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen

ihn plötzlich und streckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre sein Geist schon entflohen. Nur das über sein Gesicht oft blitzartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unendlich qualvolles Leben.

Von dem tiefsten Mitleid erfaßt, sah Meißner eine Weile stumm auf ihn, da aber der Zustand des Kranken sich nicht änderte, richtete er ein paar Fragen an ihn, die Heine nicht beantwortete, ja, nicht einmal zu hören schien.

Meißner wollte sich eben zur Thür hinaus begeben, um Mathilde oder die Krankenwärterin herbeizurufen, als Heine eine Bewegung mit dem Arm machte. Meißner blieb stehen, um zu erfahren, was er wolle. Heine wiederholte diese Bewegung, die dem Freund jedenfalls einen Wink geben sollte, ohne daß ihn dieser verstand. Endlich flüsterte der Kranke mühsam:

„Bleiben Sie.“

Meißner blieb und sah mit gepreßtem Herzen fast eine halbe Stunde lang den armen, leidenden Menschen in diesem Schmerzanfall fast regungslos liegen, nur daß er von Zeit zu Zeit ein halb unterdrücktes, dumpfes Jammergeheul ausstieß.

Wie Hiob lag er hingestreckt und begann nun die wildesten Klagen gegen den mitleidslosen Himmel auszustoßen und schien in Zwiespalt mit der ganzen Natur zu liegen.

Nach und nach legte sich der Aufruhr in seinem mißhandelten Körper, er begann wieder zu lächeln; Meißner mußte seinen früheren Platz an seinem Bette wieder einnehmen, und nun begann er zu erzählen von den ununterbrochenen Angriffen, die aus Deutschland mit der größten Wuth und Ausdauer gegen ihn geführt wurden.

„Ist es nicht sonderbar,“ sagte er, „daß während in Frankreich mein Ansehen steigt und man sogar in Nordamerika meine Muse zu schätzen beginnt, man mich in Deutschland lästert und tief herabwürdigt?“

„Warum aber thun Sie nichts dagegen?“ warf ihm Meißner ein.

„Weil ich ja doch die Verläumdung nicht gleich todtschlagen kann. Ich muß geduldig leiden unter den frechsten Unbilden, den unverschämtesten Verketzerungen, weil ich zu schwach bin, mich zu rächen, oder auch nur sie bekämpfen zu können. So wird meine Ehre zerfetzt, meine Schriften werden verlästert und meine Ueberzeugungen infamirt.“

Er seufzte tief und schwieg einige Augenblicke, dann hob er wieder an:

„Es ist wahr, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, ich war kein Lamm. Aber die gepriesensten Lämmer der Sanftmuth würden sich minder fromm geberden, besäßen sie, wie ich, die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich gebrauchte diese mir angebornen Waffen zuweilen doch nur zur Vertheidigung, wenn ich gereizt und herausgefordert wurde.“

Meißner wollte Etwas zu seinem Troste sagen, aber er ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wie lästern mich die Journale,“ begann er abermals, „was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viel Mängel finden sie in meinen Worten. Geht es so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden. So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so sehr geliebt habe, während Frankreich nur Worte des Preisens für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt und Literaten in New-York und Alabany Vorlesungen über mich halten.“

Wieder hielt er ein, dann ergriff er Meißner's Hand, drückte sie liebevoll und sprach weiter:

„Ich bin Ihnen dankbar, Sie haben sich meiner angenommen, haben sich an meine Seite gestellt in eben dem Augenblick, wo alle Thiere des Waldes über den sterbenden Löwen herzufallen begannen. Ach, ich sah sogar den Esel X. vor

meiner Höhle streifen, doch er schien mich nicht für marode genug zu halten, um mir in Sicherheit einen Hufschlag versetzen zu können, und trollte sich fort, indem er unsicher mit den Glotzaugen herum stierte und ein komisch-fürchterliches Gewieher sich seiner zottigen Brust entrang. Er ging, oder vielmehr er schlich fort, vielleicht hatte er gehört, daß selbst des todten Löwen Schatten noch manchem windigen Patron furchtbar werden kann."

Jetzt ließ Mathilde den Tisch im Krankenzimmer decken, Meißner mußte à la fortune du pôt mit dem Ehepaare zu Mittag essen.

Als er nach einigen Tagen kam, um sich zu verabschieden — denn sein Aufenthalt in Paris konnte diesmal nur von der kürzesten Dauer sein — kam er eben aus dem Lesezirkel und eröffnete das Gespräch mit den Worten:

„Haben Sie den Artikel von Dumas über die verstorbene Schauspielerin Marie Dorval gelesen?"

„Ja, ich habe ihn gelesen," erwiderte Heine mit Gefühl, „und diese Blätter hat Dumas eher unter Thränen hervorgeschluchzt, als geschrieben. Ich habe darüber weinen müssen und danke ihm für diesen Vorwand, um zu weinen, denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem menschlichen Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich auch fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als wenn er über das Unglück seiner Mitmenschen weinte."

Er machte eine unmuthige Bewegung, dann sagte er: „Es ist also Ihr Ernst, Sie wollen wirklich fort?"

„Leider muß ich," erwiderte Meißner bewegt — „die Umstände gestatten mir diesmal keinen längern Aufenthalt."

Heine sah ihn mit schmerzlicher Innigkeit an, dann sagte er:

[*] „Da wir uns vielleicht nicht wiedersehen, so will ich Ihnen vertrauen. Und nachdem er auf ein Kästchen gedeutet hatte, das seinem Bette gegenüber auf einem Schranke stand, fuhr er fort: „Sehen Sie, darin liegen meine Memoiren. Ich sammle seit Jahren fratzenhafte Portraits, erschreckende Silhouetten. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit in Ruhe und da finde ich denn noch immer Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopfe zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Hallunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein. Ach! wenn der Kerl nicht so erschrecklich schrie, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie Alle furchtbar geschrieen."

Und er schwelgte in Gedanken in dem Erfolg seiner vergangenen und seiner zukünftigen Angriffe, während Meißner ihn gedankenvoll und mitleidig ansah. Heine hob mit einem schadenfrohen Lächeln wieder an:

„Ja, ja, ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, so manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja, auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkommt nicht so leicht meinem Glase. Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen herumkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der größte Vertilger."

Und wieder ließ er ein Gelächter ertönen, dessen heiserer unheimlicher Klang Meißner unangenehm, fast schmerzlich berührte. Diese feindseligen Aeußerungen mißfielen ihm, weil er wußte, daß Heine's Herz gut war — doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, sein voller Haß war für seine Feinde.

„Ich begreife Sie nicht," sagte Meißner — „wie reimt sich Ihre Güte mit dieser Verfolgungssucht? Ihr Gemüth ist weich, ich weiß, daß Sie ja jeder Geldsammlung zu irgend einem edeln Zweck beigesteuert, daß Sie dem unverschuldeten Unglück oft reichlicher aufgeholfen haben, als es Ihre Mittel gestatteten."

„Je nun," lächelte Heine, „ich liebe es, von Zeit zu Zeit eine Visitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben, das kann nie schaden."

Plötzlich erstarb sein Lächeln in einer schmerzhaften Gesichtsverzerrung, seine Schmerzen waren wieder da. Das dauerte einige Minuten, während welcher er jammerte und stöhnte, dann legte sich sein entsetzliches Gliederreißen eben so plötzlich, als es gekommen war. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sagte er:

„Sie wissen nicht, Meißner, daß ich in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie meiner Krankheit auf das Fleißigste studirt habe, aber meine Studien werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung kennen. Und doch," setzte er hinzu, „hat mir der Ungar Gruby, mein Arzt, der seit zwanzig Jahren in Paris lebt und an dem ich mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit hänge, schon vor vierzehn Jahren gesagt, da ich ihn wegen eines Augenleidens consultirte, die Ursache meiner Krankheit stecke im Rückenmark. Ich und die anderen Aerzte lachten ihn damals aus. Ach, Meißner, wäre ich damals hellsehender gewesen, so läge ich heute nicht hier."

„Sie halten Ihr Uebel also entschieden für ein Rückenmarksleiden?"

„Unbedingt ist es ein solches."

Meißner wandte sich ab, um das ihn überkommende Weh-

gefühl zu verbergen. Gleich darauf erhob er sich, um Abschied zu nehmen, der von beiden Seiten eben so traurig als herzlich war.

Er war eben im Begriff zu gehen, als Heine rief:

„Noch einen Augenblick, lieber Meißner, nehmen Sie diese drei Gedichte als ein Andenken an Ihren Freund mit. Ich lasse sie Ihnen im Original, da ich Copien davon nehmen ließ."

Meißner nahm die langen, mit Bleistift beschriebenen Papierstreifen, wovon der eine „Im Mai" überschrieben war, die beiden anderen hatten keine Ueberschriften.

Wie sehr auch Meißner auf dem Sprunge stand, so konnte er doch dem Drange nicht widerstehen, sie sogleich zu lesen. Das erste lautete:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz — im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt,
Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich.

Da lob' ich mir den Orkus fast,
Dort drückt uns nirgends ein schnöder Contrast,
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch
Der Nymphaliden ödes Gekreisch,

Der Furien Singsang so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrießlich zu Unglück und Qual,
Im Schattenreich, im traurigen Thal,
In Proserpinens verdammten Domänen,
Ist Alles im Einklang mit unsern Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich —
Sonne und Rosen stechen mich,
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich,
O schöne Welt, du bist abscheulich.

Ohne ein Wort zu sagen, entfaltete Meißner das zweite Gedicht und las:

Laßt die heil'gen Parabolen,
Laßt die frommen Hypothesen,
Suchet die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger,
Trabt auf hohem Roß der Schlechte.

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach! das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort? —

„Das nennen Sie religiös?“ fragte Meißner aufblickend. „Ich nenne es atheistisch.“

„Nein, nein, ich nenne es nicht religiös im engern Sinne des Wortes, ich nenne es vielmehr religiös-blasphemisch. Doch das Dritte ist mir besonders lieb — lesen Sie es laut, damit ich es noch einmal höre.“

Und Meißner las:

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So schweigsam stande, wie ein Bildniß,
So marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein,
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihren Augen Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein.

Erschüttert hat mich, was ich sah.
Auch Du erbarm Dich mein, und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

Tief ergriffen steckte Meißner die Gedichte ein, es wurde kein Wort mehr gesprochen, nur noch ein stummer Händedruck wurde ausgetauscht, dann blieb der Kranke auf seinem Schmerzenslager zurück und der Freund schritt eiligen Schrittes durch die Thür, um sich einem Gefühl des Wehs zu entziehen, das ihm zu überwältigend wurde.

Als er die Treppe hinunter ging, dachte Meißner:

[*] „In der Zeit seiner blühenden Lebenskraft hat Heine

auf einem Rosenlager gedichtet, der Gott der Liebe saß an seiner linken, der rebenbekränzte Gott der Begeisterung an seiner rechten Seite, und jetzt, wie schrecklich ist das Ende dieses poesievollen Trimalcions."

Auf der Straße drückte er den Hut tief in die Stirn und drängte sich mit betrübten Blicken durch die auf- und abwogende Menschenmenge.

Als Meißner abgereist war, fühlte sich Heine recht allein und verlassen. Schon seit Jahren war es immer einsamer um sein Krankenlager geworden, selbst Faiwisch, der Schwalbenvater, der ihn früher so oft ergötzt hatte, kam nicht mehr. Doch eines Tags kam, zu Heine's großer Ueberraschung, Berlioz, um ihn zu besuchen. Als die Dienerin den berühmten Musiker meldete, rief Heine:

„Was? Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell."

Er sprach diese Worte mit lächelndem Munde, aber es lag dennoch der tiefste Schmerz der Verlassenheit, und ein großer, schneidender Vorwurf gegen die Menschen darin.

Da sich die Menschen so kaltherzig von ihm abwandten, so fühlte Heine um so mehr das Bedürfniß, sich immer inniger wieder zu Gott zu wenden, und so fing er immer ernstlicher an, Bekehrungsversuche an sich selbst zu machen. Er stellte sich die Frage, ob die Natur ohne ein innerlich zweckmäßiges, bildendes Prinzip denkbar sei. Er vermochte durch Stoffmetamorphosen allein die reiche und gestaltenvolle Welt mit ihren Wundern und Schönheiten nicht zu erklären, diese Welt, in der Alles so wunderbar in einander greift, um sich zu ergänzen und zu vervollständigen, und so kam er zu der festen Ueberzeugung, daß der Plan, der Urgedanke von allen erschaffenen Dingen, nothwendig in einem Gotte liegen müsse, der früher da war, als die ganze erschaffene Welt.

Er suchte Alles auf das Genaueste zu prüfen, aber die

Resultate seiner Forschungen waren ihm in manchen Stunden unbefriedigend, dann begann er wieder zu zweifeln, lachte diabolisch, leugnete und riß Witze über das Heiligste, bis die Erkenntniß wieder über ihn kam und ihn zum Glauben zurück führte.

Ein freiwilliger Tod.

Wie wir wissen, hatte Heine schon vor Jahren einen jungen französischen Dichter, Namens Nerval, kennen gelernt, der höchst talentvoll war, aber es nicht verstand, literarisch zu speculiren. Heine hatte sich auf das Innigste mit ihm befreundet und ihm, wie wir ebenfalls wissen, die Uebersetzung seiner Schriften in das Französische übertragen.

Nerval hatte eines jener schönen, blassen Gesichter, die unter dem Anschein von Kälte, große Leidenschaften verbargen. Das dichte, etwas gelockte dunkle Haar ward schon dünner in der Gegend des Wirbels, die gewölbte Stirn besaß magnetische Kraft; das griechische Profil, die sanften Linien des Mundes, die schwärmerischen Augen bildeten eine melancholische Schönheit, doch drückte seine Physiognomie auch zuweilen sanfte Heiterkeit aus, in die sich mitunter ein leiser Anflug von Spott mischte.

Seine Seele war redlich, sein Geist lebhaft und doch gesetzt, sein Charakter voll Entschlossenheit, voll Würde ohne Trotz, voll ruhiger Energie und überlegten Muths, der unter Umständen zur Kühnheit ward. Er würde unter günstigen Verhältnissen zu einem ausgezeichneten Menschen herangewachsen sein, aber er hatte sich grausam verwundet an den Dornen der Armuth, er war dem Unglück verfallen, und das Unglück ist ein Lehrer, der einen harten Bakel führt. Sein Beutel war meistens leer,

denn sein ganzes Capital bestand in der Hoffnung auf bessere Zeiten, seine Einnahmen reichten kaum zur Hälfte bei ihm aus, seine Bedürfnisse waren auf Wartegeld gesetzt, und nicht immer ist das Mißgeschick, wie Napoleon sagte, die Hebamme des Genies, manchmal ist es dessen Mörderin und erstickt es gleich bei der Geburt. Selbst in seinen schönsten Stunden glich er einem Menschen, der, auf Blumen wandelnd, bei jedem Schritt auf eine Schlange zu treten fürchtet.

Seit einiger Zeit aber war er trübsinnig geworden, denn er hatte erkannt, daß das Leben ein gefährlicher Wald, ein klippenvolles Meer ist.

Er hatte eine glückliche Kindheit gehabt, selbst seine erste Jugend war noch schön gewesen, dann hatte sich das Verhängniß gegen ihn gewendet; mehre Stellen waren ihm in Aussicht gestellt, aber jedes Mal, wenn er ein Amt zu erhalten glaubte, wurde ihm irgend ein protegirter Strohkopf, ein Mensch von geringen Verdiensten vorgezogen. Er liebte ein Mädchen, deren Unschuld er zerstört hatte, und der er weder eine Versorgung noch einen Ersatz bieten konnte, und endlich hatte er Schulden, ohne die Aussicht zu haben, sie bezahlen zu können. Dieses Bewußtsein nagte an seinem Leben, diese Erinnerungen, die bald zerreißend wie Gewissensbisse, bald süß wie ein Liebesgedanke, bald verzweiflungsvoll wie die Unmöglichkeit waren, verfolgten ihn auf allen Wegen und erfüllten ihn mit herzzerreißender Trauer.

Aber diese Trauer stand der männlichen Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge gar gut und machte ihn nur um so interessanter. Das Feuer, das ihn belebte, war allerdings nicht mehr jenes Feuer der Jugend, das sich an der Wärme des Blutes entzündet, es war vielmehr ein düsteres Feuer, wie jenes, welches der Heerd der Leidenschaften in dem Augapfel wiederspiegelt.

Ein besonderer Gönner von ihm war der reiche Banquier Schickler, dessen täglicher Tischgenosse er war. Dieser war

gutmüthig genug, ihn einst in einer großen Noth Geld gegen einen Wechsel zu leihen. Am Verfalltage erfolgte keine Zahlung und Nerval ließ sich nicht mehr in dem Hause seines Gönners sehen. Schickler, der den jungen Literaten wirklich lieb gewonnen hatte und der Nerval nie an seine Schuld gemahnt haben würde, bemerkte mit Verdruß, daß er an seinem Tische fehlte, und beschloß, ihn für den Mangel an Vertrauen in seine Großmuth, auf eine originelle Weise zu züchtigen.

Eines Tages kamen Gerichtsdiener in Nerval's Stube und verhafteten ihn im Namen des Gesetzes.

Erst wurde sein Gesicht mit einer dunkeln Röthe überzogen, dann wurde er schneebleich und sagte mit jener kalten Resignation, die eine chronische Entmuthigung der Unglücklichen ist: „Ich bin bereit, Ihnen nach St.-Pelagie zu folgen, meine Herren, denn ich bin außer Stande zu zahlen.“

Die Gerichtsdiener stiegen mit ihm in einen Wagen, der sorgfältig zugemacht wurde. Nach einer Weile fuhr man in einen Thorweg ein. Nerval glaubte im Schuldgefängniß auszusteigen. Wie erstaunte er daher nicht, als er sah, daß er sich in Schickler's palastähnlichem Hause befand, wo man ihn, da es eben Mittagszeit war, in den Speisesaal des reichen Banquiers führte, der in strengem Tone, der mit seiner wohlwollenden Miene contrastirte, zu ihm sagte:

„Nerval, sehen Sie sich vor. Jedesmal, wenn Sie meiner Einladung nicht Folge leisten, werde ich Sie in dieser Weise ergreifen und zur Haft an meinen Tisch bringen lassen.“

„Ganz recht,“ sagte Nerval mit einem erzwungenen Lächeln, „da Sie mich festnehmen lassen, so sind Sie mir Alimente schuldig.“

Und ohne zu zucken, hielt er das Kreuzfeuer der auf ihn gerichteten Blicke der andern Gäste aus, aß anscheinend mit gutem Appetit, warf auch zuweilen ein geistreiches Wort in die Unterhaltung und schien äußerlich ruhig, sogar vergnügt zu sein, aber innerlich stürmte und tobte es in ihm und eine

höhnende Stimme rief ihm zu: „Du bist der Narr des Glücks, Du wirst ewig am Boden hinkriechen müssen, Du wirst es nie zu Etwas bringen.“

Endlich war das Mahl vorüber, er konnte sich unbemerkt entfernen, nachdem der Kaffee eingenommen worden, aber eben als er die Schwelle überschreiten wollte, sah ihn der Banquier und rief ihm lachend zu:

„Lieber Nerval, ich hoffe nicht, daß Sie mich morgen wieder zu Zwangsmaßregeln nöthigen werden.“

„Nein, nein, die werden Sie morgen nicht nöthig haben, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“

Rasch verließ er das Haus und betrat die Straße. Die Gascandelaber brannten bereits, es war ein kalter Februarabend und Nerval war im leichten, schwarzen Frack, denn alle seine andern Kleider waren verkauft oder versetzt; noch am vorigen Abend hatte er seinen Wintermantel auf das Pfandhaus getragen, um sich etwas Holz zu kaufen, damit seine von der Kälte erstarrten Finger wieder schreibfähig würden. Auch jetzt fühlte er sich von Frost durchschauert, aber er begann mit so raschen Schritten zu gehen, daß ihm bald warm wurde. Fast laufend eilte er an der Vendomesäule vorüber, durch die Straße Tivoli, über den Concordienplatz und durch den arc de l'étoile in die Elysäischen Felder.

Die Bäume sahen kahl und traurig aus, die matten Mondstrahlen irrten auf dem abgedorrten Gebüsch herum, einzelne Eichen hatten noch abgestorbene Blätter, welche vergessene Tropfen des am vorigen Tage gefallenen Regens auf den Fußpfad niedertropfen ließen.

Nerval lehnte sich an einen Baum und weinte bitterlich über sich selbst, über seine trostlose Jugend, über sein gestörtes Glück.

Dann wurde er von einer Art Wahnsinn erfaßt, der ihn forttrug wie ein wildes Pferd; wie ein Verzweifelnder durchzog

er das Land der Träume und unbewußt entglitten seinen Lippen die Worte:

„Ha!“ rief er aus, „was bin ich in der Schöpfung? ... ein verlorenes Saatkorn in der Wüste ... Was vermag ich? ... Nichts! ... Mein Wille ohne Kraft rollt, dem Zufall preisgegeben, auf der Bahn des Unmöglichen dahin ... Nirgends eine Aussicht, nirgends eine Rettung ... die Versprechungen der Menschen verblenden uns wie die Sonne, aber wenn man danach greifen will, so sind sie untergegangen, wie das Licht des Himmels. Ich werde immer ein Ausgestoßener des Glücks bleiben. — Schulden, die ich nicht bezahlen kann ... ich habe von Größe geträumt, und nur Elend ist mir zu Theil geworden ... furchtbares Loos ... ich muß meinem Unglück ein Ende machen.“

Diese Voraussetzungen bewegten sich in seinem Geiste wie Gespenster in einer nebelvollen Winternacht.

Er wollte rasch forteilen, aber von einem jähen Schwindel erfaßt, mußte er sich wieder an den Baum halten. Dieser Zustand ging jedoch bald vorüber und ein holdes Mädchenbild trat vor seine Seele.

„Arme Malwina, welche Wunde werde ich ihr schlagen,“ sagte er wehmüthig. „O, warum habe ich mich in Dein friedliches, schuldloses Leben eingedrängt ... das ist die größte Schuld, die auf meinem Bewußtsein lastet ... aber mein Verhängniß wollte es so ... Die Explosionen des Herzens kommen schnell, sie gestatten keine Ueberlegung und bekümmern sich um keine Hindernisse ... aber unter dem fortwährenden Drucke des Elends würde mein Herz absterben und langsam in Asche zerfallen, die eiserne Hand des Leidens würde die Kraft des Gefühls in meinem Herzen zerdrücken ... Es ist dem Verzweifelnden gestattet, sich an jedem Hoffnungshalm festzuhalten, aber ich habe nicht einmal einen Halm. — Was hälfe es, wenn ich meine zerrissene Seele, mein vereinsamtes Leben, meine ge-

storbene Hoffnung, meine erloschene Sonne den Menschen bloß legte, sie würden mir doch nicht helfen."

Dieser Gedanke klammerte sich fest an seinen Geist, wie der Geier an die Leber des Prometheus.

Doch wieder hob er an:

„Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie leuchtend wie ein Sonnenstrahl; Malwinens Schönheit, ihre Unschuld schien einer höheren Welt anzugehören, als der unsern, den ersten Liebesblick, den sie auf mich warf ... o, alle Schätze Peru's vermögen solch' einen Blick nicht zu bezahlen ... Sie mein nennen, auf immer mit ihr leben zu können ... solch ein Glück muß im Paradies erfunden worden sein ... aber es ist nicht für mich bestimmt, für mich, der seinen Antheil an dem Himmel für einige mit ihr als Gatte verlebte Jahre geben würde, denn es giebt nur eine wirkliche Liebe ... es ist die, die uns stolz vor den Menschen und dankbar gegen Gott macht ... so aber habe ich sie mit in mein Elend gezogen. Dieser frische Mund, der früher nur mütterliche Küsse gekannt hatte, ist jetzt erbleicht und von Kummerfalten umgeben, denn das Unglück ist ihr, wie mein täglicher Feind; und wenn man vor ihm zurückweicht, so verfolgt es uns nur mit um so größerer Beharrlichkeit ... Ihr Engelslächeln hat vor mir noch keinen Mann entzückt, ihr Körper, ihre Seele war gleich jungfräulich ... sie war durch alle Lockungen hindurch gegangen, ohne eine Feder aus ihren weißen Engelsflügeln zu verlieren ... jetzt kränkelt sie ... jetzt ist sie gebeugt, aber ein Tropfen Freude würde sie wieder zum Blühen bringen, und ich vermag diese Freude nicht für sie herauf zu beschwören ... mein Entschluß ist reif, es muß sein!"

Raschen Schrittes eilte er wieder der Stadt zu ... es fing an zu regnen, aber er spürte die eisigen Tropfen nicht. Er kam nach Hause, wo Malwina seiner harrend, bei der einsamen Lampe saß und emsig stickte, um Geld in den armen Haushalt zu verdienen. Er küßte sie zärtlich.

Sie war groß, wohlgewachsen, reich an Schönheit, ihr Teint, obgleich sie jetzt krank war, konnte noch immer blenden. Sie hatte große, schwarze Augen, dunkelblonde, fast braune Haare, herrlich gezeichnete Augenbrauen, einen stolz geschnittenen Mund, dessen Purpurlippen jetzt freilich erblaßt waren, kleine, perlenartige Zähne, allerliebste Hände und Füße, und Oehrchen, die rosig waren, wie Seemuscheln. Sie heftete ihre schönen Augen, die noch thränenfeucht waren, mit dem anmuthigsten und wohlwollendsten Ausdruck auf ihn.

„Frei, frei, Du bist wieder frei! o, Gott sei Dank dafür,“ rief sie mit einem jubelvollen Ausdruck und flog ihm an den Hals.

„Ja, ich bin frei und meine Festnehmung war nur ein Scherz von Schickler, der mich nicht missen will an seinem Tisch. Du aber, ich sehe es mit Freude, hast mir verziehen, daß ich gestern ungerecht gegen Dich war.“

„Ach, nun ja, Du hattest Deine Launen,“ sagte sie gutmüthig, „aber auch in den schönsten Himmel der Liebe weht ja der Wind zuweilen ein Wölkchen, das anwächst — auch in das weiche Nest der zärtlichsten Turteltauben dringt zuweilen ein schädliches Insect — ich war längst wieder gut mit Dir.“

Jetzt sah sie, daß einzelne Regentropfen auf seinen Kleidern standen, sie nahm ein Tuch und trocknete ihn sorgfältig ab, holte seine Pantoffeln und versprach ihm einen warmen Thee zu machen.

Ihr Blick war dabei so liebkosend, daß er dem durch seine Empfindungen gemarterten Mann unerträglich ward, und die Süßigkeit ihres Lächelns brachte ihn wahrhaft zur Verzweiflung.

„Laß Alles,“ sagte er dumpf, „ich muß noch ausgehen.“

„Noch ausgehen,“ rief sie traurig, „ich soll wieder allein bleiben?“

„Es ist nicht zu ändern, Kind, erwarte mich überhaupt diese

Nacht nicht zurück, ich muß unter Heine's Anleitung arbeiten, damit sein Manuscript fertig wird."

Malwina unterdrückte einen Seufzer. Nerval suchte auf seinem Schreibtische seine Uebersetzungen und Heine's deutsche Manuscripte zusammen, und als er sie geordnet hatte, sagte er mit bebender Stimme:

„Kannst Du mir nicht einen Strick geben, Liebe?"

Malwina gab ihm eine Kordel.

„Nein, die ist zu schwach, ich muß einen Strick haben ... weißt Du, ich will, wenn ich im Morgengrauen nach Hause gehe, ein paar Reisigbündel bei der Obstfrau kaufen."

„Und willst sie selbst nach Hause tragen, guter Mann?" sagte Malwina gerührt.

„Ja, es ist nicht weit und es wird es Niemand sehen."

Malwina holte einen Strick aus der Küche herbei. Während sie sich umwandte, drückte Nerval, von ihr unbemerkt, einen leidenschaftlichen Kuß auf den Strick und sprach in Gedanken: „Sei gesegnet, das Werkzeug des Todes kommt mir aus der Hand der Liebe."

Malwina wandte sich wieder zu ihm.

„Meine Schwester war auch wieder da," sagte sie.

„Und?"

„Und wie gewöhnlich, hat sie mich mit Beschimpfungen und Schmähreden überhäuft."

„Zeige ihr die Thür, wenn sie wiederkommt, Du bist eine bescheidene, fleißige Biene, während Deine Schwester nur eine stechende Wespe ist. Und nun gute Nacht, mein süßes, mein ewig geliebtes Weib, träume schön von mir, und hege die Ueberzeugung, daß nie ein Weib so heiß geliebt wurde, wie ich Dich liebe."

Er küßte sie zu wiederholten Malen heiß und innig, dann riß er sich gewaltsam los von ihr, nahm die Manuscripte unter den Arm und ging zur Thür hinaus.

„Wie ist der Mann doch heute sonderbar,“ flüsterte Malwina, „so gar weich und zärtlich ... doch die Hauptsache ist, daß er mich liebt und so läßt sich auch die bitterste Armuth mit leichtem Sinn ertragen.“

Nerval erstickte gewaltsam das Schluchzen, das ihm aus der Brust hervor drang, als er auf die Straße trat.

„Wie wird sie den Schlag ertragen?“ dachte er. „Gott gieb ihr Kraft dazu. Es ist vielleicht besser für sie. Blüht doch so manche arme kleine Blume, die Licht und Sonne entbehrt, frisch und duftend unter Trümmerhaufen auf.“

Nach einer Weile trat er bei dem kranken Heine ein.

„Ah, Nerval, gut, daß Sie kommen,“ rief ihm Heine zu, „meine Frau ist in das Concert, die Freunde haben längst aufgehört, sich um mich zu drängen, Häuser, in denen das Unglück seinen Wohnsitz aufgeschlagen — denn auch die Krankheit ist ein Unglück — werden nur selten von Besuchern betreten. Ihre Gegenwart wird die mich peinigende Langeweile verjagen, die eine schreckliche Krankheit ist, die der Geyer ist, der uns unaufhörlich die Leber zernagt.“

„Ich werde nicht dableiben,“ sagte Nerval eintönig und seine Augen nahmen eine so trockene, aller Strahlen entbehrende Starrheit an, die selbst den halbblinden Heine unangenehm berührte durch ihre abstoßende Wirkung.

„Sie gehen wohl in eine größere Gesellschaft, denn ich sehe, Sie sind en grande tenue bei diesem kalten Winterwetter,“ sagte Heine. „Sie sind ein Vulkan im schwarzen Frack,“ setzte er scherzend hinzu.

„Ja, ich gehe in eine sehr große Gesellschaft, in die schon viele vor mir hingegangen sind,“ erwiderte Nerval, und Heine hob wieder an:

„Es ist vielleicht ein Ball, den Sie besuchen. Bälle sind die Paradeplätze des weiblichen Lebens, auf denen man in großer Staatsuniform zu erscheinen hat. Solche Orte sind

wahre Eden, die mit bezaubernden Göttinnen gefüllt sind, da können Sie vielleicht Ihr Herz anbringen, jedoch unbeschadet der Verehrung, die Sie Ihrer kleinen Freundin widmen."

Heine hatte mit seinem Finger die schmerzliche Saite berührt, die in Nerval's Innern bebte, er zuckte zusammen, als wäre er in Berührung mit einem Electrisirkolben gekommen.

„Ich gehe auf keinen Ball," erwiderte Nerval ernst. „Lärmende Freuden sind das Glück derer, die nichts fühlen. Sich betäuben, heißt nicht genießen, nur die Sammlung in sich selbst bildet das Leben."

„Dann werden Sie wahrscheinlich eine gelehrte Versammlung besuchen; wenn Sie wiederkommen, müssen Sie mir davon erzählen."

Nerval erwiderte nichts auf diese Rede, sondern sagte:

„Ich habe Ihnen hier das Manuscript meiner Uebersetzung Ihrer Schriften mitgebracht, so weit es fertig ist."

„Gut, gut, das ist schön; morgen soll es sogleich zum Druck befördert werden."

„Ich habe aus Versehen auch das deutsche Manuscript dazu gepackt; darf ich es bei Ihnen liegen lassen, da ich es nicht an den Ort mitnehmen kann, wohin ich gehe."

„Ganz nach Ihrem Gefallen, aber lassen Sie es ja nicht zu lange liegen, sondern machen Sie sich morgen gleich wieder an die Arbeit."

„Morgen kann ich nicht, ich werde abwesend sein, aber wenn ich bitten dürfte, so schicken Sie doch etwas Geld in die Wohnung meiner Freundin, sie wird es brauchen können."

„Das soll unfehlbar geschehen, verlassen Sie sich darauf."

„So bleibt mir nichts übrig, als Ihnen Lebewohl zu sagen."

Er drückte dem Kranken mit so auffallender Innigkeit die Hand, daß dieser sagte:

„Nerval, Sie haben etwas auf dem Herzen, entdecken Sie sich mir, Sie wissen, ich bin Ihr Freund."

„Jetzt nicht," rief dieser erschüttert, „ich muß fort ... in vierundzwanzig Stunden, vielleicht noch eher, sollen Sie Alles erfahren."

Er riß sich rasch von Heine los und stürzte fort.

Als er auf die Straße kam, war es düster; obgleich der Regen aufgehört hatte, war die Nacht schwarz und die Gasflammen flimmerten wie im Nebel verlorene Sterne.

Nerval stürmte durch die Straßen, wie ein von einem bösen Gewissen getriebener Verbrecher. Ein Bekannter wollte ihn anreden, er wich ihm scheu aus und eilte weiter. Ein Knabe bettelte ihn an; da rief er mit einem gräßlichen Gelächter: „Wenn ich Geld in der Tasche hätte, würde ich meinen Mantel in dem Leihhause eingelöst haben ... ich habe keinen Sou ..."

Er kam am Kaffeehause des Divan Lepelletier vorbei, in dem er so oft mit Heine und andern Gesinnungsgenossen vergnügte Stunden verlebt hatte. Musik schallte ihm daraus entgegen, Musik, diese ächte Menschentrösterin, die stets eine gewaltige Macht auf die Gemüther übt — sie verfehlte auch jetzt ihre Wirkung nicht auf ihn; es waren die markerschütternden Töne der Gnadenarie aus Robert dem Teufel. Es war dem jungen Manne, als ob er Malwinens Stimme höre, die ihm zuriefe: „Gnade für Dich, Gnade für mich."

„Nur bei Gott ist Gnade für mich!" knirrschte er zwischen den Zähnen hervor und eilte weiter, bis er die einsame, menschenleere rue des vielles lanternes erreichte. Dort sah er ein kleines Faß vor einer Thür stehen, er rollte es unter den nächsten Laternenpfahl, dann zog er den Strick aus seiner Tasche und knüpfte eine Schlinge hinein. Hierauf stieg er auf das Faß, befestigte das Ende des Stricks an dem Laternenpfahl, warf sich die Schlinge um den Hals — noch ein Gedanke an Malwina, dann stieß er das Faß mit dem Fuße fort, und ein reich begabter, aber durch Armuth verkümmerter Mensch ging aus der Welt in die Ewigkeit hinüber.

Am folgenden Tag war Heine in Anbetracht der Verhältnisse in besonders heiterer Stimmung. Gegen Abend kam Rabbi Faiwisch nach langer Zeit wieder einmal und plauderte viel tolles Zeug durcheinander. Endlich sagte er: „Nun, was haben denn Sie zu Nerval's tollem Beginnen gesagt?"

„Wie so? Was hat Nerval gethan."

„Haben Sie sich denn heute Abend die Journale noch nicht und in ihnen die Faits Paris vorlesen lassen?"

„Nein. Doch spannen Sie mich nicht auf die Folter."

„Er hat sich gestern Abend in der rue des vielles lanternes an einen Laternenpfosten aufgehängt."

Diese, obgleich mit ganz sanfter Stimme ausgesprochenen Worte berührten Heine wie ein Donnerschlag. — Der Selbstmord Nerval's war einer seiner letzten und größten Schmerzen.

Adolph Stahr.

Heine hatte eine neue Wohnung in den Champs-Elysee, Avenue-Matignon No. 3 bezogen, welche ihm die Möglichkeit gewährte, sich in jenen Stunden, in welchen die Schmerzen der Krankheit nicht allzuheftig in ihm tobten, auf dem großen mit einer Marquise überdachten und durch spanische Wände vor Zugluft geschützten Balcon, auf einem niedrigen Feldbette liegend, frische Luft und warmen Sonnenschein zu genießen.

Die Aussicht, die er von da aus auf den freien Platz hatte, zerstreute ihn angenehm, wenn er nämlich die Geduld hatte, sein Augenlid längere Zeit mit dem Finger in die Höhe zu halten.

Von seinen Pariser Freunden wurde er fast gar nicht mehr besucht, da er ihnen weder mehr nützen noch schaden konnte. Der Cultus, den man einer so zu sagen gefallenen Größe weiht, ist allerdings edler, als die Abgötterei, die man mit herrschenden Größen treibt, aber die Menschen sind nun einmal so, daß ihre Freundschaft aufhört, sobald man ihnen nichts mehr nützen, oder sie nicht mehr amüsiren kann.

Doch kamen auch die an Ort und Stelle Weilenden nur noch in großen Zwischenräumen, oder auch gar nicht mehr zu ihm, so wurde er doch von Allen, die irgend Bedeutung in

der deutschen Literatur hatten und vorübergehend nach Paris kamen, eifrig aufgesucht.

So kam denn auch eines Morgens, als er wieder auf seinem in der Nähe des Fensters stehenden Feldbette lag und einen Bleistift in der Hand, eine Schreibmappe auf den Knieen liegen hatte, der bekannte Schriftsteller Adolph Stahr zu ihm, der ihn vor Jahren schon einmal besucht hatte.

„Wie," rief dieser nach der ersten Begrüßung, „wie, bester Heine, Sie schreiben noch selbst? Das hätte ich nicht erwartet bei Ihren vielen Leiden."

„Da mein Secretair krank geworden ist," erwiderte Heine mit einem trüben Lächeln, „so habe ich den Versuch gemacht, selbst etwas zu schreiben."

„Es freut mich, daß Sie das können, und ich muß gestehen, daß ich Sie im Ganzen wenig verändert finde."

„Ach! aber meine Stimmung ist verändert," seufzte der Kranke. „In reiferen Jahren ist unsere Stimmung meistens der glückliche oder unglückliche Widerschein des zurückgelegten Lebens, und ich habe seit acht Jahren so unendlich viel gelitten. — Doch ich freue mich herzlich, Sie wieder zu sehen. Ihnen muß es mährchenhaft vorkommen, daß Sie mich noch am Leben treffen; ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selber etwas damit vor, wenn ich aus meinem Opiumrausche aufwache und mich in meiner Stube wiederfinde."

„Nu, nu," sagte Stahr, „ich finde Sie eigentlich besser aussehend, als vor fünf Jahren."

Ohne diesen Einwurf zu beachten, fuhr Heine fort: „Glauben Sie mir, das nächste Mal, wenn Sie wieder nach Paris kommen, finden Sie mich nicht mehr. Es wäre auch langweilig für meine Freunde, es gehört eine Theilnahme von Kautschuck dazu, um solch eine Ausdehnung auszuhalten."

„Geben Sie sich solch trüben Gedanken nicht hin, Sie können noch lange leben, können besser werden."

„Suchen Sie mir doch nichts einzuwenden, was sich nicht bewahrheiten kann," rief Heine lebhaft. „Ich weiß recht gut, wie es mit mir steht. Der Mensch gebietet nur über eine gewisse Summe von Energie. Wenn sie verbraucht ist, muß er da stehen bleiben, wo er eben steht. Ich bin am Ende meiner Anstrengungen. Ich habe weder Hoffnung noch Muth mehr. Man schreitet im Elend fort, wie im Schnee, wenn man sich müde gegangen hat, so bleibt man stehen; man ist erstarrt durch die Kälte und stirbt in Gleichgültigkeit, ohne weiter gehen zu wollen."

„Pah, pah, pah," rief Stahr, „Sie scheinen sich Alles zu sehr in's Schwarze zu malen, Ihre zähe Natur hat Ihre Lebenskräfte noch lange nicht alle verbraucht."

„Einmal muß es ja doch sein, daß ich sterbe, ob heute, ob morgen, das bleibt sich gleich," sagte Heine trübe. „Ein staubgeborenes Wesen, muß ich endigen, wie Alles, was Gott auf diese Erde geworfen hat, und müde von der getragenen Last des Lebens, werde ich einschlafen."

Stahr, der den Kranken von diesem Kapitel abbringen wollte, sah sich in dem Zimmer um und sagte:

„Sie haben wohlgethan, auszuziehen, hier ist es doch viel freundlicher, als in Ihrer alten Wohnung, die offenbar verstimmend auf Ihr Gemüth wirken mußte."

„Nicht wahr, hier ist es schön," rief Heine schnell erheitert. „Treten Sie doch einmal hinaus auf den Balcon und erfreuen Sie sich an der Aussicht auf die grünen Bäume und das ferne Leben in den elysäischen Feldern."

Stahr that es und lobte beides nach Gebühr, als er wieder an das Lager des Kranken trat.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zu Muthe war," hob Heine wieder an, „als ich nach so vielen Jahren von hier aus zum ersten Mal wieder mit meinem einen hellen Auge die Welt sah, und es war doch nur so wenig von ihr. Ich hatte

mir den Operngucker meiner Frau auf das Bett reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Crinolinen seine Pastetchen anbot, und einen kleinen Hund, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand. Da machte ich das Glas zu, ich wollte nichts mehr sehen, denn ich beneidete den Hund, der gesund und in Freiheit im Freien herum laufen konnte."

Jetzt kam die Wärterin, um dem Kranken einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen von dem niedrigen Feldlager, auf dem er ausgestreckt lag, in sein Bett zurück, welches von seiner Seite nicht ohne ein großes Schmerzgeschrei und vielfaches Stöhnen abging.

Nachdem seine Nerven sich wieder in etwas beruhigt hatten, brachte Heine das Gespräch auf Deutschland.

„Ich habe mich," sagte er im Verlauf des Gesprächs, „bitter zu beklagen über die Angriffe, die ich selbst noch in letzter Zeit im Vaterland erfahren habe, und am giftigsten benahm sich der N."

„Wer ist das," frug Stahr, „Sie nennen mir da eine völlig unbekannte Größe."

„Vielmehr eine Kleinheit, ein Minimum von einem Menschen, ein Knirps, den man auf die flache Hand setzt und ihm Nasenstüber gibt. Er ist ein verkommener Candidat der Theologie, der unter die Literaten ging und jetzt an einer Zeitungsredaction betheiligt ist. Nun, für die Angriffe in Deutschland müssen mich die Erfolge entschädigen und trösten, die meine Sachen in der französischen Uebersetzung in Frankreich davon tragen," und mit dem ihm eigenthümlichen leisen und heimlichen Lächeln setzte er hinzu: „Während meine Freunde mich in Deutschland prügeln, trägt man mich in Frankreich auf Händen, wie Sie vorhin sich selbst durch den Augenschein überzeugen konnten."

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen," versetzte Stahr, „daß Ihre Lutetia allerdings in Deutschland viel Anstoß erregte und zwar nicht ohne Grund."

„Ach! ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Heine, „auch bei Ihnen hat sie Anstoß erregt, man hat es mir geschrieben. Aber bei Ihnen kann ich das nachsehen, Sie sind ehrlich, als Freund und als Feind, und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten lassen, daß Sie mich einmal gelobt und als den Vorboten des Aristophanes qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein so guter Aristophanes, als die heutigen Athener verlangen können, und ich glaube, bei dieser Vergleichung komme wenigstens ich nicht zu kurz."

„Nun, und Nerval hat seinem Leben ein Ende gemacht?"

„Leider war das der schwerste Schlag, der mich in letzter Zeit getroffen hat," sprach Heine düster und mit tiefer Wehmuth. „Er war mir ein Freund, wie ich seit fünfundzwanzig Jahren keinen besessen habe. Ich glaubte nicht, als die Trauerkunde mich erschütterte, daß ich seinen schmerzlichen Verlust so lange überleben würde."

Ein furchtbarer Husten, der sich seit Kurzem eingestellt hatte, unterbrach oft die Unterhaltung, und auch jetzt wieder, mit so entsetzlichen Anfällen, daß Stahr mehr als einmal glaubte, der Unglückliche müsse ersticken. Stahr wollte sich entfernen, aber Heine winkte ihm mitten in dem krampfhaftesten Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben, und schneller als er glaubte, nahm der Kranke das abgebrochene Gespräch wieder auf.

Kaum hatte er sich wieder erholt, als er fragte:

„Was halten Sie von den gegenwärtigen Zuständen Frankreich's?"

„Sie sind verworren und und unheildrohend."

„Es hilft Alles nichts," sagte Heine zuversichtlich, „die Zukunft gehört unsern Feinden, den Kommunisten, und Louis

Napoleon ist ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Comödie mit der Kaiserwürde aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verläugnen, er weiß besser als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden. So lange es Starke in der Welt gibt, werden sich die Schwachen unter deren Faust beugen, denn wie der Stier, ist auch der Mensch für das Joch geboren."

Jetzt kam Doctor Schlesinger, der von Doctor Gruby noch zugezogen worden war zu der Behandlung des Kranken.

„Nun, wie geht es heute?" fragte er und fühlte den Puls des Patienten.

„Ich werde von heftigen Schmerzen durchwühlt, die vom Rückenmark ausstrahlen."

„Haben Sie heute schon Morphium genommen?"

„Zwei Gran, aber ohne Erfolg. Die Hustenanfälle sind häufig und sehr stark gewesen. Glauben Sie, Doctor, daß diese Anfälle meinen Tod beschleunigen können?"

„Nein."

„Wenigstens, wenn es so wäre, sagen Sie es meiner Frau nicht, sie hat so genug zu leiden."

Der Arzt untersuchte die Brust des Patienten mit dem Höhrrohr.

„Können Sie pfeifen?"

„Leider nein, nicht einmal die Stücke des Herrn Scribe kann ich auspfeifen."

Der Arzt rieth ihm Waschungen mit Schwefeläther an.

[*] „Ach!" rief der Kranke kläglich, „wenn ich die jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der übrigen Nervenbagage wieder an. Doctor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt

bin, sie würden in der Ausstellung die goldene Preismedaille für Schmerz und Elend erhalten."

Der Arzt schrieb seine Verordnungen auf und empfahl sich. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Heine das frühere Gespräch über Frankreich's dermalige politische Zustände wieder aufnahm.

Die Mouche.

Mathilde, die jetzt dem Dichter zwanzig Jahre treu zur Seite stand, war sein Trost in seinen Leiden, denn im Grunde hatte er sie mehr geliebt, als je ein anderes Weib. Auf seinem Krankenlager war er selbst unter den größten Schmerzen darauf bedacht, ihre Ehre in den Augen seiner Freunde zu wahren und ihre Zukunft vor Mangel und Entbehrung zu sichern. Es war ihm ein nagender Schmerz, daß er in den Zeiten seiner Ernte nichts zurückgelegt hatte für die Tage der Noth, darum strengte er für sie noch jetzt seine letzten Kräfte zur Arbeit an.

Mathilde glich ihrem von Künstlerhand gemalten lebensgroßen Portrait nur noch wenig, sie stand in jener zweiten Jugend über den vierzigsten Jahre, welche die Natur nicht allen Frauen gewährt, doch hatte sie noch immer Spuren von Schönheit aufzuweisen, sie war korpulent geworden und gehörte jetzt zu jenen dicken, etwas sehr aufgeblühten Blumen. Heine betrachtete sie noch immer als seine Puppe, die er schön und geschmackvoll anzukleiden liebte, der er es nie an Seidenstoffen, Spitzen und Hüten nach der neuesten Mode fehlen ließ. Er verjagte sie oft von seinem Krankenbette, um sie spazieren, ins Theater und in Concerte zu schicken, und immer hatte er liebkosende Worte für sie — sie sollte ihr Leben genießen und Er-

holung finden für die langen, traurigen Stunden, die sie an seinem Krankenbette zubringen mußte.

Einst, da er sie drängte auszufahren, kam sie in einem reizenden Sommeranzuge an sein Bett. Sie trug ein Kleid von blaßgrünem Organdi, das Bandverzierungen von derselben Farbe hatte. Ein leicht über die Schultern geworfener schwarzer Spitzenshawl ließ die schönen Formen des Halses und des vollen weißen Nackens sehen. Die niedlichen Füße waren mit grauen Stiefeletten bekleidet, das reiche Haar wurde nicht völlig verdeckt von einem weißen Basthut, den ein Bouquet von Gänseblümchen schmückte, und der mit einer graziösen Schleife unter dem runden Kinne zusammen gebunden war.

Heine betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Du siehst verführerisch aus, mein dickes Kind," sagte er. „Nun gehe und amusire Dich gut mit Paulinen, aber mache mir ja keine dumme Streiche, laß Dich nicht verlocken von den jungen Modegecken, die Dir verliebte Blicke zuwerfen werden, Du weißt, ich bin grimmig eifersüchtig."

„O geh mit Deinen ewigen Neckereien," sprach Mathilde ein wenig maulend, „Du weißt, daß ich treu bin, wie Gold."

„Das ist ein unglücklicher Vergleich, Mathilde," rief er lachend aus, „das Gold ist mir nie treu gewesen, es hat mich stets treulos verlassen, und so wirst Du es auch machen, wenn ein hübscher, gesunder Mann Dir Süßigkeiten vorschwatzt."

„Henri, Du beleidigst mich," rief Mathilde, die nun wirklich ärgerlich wurde, „was denkst Du denn von mir?"

„Ich denke, daß Du Eva's Tochter und daher den Verlockungen der Sünde zugänglich bist — doch nein, ich halte Dich für die beste und liebenswürdigste aller Frauen. Komm und gieb mir einen Kuß, bevor Du gehst."

Sie gab ihm den Kuß, aber man sah es ihr an, daß sie sich verletzt fühlte.

„Sei nicht böse, mein Herz," bat er mit sanfter Stimme, „Du weißt, ich scherzte ja nur."

„Pauline wird warten, ich muß gehen."

Unter der Thür blieb sie stehen, wandte sich nochmals zu dem Kranken und sagte:

„Du wirst Dich langweilen so allein."

„O nein, die Mouche wird kommen."

„Ja so, Deine neue Liebe," rief sie halb spöttisch, halb ärgerlich; „also darum dringst Du heute so sehr darauf, daß ich ausfahren soll; wenn die Geliebte kommt, schickt man die Frau spazieren, das ist in der Regel und ist Männerart."

Heine schlug ein lautes Gelächter auf.

„Ich glaube gar, Du willst die gekränkte Ehefrau spielen. O geh, geh, Du kannst mir wohl diese stille Neigung gönnen, Du weißt, ich kann ja nur noch platonisch lieben. Komm, ich will Dir erklären, was ich für die Mouche empfinde."

„Nein, nein, ich will es nicht wissen," rief sie abwehrend, „ich muß fort, Pauline wird ungeduldig werden."

Sie ging. „Komme bald wieder," rief er ihr noch dringend nach. — Gleich darauf hörte er einen Wagen fortrollen.

Seit etwa einem Jahre war Heine mit einem Mädchen bekannt geworden, das aus literarischem Interesse sich bei ihm eingeführt hatte. Ihr phantastisches Wesen, ihr abenteuerlicher Character machte Eindruck auf den Dichter. Bald darauf erschien sie täglich in Heine's Krankenzimmer, ohne daß dieses Kommen und Gehen von seiner Frau übel aufgenommen, oder auch nur besonders beachtet worden wäre, da sie ja auch im Grunde genommen keine Ursache zur Eifersucht haben konnte. Heine gewöhnte sich an das heitere Geplauder seiner neuen Freundin, die ihm den Cancan von Paris in der heitersten Weise vorbrachte. So ward sie ihm nach und nach unentbehrlich, und am Vorabend seines Scheidens aus der Welt erfaßte ihn noch einmal eine tiefe, verzehrende Liebe. Margot weihte dem

Kranken die Sorgfalt einer barmherzigen Schwester, sie ward sein Secretair, dem er in die Feder dictirte, sein Copist, der seine letzten Arbeiten abschrieb. Auf seinem einsamen Schmerzenslager liegend, von seinen ehemaligen Freunden aufgegeben und vergessen, weihte er ihr die glühendste Dankbarkeit, und da sie ihn gleich einer lustigen Fliege umsummte, so hatte er ihr den Namen, die Mouche, gegeben.

Er harrte eine halbe Stunde lang; da sie nicht kam, so wurde er ungeduldig, und diese Ungeduld stieg von Minute zu Minute.

„Was hat sie vor," sprach er zu sich selbst, „warum kommt sie nicht? Hat auch sie mich aufgegeben? O, das wäre entsetzlich ... sie ist mein letztes Glück."

Er nahm Opium, um sich zu betäuben, allein es that keine Wirkung, er litt an verliebter Schlaflosigkeit.

So verging Stunde auf Stunde, und nun fiel es ihm auf, daß seine Frau noch nicht nach Hause gekommen war. Seine Unruhe stieg bis zum Fieber. Mathilde war um zwei Uhr weggefahren, gewöhnlich war sie um vier Uhr wieder zu Hause. Die Essenszeit war längst vorüber, ohne daß sie sich eingefunden hatte; es ward sieben Uhr, sie kam noch immer nicht. Als es gar acht Uhr schlug, wuchsen seine Sorgen. „Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein?" murmelte er für sich hin und verlor sich in einem Labyrinth von Zweifeln und Vermuthungen. Dieser Gedanke setzte ihm ein ganzes Vipernnest in das Herz, die sich nun reckten, ringelten und dehnten und nach Lust um sich bissen. Endlich kam ihm ein Einfall. Er zog die Schelle an und eine Wärterin kam herbeigestürzt.

„Sehen Sie doch einmal in dem Zimmer meiner Frau nach, ob Cocotte noch auf ihrer Stange sitzt."

Die Wärterin ging und kam gleich wieder.

„Ja, mein Herr, der Papagei sitzt noch immer auf seiner Stange, und ist gar possirlich und munter. Er nannte mich ein altes Thier, als ich ihm eine Haselnuß reichte."

„Es ist gut, Madame Fabien."

Die Wärterin ging. Heine war ein Stein vom Herzen gefallen, er athmete wieder leichter auf, denn er wußte, daß die gute Mathilde nicht ohne Cocotte weggegangen sein würde.

Jetzt kam Faiwisch, um ihm die Zeit zu vertreiben, aber in der Spannung, in der sich Heine befand, langweilte er ihn fürchterlich, so daß er ihn zu allen Teufeln wünschte.

Endlich rollte ein Wagen heran, hielt vor dem Hause still, und gleich darauf trat Mathilde herein.

„Henri, sei nicht böse," rief sie ein wenig verzagt, „das Wetter hat uns verlockt, wir fuhren nach Neuilly, besuchten Madame Darmont und mußten wohl oder übel mit ihr zu Mittag essen."

Heine gab ihr keine Antwort, er wandte sich schmollend von ihr ab.

Mathilde setzte sich an sein Lager und nahm seine Hand in die ihrige.

„Sieh mich doch an, lieber Henri," bat sie flehentlich, „ich will Dich auch gewiß nicht wieder verlassen, ich werde heute Nacht bei Dir wachen."

Heine hatte zwei Wärterinnen, wodurch die Hülfe seiner Frau gänzlich überflüssig wurde; dennoch ließ sie es sich nicht nehmen, ihn vielfach selbst zu pflegen, er aber, der selbst in der Heftigkeit seiner Schmerzen noch von dem Neckteufel geplagt wurde, verklagte sie oft auf das Possirlichste, so auch jetzt.

„Du bei mir wachen!" rief er. „Ja, wenn ich ein Hund oder ein Kater wäre, könnte mir ein solch Glück zu Theil werden, aber leider bin ich nur ein armer, kranker Mann! Ach! was war das gestern für eine Nacht, Faiwisch, ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben nämlich ein Unglück

im Hause gehabt, die Katze ist vom Schornstein herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein Bischen geblutet. Da war der Jammer los. Meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Aufschläge gemacht. O, wer doch eine Katze wäre! meinethalben hat sie noch nie gewacht."

„Aber Henri, Du bist doch recht abscheulich, mich so herzlos hinzustellen."

In dieser Weise neckte er sie eine halbe Stunde lang fort, ohne daß er sie mit ihrer Vertheidigung zu Worte kommen ließ; er trieb dieses Spiel so lange, bis Faiwisch fort ging und Mathilde sich auf ihr Zimmer begab, um sich auszukleiden.

Auf der Treppe traf Faiwisch mit einem Herrn zusammen, der rasch an ihm vorüber eilte, dann den Kopf nach ihm umwandte, und sodann die noch übrigen Stufen mit großen Schritten erklimmte.

Er trat in das Krankenzimmer.

„Grüß Gott, lieber Heine," rief er mit Herzlichkeit. „Nehmen Sie meinen späten Besuch nicht übel, aber erst vor einer Stunde angekommen, drängt es mich, Sie noch heute zu sehen. Wie geht es Ihnen? Wie leben Sie?"

„Meißner!" rief Heine, und ein Strom von Freude überflutete sein Herz, denn das Angesicht eines Freundes ist oft der Widerschein der Vorsehung, die über uns wacht.

Es war in der That Meißner, der ihn bisher fast jedes Jahr besucht hatte, und der auch jetzt wieder gekommen war, um sich persönlich von seinem Ergehen zu überzeugen.

„Ach," sagte Heine, „das Wesen ist zerstört, aber das Herz vibrirt noch, wie in einem in Trümmer gefallenen Gebäude ein Echo wiederhallt und Leben verbreitet."

Sie hatten viel zu reden, viel Ideen mit einander auszutauschen, als Meißner plötzlich fragte: „War es nicht der

Schwalbenvater, der von Ihnen kommend, mir eben auf der Treppe begegnete?"

„Ja wohl, er war dieses von keinem Naturforscher klassifizirte Thier, er stahl mir eine Stunde meines Lebens ab, denn er gehört zu den Menschen, die man die Generalpächter der Langweile nennen könnte, und mit der Leuchte der Vernunft darf man ihm nicht zu nahe kommen."

Ein Geräusch an der Thür machte Heine jetzt aufmerksam.

„Aha, meine holde Gattin lauscht an der Thür, um zu erkunden, wer bei mir ist, das ist eine gute Gelegenheit, sie ein wenig zu necken und turbiren," und augenblicklich französisch sprechend, sagte er mit einem verstellten, tiefen Seufzer:

„Heirathen Sie ja nie, lieber Meißner. Eine treue Frau ist die größte Seltenheit auf Erden und ist es von jeher gewesen. Die ältesten Schriftsteller führen uns schon erbauliche Historien zur Warnung an — warum beachten wir sie so wenig?"

Auf den Scherz eingehend, sagte Meißner:

„Sie haben sich doch nicht etwa über Ihre Frau zu beklagen?"

„Meine Frau ist eine Festung, die gehörig belagert, sich so gut ergeben wird, wie jede andere; der vergiftete Honig der Verführung wird ihr in die Ohren dringen."

Ein zorniger Schlag auf die Klinke belehrte die beiden Herren, daß die Lauscherin offene Ohren hatte, und sie konnten deutlich den halblauten Ausruf hören: „O, das abscheuliche Ungeheuer! Mich so zu verleumden."

Heine sah Meißner lachend an und fuhr abermals mit einem Seufzer fort:

„Die Frauen haben ihre Mucken, aber was kann ich thun? Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer concurriren?"

„Ich habe immer gedacht, Ihre Ehe sei eine sehr glückliche," sagte Meißner.

„Ja, dem Anscheine nach," heuchelte Heine mit der kläglichsten Miene weiter, „aber das Weib weiß den Pantoffel zu handhaben, daß es eine Art hat, Sie glauben nicht, was ich unter ihren Grillen und Launen zu leiden habe."

Jetzt wurde die Thür aufgerissen und Mathilde in einem leichten Hauskleide und einer schwarzen Tafftjacke, rauschte zornroth herein, war aber so bewegt, daß sie im ersten Augenblick keine Worte finden konnte, sondern nach Luft schnappte, wie ein Fisch, der aus seinem heimischen Element auf das Land versetzt wurde.

„Ei, Mathilde, fliege mir doch nicht wie ein Maikäfer mitten in meine Angelegenheiten hinein," rief Heine mit angenommenen Ernst. „Was willst Du?"

„Was ich will?" rief sie weinend, „dem Herrn Meißner will ich sagen, daß Du lügst, daß Du mich in einen schlechten Verdacht bringst; der Verdacht aber ist eine Tortur, die Verleumdung eine Marter, und wenn man sich nicht dagegen auflehnt, so verdient man sie. Ich habe Alles gehört."

„Ich wußte nicht, daß Du an der Thür lauschtest," sagte Heine ruhig. „Wenn ich hätte vermuthen können, daß Du diesen Beobachtungsposten eingenommen hättest, so würde ich vorsichtiger in meinen Aeußerungen gewesen sein."

Dann lachte Heine recht herzlich.

„Hast Du lauschen müssen," rief er; „ich wußte, daß Du da warst, kleine Dicke, und wollte Dir die Freude versalzen, sonst würde ich nicht Französisch gesprochen haben. Sehen Sie, Meißner," fuhr er fort, „meine Frau hat ihre Schwächen, aber ihre Güte macht viele Fehler wieder gut."

„Also war das abscheuliche Zeug, das Du vorbrachtest, nur Scherz?"

„Scherz, mein Kind, nichts weiter! Mich ergötzt Dein kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer ist, als der eines Kanarienvogels; mich unterhalten die kleinen possirlichen Comödien, die daraus entstehen, selbst dann, wenn Du zwei Stunden lang mit mir schmollst, wie ein Affe, dem man einen Tuck angethan hat."

„Du wirst Herrn Meißner sagen, daß Du gescherzt hast, daß ich eine gute, treue Frau bin."

„Ich werde es ihm sagen."

„Dann will ich Dir verzeihen," sagte sie gravitätisch, flog an sein Herz und umarmte ihn unter dem heitersten Lachen.

Um Wort zu halten, sagte Heine sodann:

„Ich habe auf meinem Wege, seit ich in Paris bin, alle Rosen der Lust gepflückt, ohne das geheimnißvolle Veilchen der Liebe finden zu können, bis mir Mathilde in den Weg kam. Sie hat mich glücklich gemacht. Ihre Liebe zu mir glich einer Wasserpflanze, die ihre Blätter und ihre Wurzeln verbirgt, bis zu der Stunde, wo sie ihre Blüthen prachtvoll auf der Oberfläche des Wassers entfaltet. Mathilde, ich danke Dir für alle Freuden, die Du mir gegeben hast."

Von diesem Lobe geschmeichelt, sah Mathilde den jungen Deutschen stolz an, als wolle sie sagen: „Sieh, so denkt mein Mann von mir!" Heine hob wieder an:

„Ich möchte großmüthig gegen sie sein, wie ein Spieler, der die Bank gesprengt hat, möchte verhüten, daß die Chicane, diese krummfingerige Spinne, ihr Gewebe nicht über sie ausspannt, darum werde ich ihr nach meinem Tode Alles hinterlassen; aber nur unter einer Bedingung."

„Ach! wie kannst Du von solchen Dingen reden," rief Mathilde verdüstert.

„Welches ist diese Clausel?" fragte Meißner.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß."

„Welch' bizarre Idee," rief Meißner und Mathilde raisonnirte gewaltig gegen ein solches Ansinnen.

„Ja wohl," fuhr Heine fort, „Du sollst einen Mann nehmen, so wird doch Jemand da sein, der einigemal des Tags meinen Hingang aufrichtig beklagt."

Mathilde hielt ihm scheltend den lästernden Mund zu.

Heine zog sanft ihre Hand weg und sagte auf Deutsch zu seinem Freunde:

„Ich bin nicht eifersüchtig, habe auch keine Ursache dazu, ich sehe aber meine Frau doch nicht ohne Sorgen in diesem Babel von Paris."

Es war indessen spät geworden, Meißner machte Anstalten sich zu entfernen; Heine entließ ihn nur unter dem Versprechen, täglich wieder zu kommen.

Als Meißner am andern Tage kam, saß Heine im Bette und war beschäftigt, mit einem dicken Bleistift große Buchstaben auf einem Bogen Papier zu zeichnen.

„Wie, immer bei der Arbeit?" rief Meißner; „das ist kaum zu begreifen, daß Sie das noch fertig bringen."

Heine lächelte verschmitzt und sagte: „Sie rathen gewiß nicht, was ich schreibe."

„Doch wohl ein Gedicht?"

„Nein."

„Den Entwurf zu einem neuen Werke?"

„Das auch nicht."

„Vielleicht züchtigen Sie Ihre Feinde mit blutigen Geißelhieben."

„Das am wenigsten," sagte der Kranke, „ich schreibe einen Liebesbrief."

„Einen Liebesbrief?"

„Nicht wahr, das setzt Sie in Erstaunen. Ja, Meißner, seit einem Jahre hat mich ein letztes Glück heimgesucht; ich wurde mit einem sonderbaren Wesen, die eine Mischung von einer Gurli, Mignon und Bettina ist, bekannt und faßte eine leidenschaftliche Liebe für sie, denn sie versteht mich, sie begreift mich, sie steht mir in dieser Beziehung weit näher als Mathilde. .... ich dictire ihr meine Gedanken in die Feder, sie sitzt stundenlang an meinem Krankenbett, und es gelingt ihrem heitern Geplauder oft, meine Schmerzen zu verjagen. Sie fehlt mir, wenn sie nicht um mich ist, ich vermisse sie schmerzlich, ich schreibe dann die sehnsüchtigsten Zettel an sie, um sie herbei zu rufen, oder ich mache Gedichte auf sie, in die ich meine ganze Seele ausgieße."

„Das muß ich sagen, das kommt mir unerwartet und klingt fast wie ein Mährchen," rief Meißner. „Ich bin sehr begierig, diese Dame kennen zu lernen."

„Machen Sie sich keine überspannte Vorstellungen von ihr," fiel ihm Heine lächelnd in das Wort, „sie mag wohl sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen, die erste Jugendblüthe ist bereits vorüber. Manchmal ist sie kaum hübsch, doch in andern Augenblicken vollkommen schön, obgleich ihre Züge nicht regelmäßig sind. Sie hat schöne Augen, welche selbst dann sprechen, wenn ihr Mund stumm bleibt; ihre Haare sind prachtvoll, ihr Lächeln ist anmuthig und ihre Tournüre höchst elegant. Sie ist eben so interessant als piquant und gehört zu einem ganz eigenen Genre von Mädchen."

„Sie setzen mich immer mehr und mehr in Erstaunen. Wie lernten Sie sie kennen?"

„Sie kam eines Tags in einer literarischen Angelegenheit zu mir und sagte mir bei dieser Gelegenheit, daß sie von frühster Jugend an für mich begeistert gewesen sei. Ich fand Gefallen an ihr, weil sie in ihrem anmuthigen Wesen den französischen Esprit mit deutscher Innerlichkeit verband. Ich bat

sie, den Besuch recht oft zu wiederholen, und jetzt kann ich keinen Tag mehr ohne sie leben. Sie ist mir das Vögelchen, das der Gefangene auf dem Simse seines Fensters füttert, um es bald wieder herbei zu locken."

Das erzählte Heine, aber er verschwieg, daß er seine Freundin mit kleinen sinnvollen Geschenken überhäufte.

Meißner, der die Kunde dieses auffallenden Verhältnisses mit Kopfschütteln aufnahm, stellte dem Kranken die Frage, ob er dieses Gefühl wirklich für eine tiefe Liebe halte.

„Ja, Meißner, dafür halte ich es," antwortete Heine sehr lebhaft. „Wenn die Seele im Spiel ist, dann wird das Band der Liebe so stark und hält uns so fest umschlungen, daß wir es nur mit dem Leben zu zerreißen vermögen."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thür aufging und eine anmuthige Gestalt herein schwebte, deren Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt war, welcher von ihrem rosa Capothut herabfiel. Ohne die Anwesenheit eines Fremden zu bemerken oder zu beachten, schritt die Dame auf das Bett zu, schlug den Schleier zurück und küßte den Patienten auf die Stirn.

Meißner hatte sich bei ihrem Anblick erhoben, um ihr Platz zu machen und war vor die spanische Wand getreten.

„Mouche, meine liebe Mouche, bist Du endlich da," rief der Kranke mit sichtlicher Freude; wo bist Du herumgesummt, daß Du Deinen armen, kranken Freund so grausam vergessen konntest?"

„Grausam!" rief die Dame lachend, und Meißner horchte auf bei dem Klang dieser Stimme, die sein Ohr bezauberte, wie himmlische Musik. Sie sprach jetzt Worte liebevoller Entschuldigung zu dem Kranken, der einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, und dem es zu Muthe wurde, wie einem gefangenen Adler, dem man plötzlich das Gitter seines Behälters öffnete.

„Verzeihe mir, daß ich an Dir zweifeln konnte," sagte Heine weich, indem er die Hand der Freundin fest in der

seinigen drückte, und dann an die Lippen zog, bevor er fortfuhr: „Jeder Kranke ist eine ganache, und ich lasse mich ungern in diesem miserabeln Zustande sehen, aber die liebe Mouche muß ich dennoch sumsen hören, ihr liebes, theures Schwabengesicht sehen, und meine Charenton-Poesie, der Verrückte an die Verrückte, an sie richten."

Das Mädchen erkundigte sich nun mit Antheil nach dem Zustande seiner Gesundheit, seit sie ihn nicht gesehen hatte.

„Ach!" erwiderte der Kranke traurig, „ich bin sehr elend, ich hustete vierundzwanzig Stunden lang. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei dem Verein gegen Thierquälerei verklagen."

„Will denn gar kein Mittel der Aerzte anschlagen?"

„Nein, nur Dein Anblick, liebe Mouche, gewährt mir Erleichterung, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke, dann fühle ich meine Schmerzen weniger. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte sagen, die gemünzte Luft sind... und sieh, Liebste, ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich, aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Süßeste. Freilich überwältigt mich oft eine weinerliche Verstimmung, mein Herz gähnt spasmatisch, ich wollte, ich wäre todt, denn ich muß sagen: „Tiefster Jammer, Dein Name ist Heine" — und an allem Diesen bist Du Schuld."

„Ich?"

„Ja, Du. Warum kamst Du auch zwei Tage nicht zu Deinem Nebucadnezar II, ehemaligen preußischen Atheist und jetzt Lotusblumenanbeter?"

„Sie können es doch nicht lassen, selbst das Ernsteste in's Lächerliche zu ziehen," sagte das Mädchen mit sanftem Tadel. „Doch was ich sagen wollte, warum haben Sie mir an meinem Namenstage Chocolade geschenkt?"

„Weil man auch der äußeren Umgebung wegen Etwas thun muß," versetzte der Gefragte, „da diese in der Nichtbeachtung

der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an Achtung sehen würde. Ich liebe Dich jedoch so sehr, daß ich für meine Person gar nicht nöthig hätte, Dich hochzuachten."

„O!"

Meißner hatte sich bis jetzt vergebens bemüht, die Dame, die ihm den Rücken zukehrte, im Gesicht zu sehen, aber als er dieses mit einem eigenthümlichen Ausdruck hervorgestoßene O vernahm, verschwand sein letzter Zweifel, und er ließ plötzlich den Ruf: „Margot!" ertönen. Die Dame stutzte, wandte sich voll Ueberraschung um, und den Freund erkennend, flog sie mit dem Ausruf: „Alfred!" auf ihn zu und drückte ihm mit herzlicher Freude die Hände.

Heine, der Meißner's Anwesenheit ganz und gar vergessen hatte, erschrak fast; er stützte sich ganz erstaunt auf den Elnbogen und rief: „Ihr kennt Euch?"

„Ja, ja, schon seit Jahren," rief Margarethe oder Margot, wie sie sich in Paris nennen ließ, „ich werde Ihnen das ein anderes Mal erzählen."

Und sich wieder an Meißner wendend sagte sie:

„Ich habe Ihrer so oft gedacht, besonders in den letzten Tagen, ohne zu ahnen, daß mir die Freude, Sie wieder zu sehen, so nahe bevorstände. — Haben Sie auch meiner zuweilen gedacht?"

„O ja, ich habe oft an Sie gedacht, wie an ein wunderliches Räthsel. Ich fragte mich, welchen Grund Sie wohl haben möchten, mir Ihren Namen, Ihren Stand und Ihre Wohnung so hartnäckig zu verschweigen."

Margot lachte, aber unbemerkt sah sie Heine an, drückte ihm bedeutsam die Hand und legte den Zeigefinger auf ihre Lippen, als wolle sie sagen: „Verrathe ihm auch jetzt nichts!" Dann sagte sie zu Meißner:

„Es thut mir leid, aber einstweilen muß das Räthsel noch unaufgelöst bleiben."

„Unaufgelöst!“ rief der junge Mann mit einiger Empfindlichkeit. „Dann muß ich Sie fragen: Was hat Sie überhaupt zu mir geführt? War es nichts weiter, als der Wunsch, trotz Ihres offenbar höheren Standes das Leben einer Studentin, einer Grisette aus dem Quartier Latin mitzumachen?“

„Auch darüber kann ich Ihnen noch keine genügende Aufklärung geben. Lassen Sie sich an der Versicherung genügen, daß ich Ihnen herzlich gut war und noch immer bin.“

„Ich liebe offenes Spiel zu spielen,“ rief Meißner mit offenbarem Aerger. „Warum haben Sie mich noch mehr verblüfft, als ich zwei Jahre später an einem schönen Sommertag in London kurz vor der Essenszeit in Regensstreet herum schlenderte? Sie begegneten mir mit einer anderen Dame, ich erkannte Sie auf den ersten Blick, zog den Hut und sprach Sie an. Sie behaupteten mit kalter Vornehmheit, mich nicht zu kennen. Ich erlaubte mir, auf unsere Begegnungen im Luxembourg, auf die mit Ihnen verlebten Abende im Chateau rouge anzuspielen. Sie zuckten die Achseln und, als wollten Sie sagen: „Der Mensch muß verrückt sein!“ entließen Sie mich mit einem frostigen Gruße.“

„Es gibt Verhältnisse, über die man sich nicht hinwegsetzen kann,“ sagte Margot ernst, „diese geboten mir, Sie zu verläugnen, so weh es auch meinem Herzen that. Seitdem sind sechs Jahre vergangen, die durch Reisen, Kämpfe und Leiden aller Art ausgefüllt waren. Doch lassen wir das, ich will Ihnen lieber erzählen, was mir gestern begegnete. Ich hatte in der Nähe des Luxembourg zu thun. Als ich meine Gänge beendigt hatte, trat ich in den Garten, den ich seit dem Tage, wo wir dort unter den schattigen Bäumen uns ergingen, nicht wieder betreten hatte, jetzt kam mir dieser Ort abscheulich steif, zopfig und traurig vor.“

„Und da dachten Sie meiner?“

„Ja, ich dachte Ihrer mit Wehmuth und Freude. Ich weiß

nicht, welches Gefühl mich antrieb, das Hôtel wieder zu sehen, in dem Sie damals gewohnt hatten; ich wollte mich überzeugen, ob in diesem sich ewig erneuernden Paris die cour de commerce nicht auch, wie so viele andere Dinge, verschwunden sei. Doch nein, das Hôtel-Britannique war nicht nur da, sondern hinter den Scheiben, an derselben Stelle wie sonst, saß noch die Wirthin, die Engländerin mit der langen, spitzen, rothen Nase, die mich immer, wenn ich Sie besuchte, mit einem so strengen Gesichte anzusehen pflegte."

„Also die alte Mißtreß Painfeld lebt noch?"

„Ja, sie lebt und bewacht ihr Hôtel noch immer, wie der Cerberus das Höllenreich. Ich aber dachte bei ihrem Anblick, es wäre doch schön, wenn jetzt ein alter, abgenutzter Romaneffect eintreten würde, wenn in diesem Augenblick Alfred aus dem Hause hervorträte. Was wollen Sie, wir Frauen sind so dumm," setzte sie hinzu, als sie Meißner's ein wenig spöttisch verzogenes Gesicht bemerkte.

Heine winkte sie zu sich. Sie beugte sich über ihn und er sagte fast schmerzlich:

„Also diesen hast Du geliebt, Mouche?"

Sie erwiderte ohne Zagen mit lauter, klarer Stimme:

„Ob ich ihn geliebt habe, weiß ich wirklich nicht zu sagen, aber ich war ihm von Herzen gut und habe mich unendlich amüsirt mit ihm."

„Und jetzt?" forschte der Kranke weiter.

„Jetzt bin ich ihm noch eben so gut, aber ich werde mich nicht mehr mit ihm amüsiren."

„Warum nicht?"

„Weil ... weil ... Lassen Sie mich schweigen, ich will und werde nicht mehr sagen."

„Die Sache geht mich nichts an," sagte Heine gedankenvoll, „sie hat vor meiner Zeit stattgefunden ... mit mir kannst Du Dich nicht amüsiren, Du kannst mich armes, verkrüppeltes

Menschenexemplar nur pflegen und mir die letzten Tage versüßen."

„O, wie gern thue ich das," rief Margarethe mit Begeisterung.

„Ja, Du thust es mit der aufopferndsten Liebe, ich erkenne es an und Gott lohne Dich dafür."

Mathilde kam herein und brachte ihrem Manne Bouillon. Das Gespräch wurde abgebrochen.

Während Heine trank und Mathilde sich mit dem Pudel und der Katze beschäftigte, die bei ihrem Eintritt mit ihr hereingekommen waren, während sie die Thiere liebkoste und dazwischen freundliche Worte an ihren Mann richtete, fand Meißner Gelegenheit, Margot zuzuflüstern:

„Werden wir uns im Luxembourg wieder treffen?"

„Nein," erwiderte sie mit Entschiedenheit, „wir werden uns nirgends treffen, als an dem Krankenbett unseres gemeinschaftlichen Freundes."

Meißner ließ es sich gesagt sein; er sah ein, daß seine Macht über Margots Herz vorüber war, er drang nicht weiter in sie, und sah sie wirklich fortan nicht anders, als an Heine's Schmerzenslager.

Einige Tage vor Meißner's Abreise saß er wieder vor dem Bette des kranken Liedersängers. Sie sprachen von vergangenen Zeiten, von Jugendglück, von Liebeslust und Ruhmeskränzen. Plötzlich lachte Heine laut auf.

„Was ist der Ruhm? Ein Schatten," rief er bitter aus, „ein Tand, der süß ist wie Ananas und Schmeichelei ... aber er wird mir seit Jahren sehr verleidet; er kommt mir jetzt bitter vor, wie Wermuth. Ich kann wie Romeo sagen: Ich bin der Narr des Glücks."

„Aber Sie haben wenigstens das Glück gekannt, das so Manchem ganz und gar versagt bleibt,“ warf ihm Meißner ein.

[*] „Was habe ich davon?“ rief Heine schmerzlich. „Ich stehe jetzt vor dem großen Breinapf, mir fehlt aber der Löffel, um zuzulangen. Was nützt es mir, daß bei Festmahlen aus goldenen Pokalen in den edelsten Weinen meine Gesundheit getrunken wird, während ich selbst unterdessen, abgesondert von aller Weltlust, nur mit einer faden Tasse Tisane meine Lippen netzen darf. Was nützt es mir, daß begeisterte Jünglinge und Jungfrauen meine Marmorbüste mit Lorbeern bekränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine spanische Fliege hinter die Ohren gedrückt wird.“

Meißner suchte ihn durch freundliche, theilnehmende Worte zu trösten. Heine winkte wie abwehrend mit der Hand und sagte tiefwehmüthig:

[*] „Ach! der Spott Gottes lastet schwer auf mir. Die Lauge der Verhöhnung, die er über mich herabgießt, ist entsetzlich, und schauerlich-grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Ueberlegenheit und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber in meinem Geiste blitzt doch die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und so wage ich anzudeuten, es wolle mich bedünken, als zöge sich dieser grausame Spaß etwas zu sehr in die Länge.“

Meißner suchte ihm abermals freundlichere Bilder vorzuführen. Heine ging darauf ein, aber bald verfiel er wieder in Grübeleien, die ihm peinlich waren.

[*] „Mein Leben war allerdings schön,“ sagte er; „ich war der Lieblingspoet der Deutschen geworden, ich wurde sogar zu Frankfurt gekrönt wie ein deutscher Kaiser, Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen . . . es war schön. Warum mußte

ich doch meinen Heimweg durch die Judengasse nehmen, die nicht weit vom Römer entfernt ist. Als ich sie auf meinem Triumphzuge durchschritt, ging ein häßliches altes Weib mir quer über den Weg und drohte mir, als wolle sie mir ein Unglück weissagen. Ich stutzte vor der Gestalt, fuhr einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Kranz fiel in den Staub der unreinen Gasse. Weh mir! Seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein wahrer Knoblauchsgeruch, den ich nicht wegbringen kann. Schade um den schönen Kranz!" setzte er mit einem erstickten Schluchzen hinzu.

Meißner fühlte das Leid und die Verunglimpfung, die dem Dichter angethan worden, mit ihm, und erschöpfte sich in Trostgründen, die nicht anschlagen wollten. Heine hob wieder an:

[*] „Das Buch über Börne war ein Wurf in ein Wespennest, die mich grausam gestochen. Doch wie dem Simson im Tempel der Philister, kam mir die Kraft in der Stunde der Demüthigung. Was hat mir die Rotte der feilen Buben nicht Alles vorgeworfen! Und glauben Sie mir, Meißner, ich habe moralischer gelebt, als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Unmoralität zeihen. Nie in meinem ganzen Leben habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Ist das nicht sehr merkwürdig? Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird mir es Jemand glauben? Und es ist dennoch so. Ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen, ich habe nie ein Mädchen verführt, nie eins verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber, und nie der letzte."

Jetzt brachten die Wärterinnen eine große Wanne herein, in welcher der Kranke ein Kräuterbad nehmen sollte.

Meißner erhob sich und griff nach seinem Hute.

„Ich sehe Sie doch noch, bevor Sie abreisen?" rief Heine dringend.

„Gewiß und jedenfalls werde ich nächstes Jahr wieder nach Paris kommen.“

„Dann werden Sie mich aber in meinem neuen Quartier aufsuchen müssen.“

„Wollen Sie schon wieder ausziehen?“

„Ich werde wohl müssen.“

„Können Sie mir jetzt schon die Adresse geben?“

„O ja, Kirchhof Montmartre bei Freund Hein; die Nummer des Grabes werden Sie jedenfalls bei dem Kirchhofsverwalter erfragen können.“

Um seine Rührung nicht zu zeigen, ging Meißner schnell fort.

Des Liederschwans Verstummen.

Meißner war wieder abgereist und die Mouche war fast der einzige Besuch, den Heine noch zu empfangen hatte. So kam das Jahr 1856, aber es verminderte die alten Leiden des Kranken nicht, seine Tage vergingen einförmig unter Schmerzen und Pein, Mathilde pflegte ihn mit der treuesten Sorgfalt, die Mouche besuchte ihn täglich und brachte ihm nicht nur Trost, sondern in seinen guten Stunden auch Erheiterung.

Gegen Mitte Februar wurde der gleichmäßig leidensvolle Zustand des Kranken durch ein heftiges Unwohlsein unterbrochen, welches durch einen Diätfehler hervorgerufen wurde, der ein sehr heftiges Erbrechen zur Folge hatte, wodurch der schon lange nur noch künstlich zusammengehaltene Organismus völlig zerstört wurde.

Zufällig kamen die Aerzte einige Tage nicht, weil ein Jeder sich auf den Andern verließ. Mathilde kam nicht auf den Gedanken, zu ihnen zu schicken, weil sie die Sache für unerheblich hielt, da ihr Gatte schon öfters an Erbrechungen gelitten hatte, die jedesmal ohne erhebliche Folgen vorüber gegangen waren.

Dagegen ging Mathilde schon lange mit dem Gedanken um, den Kranken in Berührung mit einem Geistlichen zu bringen, sie glaubte, weil er sich der Religion wieder zugewendet,

müsse er sich auch dem Pfaffenthume zuwenden. Sie wagte es zwar nicht, was sie am liebsten gethan hätte, ihm einen Priester ihrer eigenen Religion zu senden, die sie für die beste hielt, während sie den Protestantismus nur als eine Art Heidenthum betrachtete, aber sie brachte eines Tags einen Geistlichen seines eigenen Bekenntnisses an sein Bett.

Leider hatte sie sich in der Wahl vergriffen, denn der von ihr Auserkorene war kein vernünftiger Priester des höchsten Gottes, sondern ein Mucker von der ärgsten Sorte.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte Heine, der sich unangenehm berührt fühlte bei dem Anblick des schwarzen Talars, „wer hat Sie hierher beschieden?"

„Dero christliches Eheweib, die besorgt ist für das Heil Ihrer unsterblichen Seele," erwiderte der Priester, während die hocherröthende Mathilde eiligst das Zimmer verließ.

„Das ist mir unbegreiflich," rief der Kranke, während der Priester ruhig Platz nahm vor seinem Bette. „Ich brauche einen Arzt, aber keinen geistlichen Gemüthströster."

„Sie können den Arzt entbehren, wenn Sie Ihren Sinn zu Gott wenden," sagte salbungsvoll der Geistliche, „denn Gott versteht es, seinen Diener ohne den Beistand der menschlichen Wissenschaft zu curiren."

„Schwatzen Sie keinen Unsinn, Herr," fiel ihm der Patient ärgerlich in das Wort, „denn sonst werde ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, Sie zu bitten, mich schlennigst zu verlassen."

Der Geistliche brachte evangelische Gemeinplätze vor, sprach von Opfern, erklärte, daß die irdischen Genüsse verflucht seien und das Fleisch gekreuzigt werden müsse.

Da regte sich der Geist des Spottes noch einmal in Heine, und er rief lebhaft:

„Ei, meinen Sie, mein Fleisch sei noch nicht genug gekreuzigt? Soll ich mir etwa den von spanischen Fliegen auf-

gezogenen Rücken auch noch blutig geißeln? Und meine Genüsse, die seit acht Jahren in Pulver, Pillen und Mixturen bestehen, möchte ich herzlich gern einem Andern zukommen lassen. Doch zur Sache, was wollen Sie eigentlich? Auf geistliche Spitzfindigkeiten lasse ich mich nicht ein, und in das Gebiet der Intelligenz werden Sie sich wohl nicht verirren."

„Die Intelligenz ist eine unfruchtbare Gabe, wenn sie allein steht, ohne von dem Geiste Gottes befruchtet zu sein, und Witz und Spott sind geringfügige, aber verderbliche Dinge," sagte der Geistliche mit eintöniger, weinerlicher Stimme. „Ich ermahne Sie, mein Sohn, wenden Sie sich in aufrichtiger Reue zu Gott — der Mensch ist ein so unvollkommenes Geschöpf vor ihm und hat sich sehr besudelt, seit er rein aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Ach! der Keim böser Empfindungen entwickelt sich schnell in dem Herzen, in welchem der Schlamm des Lasters auf dem Boden liegt."

„Mein Herr," rief Heine gereizt, „es scheint, Sie halten mich für einen Ausbund von Schlechtigkeit und Verderbniß."

„Wer ist gerecht vor dem Herrn?" hob der Mann der Kirche wieder an, „Gott gebraucht mich als Werkzeug, um Sie verlornes Schaf auf den Weg der Gnade zu führen. O, mein Sohn, Sie haben schwer gesündigt, und wenn Gott nicht die Liebe wäre und die ewige Barmherzigkeit, so würde er Ihre rechte Hand haben verdorren lassen."

„Ei, warum denn gerade die rechte?" frug Heine.

„Weil sie eine Feder geführt hat, die zum Donnerkeil geworden ist, der die heilige Kirche schwer getroffen hat. Die einzige Lampe des Heils, die in diesen Zeiten der Finsterniß noch leuchtet, beginnt zu schwanken unter dem Hauche der Verderbniß, der aus schlechten Büchern hervorgeht, und ist dem Erlöschen nahe. Großes Unglück bedroht die Christenheit durch Ihre Schriften, die man durch den Henker verbrennen lassen sollte. — Das Schild des Glaubens ist in Gefahr."

„Ich mag in einigen Puncten gefehlt haben," erwiderte Heine nach einem kurzen Stillschweigen, „doch habe ich als Christ gelebt, denn ich half wo ich konnte, war menschenfreundlich gegen Alle, bewährte mich als wahrer Freund und war weder ein schlechter Sohn, noch ein schlechter Gatte."

„Das ist allerdings Etwas, aber noch lange nicht genug zur Sühnung Ihrer Sünden. Sie sind mit den Grundsätzen der Ketzer genährt worden. Ich habe zwar vernommen, daß Sie wieder angefangen haben, sich zum Glauben und zu Gott hinzuwenden . . ."

„Und ich hoffe, daß er mir verzeihen wird, denn das ist sein Metier," unterbrach ihn der Kranke; doch ohne diese Unterbrechung zu beachten, fuhr der Geistliche fort:

„Damit ist es aber nicht genug, Sie müssen widerrufen, was in Ihren verfluchten Büchern steht, müssen Abbitte thun für die große Sünde, die Religion in ihren Dienern beleidigt zu haben, wenn Sie nicht in alle Ewigkeit in dem höllischen Feuer- und Schwefelpfuhl brennen wollen."

Heine zuckte spöttisch die Achseln und gab ihm keine Antwort.

„Wenn Sie sich nicht bekehren," hob der Geistliche mit einem furchtbar verzerrten Gesichte und mit drohend erhobener Faust wieder an, „so wird Gott herangebraust kommen in seinem Grimme, und Sie gleich Allen zermalmen, die nicht seine Pfade gewandelt sind."

„Jetzt habe ich gerade genug," fuhr der Kranke auf; „Duckmäuserei, Heuchelei und Liebedienerei war nie meine Sache; ich habe nie meinen Wandel auf verbotenen Wegen dadurch zu bedecken und zu beschönigen gesucht und werde es auch jetzt nicht thun, und somit muß ich Sie bitten, Ihren Besuch abzukürzen, denn Sie belästigen mich."

„Wehe über die Verderbniß der Welt," jammerte der Lämmleinsbruder; „es wird dunkler und immer dunkler um

mich, vergebens suche ich die Feuersäule, die ehemals den Hebräern in der Wüste geleuchtet hat."

„Wenn Sie die sehen wollen, so bemühen Sie sich nur vor meine Hausthür, da steht sie eben, und wird Ihnen heimleuchten," sprach spottend der Kranke und zog gleichzeitig die Schelle an.

Mathilde, die mit der Ungeduld der Neugierde an der Thür gelauscht hatte, wagte sich nicht herbei, aber die beiden Wärterinnen kamen gleichzeitig in das Zimmer. Heine befahl ihnen, den geistlichen Herrn die Treppe hinunter bis vor die Hausthür zu begleiten.

Die Wärterinnen machten unter höflichen Knixen die Thür auf. Jetzt die Larve der Milde und Sanftmuth abwerfend, schimpfte der Geistliche wie eine Rohrdommel, rief alle Flüche des Himmels auf den verstockten Sünder herab und drohte ihm, indem er über die Schwelle stolperte, nochmals mit den ewigen Höllenstrafen.

„Aha," murmelte Heine mit einem matten Lächeln, „der reißende Wolf hatte sich mit dem Fell des schüchternen Lämmleins bekleidet, aber endlich gewann seine Natur doch die Oberhand," dann rief er mit lauter Stimme seine Frau herbei, die mit niedergeschlagenen Augen kam.

„Warum hast Du mir das gethan, Mathilde," sagte er vorwurfsvoll.

„O, verzeihe mir," rief sie mit Innigkeit, „ich meinte es gut, wollte Dir Trost verschaffen, aber ich habe einen Fehlgriff gethan."

Er reichte ihr die Hand und Alles war vergessen.

Gegen Abend stellte sich das Erbrechen wieder ein, doch hoffte der Kranke auch aus diesem Kampfe hervorzugehen, aber als die Magenentleerungen an Heftigkeit zunahmen, wurde endlich Doctor Gruby gerufen, doch es war leider um vierundzwanzig Stunden zu spät.

Der Doctor prüfte den Zustand des Kranken und erkannte sogleich das Rettungslose desselben.

„Nun, Doctor, wie steht es mit mir? Werde ich sterben?" fragte Heine.

Doctor Gruby glaubte ihm nicht verhehlen zu dürfen, wie es mit ihm stehe, da er ja durch langes Leiden auf seinen Tod gefaßt sein mußte. Heine nahm die Nachricht mit voller Ruhe auf, ohne im Geringsten dadurch erschüttert zu werden.

Sobald der Arzt ihn verlassen hatte, änderte er noch Einiges an seinem früher geschriebenen Testamente. Er verbot seine Gebeine nach Deutschland zu bringen und seinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen; da seine Krankheit aber oft einem starrkrampfartigen Zustande glich, so befahl er, ihm eine Ader zu öffnen. Der Leichenzug sollte so einfach als möglich sein, kein Geistlicher sollte mitgehen, noch eine Rede an seinem Grabe gehalten werden, dann schloß er mit den Worten:

> „Ich habe seit vier Jahren allem philosophischen Stolze entsagt und mich wieder religiösen Ideen zugewendet. Ich sterbe in dem Glauben an einen ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Werken respectlos von heiligen Dingen gesprochen zu haben."

Herrn Joubert, ehemaligen Rath am Cassationshof, ernannte er zu seinem Testamentsvollstrecker.

Sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde, doch dauerte der Zweikampf zwischen dem Leben und dem Tode noch den ganzen folgenden Tag. Zuweilen ging der Name Eveline über seine Lippen. Bilder aus der Jugend schienen ihn zu umgaukeln.

Bei Mathildens unpractischem Sinne herrschten oft ungeheuere Geldsorgen in dem Heine'schen Haushalte. So kam sie noch am Morgen des 16. Februars an das Bett ihres sterbenden Mannes und klagte, daß die Kasse leer sei. Stets bereit,

sie zu beruhigen, tröstete sie der halbtodte Mann mit gebrochener, ja lallender Stimme:

„Sei unbesorgt, Liebe," sagte er, „es kommt in diesen Tagen ein Mann mit einem Sack voll blanker Thaler ... der kleine Zacharias ... da wird Alles wieder gut werden ... es wird Geld in's Haus kommen ... der kleine Zach ... a ... rias kommt ... mit einem Sack voll ... blanker Thaler."

„Er redet irr," rief Mathilde weinend; sie wußte nicht, woher der Sack mit den blanken Thalern kommen sollte, noch wer der kleine Zacharias sei.

In der Nacht drückte er ihr noch einmal dankbar die Hand. Die liebevolle Gattin und die Tröstungen, welche er aus der Religion schöpfte, waren die beiden Engel, welche sein Sterbelager umstanden.

Morgens gegen vier Uhr hauchte Heine seinen Geist aus, der kranke Schwan hatte sein Sterbelied ausgesungen. Mathilde fiel fast leblos über sein Lager, vergebens ein Rettungsbret suchend in diesem Schiffbruche all' ihres Glücks und ihrer Hoffnungen. Die Verzweiflung ward Königin in ihrem Herzen, sie konnte nicht beten, denn wenn man beten will; muß das Gemüth ruhig sein, in ihrer Seele aber herrschte der Sturm; sie jammerte nur unaufhörlich über ihre Verlassenheit.

Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und eine Stimme, die harmonisch tönte wie Gesang, sagte:

„Gott ist eben so gut, als er groß ist, sein Vaterauge wacht über allen Verlassenen."

Es war die Mouche, die unbemerkt eingetreten war. Nachdem sie die Leiche ihres Freundes, die im Tode schöner war, als man den Lebenden je gesehen hatte, eine Weile mit stummem Schmerz betrachtet, beugte sie sich über dieselbe, küßte mit Andacht die erblaßten Lippen, schnitt sich ein Büschel seiner Haare ab, und verließ stillschweigend und geräuschlos das Trauerhaus.

Die Leiche war so schön, wie nie Jemand Heine im Leben

gesehen hatte, der Tod hatte eine jugendliche Verklärung über sein Gesicht ausgegossen und die Gypsmaske, die man von seinem Gesichte abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.

Am 20. Februar fand die Bestattung statt. Der Zug, der die Hülle des Verstorbenen nach dem Kirchhof Montmartre begleitete, war sehr klein, von den vielen literarischen Größen, die einst mit ihm befreundet gewesen, hatten sich nur Alexander Dumas und Theophile Gautier eingefunden.

Die Presse meldete seinen Tod ganz kurz, wie jedes andere Ereigniß, nur Friedrich Szarvady widmete ihm einen Nachruf, in dem er sagte:

„Heine stieg sang- und klanglos zum Orkus hinab, ein kleines Häuflein von Journalisten ging mehr aus Berufspflicht, denn aus Pietät mit. Der Poet, der unsterblich bleiben wird, wurde vergessen über den dunkeln Seiten im Leben und Wirken Heine's und so geschah es, daß selbst der versöhnende Moment, der sonst so vieles ausgleicht, nicht die Kraft besaß, seine Landsleute oder die Bewunderer seines Geistes unter den Franzosen, im Gefolge des schwarzen Wagens zu versammeln.

Die geringe Schaar trennte sich, nachdem der Sarg in einer vorläufigen Gruft beigesetzt worden. Ein trauriger Anblick, ein wahres Todtengericht — aber wir hoffen, daß dieses scharfe Verdict der Ueberlebenden in diesem entscheidenden Augenblick eine Sühne für die Vergangenheit sein, und daß aus der Asche des gebrechlichen Menschen nur der unsterbliche Geist des großen Dichters und der Erinnerung, der deutschen Nation entgegen schweben werde."

Und so war es — Heine's Tod wurde der Anfang zu seiner Apotheose.

Als er verschieden war, hatte sich in seinem Hause so wenig Geld vorgefunden, daß ohne die Aushülfe eines Freundes die Begräbnißkosten nicht hätten bestritten werden können. An dem

Tage nach der Beerdigung fand sich jedoch ein kleiner buckliger Mensch, dem man seine jüdische Abstammung am Gesichte ansah, mit einem grauen, schweren Geldsack ein und stellte sich als Monsieur Zacharias vor.

Heine hatte kurz vor seinem Tode einen Vertrag mit dem Buchhändler Michel Levy über die neue französische Ausgabe seiner Werke abgeschlossen. Die Correctur des letzten Bogens der Reisebilder war vierzehn Tage zuvor fertig geworden und jetzt brachte Zacharias das bedeutende Honorar, welches der Buchhändler dafür zahlte.

Schluß.

Zwei Wochen nach dem Todesfall erhielt Meißner ganz unerwartet einen Brief von Margot, der mit den Worten begann:

„Vor vierzehn Tagen haben wir Heine begraben. Sie, wie ich, haben durch diesen Tod einen unersetzlichen Verlust erlitten. Wie Sie wissen, lernte ich ihn in den ersten Tagen meiner Rückkehr nach Paris kennen und saß seitdem viele hundert und hundert Stunden an seinem Krankenbett. Wenn Sie jemals wieder nach Paris kommen, so besuchen Sie mich, (ich füge meine Adresse bei), ich habe Ihnen viel von ihm zu erzählen, auch manches Blatt von seiner Hand zu zeigen, das Sie interessiren wird. ꝛc.“

In den ersten Tagen des Mai's kam Meißner in Paris an und es war seine erste Sorge, die genau angegebene Wohnung seiner räthselhaften Freundin aufzusuchen, die sich Madame K. nannte. Sie bewillkommnete ihn mit herzlicher Freude, vermied jedoch, auf ihr früheres Verhältniß mit ihm anzuspielen. Nach einer Weile begann sie von Heine's letzten Tagen zu erzählen, dann führte sie den Freund in ein entlegenes Boudoir, nahm eine Cassette aus einem Schranke, stellte sie vor Meißner auf die Marmorplatte eines Gueridons, und nachdem sie an seiner Seite auf einer Causeuse Platz genommen, schloß sie die Cassette auf,

welche ausschließlich mit Briefen von Heine angefüllt war. Es waren lauter mit mächtig großen Buchstaben geschriebene Zettel, Grüße, Klagen, Einladungen und Bitten, zu ihm zu kommen, kleine Liebesbriefchen, die oft von einem verzehrenden Hauche der Sehnsucht, von einem verzweiflungsvollen Schmerze durchglüht waren.

Ein eigenthümliches, tief wehmüthiges Gefühl überkam Meißner, als er die von der Hand des kurz zuvor Hingeschiedenen geschriebenen Blätter sah, die alle mit Bleistift in großen Zügen hingeworfen waren, da er mit seinen fast erblindeten Augen kaum mehr sah, was er schrieb.

Margot nahm jetzt ein Buch aus der Cassette und reichte es dem Freunde hin.

„Das hat er mir kurz vor seinem Tode geschenkt," sagte sie, „und wie Sie sehen, hat er mir auch einige Worte hinein geschrieben."

Meißner erkannte mit Rührung in dem Buche seinen ersten Roman, die Geschichte des Pfarrers von Grafenried, der eigentlich unter allen seinen Werken sein Liebling war.

„Es war das letzte Buch, das Heine mit Theilnahme gelesen hat," sagte Margot, „denn ihn interessirte darin die groteske Persönlichkeit des ihm wohlbekannten Communisten und rothen Republikaners, der sich vor Zeiten in Paris aufhielt.

„Wie, er hat ihn in meiner Schilderung erkannt?" rief Meißner überrascht.

„Gewiß hat er, und was Sie vielleicht interessiren wird, ist, daß diesem Menschen während seines hiesigen Aufenthalts von Heine die Aufgabe geworden war, seine Frau im Deutschen zu unterrichten."

„Sie überraschen mich; ich habe nicht geahnt, daß Madame Heine Deutsch versteht."

„Sie versteht es auch nicht," erwiderte Margot lachend, „denn es zeigte sich bald genug, daß sie zur Erlernung dieser

Sprache auch nicht die geringste Anlage hatte. Nach einem halbjährigen Studium vermochte sie kaum, wie mir Heine erzählte, einen deutschen Satz auszusprechen. Nehmen Sie Platz! war die papageiartig eingelernte Formel, mit welcher sie den Landsleuten ihres Mannes einen Stuhl anbot, worauf sie ganz erstaunt, daß das kühne Wagstück, das ihr so viel Anstrengung gekostet, gelungen war, so wie über die Schwierigkeit des Unternehmens, jedes Mal in ein herzliches Gelächter ausbrach.

„Sie ist eine gute harmlose Seele," sagte Meißner mit Ueberzeugung. „Heine hätte vielleicht anders wählen sollen, aber für das Bedürfniß seines Herzens hatte er gewiß die beste Wahl getroffen."

„Das mag wohl sein," stimmte Madame K. bei, „aber seinem Geiste konnte sie sicherlich nicht genügen, und er würde sie schwerlich in den Roman verflochten haben, den er zu schreiben beabsichtigte."

„Wollte Heine einen Roman schreiben?"

„Ja, er wollte die Geschichte der Gräfin Cosel, deren Ende besonders auf ihn wirkte, zur Unterlage eines Romans benutzen. Bekanntlich fühlte sie während ihrer Gefangenschaft auf dem Schlosse Stolpe eine Hinneigung zum Judenthum und begann talmudische Weisheit zu studiren."

„Das that in neuerer Zeit auch Lady Esther Stanhope in den Wüsteneien des Libanon's, und das konnte allerdings auf Heine's Gemüth wirken, ich begreife das."

„Ja, es wirkte so tief auf ihn, daß die zurückgedrängten Mächte des Glaubens, die Erinnerungen seiner Kindheit und seines Knabenalters, am Abend seines Lebens noch einmal an ihn herantraten. Wäre er uns nur noch ein Jahr erhalten geblieben, so würde er seinen Vorsatz ausgeführt und mir den Roman in die Feder dictirt haben."

Die Mouche erhob sich und nahm ein Buch von einem eleganten Büchergestell.

„Sehen Sie, hier ist der Band der Vehse'schen Memoiren, welche die Geschichte der Gräfin Cosel enthält, die ich mehrmals dem armen Kranken vorlesen mußte."

Margot ward nicht müde von dem Dichter zu erzählen, und Meißner ward nicht müde zuzuhören. Stunde um Stunde verging, es dämmerte bereits, als Meißner mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, sich endlich entfernte.

Da er es für schicklich hielt, auch bei Mathilden einen Besuch zu machen, so suchte er sie in der letzten Wohnung, die sie inne gehabt hatte, auf, allein sie wohnte nicht mehr dort, sondern auf dem Lande, und so vergingen abermals einige Tage, bis er hinaus nach Asnieres kam, wo Frau Mathilde in einem hübschen, aus rothen Backsteinen erbauten Landhause, das mit Schlingpflanzen umgrünt war, eine Villagietura hielt. Die Glycinia mit ihren violetten Dolden, die rothblumige Bigonia, die breitblätterige Aristolochia, der weiße Jasmin, die Passionsblume und wilde Reben rankten sich an der Gartenfronte bis zum Dache hinauf und boten einen gar freundlichen Anblick dar.

Er fand Mathilde in Gesellschaft ihrer unzertrennlichen Freundin Pauline. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, sah aber sonst recht wohl und blühend aus, und Alles verrieth, daß Heine's Familie sie nicht Noth leiden ließ. Sie war von ihren Lieblingen umgeben. Der sehr alt gewordene Pudel lag auf dem Fußteppich und schlief, der Kater sonnte sich am Fenster, der Papagei ließ sich ein Bisquit schmecken, das ihm Mathilde durch die Stäbe seines Gitters reichte; alle drei Thiere trugen schwarze Trauerbänder um den Hals.

Bei Meißners Anblick kam das Gefühl ihres Verlustes wieder recht lebendig über die Wittwe, sie brach in herzzerreißendes Schluchzen aus.

„O, Monsieur Mesnair," rief sie in schmerzlicher Bewegung, „der arme Henri, der liebe gute Mann ist

todt ... ach, ich bin so einsam und verlassen, so unglücklich.“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sagte Meißner theilnehmend, „man ist nie ganz unglücklich, wenn man Pflichten zu erfüllen hat und Zuneigungen besitzt.“

Er suchte sie noch weiter zu trösten, und es gelang ihm auch bald, ihren noch immer hübschen Lippen ein Lächeln zu entlocken, besonders als er sie an Heine's Wunsch erinnerte, daß sie sich wieder verheirathen möchte.

„Nein, nein,“ rief sie heftig, „ich werde mich nicht wieder verheirathen, denn ich werde nicht wieder einen Henri finden, der so gut war, ach! so gar gut und lieb.“

Und abermals begannen ihre Thränen zu fließen.

„Aber,“ warf ihr Meißner ein, „die willkürliche Vereinzelung des Herzens ist nicht nur ein Schmerz, sondern ein Fehler — das müssen Sie wohl bedenken, Madame Heine.“

Sie gab zu, daß er Recht haben könne, dann weinte und lachte sie abwechselnd. Die Jahre der Reife waren über sie gekommen, sie stand auf der Grenzscheide, welche den Sommer von dem Herbst des Lebens trennt, aber an Gemüth war sie ein Kind geblieben.

Es wurde verabredet, daß man gemeinschaftlich Heine's Grab besuchen wolle, und Zeit und Stunde wurde bestimmt.

An einem schönen Maitag, gerade zwölf Wochen nach dem Tode des Dichters, wartete Meißner in der Bahnhofstation auf Madame Heine, um sich mit ihr an die letzte Ruhestätte ihres Gatten zu begeben. Es war ein schöner, lachender, goldner Morgen, an dem die Sonne ihre Lichtfluthen über die Landschaft goß. Die knotigen Zweige der Eichen hatten reiches Laub angesetzt. Maßliebchen, Himmelsschlüsselchen und Anemonen blühten üppig in den kleinen Gärtchen, die den Bahnhof umgaben. Der Zudrang Derer, die aus der Stadt heraus, wie Derer, die vom Lande hinein wollten, war ungeheuer; man drängte sich,

man stieß sich, um an die Casse zu gelangen und ein Fahrbillet zu erhalten. Endlich kam Madame Heine in Begleitung ihrer Freundin Pauline; sie trug ein reiches Bouquet jener großen Jelängerjelieber, die wie dunkelvioletter Sammet aussehen, in der Hand.

Man begrüßte sich schweigend und wandelte dann gemeinschaftlich die lange Rue-d'Amsterdam hinauf, bis man an dem schön und malerisch gelegenen Kirchhof von Montmartre ankam. Mathilde schritt voraus auf die Höhe; in dem vornehmsten Theil des Todtengartens, wo am Abhange, mit der Aussicht auf die mit riesigen Cypressen bepflanzte Gräberstätte, in der Nähe wo die edeln Rebuplikaner Armand Marast und Godefroy Cavaignac eingebettet sind, ein hoher einfacher Stein stand, der in vergoldeten Buchstaben die Aufschrift: Heinrich Heine trug. Ein Immortellenkranz lag auf dem Hügel. Mathilde legte unter bittern Thränen ihren Jelängerjelieberstrauß dazu, kniete nieder und sprach ein inniges Gebet für die Seelenruhe des geliebten Verstorbenen.

Darüber war es Mittag geworden. Kein Gesumme war in der Luft, kein Gezwitscher auf den Bäumen zu hören, überall herrschte die tiefste Stille. Die im Zenith stehende Sonne ließ höchstens unten am Gesträuch einen schmalen Schattenstreifen hinlaufen, der einer Einfassung von schwarzem Sammet zu vergleichen war.

Man schlug den Weg nach der Stadt wieder ein. Unterwegs mußte Meißner daran denken, wie Heine selbst in seinem Romanzero einen solchen Grabbesuch seiner Frau beschrieben hatte, und er murmelte die Worte des Gedichtes leise vor sich hin:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie mir das Grab zu schmücken,
Und sie murmelt: Pauvre homme!
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich gar zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten.
Ach! sie schwankt auf müden Füßen!

Süßes, dickes Kind, Du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen,
An dem Barrierengitter
Siehst Du die Fiaker stehen.

Meißner war im Begriff, Mathilden auf das merkwürdige in Erfüllunggehen dieses Gedichtes aufmerksam zu machen, als ihm einfiel, das sie ja nie eine Zeile ihres Gatten gelesen hatte; doch um die Sache vollständig zu machen, rief er am Barrierengitter einen Fiaker an und fuhr mit den beiden Frauen die Rue-d'Amsterdam herab an den Bahnhof, wo er sich von Heine's Wittwe trennte, die mit ihrer Freundin nach Asnieres zurück fuhr.

Bald nach dieser Pilgrimschaft an Heine's Grab, kehrte Meißner nach Deutschland zurück.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.